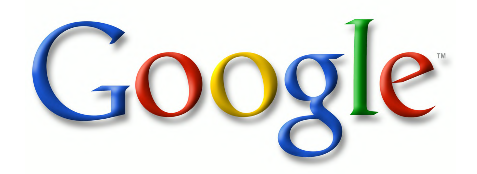
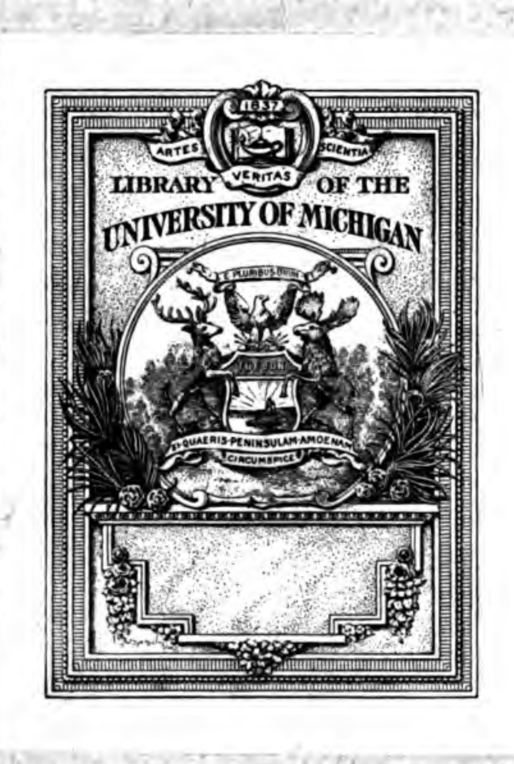





1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhunderteinunddreißigster Band.

Januar bis März 1908.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1908.



Inhaltsverzeichnis

des

131. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Ossian.

Von

H. R. D. Anders.

Es sind gerade hundert Jahre verflossen, seitdem die Highland Society in London den gälischen Text der von Macpherson angeblich übersetzten Lieder Ossians (respektive Oisians) der Oeffentlichkeit übergab. Die Streitfrage über die Echtheit Ossians schien somit endgültig geklärt und erledigt. Der Täuschungsversuch war so schlau berechnet, so klug angelegt worden, daß sich selbst manche der besten Keltologen haben irreführen lassen, und heute noch kann der Laie, der seinen Meyer, seinen Brockhaus, oder das sonst vorzügliche Dictionary of National Biography nachschlägt, nicht die reine Wahrheit erfahren über Fragen, über die für die strenge Wissenschaft kein Zweifel vorhanden sein kann. Nur wer die Tatsachen nicht genau kennt, wer nicht selbst auf dem Gebiet geforscht hat, steht dem Wirrwarr ratlos gegenüber, bis er für das komplizierte Labyrinth den Ariadnefaden gefunden.

Das Kapitel über Ossian wird man notwendig als ganzes und einheitliches behandeln müssen. Es wird unsere Aufgabe sein, zu versuchen, nicht nur die im Urteil und in der Wertung der Mit- und Nachwelt schwankende Gestalt diesmal festzuhalten, sondern auch Macphersons Leben und Wirken, seine Bildung und Belesenheit, sofern sie Licht auf die Ossianfrage zu werfen geeignet sind, näher ins Auge zu fassen. Die Echtheitsfrage wird dann um so leichter zu lösen sein, wenn wir den richtigen Gesichtspunkt gefunden haben.

Werfen wir also, ehe wir ihren Siegeslauf durch die Welt verfolgen, einen kurzen Blick auf diese Gedichte selbst. Sie handeln, wie bekannt ist, von den Kämpfen der Albanogälen gegen die Iren, die Skandinavier und sogar gegen die Römer. Fingal ist die Hauptfigur; Ossian sein Sohn, — jetzt alt und blind, der allein übrig gebliebene Held in Selmas Hallen, der die Taten andrer

Zeiten besingt, the tales of other times. Die Figuren, die uns in den Liedern entgegentreten, sind alle schattenhaft, nebelhaft, ohne Konturen, und nur dünne Fäden halten die Partien, die mehr melodramatisch als episch sind, zusammen. Die Wirkung der Ossianischen Lieder besteht fast lediglich in der Stimmung. Im allgemeinen erinnert die Sprache Ossians auch viel weniger an die plastische Dichtung Homers, mit dem man ihn gerne verglich, als an die hebräische Poesie. Der Stil ist feierlich, gehoben, deklamatorisch. Weniger an die Bibel gemahnt uns der weiche elegisch-sentimentale Zug, die süße Wollust des Schmerzes, die dem Zeitalter Macphersons eigen war.

Zu den schönsten Liedern gehören die Songs of Selma, jene Gesänge, die Werther der Lotte vorliest. Prächtig hebt das Gedicht, das übrigens in Goethes Uebertragung gewonnen hat, an:

Stern der dämmernden Nacht, schön funkelst du in Westen, hebst dein strahlend Haupt aus deiner Wolke, wandelst stattlich deinen Hügel hin. Wonach blickst du auf die Heide? Die stürmenden Winde haben sich gelegt: von ferne kommt des Giesbachs Murmeln; rauschende Wellen spielen am Felsen ferne: das Gesumme der Abendfliegen schwärmt übers Feld. Wonach siehst du, schönes Licht? Aber du lächelst und gehst; freudig umgeben dich die Wellen und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl! Erscheine. du herrliches Licht von Ossian's Seele!

Auch andere Lieder haben ihre Bewunderer, wie Berrathon, Ossians Schwanengesang (der übrigens auch von Werther zitiert wird), und Darthula, und Carthon — „das treffliche Gedicht" nennt es Schiller in seinem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung —, mit der berühmten Anrede an die Sonne:

O du, die du droben rollst, rund wie der Schild meiner Väter! Woher sind deine Strahlen, o Sonne! woher dein ewiges Licht? Du kommst hervor in deiner erhabenen Schönheit; die Sterne verbergen sich im Himmel; der Mond, kalt und bleich, sinkt in die westliche Woge. Du aber schreitest allein: wer kann ein Gefährte deines Laufes sein? Die Eichen der Berge fallen: die Berge selber vergehen mit den Jahren; der Ozean sinkt und schwillt wieder: der Mond selber ist im Himmel verloren: du aber bleibest immer, wie du bist: und freuest dich in dem Glanze deines Laufes. Wenn dunkle Stürme die Welt verdunkeln; wenn der Donner rollt, und der Blitz fliegt; schauest du in deiner Schönheit aus den Wolken und lachest des Sturmes. Aber für Ossian schauest du vergebens; denn er sieht deine Strahlen nicht; ob nun deine gelben Haare auf den Wolken hinfließen, oder ob du an den Toren des Westens zitterst. Aber du bist vielleicht, wie ich, nur für eine Zeit, deine Jahre nehmen ein Ende. Du wirst in deinen Wolken schlafen, unbesorgt der Stimme des Morgens. Sei freudig denn, Sonne, in der Kraft deiner Jugend! Das Alter ist finster und unhold; es gleicht dem dämmernden

Licht des Mondes, wenn es durch gebrochene Wolken scheint, und der Nebel auf den Hügeln ist: der Sturm des Nordens ist auf der Ebene, der Wanderer schaudert in der Mitte seiner Reise.

In Carthon steht auch folgende Stelle, die oft in Musik gesetzt worden ist:

Ich habe die Mauern Balcluthas gesehen, aber sie waren verwüstet. Das Feuer hatte ihre Hallen zerfressen, und die Stimme des Volkes hört man nicht mehr. Der Strom Cluthas wurde aus seinem vorigen Lauf entfernt, durch den Fall der Mauern. Dort schüttelt die Distel ihr einsames Haupt: das Moos pfiff im Winde. Der Fuchs schaute aus den Fenstern heraus; das wilde Gras der Mauer umwallet ihr Haupt. Verwüstet ist die Wohnung Moinas, stumm ist das Haus ihrer Väter.

Solche Stellen gehören zu den allerbesten im „Ossian". Die Gedichte Macphersons sind aber sehr ungleich und auf die Dauer furchtbar eintönig. Poor, moaning, monotonous Macpherson nennt ihn Carlyle. Jammernd, eintönig — die Alliteration läßt sich im deutschen nicht wiedergeben — sind in der Tat zutreffende Epitheta. Es ist immer nur eine Tonart, die angestimmt wird, und immer kehren dieselben Motive wieder: Wehmut, Jammer, Vergänglichkeit. Die Helden sind alle nach einem Schema geschaffen, sie haben nur andere Namen, — deren gibt es allerdings genug, bis zum Ueberdruß. „Die Dichtungen haben etwas jugendlich Unreifes", wie Stern richtig bemerkt. Mehr witzig als gerecht ist Dr. Johnsons bekanntes Urteil, das er gleich nach dem Erscheinen des Ossian ausgesprochen hat. Gefragt, ob ein Mann seines Zeitalters solche Gedichte schreiben könnte, antwortete er: „Jawohl, viele Männer, viele Frauen und viele Kinder." — Der Stil Ossians ist übrigens von verschiedenen, mit geringerem Erfolg, nachgeahmt worden.

Auf der anderen Seite ist aber auch das Zeugnis der vielen Ossianverehrer zu beachten. Es muß doch etwas von echter Poesie in den Liedern stecken, die einen Gottfried Herder zu dem Urteil, das uns allerdings etwas überschwenglich scheinen mag, veranlassen konnte: „Die meisten Stücke der Hersischen Dichtkunst kann ich nicht besser, als feierliche Trauergesänge nennen, an die nichts im Altertume, und was diese Seite des Gefühls betrifft, selbst nichts im griechischen Altertume reicht." „Offenbar", hat Herder im späteren Lebensalter gesagt, „trug die abgerissene Gestalt dieser Erzählungen, ihre hohe Einfalt, und wenn ich so sagen darf, ihr niederer Himmel, ihre schmale Einfassung zu dem Eindruck bei, den sie auf alle, insonderheit jugendliche Seelen, machten." Diese Bemerkung

bezieht sich auf die Fragmente und die kleineren Gedichte.*) Für „Temora" hat sich auch Herder weniger begeistert. Die süße Wehmut jener Lieder, in romantisches Gewand gekleidet, ihre „hohe Einfalt", ihre ahnungsvollen Töne und magische Naturszenerie können heute noch ihre rührende und anziehende Wirkung auf ein empfängliches Gemüt ausüben. Aber Ossian kann dem 20. Jahrhundert nicht das sein, was er den Zeitgenossen Herders vorübergehend war. Der alte Zauber, der Glorienschein, der ihn einst umgab, ist dahin. Denn das wird kaum zu bezweifeln sein, daß äußere Umstände mehr zur Verhimmelung der Ossianischen Gesänge beigetragen haben, als ihr innerer Wert.

Zu denen, die den Ossian glorifizierten, gehört vor allem Dr. Hugh Blair (dessen Schüler Herder ist), der angesehene, gelehrte Professor der Rhetorik und belles lettres in Edinburgh, der bei der Taufe des neugebornen Wunderkindes die Patenstelle mit Freuden übernimmt. Fest überzeugt von der Echtheit der Gedichte, unterstützt er Macpherson eifrig in seinen Bemühungen. Er hält Vorlesungen über Ossian und schreibt eine geistvolle Abhandlung, vergleicht ihn mit Homer, der in mancher Hinsicht weit hinter jenem stehe (mit Homer, beiläufig erwähnt, hatte Addison die Chevy-Chase-Ballade verglichen), und findet in den Gesängen des keltischen Barden, 'the poetry of the heart', echte Herzenspoesie.

Wenn nun Ossian so groß oder größer ist wie Homer, so ist ja seine Entdeckung ein Ereignis allerersten Ranges. Das begriff man rasch. Der Erfolg, der die Lieder begleitete, war ein über die Maßen großer. Auflage folgte auf Auflage. Die Gesänge erschienen in deutscher, italienischer, französischer, spanischer, holländischer, dänischer, schwedischer, polnischer, russischer und später auch in neugriechischer Sprache. Kein britischer Autor, außer Defoe, war je so populär geworden. Kein Land, kein Volk im kultivierten Europa, wo man nicht die Stimme Conas hörte, wie sie in Selmas Hallen oder draußen im Sturmwinde, traurige und schaurige Geschichten andrer Zeiten auf der Harfe vortrug.

*) Die deutsche Uebersetzung des Ossian, in Hexametern, von Denis, erschien 1768—69. Schon 1764 war aber eine Prosa-Uebersetzung der Fragmente und einiger anderer kleinerer Gedichte von Engelbrecht in Hamburg erschienen. „Vielleicht", schreibt Herder (1795), „sind mehrere Liebhaber Ossians, die ihn in dieser Gestalt (d. h. Fragmente), in der sie ihn zuerst kennen lernten, immer noch am meisten lieben." Die kleineren Gedichte Macphersons sind fraglos weit wirkungsvoller und besser als seine langen Epen.

In Deutschland bringt man dem schottischen Barden fast ungeteilte, einstimmige Begeisterung entgegen. Die Größten gehen mit dem Beispiel voran. Dem Dichter des Messias sind Ossians Werke „wahre Meisterstücke", die er so sehr liebt, daß er sie „über einige griechische der besten Zeit" setzt. In seinen Bardieten und in den Oden aus den Jahren 1764—67 finden sich denn auch zahlreiche Ossianische Nachklänge. Herder, den ich schon erwähnte, ist so enthusiasmiert, daß er gleich nach Schottland reisen möchte, um dort „die Gesänge eines lebenden Volkes lebendig hören" zu können und „eine Zeitlang ein alter Kaledonier zu werden", wie er in seinen Briefen über Ossian in den Blättern von deutscher Art und Kunst schreibt. Goethe erwähnt Ossian einmal neben Shakespeare und übersetzt, wie wir sahen, die Lieder von Selma; ebenso ist auch Schiller ein Bewunderer — aber ein maßvoller — Ossians. Es gab wohl zu jener Zeit, so dürfen wir getrost allgemein behaupten, keinen einzigen deutschen Dichter, der von dem Einfluß des keltischen Homer unberührt geblieben wäre. Vor allem verehren ihn die Originalgenies als den typischsten Naturdichter.

In Italien und Frankreich wird Ossian ebenfalls Mode. Die Gedichte sind in Cesarottis italienischer Uebersetzung Napoleons Lieblingslektüre und begleiten ihn bis nach St. Helena. Von den Romantikern sind vor allem Chateaubriand und Lamartine als große Bewunderer des gälischen Barden hier zu nennen.

Zur Verbreitung des Ossian haben auch die Künste das ihre beigetragen. Maler und Zeichner haben gewisse Szenen darzustellen versucht, und berühmte Komponisten wie Seckendorf, Schubert, Brahms, Löwe und Weber, haben ausgewählte Partien in rauschende Musik gesetzt.

Für die einstige Ossian-Schwärmerei sind auch die heute noch weit verbreiteten Namen Selma, Malvine, Oscar, beredte Zeugen. Oscar hat sich so eingebürgert, daß er heute kaum noch als undeutsch empfunden wird. Er kommt aber vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland nicht vor. Osgar resp. Ósca(i)r ist zweifellos ein keltisches Lehnwort aus dem altnordischen Ásgeirr Es wird erzählt, daß der Name Oscar, den Bernadotte seinem Sohn gegeben hatte, dem schwedischen Volk besonders sympathisch gewesen sei, und daß er bei der Wahl Bernadottes zum König — sein Enkel war der soeben verstorbene König Oskar II. — nicht unschwer ins Gewicht gefallen sei. Bei der Wahl von Namen, wie von Eltern, kann man also nicht vorsichtig genug sein. Selma ist eigentlich gar

kein Mädchenname, sondern der von Macpherson erfundene Name der königlichen Residenz und bedeutet so viel wie Bellevue, schöne Aussicht! Malvina dagegen ist ganz willkürlich gebildet.

So stand es also mit Ossian auf dem Festland. In England selbst ging es Ossian, resp. Macpherson, wie manch anderem Propheten in seiner Heimat. Zwar schwellt Ossian auch hier den Strom der Romantik an. Die „Kinder" Byron und Chatterton ahmen ihm nach. Der Knabe Walter Scott verschlingt die Gesänge gierig. Bei Coleridge, Burns, Blake, Shelley und anderen finden wir Spuren Ossianischen Einflusses. Im allgemeinen ist aber doch die Begeisterung für den keltischen Homer in England geringer und weniger ungeteilt. Denn der Zweifel an seiner Echtheit, der schon früh aufgetaucht und nicht zum Schweigen zu bringen war, dämpft den Enthusiasmus. Man sieht, eine Rose unter einem anderen Namen riecht nicht mehr so schön.

Lenken wir nun unser Augenmerk zunächst auf den Herausgeber jener Lieder, der den Schlüssel zu dem großen Geheimnis besitzt!

James Macpherson wurde geboren im Jahre 1736 als Sohn eines armen Kleinbauern in dem Dörfchen Ruthven in Invernesshire in Hochschottland. Barfuß im Kilt besuchte er die dortige Dorfschule, wo er sich durch Intelligenz auszeichnete. Seine Eltern kannten keinen höheren Ehrgeiz, als ihren Sohn auf der Kanzel zu sehen. Er ging deshalb nach Aberdeen und Edinburgh, um Theologie und Literatur zu studieren. Mit Fleiß widmet er sich seinen Studien. „A very good scholar" nennt ihn David Hume in einem Empfehlungsbrief im Jahre 1761. Die Bibel, Homer, Virgil kennt er gut und ist bewandert in der englischen Literatur.

Die ärmlichen Verhältnisse zwingen ihn dann, als Dorfschullehrer in Ruthven kleine Kinder zu unterrichten, was seinen Ambitionen wenig entsprechen mochte. Warum sollte ihm nicht auch einmal das Glück lachen? War nicht schon mancher Schriftsteller aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen und durch seine Feder berühmt geworden? Fleißig sein ist alles. Unser ehrgeiziger Dorfschullehrer arbeitet also emsig. Er liest viel, wie es scheint, und schreibt selbst englische Gedichte. 1758 erscheint anonym sein Epos The Highlander, in Edinburgh gedruckt. Der Erfolg blieb aber aus. Mehrere Gedichte mit der Unterschrift J. M. resp. J. M'P., die das Scots Magazine um diese Zeit brachte, stammen aus seiner

Feder. In einem der frühesten dieser Erzeugnisse feiert er seinen Landsmann, den preußischen Feldmarschall Jakob Keith, der bei Hochkirch fiel, und dessen Standbild heute auf dem Wilhelmsplatz in Berlin steht. Außerdem hat er noch andere Gedichte verfaßt, die ungedruckt blieben: Death, in Anlehnung an Blairs Grave, und The Hunter, der teilweise von Thomson beeinflußt ist.

Im Jahre 1758 wird Macpherson Hauslehrer in Balgowan in guter Familie. Bald darauf trifft er in Moffat den rühmlich bekannten Literaten John Home, der sich für hochländische Poesie interessiert, von der er gehört hat. Home gefiel der junge, begabte Hochländer: stolz, aber doch von bescheidenen Manieren, von hohem stattlichem Wuchs, mit schönem, intelligentem Gesicht, klaren grauen Augen und rötlichem Haar. (Portraitiert haben ihn Reynolds und Romney.) Als ihn Home um eine Probe bat, legte er ihm das Gedicht über den Tod Oscars in englischer Uebersetzung vor und nach einigen Tagen weitere Lieder des keltischen Barden Oscian. Der vertrauensselige Home nimmt sie mit nach Edinburgh und zeigt sie seinen Freunden. Professor Blair ist entzückt und drängt Macpherson, die Gedichte zu veröffentlichen, und Macpherson läßt sich drängen. Blair schreibt selbst für ihn das Vorwort, und Ende Juni 1760 — Macpherson war damals 23 Jahre alt — erscheint ein ganz kleines, aber bedeutsames Bändchen, 15 (in der bald darauffolgenden Auflage 16) Lieder enthaltend, unter dem Titel Fragments of Ancient Poetry, Collected in the Highlands of Scotland and Translated from the Gallic or Erse Language, 1760. Rauschender Beifall lohnt dem jungen Entdecker und Uebersetzer der romantisch-empfindsamen Volkslieder, die sowohl in England wie in Schottland süßes Staunen — diesen Ausdruck braucht Herder einmal — erwecken. Gray z. B., der berühmte Dichter, der einige Lieder vor ihrem Erscheinen im Manuskript gesehen hatte, schreibt in einem uns erhaltenen Brief an Dr. Wharton, Juli 1760: „Ich war von ihrer unendlichen Schönheit so entzückt, extasié, daß ich nach Schottland geschrieben habe, um tausend Fragen zu stellen." Selbst Hume, der große Skeptiker, vergleicht die Gesänge mit Homer und verteidigt ihre Echtheit. „The authenticity", schreibt er am 16. August 1760, sei „beyond all question."

Im Vorwort der Fragmente konnte man lesen, daß es noch viele andere solche Gedichte gäbe. Es galt jetzt, diese zu sammeln. Wer könnte dies besser tun als Macpherson? Es fehlte nur an nötigen Mitteln. Eine Subskription wurde deshalb in Edinburgh

eröffnet, an der sich auch Hume mit einem Beitrag von ein oder zwei Guineen beteiligte. Mit 60—100 £ in der Tasche konnte nun Macpherson seine Entdeckungsreise in die Hochlande antreten, um weitere Schätze zu heben. Hier hat er etwa vier Monate fleißig gearbeitet. Es wird erzählt, daß er manche Nächte über Büchern und Papier zugebracht habe, und daß er sich gälische Volkslieder vorsagen ließ. Anfang 1761 kehrt er veni vidi vici wieder zurück nach Edinburgh und zeigt seinen erstaunten Freunden seine neuen Funde. Sodann begibt er sich, mit den besten Empfehlungsbriefen ausgerüstet, nach London. Die Konstellation ist die denkbar günstigste. Denn der schottische Graf, Lord Bute, der Günstling Georgs III., ist allmächtig am Hofe und wird auch bald Premierminister. Selbstverständlich protegiert dieser den Herausgeber des schottischen Homer. Schon Ende 1761 erscheint **Fingal, an Ancient Epic Poem, in six Books: Together with several other Poems, composed by Ossian the son of Fingal. Translated from the Galic, by James Macpherson, London** 1762 (tatsächlich schon Dezember 1761), und bald darauf folgt der zweite Band mit einer Widmung an Bute, den hohen Gönner: **Temora . . . . Together with several other Poems, composed by Ossian,** usw., **London, 1763.**

Hat nun Macpherson alte Lieder getreu übersetzt, wie er die Welt versichert hatte? Oder sind seine Gedichte freie Ueberarbeitungen oder gar selbständige Schöpfungen, wie andere behauptet haben? Zwei Wege führen uns zur Lösung dieser einst heiß umstrittnen Frage, zum selben sicheren Resultat. Erstens bekunden die Gedichte ihre eigene Herkunft und Vaterschaft, zweitens hat Macpherson selbst die stärksten äußeren Beweise geliefert, die alle Zweifel zerstreuen.

Daß es gälische Volkslieder in Hochschottland gab, die Macpherson gekannt hat, ist unzweifelhaft. Von welcher Beschaffenheit waren sie, und in welchem Umfang hat sie Macpherson benutzt? Die Beantwortung dieser Frage, die von keiner geringen Wichtigkeit ist, bedarf einer längeren Ausführung. Denn die keltische Heldendichtung, die heute noch in Irland und in Schottland ihre Blüten treibt, dürfte den meisten gebildeten Deutschen eine **terra incognita** sein.

Es gibt drei gälische Sagencyklen: a) der mythologische Zyklus, mit Geschichten von Elfen und Erdgeistern; b) der Cúchulinn-Zyklus; c) der Finn (Fingal)-Zyklus. Beide, Cuchulinn und Finn, hat man als historische Persönlichkeiten in Frage gestellt. Der Finn-Zyklus gehört ursprünglich dem Süden Irlands an, und die

Cuchulinn-Sage dem Norden. Finn, der Generalissimus der Fiannen, einer stehenden Truppe in Irland, soll im dritten Jahrhundert nach Christo gelebt haben. Sein Sohn ist Oisin (Ossian) und sein Enkel Oscar. (Nach Zimmer soll der Name Ossian altnordischen Ursprungs sein, aus Ásvin; nach andern wird er mit dem gälischen Wort oss, das Hirsch bedeutet, in Zusammenhang gebracht, und Ossin wäre eine altirische Diminutivbildung, kleiner Hirsch.) Die Fiannen verrichten große Heldentaten, erleben seltene Abenteuer oder liegen dem Waidwerk ob. In der Schlacht bei Gaura, 283 nach Christo, werden sie geschlagen und aufgerieben.

Die Ossianischen Balladen gehören wohl ursprünglich alle zu erzählenden Werken, die reichlich mit Liedern ausgestattet waren. In Schottland lassen sich etwa achtzig Ossianische Gedichte nachweisen, in manchen Schriften besprochen und in verschiedenen Fassungen ediert*). Der Hintergrund der Balladen ist legendenhaft, zum Teil auch märchenhaft. Schon in dem sogenannten „Gespräch der Alten", einer Prosaerzählung aus dem 15. Jahrhundert, wird die Finnsage mit Hexen und Zauberern in Verbindung gebracht. Unter den Ossianischen Gedichten, von denen Macpherson einen Gebrauch machte, gehören fünf oder sechs dem älteren Sagenkreise des irischen heros fortissimus Cuchulinn an, der um den Anfang der christlichen Zeitrechnung in Ulster gelebt haben soll. In Schottland werden im 18. Jahrhundert diese beiden Sagenzyklen nicht immer streng auseinander gehalten, aber doch nicht in dem Maße zusammengeworfen, wie bei Macpherson.

Von diesen schottischen Balladen, welche die Unterlage der Macphersonschen Dichtungen hergeben, sei es mir gestattet, einige Verse (von Stern übersetzt) als Proben zu zitieren.

Eine der bekanntesten Balladen bezieht sich auf Magnus, den König von Norwegen, der Ende des elften Jahrhunderts in Irland einfiel. Sie ist in Irland und Schottland überliefert und gehört vielleicht dem 17. Jahrhundert an. Wie viele andere Balladen

*) Die älteste Sammlung schottisch-gälischer Lieder findet sich in dem Buch des Dechanten von Lismore, aus dem 16. Jahrhundert, mit englischer Uebersetzung herausgegeben von M'Lauchlan und Skene, 1862. J. F. Campbells Lebhar na Feinne, 1872, (mit kurzen Inhaltsangaben vieler Balladen und kritischen Erörterungen) ist überaus reichhaltig. Schwerlich wäre diese wichtige Sammlung ohne Macphersons Ossian zustande gekommen. Ueber die Ossianischen Heldenlieder ist vor allem L. C. Sterns Aufsatz in der Zeitschrift für vergl. Lit. 1895 nachzulesen, aus dem ich gelegentlich wörtlich citiere. Ueber die irischen Sagen im allgemeinen handelt Hyde in seiner irischen Literaturgeschichte, wo weitere Nachweise zu finden sind.

wird sie durch ein Gespräch Ossians mit dem heiligen Patrick eingeleitet:

Oss.: Pfaffe, o du Psalmensänger!
Roh ist dein Verstand, so scheint mir.
Willst du meine Mär nicht hören
Von den Kriegern, die du nicht gesehn hast?

Patr.: Meiner Treu! Sohn Finns, wie lieb auch
Dir der Sang von den Fiannen,
Psalmenklang aus meinem Munde,
Der erscheint mir selbst musikalisch.

Oss.: Was! vergleichst du deine Psalmen
Erins Heer von blanken Waffen!
Pfaffe, kaum kann ich mich halten
Dir den Kopf vom Rumpfe zu hauen! . . . .

Der Dichter erzählt hierauf vom Einfall des Königs Magnus. Der Kampf wird so geschildert:

Da traf Cumals Sohn (d. h. Finn) von den Bechern
Magnus von den Ruhmeskämpfen,
Mann an Mann in dem Getümmel —
Pfaffe! grausig war die Begegnung.

Dieser harte Kampf erdröhnte
Wie das Krachen zweier Hämmer;
Blutig war der Streit der Könige,
Gräßlich ihres Eifers Gebahren.

Als die roten Schilde brachen,
Zorn und Wut in ihnen aufstieg,
Warfen sie die Waffen von sich,
Diese beiden Helden, und rangen.

Als der Streit der Fürsten anhub,
Wards uns lange still zu stehen.
Aufgewirbelt wurden Steine,
Schweres Erdreich unter den Füßen.

Da ward Lochlans Ruhmeskönig
Auf die Haide hingeworfen
Und ihm — für den König schimpflich —
Seine schmalen Dreie*) gebunden. . . . .

Diese Ballade hat Macpherson gekannt. Einzelne Stellen verwendet er in seinem Fingal. Den eben erwähnten Kampf hat er

*) Dreie, d. i. Hand-, Fuß- und Halsgelenk.

z. B. bestimmt im Auge gehabt, als er folgenden Passus, im fünften Buch des Fingal, schrieb:

Da war der schreckliche Klang ihrer Waffen! Da war jeder Schlag gleich den hundert Hammern des Schmelzofens! Schrecklich ist die Schlacht der Könige, furchtbar der Blick ihrer Augen. Ihre dunkelbraunen Schilde sind entzwei, ihr Stahl gleitet zerbrochen von ihren Helmen. Sie werfen ihre Waffen weg, Jeder beeilt sich, den Helden zu fassen. Ihre sehnigen Arme schlingen sich um einander, sie wenden sich von Seite zu Seite und ziehen und recken ihre mächtigen Glieder nieder. Aber als der Stolz ihrer Kraft sich hob, erschütterten sie den Hügel mit ihren Fersen. Felsen stürzen von ihren Plätzen in der Höhe, die grünhäuptigen Büsche wurden umgerissen. Zuletzt fiel Swarans Stärke, der König der Wälder ward gefesselt.

Die Tragik der Ossianischen Dichtung erreicht ihren Höhepunkt in der Schlacht von Gaura, in der die Fiannen vernichtet wurden, und Oskar, der Enkel Finns und Sohn Ossians, tötlich verwundet wurde. Finn, der von Rom erst nach der Schlacht zurückgekehrt ist, klagt:

„Ach, daß ich nicht selbst gefallen
In der mächtgen Schlacht von Gaura,
Und daß du in Ost und Westen
Die Fiannen führtest, o Oscar!"

Als er diese Worte hörte,
Da entfloh die Seele Oskars;
Seine Hände streckte er von sich,
Und er schloß die müden Augen.

„O mein Kalb, mein liebes Kälbchen!
Meines Kindes lieb weiß Kindlein!
Wie die Amsel hüpft mein Herze —
Nie mehr wird mein Oscar aufstehn."

Da erging sich Finn in Klage
Auf dem Hügel, der dort oben,
Und aus seinen Augen flossen
Tränen, und er wandte sich von uns.

Oscar hoben wir, den schönen,
Mit den Speeren auf die Schultern,
Trugen sorgsam unsre Bürde,
Bis zum Hause Finns wir gelangten.

Neben mir der Hunde Winseln
Und der alten Krieger Seufzen
Und der Weiber Weinen ringsum —
O wie das im Herzen mich quälte!

Diese Ballade gab Macpherson den Stoff zu dem ersten Buch des „Temora“. Ein genauer Vergleich würde uns zeigen, daß er auch hier „benutzt hat, entstellt, mißverstanden und zugesetzt wie sonst“.

„Fingal“ ist auf mehreren Balladen aufgebaut, besonders auf dem schon erwähnten Gedicht vom König Magnus, das etwa 200 Verse enthält. Aber nur einige allgemeine Umrisse stimmen überein. Macphersons Erzählung von Ossians Brautwerbung im vierten Gesang des „Fingal“ geht von dem älteren Liede von Evir aus, das mit gefälschten Zusätzen*) oft publiziert worden ist. Die Geschichte von Fainasollis, dem Mädchen von Craca, im vierten Buch, beruht gleichfalls auf älteren Balladen. Schon in dem „Gespräch der Alten“ aus dem 15. Jahrhundert finden wir eine Prosa-Erzählung von einer schutzflehenden Jungfrau (Bebinn, der Tochter Treons).**)

„Carthon“ steht in Beziehung zu zwei gälischen Balladen: dem Liede von Conn, dem Sohne Dergs, das der Finnsage angehört, und einem Gedicht von Cuchulinn, in dem er seinen eigenen Sohn, den er nicht erkennt, im Zweikampf erschlägt. Eine Ballade von der Klage der Frau Dergs um ihren Gemahl paraphrasiert Macpherson auf seine Weise in „Calthon und Colmal“ (unterm Text).

Die „Schlacht von Lora“ beruht auf einem Liede von Ergons Einfall in Irland, mitgeteilt und mit jenem Gedicht genau verglichen von Frau „Talvj.“ Während Macpherson hier seiner Quelle in ihren Hauptzügen folgt, haben andere Gedichte nur entfernte Beziehung zu den älteren Balladen. Für viele Gedichte — besonders im zweiten Teil (1763) — gibt es gar keine Quellen. Der ganze „Temora“, außer dem ersten Gesang, ist von Macpherson frei erfunden.

Auch die Fragmente, die Macpherson im Jahre 1760 veröffentlicht hatte, sind nicht echt, obwohl er in der Vorrede das Publikum versichert hatte, „daß die folgenden Fragmente authentische Ueberreste alter schottischer Poesie sind“ (ein Satz, der übrigens geeignet ist, Verdacht zu erwecken), und daß die Uebersetzung streng wörtlich sei. „Selbst die Anordnung der Wörter des Originals ist nachgeahmt worden“.

Tatsächlich liegen nur zweien von den Fragmenten (Nr. 6 u. 14) Balladen zugrunde, d. h. wenige Zeilen aus solchen, alles übrige ist

*) Vgl. Zeitschrift für keltische Philologie V, 563 Anm.
**) O'Grady, Silva Gadelica, S. 238 ff.

sentimentale Phantasie Macphersons.*) Der erwähnte „Tod Oscars“, das siebente Fragment, das er Home als Probe hochländischer Poesie wahrscheinlich vorgelegt hatte, ist Macphersons eigene Dichtung. Kein Original existiert von dieser Oscar-Geschichte, wie sie hier erzählt wird. Sie steht in direktem Widerspruch mit anderen Sagen von Oscar. Macpherson sah seinen taktischen Fehler später ein und fügte seinem ersten Temoragesang — am Schluß — eine Anmerkung bei, daß es zwei verschiedene Versionen gäbe. Daher der Widerspruch. Das siebente Fragment druckt er jetzt unter dem Text ab, genau wie früher, nur ist Oscar nicht mehr Ossians Sohn, sondern der Sohn Caruths. Das ist eigentlich die einzige, aber merkwürdige Aenderung von Belang. Ein paar Federstriche, und aus dem Hauptthelden ist ein anderer geworden! An einer Stelle bleibt aber doch stehen: Oscar my son, d. h. doch offenbar Ossians Sohn. Auf den Tod Oscars in Temora I., — also nicht wie er im Fragment VII und später unter dem Text erzählt wird —, habe ich schon hingewiesen. Also nur zwei Fragmenten liegen ältere Balladen zugrunde. Macpherson war also von Anfang an bewußt als Fälscher aufgetreten, der auf die Leichtgläubigkeit und Unkenntnis der Welt spekulierte.

So sehen also die keltischen Vorlagen der Macphersonschen Gedichte aus. Sie liefern zum Teil Umrisse für seine 1760—1763 veröffentlichten Poems. Aber er hat ihnen ein völlig neues Gewand gegeben. Sie sind von seinen Gedichten so verschieden wie der Norden vom Süden. Es fehlt ihnen vor allem die Erhabenheit und die Sentimentalität Macphersons, die Helden sind nicht Schatten, sondern von Fleisch und Blut, und von seinem Wolkenkuckucksheim der Geister findet sich keine Spur. Dazu kommen technische Eigentümlichkeiten und stilistische Hilfsmittel, welche die ungeheuere Kluft zwischen den alten Liedern — die ältesten gehören wohl dem 10. Jahrhundert an — und den neuen Gedichten weiter kennzeichnen.

Der Dichter der Ossianischen Lieder, auf dessen Rechnung all das Neue zu setzen ist, kennt jedenfalls auch außergälische Literatur Den Weltschmerz hat er mit der zeitgenössischen englischen Dichtung gemein. Der gehobene rhapsodische Stil erinnert an die Bibel, insbesondere an die Sprache der Psalmen und der Propheten. Für die langen epischen Gebilde, wie „Fingal“ und „Temora“, bot die

*) Ich zitiere diesen Satz fast wörtlich aus L. C. Sterns schon erwähntem Aufsatz über die Ossianischen Heldenlieder in der Zeitschrift für vergl. Literaturgeschichte, 1895, p. 68.

antike und die moderne Literatur, nur nicht die gälische, Vorbilder. Die Gedichte enthalten zahlreiche Anklänge an Homer, Virgil, das alte Testament, Thomson, Gray, Milton und andere Dichter, worauf zum Teil Macpherson selbst aufmerksam gemacht hat. Denn es war damals üblich, Parallelstellen aus den Klassikern unter dem Text anzugeben. Pope und Gray, z. B., hatten das getan. Warum sollte der „Herausgeber" des Ossian nicht auch seine Gelehrsamkeit zeigen und zugleich den Nachweis liefern, daß seine Gedichte den großen Klassikern ebenbürtig oder vielleicht sogar überlegen seien? Damit drückte er aber seinen Gegnern eine gefährliche Waffe in die Hand; weshalb er denn seine vergleichenden Zitate in späteren Ausgaben wohlweislich wieder fallen ließ.

Es wäre eine Aufgabe für sich, allen diesen Einflüssen im einzelnen nachzugehen. Für unseren gegenwärtigen Zweck wird es genügen, wenn ich auf gewisse Tatsachen aufmerksam mache und einige Parallelstellen, die mir geeignet erscheinen, alle Zweifel zu zerstreuen, probeweise anführe.

Zuerst erwähne ich einige biblische Nachklänge. Am Anfang von Berrathon —

> Die Distel steht dort an ihrem Felsen und schüttelt ihren Bart in dem Winde. Die Blume läßt ihr schweres Haupt niedersinken und bewegt sich zuweilen im Sturme. „Warum weckst du mich, o Sturm?", scheint sie zu fragen, „ich bin mit Tropfen des Himmels bedeckt. Die Zeit meines Hinwelkens ist nahe, der Wind, der meine Blätter zerstreut. Morgen wird der Wandrer kommen, der mich in meiner Schönheit gesehen. Seine Augen werden das Feld durchsuchen, aber sie werden mich nicht finden." So werden sie vergeblich Conas Stimme aufsuchen, nachdem sie in dem Felde vergangen —

finden wir einen Gedanken aus dem 103. Psalm (V. 15,16) wiederholt:

> Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr —

mit einem wörtlichen Anklang an die Sprüche Salomos, I, 28, in der englischen Version:

> Sie werden mich früh suchen, aber sie werden mich nicht finden (vgl. Johannis VII, 34).

Zu Fingal I:

> Kommst du wie ein Reh von Malmor? wie ein junger Hirsch von den hallenden Hügeln? —

verweist Macpherson in einer Anmerkung selbst auf das Hohelied, II, 17, —

> Werde wie ein Reh, mein Freund, oder wie ein junger Hirsch auf den Scheidebergen.

In folgender Stelle aus The Death of Cuthullin —

> Die Helden sind in der Schlacht gefallen, und du warst nicht da.
> Keiner sage es in Selma, noch in Morvens waldigem Land —

haben wir einen deutlichen Nachklang vom 2. Samuel, I, 19:

> Wie sind die Helden gefallen! Sagt's nicht an zu Gath, verkündet's nicht auf den Gassen zu Askalon.

In den Ruinen von Balclutha hausen die Füchse, wie sie einst über den Berg Zion gelaufen waren, als er so verwüstet dalag (Klagelieder Jeremias, V, 18)*. Um die zu früh gestorbene Lorma trauern die Töchter Morvens einen Tag in jedem Jahre (Battle of Lora), indem sie dem Beispiel der Israelitinnen folgen, die „jährlich hingehen, zu klagen die Tochter Jephthahs, des Gileaditers, des Jahrs vier Tage" (Richter, XI, 40). Das Haar Clonars verfängt sich in einer Eiche (vgl. 2. Samuel, XVIII, 9), so daß er nicht umfällt, obwohl tötlich verwundet (Temora, VIII).

Der Stil, dürfen wir allgemein sagen, gemahnt vielfach an die Bibel. Macpherson erzählt und schildert oft Geschehnisse, wie etwa Moses den Untergang der Aegypter im roten Meer (Exodus XV) — wenn man von dem religiösen Moment absieht — beschrieben hat. In Comala, einem Gedichte, das Herder in Entzückung versetzte, erkennen wir den Einfluß des Hohenliedes Salomos. Biblisch gehalten sind ferner die Partien im höheren Chor, wenn ich so sagen darf, wie z. B. die oben zitierte Anrede an die Sonne (vgl. z. B. Ps. XIX, 4—6; Ps. CII, 26—28; Hiob, XXXIX, 21; Ps. II. 4) oder der Fall von Balcluthas Mauern. Oder man vergleiche etwa folgende Stelle in Carric-Thura:

> I look on the nations, and they vanish: my nostrils pour the blast of death. I come abroad on the winds: the tempests are before my face. But my dwelling is calm, above the clouds —

mit Exodus, XV, 7 und 8; Ps., XVIII, 15 und 10,11; Ps., CIV, 3; Hiob, IV, 9, — in der englischen Version.

---

*) Mit der oben zitierten Beschreibung des gefallenen Balclutha vergleiche man ferner Hosea X, 8; Zephanja II, 14; Jesaja XIII, 20—22.

Diese Beispiele, die sich leicht vermehren ließen, beweisen zur Genüge, daß wir im „Ossian“ biblischen Einschlag vor uns haben, während doch Macpherson schelmisch betonte, daß diese von ihm übersetzten Gedichte ganz heidnisch seien, im Gegensatz zu jenen irischen, christlichen Einfluß verratenden Liedern*).

Auf der Universität hatte Macpherson nicht nur Theologie sondern auch allgemeine Literatur studiert. Von den alten Klassikern zitiert er am häufigsten Homer, im Urtext sowohl als auch in der Popeschen Uebersetzung, und Virgil. Ossian, der blinde alte Barde, gleicht ja schon äußerlich jenem griechischen Sänger. Die beiden Epen Fingal und Temora, die etwa die Hälfte der Ossianischen Dichtungen ausmachen, erinnern hinsichtlich ihres Aufbaues und ihrer ganzen Anlage an die Ilias. Ihre Handlung besteht in mehrtägigen Kämpfen zweier Heere. Wie in der Ilias haben wir Beratungen vor der Schlacht, Herausforderungen, Anfeuerungen der Krieger, Kampfesschilderungen, Wehklagen, Wachtfeuer, Mahlzeiten, Traumerscheinungen, eingeschobene Erzählungen, und unendlich viele Namen. Fingal spielt die Rolle des im Hintergrund weilenden allgewaltigen Achilles, der die gefährliche Situation schließlich rettet und den Hektor des feindlichen Heeres aufs Haupt schlägt. Daneben gibt es Diomede, Ajaxe und Aenease zur Genüge, alle mit Panzer, Helmen und kreisrunden Schildern geschützt. Auch ein Tersites (Connan, den die echten Balladen zwar auch kennen) und, wenn man will, sogar eine Andromache (Sulmalla) sind vorhanden. Ferner haben wir eine übernatürliche Maschinerie, die aus Geistern besteht. Allerdings verhalten sie sich im allgemeinen passiv. In Carric-Thura aber kommt es zu einem ernsten Kampf zwischen Fingal und dem Geist von Loda. Jener erkühnt sich, den furchtbaren Gegner mit seinem Schwert anzugreifen, so daß er heulend im Winde davonfährt. Aehnlich durchstach auch Cormar, Fingal II., einen Windgeist. Jene Szene, bemerkt Macpherson, ist nicht ohne precedents in den besten Dichtern. Wir kennen den Präzedenzfall: Diomedes' Kämpfe einmal mit Aphrodite und das andere mal mit Ares, in dem 5. Buch der Ilias (von denen wir auch eine schwächliche Nachahmung bei Hesiod finden). Diesem Kriegsgott zerfleischte Diomedes „den schönen Leib und zog den Speer wieder heraus. Da brüllte der eherne Ares so gewaltig, als neun- oder zehntausend Männer im Kriegsbrause aufzuschreien pflegen . . . und stieg wolkenumhüllt

*) Siehe Macphersons Dissertations concerning the Æra of Ossian and the Poems of Ossian.

zum weitwölbigen Himmel empor." — Crugal und Fillan, zwei in der Schlacht gefallene Helden, erscheinen Connal und Fingal im Traum, wie einst Patroklus dem Achilles erschienen war. Auch ein Schild wird uns nach berühmten Mustern im 7. Buch von Temora (vgl. auch Buch 4, Anm.) beschrieben. Die Phantasie ist freilich etwas seltsam. Der Schild Cathmors hat nämlich sieben Buckel (bosses); auf jedem ist ein Stern gemalt. Auf einem Buckel ist z. B. der auf blauer Woge lächelnde und halb nach Westen sinkende Stern Relburath abgebildet. Merkwürdig ist nun, daß jeder Buckel, wenn er mit einem Speer geschlagen wurde, einen Ton von sich gab, und jeder der sieben Töne einen bestimmten Befehl bedeutete. Daran hatte allerdings weder Homer noch Virgil gedacht.

Ossian enthält auffallend viele Gleichnisse, von denen manche, an Homer und an nachhomerische Dichter sich anschließend, als vortrefflich gelungen bezeichnet werden dürfen. Folgende zwei Proben mögen hier genügen:

Gleich des Herbstes düsteren Stürmen, von zwei widerhallenden Hügeln strömend, nahten beide Helden einander. Gleich zwei tiefen Strömen von hohen Felsen zusammentreffend, sich mischend, brausend in der Ebene, laut, schrecklich und düster trafen in der Schlacht sich Lochlin und Inisfail. (Fingal, I)

Damit vergleiche man folgende Stelle in dem 4. Buch der Ilias (453 ff.):

Gleichwie wenn ein Paar wintergeschwollene Flüsse von den Bergen niederstürzen und den ungestümen Wasserstrom ihrer gewaltigen Flutbetten in einem Mischkessel vereinigen, indem sie in einen hohlen Schlund hinabschießen, so daß der Hirt auf den Bergzinnen ihren dumpftosenden Fall schon in der Ferne vernimmt: also erscholl auch das Jauchzen und das Gestöhne der untereinander gemischten Streitmassen.

Diese Stelle führt Macpherson selbst in der ersten Ausgabe (1762, p. 11) sowohl nach dem Original als auch in der Popeschen Uebersetzung an, welche die Uebereinstimmung nur noch größer erscheinen läßt.

Homerisch ist z. B. auch folgender Vergleich im 3. Gesang des „Fingal":

Wie hundert Winde von Morven, wie die Ströme von hundert Bergen, wie Wolken nacheinander über den Himmel fliehen, wie das dunkle Meer anfällt das Ufer der Wildnis, so brüllend, so ungeheuer, so schrecklich mischten sich die Heere auf Lenas hallender Haide.

Weit prachtvoller ist ein ähnlicher Vergleich Homers (Ilias XIV 395 ff.):

So laut brüllt weder die Woge des Meeres am Festlandufer, wenn sie aus der Seeferne daherrollt unter dem schauerlichen Hauche des Boreas, so laut dröhnt weder selbst das Geprassel des hell lodernden Feuers in den Schluchten des Gebirges, wenn ein Waldbrand losgebrochen ist, so laut saust endlich weder der Sturm im Bereich hochlaubiger Eichen, wenn er eben im heftigsten Wutgrimme gewaltig aufheult: als gegenwärtig der Kampfruf der Troer und Achäer toste, der schrecklich emporschallte, als sie wider einander losfuhren.

Endlich ist noch der Epitheta zu gedenken, die uns oft an Homer gemahnen, und von denen es in Ossians Dichtungen geradezu wimmelt: weißarmige Deugela (vgl. λευκώλενος), hochbusige Frau (vgl. βαθύκολπος) windumstürmtes Morven (ἠνεμόεις), **car-borne chief, soft-voiced Comal, sea-surrounded Gorma, white-sailed ships**, u.s.w., u.s.w. Freilich kommen Epitheta auch in den echten alten Balladen vor, aber im allgemeinen sind sie von jenen doch wesentlich verschieden.

Auch dem Aesthetiker Professor Blair waren Aehnlichkeiten zwischen dem keltischen und dem griechischen Homer nicht entgangen. Aber er sah nicht, obschon er sah; denn er erkannte nicht den Kausalzusammenhang. Ein Vergleich zwischen Ossian und Homer nach der subjektiven, lyrischen Seite hin ist eigentlich unnütz; denn Homer ist kein Lyriker. Will man jedoch Fingal und Temora als Epen neben ein so vollendetes Kunstwerk wie die Odyssee oder neben die Ilias setzen, so kann der Vergleich nur dazu dienen, den ungeheuren Abstand festzustellen: wolkenumhüllte Hütten neben dem Parthenon.

Auch indirekten Einfluß Homers über Virgil und Milton haben die Gedichte Ossians erfahren. Diese drei Epiker nennt Macpherson einmal **The three most deservedly celebrated poets** (Fingal, 1762, p. 85). Virgils Einwirkung fällt aber, m. E., nicht so schwer ins Gewicht. In dem Gedichte Lathmon variiert Macpherson die Nisus-Euryalus-Episode (Aen. 9), die ihrerseits wieder mit dem 10. Gesang der Ilias in Beziehung steht. In dem schon citierten Abschnitt, der die Lieder von Selma eröffnet, und aus dem ich einige Sätze in wörtlicher Uebertragung wiederhole: —

Stern der einbrechenden Nacht! schön ist dein Licht im Westen! du hebst dein ungeschorenes Haupt aus deiner Wolke: deine Schritte sind stattlich auf deinem Hügel. . . . . Die Wellen kommen freudig um dich her und baden dein liebliches Haar —

klingen folgende Verse der 8. Aeneide (588 ff.) ersichtlich nach:

Pallas selbst ging in der Mitte der Schaar im Kriegsprachtmantel und geschmückten Waffen glänzend, so wie wenn der Morgenstern, von des Meeres Wellen

gebadet (perfusus), das heilige Haupt zum Himmel hebt und die Finsternis auslöscht.*)

Diese Verse zitiert Macpherson selbst einmal, indem er sie mit einer ähnlich lautenden Stelle in Temora I in Parallele (Fingal, 1762, p. 185) setzt:

Cormac stand in der Mitte, wie der Morgenstern, wenn er auf dem östlichen Hügel freudig ist und seine jungen Strahlen in Regenschauern gebadet werden.

Den Schluß von ‚Carthon‘ (siehe oben p. 2 u. 3) vergleicht Macpherson naiver Weise ebenfalls mit Virgil (Aeneide, VI, 270—72):

Wie man bei zweifelhaftem und spärlichem Lichte des Mondes durch den Wald geht, wenn Jupiter den Himmel mit Schatten verhüllt und die dunkle Nacht den Dingen ihre Farbe nimmt.**)

Auch das drei Zeilen darauf folgende tristis Senectus werden wir wohl mit Macphersons „das Alter ist dunkel und unhold“ in Zusammenhang bringen müssen.

Aus Miltons Paradies führt Macpherson ungezählte Parallelstellen an. Ich mache hier nur auf folgende zwei aufmerksam. Den Anfang jener oben zitierten Anrede (p. 2) vergleicht er mit Paradise Lost, IV, 31 ff.:

O thou that, with surpassing glory crowned,
Look'st from thy sole dominion like the god
Of this new World — at whose sight all the stars
Hide their dimnished heads — to thee I call . . .
O Sun, to tell thee, etc.

Swaran, von dem Späher Moran, in Fingal I, beschrieben, hat unverkennbare Familienähnlichkeit mit Miltons Satan:

I beheld their chief, says Moran, tall as a glittering rock. His spear is a blasted pine. His shield the rising moon! He sat on the shore!***)

Aehnlich heißt es ja in Paradise Lost, I, 283:

He scarce had ceased when the superior Fiend
Was moving toward the shore; his ponderous shield . . . .

*) Vgl. auch Ilias V, 5: „Gleich dem Sirius, der am meisten glänzt, nachdem er sich im Ozean gebadet“. Was das „ungeschorene Haupt“ des Sternes anbelangt, so vergleiche man Horazens intonsos Apollinis capillos (Ep. XV), u. Virgils Intonsaque coelo attollunt capita (Aen. IX, 681): auch Milton P. L., 596: the sun . . . . shorn of his beams.

**) Dieses Bild kommt auch in Fingal III vor; ähnlich auch in Cath-loda (Duan II) und Temora II.

***) Eine ähnliche Stelle findet sich in Carthon. Der Schild wird auch sonst oft von Ossian mit dem Mond verglichen.

Hung on his shoulders like the moon . . . .
His spear — to equal which the tallest pine
. . . . were but a wand —
He walked with.

Auch Miltons Lycidas kennt der Dichter des Ossian. In Darthula treibt der Wind die Fliehenden zurück nach Irland:

Where have ye been, ye southern winds! when the sons of my love were deceived? But ye have been sporting on plains, pursuing the thistle's beard. O that ye had been rustling in the sails of Nathos.

So hatte auch Milton, in Anlehnung an Virgil und Theocrit, die Nymphen gefragt:

Where were ye, Nymphs, when the remorseless deep
Closed o'er the head of your loved Lycidas?
For neither were ye playing on the steep etc. . . . .
Ay me! I fondly dream
"Had ye been there", etc.

Spenser zitiert Macpherson einmal. Von Shakespeare sind mir nur einige Nachklänge aufgefallen. In den Liedern von Selma heißt es z. B.:

Erhebt euch, ihr herbstlichen Winde; blaset auf der dunklen Haide! brauset ihr Bäche auf den Bergen! heulet ihr Stürme in den Wipfeln der Eichen usw.

Damit vergleiche man die sehr bekannten Stellen in König Lear (III, II) und Wie Es Euch Gefällt (II, VII, 174),*) in denen der Wind aufgefordert wird zu blasen. Sehr wahrscheinlich ist, daß Shakespeares Cymbeline auf Calthon and Colmal eingewirkt hat.

Den zeitgenössischen Dichtern verdankte Macpherson viel. Zu ihnen gehört nicht zuletzt Thomas Gray, den die neuentdeckten Lieder in Extase versetzten. Er ahnte freilich nicht, daß der Ossiandichter sein eigener Schüler war! Den Anfang des „Bard" —

Ruin seize thee, ruthless King!
Confusion on thy banners wait —

gibt Macpherson fast wörtlich in Comala wieder:

Confusion pursue thee over thy plains! Ruin overtake thee, thou King of the world!

Grays Barde von Conway steht oben auf einem Felsen, seine grauen Haare wehen im Sturme wie ein Meteor, er hat die Harfe in der Hand und beklagt seine erschlagenen Landsleute, die er als

*) Vgl. auch Fingal II: „Blow", said Cuthullin, „blow ye winds".

rächende Geister auf dem Berge sieht. Dieser walisische Barde hat offenbar Eindruck auf unsern Dichter gemacht; denn wir finden dieselben Pinselstriche im „Ossian". In dem 8. Fragment z. B., das Gray gelesen hat, sitzt der alte Ossian auf einem Hügel, um den Untergang seines Geschlechtes klagend, während sein Bart im Winde fliegt. Wäre er nicht blind, so würde er zweifellos auch Geister sehen, die ja häufig genug erscheinen.

Merkwürdig ist, daß bei Macpherson immer die Haare im Winde fliegen. Warum? Weil schon das Haar jenes Barden bei Gray im Sturme geflattert hatte:

> Loose his beard, and hoary hair
> Stream'd, like a meteor, to the troubled, air.*)

Diese Verse setzt Gray selbst in Parallele mit einer Stelle in Miltons Verlorenem Paradies (I, 536) —

> The imperial ensign; which, full high advanced,
> Shone like a meteor streaming to the wind —,

die Macpherson einmal unter folgenden Worten (Fingal, 1762, p. 57) anführt:

> the standard of the king . . . , as, waving, it flew on the wind.

Von Grays berühmtester Dichtung, der „Elegie", haben wir einen Nachklang in Dithona:

> Why did I not pass away in secret, like the flower of the rock, that lifts its fair head unseen, and strows its withered leaves on the blast?

In der Elegie heißt es:

> Full many a flower is born to blush unseen,
> And waste its sweetness on the desert air.

In dem oben (p. 2) zitierten Abschnitt aus den Liedern von Selma läßt Macpherson die Abendfliegen im Felde summen, nachdem der Sturm sich gelegt hat. Wie kommt er zu den Fliegen, die draußen summen, wenn der Abendstern scheint? Das Rätsel scheint mir nicht schwer. In der vermutlich von Macpherson besorgten, im Jahre 1762 erschienenen metrischen Bearbeitung der Songs of Selma heißt es:

> And drowsy beetles rise on feeble wing;
> Across the plain I hear their humming flight.

---

*) Vergl. Their grey hair streamed in the wind (Darthula).

In den englischen Abendschilderungen des 18. Jahrhunderts kommt fast immer der summende Käfer vor. Die bei weitem bekannteste ist die von Gray, die Macpherson sicher im Auge hatte*):

> Now fades the glimmering landscape on the sight,
> And all the air a solemn stillness holds,
> Save where the beetle wheels his droning flight,
> And drowsy tinklings lull the distant folds.

Schließlich ist zu bemerken, daß Macphersons Bezeichnung für Grab, „enges Haus" (narrow house), nichts anderes ist als Grays „enge Zelle" in derselben Elegie:

> Each in his narrow cell for ever laid.**)

Mit Macphersons eigener Dichtung, The Highlander, die schon 1758 erschienen war, ist übrigens Ossians „Fingal" in formeller sowohl als auch in stofflicher Hinsicht vielfach verwandt. In jenem Epos, darf man sagen, haben wir gewissermaßen den Keim des „Fingal" und des „Temora".

Es würde zu weit führen, wenn ich die Einflüsse der übrigen Dichter und Schriftsteller, wie Thomson, Robert Blair, Home, Lady Wardlaw, Akenside, Lowth, Toland, Mallet usw., von denen Macpherson abhängig ist, hier verzeichnen wollte. Um es kurz zu sagen, wir finden Humes Urteil, daß er recht belesen war (he is a very good scholar), a posteriori vollauf bestätigt. Weit am Ziel vorbeigeschossen hatte also Herder mit seiner Behauptung, daß die Ossianischen Lieder echte Naturpoesie, „gleichsam impromptus" seien, — „so etwas kann Macpherson unmöglich gedichtet haben! so was läßt sich in unserem Jahrhundert nicht dichten". Tatsächlich sind sie ebenso sehr Kunstprodukte, wie jedes andere Gedicht des 18. Jahrhunderts.

Nachdem ich die Gedichte Macphersons sozusagen in ihre Elemente zerlegt habe, bedarf es kaum noch weiterer Argumente. Auf die Anachronismen und Geschichtsverdrehungen in den Gedichten und die Haltlosigkeit seiner kritischen Erörterungen in den vorangestellten Dissertations

*) Möglicherweise liegt zugleich auch eine Erinnerung an Ilias, II, 469, in der Popeschen Uebersetzung vor; aber das ist unsicher.

**) Nur einmal habe ich das „enge Haus" in einer Ossianischen Ballade gefunden, in dem Liede von der Schlacht von Gaura, Ossianic Society, 1854, I, 132—3. Dadurch stutzig gemacht, bat ich den Bibliothekar von Dublin College, das Manuskript einzusehen, aus dem, wie ich vermutete, jene Ballade (Oss. Soc., p. 110—133) entnommen war. Er teilte mir gütigst mit, daß diese Ballade und die fragliche Strophe (p. 132) zwar in dem Manuskript (1745) stünden, aber nicht das „enge Haus" (adhbha gann).

brauche ich hier nicht einzugehen. Genug, die Ossianischen Gesänge sind ohne jeden Zweifel Macphersons Fabrikat, der zwar gälische Lieder gekannt und benutzt, sie aber völlig neu umgeschaffen hat. Höchstens etwa 20 Teile v. H. des Stoffes darf man als keltischen Ursprungs bezeichnen, das übrige ist Macphersons eigene Zutat. Ich konstatiere dies als Tatsache, ohne deshalb einen Stein auf ihn werfen zu wollen. Ich halte es nicht für richtig, ihm die Abweichung per se von den Originalen zum Vorwurf zu machen, wie es wohl zuweilen geschehen ist. Denn jeder Dichter hat das Recht, seine Quellen mit schöpferischer Hand umzugestalten. Freilich, seine Falsifikationen und Perversitäten verteidige ich nicht. Durch sie verscherzte er sich die Sympathien vieler guter Mitmenschen und zog sich Aerger, Mißkredit und Unannehmlichkeiten mancher Art zu.

Nachdem die langen Epen Fingal und Temora herausgekommen waren, machte das süße Staunen vielfach kritischen Erwägungen Platz. Man wollte jetzt vor allem die Gewißheit darüber haben, ob die Gedichte echt seien; denn sie muteten doch eigentlich nicht gar so sehr unmodern an. Gleich nach dem Erscheinen des Temora (1763) schrieb David Hume, der jetzt zum entschiedenen Zweifler geworden war, von London aus an seinen Freund Dr. Blair in Edinburgh: „Die Zahl der Gläubigen, die die Ossianischen Gedichte für echt halten, nimmt von Tag zu Tag unter verständigen und nachdenkenden Leuten ab. Keiner zweifelt, daß es in Hochschottland Gedichte gibt .... Die einzige Frage ist, ob diese Gedichte den Macphersonschen ähnlich sind." Hume fordert dann seinen Freund auf, diese Frage zu untersuchen und endgültig zu klären. Er schlägt ihm vor, überall in Hochschottland bei den Pastoren anzufragen, ob und welche Gesänge von Ossian im Volk oder in Manuskripten existierten, und warnt Dr. Blair eindringlich davor, sich mit allgemeinen Aussagen zu begnügen.

Hätte nun der große Skeptiker die Untersuchung selbst in die Hand genommen, so wäre Macpherson bald entlarvt worden. Professor Blair dagegen war von der Echtheit der Gedichte von Anfang an selbst überzeugt. Er hatte ja Vorlesungen gehalten und eine Abhandlung über Ossian publiziert. Seine Untersuchung brachte also noch mehr Verwirrung in die Frage. Die Pastoren im Hochschottland schrieben zurück: „Ja, es gibt solche Lieder. Z. B. ist diese und jene Erzählung dem Volke wohlbekannt." Statt nun diese Originale mit Fleiß zu sammeln und genau mit Macphersons

Gedichten zu vergleichen, begnügte er sich mit allgemeinen Aussagen, vor denen ihn Hume gewarnt hatte. Den Schottländern wurde es jetzt überhaupt zur Ehrensache, ihren Ossian, der über Nacht zum Nationalheiligen geworden war, und seinen Uebersetzer zu verteidigen. Was konnten jene Leute an der Themse, die von jeher gegen alles Schottische voreingenommen waren und die kein Wort gälisch konnten, von diesen Dingen verstehen?

Zu den verständigen und nachdenkenden Leuten in London gehörte auch Samuel Johnson, Macphersons schärffter Gegner, der, von der Fälschung fest überzeugt, sich nicht scheute, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Besonders wichtig ist ein Brief aus seiner Feder vom Jahre 1774, der an Unzweideutigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Macpherson hatte Wind bekommen, daß ihn Johnson öffentlich angreifen wollte, worauf er den Versuch machte, seinen Gegner, den Carlyle des 18. Jahrhunderts, durch Drohungen einzuschüchtern. Johnson antwortete:

„Ich habe Ihren törichten und unverschämten Brief erhalten. Was von Gewalt oder Beschimpfung an mir versucht werden wird, werde ich nach Kräften abwehren, und was ich nicht selbst kann, sollen die Gesetze für mich tun. Die Drohungen eines frechen Raufbolds werden mich nicht abhalten, das als Betrug zu entlarven, was ich dafür halte. Was soll ich widerrufen? Ich habe Ihr Buch für eine Betrügerei gehalten und tue es noch . . .“

Sam. Johnson.

Macpherson schluckte die bittere Pille. Was hätte er anders tun können? Auch sonst hatte er es im allgemeinen vorgezogen, zu schweigen. Im übrigen suchte er sich gegen die Angriffe, denen er sich von Anfang ausgesetzt sah, durch schlechte Laune, wenn nicht durch Grobheit, und (wenn man es auf deutsch sagen soll) durch fortgesetztes Lügen zu schützen, — denn eine Fiktion kann nur durch eine andere gedeckt werden. Wenn man ihn bat, seine die Originale enthaltenden Manuskripte zu zeigen, so tat er äußerst beleidigt und pikiert — eine Waffe, die ein Verdächtiger gern als letztes Mittel ergreift. Hume bemerkte spöttisch: die roten Indianer könnten ihm, Macpherson, Manieren beibringen. Gegenüber den vorhandenen irischen und schottischen Liedern, die man mit den seinigen vergleichen mußte, behauptete er, sie wären nicht echt, seine allein wären authentisch. Um seine Gegner zum Schweigen zu bringen, hatte er schon 1763 eine Probe des Urtextes, — das siebente Buch von Temora in gälischer Sprache —, den englischen Gedichten als Appendix beigefügt. Der Text ist gefälscht! Nun kommt aber die Krone der ganzen

Ossianfälschung. Das Jahr 1784 brachte Macpherson einen schweren Sorgenstein. „Gott schütze mich vor meinen Freunden", muß er gedacht haben, als einige Hochländer in Ostindien patriotischerweise eine Sammlung veranstalteten, um ihren verehrten Landsmann instand zu setzen, seine Manuskripte zu drucken. £ 1000 (= 20 000 Mark) wurden aufgebracht, es galt die Ehre Schottlands zu retten! Man setzte Macpherson von dem Unternehmen in Kenntnis und bat ihn in hochtrabenden Worten so freundlich zu sein, eine Deputation der hochländischen Gesellschaft feierlich in London zu empfangen. Nichts konnte Macpherson ungelegener kommen. Vielleicht hatte er schon gehofft, daß die ganze Frage im Sande verlaufen und damit für ihn erledigt sein würde. Er schrieb an den Sekretär der hochländischen Gesellschaft: „Es tut mir leid, daß Sie sich die Mühe machen wollen, eine Deputation an mich zu senden. Zeremonien der Art sind durchaus überflüssig und unnötig . . ." Sobald die Muße es ihm erlaubte, würde er das Original herausgeben. Die Arbeit erfordere aber viel Zeit.

Macpherson hatte nun gar kein gälisches Original seines Pseudo-Ossian. Er besaß zwar gälische Manuskripte, die auch Helfrich Peter Sturz, der im Jahre 1768 als distinguierter Ausländer in London weilte, gesehen hat. Sturz, der nicht gälisch konnte, glaubte den wirklichen Urtext vor sich zu haben. Diese nicht einwandsfreien Manuskripte konnte Macpherson unmöglich veröffentlichen. Was sollte er nun drucken? Es galt deshalb, Versprechungen zu machen und die Sache möglichst lange hinauszuziehen, um Zeit für seinen neuen Plan zu gewinnen. Dieser neue Plan war, den ganzen englischen Pseudo-Ossian ins gälische zurückzuübersetzen, wie er ja schon 1763 das siebente Buch des Temora in gälischer Sprache hatte erscheinen lassen. Langweilig genug muß die Arbeit für ihn gewesen sein, der das Gälische nicht vollkommen beherrschte. Um Zeit zu gewinnen, machte er übrigens auch den sinnreichen Vorschlag, den Text in griechischen Charakteren zu drucken! Jahre vergingen über der Arbeit. Macpherson muß Helfershelfer gehabt haben, die seine Bemühungen mit nationalem Eifer nach seinem Tode fortsetzten. Er starb 1796, also zwölf Jahre nach jener Deputation. Er hinterließ, wie in seinem Testament uns berichtet wird, die gälischen „Originale" von acht Gedichten, die er einem Freunde, Mackenzie, vermachte, dem Sekretär der hochländischen Gesellschaft in London. Von der Beschaffenheit dieses Manuskriptes ist nichts bekannt, da es die Herausgeber durchkorrigieren und um-

schreiben ließen und nicht etwa in einer öffentlichen Bibliothek niederlegten, sondern alsbald vernichteten.*)

Endlich im Jahre 1807, zwanzig Jahre nach der Deputation und acht nach Macphersons Tode, erschien das gälische Original in drei stattlichen Bänden mit lateinischer Uebersetzung. Es wird aber nicht der gesamte Ossian im gälischen Urtext geboten, sondern etwa zwei Drittel des englischen. Wir dürfen wohl annehmen, daß die in der gälischen Ausgabe nicht vertretenen Gedichte von Macpherson selbst herrühren. Wie steht es mit den „Originalen" der 11 vertretenen? Ich brauche es kaum zu wiederholen: Sie sind alle gefälscht — die gesamten 10 bis 15000 Verse. Nur eine einzige Zeile aus echten Balladen ist unverändert in den gälischen Text aufgenommen, wie Campbell gezeigt hat. Diesen Vers dürfen wir hier festnageln, da es ein so merkwürdiges Faktum ist:

Thog sinn Dealbh ghreine ri crann.

Das gälische Original ist eine sklavische Uebersetzung der englischen Gedichte in der Auflage von 1763. Syntax, Grammatik und Sprache sind fehlerhaft, und der Text strotzt von Anglizismen, wie die Keltologen nachgewiesen haben. Keine, auch nur die geringste Spur solcher langen Epen, wie sie hier gedruckt werden, gibt es oder gab es je, weder in Irland noch in Schottland noch auf den Inseln. Man hat sogar Anstrengungen gemacht, diese Gedichte nachträglich im Volke zu verbreiten — 1818 wurde eine starke Auflage gratis verteilt, 1857 erschien eine wohlfeile Taschenausgabe —, ohne den geringsten Erfolg. (Stern, S. 62). Sie sind ganz unbekannt im Volk, in dessen Munde aber heute noch manche echte Ossianische Lieder leben.

Mit der Echtheit des Ossian steht es also, wie ich schon bemerkt habe, so: Macpherson hat gälische Lieder gekannt und benutzt. Sie bilden den Ausgangspunkt seiner englischen Gedichte. Einige sind auf gälischen Liedern basiert, andere gar nicht. Kein Gedicht ist eine getreue Uebersetzung eines gälischen Originals. Einige Sätze sind allerdings hin und wieder ziemlich getreu übertragen und eingestreut. Aber das sind doch **rari nantes in gurgite vasto.** Das meiste ist freie Erfindung. Der ganze Ossian als solcher ist Macphersons eigenste Dichtung, obwohl er doch behauptete: **the translation is literal.** Der gesamte gälische „Urtext" ist einer der raffiniertesten Täuschungsversuche, welche die Literaturgeschichte kennt. Wir dürfen uns jedoch freuen, daß er publiziert wurde, da er uns

*) Diesen Satz zitiere ich fast wörtlich aus Sterns Aufsatz.

zur Gewißheit **über** die Beschaffenheit der Unterlagen des Macphersonschen **Ossian verhilft.**

Nun **gibt es aber** kluge Leute, die etwa so argumentieren: Sie müssen **zwar zugeben,** daß Macphersons Gedichte den gälischen Liedern, d. h. **den echten** Ossianischen Heldengesängen, die uns erhalten sind, **nicht genau** entsprechen. Aber sie glauben an die Möglichkeit, daß **Macpherson** doch andere Originale in alten jetzt verschollenen **Manuskripten**, die unique waren, oder Lieder im Munde des Volkes **gefunden** habe, die sonst nicht so allgemein bekannt waren. In der gälischen Ausgabe von 1807 seien diese Originale durch **Macpherson** zusammengefügt, der nur sozusagen die Rolle eines ‚Homer' übernommen habe. Darauf ist zu erwidern: Von solcher **zweiten** Serie Ossianischer Heldenlieder existiert tatsächlich keinerlei **Spur.** Nimmt man eine unbekannte Größe an, so reduziert sich die Frage auf die Alternative: **aut X aut Macpherson.** Der Indizienbeweis läßt keinen Zweifel offen: überall ist X = Macpherson. Uebrigens schreibt auch Macpherson selbst in seiner **„Dissertation concerning the aera of Ossian“**: — **„the poems now given to the public under the name of Ossian“** were **„handed down by tradition through so many centuries“.** Die schriftlich nnd mündlich tradierten, bekannten Gedichte stimmten aber mit seinen nicht überein. Dazu hätte dann Macpherson — unter allgemeiner Heiterkeit der Verständigen — bemerkt: „*meine* sind die allein echten.“ Des Versteckspielens ist kein Ende. Mit einem unbekannten X können wir aber nichts anfangen. Zwischen Professor Zimmer und Professor C. L. Stern, zweien der ersten Keltologen, ist nicht die geringste Meinungsverschiedenheit über die Ossianfälschung. **Privatissime** hat es auch Macpherson seinen *intimsten* Freunden rückhaltlos eingestanden, daß er der Verfasser des ganzen „Ossian“ sei, wie Bischof Percy und andere bezeugt haben.

So viel über Ossian. Ich schließe mit einigen Worten über die spätere Karriere des Verfassers. Nach der Veröffentlichung der Gedichte konnte er jetzt unmöglich weiter dichten, ohne sein Geheimnis preiszugeben. Er mußte die Rolle des ganz Erblindeten zu Ende spielen, wollte er auf dem einmal eingeschlagenen Wege verharren. Ein offenes Bekenntnis ablegen und alle seine Schwüre widerrufen — was m. E. das beste gewesen wäre —, das erlaubte ihm sein Stolz nicht, und **returning were as tedious as go o'er.** Seine dichterische Laufbahn hatte **also** hiermit ein Ende. Es ist vielleicht zu bedauern, daß **Macpherson,** der zweifellos ein bedeutendes, originelles dichte-

risches Talent, wenn auch wohl kein Genie allerersten Ranges war, auf diese Bahn geraten ist. Wer seine Gedichte von The Death an bis zu den Fragmenten und dem Fingal in chronologischer Reihenfolge liest, ist imstande, das allmähliche Heranwachsen des jungen Dichters zu verfolgen. Einer Fortentwicklung, die gewiß im Bereich der Möglichkeiten lag, versperrte nun Macpherson plötzlich selbst den Weg, und statt weiter zu dichten, wurde er Politiker, Pamphletist, Zeitungs- und Geschichtsschreiber.

Fürs erste sorgte die Regierung für ihren Protégé, indem sie ihn als Sekretär nach Florida in Amerika schickte, gerade als ihm der Boden unter den Füßen heiß wurde. Aber dort konnte er sich mit seinen Vorgesetzten nicht vertragen, und schon nach zwei Jahren, 1766, kam er zurück nach London. Die Regierung gab ihm nun ein festes Gehalt von £ 200, wofür er, wie es scheint, politische Artikel schrieb. Während des amerikanischen Krieges soll er tendenziöse Nachrichten in die Zeitungen gesetzt haben. Für seine Dienste, über die wir nicht genauer unterrichtet sind, bekam er ein weiteres Gehalt (secret pension) von £ 500, oder vielleicht sogar £ 800, wenn wir Walpole glauben dürfen. Seine pekuniären Verhältnisse waren also glänzend. Wer aber hat, dem wird gegeben. Im Jahre 1783 wurde er Geheimagent eines indischen Herrschers, dem er viel Geld zu entlocken verstand. Er wurde bald so wohlhabend, daß er sich als Grundbesitzer in seiner Heimat niederlassen konnte, die er einst als armer Dorfschullehrer verlassen hatte. So haben ihm die alten Ossianischen Lieder mehr eingebracht als manchem Sänger andrer Zeiten.

Erwähnt sei noch, daß er sich an eine Uebersetzung der Ilias gewagt hat, die aber keinen Anklang fand. Walpole und Mason machten ihre spöttischen Witze über den Fingalisierten und Temoraisierten Homer. Auch Humes englische Geschichte hat er zu dessen großem Aerger fortgesetzt. Diese Fortsetzung, sagte Hume, sei eines der elendesten Produkte, die je aus des Verlegers Presse hervorgegangen. Sie trug aber jenem Geschichtsschreiber £ 3000 (= 60,000 M.) ein. Ueber andere Schriften Macphersons will ich hier kein Wort verlieren.

Macpherson wurde übrigens auch Mitglied des englischen Parlaments. Er starb im Jahre 1796, unverheiratet, als Vater von fünf Kindern. Seine Gebeine ruhen, nicht weit von den irdischen Ueberresten seines großen Gegners Johnson, in der Westminster-Abtei!

> Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
> Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

Goethe und die Botanik.

Von

W. F. Bruck.

Dr. A. Hansen. Prof d. Botanik a. d. Univ. Gießen. Goethes Metamorphose der Pflanzen. Geschichte einer botanischen Hypothese. In zwei Teilen. I. Teil Text 380 S. II. Teil Tafeln von Goethe und vom Verfasser. — Verlag v. Alfred Töpelmann (vorm. J. Ricker), Gießen 1907.

Das Verdienst Goethes um die botanische Wissenschaft, das seinerzeit schon von Fachmännern (Wigand, Ferdinand Cohn, Molisch, Möbius und anderen) anerkannt worden ist, ist in neuerer Zeit von ausländischen Botanikern bestritten worden mit der Behauptung, die Metamorphosenlehre sei garnicht Goethes Eigentum, sondern das Linnés und Anderer. Eine durchgreifende Untersuchung dieser Frage fehlte bisher, und das bescheiden klingende Vermächtnis des Meisters, daß er für seine botanischen Schriften, Studien und Sammlungen wünschte, „ein einsichtiger Botaniker möchte mit allen Mitteln den Stoff und die Gedanken ordnen", ist erst jetzt, ein Dreiviertel-Saeculum nach seinem Tode, in Erfüllung gegangen.

Um gleich den Standpunkt Hansens vorwegzunehmen, seien an den Anfang meiner Besprechung des Verfassers eigene Worte gesetzt, die das Ergebnis seiner Forschung zusammenfassen: „Goethes Versuch über die Metamorphose der Pflanzen ist eine epochemachende wissenschaftliche Leistung."

Zur Erleichterung des Verständnisses für den nichtbotanischen Leser sind die Anschauungen der heutigen Botanik über die Metamorphose der Pflanzen den eigentlichen Untersuchungen über Goethes Studien vorausgesandt. Es wird gezeigt, wie in den ersten Zeiten wissenschaftlicher Beschäftigung mit pflanzlichen Objekten das Bestreben vorherrschte, zunächst einmal eine verständige Einteilung des Pflanzenreiches nach seiner damaligen Kenntnis zu schaffen. Es ist dies die Zeit von Caesalpin (am Ausgange des 16. Jahrhunderts)

bis zu Linné, deren Forschungsziel der Auffindung eines zusammenfassenden Systems galt.

Um Einteilungsgründe für ein solches zu finden, kam man wohl zu einer näheren Betrachtung der pflanzlichen Gestalt; die Verschiedenheit der einzelnen Teile derselben: Stengel, Wurzeln, Blätter und Blüte lieferten immerhin die notwendigsten Unterscheidungsmerkmale. Allein man versuchte weniger eine eindringende Beschreibung der Pflanzen und ihrer Organe zu geben, sondern begnügte sich mit der Einführung genauer Benennungen für die letzteren. Die „Terminologie" stand im Mittelpunkte des Interesses. Nicht die Kenntnis der Organe selbst wurde vermittelt; sie figurierten vielmehr als Statisten einer einseitigen Systematik. Durch dieses Klassifizieren und Registrieren nur einzelner Teile der Pflanze, welche eine Richtung von Botanikern sogar für selbständige Individuen ansprach, — verlor man ganz die Erkenntnis, daß die Pflanze ein Ganzes darstelle, ein einheitlicher Lebensorganismus sei, dessen verschiedene Glieder von einander abhängig sind und sich gegenseitig bedingen. Mit der Zeit ist es anders geworden. Heute beginnen die botanischen Lehrbücher nicht mehr mit dem Herzählen der einzelnen Teile, sondern bringen die Organe der Pflanze in ihren wechselnden Beziehungen zum Gesamtkörper zur Darstellung. Und gerade die vergleichende Betrachtungsweise der Organe, die Organographie, hat ungeahnte Ausblicke für eine moderne Naturauffassung geliefert.

„Zum Beispiel hat man sich überzeugt, daß die fleischigen Schalen einer Zwiebel, die Schuppen der Winterknospen von Bäumen, die Teile des Kelches, oder die Blumenkrone, sogar die Staubgefäße und Fruchtknotenteile, auch wenn ihnen die grüne Farbe fehlt, in wesentlichen Punkten doch mit den grünen Organen übereinstimmen, welche die Sprache längst als Blätter bezeichnet hat. Ebenso hat sich herausgestellt, daß sowohl der oberirdische Stengel einer Sonnenrose, welcher die grünen Blätter trägt, nicht nur Uebereinstimmung zeigt mit dem fleischigen Stamme eines blattlosen Säulenkaktus oder einer aus flachen, dicken Gliedern sich aufbauenden Opuntia, ja sogar mit dem unterirdischen Stamm des Adlerfarns, der Schwertlilie u. a. Erkennen wir doch bei allen diesen verschiedenen Gestalten, mögen sie zylindrisch oder prismatisch, dick oder dünn, ober- oder unterirdisch sein, überall die Eigenschaft, Blätter und Blüten erzeugen zu können. Und darum wählte

man auch für diese ganz verschiedenen Gestalten von Stämmen den Namen Sproß." *)

Jene mannigfaltigen Formen des Sprosses jedoch lassen sich, wenn wir sie vergleichend betrachten, auf eine Grundform zurückführen. Indem sich die Pflanze den Verhältnissen ihrer Umgebung anpaßte, entstanden die Umwandlungen, welche die heutigen Formen wiedergeben. Diese Formänderung der Organe bei veränderten Leistungen ist es, die man Metamorphose genannt hat. Die beiden Grundorgane, welche schon die aus dem Samen eben entstandene Keimpflanze zeigt, der blattbildende Sproß und die Wurzel sind es, welche jene Metamorphosen erfahren. Während die Wurzeln nur Seitenwurzeln erzeugen, entstehen am Sprosse Blätter, Knospen und Blüten, d. s. die Fortpflanzungsorgane der Pflanze.

Wer einigermaßen mit der Kultur von Pflanzen vertraut ist, dem ist wohl bekannt, daß aus dem Embryo eines in die Erde gepflanzten Samen, z. B. einer Bohne, zunächst das abwärts gewandte Keimwürzelchen entspringt, während der Keimstengel nach aufwärts strebt, bald seine jungen Blätter entfaltend. Und in dieser einfachen Gliederung gleichen sich alle Keimpflanzen. In dem Tafelwerk, das den Hansenschen Text begleitet, finden sich unter den Abbildungen Goethes, die ebenso künstlerisch sind wie sie peinlich genaue Darstellungen der natürlichen Objekte wiedergeben, eine ganze Reihe von Keimpflänzchen in verschiedenen Stufen der Entwicklung vergleichsweise dargestellt. Auch mit diesen farbigen Bildern ist Goethe seiner Zeit weit vorausgeeilt. Betrachten wir nur die kümmerlichen Skizzen damaliger botanischer Schriften! Ueberhaupt beschäftigte sich ja in dieser Zeit niemand mit der Betrachtung biologischer Vorgänge. —

Je weiter sich die Pflanze entwickelt umso unähnlicher wird sie dem alten Keimpflänzchen. Neue Organformen treten auf und die einfache, anfängliche Einteilung in Wurzel und Sproß will nicht mehr recht passen. Der Vergleich jedoch der beiden Zustände — des fertigen Bildes und der Keimpflanzen — läßt uns aber erkennen, wenn wir die allmählichen Uebergänge genau studieren, daß die späteren Stadien nichts weiter darstellen, als allmähliche Umformungen der genannten Grundorgane.

Während die vorgoethesche Wissenschaft, die Terminologie, sich nur mit den Endzuständen befaßte, führte also der Metamorphosen-

*) Hansen a. a. O. S. 56

begriff einen neuen Weg der Betrachtung biologischer Geschehnisse ein. So ist Goethes Hypothese eine der vornehmsten Grundlagen der modernen Morphologie geworden.

Bei der Veröffentlichung seines „Versuches usw." war Goethe eine früher erschienene Untersuchung Caspar Friedrich Wolffs, eines Naturforscher ersten Ranges, den die damalige Zeit ebenso wenig würdigte wie Goethe, noch unbekannt. *) Auf Grund einer anderen Untersuchungsmethodik gelangt Wolff zu ähnlichen Resultaten wie Goethe. Der späteren Zeit war es überlassen geblieben, durch ein reiches Tatsachenmaterial die von den beiden hervorragenden Männern angedeuteten Theorien zu bestätigen.

In lebendiger, populärer Darstellung versucht Hansen einen kurzen Ueberblick über die einzelnen heute bekannten Metamorphosen pflanzlicher Organe, die auch dem Laien leicht verständlich sein werden.

Ein weiteres Kapitel führt uns Goethes eigene Schöpfung vor. Dabei ist der Verfasser so verfahren, daß er die maßgebenden Abschnitte des Originals wörtlich, teilweise allerdings verkürzt, wiedergibt und dabei seine Erläuterungen anknüpft. Hoffentlich regt das neuerschienene Werk manchen Leser dazu an, in dem Goethe seiner Bibliothek jetzt auch das Original der „Metamorphose" zu studieren.

In trefflicher Naturbeobachtung verfolgt Goethe die Pflanze von dem Moment an, in welchem sie bei der Keimung aus der Samenschale hervortritt. Er beschreibt den Unterschied der oberirdisch zu Licht und Luft emporwachsenden und der unterirdischen, der Finsternis und der Feuchtigkeit angehörenden Teile. Genau ist die Reihenfolge der Knoten am Stengel beschrieben. Zu jedem Knoten gehört ein Blatt, und an dessen Grunde entstehen die Augen oder die Knospen. Hier liegt die Grundform der Pflanze vor. Während ihres weiteren Wachstums reiht dann die Pflanze Knoten über Knoten am Stengel und bringt die Blätter zur Entfaltung. Zu Anfang sind dieselben unförmlich dick wie in den Keimblättern (Cotyledonen). Der allmähliche, stufenweise Fortschritt läßt dann immer zartere, grüne Gebilde als Blätter entstehen, die Laubblätter. Sie sind von mannigfacher Größe und Form, bald einfach gerandet, eingekerbt, geschlitzt oder zusammengesetzt. Wie etwas ganz neues erscheint dann beim Eintritt der Pflanze in die zweite Lebensperiode, wenn sie sich zur Fortpflanzung anschickt, die

*) Wolffs Untersuchung, seine Inaugural-Dissertation, wurde erst später von Goethe ans Licht gezogen.

formenschöne Blüte. Trotz der auffallenden Formänderung erkannte der Forscherblick des Meisters, daß auch hier nichts anderes vorlag, als ein Gebilde von Blättern, die nur äußerst dicht übereinander, aber in wohlgesetzter Ordnung der Sproßaxe angeheftet sind. Zum Zwecke der Fortpflanzung wurden sie eben metamorphosiert. Zunächst erkannte Goethe noch laubblattähnliche Gebilde, die Kelchblätter. Ihnen folgt ein zweiter Blattkreis, die farbenprächtigen Blütenblätter, die Blumenkrone. Einen dritten Blattkreis bilden die Staubgefäße, ebenfalls umgeformte Blätter, wie der vierte Kreis mit Fruchtknoten und Griffel. Und selbst in der Frucht erscheinen Blätter wieder, denn die Gehäuse sind ja auch nur Blätter, die an ihren Rändern zusammengewachsen sind. Und die Samen sind Knospen, deren Entwicklung an den Fruchtblättern genau so vor sich geht, wie die der Augen an den Laubblättern.

Auch die Samenhüllen sind aus innig verwachsenen Blättern hervorgegangen. Der Unterschied von Samen und Knospe besteht darin, daß die im Samen gebildeten Keimpflänzchen in der Erde stehen, während sich die aus den Augen entwickelnden Seitenbildungen der Pflanze auf der Mutterpflanze befinden.

Auch über die zusammengesetzten Blüten sucht Goethe Aufschluß zu geben. Die den Goethelesern bekannte römische Nelke, das Geschenk Angelika Kaufmanns, ist eine derartige Blüte. Hier entwickeln sich „gleichsam auf einem unendlichen Stengel" alle Augen zu Blüten, nur möglichst nahe zusammengedrängt. — — — So vollendet also die Pflanze in sechs aufeinander folgenden Entwicklungsstufen die Metamorphose, die Blattumwandlung. Eine rückschreitende Metamorphose wiederum tritt gelegentlich auch z. B. bei den gefüllten Blüten der Rosen und anderer Gartenpflanzen auf. Bei diesen sind die Staubblätter wieder in Blumenblätter und diese in grüne Laubblätter rückgebildet.

Das sind in kurzem einige der Grundgedanken von Goethes Metamorphose.

Von verschiedenen Seiten ist Goethe der Vorwurf gemacht worden, er habe für seine Lehre, eine mehr idealistische Erklärung gegeben. Diese Anschauungen widerlegt Hansen in einem besonderen Kapitel durch verschiedene Zitate Goethes, die den Nachweis führen, daß der Dichter auch wirklich ernst bemüht war, seine Hypothese durch physikalische Gesetze kausal zu erklären, soweit das bei dem damaligen Stande der Wissenschaft möglich war. Es sei hier überhaupt darauf hingewiesen, daß Goethe weder der mikroskopische noch

der experimentelle Weg zu seiner Zeit offen stand. Ihm blieb nur der morphologische Vergleich, aus dem er die erst viel später als richtig erwiesenen Tatsachen der Entwicklung ableitete. Aus Hansens Werk seien hier einige Bemerkungen Goethes abgedruckt, die seine ernsten Bemühungen, die Erscheinungen kausal zu erklären, wörtlich wiedergeben: „Ferner ist die Lehre vom Ausdehnen*) und Zusammenziehen zu beleuchten." „Bei der fortschreitenden Veränderung der Pflanzenteile wirkt eine Kraft, die ich nur uneigentlich Ausdehnung und Zusammenziehung nennen darf. Besser wäre es, ihr ein x oder y nach algebraischer Weise zu geben, denn die Worte Ausdehnung und Zusammenziehung drücken diese Wirkung nicht in ihrem ganzen Umfange aus. Sie zieht zusammen, dehnt aus, bildet aus, bildet um, verbindet, sondert, färbt, entfärbt, verbreitet, verlängt, erweicht, verhärtet, teilt mit, entzieht, und nur allein, wenn wir alle verschiedenen Wirkungen in Einem sehen, dann können wir das anschaulicher kennen, was ich durch diese vielen Worte zu erklären und auseinanderzusetzen gedacht habe. Sie tat das alles so stückweise, so sacht, so unmerklich, daß sie zuletzt uns vor unseren Augen einen Körper in den anderen verwandelt, ohne daß wir es gewahr werden. Der Mensch kann ohne diese nur das, was gesondert ist, erkennen, eben darum, weil es gesondert ist. Er muß, um zu erkennen, dasjenige sondern, was nicht gesondert werden sollte; und hier ist kein ander Mittel, als was die Natur gesondert unserer Erkenntnis vorgelegt hat, wieder zu verbinden, wieder zu einem zu manchen, wenn wir Acht haben, wie eine Gestalt sachte in eine andere übergeht und zuletzt von der folgenden Gestalt gänzlich verschlungen wird."**)

Staunen muß es erregen, wenn man all' die emsigen Forschungen, den ganzen Arbeitsaufwand dieses ehrlichen Forschers und Gelehrten an sich vorüberziehen läßt und dann den schweren Vorwurf vernimmt, Goethes Werk sei im Grunde genommen nichts Besseres als ein Plagiat! Und tatsächlich hat ein nicht unbekannter, vor einigen Jahren verstorbener Botaniker, der böhmische Universitätsprofessor L. Celakowsky, den Beweis dafür erbringen wollen, und die beiden skandinavischen Professoren der Botanik Warming und Wille ver-

*) Bei der Metamorphose der Blätter zu Laub, Kelch- und Blumenblättern dehnen sich die Organe flächenförmig aus. Eine „Ausdehnung" entsteht. Hingegen wird bei den zu Fortpflanzungsorganen metamorphosierten Blättern diese Ausdehnung gehemmt, es tritt also eine Zusammenziehung ein. —

**) Aus Hansen S. 94, 95, abgedruckt Goethe, Weimar. Ausgabe II, 7. Band. Seite 12.

treten diese Anschauung noch heute. Linné in erster Linie soll von Goethe ausgebeutet worden sein. Es ist ein Verdienst der Arbeit Hansens, daß er in ausführlichster Weise dartut, was eigentlich Goethes Arbeit gewesen und was Linné und die anderen vermeintlich Plagiierten für die Metamorphosenlehre geleistet haben. Gerade Linnés Werk ist so verschieden von Goethes Forschung, daß der Gedanke an eine Plagiat ganz absurd klingt. Schon Ferdinand Cohn hat auf den unüberbrückbaren Gegensatz aufmerksam gemacht, der zwischen den Richtungen der beiden Männer bestand:

„Um Goethes Bedeutung zu würdigen, darf die Kritik nicht von dem Standpunkt der Morphologie ausgehen, der heut durch stetige Fortentwicklung der Metamorphosenlehre erreicht ist, wo es leicht ist, in Goethes Darstellung einzelne Irrtümer nachzuweisen; sie muß zurückgreifen bis zu Goethes Vorgängern und Zeitgenossen, die mit wenigen Ausnahmen in mechanischen Pflanzenbeschreibungen erstarrt waren, oder in die mystischen Hirngespinste einer falschen Naturphilosophie sich verirrt hatten; auf diesem dunklen Grunde erscheint die gesunde Beobachtung und die einheitliche Naturauffassung Goethes als eine Schöpfung von echt wissenschaftlichem Geiste und unabsehbarer Wirkung. Vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß Goethe gegen die Autorität Linnés und seiner Schüler anzukämpfen hatte. Natürlich war dem Scharfblick Linnés die nahe Verwandtschaft der Laubblätter mit den Organen der Blüte nicht entgangen; er hatte in seiner Philosophia botanica bereits den Ausspruch getan, das Prinzip der Blätter und Blüten sei das gleiche. Aber Linné hatte die Metamorphose der Laubtriebe in Blüten als eine ähnliche Verwandlung aufgefaßt, wie die der Raupen in Schmetterlinge, und über dieselbe die ebenso wunderliche als unfruchtbare Hypothese der Antizipation oder Prolepsis ausgesponnen, welche gleichwohl die Gemüter der Zeitgenossen gefangen hielt.“ (F. Cohn.) Diese Lehre Linnés wurzelte in der Anschauung, daß die blühende Pflanze auf einmal sechs aufeinander folgende Jahre „antizipiere“ oder vorausnehme. Danach sollen der Kelch aus der äußeren Rinde, die Blumenblätter aus der inneren Rinde, die Staubblätter aus dem Holz, Fruchtknoten, Griffel und Samen hingegen aus dem Mark ihre Entstehung nehmen. Fürwahr, diese wunderliche Theorie ist doch etwas ganz anderes als Goethes Metamorphosenlehre. Ja, sie steht sogar in direktem Gegensatze zu ihr. Daher kam es gerade, daß die Schrift bei ihrem Erscheinen so wenig Anklang fand. Goethes Verleger Göschen lehnte das Manuskript ab,

und die Botaniker von Fach nahmen das Werk des Dilettanten nicht für ernst, der an den Grundmauern der alleinseligmachenden Linnéschen Gelehrsamkeit rüttelte. Goethe selbst spricht an verschiedenen Stellen bei aller Anerkennung des großen Klassifikators und Registrators seine Abkehr von ihm aus. In ähnlicher Weise hat man versucht, den Professor Batsch in Jena als Quelle goethischer Forschung heranzuziehen. Die bei Hansen abgedruckten Briefe Batschs zeigen vielmehr, daß dieser Gelehrte, in ehrfurchtsvollem Abstand vor dem großen Genius, viel eher dessen botanischen Leistungen die größte Achtung abgewann.

Am Schlusse seines Werkes versucht Hansen noch die Beziehungen der Metamorphosenlehre zur Descendenzlehre klarzulegen. Von verschiedenen Seiten, so u. a. von Ernst Haeckel, ist Goethe als Begründer der Descendenzlehre neben Darwin und Lamarck hingestellt worden. Demgegenüber sucht der Verfasser nachzuweisen, daß Goethe „die Metamorphose in seinem ersten Versuch nur im ontogenetischen, nicht im phylogenetischen Sinne vorgetragen“ habe. (S. 367 ff.)

Auch die anderen Studien und Schriften Goethes aus dem Gebiet der Botanik, so u. a. seine Gedanken über die „Urpflanze“, hat Hansen an Hand des ihm vom Goethearchiv zur Verfügung gestellten Materials in seine Betrachtungen mit hineingezogen. So ist uns durch sein Werk eine umfassende Darstellung Goethes botanischen Werdeganges und seiner botanischen Leistungen gegeben worden.

Mehr als diesen kurzen Ueberblick über das umfangreiche Buch Hansens zu geben würde zu weit in Einzelheiten führen. Herausgreifen möchte ich nur noch die Stellung des Verfassers zu dem bekannten Publizisten Houston Stewart Chamberlain*), der in seinem Buche über Kant (1905) Goethes Metamorphosenlehre jeden wissenschaftlichen Wert abspricht. Hansens Darlegungen (S. 111—116) führen zu einer Ablehnung der Chamberlainschen Gedanken.

---

*) Bekanntlich hat Chamberlain in jüngeren Jahren Botanik studiert und auch eine Abhandlung über das Saftsteigen als Genfer Dissertation veröffentlicht. Da dieser Versuch aber sehr unglücklich ausfiel, hat er nachher das botanische Studium aufgegeben.

Charles Baudelaire.*)
(1821—1867)

Von

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Nous avons, il est vrai, nations corrompues
Aux peuples anciens des beautés inconnues.

„Das Temperament des Genies", sagt Edgar Poë, „mischt sich aus Melancholie, Sensibilität und Enthusiasmus." Man kann die gleiche Diagnose auf Poës Bewunderer und Uebersetzer Baudelaire anwenden**), der von ihm sagte: „Wissen Sie, warum ich Poë so geduldig übersetzt habe? Weil er mir glich. Als ich zum ersten Male ein Buch von ihm aufschlug, fand ich mit Entsetzen und Entzücken nicht allein die Gegenstände, von denen ich träumte, sondern auch Sätze, die ich dachte und die er zwanzig Jahre vor mir geschrieben hat" (Brief an Théophile Thoré). Die physiologischen Korrelate dieser Eigenschaften, so wie Poë sie verstanden und betätigt hat, sind: Willenserkrankung, Nervenschwäche und Erschlaffung der höchsten Hirnzentren. Baudelaires physische Erschöpfung endete bekanntlich — dank seinen Lebensgewohnheiten — mit der Paralyse, vor deren Eintritt sich die ersten ohnmächtigen rationellen An-

*) Die vorliegende Studie ist wesentlich psychologisch und berührt das Biographische und Aesthetische nur insoweit, als sie seiner bedarf. Auch die literarhistorischen Beziehungen zwischen Baudelaire und der germanischen Geisteswelt (Poë, de Quincey, Swedenborg, E. Th. A. Hoffmann, Richard Wagner) sowie dem französischen Naturalismus (Manet, Flaubert), der Spätromantik (Barbey d'Aurevilly) und den „Parnassiens" (Banville, Gautier, Leconte de Lisle) werden als bekannt vorausgesetzt.

**) Eine andere Einteilung nimmt Paul Bourget in seinem spürsinnigen Essai (Psychologie contemporaine, 1884) vor: er nennt Baudelaire einen Analytiker, Libertin und Mystiker, leitet diese Dreiteilung aber auf die gleiche morbide Verfassung Baudelaires zurück. Was Bourget „Mystik" nennt, deckt sich ungefähr mit dem Begriff des „Enthusiasmus"; es ist die häretische „ledige" Mystik der Kirchensprache, die nicht auf Askese, sondern auf Orgiasmus beruht und somit die „Libertinage" in ihrem doppelten Sinn (Freigeisterei der Leidenschaft und des Verstandes) zur Voraussetzung hat. Endlich ist auch die Hypertrophie des analytischen Sinnes, vor allem der Selbstanalyse, die Folge von Willenserkrankung: der Verstand überläßt

wandlungen einstellten; ihr Ursprung ist aber bereits in seiner erblichen Belastung zu suchen: sein Vater war ein Greis von 62 Jahren, als sein Sohn geboren wurde! Die romantisch-revolutionäre Gemütsart des Knaben enthüllte sich frühzeitig. Wie Stendhal in seiner Tante Seraphie, so sah Baudelaire in seinem wohlmeinenden Stiefvater, dem späteren General Aupick,*) seinen Todfeind. Gleich ihm haßte er seine Lehrer und seine Mitschüler. „Nach 1830", heißt es in seinen Tagebüchern, „das Kolleg in Lyon, Schläge, Kämpfe mit den Professoren und den Kameraden, drückende Melancholien . . . Gefühl der Einsamkeit seit meiner Kindheit, trotz der Familie und vor allem inmitten der Kameraden . . . und dennoch ausgesprochene Liebe zum Leben und zum Vergnügen" . . . Man kann die moralische Vereinsamung, die instinktive Rebellion und Sensationslust des Entarteten nicht kürzer formulieren! Der nervöse Knabe zeigte rege Geistesgaben und frühe poetische Neigungen — auch sein Vater war Schöngeist gewesen — als er 1839 plötzlich aus der Schule gestoßen wurde, anscheinend unter dem Verdacht perverser Leidenschaften: das war sein „Frühlings Erwachen" . . . Nehmen wir indessen zu seinen Gunsten an, daß er wie die Märtyrer jener Kindertragödie ein Opfer der Pedanten wurde. Sein Stiefvater war freilich kein Rabenvater wie dort der leibliche: er suchte dem begabten Knaben vielmehr dank seiner hohen Stellung eine glänzende diplomatische Laufbahn zu ebnen. Aber Charles wollte Schriftsteller werden und ließ es auf einen Konflikt mit seiner Familie ankommen. Er führte eine Zeitlang in Paris das Leben eines eleganten Nichtstuers und vertiefte sich in die „Mysterien" der Weltstadt — bis der General ihn diesem Bummelleben entriß, indem er ihn zu einer großen Reise nach Indien sandte. So lernte der Zwanzigjährige den Orient, das Land der romantischen Sehnsucht, das Hugos „Orientales" seit 1828 in den Gesichtskreis der Pariser gerückt hatten, in den eindruckfähigsten Jahren kennen und für sein Leben lieben: Indien spielt

den Instinkten sowohl die mystische Ausmalung des Weltbildes wie die Normierung der Willensakte, und beschränkt sich darauf, als tatloser Zuschauer dem Spiel der Willensfunktionen zuzuschauen (Analyse) oder die Lustgefühle zu raffinieren (Libertinage). Wir werden auf beides ausführlich zurückkommen.

*) Sein Vater starb schon 1827, als der Knabe sechs Jahre zählte, und die Mutter verheiratete sich im folgenden Jahre wieder. „Mit einem Sohne wie ich heiratet man nicht zum zweiten Male", pflegte Baudelaire zu sagen! Er hat ihr diese zweite Heirat erst vergeben, als sie abermals Witwe wurde und er ihrer Pflege bedurfte. „Ich bin egoistisch wie die Kinder und die Kranken. Ich denke an die, welche mich lieben, nur, wenn ich leide", schrieb er an seine Seelenfreundin, Madame Sabatier.

bei ihm fortan die gleiche dominierende Rolle wie Italien bei Stendhal, und dies in noch romantischerem Sinne: es wurde für ihn das verlorene Paradies, nach dem er sich ewig zurücksehnte, während Stendhal nach Italien zurückkehrte und seiner schließlich überdrüssig wurde... Der General hatte wohl gehofft, daß diese Reise den Jüngling kurieren würde: er kehrte vor ihr heim als ein unheilbarer Romantiker, der die farbenglühende Pracht des Orients und sein wollüstiges Nichtstun und Träumen unter seinen Landsgenossen ewig vermißte.

Là, tout est ordre et beauté,
Luxe, calme et volupté...

Fortan scheute er nicht vor den unwürdigsten Reizmitteln und Surrogaten zurück, um sich diese Fatamorgana zurückzuzaubern: er griff alsbald zum indischen Hanf (Haschisch), dessen Genuß ihm Leib und Seele zerstörte, und versklavte sich jener „schwarzen Venus", einer Mulattin, die er aus einem Tingeltangel aufgriff, die er als Spinne, Hexe und Kröte verwünschte und an die er sich feig und schmählich anklammerte wie an sein letztes Gut, bis sie im Hospiz im Säuferwahn endete — während er der Liebe und dem sittigenden Einfluß einer geistig hochstehenden Frau (Madame Sabatier), kaum genossen, auswich... Als Geruchsmonomane, der er war, sog er den berauschenden Duft ihrer schwarzen Haare und ihres Körpers ein („guidé par ton odeur vers des climats charmants"), der ihn an Kokosöl, Teer, Moschus und Tabak gemahnte und ihn auf seinen Flügeln zu den Ufern des Ganges forttrug, denn wie er sagt: Mon âme s'envole sur les parfums comme celle des autres sur la musique. Sein um 13 Jahre älterer Freund, der „Sataniker" Barbey d'Aurevilly, hat dieses Tannhäuserproblem in seiner „Vieille Maîtresse" (1851) zur nämlichen Zeit literarisch gestaltet: hier die engelschöne, reine Frau, dort die „braune" Spanierin Vellini, eine mystische Dreieinigkeit von Weib, Tier und Kind, die soviele verwandte Züge trägt, als hätte Jeanne Duval ihr Modell gesessen. Und wie unter Barbeys Liebesroman ein „perseverare diabolicum" steht, so gehört es auch unter dessen Uebersetzung in die Wirklichkeit: Baudelaires Liebesleben. — Der Satanismus ist ja nur das religiös-mystische Symbol des romantischen Anarchismus. Bei Stendhal eine erst im Alter angeschlagene Note*), schwillt er bei

*) Sein erster Vertreter ist der im Grunde vornehme Octave de Malivert in Stendhals „Armance" (1828), der nur im Gespräch „die empörendsten

Barbey früh zum furchtbaren Akkord an, um dann bei Baudelaire zum Leitmotiv seines Lebens zu werden.

Wie an diesem Zuge, läßt sich das rapide Crescendo der Entartung in einer Zeitspannne von noch nicht 40 Jahren an zahlreichen Beispielen verfolgen. Der junge Stendhal ist ein überzeugter Jakobiner, bei dem erst viel später die „aristokratischen", romantischen Tendenzen durchschlagen. Barbey tut seine demokratischen Jugendideen schon kurz nach der Julirevolution ab und wird zum „aristokratischen" Vollblutromantiker; Baudelaire zieht zwar in Lackschuhen mit dem Gesindel der Februarrevolution durch die Straßen, aber beileibe nicht aus Ueberzeugung, sondern „pour fusiller le général Aupick" .... Die gleiche Entwicklungsreihe bietet der „Dandysmus". Stendhal lernte das nil admirari und die Verblüffung der andern erst in reifen Jahren; ursprünglich fürchtete er nur, von anderen „düpiert" zu werden, und seine Art von esprit, „jene Heiterkeit, die Furcht erregt", war für ihn zunächst auch nur eine Maske, die er, wie Rostands Cyrano, seinem liebeskranken Herzen vorhielt. Barbey dagegen machte schon als Jüngling von sich reden durch seine Theorie vom Dandysmus und sein Buch über den englischen Gigerlkönig Brummel, und vollends Baudelaire trat als spielerischer Dandy ins Leben und fand in verletzenden Aufschneidereien, jener sog. blague froide, einen täglichen Genuß.*) Sehr richtig sieht sein Bewunderer Georges Rodenbach, der ihm diesen Zug in einer seiner (nachgelassenen) Novellen abgeguckt hat, darin eine Rache der „Elitemenschen" an der ihm verhaßten blöden Masse. Und wenn diese antisozialen Racheakte sich auch bei beiden auf Literatur und Gespräch beschränkt haben, so konnte Baudelaire sich doch nicht wundern, wenn man ihm auch entsprechende Handlungen zutraute und wenn sein Ruf schließlich so schlecht war, als er ihn selbst gemacht hatte. So schreibt er an seinem trüben Lebensabend aus Brüssel (an Mme. Meurice): „Ich gelte hier für einen französischen Polizeispitzel, für einen Päderasten (ich habe das Gerücht selbst in Umlauf gebracht und man glaubt es mir!) ... Aus Wut über diese ewige Leichtgläubigkeit habe ich herumgebracht,

Worte erfindet" und „in der Reinheit seines Satanismus glänzt." Erst Julian Sorel (in „Rot und Schwarz") wird zum Anarchisten der Tat und lebt nach Satans Grundsatz „Non serviam". Ueber den romantischen Satanismus s. auch Ernest Seillières soeben erscheinendes, ausgezeichnetes Werk: „Die romantische Krankheit", Berlin 1907.

*) „Die Verblüffung ist eine der feinsten Formen des Genusses", sagt er in den „Kleinen Gedichten in Prosa", und „nächst dem Vergnügen, nicht verblüfft zu werden, ist die größte Freude die, andre zu verblüffen."

ich hätte meinen Vater ermordet und aufgegessen, und wenn man mich aus Frankreich hätte entkommen lassen, so geschehe dies wegen meiner Spitzeldienste. Und das glaubt man mir auch! Ich schwimme in Unehre wie ein Fisch im Wasser." Man wird diesen Cynismus wenig geschmackvoll finden, und man muß ihn als völligen Mangel an Zurechnungsfähigkeit bezeichnen, wenn man bedenkt, daß Baudelaire nach Belgien gereist war, um seinen zerrütteten Finanzen durch Vorträge aufzuhelfen: er brauchte also seinen guten Ruf dringend! Doch dies ist nur die aktive, sozusagen aggressive Seite des Dandysmus; die passive, defensive Seite ist die einfache Verkapselung des Sensiblen gegen Eindrücke der Außenwelt, die Pose des steinernen Gastes, die Stendhal schüchternen Jünglingen im Augenblick der Verlegenheit anempfahl. So finden wir auch bei Baudelaire die mimosenhafte Scheu Stendhals; seine Schamhaftigkeit in Liebesabenteuern, das Mysterienspiel mit seiner Persönlichkeit neben der Mystifikation anderer wieder — nur ins Perverse aufgesteigert. „Ich habe mich häßlicher Handlungen gerühmt, die ich nie beging, und feige andere Schlechtigkeiten geleugnet, die ich mit Wonne beging," heißt es in den „Kleinen Gedichten in Prosa". Man sieht hier deutlich, wie wenig man Baudelaire aufs Wort glauben darf; er ist wie Stendhal ein fanfaron du vice, „rechtschaffen von Geburt und ein bißchen schuftig aus Zeitvertreib", wie er von seinem ironischen Selbstporträt Samuel Cramer sagt, und wenn er uns jene empörende Geschichte von dem alten Glaser erzählt, den er aus „reiner Bosheit" die Treppe heruntergestoßen habe, so ist an der ganzen Geschichte nichts wahres, als daß ein perverser Trieb, der sich unbezwinglich in ihm regt, „eine Laune, die die Aerzte hysterisch und die tiefer Denkenden satanisch nennen", von seiner Phantasie ergriffen und literarisch ausgestaltet wird. Mit zynischer Genugtuung beobachtet er seine Empfindungen — ganz wie Stendhal — im Rohzustand („a nu") und führt sie dann potenziert in seine Werke ein. Ebenso finden wir bei Stendhal schon Ansätze zu jenen Correspondances, jener krankhaften Vertauschung von Sinneseindrücken, von der ich bereits eine Probe gab. Schöne Landschaften sind wie ein Violinbogen, der auf seiner Seele spielt, und seine Geliebte wirkt auf ihn wie ein Bild Correggios. Aber erst bei Baudelaire wurde der Wahnsinn zur Methode und sein Gedicht Correspondances ist bekanntlich das Rezept, nach dem der spätere Symbolismus Düfte schmeckte, Lichtstrahlen hörte und Musik roch... Und schließlich teilt Baudelaire mit Stendhal auch jene Angst vor

der Langeweile, die aus der inneren Leere und Unbefriedigtheit des erschöpften Ueberkultivierten entspringt, jener ennui, der beide schlechte Gesellschaft der „langweiligen“ guten vorziehen ließ. Ja, Stendhal erklärt bereits durch den Mund einer seiner Figuren, lieber ein Verbrechen zu begehen, als in den Spleen der Engländer zu verfallen. Aber das blieb bei ihm Fanfaronnade; der bequeme „Epikuräer“ Stendhal suchte seine Erlösung in Arbeit und Liebe. („Scrisse, amò“ schrieb er auf seinen italienischen Grabstein.) Erst Baudelaire griff zu den schimpflichsten Mitteln, um den ennui, diesen „Feind des Glücks“, zu vertreiben.

So ist bei Baudelaire alles potenziert, alles früh verdorben, was bei Stendhal nur angedeutet war und erst im Alter ausartete. Schon 1842, bei der Heimkehr von seiner Orientreise — es war das Jahr von Stendhals Tod — überwarf er sich völlig mit seiner Familie, ließ sich sein väterliches Vermögen, da er nun mündig war, auszahlen und ging sofort daran, es in schöngeistigem, schwelgerischem Nichtstun, in geistigen und leiblichen Ausschweifungen durchzubringen. Schon 1844 mußte seine Familie ihm einen Vormund bestellen, der die Trümmer seiner Habe verwaltete. Stendhal hatte sich nach den ersten Jugendtorheiten gemausert und hatte sich in den Verwaltungsdienst, später in die Konsularkarriere bequemt; Baudelaire versuchte nicht einmal, sich aufzuraffen. Schon 1845 folgt dem pekuniären der moralische Bankrott. „Ich töte mich, weil ich den andern unnütz und mir selbst gefährlich bin“*). Und weiter spricht er von seinem „furchtbaren Beispiel, wie Unordnung des Geistes und liederlicher Wandel zu düsterer Verzweiflung und völliger Vernichtung führen“. Vernunft und Nützlichkeit aber weist er mit einem „Ich bitte Sie“ ab, um erst kurz vor seinem Zusammenbruch nach ihnen zu greifen, wie ein Unheilbarer nach einer wundertätigen Panazee oder ein Ertrinkender nach einem Strohhalm. Dem pekuniären und moralischen folgte nicht lange auch der gesellschaftliche Bankrott. **Den Anfang** machte die **Anklage** seiner **„Fleurs du Mal“** wegen **Unsittlichkeit** — **bekanntlich zur gleichen Zeit**, wo auch Flauberts „Madame Bovary“ vor Gericht kam. Dieser brutale Naturalismus verletzte das öffentliche Anstandsgefühl, das damals noch nicht so abgebrüht war wie heute, und die rein stoffliche Kritik siegte wieder einmal über die künstlerische. Nur die Künstler selbst traten für Baudelaire ein, und die Nachwelt hat das Verdikt vollends aufgehoben, indem sie die

*) Brieffragment an einen Anonymus, Lettres 1841—1866, Paris 1907.

„Fleurs du Mal“ zu den sündhaften Meisterwerken der Weltliteratur stellte.*) Der General Aupick sprach fortan von Baudelaire nur noch als von „diesem Menschen“, und dieser sollte die Mißachtung, die den Dichter zu Unrecht traf, als Mensch bald rechtfertigen. Ausschweifung und Haschischgenuß beraubten ihn mehr und mehr jeder moralischen Widerstandskraft, und sein Umgang wurde immer bedenklicher, so daß sich seine alten Bekannten schließlich von ihm zurückzogen. Der hochmütige Dandy, der das Haus seiner Seelenfreundin, Madame Sabatier, mied, nur um Feydau keine Komplimente über sein neuestes Buch sagen zu müssen (ein ganz Stendhalscher Zug!), hatte ursprünglich die Bohème wohl nur deshalb aufgesucht, weil sie ihn (ebenfalls wie Stendhal) mehr amüsierte als die der „Bourgeois“, d. h. der anständigen Leute, allmählich aber sank der Enterbte, Haltlose, Verdüsterte ganz zu ihr herunter. Trotzdem schreibt er noch 1863 an Champfleury: „Ich liebe die schlechte Gesellschaft nicht, ich habe stets ein Grausen vor ihr gehabt. Trunksucht, Dummheit und Verbrechen haben einen Geschmack, der mir einige Minuten wohl gefallen kann, aber dieser Abschaum der Gesellschaft — unmöglich!“ Ganz wie Stendhal und Heine und schließlich alle Romantiker liebte er das „Volk“ nur par distance, sozusagen als Trumpf gegen den verhaßten „Bourgeois“, der den Armen das Geld und die Tugend stiehlt, aber er wollte ebensowenig etwas von Fortschritt und Wohlfahrt hören; er spottet über die „Unternehmer, die in öffentlicher Wohlfahrt machen“, über „die Kunst, die Völker binnen vierundzwanzig Stunden weise und glücklich zu machen“, und hängt sich gelegentlich auch an die Rockschöße der Pfaffen, die das Volk in ewiger Unmündigkeit halten wollen. Es hat seine Liebe und sein Mitleid eben nur als die Schar der Enterbten, von Harmonie und Schönheit Ausgestoßenen, in der er sich nach Lust und Laune verliert (ein „Bad“ nimmt, wie er es nennt) und sich wiederfindet (z. B. in dem greisen Hanswurst, in dem er sein späteres Selbst erkennt). Aber sobald ihm diese Gesellschaft aufgedrungen wird, sobald sie eine dauernde ist, leidet er — ganz wie Stendhal — in ihrer Mitte alle Qualen des Ueberfeinerten. Ein Spezialfall dieses Umganges, besonders an Heine und seine Mathilde gemahnend,

*) Baudelaire selbst malte sich aus, wie die Nachwelt dies Giftblütenparfum in einem Wandschrank („Le Flacon“, „Fleurs du Mal“, Nr. 49) wiederfinden würde, wie schon Stendhal sich mit Behagen den posthumen Ruhm seiner Autobiographien bei dem Geschlecht von 1900 ausmalte. Auch hier ist die Aufsteigerung vom manchmal zynischen Verismus zur selbstgefälligen Perversität auffällig.

ist seine wilde Ehe mit der trunksüchtigen Mulattin, die sich ihren Erwerb schließlich auf der Straße suchte: „Infâme à qui je suis lié comme le forçat à la chaine!" Zu welcher Selbstverachtung mußte dieser sensible Poet, dieser Schönheitsfanatiker gelangt sein, der es an der Seite dieser hysterischen, branntweinheiseren Kreatur aushielt! Und mit welchen wilden Schmähungen ließ er es „das Weib" entgelten, daß er nicht los konnte von Einer, der alles Weibliche fremd war! Denn Baudelaire blieb im Grunde bis zuletzt ein Ehrenmann; er war wohl schlecht, aber nie gemein; er suchte seinen Verpflichtungen — gegen die im Hospital geendigte Dirne, gegen die Mutter, gegen Geldleiher*) — stets nachzukommen. „Seit lange bin ich am Rande des Selbstmords angelangt", schreibt er 1860, „und was mich zurückhält, ist der Stolz, keine ungeordneten Verhältnisse hinter mir zu lassen". (Der gleiche Grund hatte schon Stendhal vom Selbstmord abgehalten.) Die letzte Stufe der Decadence, die des skrupellosen Zigeuners, ist erst sein Nachfolger Verlaine hinabgestiegen.

Neben der Ausschweifung war es vor allem der Haschischgenuß (und später Wagners Musik, die er als einen zweiten Haschisch empfand), was ihn zerrüttete. Aber alles dies zerrüttete doch nur ihn, diese vergnügungssüchtige, physisch erschöpfte Natur, die nach Nervenkitzel und Sensationen lechzte, die Schlechtigkeiten beging, „um sich einen Beweis von Energie abzunötigen"**), die „ihre Pfeife rauchend von Schafotten träumte"***), die sich betäuben und über die innere Leere, über die ziellose innere Unruhe des Degenerierten hinforttäuschen wollte — durch Mittel, die das Erwachen vergifteten und die innere Leere noch furchtbarer machten. Dieser circulus vitiosus ist das eigentlich „satanische" bei Baudelaire und der Grund zu seiner religiösen Mystik, mit der es ihm durchaus ernst war. Man verstände Baudelaire ganz falsch, wenn man die Ausdrücke Gott und Teufel, Himmel und Hölle, nur als Metaphern seines Empfindens auffaßte: Baudelaire erkannte eine sittliche Weltordnung an, indem er sich an ihr versündigte; er war bewußt antimoralisch, nicht bewußtlos amoralisch, wie Verlaine, dem wie gesagt dieser letzte Schritt der Entartung vorbehalten blieb. Mit grausamer Hellsichtigkeit stellte er den „ennui" als die Krankheit

*) Einer seiner Briefe beweist, daß er lieber den Weg zum Leihhaus als zum Anborgen ging, ein andrer, daß er geborgtes Geld gewissenhaft zurückgab.
**) „Kleine Gedichte in Prosa", „Der Glaser".
***) Erstes Gedicht der „Fleurs du Mal".

des Jahrhunderts hin; er sah „die künstlichen Leidenschaften und die wirkliche moderne Langeweile“ aus den Gesichtern seiner Zeitgenossen grinsen, und schon seine erste Novelle „Die Fanfarlo“, ist ein anschauliches Beispiel dafür, daß die Leidenschaften nichts als Illusion sind. Wohlgemerkt bei Ueberfeinerten wie Samuel Cramer, diesem ironischen Selbstporträt der Jugendzeit, das ihn — etwas Fanfaronnade abgerechnet — als einen jungen Roué zeigt, dem nichts Unnatürliches fremd ist. Diese Skepsis des Wüstlings gemahnt uns freilich nicht sowohl an die eigentliche Romantik, die ja gerade die maßlose Leidenschaft, die „Rückkehr zur Natur“, als Gegengift gegen Verkünstlung und Unnatur empfahl, als vielmehr an die letzten Zeiten des ancien régime, an die „Liaisons dangereuses“ von Choderlos de Laclos oder an die römische Verfallszeit. Bei Stendhal, der in vielem gleichfalls ein Sohn des ancien régime war, finden wir zwar die Moralbegriffe (z. B. den Pflichtbegriff) auf den Kopf gestellt, aber die Liebe ist für ihn doch ein Sakrament; es ist zwar eine Liebe, die dem abgesagten Feind des „Nützlichen“ nie unter der Perspektive ihres Naturzwecks (der Fortpflanzung), sondern nur als promesse de bonheur erscheint, sie ist aber nicht direkt antinaturalistisch wie bei Baudelaire. Diesem erscheint die Zeugung — in völliger „Umwertung aller Werte“ — als ein „Laster der Liebe“ und die Schwangerschaft als eine „ekle Krankheit“, und so sah sein Liebesempfinden nur die zwei Pole Venus und Elisabeth, die Heilige und die Dirne, denn die unfruchtbare Ausschweifung ist eine umgekehrte Keuschheit und beide lassen ein ungestilltes Verlangen zurück; beide sind gleich nihilistisch. So erscheint das Weib dem „Fanatiker des Nirwana“ als ein Vampyr, berufen, dem Manne die Kraft auszusaugen, als Instrumentum diaboli, und der Mann als sein feiger Sklave,

Esclave de l'esclave et ruisseau dans l'égout.

Diese perverse Künstlichkeit geht durch alle Empfindungen Baudelaires. „Alles, was den Menschen und vor allem das Weib vom natürlichen Zustand entfernte, erschien ihm eine Erfindung“, sagt sein Freund Gautier in der Vorrede zu den ihm gewidmeten „Fleurs du Mal“. So ist ihm die Schminke ein Reiz mehr am Weibe. „Sein exzentrischer, barocker Geschmack war fast stets das Gegenteil klassischer Schönheit“, und sein Ziel war, „die Formen und Farben der Natur nach seinem Belieben zu verändern“. Aehnlich wie Stendhal seine romantische Naturschwärmerei unterdrückte, sobald er schrieb, und nur auf die Darstellung des menschlichen Herzens abzielte, so

„haßt "Baudelaire (auch hier eine Steigerung) Wald und Meer, denn der Menschengeist **„n'est pas un gouffre moins amer"**. „Das Wasser in Freiheit ist mir unerträglich", schreibt er an den Landschaftsmaler Schaunard. „Mein Lieblingsspaziergang ist das Kanalufer des Ourcq ... Ich bade in einer Badewanne; ich ziehe eine Spieldose einer Nachtigall vor ... Der Mensch, der der Natur unterworfen ist, scheint mir stets einen Schritt zur ursprünglichen Wildheit zurückgemacht zu haben." Es ist der Mensch der Zopfzeit, der gepuderten Perücken, der verschnittenen Baumhecken und eingefaßten Wasserbecken, der so spricht, aber dieser Mensch ist zugleich ein Romantiker, den „das Verlangen nach unmöglichen Neuerungen" plagt und der die künstlerische Willkür als oberstes Gesetz der Aesthetik aufstellt. Die Kunst ist ihm eine Dirne, die ihr Zuhälter bei den Haaren packt und mißhandelt, „und je weiter und feinfühliger ein Geist ist, desto weiter schweifen seine Wünsche, über das Mögliche hinaus" ... Solche Menschen leiden an „bizarren, unbefriedigten und auch kaum zu befriedigenden Bedürfnissen", und ihr Gebet an die Gottheit der Schönheit, jene rätselhafte Sphinx, lautet: „Unzufrieden mit allen und mit mir selbst, gewähre, Gott, die Gnade, noch schönes zu schaffen, um mir dadurch beweisen zu können, daß ich doch nicht der letzte der Menschen bin, noch geringer als die, welche ich verachte" ... Ja, „es ist möglich, daß ihr Leiden ihre Größe macht und daß es ihnen so notwendig ist wie den anderen das Glück." Es ist möglich, ja, und die Verirrungen werden jedem wahren Künstler früher oder später am ehesten verziehen, die ihn befruchten. Nicht allein das passive Leiden des „Reizsamen" an der rauhen und häßlichen Wirklichkeit, das dem Künstler Flügel verleiht,*) sondern auch das selbst auferlegte, oft heroische Leiden, wenn der Künstler mit sich selbst experimentiert, wenn er, wie Lenau, sich gern kreuzigen lassen würde, falls ihm nur ein gutes Gedicht aus seinen Schmerzen erwächst. Aber die bloße Sucht nach unerhörten Sensationen, die stete Neigung zum Extrem um jeden Preis, ist an sich noch kein Zeichen von Größe oder Göttlichkeit, wie Baudelaire und seine Bewunderer behaupten, sondern ein schweres Entartungssymptom: wir wollen den Beweis dafür antreten.

In einem seiner Sonnette tröstet Baudelaire sich über seine Ausschweifung mit dem Gedanken, daß jenes **instrumentum diaboli**,

*) „Das schnellste Tier, das Euch trägt zur Vollkommenheit, ist Leiden" (Meister Eckehart).

das Weib, ein Mittel der Natur sein könnte, um „ein Genie zu kneten“. Es hat im Gegenteil sein Genie zerstört. Ein gleiches gilt für das andre Reizmittel, dem der Entartete sich verklavte: der Haschisch. Die fabelhaften Raffinements, wie er sie verlangte (z. B. die metallenen Landschaften), hätte ihm auch der Luxus eines Nero nicht geben können; der Haschisch verschaffte ihm ihre Vision im Nu, aber zugleich entnervte er ihn derart, daß ihm die geringste Produktion zur Qual wurde. A force d'admirer le Beau et à rêver comme Dieu il oubliait de l'exprimer, wie Gautier sagt. „Wozu denn auch noch arbeiten, sich mühen, schreiben, produzieren, wenn man das Paradies mit einem Schlage erreichen kann?“ Der Haschisch ist wie die Gabe des Midas, er verwandelt alles in Gold und Schönheit — „Träume, nichts als Träume!“ Certes, je sortirai satisfait d'un monde ou l'action n'est plus la soeur du rêve“. So führt auch diese Ausschweifung zum Nirwana, und dies ist das eigentlich Lasterhafte und Unverzeihliche an seinen Verirrungen. Wo bleibt da die oben angedeutete „sittliche Größe“, die der deutsche Baudelaire-Verleger rühmt, und die Behauptung seines Uebersetzers,*) Baudelaires unersättliche Liebe zum Vollkommenen und Schönen, sein Durst nach dem Unendlichen (goût de l'infini) sei ihm zum Verhängnis geworden? Nein, „die Verderbtheit unseres Unendlichkeitsgefühls ist die Ursache aller lasterhaften Genüsse“, wie er selbst sagt. Seine Entartung wurde seinen künstlerischen Gaben zum Verhängnis: er flüchtete sich in den Haschischrausch, um nicht „der Zeit gemarterter Sklave“ zu bleiben, um sich als Gott zu fühlen.

Menschenwürde und Produktion zerbröckelten ihm zu nichts. Hatte er für seine „Fleurs du Mal“, seine einzige Leistung, die die Zeit überdauern wird, schon das nonum prematur in annum des Horaz beherzigt, so leistete er fortan weder quantitativ noch gar qualitativ etwas Gleichwertiges. Die kleinen Gedichte in Prosa sind

*) Auf die an sich sehr verdienstvolle Uebersetzung Baudelaires durch Max Bruns, Minden o. J., sei hier gern hingewiesen: Band I, Novellen, Kleine Dichtungen in Prosa; Band II, Die künstlichen Paradiese; Band III, Aesthetische Schriften (Literatur und Musik); Band IV, Desgl. (Malerei und Skulptur). Band V Paralipomena und Tagebücher. Die deutsche „Umdichtung“ des „Fleurs du Mal“ (Blumen des Bösen, Berlin 1901), die Baudelaires wasserklare Sprache in mystisches Lallen überträgt, wird den Meisten nur an der Hand des Originals klar werden. Dagegen bieten die wenigen von Siegmar Mehring übertragenen Uebertragungen in der Sammlung „Die französische Lyrik im neunzehnten Jahrhundert“ (Großenhain und Leipzig 1900) ein empfehlenswertes Hilfsmittel zur Kenntnis Baudelaires.

nur Variationen und Auflösungen jener Gedichte in Prosa, Skizzen von denkbar größter Kurzatmigkeit, die rasch hingeworfen waren; und das spätere Herumfeilen an den Worten war eine angenehme, stets zu unterbrechende Spielerei, eine Art von literarischem Nägelfeilen und Dandysmus. Man vergleiche damit die zähe, hartnäckige Arbeit Flauberts, der die Romantik wenigstens als Künstler überwand, und die umfangreichen Werke, zu denen es Stendhal trotz ähnlicher Arbeitsmethode gebracht hat. Baudelaires Arbeit zersplitterte sich in eine Reihe ästhetischer Aufsätze und in die Uebersetzung Poës, die an sich verdienstvoll war, aber doch zur Evidenz macht, wie seine produktive Arbeit allmählich zu einer reproduktiven erlahmte. Auch seine Schrift über Opium und Haschisch ist nur eine kommentierte Arbeit von de Quinceys „Opium Eater". Nur im Pläneschmieden blieb er groß. Theaterpläne — gleich mit Tantiemenüberschlag und Berechnung der Zuschauerzahl — wirbelten durch sein Hirn; sein Biograph Crépet hat uns ihre dürftigen Trümmer übermacht. Aber „wozu auch Pläne in die Tat umsetzen, da der Plan allein mir köstlich ist?" Je schwächer aber sein Können wurde, desto maßloser wurden, wie es gewöhnlich geht, seine Ansprüche an Glück und Leben, desto schärfer sprang aus der Einsicht in das Unmögliche sein Nihilismus heraus. „Es scheint mir, daß ich immer gerade da sein möchte, wo ich nicht bin." Sein krankhaftes Aktionsbedürfnis — wenigstens in der Phantasie — wird zum „Heimweh nach unbekannten Ländern, nach unbekannter Glückseligkeit", und schließlich ruft er anywhere out of the world — „einerlei wohin, nur fort aus der Welt!" Könnte er es, er würde in seiner dämonischen Unersättlichkeit die Brandfackel Neros auf die höchste Kultur schleudern, die seinen „ennui" nicht zu stillen vermag.

„Il ferait volontiers de la terre un débris
Et dans un bâillement avalerait le monde."

Oder wie Baudelaire in einer lichten Stunde einmal sagt: „Der Mensch, der die Daseinsbedingungen nicht auf sich nimmt, verkauft seine Seele. Der Mensch hat zum Gotte werden sollen und sinkt noch unter das Niveau seiner wirklichen Natur herab. Es ist ihm bei Strafe der Entartung und des geistigen Todes verboten, die Grundbedingungen des Daseins über den Haufen zu werfen und das Gleichgewicht zwischen seinen Fähigkeiten und seiner Umgebung zu zerstören." Und mit Werthers Schatten ruft er uns zu: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach!" Dies ist

in der Tat der teuer erkaufte einzige Preis seines zerstörten Lebens, ein Warnungsruf, wohin die moderne Menschheit auf dem Wege der Romantik und des Orgiasmus treibt. Und seine Korybanten fälschen die Tatsachen, wenn sie, seine eignen Sophismen benutzend, seine mystisch-satanischen Verirrungen als „Gewähr für den menschlichen Hang zum Grenzenlosen“ und als „Zeugnis der menschlichen Größe“ hinstellen: diese Aureole muß ihnen abgerissen werden. Gewiß ist das rastlose Streben nach dem Ewigen und Vollkommenen der Grundzug aller wahren Dichter, sie wollen das Unvollendete, Zeitliche, Unzulängliche zum „Ereignis“ wandeln, aber dies geschieht nicht durch korybantische Selbstzerfleischung und das Anathema auf alles, was besteht, noch durch feige Resignation und Weltflucht („Wo es kein Heilmittel gibt, da resignieren sich auch die größten Schmerzen“).

Baudelaire ist bestenfalls eine lehrreiche Monstruosität, und als solche interessiert er auch einen Meister der modernen Seelenanalyse wie Paul Bourget: die grausame Selbstanalyse war in der Tat die einzige Fähigkeit, die er sich bewahrt hat. Wie ich schon in der Einleitung andeutete, wirft der Verstand, der dem perversen Willen gegenüber seine Ohnmacht eingesehen hat, sich auf die bloße Beobachtung der Willensfunktionen. „Robinson kann schließlich seine Insel verlassen, ein Schiff kann an einem Gestade landen, so unbekannt es auch sei, und den einsamen Verbannten von dort fortnehmen, doch welcher Mensch kann das Reich des Opiums verlassen? — Es gibt ewige Situationen“, sagt er von de Quinceys Opiumgenuß und implizite von dem eignen Haschischgenuß. Ja, „der Trost und der e i n z i g e R u h m des Verbannten ist sein B e w u ß t s e i n im B ö s e n (Fleurs du Mal, 244). Wie Stendhal belauert er sich selbst, bohrt die kritische Sonde in das eigene Herz und macht es zum „Spiegel“. Diese analytische Kraft ließ auch im Halluzinationszustand nicht nach, wie Stendhal sie sich im grausamsten Liebeskummer und in den höchsten Extasen der Liebeswonne bewahrte. Und wie uns dessen Liebesempfinden wertvoller war als der Gegenstand dieser Liebe, so ist auch Baudelaires eigner Seelenzustand im Haschischrausch wertvoller als die „objektive“ Untersuchung über die psychischen Wirkungen des Haschisch im allgemeinen, die angeblich — nach seinem deutschen Uebersetzer — Zweck und Wert dieser Schrift ausmachen sollen. Baudelaire betont oft selbst, daß der Haschisch nur die subjektiven Eigenschaften des ihn Genießenden potenziert, aber nichts Neues hinzufügt. Er ist nur

ein Vergrößerungsglas, das die dekadenten Neigungen Baudelaires schrecklich verdeutlicht: die moralische Vereinsamung, den „maßlosen Hochmut", des sich zum Gott emporlügenden Ich, die Selbstanbetung, die sich selbst aus dem Reuegefühl noch die echt Rousseausche Phrase saugt: „Ich bin der tugendhafteste Mensch!", die **unio mystica** mit dem All — Schlegels „Naturgefühl" in höchster Potenz — und die dionysische Aufhebung der Persönlichkeit. Das **principium individuationis** ist durchbrochen: er fühlt sich als die Pfeife, die er raucht, ist an alle Dinge ausgeteilt, in den Zustand des Brahma, der „interesselosen Anschauung" übergegangen. Raum und Zeit haben aufgehört; er besitzt „mehr Erfahrung, als ob er tausend Jahre gelebt hätte". „Alle Dinge ringsum denken durch mich oder ich durch sie — in Tönen, Farben, ohne Syllogismen, Deduktionen" . . . Bei ihm tritt dann noch die besondere Nüance der „**Correspondances**", jener Sinnesvertauschungen hinzu, aus denen sein berühmtes Sonnett entstand, welches das Programm des Symbolismus geworden ist. Die Töne kleiden sich in Farben, die Farben enthalten eine Musik und seine Seele „empfindet den unendlichen Rhythmus des Weltalls".

Man wird einwenden, daß dieses Empfinden das **Tat twam asi** des Buddhismus, das Aufgehen des erlösten Ich in des „Weltmeeres wogendem Schwall" ist, wie es Askese oder gleichfalls der Haschisch in Indien seit Jahrtausenden zur Folge haben. In der Tat liegt hier eine indische Wahlverwandtschaft Baudelaires vor, die er, der Indienschwärmer, mit dem Buddhisten Schopenhauer und dessen Schüler R. Wagner teilt, den Baudelaire als Geistesververwandten glühend bewundert und dessen Musik auf ihn die gleichen Wirkungen ausübte wie der Haschisch. Nur hat er die Ekstase, die die buddhistischen Asketen durch Abtötung erreichten, auf dem „falschen Wege" erstrebt; es sind „künstliche Paradiese", die sich ihm auftun, und er selbst ist ein „falscher Akkord in der göttlichen Symphonie", ein „Harmonieverderber" der göttlichen Ordnung, ein mit dem Kainsmal Gezeichneter, der sich seines Gegensatzes gegen die wahren Heiligen stets schmerzlich bewußt ist. Aber „was liegt Dem an der ewigen Verdammnis, der in einer Sekunde die Unendlichkeit des Genusses gefunden hat?"*)

*) Ich habe mich angesichts der Aehnlichkeit dieser Haschischrauschzustände mit der brahmanisch-buddhistischen Mystik an einen bekannten Orientalisten gewandt mit der Frage, ob diese nicht durch jene beeinflußt sein könnten. Ohne die Möglichkeit dieser Beeinflussung in der Verfallszeit des Buddhismus zu leugnen, erklärte mir dieser: „Ich halte es für mein Teil für aus-

Dieser **Geisteszustand** verlieh Baudelaire seine grausame Hellsichtigkeit für **alles**, **was** morsch, krank, im Bösen verstockt ist, für die „ménagerie **infame de nos vices**“ und des „**spectacle ennuyeux** de l'**immortel péché**“. Schon die ersten Verse seiner „Blüten des Bösen“, das erste Gedicht seines einzigen Gedichtbuches, beginnt:

> „Von Dummheit, Irrtum, Wollust, Geiz verpestet,
> Wird Leib und Seele gleicherart geplagt.
> Die Reue füttern wir, die an uns nagt,
> Just wie ein Strolch sein Ungeziefer mästet.“

Der pathologische Mensch hat das Gefühl, daß er für seine kranken, bösen Triebe im Grunde unverantwortlich ist; daher auch die Verstocktheit seines „Don Juan in der Unterwelt“. Ewig variiert er diesen einen Gedanken:

> C'est le diable qui tient les fils qui nous remuent.
> Aux objets répugnants nous trouvons des appâts.

Wahrhaftig:

> „Je suis comme un peintre qu'un Dieu moqueur
> Condamne à peindre, hélas, sur les ténèbres.“

Er fühlt, daß die Begierde ein „erbarmungsloser Henker“ ist, und kann sich doch von ihr nicht erlösen.

> Je suis la plaie et le couteau.
> Je suis le soufflet et la joue.
> Je suis les membres et la roue
> Et la victime et le bourreau.

---

geschlossen, daß schon bei der Entstehung des Tat twan asi-Gedankens wie auch der Nirwana-Idee der Haschischgenuß eine Rolle gespielt hat Ich zweifle nicht daran, daß diese Gedanken und Lehren rein geistigen Ursprungs sind, ohne pathologischen Beigeschmack. Späterhin mag immerhin der Haschisch eine Rolle gespielt haben, indem er leicht Verzückungen erzeugte, wie sie ursprünglich nur rein geistiger religiöser Ekstase eigen waren. Heutzutage wird von vielen Jogins, namentlich im Pendschab, der Haschisch tatsächlich vielfach als Verzückungsmittel benutzt. Doch versichert mir ein sehr kundiger und ehrlicher, im Pendschab lebender indischer Freund, der zugleich Dr med. ist, daß **kein echter Jogin** den Haschisch benutzt. Auch Buddha hat nach meiner Ueberzeugung **nie** derartige Dinge benutzt. Ihr Genuß stände im Widerspruch zu seinem unzweifelhaft echten, ehrlichen moralischen Streben, der **strengen Selbstzucht**, die er übte. Dasselbe aber gilt gewiß für seine Vorgänger, die brahmanischen Denker, welche die Alleinheitslehre und damit den **Tat-twam-asi**-Gedanken schufen. Vergeblich wird man in ihren Schriften wie in den von Buddha herstammenden auch nur die geringste Andeutung suchen, die in dieser Richtung führen könnte. . . . Etwas über den Haschischgenuß der Jogins von Professor Kuhn finden Sie in R. Garbes Buch Sâmkhya und Joga, Straßburg 1896, S 47 (Grundriß der indischen Philologie und Altertumskunde, Bd. III, Heft IV).

Je suis de mon coeur le vampire,
Und de ces grands abandonnés,
Au ıire éternel condamnés —
Et qui ne peuvent plus sourire.

„Spleen und Ideal", so hat er einen großen Teil seiner lyrischen Giftblütensammlung genannt: es ist auch die Ueberschrift über Baudelaires Leben. Ewig erkennt er das Bessere — und folgt dem Schlechteren nach. Gott und Teufel, Elisabeth und Venus — ihm scheint, als sei Wagners Tannhäuser eigens für ihn geschrieben; aber er fand keine Erlösung. Er hat nur die „Wollust der Hölle" genossen, „den Vorzug, den allein der Mensch hat, aus dem Schmerz, dem Unheil, dem Verderben neue subtile Genüsse zu ziehen". Niemand hat das Unersättliche der Unfruchtbarkeit, die hysterischen tollen Launen, die Unfähigkeit wahrer Liebe so kraß dargestellt wie er; seine Kunst ist, wie Hamlet sagt, „eine Sonne, die Maden in einem toten Hunde ausbrütet, eine Gottheit, die Aas küßt". Ueberall ist er zynisch und weltschmerzlich zugleich hingekrochen; und durch diesen krassen Naturalismus in der Schale der „schönen Form" haben die Fleurs du Mal — ganz wie die gleichzeitig angeklagte „Madame Bovary" von Flaubert — Schule gemacht.

Zola und Bourget fanden sich hier ebenso präfiguriert wie der Symbolismus der siebziger und achtziger Jahre, der als bewußte Reaktion gegen den verflachenden Naturalismus einsetzte. „Sie haben den Himmel der Kunst mit ich weiß nicht welch düsterem Schein begabt, Sie haben ein neues Grauen erfunden", schrieb Victor Hugo dem Dichter bei der Uebersendung der Fleurs du Mal, zu der Zeit, da Hugo selbst zum Armeleute-Naturalismus überging. Er hatte die Schönheit des Häßlichen entdeckt, und bald nach ihm schilderte man das Häßliche ohne Schönheit. Er hatte neue unerhörte Sensationen in die alte schöne Form eingefangen, und bald ließ man diese Form fahren und stammelte nur noch von Traum, Stimmung und vertauschten Empfindungen, bis zuletzt der junge Maeterlinck die „Fleurs du Mal" auch noch in das Treibhaus seiner „Serres Chaudes" setzte. „Er liebte nicht das Wirkliche, sondern das Seltsame", sagt Gautier von ihm, und das Seltsame wurde der Leitstern zweier Dichtergeschlechter. Er besitzt schon die krankhafte Unruhe und das weltscheue Aesthetentum Mellarmés, der gleich ihm ein Verehrer und Uebersetzer Poës und ein Verteidiger Richard Wagners war, ja seine ganze Aesthetik auf dessen „Gesamtkunstwerk"

aufbaute. Er träumte bereits von der musikalischen Traum- und Stimmungssprache, die er selbst in der Prosa, Verlaine aber in der Poesie verwirklicht hat. Bei ihm finden wir de Regniers herbstliche Schwermut und seine narzißhafte Selbstbespiegelung, Rimbauds dämonischen Zynismus und die weltmüde Todeskunst des jungen Maeterlinck wie seines Freundes Rodenbach, dessen „Analogiebeflissenheit" und Dandysmus wie eine Kopie nach Baudelaire erscheint. Vollends Huysmanns „Des Esseintes" (in „A Rebours"), ein raffinierter Geschmäckler, ist ein Doppelgänger des Samuel Cramer, und „A Rebours" hat bekanntlich wieder nach England zurückgewirkt, so daß Oscar Wildes berühmter „Dorian Gray" geradezu als Plagiat von Des Esseintes erscheint — nur geht es jedesmal eine Stufe weiter in der Entartung. Samuel Cramer ist nur „ein bischen schuftig aus Zeitvertreib", und Baudelaires Geruchsmonomanie beruht auf sehr primitiven, groben Gerüchen (Teer, Moschus usw.); Des Esseintes dagegen schwelgt auf seiner „Mundorgel" und in seinen Geruchsorgien in allen Raffinements der Nüance, bis dieses Treiben ihn schließlich in die Maison de Santé führt; und vollends Gray endet nach abscheulichen Verbrechen im Selbstmord — wie sein geistiger Vater im Zuchthause endete . . .

Baudelaire war der erste völlig bewußte Decadent. „Bis auf ihn", sagt Huysmanns in seinem berüchtigten A Rebours, „hatte man nur die Oberfläche der Seele erforscht. Baudelaire drang in ihre verlassenen oder unbekannten Gänge hinab, bis zu jenen Grenzen, wo die Verirrungen und die Krankheiten lauern, der mystische Starrkrampf, das Fieber der Ausschweifung, die Erreger des Verbrechens. Er hatte die krankhafte Psychologie des herbstlich gewordenen Geistes aufgedeckt, die Zunahme der Einsamkeit, das Versiegen des Jugendglaubens, der Begeisterung, die dürre Erinnerung an all den erlittenen Jammer . . . In einer Zeit, wo die Literatur die Lebensschmerzen fast ausschließlich verkannter Liebe oder den Eifersüchteleien des Ehebruchs zuschrieb, hatte er die unheilbaren tieferen Wunden der Uebersättigung, Enttäuschung und Verachtung aufgedeckt, das Leid der morschen Seelen, welche die Gegenwart martert, die Zukunft erschreckt und beunruhigt, die Vergangenheit anekelt . . . Er hatte das Unsagbare ausgedrückt in einer ausdruckslosen und kräftigen Sprache, die das wunderbare Vermögen besaß, mit seltner Gesundheit des Ausdrucks die flüchtigsten morbiden Zustände der erschöpften Geister und der traurigen Seelen darzustellen."

Und wir wissen auch, um welchen Preis er dies Wissen erkaufte.

Einzelrichter oder Kollegialgericht?

Von

Justizrat Dr. Baumert-Spandau.

Der außerordentliche Anwaltstag, welcher am 23. November 1907 in Leipzig tagte, hat die beabsichtigte Reform, wonach die Zuständigkeitsgrenze der Amtsgerichte von 300 Mk. auf 800 Mk. erhöht werden soll, verworfen. Hachenburg hat ihn überzeugt, daß

> „in der Erhöhung der Zuständigkeit der Amtsgerichte nur nach dem Streitwerte die Gefahr einer Verschlechterung der Rechtspflege zu erblicken ist."

Denn:

> „Ist der Einzelrichter besser, führe man ihn für den ganzen Prozeß durch. Ist er aber schlechter, so verschone man damit den deutschen Mittelstand und das deutsche Bürgertum."

Auf jeden Fall muß darnach die Reform verworfen werden.

Hachenburg hat mit Recht die Frage aufgeworfen? Was ist besser? Einzelrichter oder Kollegialgericht?

Er hatte aber auf dem 2 Monate vorher in Mannheim vorangegangenen Anwaltstage die Antwort schon dahin gegeben, daß das Kollegialgericht das bessere sei, es entscheide gründlicher, sorgfältiger und richtiger.

Wird dies alles zugegeben, so entscheidet dies noch lange nicht die Frage, was ist besser für unsere erste Instanz: Der Einzelrichter (Amtsrichter) oder ein Kollegialgericht (das Landgericht)?

Die Entscheidung dieser Frage hängt noch von mancherlei anderen Umständen ab, als den erwähnten. Man lächelt jetzt über die Frage, über die man viel gestritten hat:

Wer ist größer: Schiller oder Goethe?

Wir maßen uns nicht mehr an, diese Frage zu beantworten.

Aehnlich kann und darf man die Frage: „Was ist besser, Einzelrichter oder Kollegialgericht“, nicht allgemein für alle Länder, für alle Zeiten, entscheiden wollen.

Zweifellos hat ein Kollegium viele Vorzüge vor dem Einzelrichter.

Indes, ein Fünfrichterkollegium ist noch besser als ein Dreirichterkollegium. Es entscheidet unzweifelhaft noch gründlicher, noch sorgfältiger, noch richtiger als ein Dreirichterkollegium. Deshalb entscheiden auch die Oberlandesgerichte in einer Besetzung von fünf Richtern und das Reichsgericht sogar durch ein Kollegium von sieben Richtern.

Warum verlangt man also nicht das bessere, also das Fünfrichterkollegium für die erste Instanz? Oder gar das Siebenrichterkollegium?

Die Antwort kann nur lauten, weil schon das Dreirichterkollegium für unsere erste Instanz gut genug ist.

Wenn man dieser Antwort zustimmt, so darf man füglich weiter fragen: Sollte nicht vielleicht der Einzelrichter für unsere erste Instanz schon gut genug sein?

Ich bejahe diese Frage schlechterdings und sie dürfte — bei unseren Kulturverhältnissen — bei unseren Erfahrungen, die wir mit dem Amtsrichter seit 1879 gemacht haben, gar nicht anders beantwortet werden.

Es fragt sich eben, was bei unsern Kulturverhältnissen das zutreffendere oder das geeignetere — für die erste Instanz — ist. Von den höheren Instanzen kann man absehen; denn darüber herrscht wohl Einstimmigkeit, daß diese kollegial gestaltet bleiben müssen.

Ist also unser Amtsrichter — wie wir ihn haben — geeignet und fähig, alle Sachen erster Instanz zu entscheiden? Jetzt entscheidet er schon alle Entmündigungssachen, alle Arrestsachen. Ich habe nicht gehört, daß man diese sehr schwierigen Sachen dem Amtsrichter deshalb abnehmen müsse, weil er sich dazu als ungeeignet seit 1879 erwiesen. Im Gegenteil hat er bewiesen, daß er für diese schwierigsten Sachen der Rechtspflege nicht bloß ganz geeignet, sondern auch allein geeignet ist. Niemand hat nach dieser Richtung hin eine Abänderung verlangt.

Dabei ist eine Entmündigung, die einschneidendste Zivilentscheidung für jeden Menschen, der davon betroffen wird. Sie vernichtet in gewissem Sinne seine Persönlichkeit selbst, sie trifft nicht bloß sein

Vermögen. Sie ist einschneidender als jede sonstige erstinstanzliche Entscheidung. Sie ist auch an sich sehr schwierig. Denn die Wissenschaft wird niemals für alle Zeit- und Kulturverhältnisse entscheiden können, wo Zurechnungsfähigkeit aufhört und Unzurechnungsfähigkeit anfängt.

Die Arreste sind die einschneidendsten in vermögensrechtlicher Beziehung. Sie ergehen meist ohne Gehör des Beklagten. Sie ordnen Sicherheit und damit für den Betreffenden Zahlung — denn zum Hinterlegen gehört Geld — an für Forderungen, die noch nicht einmal fällig zu sein brauchen. Die Arreste sind deshalb vermögensrechtlich einschneidender als alle Urteile erster Instanz! Und doch hat man diese Sachen dem Amtsrichter übertragen! Und zwar m. E. mit gutem Grund und mit gutem Erfolg! Niemand will sie ihm mehr abnehmen.

Jetzt scheut man sich aber, ihm vermögensrechtliche Entscheidungen über Werte von 300 bis 800 Mark anzuvertrauen, wie der Entwurf vorschlägt.

Man begründet dies allerdings nicht gerade damit, daß er dazu unfähig oder ungeeignet sei. Mag man vielleicht den früheren etwas unselbständigeren preußischen Kreisrichter 1879 noch nicht dazu für geeignet gehalten haben, jetzt hat man die nötigen Erfahrungen gemacht, jetzt muß man wirklich den Amtsrichter für befähigt halten, alle Sachen erster Instanz zu entscheiden.

Aber selbst wenn er dazu manchem noch nicht geeignet erscheinen sollte, so wird er es sicher werden, wenn man ihm diese Sachen überträgt. Man wird auch, wenn man dem Amtsrichter so wichtige Aufgaben zuweist, zukünftig noch bessere Auslese halten und mehr Obacht darauf geben, auch dem tüchtigeren die Entscheidung von Prozessen zu übertragen. Vielleicht ermöglicht die Ersparnis an Richtern dafür einmal eine höhere Besoldung und es würde sich zeigen, daß ein gutbezahlter, guter Richter besser ist als drei mangelhaft bezahlte, mangelhafte.

Es werden die tüchtigeren dann lieber als bisher nicht bloß Amtsrichter werden, sondern es auch bleiben. Dies alles wird zur Hebung des Amtsrichters beitragen. Allerdings wird bei diesem allen immer vorausgesetzt, daß gegen jede Entscheidung des Amtsrichters ein unbeschränktes Rechtsmittel (Beschwerde oder Berufung) stets gegeben ist und daß die Berufung in keiner Weise beschränkt wird, wie leider der Entwurf bei einem Streitwert bis 50 Mark vorschlägt. Ein Einzelrichter kann fehlen und es darf ein Fehl-

spruch nicht rechtskräftig werden, ohne daß eine Nachprüfung seitens eines Kollegiums zulässig wäre. Nur wenn man die Berufung nicht beschränkt, wird sich der Amtsrichter dauernd seiner Aufgabe gewachsen zeigen.

Wenn man nun dagegen geltend macht, das Kollegialgericht sei doch besser als ein Einzelrichter, so ist dies im allgemeinen zwar richtig, aber nicht im besonderen für unsere erste Instanz. Da hat denn doch der Amtsrichter noch mehr Vorzüge anderer Art als das kollegiale Landgericht.

Er ist den Parteien näher, er kennt meist deren Verhältnisse, ja auch deren Persönlichkeit, er kennt die Ausdrücke und die Verhältnisse des Orts. Nichts von dem beim Landgericht.

Für die erste Instanz kommt es aber vor allem darauf an, das Tatverhältnis richtig zu erforschen und zu würdigen.

Was haben die Parteien gewollt? Welche Meinung haben sie geäußert? Ob die Rechtsparagraphen fein ausgelegt und ihre Logik bis zum letzten Schluß gezogen, ist minder wichtig gegenüber der Würdigung der tatsächlichen Verhältnisse.

Das ferne Landgericht ist mit den am Landgerichtssitz wohnenden Anwälten — denn andere dürfen in Preußen in der Regel beim Landgericht nicht vertreten — möglichst ungeeignet, den Tatbestand und den Willen der Parteien zutreffend zu erforschen.

Warum spricht man von der Weltfremdheit der Juristen? Warum hat man besondere Gewerbegerichte und besondere kaufmännische Gerichte geschaffen? Warum hat man die Anwälte bei ihnen ausgeschlossen? Weil man kein Zutrauen zu dem erstinstanzlichen fremden Landgericht und den unbekannten beim Landgericht zugelassenen Anwälten hat. Sie sind den Parteien fremd, hören sie meist gar nicht an und verstehen sie nicht.

Die Partei will aber die Ueberzeugung und das Gefühl haben, daß der Richter sie verstanden hat. Ein Landgericht wird diese Ueberzeugung dem rechtsuchenden Publikum niemals verschaffen, geschweige denn gar der unterliegenden Partei!

Unsere Parteien haben mindestens Volksschulbildung, sie sind meist fähig, ihre Sache vor dem Richter vorzutragen, sie verstehen den Amtsrichter, der sich ihnen verständlich machen will, aber nicht den Landgerichtsdirektor, der sie gar nicht anhört, ja ohne Anwalt nicht einmal anhören darf, der darauf keine Rücksicht nimmt — je nach Lage der Rechtsprechung gar nicht einmal darauf Rücksicht nehmen kann —, daß ihn auch die nicht juristisch gebildete Partei versteht.

Eine derartige Rechtsprechung mit derartiger Rechtsübung wird die Partei niemals davon überzeugen, daß ihr auch wirklich Recht geschieht. Die Rechtsprechung erscheint ihr als eine fremde, eine unverständliche. So wird nicht ohne Grund der Vorwurf der Weltfremdheit dem Richterstande gemacht. Dies kann und wird nur anders werden, wenn man dem Amtsrichter alle erstinstanzlichen Sachen überträgt.

Schließlich kann und wird doch wohl auch der Amtsrichter schneller urteilen, als das Landgericht. Für die erste Instanz ist es aber sehr oft sehr wichtig, möglichst schnell ein Urteil zu erhalten.

Zu allerletzt darf man die Kostenfrage auch nicht außer Betracht lassen. Drei Richter kosten mehr als einer. Ist Deutschland reich genug, sich den Luxus eines Kollegialgerichts für die erste Instanz zu gönnen?

Man wird diese Frage jetzt, wo das Reich Schulden genug gemacht hat und nach neuen Einnahmequellen vergeblich sucht — wo viele Länder unter dem Steuerverlangen des Reichs und ihres Landes seufzen —, nicht einfach damit erledigen können, daß man für die Justiz „das teuerste gerade für gut genug“ erklärt.

Bei unseren Kulturverhältnissen, bei der Bildung unserer Parteien, ist die Zivilkammer des Landgerichts für die erste Instanz ein Luxus, und zwar nicht bloß ein „überflüssiger Luxus, sondern auch ein schädlicher Luxus“. Also fort mit diesem Luxus!

Also, werden die Anhänger Hachenburgs mir erwidern, muß man die vom Entwurf geplante Reform des Zivilprozesses verwerfen, denn dieser überträgt ja nur die Prozesse bis 800 Mark dem Amtsgericht. Meine vorstehenden Ausführungen sprechen aber dafür, die ganze erste Instanz ohne Beschränkung auf den Wert dem Amtsgericht zu überweisen.

Allerdings halte ich es auch für das bessere, wenn man gleich alle erstinstanzlichen Sachen dem Amtsgericht überträgt. Es fragt sich nur: Ist dies zurzeit möglich; sind die verbündeten Regierungen, ist das deutsche Volk in seiner Mehrheit schon jetzt von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugt?

Offenbar noch nicht und deshalb will man keinen großen Sprung wagen, von dessen Gelingen man noch nicht genügend überzeugt ist, sondern nur einen Schritt weiter tun oder eine Stufe weiter steigen, um dahin zu gelangen, wohin man künftig sicher gelangen wird.

Ich betrachte die geplante Reform nur als eine Abschlagszahlung. Ich habe aber in meinem Leben stets Abschlagszahlungen

angenommen und niemals deshalb zurückgewiesen, weil nicht das Ganze auf einmal geleistet wurde.

Allerdings gibt es Juristen, die raten, Abschlagszahlungen nie anzunehmen. Die Partei fährt nicht bloß oft, sondern meist schlecht damit.

Ich würde aber auch als eine Abschlagszahlung die Schaffung eines Vortermins beim Amtsgericht für alle Prozesse, wie ihn Jastrow fordert, betrachten.

Darnach soll auf jede Klage ein naher Termin vor dem Amtsgericht angesetzt werden und der Amtsrichter in diesem ersten Termin Versäumnis- oder Anerkenntnisurteil erlassen, einen Vergleich abschließen können und nur bei streitiger Sache diese eventuell zur Entscheidung an das Landgericht abgeben.

Ich würde auch diesen Vortermin als eine Abschlagszahlung gern annehmen. Ich halte ihn auch für eine allgemeine Verbesserung des Verfahrens. Leider hat der Reichstag den Vortermin vor nicht einem Jahrzehnt abgelehnt. Vielleicht ist er jetzt dazu bereit.

Noch andere, wie auch Hachenburg, wollen die Zuständigkeit des Amtsgerichts dadurch erweitern, daß sie ihm gewisse Gebiete ohne Rücksicht auf die Höhe des Objektes überwiesen wissen wollen, wie z. B. alle Klagen aus dem Arbeitsverhältnis, alle Mietsstreitigkeiten, alle Alimentenklagen und, wie ich hinzufügen möchte, alle Hypothekenzinsenklagen, alle Altenteils- oder Auszugsklagen.

Hiergegen wendet sich allerdings die Begründung des Entwurfs mit dem Hinweis, daß es im Interesse der Reichseinheit nicht geraten erscheine, gewisse Rechtsgebiete ganz der Entscheidung des Reichsgerichts zu entziehen.

Indes, wenn man die Hypothekenzinsenklagen dem Amtsgericht überträgt, so würde das Reichsgericht doch noch häufig genug über Hypothekenzinsen zu entscheiden haben, wenn diese als Nebenleistung mit dem Kapital zugleich eingeklagt werden.

Auszugsklagen haben doch nur örtlichen Charakter und beruhen auf örtlichen Gewohnheiten, so daß Entscheidungen des Reichsgerichts hierüber wohl entbehrt werden können.

Die Forderung, alle Mietsstreitigkeiten dem Amtsgericht zu übertragen, ist eine alte; jetzt sind zwar die meisten — und gerade die wenigsten — Mietsstreitigkeiten, wie die Räumungsklagen, dem Amtsgericht übertragen, indes, eine richtig formulierte Widerklage bringt auch die schleunigste Räumungsklage — leider — an das Landgericht, und in vielen Fällen von Mietsstreitigkeiten ist es

zweifelhaft, ob das Amtsgericht oder das Landgericht zuständig ist. Eine derartige, der Justizpflege schädliche Rechtsunsicherheit beseitigt man am besten durch Uebertragung aller Mietsstreitigkeiten an das Amtsgericht.

Wenn man jedoch den ablehnenden Grund der Motive für durchschlagend erachtet, so kann man diesem sehr leicht dadurch gerecht werden, daß man einfach bestimmt, daß Berufungen „über 300 Mark — oder über eine andere Summe —“ vom Amtsgericht an das Oberlandesgericht gehen.

Jedenfalls kann man bei unserer Staatsverfassung die Vorsicht des Entwurfs, zunächst nur einen kleinen Schritt zu tun, sehr wohl billigen.

Denn für grundlegende Aenderung sind, wenn selbst der Reichstag dafür gewonnen werden könnte, vielleicht schon die Regierungen nicht zu haben.

Ich bin aber überzeugt, überträgt man dem Amtsgericht zunächst alle Streitigkeiten bis 800 Mark, so wird später, sofern sich dies bewährt — und es wird sich bewähren —, leichter und schneller die Ueberzeugung für eine Uebertragung aller erstinstanzlichen Sachen an das Amtsgericht sich Bahn brechen, als wenn man jetzt den Entwurf deshalb ablehnen will, weil er nur eine Abschlagszahlung bietet. Man muß auch beim Erlaß neuer Gesetze mit gewissen Anschauungen, Rechsgewohnheiten und den bestehenden Einrichtungen rechnen, man darf nicht reinen Tisch machen und alles neu decken wollen. Langsame und allmähliche Uebergänge sind oft geratener, als ein plötzliches Brechen mit bisherigen Rechtsgewohnheiten.

Ueberträgt man dem Amtsgericht alle erstinstanzlichen Sachen, so bin ich allerdings auch dafür, daß man mindestens in Sachen mit Beweisaufnahmen dem Amtsrichter Zivilschöffen oder Beisitzer beigibt, wie man dies bei den Gewerbe- und kaufmännischen Gerichten und den Kammern für Handelssachen getan hat. Man gliedere dann aber auch diese Sondergerichte wieder dem Amtsgericht an, wo sie hingehören, und beseitige damit die jetzt schier unlöslichen Zuständigkeitsfragen zwischen Amtsgericht, Gewerbe- und Kaufmännischen Gerichten. Das Rufen nach weiteren Sondergerichten wird dann verstummen, die Rechtspflege und ihr Ansehen wird damit gefördert werden.

Architektur und Aesthetik.

Eine Erwiderung

von

Alma v. Hartmann.

Der hohe Wert, den man dem Begriff der Freiheit beilegt, hat dazu geführt, die Einordnung der Architektur unter die unfreien Künste durch den philosophischen Aesthetiker als eine Mißachtung zu empfinden. Man übersieht ganz, daß bei dieser Gliederung im System der Künste wesentlich doch von Kunst die Rede ist, sondern legt das Schwergewicht auf das adjektivische Beiwort „unfrei", an das man sich stößt, anstatt die Betonung auf das Hauptwort zu legen und mit der rückhaltlosen Aufnahme der Architektur unter die Künste zufrieden zu sein. Wenn man auch die Unfreiheit auf jedem Gebiete zugiebt, die Willensfreiheit zurückweist und die Teleologie als grundlegendes Prinzip des Weltorganismus gelten läßt: der Kunst wünscht man die Freiheit in jeglicher Gestalt als innerstes Eigentum zu bewahren, selbst da, wo ein Aufgeben oder wenigstens eine Modifikation derselben von größerem Werte wäre. Der abstrakte Idealismus des Freiheitbegriffes, dessen uferlose Verschwommenheit schon so viel Verwirrung angestiftet hat, wenn man versuchte, ihn auf konkrete Gegenstände anzuwenden, feiert hier noch einmal seine Auferstehung. Um die Baukunst von dem Vorwurf der Unfreiheit zu retten, worin man ganz mit Unrecht eine Herabwürdigung erblickt, sucht man in allen Künsten Momente heraus, in denen sich ähnliche Unfreiheiten, d. h. Beziehungen auf außerästhetische Zwecke und Ursprünge befinden und verwirft eine auf den scharfsinnigsten Untersuchungen basierende Einteilung der Künste, um die Ehre der „Freiheit" für eine Kunst zu retten, die es sich zur Ehre rechnen müßte, den edelsten äußeren Anlässen ihre Entstehung zu verdanken.

Unsere prachtliebende, baulustige Zeit, die stolz darauf ist, neue Formen der Baukunst erfunden zu haben, und dabei den Denk-

mälern der Vergangenheit so viel Interesse zuwendet, daß sie in archaistischer oder historischer Liebhaberei selbst alte Kaiserpaläste wieder aufbaut, versagt einer Aesthetik, die das freie Kunstschöne von jedem realen, d. h. außerästhetischen Zweck einer Bedürfnisbefriedigung getrennt und deshalb die Baukunst zwar zu den Künsten, aber nicht zu den freien gezählt wissen will, energisch die Anerkennung in diesem grundlegenden Punkt. Herr Paul Moos, dem wir die feinsinnige „Moderne Musikästhetik in Deuschland" verdanken, wendet sich im Novemberheft der Preußischen Jahrbücher gegen Eduard von Hartmanns Gliederung der Künste, indem er ausführt, daß die Architektur schon deshalb zu den freien Künsten gehöre, weil der außerästhetische Zweck nur an der Realität hafte, das Kunstschöne aber mit diesem Zweck in einem oft nur losen Zusammenhang stehe. Sei die Baukunst eine unfreie Kunst, weil sie einem praktischen Zweck diene, so sei dies bei den bildenden Künsten, der Musik und Dichtung auch der Fall, die alle mehr oder weniger mit einem außerästhetischen Zweck zu verbinden seien, ohne daß sie hierdurch ihre Erhabenheit als Kunst einbüßten. Zwar gibt Herr Moos zu, daß der außerästhetische Zweck, der bei einzelnen anderen Kunstwerken, z. B. einem Streichquartett von Mozart, das man deshalb absolut frei nennen könne, ganz verschwindet, bei der Baukunst niemals völlig fehlen könne, aber aus diesem Umstand allein möchte er doch für die Architektur keine Unfreiheit im künstlerischen Sinne herleiten, da ein Mehr oder Weniger von künstlerischer Gebundenheit in sämtliche Künste hineinspiele. Er will nicht, wie Eduard von Hartmann, eine grundlegende Scheidung zwischen freier und unfreier Kunst zugeben, sondern nur einen fließenden Uebergang, wie er zwischen Schönheit und Unschönheit in der Tat existiert. Schönheit und Freiheit werden dadurch gewissermassen gleich gesetzt, d. h. zwei Begriffe mit einander identifiziert, die auch ohne oder nebeneinander existieren können.

Bei der in der letzten Zeit immer deutlicher hervortretenden Tendenz, einer teleologischen Gesetzmäßigkeit im Walten der Weltschicksale breiteren Raum zu geben, berührt diese Opposition auf ästhetischem Gebiet gegen das Zweckmäßige, als etwas für die höchste Kunst Untergeordnetem, seltsam. Wenn sich die logische Idee in irgend einem Gegenstande als Durchdringung der Form zu einem deutlich erkennbaren Zweck, in dem sich die Mannigfaltigkeit der Mittel zu einer Einheit zusammenschließt, verkörpert, so liegt darin doch auch dann keine Herabsetzung des Gegenstandes, wenn der Zweck ein für

das praktische Leben nützlicher ist. Auch rein ästhetisch genommen, kann die Freude an einem Gegenstande der Kunst ebenso groß sein, wenn die Kunst sich dem Dienst praktischer Zwecke geweiht hat, als wenn sie rein um ihrer selbst willen ein Werk geschaffen hat; ja es fragt sich, ob die Mehrheit der Menschen nicht gerade an den Gegenständen der unfreien Künste, die ihrem Verständnis näher liegen, größeren Genuß hat, als an den höchsten Gebilden freier Kunst, die an die ästhetische Erziehung des Aufnehmenden weit größere Ansprüche stellen, wenn auch die reine Scheinhaftigkeit des (freien) Kunstwerks die Loslösung von der dinglichen Realität des Stoffes leichter macht. Alles muß wahrhaftig erscheinen als das, was es ist. Und die „Unfreiheit" einer Kunst im ästhetischen Sinn schließt die Selbständigkeit dieser Kunst so wenig aus, daß man sagen kann, das (architektonische) Kunstwerk ist um so schöner, je deutlicher es seinen (außerästhetischen) Zweck zum Ausdruck bringt. Gerade für die Baukunst ist der außerästhetische Zweck schlechthin bestimmend; in dem in der Konstruktion des Gebäudes möglichst deutlich zutage tretenden Augenschein des Zwecks liegt der größte Wert des Kunstwerks. Das Bauwerk erlaubt nicht nur die Beurteilung aus praktischem Gesichtspunkt, es fordert sie. Der künstlerische Gehalt eines Bauwerks konkurriert nicht mit der Realität, an der er haftet und schiebt sie als belanglos in den Hintergrund, sondern veredelt sie, indem er sie dabei voll und ganz als Ausgangspunkt festhält. Wenn die Schönheit sich in den Dienst der Veredelung des praktisch Brauchbaren stellt und das tägliche Leben mit einem Abglanz ewiger Ideale erfüllt, denn steht sie selbst in den „unfreien" Künsten in der vollen Erhabenheit ihres himmlischen Ursprungs da und büßt von ihrem Wert nicht das geringste ein.

Die Abstraktionen des Aesthetikers haben nicht nur den Zweck, das vielgestaltige Gebiet des Schönen zu gliedern und die inneren Gesetze aufzuzeigen, die die bewußte Reflexion scharfsinniger Forscher, fein und künstlerisch empfindender Köpfe aus dem Bestand an Kunstwerken gewonnen hat, sondern sie sollen dem ästhetischen Empfinden, indem sie das Dasein des Schönen zu erklären versuchen, aus der Sphäre des unbewußten ästhetischen Empfindens zum klaren Bewußtsein des eigentlichen Wesens der Schönheit verhelfen. Ob die Kunstkritik imstande ist, der Kunst schöpferisch neue Wege zu weisen, hängt nicht allein vom Kritiker oder Philosophen, sondern auch von dem Temperament des Künstlers ab. So verkehrt es ist, alle schaffenden Künstler in den Bann einer bestimmten Aesthetik zwängen

zu wollen, so verkehrt ist es, sie geflissentlich von jeder Abstraktion über ihre Kunst fern zu halten. Wenn die Individualität des Künstlers auch der schulmeisterlichen Ratschläge einer Aesthetik, die den Anspruch erhebt, den Künstler durch ihre Deduktionen direkt zu beeinflussen, spotten darf, so ist doch die Kenntnis der Gesetze, wie das Schöne beschaffen sein soll, nicht ohne Nutzen für ihn. Naive und reflektierende Künstler haben beide das größte in ihrer Kunst geleistet. Schiller und Goethe, Michelangelo und Leonardo sind durch ihre Neigung, zu „spintisieren", in ihrer Schaffenskraft eher gefördert als geschädigt worden, weil bei ihnen der Erkenntnistrieb ein wesentliches Moment ihrer Geistesart war. Daneben freilich gibt es Schaffende, denen alles Theoretisieren ein ewig verschlossenes Gebiet bleibt, ohne daß sie dadurch Einbuße an ihrer Kraft erleiden.

Was nun für die Künstler gilt, nämlich die Freiheit, unbeirrt durch jede Theorie zu schaffen, das gilt nicht in dem gleichen Maße für die Kunstkritik, die von einer theoretischen Vorbildung nicht zu befreien ist, wenn sie ihrer hohen Aufgabe wahrhaft gerecht werden will; sie kann nur da fruchtbar wirken, wo sie nicht beim einzelnen Fall stehen bleibt, sondern sich bemüht, den Zusammenhang aller geistigen Erscheinungen aufzuzeigen. Aesthetik und Kunstkritik zusammen, also die Kenntnis der theoretischen Gesetze, die das Wesen des Schönen verständlich machen, neben der Betrachtung des einzelnen Falls, Erkenntnis neben der Anwendung der Erkenntnis auf das Dasein des Schönen in jeder Gestalt, in jeder Form, zu jeder Zeit bilden zusammen den lebendigen Born, aus dem das ästhetische Urteil zu schöpfen ist.

Es wird da die Frage nicht zu umgehen sein, ob man in der Kritik wie im Genuß einen einzigen Erklärungsgrundsatz verfolgen dürfe, oder sich jeder Erklärung im eigentlichen Sinne zu enthalten und sich nur der Freude am schönen Objekt hinzugeben habe. So scharf formuliert tritt ja diese Frage selten an jemanden heran. Wir Epigonen sind doch alle schon so von des Gedankens Blässe angekränkelt, daß wir uns in den seltensten Fällen einem ästhetischen Genuß — ich sehe von dem Naturschönen hierbei ab — ganz ungehemmt durch jede Reflexion hinzugeben vermögen. In der Tatsache, daß die Besucher einer Premiere ihr Urteil erst anderen Tags von dem Berichterstatter ihrer Zeitung bestätigt oder gebildet sehen wollen, liegt die stärkste Anerkennung der Berechtigung der Kunstkritik, die gewissermaßen erst die Mittel zum ästhetischen Genuß liefern soll. Leider sind die modernen Briefe über die ästhetische

Erziehung durchaus nicht immer eine Fortsetzung oder Weiterbildung der Schillerschen Ideen. Aesthetik, d. h. das Ringen nach Wahrheit auf dem Gebiet des Schönen, und schaffende Kunst treten sich scharf gegenüber, und in die Mitte stellt sich dann der moderne Kritiker, der alles versteht und — alles billigt, auch das Häßliche und Perverse, weil es der „Persönlichkeit" eines Künstlers entsprossen ist und daher ästhetische Daseinsberechtigung hat. Niemals ist der Begriff der Persönlichkeit stärker verunglimpft als in diesem Bemühen, alles, aber auch alles zu entschuldigen, sobald es mit dem Anspruch, Offenbarung einer Persönlichkeit zu sein, vor uns hintritt. Alle Rangordnungen des Schönen, die ein Aesthetiker nach den abstraktesten Schablonen ja aufgestellt haben mag, verblassen als unwesentlich neben dieser Ungeheuerlichkeit, keinerlei Unterschiede überhaupt anzuerkennen, sondern alles als Kunst Gegebene als heiligen, weil „persönlichen" Ursprungs ehrfurchtsvoll zu bestaunen.

Der innerste Grund des ästhetischen Gefallens ist das gefühlsmäßige Durchdrungensein des Schönen von der logischen Idee als des die organische Einheit des Kunstwerks bestimmenden Prinzips. Die Herrschaft des Zwecks ist überall die gleiche, ob sie sich auf rein künstlerischem Gebiet oder zu praktischer Brauchbarkeit, in ethischen oder religiösen Handlungen und Gefühlen oder in naturgemäßer Bestimmtheit äußert; überall handelt es sich um die Teleologie des Geschehens, um die ideale Logizität als innersten und treibenden Kern in allen Ereignissen, in allen Gestaltungen des Lebens.

Aber „unfreie" Kunst! Dies Wort ist es, das überall Anstoß erregt. Wo an einem Kunstwerk die künstlerische Gestaltung, besonders stark in die Augen springt, nicht bloß in der luxurierenden Schönheit der Zutaten, sondern z. B. in der möglichst reichen Ausgestaltung der dem Bauwerk zugrunde liegenden Form, da soll die unfreie Kunst sich zur freien Kunst erhoben haben. Man macht geltend, daß die Wirkungen, die von der schönen Baukunst ausgehen, so eindringlicher und vielgestaltiger Natur sind, daß sie den Wettstreit mit den von anderen Künsten herrührenden getrost aufnehmen können; die großen Architekten aller Zeiten stellen sich mit voller Ueberzeugung an die Seite der großen Plastiker, Maler, Dichter und Musiker. Wo sollte da, fragt man, die Einordnung der Architektur in die unfreien Künste ihre Berechtigung hernehmen. Daß die außerästhetischen Zwecke, denen die Architektur dient, an idealer Würde sehr hoch stehen, scheint als bedeutungslos dahinzu-

schwinden, sobald man gerade um dieser Zweckbeziehung willen die Architektur zu den „unfreien" Künsten rechnet. Der alte Sirenengesang der Freiheit hat auch in unserem nüchternen Zeitalter seinen lockenden Klang noch nicht verloren, und vielleicht um dieses Umstandes willen hat man mit der Architektur von jeher gern eine Ausnahme gemacht und sie bei den freien Künsten unterzubringen gesucht, zu denen sie ihrer Natur nach nicht gehören kann. Frühere Aesthetiker haben die Baukunst wohl zu den „anhängenden Künsten" gerechnet; Eduard von Hartmann räumt ihnen eine größere Selbständigkeit ein. „Die unfreien Künste müssen unbedingt einen eigenen Platz im System der Aesthetik erhalten, nicht nur weil sie von der höchsten naturgeschichtlichen Bedeutung und von dem schwerwiegendsten kunstgeschichtlichen Einfluß auf die freien Künste sind, sondern vor allem deshalb, weil das unfreie Kunstschöne aus rein ästhetischem Gesichtspunkt ein eigentümliches und selbständiges Gebiet im Dasein des Schönen bildet."

Es frägt sich nun, ob die Einteilung des theoretischen Aesthetikers dem Wesenhaften des Kunstschönen so gerecht wird, daß die Anwendung dieses Gesetzes auf den praktisch gegebenen Fall keinen Widerspruch zuläßt. Daß der Unterschied zwischen freiem und unfreiem Schönen in der Beziehung oder Nichtbeziehung des Schönen auf einen außerästhetischen Zweck liegt, wird bestritten. Die Realität des Bauwerks wird von dem ihm anhaftenden Schönen getrennt; nur die erstere soll einem außerästhetischen Zweck dienen, nicht das letztere. Nun ist es ja richtig, daß ein gänzlich schmuckloser Ofen, ein gänzlich schmuckloser Saal dem Bedürfnis des Heizens und des Gottesdienstes ebenso gut dienen kann wie ein mit Zierrat überdeckter Prunkofen und ein gothischer Dom. Aber bei dieser Argumentation ist nicht beachtet, daß in dem System der Künste von einer Baukunst die Rede ist. Den Töpfer- oder Zimmermeister, der nur den schlichtesten Gebrauch seiner Ware im Auge hat, wird niemand einen Künstler nennen. Dazu erhebt sich der Verfertiger eines Ofens erst, wenn er ihn zu einem Kunstwerk gestaltet hat. Aber er weiß sehr wohl, daß sein schönster Ofen keinen Wert hat, wenn er nicht dem eigentlichen Gebrauchszweck auf das beste dient. Und der Baukünstler, der uns ein Theater mit Verzierungen, die die Akustik hemmen, baute, würde trotz der größten ornamentalen Schönheit dieser Verzierungen den Zweck seines Schaffens für verfehlt erachten, so sehr fühlt er sich im Bann seines Auftrags. Je feiner sich der Sinn für konstruktive Schönheit aus-

bildet, um so größere Anforderungen werden an den Baumeister gestellt, der uns eine Kirche oder einen Tempel der Kunst errichten soll, nicht, weil man jetzt die Baukunst ganz auf sich selbst und von jedem außerästhetischen Zweck befreit sehen möchte, sondern weil man in den Bedürfnissen dieses Zwecks so viel mehr Feinheit entwickeln gelernt hat. Der neue protestantische Kirchenbaustil betont sogar geflissentlich die Zwecke, in deren Dienst er sich stellt und geht von den großen Prunkbauten zu der Einfachheit kleiner Gotteshäuser, die in Verbindung mit Gemeindezwecken dienenden halbkirchlichen Profanbauten treten, mit vollem Bewußtsein zurück. Real genommen sind, wie schon gesagt wurde, die Wirkungen der Zweckkunst in vielen Fällen oft größer als die der „zwecklosen“, d. h. ihren Zweck in sich selber tragenden Kunst. Es ist dies wohl darauf zurückzuführen, daß die Baukunst einerseits am häufigsten durch das Moment der Erhabenheit wirkt, und erhabenen Empfindungen als erhebenden Empfindungen ist der naive Mensch am leichtesten und am willigsten zugänglich; anderseits ist die Wehmut der Vergänglichkeit und der Reiz, den die Anschauung der Denkmäler der Vergangenheit auf historisch denkende Menschen ausübt, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Gerade die unfreie Kunst löst die stärksten realen Gefühle aus; es gehört immer schon ein gewisser Grad von Abstraktionsvermögen dazu, um bei einem Gegenstand der unfreien Kunst den ästhetischen Schein so vollständig von ihm abzulösen, daß die realen Gefühle zu rein ästhetischen sich vergeistigen. Das Architektonisch-Schöne steht der Realität, an der es haftet, niemals vollständig gleichgültig gegenüber, etwa so, wie eine antike Marmorstatue dem Schutthaufen, in dem man sie auffindet. Dem Architektonisch-Schönen ist es wesentlich, daß es an eine Realität gebunden ist, die es nicht bloß als Mittel zur Konkretion braucht, wie der Bildhauer den Marmor, sondern als treibenden Grund seiner Existenz; so dient es einem außerästhetischen Zweck, selbst wenn es diesen Zweck durch die Anwendung seiner Stilgesetze weit über die Sphäre des nackten Bedürfnisses hinaushebt. Diese Zweckbeziehung hebt keineswegs den geistigen Gehalt des Kunstwerks auf. Auch die Baukunst ist durchaus imstande, ästhetische Scheingefühle zu vermitteln, aber nur dann, wenn der Beschauer ganz von der Zweckbeziehung absieht, was — der Architekt kaum wünschen wird. Wird der Beschauer dem Künstler gerecht, so empfindet er in der Zweckbeziehung gerade die innerliche Wahrheit des vom Architekten geschaffenen Kunstwerks mit der zwingenden Gewalt,

die vor allem die Tatsache der dinglichen Realität verleiht. Die künstlerische Freiheit des Baumeisters besteht nicht in der Zurückschiebung des praktischen Zwecks, sondern in der Möglichkeit, dem Zweck durch eine Durchführung, die nicht bloß praktisch, sondern auch ästhetisch befriedigt, dem Wesen seiner Kunst gerecht zu werden. Auch die „luxurierende Schönheit“ der Zutaten muß sich dem obersten Zweck unterordnen, wenn anders sie dem Anspuch, Glied eines einheitlichen Kunstwerks zu sein, erfüllen will. Ein Architekt, der antike Götterstatuen in seinen Dom aufstellen wollte, würde seinem Auftraggeber gerechten Grund zur Zurückweisung dieser Zutaten geben. Daß das bestimmende Stilprinzip in der Epoche ein anderes ist, hängt gar nicht so sehr von der „künstlerischen Freiheit“ des Baumeisters ab als von den jeweiligen Fortschritten der Technik, die auf die konstruktive Zweckmäßigkeit bestimmend einwirkt; daß es auch unter den freien Kunstwerken Beziehungen auf außerästhetische Zwecke gibt, ja daß der Künstler oft durch diese erst zum Schaffen gekommen ist, setzt die Zugehörigkeit des von ihm geschaffenen Kunstwerks zu den freien Künsten keineswegs herunter, weil er eben die Wirklichkeit zum ästhetischen Schein, die Realität des lebendigen Menschen z. B. in die Idealität des Partraits umwandelt, während das Bauwerk in erster Linie durch die Realität selbst wirken will. Vermag er freilich nicht, den äußerlichen Anlaß der Entstehung künstlerisch zu überwinden, so steht er nicht auf der Höhe seiner Kunst, sondern gehört in die Reihe der Handwerker.

Die Einteilung in freie und unfreie Künste folgt bei Hartmann einem inneren Gesetze und basiert letzten Endes auf dem ästhetischen Schein, den er als die tiefste Grundtatsache des freien Schönen in die wissenschaftliche Aesthetik eingeführt hat. Wenn aber alles freie Schöne ästhetischer Schein ist, so kann die Baukunst, die alles andere eher ist als ästhetischer Schein, ebensowenig wie das Naturschöne zu den freien Künsten gerechnet werden. Immer muß man als wesentlich festhalten, daß das Gebäude, auch das allerschönste, seinem Zweck grade in dem, was es wesentlich ist, d. h. in seiner Realität dient, während das freie Kunstschöne seinem Zweck in etwas, was nicht Realität ist, dient. Dieser Zweck des freien Kunstschönen ist direkt der, ästhetischer Schein zu sein. So ergibt sich die Gliederung der Künste ganz zwanglos aus dem Erklärungsprinzip des ästhetischen Scheins. Für die Stellung der Architektur ist es maßgebend, daß sie nicht durch den Schein, sondern durch die Realität wirken will. Natürlich ist der ästhetische Schein aller Kunstwerke

als sinnlich vermittelter Schein an die Formen der Sinnlichkeit gebunden, aber er verhält sich doch zu der objektiv realen Erscheinung als ein Ideales zu etwas Realem, und die durch ihn ausgelösten Gefühle sind keine realen, sondern Scheingefühle. Der Sitz des Schönen ist weder allein in der Anschauung, noch in den Gefühlen zu finden. Die Anschauung an sich ist völlig kalt; erst der mit Gefühlen durchsetzte ästhetische Schein, d. h. die ins Scheinhafte des Aesthetischen erhobene und mit Gefühlen bereicherte Anschauung bringt die reale (ästhetische) Lust am Schönen hervor. Dem Sinnenschein ist die Beziehung auf einen übersinnlichen idealen Gehalt sehr wichtig, denn erst diese Beziehung erhebt ihn (neben der Ablösung von der Realität) zum reinen ästhetischen Schein, wobei allerdings der Sinnenschein immer als konkrete Unterlage festgehalten werden muß, da man sich sonst im abstrakten Idealismus verlieren würde.

Das Geheimnisvolle, das der Schönheit anhaftet, war Hartmann stets gegenwärtig. „Grade die wahre Aesthetik erkennt, je genauer sie alle Faktoren und Stadien des Schönen durchschaut, desto sicherer, daß das Bewußtsein und der bewußte Wille für sich allein unfähig sind, auch nur das allereinfachste und winzigste Schöne zu produzieren, daß vielmehr das Schöne wesentlich aus dem Unbewußten entspringen muß, wie es selbst ein Mysterium ist, das in der Unbewußtheit seines unendlichen Gehalts sein Wesen hat.“ Selbst in seiner unmittelbar gegebenen Gestalt als Wahrnehmungsschein ist der ästhetische Schein ein von der harten Realität des Wirklichen abstrahierender. „Das Schöne liegt also nicht in der Anschauung, sondern im ästhetischen Schein, d. h. in der Sphäre einer idealen Phänomenalität. Als idealer ist der ästhetische Schein jeder Hereinziehung irgend welcher Realität entgegengesetzt, als Phänomenalität ist er jeder Verwechslung mit einer übersinnlichen Idee entrückt.“

Die Schwierigkeit, ein so umfassendes Gebiet wie das der Künste unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zu bringen, also ein System der Künste aufzustellen, das allen gerecht wird, ohne die innere Wahrheit des Schönen zu verletzen, wird von den Gegnern der Systembildung selten erkannt oder als eine ganz unnötige Mühe verspottet. Und doch drängt unsere Zeit so zum Einheitsgedanken hin, daß zu erwarten ist, eine Philosophie des Schönen, die sich nicht auf ein mosaikartiges Nebeneinander einzelner Prinzipien beschränkt, sondern die psychologische Erklärung der Entstehung des Gefallens am Schönen zum Ausgangspunkt, die Aufzeigung der

tiefen Bedeutung des Schönen für den Weltprozeß zum Endpunkt ihrer Untersuchungen hat, wird ihre Würdigung eher finden, als ihr Verfasser vielleicht geahnt hat. Bei der Zurückführung alles Kunstschönen (als des Höheren gegenüber dem Naturschönen) auf das wurzelhafte Wesen der Welt bleibt es dabei verhältnismäßig unerheblich, ob der Gehalt des Schönen in freier oder unfreier Form ausgeprägt ist; es genügt, daß die Schönheit ihren Abglanz darüber geworfen und es als einen Teil der göttlichen Idee zum Wirken für die Totalität geistiger Zwecke bestimmt hat.

Geldspannung und Kreditorganisation.

Von

Dr. jur. Manfred Kirschberg.

Die andauernde Geldknappheit, deren Wirkungen unser gesamtes Wirtschaftsleben je länger je mehr verspürt, ist neben andern Faktoren insbesondere durch den großartigen Aufschwung unseres Handels und unserer Industrie hervorgerufen.

Ihr stets wachsender Umsatz und ihre vermehrte Produktion verstärken den Bedarf nach dem angesammelten Leihkapital und den vorhandenen Umlaufsmitteln fortwährend und treiben so den Preis des Geldes, den Zinsfuß, in die Höhe.

Unter dieser immer ernster werdenden Erscheinung, über welche man sich durch eine augenblickliche Erleichterung des Geldmarktes nicht hinwegtäuschen lassen darf, hat die englische Volkswirtschaft bei ihrer glänzenden Fortentwicklung weit weniger zu leiden, hauptsächlich Dank der Vollendung des englischen Depositenbankwesens, das die intensivste Ausnutzung der vorhandenen Geldbestände ermöglicht.

Die englischen Depositenbanken erfüllen ihre Aufgabe einmal durch eine weitgehende Kreditkonzentration, indem sie alle nur irgend wie zeitweilig verfügbaren Kapitalien systematisch ansammeln, ferner durch rationelle Kreditverteilung, indem sie die gesamten Kapitalien dort ausleihen, wo ihre denkbar produktivste Verwendung möglich ist.

Die Bankdepositen der Vereinigten Königreiche beziffern sich auf annähernd 850 Mill. £, ungefähr 17 Milliarden Mark, wozu noch die bedeutenden Einlagen bei den Filialen der Kolonialbanken in London hinzuzurechnen sind, die indes keine das Mutterland allein betreffende Angaben veröffentlichen. Ein Gesamtbetrag von 18 Milliarden Mark dürfte demnach nicht zu hoch gegriffen sein.

Von dieser Summe entfällt etwa ein Drittel, also rund 6 Milliarden Mark, auf „uneigentliche“ Depositen, Depositen auf Kündigung sog. deposits accounts d. h. vorübergehend verfügbare und zu späterer dauernder Anlage bestimmte Kapitalien, welche in der Zwischenzeit durch die Bank nutzbar gemacht werden. Den Rest von etwa 12 Milliarden Mark bilden die „eigentlichen“ Depositen, currents accounts d. h. Kassenvorräte, welche der Bank in ihrer Eigenschaft als Generalzahlmeister von ihren Kunden anvertraut sind.

Die englischen Banken führen die Kassen fast aller Gesellschaftsklassen. Nicht nur jeder Gewerbetreibende, von der großen Aktiengesellschaft bis zum kleinen Krämer, sondern auch jeder Beamte, ja man kann sagen jeder selbständige Angehörige der oberen und mittleren Bevölkerungsschichten bis zu den besser situierten Arbeitern haben ihre Kassenbestände einer Bank übertragen und zahlen ihre Ausgaben fast gänzlich durch Anweisungen auf ihr Bankkonto (Schecks).

Wenn auch aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, eine genaue Vergleichung mit den deutschen Bankdepositen nicht möglich ist, so steht doch die Ueberlegenheit des englischen Depositenwesens zweifellos fest, selbst bei Berücksichtigung des Umstandes, daß das englische Nationalvermögen auf 236,4 Milliarden, das deutsche aber auf nur 169,8 Milliarden, also auf etwa ein Drittel weniger geschätzt wird.

Allerdings darf nicht verkannt werden, daß auch das deutsche Depositenwesen seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts verhältnismäßig große Fortschritte gemacht hat, und daß das Verständnis hierfür bedeutend zugenommen hat.

Merkwürdig mutet wohl heute viel der Ausspruch des Leiters der Preußischen Bank v. Dechend an, der es damals im Abgeordnetenhause stolz als einen Vorzug der von ihm geleiteten Anstalt pries, daß sie an Geldern, die ihr möglicherweise wieder abverlangt werden könnten (an Giro-Depositengeldern und Staatsguthaben), nur 5 Millionen Taler besäße gegenüber 150 Millionen der Bank von England.

Der Gesamtbetrag der den deutschen Banken anvertrauten Depositen bezifferte sich im Jahre 1906 auf 2141 Millionen Mark, während er noch im Jahre 1873 auf 160 Millionen Mark geschätzt wurde.

Von dieser Summe gehört mehr als die Hälfte den „Depositen auf Zeit“, „deposits accounts“ an mit einer Skala von 1 bis zu 6

monatlicher Kündigungsfrist. Dehnt man den Begriff dieser Depositengattung auf die Einlagen unserer Sparkassen im Betrage von $10^1/_3$ Milliarden, ferner auf die der Kreditgenossenschaften von 918,5 Millionen Mark aus, so ständen wir gegenüber England mit seinen 6 Milliarden Mark deposits accounts und seinen von den Trustees Savings Banks, den Post Office-Savings Banks und den Building Societies verwalteten Spargeldern von rund 5 Milliarden Mark ebenso günstig da, wenn diese Zahlen auch cum grano salis zu nehmen sind.

Ganz außer Verhältnis zu den englischen currents accounts im Betrage von 12 Milliarden Mark stehen unsere „reinen" Depositen mit ungefähr 1 Milliarde Mark.

Der relativ geringe Betrag, unserer Kassenführungskonten, zeigt, daß die Gewohnheit, eine regelmäßige Bankverbindung zu unterhalten, bei uns noch wenig entwickelt ist.

Dank der Uebertragung der gesamten Kassenführung an die Banken seitens der Mehrzahl der wirtschaftenden Subjekte hat sich in England der Verrechnungsverkehr außerordentlich gut entwickeln können; denn die Zahlungen der Kunden derselben Bank wie die der verschiedenen Banken untereinander kompensieren sich ziemlich gleichmäßig. Infolge dieses Abrechnungssystems, des Clearings, im Vergleich zu dem unser Giro- und Verrechnungswesen noch in den Kinderschuhen steckt, braucht nur ein kleiner Teil der von den Banken verwalteten Kassenbestände zu Zahlungszwecken in Anspruch genommen zu werden; es ist deshalb möglich, den Rest durch Kreditgewährung an die Unternehmer und Gewerbetreibenden nutzbar zu machen. Die bei den Banken und Bankiers konzentrierten Summen stellen eine weit größere Macht dar, wie als einzelne Einlagen in den Händen der Bankkunden. Indem sie nun auf dem Geldmarkt das Kapitalangebot vermehren, wirken sie auf die Herabsetzung des Zinsfußes und beeinflussen somit den Preis des Geldes günstig. Man hat berechnet, daß bereits im Jahre 1882 auf diesem Wege 200 000 000 £ dem englischen Geldmarkt zugeführt waren und daß England ohne seinen Clearingverkehr 140 000 000 £ Noten mehr in Umlauf halten, d. h., daß die Bank von England bei der gesetzlich vorgeschriebenen Notendeckung ihre Goldreserve von durchschnittlich 35 000 000 £ verfünffachen müßte.

In dieser Mobilisierung aller verfügbaren Kapitalien besteht die Ueberlegenheit der englischen Banken über die kontinentalen. Hierauf ist zurückzuführen, daß auf dem englischen Geldmarkt für

jedes aussichtsreiche Unternehmen die erforderlichen Gelder zu billigem Zinsfuß erlangt werden können.

Englands Handel und Industrie verdanken ihre grandiosen Erfolge im 19. Jahrhundert somit im Grunde genommen jener fein gegliederten Kreditorganisation.

Wenn dem gegenüber — namentlich bei uns — darauf hingewiesen wird, daß England bereits in früheren Jahrhunderten durch die Ausbeutung seines Kolonialbesitzes zu gewissem Reichtum gelangt und daher imstande war, die jüngsten technischen Fortschritte rechtzeitig auszunutzen, so wird dieser Einwand durch den bloßen Hinweis auf damals ebenso reiche und kolonialmächtige Länder wie Frankreich und Holland entkräftet, die im 19. Jahrhundert weit weniger wirtschaftliche Erfolge gehabt als England und keine entwickelte Zahlungsorganisation besitzen.

Die verhältnismäßig frühzeitige Wohlhabenheit Großbritanniens bietet für seine heutige Blüte keine ausreichende Erklärung.

Tatsache ist vielmehr, daß der Einfluß des Bankwesens auf die wirtschaftliche Entwicklung eines Volkes infolge der agrarischen Strömung der 80er und 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts besonders bei uns sehr unterschätzt worden ist; erst seit jüngster Zeit ist hierin ein erfreulicher Umschwung zu verzeichnen.

Werfen wir noch kurz einen Blick auf das englische Verrechnungswesen:

Den Brennpunkt bildet das oft beschriebene Londoner Clearing-House. Seine Aufgabe ist, die letzte Abrechnung unter den ihm angehörigen Banken vorzunehmen. Während beim Giroverkehr die Forderungen und Gegenforderungen der Kunden ein- und derselben Bank durch Uebertragung von Konto zu Konto erledigt werden, bleibt die Abrechnung im Clearing-House nicht auf die Kunden einer Bank beschränkt.

In London nehmen am Clearing außer den dortigen Banken auch die Provinzialbanken teil; sie gleichen im sog. Country-Clearing ihre Forderungen aus, und zwar durch Vermittlung ihrer Agenten, Londoner Bankfirmen, welche Mitglieder des Clearing-Houses sind.

An einem praktischen Beispiel erklärt, spielt sich der etwas schwerfällige Vorgang folgendermaßen ab: Sendet der Baumwollspinner Smith in Nottingham einen auf seinen Bankier, die Firma Jones & Cie. daselbst, gezogenen Scheck seinem Lieferanten, dem Importeur Williams in Liverpool, zahlungshalber ein, so übergibt ihn dieser seiner Bank, der Firma Crompton & Evans, welche ihm den

Scheckbetrag in ihren Büchern gutschreibt. Die Bank beauftragt dann ihren Londoner Agenten, die Firma Lubbock & Cie., mit dem Einzuge des Schecks, und dieses Haus legt ihn dem Agenten des Nottinghamer Bankiers, der „London und Westminster Bank“ vor zusammen mit anderen Schecks, die sie aus der Provinz erhalten, und welche auch zum Teil auf andere Klienten der „London und Westminster Bank“ gezogen sind. Da aber jene Bank gleichfalls auf die Firma Robert Lubbock & Cie. bezw. auf deren Auftraggeber in der Provinz gezogene Schecks zu Inkassozwecken besitzt, kompensieren beide Londoner Bankhäuser ihre Forderungen gegenseitig, und lassen den zu Gunsten des einen von ihnen sich ergebenden Schlußsaldo auf dessen Konto bei der Bank von England gutschreiben. Im angeführten Falle belastet darauf die „London und Westminster Bank“ die Firma Jones & Cie. in Nottingham für den Scheckbetrag und diese wiederum ihren Kunden Smith.

Die Gesamtumsätze des Londoner Banker Clearing-House sind ständig im Wachsen begriffen. Der Gesamtumsatz ist von 3,425 Milliarden £ im Jahre 1868 auf 10,120 Milliarden £ im Jahre 1903 gestiegen, der durchschnittliche Tagesumsatz im gleichen Zeitraum von 11,1 Millionen £ auf 33 Millionen £. Die Umsätze der übrigen Clearinghäuser, die an den Hauptsitzen des englischen Handels und der Industrie bestehen, belaufen sich nach einer ziemlich allgemein anerkannten Schätzung auf ungefähr eben soviel wie die des Londoner Instituts. Insgesamt werden demnach in den englischen Clearinghäusern 20 Milliarden £, d. h. rund 400 Milliarden Mark verrechnet.

Die andere gelderſparende Zahlungsmethode, der Giroverkehr, ist im Verhältnis hierzu wenig entwickelt, wenn auch die Umsätze der Bank von England und der Depositenbanken in diesem Geschäftszweige dank der mit der Auffaugung der kleineren Bankbetriebe verknüpften Schaffung von Zweigniederlassungen im Vergleich zu unseren Giroumsätzen immer noch erheblich sind.

Auf dem Giroverkehr basiert im Gegensatz zu England unsere Zahlungsausgleichungsmethode. Ihr Pionier ist die Reichsbank, zu der sich infolge der Konzentration des Bankgewerbes und der Ausbildung eines Filialnetzes in der letzten Zeit noch unsere Großbanken hinzugesellten.

Die Giroumsätze unserer Reichsbank betrugen im Jahre 1906 in einfacher Aufrechnung 97 Milliarden Mark gegenüber 82 Milliarden Mark im Jahre 1900.

Unser Clearingverkehr hat weit geringere Bedeutung, trotzdem die Reichsbank auch in dieser Beziehung große Anstrengungen gemacht hat. Auf ihre Veranlassung sind im Jahre 1883 an allen großen Verkehrszentren Abrechnungsstellen geschaffen worden, deren Zahl sich nunmehr auf 13 beläuft. Die Summe ihrer Einlieferungen, die sich im Jahre 1884 auf 12 Milliarden Mark bezifferten, ist bis zum Jahre 1906 auf 42 Milliarden Mark gestiegen. Davon betragen die Abrechnungen der Hamburger Stelle allein 50% der Gesamtsumme, was darauf zurückzuführen ist, daß in der Hansastadt die Gewohnheit, eine regelmäßige Bankverbindung zu besitzen, bereits traditionell geworden ist.

Die Berliner Banken haben bekanntlich schon im Jahre 1850 ein Clearing-House, den Berliner Kassen-Verein, geschaffen, dessen Umsätze heute die stattliche Ziffer von ungefähr 22 Milliarden Mark erreicht haben.

In den Kreisen der mittleren und kleineren Gewerbetreibenden hat der Scheckverkehr, viel weniger aber der Abrechnungsverkehr, an Ausdehnung gewonnen und zwar dank der Bemühungen der Kreditgenossenschaften. Ihre Einzahlungen auf Scheckkonto beliefen sich im Jahre 1905 auf 521 Mill. Mk. gegenüber 225,4 Mill. Mk. im Jahre 1898, ihre Auszahlungen auf 498,5 Mill. Mk. gegenüber 217,5 Mill. Mk. Die Zahl der den Scheckverkehr pflegenden Genossenschaften ist in diesem Zeitraum von 172 auf 353 angewachsen.

Allein der Erfolg ist für die geldlose Zahlungsausgleichung weit geringer, als es auf den ersten Blick scheint. Von 498,5 Mill. Mark Auszahlungen entfielen im Jahre 1905 430,6 Mill. Mark auf Barabhebungen. Von 519 545 Schecks wurden 448 499 bar ausgezahlt; sie hatten ihren Beruf somit verfehlt, indem sie lediglich eine Transportfunktion erfüllten, die ebenso gut und vielleicht einfacher durch Postanweisungen bewältigt werden kann. Nur 71 076 Schecks im Betrage von 67,9 Mill. Mark kamen zur Verrechnung; davon waren 10 833 Platzschecks im Betrage von 24,3 Mill. Mark und 60 213 Distanzschecks im Betrage von 43,6 Mill. Mark.

Die Leistungen der Genossenschaften für die Bargeldersparnis sind mithin vorläufig noch verhältnismäßig sehr gering.

Am meisten Erfolg dürften sie noch im Platzverkehr haben. Im Distanzverkehr haben sie bisher wenigstens eher Unheil als Segen gestiftet. Auf sie fallen die Klagen der Geschäftsleute über Mißstände im Scheckverkehr zum großen Teil zurück.

Neuerdings versuchen sie zwar durch Einführung der Giroüberweisung im interlokalen Verkehr ihre Zahlungsorganisation zu verbessern; der Erfolg bleibt abzuwarten.

Führen wir uns das Gesamtbild unseres Abrechnungswesens vor Augen und vergleichen es nach dem englischen, so müssen wir der im Jahre 1902 vom Statistical Journal angestellten Schätzung vollen Glauben beimessen; ihr zufolge braucht Deutschland zur Abwicklung seines geschäftlichen Verkehrs 9—15mal mehr Bargeld und Banknoten als Großbritannien.

Hier muß vor allem eingesetzt werden, will man der Geldteuerung wirksam steuern. Dagegen würden jene Finanzkunststückchen, die von agrarischer Seite befürwortet, auf eine wesentliche Veränderung der Organisation der Reichsbank und ihres Notenumlaufs abzielen, statt zu nützen, unserer Volkswirtschaft nur Schaden zufügen. In mehr als einer Beziehung erinnern diese Vorschläge lebhaft an die Projekte des Schotten John Law, deren Verwirklichung Frankreich im 18. Jahrhundert fast zum Ruin getrieben.

In richtiger Erkenntnis der Lage tendieren deshalb die Beschlüsse des Hamburger Bankiertages auf die Vervollkommnung unserer Zahlungstechnik.

Die daraus resultierende Ersparnis von Barmitteln setzt, wie bereits betont, jedoch die Gewöhnung des Publikums an eine regelmäßige Bankverbindung und zwar in großem Maßstabe voraus; der Kreis der wirtschaftenden Subjekte, die eine solche besitzen, ist aber bei uns heute noch sehr klein. —

Um darin Wandlung zu schaffen, muß ein neuer Anreiz zur Uebertragung der Kassenführung auf das Publikum ausgeübt werden; bisher bestand er lediglich in der Verzinsung der Depositen. Die Banken wollen nunmehr die Schecktransaktion für ihre Kunden kostenlos besorgen. Doch ist sehr zu wünschen, daß sie auch fremde Schecks, die der Kunde zahlungshalber erhält, ohne Provisionsberechnung einziehen. Der Kunde ist dadurch in der Lage, kostenlos nach auswärts zu zahlen und von auswärts Zahlungen zu empfangen. Die so erreichte Verbilligung des interlokalen Zahlungsverkehrs ist ein Vorteil, den die Geschäftswelt sofort verspürt und welche für sie den stärksten Anreiz zur Eröffnung von Scheckkonten bildet.

Wenn auch das Scheckgeschäft deshalb anfangs nicht sehr rentabel scheinen sollte, so ist doch zu berücksichtigen, daß mit der steigenden Verbreiterung des Scheckwesens die Möglichkeit der geldlosen Zahlungsausgleichung außerordentlich zunimmt. Die Banken brauchen dann

je länger je weniger Baarreserven zu halten und können eine immer größere Quote der Scheckgelder nutzbar machen. Die steigende Rentablität des reinen Depositengeschäfts ergiebt sich daraus von selbst.

Betreibt die große Mehrzahl unserer Banken und Bankiers in dieser Weise das Depositengeschäft, so vollzieht sich der weitere Ausbau unseres Verrechnungswesens gewissermaßen von selbst. Wir besitzen bereits heute das Rückgrat hierfür in dem tadellos funktionierenden Giroverkehr unserer Reichsbank. Sind nun sämtliche Banken und Bankiers, die ihren Kunden Scheckkonten eröffnen, Girokunden der Reichsbank, so braucht der Scheckverkehr dieser Institute nur dem Reichsbank-Giroverkehr angegliedert zu werden und wir besäßen — wie zum Teil schon heute — nach Art der englischen Country-Clearing einen indirekten Ueberweisungsverkehr zwischen den Kunden der verschiedenen Privatbankinstitute, der dem englischen gegenüber den Vorteil größerer Schnelligkeit hätte.

Sendet z. B. der Kaufmann Eberle in Mannheim einen auf seinen dortigen Bankier Dörtinger gezogenen Scheck seinem Lieferanten Müller in Solingen ein, so würde ihn dieser seinem Bankier Engel zum Inkasso übergeben. Engel würde, nachdem er den Betrag Müller am Empfangstage gutgeschrieben, den Scheck der Reichsbank einliefern, die das Konto des Mannheimer Bankiers Dörtinger zugunsten des Einlieferers entsprechend belastete. Dörtinger erhielte dann den Scheck und schriebe dessen Betrag vom Konto seines Kunden Eberle ab.

Dies verhältnismäßig einfache, die gesamte Geschäftswelt Deutschlands umfassende Verrechnungssystem könnte noch auf die mittleren Gewerbetreibenden ausgedehnt werden, wenn die Kreditgenossenschaften und gegebenenfalls die Sparkassen, soweit sie den Scheckverkehr unterhalten, an den Reichsbank-Giroverkehr angeschlossen würden. Welche gewaltige Barmittelersparnis dadurch erzielt werden könnte, leuchtet wohl jedem ein.

Um zu vermeiden, daß wie bisher Leute ohne Bankverbindung sich mit dem Einzuge von Schecks befassen, und um die damit verbundene unerwünschte Bargeldbewegung zu verhindern, sollten im Distanzverkehr kraft Vereinbarung aller beteiligten Banken und Bankiers, Genossenschaften und Sparkassen nur sog. „Crossed-Schecks", gekreuzte Schecks zugelassen werden. Das in England übliche Kreuzen „Crossing" des Schecks besteht nämlich darin, daß der Aussteller zuvor über das Formular zwei senkrechte Striche zieht und den Vermerk „& Cie." hinzusetzt, wodurch er den Willen

bekundet, daß der Scheckbetrag nur durch einen Bankier eingezogen werden darf.

Für das erwähnte Verrechnungssystem ist des „Crossing" besonders zweckmäßig, es ist aber auch sonst die beste Versicherung gegen Scheckfälschungen. Deshalb wäre zu wünschen, daß in das neue Scheckgesetz entsprechende Bestimmungen aufgenommen würden.

Bisher bestand allerdings für solche Schecks kein besonderes Bedürfnis, was jedoch daraus zu erklären, daß außer dem Giroverkehr und dem lokalen Clearing keine Kompensationsgelegenheit vorhanden war.

Zu empfehlen ist ferner die Einführung der im österreichischen, ungarischen und schweizerischen Postscheckverkehr üblichen „Erlagscheine", d. s. Einzahlungsscheine, welche auch Personen ohne Bankverbindung die Einzahlung von Beträgen auf Scheckkonten ermöglichen. Diese Einrichtung sollte nicht nur bei der Reichsbank, sondern gemäß Vereinbarung bei allen Banken und Bankiers, welche den Scheckverkehr pflegen, eingeführt werden.

Bei einer Zahlungsleistung eines Schuldners an einen Bankkunden träte dann nur eine Bargeldbewegung ein, während sonst zwei vorhanden sind, wenn der Schuldner die Summe an den Bankkunden abführt und dieser sie seinem Bankier übermittelt.

In letzter Konsequenz bedeutet somit die Einführung der „Einzahlungsscheine" eine Bargeldersparnis. Etwas ähnliches besitzen wir bereits im Geldübermittlungsverfahren der Reichspost, hierbei kann jeder Bankkunde seine einlaufenden Postanweisungen und Nachnahme seinem Reichsbank-Girokonto bezw. dem seiner Bankverbindung gutschreiben lassen.

Damit ist aber lange noch nicht genug geschehen; denn die Reformen berühren in der Hauptsache nur den Zahlungsverkehr der oberen Schichten der Handels- und Gewerbetreibenden. Der mittlere und kleine Verkehr hat daran im wesentlichen keinen Nutzen. Gerade weil das Gros der Bevölkerung dem Bankwesen noch völlig fremd gegenübersteht, muß es als Hauptaufgabe betrachtet werden, die Vorteile des Scheckverkehrs ihm zugänglich zu machen. Der besonders im mittleren und kleineren Verkehr stark verbreiteten Borgwirtschaft, größtenteils eine Folge unserer rückständigen Zahlungsitten, muß ein schnelles Ende bereitet werden. Denn sie entzieht unserer Produktion die notwendigen, an sich schon knappen Betriebsmittel und verschlechtert mittelbar deren Stellung auf dem Markte.

Der Reichsbank-Giroverkehr kann hierin nicht Wandel schaffen, denn er trägt einen rein plutokratischen Charakter, die Höhe des zinslosen Minimalguthabens und andere Voraussetzungen hindern die Beteiligung weiter Volkskreise.

Wesentlich kann dazu die Einführung des Scheck- und Ueberweisungsverkehrs bei den Sparkassen beitragen.

Bisher war dieser Geschäftskreis ihnen meist von den Regierungen untersagt, wohl wegen der fehlenden rechtlichen Regelung des Scheckwesens. Mit dem Erlaß des Scheckgesetzes dürfte nun das Verbot fortfallen. Bedenkt man, daß die Einlegerguthaben der preußischen Sparkassen allein im Jahre 1904 7,7 Milliarden, die Neueinlagen rund 2 Milliarden und die Rückzahlungen 1,7 Milliarden Mark betrugen, so begreift man die Bedeutung eines solchen Scheckverkehrs für die geldlose Zahlungsausgleichung, namentlich wo die Geschäftsstellen dieser Anstalten zahlreich sind, und sie dank der hinter ihnen stehenden Garantie der Kommunalverbände das Vertrauen der Bevölkerung genießen. Notwendig erscheinen darum gesetzliche Bestimmungen über eine bankmäßige Anlage der Sparkassenscheckgelder; denn die stete Verfügbarkeit der Kapitalien, welche den Scheckverkehr im Gegensatz zum Sparverkehr bedingt, gestattet keine Anlage in Hypotheken. Gerade die Sparkassen könnten durch die Verwendung der Gelder zur Wechseldiskontierung den kleinen Unternehmern und den mittleren Gewerbetreibenden eine recht wirksame Hilfe zuteil werden lassen. Wie sehr sie zur Reform unseres Zahlungswesens beitragen können, beweist der Scheckverkehr der Spar- und Leihkassen Oldenburgs, deren Leiter auf dem letzten Bankiertage mitteilte, daß von 2630 Einwohnern der Stadt Oldenburg mit einem Einkommen von über 800 Mk. 2220 Scheckkonten besitzen. Zu begrüßen sind daher die jüngsten Beschlüsse des rheinisch-westfälischen Sparkassenverbandes, in denen die Einrichtung des Scheckverkehrs und eines provisionsfreien Uebertragungsverkehrs zwischen den einzelnen Sparkassen befürwortet wird.

Doch so wenig wie die Kreditgenossenschaften werden die Sparkassen imstande sein, die Demokratisierung des Scheck- und Abrechnungswesens rasch und gründlich zu besorgen. Denn abgesehen davon, daß die Einführung des Depositen- und Scheckverkehrs bei den Sparkassen gesetzgeberische Maßnahmen seitens der verschiedenen Landesregierungen voraussetzt, ist selbst dann noch immer zu berücksichtigen, daß das Sparkassenwesen außerhalb Preußens in den übrigen Bundesstaaten weit weniger entwickelt ist. Die preußischen

Sparkasseneinlagen entstammen aber vorwiegend der Mittelklasse. Nach einer im Jahre 1891 aufgenommenen Statistik entfielen ³/₄ des Gesamtbetrages auf Durchschnittsguthaben von 1920 Mk., die sich damit den Durchschnittsdepositenguthaben unserer größten Banken sehr nähern.

Selbst eine gute Ausbildung des Scheck- und Depositenverkehrs bei den Sparkassen und Kreditgenossenschaften wird uns keine so große Verbreitung der bargeldersparenden Zahlungsmethoden bringen, wie wir sie bei unserem im Verhältnis zum wirtschaftlichen Aufschwunge geringem Kapitalreichtum brauchen.

Im besten Falle würden die kreditbedürftigen mittleren Gewerbetreibenden Depositenkunden jener Anstalten werden, weil ihnen dann durch deren Leihgeschäft ihre eigenen Einlagen zugute kämen.

Eine Popularisierung des Schecks- und Verrechnungswesens ist nur möglich: wenn der kleine Verkehr daran teilnehmen kann, das Heer der untern und mittleren Staats-, Kommunal- und Privatbeamten, die besser gestellten Handwerker und Arbeiter, zum Teil auch die Landwirte, wenn ferner die zahlreichen Privatleute, die einen umfangreichen Zahlungsverkehr unterhalten, an die bankmäßige Kassenführung auch bei ihren kleineren Ausgaben gewöhnt werden können, namentlich die Rentner, die höheren Beamten und die Angehörigen der liberalen Berufe.

Diese Bevölkerungsgruppen haben am Aktivgeschäft der Banken, Genossenschaften und Sparkassen fast durchwegs kein Interesse: Entweder kommen sie nicht in die Lage einen Betriebskredit in Anspruch zu nehmen, wie die erste Kategorie, oder sie besitzen kein derartiges Kreditbedürfnis wie die letztere.

Da ihre Zahlungen indes erfahrungsmäßig am meisten Bargeld konsumieren, so ist es von besonderer Wichtigkeit, gerade diesen Verkehr kreditwirtschaftlich zu organisieren und dadurch eine große Bargeldersparnis zu erzielen.

Kein bestehendes Institut kann diese Aufgabe auch nur einigermaßen lösen.

Das vermag nur eine Volksgirobank, die mit ihren Einrichtungen jedermann zugänglich ist und die ganze Bevölkerung an die bankmäßigen Zahlungsformen gewöhnt. Indem sie aber weite Kreise zur Unterhaltung einer Bankverbindung erzieht, arbeitet sie den übrigen Instituten, welche das Depositen- und Scheckgeschäft betreiben, in die Hände.

Um den Zahlungsverkehr der noch nicht bankfähigen Schichten

mit Erfolg kreditwirtschaftlich organisieren zu können, muß eine solche Volksgirobank überall bequem erreichbar sein. Solche „Ubiquität" besitzt nun von allen unseren staatlichen Einrichtungen nur die Post, und so liegt der Gedanke nahe, auf deren Institutionen die Volksgirobank aufzubauen, die dann mit einem Schlage in allen Ortschaften und Ansiedlungen Depositenstellen besäße.

Darum ist der Postscheckverkehr allein imstande, die Demokratisierung des Scheck- und Abrechnungswesens rasch und gründlich durchzuführen. Er kann aus den feinsten Kanälen der Volkswirtschaft selbst die kleinsten Kassenvorräte aufsaugen und vermöge seines über das ganze Reich gespannten engmaschigen Gironetzes eine große Barmittelersparnis bewirken.

Das Wesen und Wirken des Postschecks habe ich in meiner kürzlich veröffentlichten Studie („Der Postscheck" J. C. B. Mohr, Tübingen 1906) eingehend behandelt; ich brauche diesen Punkt hier nur zu streifen.

Der Postscheck ist sozusagen eine österreichische Erfindung, die von Ungarn und von der Schweiz mit Erfolg adoptiert worden ist. In Frankreich und Belgien bemüht man sich wie bei uns um ihre Einführung, so daß ein internationaler Verrechnungsverkehr, ähnlich dem der Postanweisungen, nur noch eine Frage der Zeit sein dürfte.

Jedermann ist im Postscheckverkehr in der Lage, sich gegen Einzahlung einer unverzinslichen „Stammeinlage" von 100 Kronen — in der Schweiz von 100 Franken — ein Konto eröffnen zu lassen, auf das bei allen Postämtern Geldbeträge eingezahlt werden können. Auf dies so entstandene und mit 2 % — in der Schweiz mit 1,8 % — verzinste Guthaben darf der Kontoinhaber Schecks ziehen, deren Auszahlung bei allen Postämtern möglich ist. Besitzt nun der Scheckempfänger gleichfalls ein Postscheckkonto, so wird der Betrag in der Regel, statt bar ausgezahlt zu werden, seinem Konto im Ausgleichsverkehr gutgeschrieben.

Der Erfolg des österreichischen Postscheckverkehrs ist verhältnismäßig sehr groß, namentlich wenn man die allgemeine wirtschaftliche Rückständigkeit des Landes und die schädliche Zentralisation des Instituts beim Postsparkassenamt in Wien berücksichtigt. Im Jahre 1906 hatte die Oesterreichische Postsparkasse 100000 Scheckkonten mit einem Umsatz von 19 Milliarden Kronen, wovon ungefähr 45 % auf den Abrechnungsverkehr entfielen. Die Mehrzahl der Konten stammt aus Kreisen deren Geldumsatz sich in den engsten Kreisen bewegt.

Die Wiederaufnahme des Planes seitens der Reichsregierung, den Postscheck auch bei uns einzuführen, hat lebhafte Zustimmung erregt, namentlich hat sich der letzte Bankiertag in verschiedenen Resolutionen dafür ausgesprochen, ein Beweis, welche Erwartungen man gerade in diesen Kreisen an die projektierte Neuerung knüpft.

Jedoch genau so wie im Jahre 1899 haben die Genossenschaften auch diesmal eine ablehnende Haltung eingenommen, die sie in jüngster Zeit unter dem Drucke der öffentlichen Meinung geändert haben. Sie motivierten sie damit, daß ihnen durch den Postscheckverkehr die Spareinlagen entgehen würden, da dessen Depositen verzinst werden sollen und seine Einrichtung die der Postsparkasse nach sich zöge. Unrichtig ist vorerst die Ansicht, als könne das Postscheckinstitut nicht ohne Sparkasse bestehen; außerdem erscheint es aber noch sehr fraglich, ob eine solche Anstalt den Genossenschaften nur die mindeste Konkurrenz bereiten würde: denn ihr Geschäftskreis wäre von einander grundverschieden.

Die ablehnende Haltung der Genossenschaften muß um so mehr befremden, als ihre Leistungen für die kreditwirtschaftliche Zahlungsorganisation verschwindend gering sind. Was bedeuten 67,9 Millionen Mark verrechnete Schecks für unsere Volkswirtschaft?

Die Konkurrenz des Postscheckverkehrs kann auf die Genossenschafter höchstens erzieherisch wirken, indem sie dadurch veranlaßt werden, ihren Abrechnungsverkehr auszubauen. Uebrigens kann von einer eigentlichen Konkurrenz keine Rede sein, da der Scheckverkehr der Genossenschafter den Teilnehmern durch die Kreditgewährung im Aktivgeschäft Vorteile bietet, welche der Postscheckverkehr nicht gewähren kann; seine Stärke liegt in der Verbilligung der Zahlungsleistung namentlich im interlokalen Verkehr.

Beide Institute haben ihre Sonderaufgaben, beide ergänzen sich, jedes hat seine besondere Klientel.

Die Befürchtungen der Genossenschaften wegen der Verzinsung der Postscheckkonten sind nur daraus zu erklären, daß es mit ihrem Scheckverkehr eine sonderbare Bewandnis hat.

Zur Stärkung ihrer Betriebsmittel durch fremde Kapitalien veranlaßten sie nämlich die Geschäftsleute des Ortes, sich bei Zahlungen an Auswärtige nicht der Post zu bedienen, sondern ihnen das Geld gegen eine Vergütigung von durchschnittlich 2% zu übergeben und dem Zahlungsempfänger einen auf dieses Guthaben gezogenen Scheck einzusenden. Da dieser Scheck infolge der Umständlichkeit seines Inkassos der bezogenen Anstalt erst nach mehreren Tagen vorgelegt werden kann,

gewinnt der Aussteller für diese Zeit einen kleinen Zins und die bezogene Genossenschaft erhält ebenso lange die Summe zu außerordentlich billigem Zinsfuß auf Kosten des Scheckempfängers, dessen Zinsverlust weit mehr als 2% beträgt.

So werden die Klagen der Geschäftswelt über den Scheckverkehr recht begreiflich und nicht minder das Verlangen der Genossenschaften nach der Aufstellung einer langen Präsentationsfrist von 15 Tagen im Scheckgesetz. So erklären sich auch ihre geringen Leistungen für die bargeldlose Zahlungsausgleichung; daran sind sie nicht weiter interessiert; es kommt ihnen hauptsächlich darauf an, die Scheckbeträge möglichst lange zu billigem Zinsfuß behalten zu können!

Solch ein Scheckverkehr ist ein künstliches Gebilde. Er besitzt keinen Anspruch auf Schonung; denn er diskreditiert nur das einwandsfreie Depositengeschäft.

Hier muß der Postscheckverkehr sanierend wirken und die Genossenschaften auf ihre wahren Aufgaben verweisen.

Auch die Befürchtung ist laut geworden, daß die Postscheckgelder in Kriegszeiten vom eindringenden Feind beschlagnahmt werden könnten. Ein derartiger Fall würde dadurch vermieden, daß der Postscheckverkehr im Anschluß an die Reichsbank organisiert und der Post lediglich der Ein- und Auszahlungsdienst übertragen wird und zwar gegen eine jährliche Vergütigung, die etwa nach dem Rückgang der Postanweisungs- und Postnachnahmeeinnahmen zu bemessen wäre.

Auf diese Weise wäre der Postscheckverkehr dem Einfluß der Staatsverwaltung entrückt; es stände dann kaum zu befürchten, daß bureaukratische und fiskalische Rücksichten bei seiner Ausgestaltung maßgebend wären. Dies System hat auch vor dem des Entwurfes von 1899 den Vorzug, daß die Reichsbank die Postscheckgelder ebenso gewinnbringend wie die eigenen Girogelder anlegen könnte, und daß durch den Zufluß dieser Kapitalien ihre Stellung auf dem Geldmarkt bedeutend gestärkt würde.

Bekäme die Staatsverwaltung die Scheckgelder in ihre Hand, dann läge für die Regierung die Versuchung nahe, dem Beispiele Oesterreichs und der Schweiz zu folgen und die Scheckgelder in einheimischen Staatspapieren anzulegen, um deren Kurs hochzuhalten. Damit wäre der Volkswirtschaft wenig gedient und überdies wäre eine solche Anlage der überwiegend den mittleren und weniger begüterten Schichten entstammenden Kapitalien im Hinblick auf wirtschaftliche und politische Krisen bedenklich.

In jüngster Zeit ist noch eingewendet worden, der Postscheck

entziehe dem mittleren und kleineren Verkehr große Summen, ohne sie ihm durch das Leihgeschäft wieder zuzuführen. Diese Auffassung ist nicht zutreffend.

Erhält die Reichsbank die Verwaltung der Postscheckgelder, so erscheint sie mit bedeutend größerem Leihkapital als bisher auf dem Geldmarkt; sie nimmt darum auch bedeutend mehr Diskontomaterial in Anspruch und kann deshalb an dieses auch nicht mehr so hohe Ansprüche stellen wie bis dahin. Die Privatbanken, noch mehr die Privatbankiers und gegebenenfalls die Sparkassen, werden sich gleichfalls mit qualitativ geringerem Diskontomaterial begnügen, und die Kreise, aus denen sie ihr Wechselportefeuille ergänzen, immer weiter ziehen müssen, entsprechend der mit der Entwicklung des Scheckverkehrs wachsenden Konkurrenz.

So werden schließlich die Postscheckgelder dem kreditbedürftigen Teile der mittleren und kleineren Gewerbetreibenden wieder zugute kommen.

Außerdem darf nicht vergessen werden, daß, wie schon betont, ein großer Teil dieser Gelder den nicht betriebkreditbedürftigen Bevölkerungsschichten entstammt, die deshalb am Aktivgeschäft ihres Kassenführers kein Interesse haben.

Der Erfolg des Postscheckverkehrs wird von seiner richtigen Ausgestaltung abhängen. Stellt er sich erheblich billiger als die Bargeldversendung, so wird er den Postanweisungs-, Postauftrags- und Postnachnahmeverkehr — von insgesamt $11^{3}/_{4}$ Milliarden Mark (1905) verdrängen, womit für die Bargelderspарnis schon ein großer Fortschritt erzielt wäre.

Sie könnte aber noch weit mehr gefördert werden, wenn der Staat, die Provinzialverbände und die Kommunen ihren gesamten Kassendienst, Einziehungs- und Zahlungsdienst, der Reichsbank und dem Postscheckinstitut übertrügen. Zwar ist zugegeben, daß der Giro- und Abrechnungsverkehr unserer Behörden untereinander und ihrer Kassen mit dem Publikum im letzten Jahrzehnt an Bedeutung gewonnen hat, es bleibt aber in dieser Hinsicht noch sehr viel zu tun übrig.

Die vielbewunderte Entwicklung des englischen Depositenverkehrs ist ja geradezu eine Folge des guten Beispiels, das der englische Staat schon seit langem gegeben, indem er der Bank von England die Besorgung seiner sämtlichen Finanzgeschäfte gegen eine gesetzlich normierte Vergütigung anvertraut hat, und zwar nicht nur die Kassenführung, sondern auch die Staatsschuldenverwaltung.

So finden die gesamten täglichen Einnahmen aus den Zöllen, Steuern und Stempeln rc. ihren Weg in die Kassen der Bank und stehen der Regierung zur Deckung der laufenden Ausgaben sofort wieder zur Verfügung. Die Bank besorgt die Zahlungen für das Militär, die Marine und für sonstige Verwaltungszwecke, ebenso zahlt sie die Zinsen der Staatsschuld aus.

Auch die österreichische Regierung bemüht sich energisch um die Zahlungsorganisation, indem sie nach und nach ihre sämtlichen Verwaltungszweige in den Postscheckverkehr einbezieht; in meiner erwähnten Studie über den Postscheck habe ich hierüber näheres ausgeführt.

Unsere Behörden brauchen nur dieselben Wege einzuschlagen und sämtliche Verwaltungskörper am Giroverkehr der Reichsbank und am Postscheckverkehr teilnehmen zu lassen. Alle Arten staatlicher Leistungen sollten grundsätzlich mittels Giroüberweisungen oder Postschecks gezahlt werden, ferner die Invaliden-, Kranken- und Altersrenten, die Pensionen und besonders auch die Beamtengehälter, die in Preußen allein bare 888 Millionen Mark jährlich in Anspruch nehmen. Im „Bankarchiv" hat Prof. Lotz in einem trefflichen Aufsatz „der Fiskus und der Scheckverkehr" die Durchführung dieser Maßnahmen im einzelnen besprochen. So würde das Publikum, das mit den Verwaltungsbehörden mehr oder minder in Berührung kommt, mit den bankmäßigen Zahlungsformen vertraut und schließlich an die bankmäßige Kassenführung gewöhnt.

Außer der Vervollkommnung der Zahlungstechnik durch die genannten Reformen bedarf es zur Förderung der geldlosen Zahlungsausgleichung eines guten Scheckgesetzes, das imstande ist, dem Publikum Vertrauen zur neuen Zahlungsmethode einzuflößen. Der vorliegende Entwurf entspricht im großen und ganzen diesem Bedürfnis.

Die Schaffung eines unseren ganzen Geldverkehr umspannenden Verrechnungswesens wird eine ungeahnte Barmittelersparnis herbeiführen, und es wird dann infolge der feingegliederten Kreditorganisation ermöglicht, auf einer verhältnismäßig schmalen Bargeldbasis ungeheure Umsätze und Geschäfte vorzunehmen. Damit wird der Verkehr an Fähigkeit gewinnen, sich den wechselnden Bedürfnissen und Konjunkturen elastisch anzuschmiegen und unser Geldmarkt bedeutend besser in der Lage sein, die Kreditbedürfnisse unseres Handels und unserer Industrie bei ihrer steten Fortentwicklung zu befriedigen.

König Servius Tullius und das römische Wahlrecht.

Von

Hans Delbrück.

Mein Werk über die „Geschichte der Kriegskunst“ ist zum nicht geringen Teil eine Verfassungsgeschichte. Das Kriegswesen ist nicht losgelöst von dem sonstigen allgemeinen Leben der Völker, sondern im Gegenteil eine seiner allercharakteristischsten Aeußerungen. Aus dem Kriegswesen kann man zurückschließen nicht bloß auf den Volkscharakter, sondern auch auf den sozialen Aufbau, den wirtschaftlichen Zustand und die Staatsverfassung und von der Staatsverfassung wieder auf das Kriegswesen. Ritterliche Kriegsweise bedingt auf sozialem Gebiet eine feudale Ordnung mit allen ihren unendlichen Folgen für Denkweise und Wirtschaftsleben eines Volkes. Das leuchtet auf den ersten Blick ein, aber auch weiter sind zwischen Taktik und Kriegsverfassung ganz enge und vielfältige Verbindungen und Wechselwirkungen, und die Kriegsverfassung ist wiederum ein so wesentlicher Teil der gesamten Staatsverfassung eines Volkes, daß eine allgemeine Geschichte der Kriegskunst bis auf einen gewissen Grad zur allgemeinen Verfassungsgeschichte werden mußte, und von Untersuchungen, die eigentlich der Taktik galten, Licht geworfen worden ist auf Partien der Weltgeschichte, deren Dunkel man auf dem direkten Wege des Studiums der erzählenden Quellen bisher zu lichten nicht vermochte. Daß auf diesem Wege die Gründe zutage gefördert worden sind, weshalb vom dritten Jahrhundert an das gewaltige römische Kaiserreich den germanischen Barbarenhorden nicht mehr zu widerstehen vermochte und endlich unter ihre Herrschaft kam, ist nicht weiter verwunderlich, da es sich ja um militärische Vorgänge handelt, die von vornherein den Gegenstand einer „Geschichte der Kriegskunst“ bilden. Aber auch für ein anscheinend ziemlich fernliegendes Gebiet, die berühmte Stimmordnung der

römischen Republik nach Klassen und Centurien, haben sich Konsequenzen ergeben, die eines allgemeinen Interesses sicher sein dürfen und über die ich hier einen kurzen Bericht erstatten will.

Einer der Punkte, wo die Geschichte der Kriegskunst stets auf die allgemeinen Verhältnisse zurückgehen muß, ist die Bevölkerungsfrage; für den Charakter eines Heeres ist sowohl die absolute Größe, wie die Größe im Verhältnis zur Volksmenge von wesentlicher Bedeutung. Ein Volk, das nach den Grundsätzen der allgemeinen Wehrpflicht in Masse ins Feld zieht, ist ein ganz anderer politischer Körper als ein Volk, das ein mäßig großes Söldnerheer aufstellt, oder ein Volk, in dem nur ein ganz kleiner Bruchteil, wie im Mittelalter der Ritter, den Kriegerstand bildet. Bei meiner Untersuchung der ältesten römischen Kriegsverfassung suchte ich daher zuerst ein sicheres Bild von der Bevölkerung dieses alten Rom zu gewinnen und konnte mich dabei auf die grundlegenden vortrefflichen Untersuchungen des Historikers Julius Beloch stützen. Gerade über die ältesten Zeiten, wo man noch von jeder Statistik sehr weit entfernt ist, ist doch oft unschwer eine Vorstellung von der vorhandenen Volksmenge zu gewinnen; es gehört dazu eine sichere Kenntnis von der Größe des fraglichen Gebiets und Einsicht in den Kulturstand. Dann läßt sich nach Analogien, die ja vielfältig zu Gebote stehen, berechnen, wie viel Menschen unter den gegebenen Verhältnissen ihre Nahrung finden konnten, und wenn so die Höchstgrenze gefunden ist, geht man weiter und fragt, welche Gründe etwa vorhanden sind, unter diese Höchstgrenze herab zu gehen. Die Methode versagt bei höheren Stufen der Entwicklung, wo der Handel erhebliche Nahrungs-Zufuhr von außen ermöglicht. Für das elfte oder zwölfte Jahrhundert ist also die Bevölkerung in deutschen Landschaften schwerer abzuschätzen, als in der Urzeit, wo sie mit ziemlicher Sicherheit auf rund 250 Seelen für die Quadratmeile, also 25 000 für eine Völkerschaft mit einem Gebiet von hundert Quadratmeilen angenommen werden kann.

Die römische Republik nun, zur Zeit der Vertreibung der Könige, hatte ein Gebiet, das man, da wir ja die Geschichte der allmählichen Vergrößerung kennen, ganz genau auf 983 Quadratkilometer berechnen kann. Das ist etwa die Größe der Insel Rügen, etwas größer als Schwyz, etwas kleiner als Uri, erheblich weniger als die Hälfte der Halbinsel Attika. Zu dieser Zeit also war der Staat Rom noch ein ganz kleiner Kanton und auch die Stadt Rom kann nur ziemlich unbedeutend gewesen sein, da schon in einer Entfernung

von nur zwei Meilen von ihrem Thor die Nebenbuhlerin, die Stadt Veji sich erhob und erst über 100 Jahre später von Rom überwältigt wurde. Wollten wir uns vorstellen, daß trotz des kleinen Gebietes die Stadt doch schon eine sehr große Einwohnerzahl gehabt hätte, so wäre es unverständlich, daß die Ueberwältigung Vejis für Rom ein so hartes Stück Arbeit wurde. Ich habe daher die Bevölkerung des Kantons Rom um 510 auf etwa 60000 Seelen, eingeschlossen einige Tausend Sklaven, geschätzt. Mehr waren es schwerlich, viel mehr ganz gewiß nicht. Die sehr fruchtbare Insel Rügen hatte im Jahre 1840 35000 Einwohner. Die Stadt Rom, die ein erheblicher Hafen- und Handelsplatz war, wird im Verhältnis zu dem Gebiet groß gewesen sein und mag mit den Sklaven etwa 12000—18000 Seelen gezählt haben, war also erheblich kleiner, vielleicht nicht viel mehr als halb so groß wie heute Greifswald, Kolberg, Memel, Rathenow, etwa so groß wie Tübingen, etwas größer als Ilmenau. Von den 20 Tribus, in die der Kanton ursprünglich geteilt war, fielen vier auf die Stadt. Diese Tribus waren jedenfalls die volkreichsten; in der Stadt wohnten die reichen Leute mit ihren Sklaven; wenn also auf die Stadt ein Fünftel der Tribus kam, so mag sie ein Viertel der Bevölkerung umfaßt haben, das wären 15000 von im ganzen 60000.

Nicht zu vereinen mit einer derartigen Größen-Berechnung ist der Umkreis der Servianischen Stadtmauer, von der die Reste bis heute erhalten und der Zug uns bekannt und über eine Meile lang ist, also den Schluß auf eine sehr volkreiche Stadt zu erzwingen scheint. Die Untersuchung der Mauerreste hat jedoch gezeigt, daß die römische Ueberlieferung, die sie in die Königszeit setzte, falsch ist. Die Mauer ist viel jünger, wahrscheinlich in der Zeit der Samniterkriege angelegt. Da uns noch aus späterer Zeit berichtet wird, daß innerhalb der Stadt noch große unbebaute Plätze seien, so werden wir uns das so vorzustellen haben, daß sich vor den ursprünglichen Stadtmauern lang ausgedehnte Vorstädte gebildet hatten und daß man einmal beschlossen hat, auch diese gegen einen feindlichen Anfall zu schützen und dabei die zwischen den Vorstädten liegenden Felder hineinzog*). Wir dürfen also bei der Annahme von etwa 60000 Seelen zur Zeit der Vertreibung der Könige bleiben.

*) Die neuesten Ausgrabungen auf dem Palatin scheinen darzutun, daß das Rom der ausgehenden Königszeit nicht nur nicht den Umfang der „servianischen Stadt" hatte, sondern nicht einmal die Größe der sogen. Vierregionenstadt, die jetzt für gewöhnlich als das tarquinische Rom gilt.

Von der Schule her ist uns allen die Verfassung bekannt, die König Servius Tullius dem römischen Volke gegeben haben soll. Daß der Königsname legendarisch ist, ist längst erkannt; die Verfassung aber, die Stimm- und Dienst-Ordnung der Klassen und Centurien gilt noch heute in der römischen Verfassungsgeschichte als jedenfalls uralt und wahrscheinlich auf die Königszeit zurückgehend.

Neben den Reitern, heißt es, teilte König Servius Tullius, das Volk in fünf Vermögensklassen und jede Klasse in seniores und juniores, welche letzteren die Feldarmee bildeten. Die Kriegslast aber wurde nicht gleichmäßig, sondern nach den Klassen verteilt. Die erste Klasse, der wohlhabende Mittelstand, der Vollbauer, stellte 80 Centurien, die zweite, dritte, vierte je 20, die fünfte 30 Centurien, dazu 5 Zusatzcenturien der Handwerker. Die drei ersten Klassen mußten in schwerer Rüstung erscheinen, die beiden letzten hatten nur leichte Waffen. Die Hauptlast lag also auf den oberen Klassen namentlich der ersten. Die unteren, obgleich viel zahlreicher an Köpfen, waren doch bei der geringeren Zahl der Centurien, die sie zu stellen hatten, viel geringer belastet. Nach den Centurien wurde auch in der Volksversammlung, den Comitien, abgestimmt. Als Entgelt für ihre höhere Kriegslast hatten also auch die oberen Klassen ein viel besseres Stimmrecht. Die 80 Centurien der ersten Klasse zusammen mit den 18 Centurien der Ritter verfügten, wenn sie einig waren, über die Majorität: 98 von 193.

Da dieselbe Ueberlieferung, der wir dieses Verfassungsbild verdanken, auch angibt, daß König Servius Tullius einen Census veranstaltet und dabei etwa 80000 Bürger gezählt habe, so können in der Besetzung der Centurien sehr große Unterschiede gewesen, die Dienstpflicht und das Stimmrecht eines Bürgers der ersten Klasse z. B. zehn Mal so hoch gewesen sein, wie beides für einen Bürger der fünften Klasse.

Dieses System hat den Historikern wie den Theoretikern der Politik immer sehr eingeleuchtet. Pflichten und Rechte schienen in diesem Staatswesen in sehr verständiger Weise verteilt und gegeneinander abgewogen.

In dem Augenblick aber, wo man sich klarmacht, daß der Kanton Rom in jener Zeit höchstens 50 000 bis 60 000 freie Seelen zählte, müssen uns Zweifel ergreifen, ob es wirklich so gewesen ist. 60 000 Seelen ergeben nicht mehr als etwa 16 000 über 17 Jahre alte freie Männer, statt der 80000 des angeblichen Servianischen Census, das heißt, da die Centurien der Ritter und der seniores jedenfalls

erheblich schwächer waren, für jede Centurie der juniores nicht mehr als etwa 100 Mann, so wie es der Name „Centurie“=Hundertschaft besagt. Wo bleibt da die verschieden verteilte Kriegslast und das verschieden abgestufte Stimmrecht? Der Unterschied, daß die Centurien der unteren Klassen sehr viel stärker an Köpfen waren, als die der obersten Klasse ist statistisch unmöglich geworden. Das ergiebt die Consequenz, daß in Rom von je ebensowohl die allgemeine gleiche Wehrpflicht wie das allgemeine gleiche Stimmrecht bestand.

Wie wäre es auch möglich, daß in einem so kriegerischen Staat wie Rom, der die Felddienstpflicht der Besitzenden bis zur äußersten Grenze der durchschnittlichen Brauchbarkeit, bis zum 46. Jahr erstreckte, zugleich die große Masse des Volks, die doch oft viel brauchbarere und jedenfalls viel brauchbare Elemente enthielt, nur in ganz geringem Maße zum Kriegsdienst herangezogen worden wäre? Hätte Rom bei so mäßigem Kriegsaufgebot das Joch der Etrusker abschütteln und sich dieses mächtigen, so nahen Nachbars dauernd erwehren können? Hätte es bei so wenig angespannter Kriegsverfassung der zahlreichen anderen latinischen Kantone Herr werden können? Oder wären diese Latiner so unkriegerisch gewesen, ihre Freiheit aufzugeben, ohne das Aeußerste, die gesamte Mannschaft eingesetzt zu haben? Wenn wir das aber von den Latinern nicht annehmen können, so muß auch Rom, um dennoch zu siegen, das äußerste an Anstrengung geleistet, es muß die wirkliche allgemeine Wehrpflicht gehabt haben.*) Die Centurien waren also nicht verschieden stark und nicht verschieden belastet, wie unsere Statistik das ergeben hat. Demgemäß war auch das Centurien=Stimmrecht kein abgestuftes, sondern das gleiche. Eine Ausnahme machen nur die Centurien der Ritter, die bei ihrer geringen Zahl (18) wenig bedeuten und die Bevorzugung der Seniores, die dem demokratischen Princip nicht widerspricht.

So weit bin ich in meiner „Geschichte der Kriegskunst“ gegangen; meine Vermutungen gingen bereits weiter, aber ich wagte

*) Die Vorstellung, daß das älteste Rom keine wirklich durchgeführte allgemeine Wehrpflicht gehabt habe, wird nicht nur durch diese sachliche Betrachtung, sondern auch quellenmäßig direkt durch Polybius VI, 19, 2 widerlegt, wo berichtet wird, die unter 4000 As Eingeschätzten seien für die Flotte ausgehoben worden. Wenn zu Polybius' Zeit also eine wirkliche allgemeine Wehrpflicht bestand, wo Rom ein Großstaat mit hunderttausenden von wehrfähigen Bürgern und Eidgenossen war, so hat der kleine Kanton Rom mit seinen unaufhörlichen Nachbarfehden sie gewiß gehabt. Noch andere Zeugnisse bei Smith S. 64, Anmerkung 5.

noch nicht, davon etwas drucken zu lassen. Sollte etwa die ganze Servianische Verfassung mit ihrer Klassenabstufung, die ja gar keinen wirklichen Sinn mehr hatte, eine spätere Erfindung, eine optimatische Tendenz-Legende sein? Wir haben in der Geschichte mehrere Beispiele solcher Erfindungen, die Jahrtausende für historische Urkunden genommen worden sind. Der „Priesterkodex", der die Erzählung von der Stiftshütte und die breite mosaische Gesetzgebung enthält, wurde im Jahre 444 verkündet, so wie schon fast 200 Jahre früher unter König Josias (621) das Deuteronomion „entdeckt" wurde, beide Werke nicht lange vor jener Zeit geschaffen, um unter dem Namen des alten väterlichen Gesetzes dem Volke Israel eine neue Gesetzgebung und Organisation genehm zu machen. Nicht anders ist es vermutlich mit dem Gesetz des Drakon gewesen, das bei der aristokratischen Staatsumwälzung in Athen während des Peloponnesischen Krieges das Volk empfänglich stimmen sollte. Auch die Constantinische Schenkung, Pseudo-Isidor und andere mittelalterliche Falsificate, die so viel zum Aufbau der Papst-Monarchie beigetragen haben, gehören hierher. Sollte etwa in Rom mit der Verfassung des Königs Servius Tullius, vielleicht gar erst in der Gracchischen oder Sullanischen Zeit etwas Aehnliches vorgegangen sein? Wenn ich in meiner Vorlesung über alte Geschichte diese Frage aufwarf, wies ich immer darauf hin, daß hier noch eine Aufgabe vorliege, an der sich ein junger Gelehrter die Sporen verdienen könne.

Die Aufforderung hat schließlich Erfolg gehabt. Schon im Jahre 1906 ist erschienen das kleine Buch „Die römische Timokratie" von Francis Smith,*) das, wie ich meine, die Lösung des Rätsels auf Grund der sorgfältigsten Nachprüfung der Quellen in scharfsinnigen und fein durchgeführten Combinationen gebracht hat.

Smith stellt zunächst fest, daß (abgesehen von der statistischen Schwierigkeit) in der römischen Ueberlieferung selbst eine Reihe von Momenten vorhanden sind, die der Servianischen Verfassung widersprechen und nur deshalb bisher nicht gewürdigt wurden, weil der Glaube an diese Verfassung feststand wie ein Dogma.

Es wird uns in zuverlässiger Weise berichtet (Gellius II, 13), daß das römische Volk ehedem in die Bürger, die classici genannt wurden, und solche „infra classem" eingeteilt wurde. Das vereinigt sich schwer mit einer Einteilung in fünf Klassen.

*) Die römische Timokratie von Dr. Francis Smith. Berlin, Georg Nauck. 1906. 161 S.

Polybius, der die römische Verfassung sehr sorgsam studiert hat [illegible] uns ein ausführliches Bild von ihr entwirft, gedenkt der an[illegible] so entscheidenden Klassen mit keinem Worte. Man kann sich [illegible] darauf berufen, daß sein Werk nicht vollständig erhalten sei, [illegible] in den erhaltenen Teilen sind Stellen, wo er die Klassen not[illegible] hätte erwähnen müssen, wenn er sie gekannt und ihnen irgend[illegible] Wert beigemessen hätte.

[illegible] Nachrichten über die Klassen bei Cicero, Dionys, Livius, [illegible] sind unter sich nicht in Uebereinstimmung: bald ist von [illegible] bald von sechs Klassen die Rede, bald wird der Census [illegible] Klassen zu 100000, bald zu 120000, bald zu 125000 [illegible] angegeben, bald hat die erste Klasse 80, bald 70 Centurien. [illegible] fünfte Klasse gibt der Eine 11000, der Andere 12500 [illegible] Grenze an, und die Zusatz-Centurien außerhalb der Klassen [illegible] Bild der vollständigsten Verwirrung.

[illegible] Census-Sätze selbst passen nach ihrer Höhe schlechterdings [illegible] wirtschaftlichen Verhältnisse der römischen Frühzeit.

[illegible] Phalanx dienen nach dem Einen drei, nach dem Andern [illegible] und die Bewaffnung der verschiedenen Klassen wird [illegible] angegeben.

[illegible] Einreihung dieser verschiedenen Waffen in die Phalanx [illegible] Absurdität und trägt den Stempel antiquarischer [illegible] an der Stirn.

[illegible] Einteilung der Centurien in fünf Klassen verträgt sich auf [illegible] mit dem Verhältnis der Zahl der Centurien zur Zahl [illegible] Schon Livius hat das erkannt und ausgesprochen, und [illegible] haben sich [illegible] nicht anders zu helfen gewußt, als [illegible] Annahme, daß [illegible]-Einteilung und die Tribus [illegible] ursprünglich [illegible] nebeneinander hergegangen [illegible] nichts mit einander [illegible] gehabt hätten. Erst zu einem [illegible] festzustellenden [illegible], worüber eine unermeß[illegible] ohne die [illegible]grundlage Conjectur [illegible] gehäuft hat, [illegible] Einteilungen unter [illegible] unverträglich [illegible] zu einander [illegible] Centurien zu [illegible] Tribus gemacht [illegible] dagegen [illegible] ins Gefecht [illegible] Centurien [illegible] gebracht [illegible] sollten sich [illegible]

Arbeit einer doppelten, ganz irrational zu einander stehenden Bürgerlisten-Führung gemacht haben?*)

Die Einteilung des Volkes in viele, nur durch mäßige Differenzen geschiedene Klassen, die dauernde Richtighaltung dieser Klassen, die Einreihung der militärisch so wichtigen Haussöhne in die Klassen ist ein überaus compliciertes Geschäft, das unausgesetzt die schärfste Controlle der Unterbeamten erfordert. Das Amt der Censur, dem die Einschätzung des Volkes oblag, ist erst im Jahre 435 geschaffen worden. Ist es denkbar, daß jener überfeine Mechanismus eingerichtet wurde 100 Jahre ehe das für solche Geschäfte bestimmte Amt ins Leben trat?

Die römischen Geschichtsbücher sind voll von dem Gegensatz des Adels und der Plebs, und zwar beruht die Macht des Adels auf dem imperium und augurium, den bürgerlichen, militärischen und priesterlichen Aemtern und der großen Corporation des Senats, die die Volksversammlungen und ihre Abstimmungen leiten, dirigieren und beeinflussen. Die angebliche Servianische Timokratie hätte eine Herrschaft des Mittelstandes im Gegensatz zu einem vorausgesetzten Proletariat dargestellt. Das verträgt sich nicht miteinander. Aristokratie und Mittelstand pflegen sich sogar feindlicher gegenüber zu stehen als Aristokratie und Proletariat. Nirgends finden wir in der römischen Geschichte erzählt, daß der Adel im Bunde mit den Mittelklassen die Massen regiert hätte, und niemals ist irgendwo in der älteren Zeit von einer demokratischen Bewegung zwecks Beseitigung der timokratischen Klassenherrschaft berichtet. Immer und ausschließlich richtet sich die Opposition gegen die Patrizier, den Adel.

Der soziale Zustand der römischen Republik in ihren Kindheitstagen zeigt uns eine Aristokratie mit ihren Klienten, einen Kleinbauer- und Kleinbürgerstand und einen ursprünglich schwachen, aber allmählich aufstrebenden Großbürgerstand. Der breite Mittelstand aber, Großbauern, die nicht bloß mit ihrer Familie, sondern auch mit erheblichem Gesinde und Sklaven das Feld bestellen, und entsprechende bürgerliche Kreise zeigen sich nicht. Es ist neben der Aristokratie mit ihren

*) Neben den sachlichen Gründen scheint mir quellenmäßig dieses das allerstärkste Argument gegen die Realität der Servianischen Klassen zu sein, und wer das Quellenmäßige nachprüfen will, sei deshalb in erster Linie auf den Abschnitt bei Smith 112—129 verwiesen. Immer wieder stoßen wir bei Polybius, Livius, Dionysius und anderen Autoren auf Stellen, die uns zwingen, entweder die Centurien als Teile der Tribus anzunehmen, oder aber, wenn auch die compliciertesten Constructionen und künstlichsten Interpretationen versagen, immer wieder denselben Irrtum in den Quellen zu vermuten.

Klienten und Sklaven und den Kleinbürgern und Kleinbauern, die die Legionen füllen und in der verzweifelten Verteidigung der Plebejer gegen den patrizischen Wucher so deutlich hervortreten, in dem kleinen Kanton für den breiten wohlhabenden Mittelstand, der das Rückgrat der Klassenordnung gebildet haben soll, gar kein Raum.

Wenn nun in dieser Art die Gründe sich häufen, die Klassen-Einteilung des Volkes in der älteren römischen Republik als unbeglaubigt, unwahrscheinlich, unmöglich erscheinen zu lassen, so fragt sich, wann und wie denn diese Klassen-Einteilung, deren Existenz gegen Ende der Republik denn doch bezeugt ist, tatsächlich erfunden oder eingeführt worden ist. Erst wenn diese Frage genügend beantwortet ist, wird man sich entschließen, die überlieferte Vorstellung wirklich vollständig und endgültig auszumerzen.

Smith hat die gesuchte Nachricht in den Quellen gefunden: sie steht mit runden Worten bei Livius. Man hat die Stelle, befangen in der Tradition von der Servianischen Verfassung, bisher nur nicht richtig zu deuten gewußt.

Livius erzählt uns (Buch 41, Kap. 51), die beiden Censoren Marcus Aemilius Lepidus und Marcus Fulvius Nobilior änderten im Jahre 179 das Stimmrecht und verteilten die Leute bezirksweise nach ihrem Stande, ihrem Vermögen (Verhältnissen) und ihrem Gewerbe in die Tribus (mutarunt suffragia, regionatimque generibus hominum causisque et quaestibus tribus descripserunt). Die Ausdrücke, die Livius wählt, sind ja ziemlich dunkel, namentlich das Wort „causa" hat sehr verschiedene Auslegung erfahren; er hat die Notiz vermutlich aus einem älteren Autor übernommen, ohne sich selber dabei etwas sehr klares zu denken, mit der Vorstellung aber, daß die römischen Bürger von je nach den genannten sozialen Verhältnissen eingeteilt gewesen sind, läßt sie sich nicht vereinigen. Mommsen und andere haben zu dem Ausweg gegriffen, daß die Neuerung sich nicht auf die römischen Bürger im allgemeinen, sondern bloß auf die Freigelassenen oder sonst bestimmte Gruppen beziehe, aber davon ist in dem Wortlaut nichts enthalten. An diesen Wortlaut, der offenbar direkt oder indirekt auf eine alte, zeitgenössische Quelle zurückgeht, müssen wir uns halten, und er besagt, daß die Censoren im Jahre 179 die Stimmordnung änderten und die Bürger nach Stand, Vermögen (Verhältnissen) und Beruf einteilten.*) Daraus ergibt

*) Wegen der Auslegung der Stelle im einzelnen verweise ich auf Smith. Daß die Centurien als Unterabteilungen der Tribus gemeint sein müssen, ist ziemlich allgemein anerkannt.

sich, daß sie früher nicht nach allen diesen Gesichtspunkten eingeteilt wurden, daß also mit anderen Worten damals eine Klassenordnung geschaffen worden ist, die ganz den Prinzipien der traditionellen Servianischen Ordnung, die neben dem Vermögen auch Stand und Beruf in Betracht zieht (Ritter, Handwerker in den Zusatz-Centurien), entspricht. Die angeblich uralte und ursprüngliche Klasseneinteilung der römischen Bürgerschaft ist also erst eine Bildung späterer Zeit und eines ganz bestimmt festzustellenden Jahres.

Die Rückführung der Klassen-Ordnung in den Centurien auf den König Servius Tullius ist eine Fabel, und wir kennen auch die Quelle dieser Fabel. Es gab in Rom eine angebliche Schrift des Servius Tullius, seine „Commentare", nach deren Vorschriften die ersten Consuln Brutus und Collatinus gewählt worden sein sollen (nach Livius I, 60). Diese Schrift also, vielleicht ein bloßes Listen-Schema oder eine kurze censorische Dienst-Pragmatik, enthielt die Centurien-Ordnung. Daß die Schrift des Königs Servius Tullius nicht echt gewesen sein kann, daß es sich um eine Fiction oder Fälschung handeln muß, darüber ist sich die Wissenschaft längst klar. Aber wenn die Schrift auch nicht von dem alten König herrührte, so konnte sie doch echte und zutreffende uralte Angaben über das Wahlverfahren enthalten. Die Idee, die Servianische Verfassung selbst deshalb zu bezweifeln, war noch niemand gekommen. Jetzt hat sich diese Verfassung vor unseren Augen in Nebel aufgelöst — wir werden nunmehr auch das Buch des Königs Servius mit verdoppeltem Argwohn betrachten. Wann und zu welchem Zweck ist dieses Buch fabriziert worden? Im Jahre 179 ist die sog. Servianische Klassen-Ordnung geschaffen worden. Zwei Jahre vorher, im Jahre 181, wurde, wie uns Livius (XL, 29) und Plinius (Hist. Nat. XIII, 13) berichten, auf dem Janiculus der Sarg des Königs Numa aufgedeckt und dabei eine besondere Lade mit Schriften gefunden, welche pythagoräische Lehren und Pontificalrecht behandelten; der Prätor Quintus Petillius wollte aber von dieser interessanten Entdeckung nichts wissen und ließ die Bücher verbrennen. Solche Dinge lagen also damals in Rom in der Luft.

Die verschiedenen vereinzelten Beobachtungen und Feststellungen schießen wie die Kristalle zu einem Bilde zusammen. Die Kommentare des Königs Servius Tullius werden keinen anderen Ursprung gehabt haben als die Schriften des Königs Numa Pompilius, und wir werden kein Bedenken mehr tragen, ihre Auffindung in die

engste Beziehung zu der Wahlreform der Censoren Lepidus und Nobilior zu setzen. Das Volk für diese Reform empfänglich zu stimmen, bewies man, daß sie auf die gute alte Zeit zurückgehe, daß kein anderer als der volksfreundliche König, der Heros der Plebejer, Servius Tullius, Rom schon in dieser Weise organisiert habe, daß man nur das in Verfall und Vergessenheit Geratene wiederherstellte.

Indem wir nunmehr versuchen, einen Ueberblick über die Geschichte des römischen Wahlrechts zu gewinnen, werden wir auch feststellen können, unter welchen Umständen, zu welchem Zweck und mit welchem Erfolg das Klassen-Wahlrecht in Rom im Jahre 179 zur Einführung kam.

Nach der ältesten uns bekannten Verfassung Roms regiert ein lebenslänglicher Oberbeamter, den die Tradition König nennt, den wir aber vielleicht anschaulicher als Archon oder Dogen bezeichnen würden: neben diesem König gibt es den patrizischen Rat, den Senat. Noch in dieser Zeit wurde die Phalanx geschaffen, das Volksaufgebot zu Fuße, und zu diesem Zweck die kriegsfähige Mannschaft der 21 Tribus (Bezirke) in je vier Centurien geteilt.

Von den vier Centurien Fußvolk jeder Tribus waren drei mit der Rüstung ausgestattet, die vierte gab die Burschen und Trainsoldaten, die nicht als eigentliche Soldaten betrachtet wurden, obgleich sie sekundär auch Dienste als Leichtbewaffnete taten und danach bezeichnet wurden. Die Bürger, die als Hopliten in der Phalanx dienten, hießen classici, weil sie das eigentliche Aufgebot, die classis darstellten, die andern infra classem.*)

Neben den 84 Centurien Fußvolk gab es 18 Centurien Reiter und fünf besondere Centurien der Pioniere (Schmiede und Zimmerleute), der Musiker (Trompeter und Hornisten) und der Intendanturbeamten und Schreiber (accensi).

Die Revolution, die in der Tradition die Vertreibung der Könige heißt, bedeutet die Ersetzung des einen lebenslänglichen Oberbeamten durch zwei coordinierte, vom Volke jährlich neu zu wählende, die Prätoren oder Konsuln. Zum Zweck dieser Wahl wurden auch

*) Smith sucht den Ausdruck classis auf andere Weise zu erklären, die mir jedoch zu gekünstelt erscheint. Für meine Hypothese habe ich freilich auch keinen andern andern Anhalt, als daß eben „classis“ „Aufgebot“ heißt, und wenn allgemeines Aufgebot stattfand und doch classis und infra classem unterschieden wurde, das am einfachsten auf die Soldaten und die Nicht-Soldaten des Aufgebots bezogen wird. Gellius VI, 13 Erklärung, daß classici die Mitglieder der ersten Klasse genannt worden seien, kann ich mit Böckh und Willems keinen Glauben schenken. Vgl. Smith, S. 130, Anmkg. 1.

die über 46 Jahre alten Männer, die nicht mehr felddienstpflichtig waren, in jeder Tribus zu vier Centurien zusammengefaßt. Das römische Volk zerfiel also jetzt in 168 Centurien Fußvolk, 18 Centurien Reiter, 5 Zusatz-Centurien.*) Man wählte nicht nach Köpfen, sondern in der Art, daß jede Centurie eine Stimme abgab.

Die Centurien-Einteilung, die ursprünglich allein die Ordnung des militärischen Aufgebots bezweckte, war jetzt eine politische Stimmordnung geworden. Der militärische Zweck ging allmählich immer mehr verloren, je mehr an die Stelle des ursprünglichen allgemeinen Aufgebotes in dem kleinen Kanton in dem wachsenden Großstaat eine bloße Einberufung gewisser Contingente trat, wofür die Tribus die Grundlage abgaben.

Entsprechend der allgemeinen Wehrpflicht stellt das Centurien-Stimmrecht (mit Ausnahme der Ritter und der Bevorzugung der seniores) das allgemeine, gleiche Stimmrecht dar.**)

*) Die ursprüngliche Zahl der römischen Tribus für Stadt und Land war 20, wozu sehr früh, spätestens 471, als 21. die clustuminische getreten ist. Das ursprüngliche Gesamt-Aufgebot der felddienstfähigen Fußkrieger waren 84 Centurien, was wir daraus schließen dürfen, daß durch die Teilung unter die beiden Konsuln die Legion von 4200 Mann entstand, was noch zu Polybius Zeit als Normalzahl galt.

Als der Verfertiger der fingierten Urkunde vom Jahre 179 die 168 Centurien — juniores und seniores — auf seine fünf Klassen verteilte, hätte er statt der runden Zahlen 80, 20, 30, von einer Stelle zwei abziehen müssen. So genau hat er nicht gerechnet und brauchte es für seine Zwecke auch nicht, er hat aber damit den nachfolgenden Gelehrten unendliche Mühe verursacht, den Grund der beiden überschüssigen Centurien zu entdecken.

Einer Erklärung bedarf noch die merkwürdige Verteilung der Waffen innerhalb der Legion, auf 3000 Hopliten 1200 Leichte. Stellte jede Tribus 3 Centurien Hopliten, 1 Centurie Leichte, so müßte das 3150 Hopliten, 1050 Leichte auf die Legion geben. Vielleicht ist der Zusammenhang der, daß, als die Kriegsordnung geschaffen wurde, nur 20 Tribus existierten, und als die 21. (noch vor der Vertreibung der Könige) hinzukam, ist dieser, weil sie nicht ganz für voll galt, nur die Stellung von Leichten auferlegt worden. Die Zahlen 8400 für das ganze Aufgebot, 4200 für die Legion, davon 3000 Hopliten, 1200 Leichte, blieben dann normal, auch als die Verhältnisse ganz andere geworden waren. Die Centurien verloren immer mehr den Charakter von Aufgebots-Organisationen und auch von Aushebungs-Bezirken und wurden immer mehr bloße politische Stimmkörper. Bei der Vermehrung der Tribus, damit auch der Centurien, wurde also auf das Militärische keine Rücksicht mehr genommen.

Die Centurien der seniores sind jedenfalls erst geschaffen worden, als man ihrer bedurfte für die Abstimmung. Hätte man sie für den militärischen Zweck geschaffen, so müßte ihre Zahl viel kleiner sein, da die Kopfzahl innerhalb der Centurien möglichst die gleiche sein mußte. Der Landsturm der über 46 jährigen hat aber so wenig Wert und wird so wenig gebraucht, daß man die mühselige Listen-Fortschreibung und Kontrolle sich sicherlich nicht so zwecklos auferlegt hat.

**) Wenn meine Unterscheidung der drei ersten Centurien als der classis von der vierten als infra classem richtig ist, so liegt die Vermutung nicht fern, daß die vierte Centurie aus den Aermsten bestanden hätte, stärker gewesen wäre, als die drei anderen, und deshalb bei geringerer Kriegslast

Neben der Einrichtung des demokratischen Stimmrechts machten die Patrizier dem Volke die weitere Concession, daß dem bisherigen Rat ein weiterer Rat zugefügt wurde, in den die angesehensten Plebejer berufen wurden (patres et conscripti).

Trotz des demokratischen Stimmrechts und trotz der Erweiterung des Senats blieb der aristokratische Charakter des Staates in fortwährenden Ponderationen doch dauernd erhalten, da die in den Senat aufgenommenen plebejischen Familien allmählich mit der alten Aristokratie verschmolzen (Cato war Plebejer) und die Competenz der Volksversammlung beschränkt blieb und ihre Abstimmungen, sei es nach Tribus, sei es nach Centurien, von der Aristokratie aufs stärkste beeinflußt wurden.

Als der Staat wuchs, wurde die Zahl der Tribus allmählich bis auf 35 vermehrt und mit ihr die Zahl der Centurien. Noch mehr aber wuchs die Zahl der Bürger in den Centurien, da der Senat mit der Erteilung des Bürgerrechts sehr liberal war. Als Cato Censor war, anno 184, gab es etwa 258 000 römische Bürger, die weithin über Italien zerstreut lebten. In welcher Art sollte diese Volksmenge ihren Willen kund tun? Den Repräsentativ-Gedanken hatten die Alten noch nicht. Zur Beratung und Abstimmung über Gesetze und Wahlen kam nach wie vor, wie in den Zeiten des alten Kantons, wo der fernste Bürger nur einen Tagemarsch in die Stadt hatte, das Volk auf dem Capitol, auf dem Forum oder auf dem Marsfelde bei Rom zusammen.

Wäre nach Köpfen abgestimmt worden, so hätten dabei allein die Stadtbürger, will sagen, seit Rom Weltstadt geworden war, der Stadtpöbel das Regiment gehabt. Durch die Abstimmung nach Tribus und Centurien wurde das verhindert, denn die Stadtbewohner

auch ein geringeres Stimmrecht gehabt hätte. So wäre doch schon vor 179 ein gewisser Ansatz zur Timokratie vorhanden gewesen. Wenn überhaupt vorhanden, kann der Unterschied aber jedenfalls in der älteren Zeit nicht erheblich gewesen sein, da ja die Zahl der römischen Bürger damals gerade nur groß genug war, um die Centurien der juniores jede mit 100 Mann zu füllen, und später, als die Centurien sehr wuchsen, ist es auch nicht wahrscheinlich, da wir sonst einmal etwas dergleichen hören müßten. Wir hören aber immer nur, daß, wenn Leute, sei es Pöbel, sei es Libertinen, seien es Bundesgenossen, im Stimmrecht beschränkt werden sollen, sie auf gewisse Tribus, nicht, daß sie auf gewisse Centurien beschränkt werden. Daß die 84 700 Bürger des Servianischen Census rein aus der Luft gegriffen sind, ist anerkannt. Smith S. 37 macht wahrscheinlich, daß ihre Erwähnung bei Dionys IV, 22 auf die commentarii Servii Tullii zurückgehe. Das würde sich mit der Tatsache, daß Livius I, 44 Fabius Pictor als seine Quelle dafür angibt, so vereinigen, daß der Fälscher der „commentarii Servii Tullii“ die Fabel schon vorgefunden und sie nur verwertet hat.

bildeten in den 35 Tribus und ihren Centurien nur vier. Schon im Jahre 304 hätte der Censor Qu. Fabius, der für diese Tat den Beinamen Maximus erhielt, bestimmt, daß das Stadtvolk ausschließlich in die vier städtischen Tribus und ihre Centurien eingeschrieben werden sollte und nicht etwa auf die anderen mitverteilt werden dürfte.*)

Eine Minderung ihres Stimmrechts selber brauchte das noch nicht zu bedeuten und wird es wohl höchstens zeitweise in unerheblichem Maße bedeutet haben. Auch die außerhalb der Stadt ansässigen und Beheimateten kamen aber auf diese Weise zu ihrem Recht. Diese Außenbürger, die Bauern und die noch so entfernt wohnenden Gemeinden römischer Bürger waren doch immer durch einige in Rom anwesende Genossen vertreten, und diese hielten nun die Stadtbürger im Schach, da jede Tribus oder jede Centurie, mochten in ihr wenige oder viel abstimmen, gleich viel wog. Ohne eine solche Einrichtung wäre ja die Abstimmung von 258000 Menschen, die im Jahre 69, bei dem letzten republikanischen Census, dessen Zahl wir haben, auf 910000 gestiegen waren, an einem Fleck nicht nur eine Absurdität, sondern auch eine tatsächliche Unmöglichkeit gewesen. Die Abstimmung nach Tribus und Centurien kann als eine Art von unvollkommenem Repräsentativ-System aufgefaßt werden — so unvollkommen freilich, daß die Beeinflussungen, die Mißbräuche und die Zufälligkeiten die Abstimmungen doch, sei es zu einer Farce, sei es zu einem Spiel und Sport machten. Die neue Aristokratie, die, seit Rom zur Welthauptstadt geworden, die ungeheuren Reichtümer in ihre Hand gebracht, die altväterische Zucht und Einfachheit verlassen, sich dem kosmopolitischen griechischen Wesen mit seiner Bildung und seiner Dekadenz zugewandt, diese Aristokratie handhabte und corrumpierte auch die Comitien nach ihrem Gefallen.

In dem Kreise Catos sah man die Gefahr und sann und speculierte über Reformen. Cato ist in jener Zeit nach Mommsens Ausdruck der „Vertreter der Opposition des römischen Mittelstandes gegen die neue hellenisch-kosmopolitische Nobilität", deren Hauptvertreter die Scipionen sind. Im Jahre 182 wurde ein Gesetz gegen den Luxus erlassen; 181 das erste Gesetz gegen „ambitus" „Wahlumtriebe". Dann erfolgte 179 jene Reform des Stimmrechts, von der wir gehört haben, die die Bürger nach Stand, Vermögen, Beruf in die Tribus und Centurien verteilte. Nicht Cato selbst, sondern seine Nachfolger im Censor-Amt haben dieses Gesetz erlassen,

*) Livius IX, 46.

und zwar wird uns berichtet, daß die beiden Censoren vorher Feinde gewesen seien. Da der eine, Nobilior überdies eigentlich der gegnerischen Richtung angehörte, der andere, Metellus, das Zeug zu einem Reformator schwerlich hatte, so hat Smith wohl mit Recht vermutet, daß die Reform auf einem Compromiß beruhte, den Cato wohl betrieben, aber während seiner eigenen Verwaltung nicht mehr hat durchsetzen können.

Die Reform suchte das Heil durch die Zerlegung der Centurien in fünf Klassen nach einem Vermögens-Census. Wie diese Reform im einzelnen aussah, ob sie die Abstufung und Sätze der Pseudo-Servianischen Verfassung oder andere enthielt, wissen wie nicht, auch nicht, ob bei dieser Gelegenheit oder schon früher die Tribus in je zehn, statt der ursprünglichen acht Centurien geteilt wurden. Es kommt nicht viel darauf an; der Sinn war jedenfalls: der gesetzte Bürger, der Mittelstand sollte eine größere Zahl Centurien erhalten; das proletarische Stimmvieh der Optimaten konnte freilich nicht ganz seines Rechtes beraubt werden, wurde aber auf eine Minorität der Centurien beschränkt. Nach einer Quelle, Dionysius, gab es außer den fünf Klassen eine besondere Centurie der Proletarier. Die Besitzlosen wären also so gut wie ganz vom Wahlrecht ausgeschlossen worden. Sehr wahrscheinlich ist das nicht, und schließlich hängt ja alles von der Art der Einschätzung ab. Der Satz für die fünfte Servianische Klasse beträgt 11000 oder nach anderen 12500 As, etwa 800—900 Mark Vermögen.

Ein neuerer Forscher (B. Niese) hat wahrscheinlich gemacht, daß die berühmte Agrar-Reform, die die Tradition an den Namen des Schöpfers des plebejischen Konsulats, des Licinius, knüpft, (a. 367) und die den Latifundien-Besitz zu Gunsten der Bauern einschränkte, ebenfalls in die Catonische Zeit gehört. Man sieht, an Tatkraft und legislatorischer Fruchtbarkeit hat es den Vertretern der Politik des Mittelstandes und der väterlichen Sitte nicht gefehlt. Politische, wirtschaftliche, soziale Reformen griffen wohldurchdacht ineinander.

So hat denn also die römische Republik, wenn auch nicht seit ihrem Beginn und in der Zeit ihrer Großtaten, so doch seit dem Jahre 179 ein wirkliches Klassen-Wahlrecht gehabt? Politische Rechte und Pflichten waren, wie man es nennt, gegeneinander abgewogen? So ist es nicht.

Die Reform blieb ein totgeborenes Kind. Die allgemeine Wehrpflicht existierte seit dem Ende des zweiten punischen Krieges nur

noch in der Theorie und war praktisch zu einem discretionären Conscriptions-Recht der Behörde abgestumpft. Der römische Mittelstand zwischen der Amts- und Geldaristokratie mit ihren riesenhaften Mitteln und ihrer Klientel auf der einen und dem Weltstadt- und Weltreich-Proletariat auf der anderen Seite war viel zu schwach, das Staatswesen im altrömischen Sinne, wie Cato es sich dachte, zu erhalten. Selbst wenn Cato in der Wahl-Reform nicht von vornherein mit einem Kompromiß sich hätte begnügen müssen, sondern seinen Plan, wie wir ihn etwa vermuten dürfen, vollständig hätte durchsetzen können, würde es nicht anders gekommen sein. Auch die zur ersten Klasse Eingeschätzten mit 100000 oder 125000 As (7000—9000 Mk.) Vermögen, wenn dieser Satz je praktisch gültig gewesen ist, waren doch vielfach zu unselbständig und entbehrten zu sehr jedes Standes-Zusammenhaltes, um sich wirklich geltend zu machen und dem Staate das Gepräge zu geben. Fast nirgends hören wir in der Zeit der Gracchen und der folgenden bürgerlichen Unruhen von den Klassen und ihrem Einfluß,*) so daß ein Niebuhr bezweifeln konnte, ob sie in der späteren Republik überhaupt existiert hätten. Ueberdies beruhte ja das Ganze nicht auf einem Gesetz, sondern auf der bloßen Verwaltungs-Praxis der Censoren, und da Vermögens-Abschätzungen etwas sehr schwieriges und willkürliches sind (nach unserem Gelde wären etwa abzuschätzen gewesen die Vermögen über 8000, über 6000, über 4000, über 2000, über 1000 [800] Mark Vermögen), so werden die späteren Censoren damit auch sehr frei umgegangen sein. Irgend eine Einwirkung auf die Entwicklung Roms hat die Reform von 179 nicht gehabt. Die konstitutiven Elemente der römischen Republik sind wie von ihrem Anbeginn an so bis zu ihrem Untergang Aristokratie und Demokratie geblieben, und darauf, daß diese beiden Potenzen sich ein halbes Jahrtausend in Gleichgewicht gehalten haben, keine jemals die andre völlig aufgesogen oder unterdrückt hat, Autorität und Freiheit beide ihre Stätte hatten, beruht es, daß nach Rankes Ausdruck Rom die größte Werkstätte der Macht wurde, die die Geschichte kennt, und das Weltreich gründete, dem alle anderen Völker des Alterthums sich beugen und unterwerfen mußten.

*) Die einzige Stelle, die wie ein Versuch, die Klassen wieder abzuschaffen, klingt, ist Ps. Salluſt de rep. ord, II, 8, „lex, quam C. Gracchus in tribunatu promulgaverat, ut ex confusis quinque classibus sorte centuriae vocarentur; ita coaequatur dignitate pecunia.“ Smith, S. 79, Anmkg. 3.

Die gegenwärtige Finanzlage Rußlands.

Von

Dr. Adrian Polly.

Die außerordentlich schwere, auf einen verhältnismäßig kurzen Zeitabschnitt zusammengedrängte Belastungsprobe, die der russischen Finanzverwaltung durch die Kriegsausgaben zugemutet worden ist, hat diese unter zwei Gesichtspunkten besonders empfindlich getroffen, einmal, weil die staatliche Finanzleitung weder den Ausbruch, noch den Umfang der Verwicklungen voraussehen und auf deren Erfordernisse vorbereitet sein konnte; zum andern wegen der beträchtlichen Staatsschuld, die schon vor dem Kriegsausbruch das Gleichgewicht des russischen Haushaltungsetats, durch Zinsen und Rücklagen ernst genug beeinflußt hat.

Nichts natürlicher deshalb, als daß nicht nur prinzipielle und professionelle Gegner Rußlands, sondern auch wohlwollende Interessenten und objektive Fachleute in- und außerhalb Rußlands mit einer durch die von Tag zu Tag längere Fortdauer des unglücklichen Krieges gesteigerten Skepsis, der Finanzlage Rußlands und jedem zutage tretenden Bedürfnis der Verwaltung, neue Geldquellen zu erschließen, gegenüberstanden; eine starre Aengstlichkeit, die sich wohlbegreiflicherweise in erster Reihe der Gläubiger Rußlands angesichts der Entwicklung der Ereignisse bemächtigt und in weite Kreise fortgepflanzt hatte.

Der Portsmouther Friedensschluß brachte in der allgemeinen Beurteilung über die Aussichten, der finanziellen Komplikationen Herr zu werden, nur eine vorübergehende Beruhigung, die mit dem Wüten des revolutionären Schreckensregimes, in eine Art paroxistische Panik umschlug. — Gab es bis dahin schon warnende Propheten und mistrauische Mahner an allen Ecken und Enden, die äußerste Zurückhaltung in jeder materiellen Gemeinschaft mit Rußland bis zur Parole predigten: „keine Lieferung an Rußland ohne

vorherige Bardeckung in Berlin, Paris oder London", so galt gegen Ende des Jahres 1905 der Staatsbankerott Rußlands als unerbittliche und unvermeidliche Notwendigkeit; selbst in der Auffassung erstrangiger Finanzgrößen und angesehener Fachkapazitäten, als schlüssiges Axiom!

Ja, man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß die führenden Staatsmänner selbst, denen mit der Verwaltung auch die hohe Verantwortlichkeit für die Finanzgebahrung und den Kredit des Russischen Reiches anvertraut war, wenn auch nicht pessimistisch resigniert, wie die fernstehenden Ueberängstlichen oder gar böswilligen Be- und Verurteiler, aber gleichwohl der durch die inneren Wirren und Zerklüftungen mehr noch wie durch die Kriegsniederlage gefährdeten Finanzlage die gewissenhafteste Beobachtung des pflichtbewußten Arztes in banger Sorge widmeten.

Von hohem Interesse ist die retrospektive Nachprüfung der prompten Einwirkung aller wesentlichen politischen Ereignisse während der bedeutsamsten Epoche in der neuzeitlichen Geschichte Rußlands auf das feinfühligste Kreditbarometer — den Kursstand der russischen Werte:

Die 4 %ige Rente stand an der St. Petersburger Börse am:

3.	Januar 1904 (Friedenszeit)	$99^1/_2$
23.	Januar 1904 (unmittelbar vor der Kriegserklärung)	$96^1/_8$
3.	Februar 1904 (unmittelbar nach der Kriegserklärung)	$93^1/_4$
23.	Dezember 1904 (nach vielen verlustreichen Schlachten)	$89^1/_2$
1.	April 1905 (nach der Seeschlacht bei Tsushima) .	$84^3/_8$
3.	Oktober 1905 (nach dem Friedensschlusse von Portsmouth)	$88^1/_8$
23.	Dezember 1905 (während der Revolution) . . .	$81^1/_8$
23.	September 1906 (Tiefstand in Gefolgschaft der ersten Dumaauflösung)	$69^5/_8$
8.	Oktober 1906 (Erholung nach den Agrarzugeständnissen)	$70^5/_8$
23.	Dezember 1906 (ohne erkennbare Ursache) . . .	$73^3/_8$

Eine übersichtliche Zusammenstellung der Kursschwankungen, denen die 4 %ige Staatsrente in den Jahren 1904—1907 ausgesetzt gewesen ist, erhält man in nachstehender Tabelle:

Nicht minder instruktive Anhaltspunkte für die Wechselwirkung zwischen Politik und dem öffentlichen Kreditwesen in Rußland während der kritischen Periode gewährt die Darstellung der

	1904	1905	1906	1907
Zum Anfang				
Januar . .	$99\frac{1}{2}$	$89\frac{1}{4}$ 90	$80\frac{1}{4}$ $80\frac{3}{4}$	$73\frac{1}{2}$
Februar . .	93 $93\frac{1}{4}$	90 $90\frac{3}{8}$	$80\frac{3}{4}$ $81\frac{1}{8}$	$73\frac{1}{8}$ $73\frac{1}{4}$
März . . .	93 $93\frac{1}{8}$	$89\frac{3}{8}$ $89\frac{1}{4}$	$79\frac{1}{4}$ 80	$72\frac{1}{2}$ $72\frac{3}{4}$
April . . .	$93\frac{1}{8}$ $93\frac{1}{4}$	$84\frac{3}{8}$ 85	$75\frac{3}{4}$ 76	73
Mai . . .	$89\frac{7}{8}$ $90\frac{1}{8}$	$84\frac{1}{8}$ $84\frac{1}{4}$	$75\frac{7}{8}$	$72\frac{3}{8}$ $72\frac{1}{2}$
Juni . . .	$91\frac{3}{8}$	$87\frac{1}{2}$ 88	$72\frac{7}{8}$ $73\frac{1}{8}$	$70\frac{3}{4}$ $71\frac{1}{8}$
Juli . . .	$92\frac{3}{8}$	$84\frac{1}{4}$ $84\frac{3}{8}$	$72\frac{1}{2}$	$70\frac{3}{4}$ $70\frac{7}{8}$
August . .	$92\frac{1}{8}$	$85\frac{1}{4}$	$71\frac{1}{4}$ $71\frac{1}{2}$	$70\frac{1}{8}$ $70\frac{1}{4}$
September .	$91\frac{1}{8}$ $91\frac{1}{4}$	$88\frac{3}{4}$ 89	$69\frac{3}{4}$ $70\frac{1}{8}$	$70\frac{1}{4}$ $70\frac{1}{8}$
Oktober . .	$91\frac{3}{4}$ $91\frac{7}{8}$	$88\frac{1}{4}$ $88\frac{3}{8}$	$70\frac{3}{8}$ $70\frac{1}{2}$	$71\frac{1}{4}$ $71\frac{3}{8}$
November . .	$91\frac{7}{8}$	$85\frac{1}{4}$	$74\frac{1}{8}$ $74\frac{1}{4}$	—
Dezember . .	$91\frac{1}{2}$	78 $78\frac{1}{4}$	$73\frac{3}{8}$	—
Höchster Kurs im Jahre . .	$99\frac{1}{2}$	$91\frac{1}{2}$	$81\frac{1}{4}$	$73\frac{3}{4}$
Niedrigster Kurs im Jahre . .	$88\frac{1}{4}$	$74\frac{1}{2}$	69	$69\frac{3}{4}$

Schwankungen in den offiziellen Diskontsätzen an der St. Petersburger Börse. Der Diskont betrug:

Vom 23. August 1903 bis zum 31. Januar 1904 — $4\frac{1}{2}$
Vom 31. Januar 1904 bis zum 9. November 1905 — $5\frac{1}{2}$
Vom 9. November 1905 bis zum 30. November 1905 — $7\frac{1}{2}$
Vom 30. November 1905 bis zum 9. Januar 1906 — 7
Vom 9. Januar 1906 bis zum 4. April 1906 — 8
Vom 4. April 1906 bis zum 23. April 1906 — $7\frac{1}{2}$
Vom 23. April 1906 bis zum 1. Juni 1906 — 7
Vom 1. Juni 1906 bis zum 7. September 1906 — $6\frac{1}{2}$
Vom 7. September 1906 bis zum 22. Januar 1907 — $7\frac{1}{2}$
Vom 22. Januar 1907 bis zum 25. Oktober 1907 — 7

Mit trockenem, jedoch beredtem Zahlenmaterial -- Zahlen beweisen nach alteingewurzeltem Sprichwort — werden wir unsern Lesern noch mehrfach näher treten müssen, soll diese Betrachtung ihren Zweck ehrlich erfüllen, der in der Ueberschrift gekennzeichnet ist.

Wir haben Eingangs den Skeptikern und Pessimisten in ihren Beurteilungen der jüngsten Vergangenheit, wie ihren Voraussagen für die nächste Zukunft Rußlands in finanz-politischer Richtung, an

der Hand der tatsächlichen Vorgänge, deren Schönfärbung nicht in unserer Aufgabe liegt, volles Verständnis entgegengebracht.

Furcht vor Kritik ist das sicherste Argument für das eigene Schwächegefühl. Will die russische Finanzverwaltung diesen Vorwurf von sich fernhalten, so wird sie jede freie, auch ihr ungünstige Meinungsäußerung, sofern sie auf Wahrheit beruht, oder auch nur die Wahrheit ehrlich sucht und anstrebt, zu respektieren haben. Umgekehrt wird man ihr aber wohl auch das Recht, ja die Pflicht der Abwehr gegen falsche Darstellungen auf gutgläubiger Grundlage, wie vielmehr aber noch gegen frivole Verunglimpfungen aus bewußter Böswilligkeit zuerkennen; ganz besonders aber wenn die Gefahr besteht, daß aus den einen, wie aus den anderen Trugschlüsse abgeleitet werden, die durch unwidersprochene Ausbreitung geeignet sind, dem Staatskredit Abbruch zu tun und unermeßlichen Schaden in weiten Kreisen privater Inhaber russischer Schuldverschreibungen zugunsten einzelner Kursjobber zu verursachen.

Gleich den Halmen auf üppigen Wiesen schossen während und nach dem Kriege Flugschriften in die Höhe, allesamt mit dem übereinstimmenden Vorhaben, Rußland — auf dem noch immer geduldigen Papier natürlich — den Garaus zu machen.

Das russische Finanzministerium hat auffälligerweise allen diesen mehr oder minder schwerwiegenden Provokationen eisiges Schweigen gegenübergestellt. Die Ereignisse gaben diesem Prinzip völliger Nichtbeachtung recht: der Rubelkurs steht heute fast al pari.

Immerhin möchten wir an der Hand der wesentlichsten Einwürfe der meistbesprochenen und mit den stärksten Ansprüchen derzeit hervorgetretenen Streitschriften mit dem von Blatt zu Blatt ausklingenden Todesurteile gegen Rußlands Finanzgebahrung — frei von jeder Polemik — die angezogenen Verhältnisse auf Grund unwiderleglich authentischer Ziffern beleuchten. Nicht um das Interesse an jenen längst und spurlos verklungenen Zusammentragungen etwa neu zu beleben, sondern einzig um deswillen, weil unser Material die Bausteine bildet, aus denen sich das solide Fundament der russischen Finanzwirtschaft zusammenfügt. Das hier zum ersten Male öffentlich Gesagte gilt nicht zur Entkräftung eines einzelnen, inzwischen halbvergessenen Ausfalls, sondern zur Bekräftigung der tatsächlichen Verhältnisse, zur Richtschnur für ihre korrekte Wertschätzung in der Zukunft.

Nach den in den erwähnten Schriften angezogenen Berechnungen hat der russische Staat vom Oktober 1906 bis zum 1. Juli 1911

an fälligen Kriegsanleihen insgesamt 2288 Millionen Mark zurückzuzahlen.

Diese Ziffer setzt sich zusammen: aus der französischen Anleihe des Jahres 1904, der deutsch-holländischen vom Jahre 1905, der Schuld des Reichsschatzes aus der Emission von Schatzscheinen und der Schuld aus den kurzfristigen Schatzanweisungen vom 9. Dezember 1905.

Die Richtigkeit der vorstehenden Summe zugegeben, dürfte die Rückzahlung zum angegebenen Zeitpunkte schwerlich in voller Höhe gefordert werden.

Die ausgegebenen Schatzanweisungen belaufen sich trotz Berechtigung des Finanzministeriums, Schatzanweisungen bis zum Maximalbelaufe von 400 Millionen Rubel auszugeben, bis nun nach Erreichung der Höchstziffer von 236 Millionen Rubel, heute nur noch auf 53 Mill. Rubel.

Im April 1905 wurden (kurzfristige) Schatzwechsel in deutscher Valuta im Betrage von 324 Millionen Reichsmark, gleich 150 Mill. Rubel realisiert (Samml. von Gesetzen u. Regierungserlasse Nr. 70 vom 3. Mai 1905).

Von dieser Summe wurden 32,4 Millionen R.-Mark (15 Mill. Rubel) vor Schluß des Jahres 1905 und der ganze Rest zu Anfang des folgenden Jahres getilgt. Gleichzeitig wurden neue Schatzscheine in deutscher Valuta im Betrage von 201900000 R.-Mk. — 93459510 Rubel emittiert und Anfang 1906 auch Schatzscheine in französischer Währung im Betrage von 267 Mill. Frs. (100125000 Rubel) realisiert und ferner im März und April 1906 in russischer Währung 117300000 Rbl., von denen übrigens 75 Millionen im Mai desselben Jahres wieder ausgekauft wurden.

Zu Anfang Juli 1906 befanden sich also im Umlauf: Schatzscheine in deutscher Valuta — 201900000 Mk., in französischer Valuta — 267 Millionen Frs. und in russischer Währung — 42300000 Rbl., im ganzen aber 235884510 Rbl. Diese Summe ist in der Samml. von Gesetzen u. Regierungserlasse Nr. 143 vom 10. Juli 1906 veröffentlicht worden. Von diesen Schatzscheinen wurde der größte Teil Ende 1906 und der Rest von 5725000 Mk. (2650102,50 Rbl.) im Januar 1907 getilgt.

Ende 1906 wurden abermals Schatzwechsel in deutscher Währung im Betrage von 114450000 Mk. — 52978915 Rbl. emittiert. (3. Emission). Jetzt sind diese Schatzwechsel, der 3. Emission (53 Mill. Rbl.) als 4. Emission bis 1908 prolongiert.

Diese kurzfristigen Wechsel mußten als Notbehelf bis zur Auszahlung der großen Kriegsanleihen an Rußland zur Deckung laufender Ausgaben verwendet werden. Bekanntlich blieb nach Deckung sämtlicher Schatzanweisungen und der Kriegsdefizite aus den Jahren 1905 und 1906 noch ein ungedecktes Defizit von 1906 von rund 130 Millionen übrig.

Verschieden davon sind die im Sommer 1904 zum Belaufe von 150 Mill. Rubel ausgegebenen 3,6%igen Reichsschatzscheine, die im August 1908 fällig werden und die gleichfalls in jenen Rußland belastenden 2288 Millionen Mark eingerechnet sind. Diese zinstragenden Schatzscheine haben nun nicht nur den Charakter einer Staatsschuld, sondern dienen zugleich als äußerst beliebtes, weil gewinnbringendes Zahlungsmittel; sie sind mit halbjährigen Zinsscheinen versehen. Es ist deshalb mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Inhaber dieser Papiere froh sein werden, sie bei Fälligkeit gegen neue Schatzscheine umzutauschen, womit auch die Zahlungsverpflichtung Rußlands hierfür im August 1908 nur zum geringsten Teile akut werden dürfte.

Die Summe der gegenwärtig umlaufenden Schatzscheine bewegt sich überhaupt in mäßigen Grenzen. Bis zum Jahre 1889 waren im ganzen Schatzscheine für 240 Mill. Rubel ausgegeben, deren Amortisation mit dem Jahre 1896 beginnt, nicht weil die Rückzahlung verlangt wurde, sondern auf Beschluß der Finanzverwaltung. Die alljährlich bewerkstelligte Tilgung brachte den Bestand der Schatzscheine bis zum Ausbruch des Krieges auf einen Gesamtbetrag von wenig mehr denn 100 Mill. Rubel herunter. Die infolge des Krieges nunmehr wieder auf ca. 250 Mill. Rubel erfolgte Erhöhung der umlaufenden Schatzscheine bedeutet somit lediglich eine Erhöhung um 10 Mill. Rubel gegenüber dem Bestande im Jahre 1889.

In Wirklichkeit wird Rußland demnach bis zum Jahre 1911 nur mit zwei größeren Zahlungsverpflichtungen zu rechnen haben: Im Jahre 1909 mit den fälligen französischen Schatzbonds zum Belaufe von 640 Mill. Mark und im Jahre 1911 mit der eventuellen Rückzahlung von 500 Mill. Mark 4½%iger deutsch-holländischer Anleihe.

Das macht zusammen 1140 Mill. Mark, zuzüglich 53 Mill. vorerwähnter Schatzwechsel, bleibt somit von jenen 2288 Mill. Mk. just um etwa 50% fern. Außerdem ist noch gar nicht gesagt, daß die Inhaber 4½%iger Papiere im Jahre 1911 eine bessere Anlage ihres Kapitals wünschen und von der ihnen zustehenden Befugnis,

die Rückzahlung zu verlangen, allesamt Gebrauch machen werden. Schließlich steht nicht zu befürchten, daß Rußland durch die beiden – obendrein durch eine zweijährige Intervalle getrennten Verpflichtungen — irgendwie ins Gedränge kommen könnte.

Mit gleicher Gründlichkeit ist die weit und breit angekündigte Prophezeiung in nichts zusammengefallen, Rußland werde im Jahre 1907 zur Aufnahme einer neuen Anleihe von wenigstens 3 Milliarden Mark gezwungen sein. Das Jahr 1907 ist im Strome des ewigen Weltenlaufes beinahe untergetaucht, ohne daß der russische Finanzminister auch nur einen einzigen Dreier vom Ausland in Anspruch genommen hätte!

Für die Entwicklung der Geldwirtschaft im Innern während der kritischen Periode 1904, 1905 und 1906 geben aber die nachstehend berechneten Bewegungen der russischen Reichsbank — natürlich kommen für die Absicht des Verfassers nur die Hauptziffern in Betracht — ein durchaus instruktives Bild:

Die Gesamtheit der von der russischen Reichsbank gewährten Darlehen (Wechsel-, Lombard- und Kontokorrent-Kredit) betrug:

1904 1 Milliarde 654,1 Mill. Rbl.
1905 1 „ 975,5 „ „ (Zunahme 321,4 Mill. Rbl.,
1906 2 Milliarden 086,6 „ „ „ 111,1 „ „)

Als Depots wurden eingelegt (vom Staate und von Privaten):

1904 11 Milliarden 907,7 Mill. Rbl.
1905 13 „ 989,6 „ „ (Zunahme 2 Milliarden 81,9 Millionen Rbl.)
1906 13 „ 606,9 „ „ (Abnahme 382,7 Mill. Rbl.)

Der Totalumsatz der Reichsbank bezifferte sich:

1904 auf 138 Milliarden 256 Mill. Rbl.
1905 „ 152 „ 678 „ „ (Zunahme 14 Milliarden dann 422 Mill. Rbl.)
1906 „ 151 „ 337 „ „ (Abnahme 1 Milliarde, 341 Mill. Rbl.)

Der erzielte Nettogewinn belief sich in

1904 auf 12,4 Millionen Rbl.
1905 „ 18,2 „ „ (Zunahme 5,8 Mill. Rbl.)
1906/1907 „ 20,8 „ „ („ 2,6 „ „)

Der Goldumlauf einschließlich des vorhandenen Goldschatzes erreichte am:

1. Januar 1904 die Höhe von 1 Milliarde 683,9 Mill. Rbl.
1. „ 1907 „ „ „ 1 „ 832,4 „ „

Somit eine Zunahme von 148,5 Millionen Rubel.

Eine besonders ungünstige Beurteilung bei den unheilbaren Widersachern erfährt das russische Eisenbahnwesen und die daraus erwachsenden Defizite. Dabei wird — um den Behauptungen von einem Rußland durch seine Eisenbahnen angeblich drohenden Milliarden-Defizit, einen Schein von Glaubwürdigkeit zu geben — mit den offiziellen Ziffern der Reichskontrolle operiert; aber in so willkürlicher Gruppierung, daß bei Anwendung des gleichen Modus für das deutsche, französische oder englische Eisenbahnwesen, alle diese Verwaltungen mit größeren oder kleineren Defiziten ständig zu rechnen hätten. — Statt dem gesamten Berichtsausweis der Reichskontrolle sind den Berechnungen nur die Kassenberichte zugrunde gelegt. So ist — um nur ein Beispiel zu wählen — in der Totalsumme der Ausgaben für 1903 (571,9 Mill. Rbl. gegen 484.7 Mill. Rbl. Einnahme) die Ausgabe für Beschaffung von rollendem Material und zur Verstärkung der Bahnen (99,5 Mill. Rbl.) mitenthalten. Wird dieser Anschaffungswert nach allgemein geltenden Grundsätzen als Aktivposten aus den laufenden Ausgaben beseitigt, so ergibt sich ein Betriebsgewinn von 12,3 Mill. Rbl.

Die Reichskontrolle ermittelt die finanziellen Ergebnisse der Eisenbahnverwaltung genau nach den kaufmännischen Grundsätzen bei Aufstellung des Verlust- und Gewinn-Kontos. Von den Beträgen der alljährlichen Bruttoeinnahmen der Eisenbahnen kommen in Abzug: die Betriebsausgaben, die Zahlungen für Zinsen und Schuldtilgung der Eisenbahnanleihen, endlich $4\,^1/_2\,\%$ Zinsen für etwaige vom Staate hergegebene Bankkapitalien. Der hiernach verbleibende Ueberschuß bildet den Gewinn; ein etwaiger Fehlbetrag den Verlust. Bei dieser Behandlung sind ausgewiesene Defizite in Wirklichkeit gar nicht solche, sondern nur als Verbuchungsposten vom Standpunkte der Beurteilung des Eisenbahnwesens als kaufmännische Unternehmung, zu beurteilen, von der verlangt wird, daß sie die Zinsen des ganzen aufgewandten Kapitals aus eignen Mitteln aufzubringen habe.

Die Ausweise zum 1. Januar 1904 geben hierfür ein klares Beispiel: die Kapitalien, welche nach dem Bericht der Reichskontrolle nicht auf dem Anleihewege sondern aus Staatsmitteln zum Bau und zur Verbesserung des Eisenbahnwesens verwendet worden sind, beliefen sich auf 1311 Millionen; die dieser Summe gegenüberstehenden, aber in Wirklichkeit nicht zur Auszahlung gelangten Zinsen an den Staat betrugen 56,8 Mill. Rbl. Bringt man diese von dem durch die Reichskontrolle festgestellten Defizit von 18,9 Mill.

Rbl. in Abrechnung, so würde sich dieses in einen Ueberschuß von 37,9 Mill. Rbl verwandeln. In den vorerwähnten, aus Etats-überschüssen bestrittenen Ausgaben sind auch die riesigen Kosten für den Bau der sibirischen Bahn mitenthalten.

In einer vergleichenden Tabelle über die Rentabilität der Eisenbahnen verschiedener Staaten hat deren Verfertiger, Herr Rudolf Martin, unter Entnahme des für Rußlands Eisenbahnwesen ungünstigen Jahres 1901, folgende Resultate festgestellt: Deutschland 5,1 %, Frankreich 3,8 %, Oesterreich-Ungarn 3,5 %, Rußland 3,5 %; das nicht genannte Großbritannien hatte im gleichen Zeitraum nur einen Gewinn von 3,3 % aus seinem Eisenbahnwesen erzielt. Somit stehen die russischen Bahnen noch keineswegs an letzter Stelle. Noch günstiger für Rußland stellt sich dieser Vergleich indes, wenn gerechter Weise in Betracht gezogen wird, daß es nirgendwo so weite Strecken gibt, wie in Rußland, und daß der Frachttransport nirgendwo solche Massen von minderwertigen Rohstoffen aufzuweisen hat; demzufolge auch der von der Konkurrenz der Wasser- und Chausseewege stark beeinflußte russische Frachttarif äußerst niedrig angesetzt sein muß; das zeigt nachstehende Tabelle.

Für den Transport wurde pro 1 Werst und pro 1 Pud Nettofracht erhoben:

Frankreich	1/32
Deutschland	1/33
Oesterreich-Ungarn	1/37
Vereinigte Staaten von Nordamerika und Rußland	1/49

Das russische Eisenbahnnetz umschloß Ende 1883 als Gesamtlänge aller Eisenbahnlinien 22 466 Werst, Ende 1903 dagegen 54 217 Werst, somit das 2½ fache innerhalb 20 Jahren.

Der Gesamtwert der vom Staate betriebenen Eisenbahnen ist von 649 Millionen des Jahres 1890 auf 3955,8 Millionen im Jahre 1903 gestiegen.

Im Prozentverhältnis zum Anlagekapital beläuft sich der erzielte Reinertrag aus dem Betriebe der Staatseisenbahnen auf 4 % im Jahre 1900; 3,5 % in 1901; 3,3 % in 1902 und 3,7 % in 1903.

In Händen der Privateisenbahngesellschaften befinden sich: die Warschau—Wiener, die Wladikawkas, die Lodzer, die Moskau—Windau—Rybinsk, — die Moskau—Rjasan, die Moskau—Wien—Woronesch, — die Rjasan—Uralskbahn und die Südostbahnen. Diese Bahnen umfassen ein Geleisnetz von ungefähr 17 000 Werst

Normalspur, gegen 3359 im Jahre 1891, sie haben ihre Bautätigkeit in den letzten 15 Jahren mehr als verfünffacht.

Die Superdividende einschl. Kuponsteuer sämtlicher Privatbahnen betrug

1901: 6,5 Millionen Rbl.
1902: 5,7 Millionen Rbl.
1903: 7,7 Millionen Rbl.
1904: 7,5 Millionen Rbl.

Die Garantiezuschüsse der Reichsrentei (Schuld an die Regierung)

1901: 11,6 Millionen Rbl.
1902: 9,4 Millionen Rbl.
1903: 7,3 Millionen Rbl.
1904: 6,5 Millionen Rbl.

Der Gewinnanteil des Staates:

1901: 2,4 Millionen Rbl.
1902: 3,0 Millionen Rbl.
1903: 5,9 Millionen Rbl.
1904: 7,6 Millionen Rbl.

Die finanziellen Betriebsergebnisse für den Staatsschatz:

1901: Zuschuß 9,2 Millionen Rbl.
1902: „ 6,4 Millionen Rbl.
1903: „ 1,4 Millionen Rbl.
1904: Gewinnanteil 1,4 Millionen Rbl.

Zuzugeben ist, daß die Schuldenlast des Russischen Staates eine der größten unter den zivilisierten Staaten ausmacht. Aber nicht die absolute Höhe der Staatsschuld, sondern der Zweck der Anleihen und die Verwendung des aufgenommenen Geldes, entscheiden über die Bedeutung und den Einfluß der Staatsverschuldung auf die Volkswirtschaft.

Nun darf gegenüber der unleugbar starken Anschwellung der russischen Staatsschuld, in objektiver Gerechtigkeit auch nicht verschwiegen werden, wozu die aufgenommenen Anleihen gedient haben: zur Umwandlung älterer in neuere Anleihen mit größerem Nennwert, aber kleinerer Zinsenlast; zur Verstaatlichung verschiedener Privatbahnen, deren in Umlauf befindliche Obligationen auf die Staatsschuld übernommen worden sind. Endlich zu der mit der Valutaregulierung erforderlich gewordenen Tilgung älterer staatlicher Verpflichtungen an die Reichsbank. Der sonstige Bedarf für die Valutaregelung, wie zum Bau und zur Ausrüstung neuer Staatsbahnen einschl. der großen Sibirischen Eisenbahn sind nicht durch

Anleihen **aufgebracht**, sondern den sich alljährlich und regelmäßig ergebenden **Budgetüberschüssen** entnommen worden.

Der japanische **Krieg** hat selbstverständlich die Staatsschuld — neuerdings von **Helfferich** berechnet — um 1281 1/2 Millionen Rube. mit einer jährlichen Zinsenlast von 59,8 Millionen Rubel vergrößert

Professor Helfferich spricht aber zugleich in seiner Studie über den Einfluß des Krieges auf die Staatswirtschaft und die wirtschaftliche Lage Rußlands den Wunsch aus, daß Deutschland, wenn es von einem ähnlichen Unglück betroffen werden sollte, sich verhältnismäßig ebenso glücklich aus der kritischen Lage ziehen möge, wie Rußland es während des schweren, verlustreichen japanischen Krieges getan.

Bei dem ausgesprochenen Charakter Rußlands als landwirtschaftlichem Staat wird die Geduld und das Interesse unserer Leser hoffentlich unsern folgenden knappen Darlegungen willige Gefolgschaft leisten:

Für die allmähliche, aber stetige Steigerung des Getreideertrages in Rußland sind nachstehende Berechnungen des Ministeriums der Landwirtschaft über die in Tschetwert pro Deßjatine (1 Deßjatine = 1,09 Hektar) bez. Pud (1 Pud = 16,380 kg) erzielte Ernte maßgebend:

Jahre	Roggen	Sommerweizen	Hafer	Gerste
	I. Bei den Gutsbesitzern.			
1881—1885	6,25	4,75	8,50	6,00
1886—1890	5,25	4,75	7,75	6,00
1891—1895	5,75	5,25	8,75	6,50
1896—1900	6,75	5,50	9,00	7,00
	II. Bei den Bauern.			
1881—1885	5,25	4,25	7,75	5,50
1886—1890	4,50	4,75	6,75	5,50
1891—1895	5,00	4,75	7,75	5,75
1896—1900	5,75	4,75	7,75	6,00

Die Erträgnisse aller Getreidearten aus Rußland betrugen für denselben Zeitraum:

	Tausend Pud	Tausend Rub.	Pud pro Einwohner
1880—1886	285 243	287 567	2,77
1887—1893	402 369	327 707	3,47
1894—1900	490 522	382 800	3,82

Die Wendung zum Besseren in der Russischen Landwirtschaft

wird u. a. auch von Bechtejeff in einer kürzlich erschienenen Schrift: die wirtschaftlichen Resultate der verflossenen 45 Jahre, anerkannt.

Hand in Hand mit dieser Aufwärtsentwicklung der Landwirtschaft geht auch die Vieh- und Geflügelzucht in Rußland, wie die nachstehenden Durchschnittsziffern für Jahrfünfte des Exports zeigen. Ausgeführt wurden:

Jahre	Pferde		Schweine und Ferkel	
	Stück	Wert in Rbl.	Stück	Wert in Rbl.
1886/90	34 276	3 742 579	42 636	1 293 355
1891/95	57 891	4 634 095	71 328	2 721 466
1896/1900	58 413	5 462 683	69 558	2 896 057

Jahre	Hausgeflügel	Geschlachtetes Geflügel und Wild	
	Wert in Rbl.	Stück	Wert in Rbl.
1886/90	2 991 011	1 643 483	847 117
1891/95	4 619 704	1 316 009	672 939
1896/1900	5 777 611	2 679 759	1687 633

Nicht weniger bemerkenswert ist der statistisch ermittelte Fortschritt in Herstellung und Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte.

Prof. Alfons Thun stellt das schon in seiner 1880 erschienenen Schrift wie folgt fest: „Besonders bemerkenswert ist der Fortschritt im letzten Jahrzehnt; er zeigt sich sowohl in der Milchwirtschaft, als auch in der dieselbe bedingenden Verbesserung der Viehhaltung" . . a. a. O.: „Hier (in bestimmten Gebieten) hat die Milchwirtschaft festen Fuß gefaßt und beginnt den Charakter eines Großbetriebes anzunehmen, dem Umfange, wie dem Verfahren nach, wodurch sie auf in- wie ausländischen Märkten sich eine ansehnliche Stellung erwerben kann."

Die Eierausfuhr überstieg in der ersten Hälfte der sechziger Jahre nicht $1^1/_2$ Millionen Stück jährlich, 1870 wurden aber schon 11 Millionen Stück ausgeführt und vermehrte sich in den Folgejahren äußerst rapid:

Jahre	Mill. Stück	Durchschn. Wert pro Jahr in Rbl.
1871/75	30	327 000
1876/80	106	1 191 000
1881/85	154	2 189 000
1886/90	578	9 474 000
1891/95	946	14 724 000
1896/1900	1698	27 713 000
1901	1996	35 393 000

Gleich beständig wächst die Butterausfuhr:

Jahre	Pud	Rubel
1890	296 161	3 111 170
1895	257 128	2 570 574
1900	1 059 322	11 910 507
1901	1 919 000	25 857 000
1902	2 311 177	28 439 707
1903	2 516 102	32 041 162

Die Fortschritte der Runkelrübenkultur betrugen:

Jahre	Erzeugte Zuckermenge Millionen Pud	Eingeflossene Akzisensteuer Millionen Rbl.
1896/97	39,4	42,7
1897/98	40,8	55,5
1898/99	42,3	58,6
1899/1900	50,1	67,5
1900/01	50,9	71,2
1901/02	60,4	80,9

Die Anbaufläche der Runkelrüben hat sich um 82 %, die Menge der verarbeiteten Rüben um 90 %, die des gewonnenen Zuckers im letzten Jahrzehnt um das doppelte vermehrt. Die Staatseinnahme aber hat sich im selben Zeitraum vervierfacht.

Fortschritte des Flachsbaues:

Jahre	Deßjatinen	Produktion Pud	Export Pud	Erlös Rbl.
1900	1 622 222	29 752 397	10 571 159	43 829 166
1901	1 634 706	21 264 083	8 517 579	44 336 920
1902	1 650 878	35 972 250	10 740 927	51 411 505
1903	1 483 057	32 105 809	15 733 000	72 605 000

Von der Landwirtschaft müssen wir einen Blick auf Rußlands Industrie werfen.

Eine besondere Rolle in der russischen Volkswirtschaft nimmt die Baumwollindustrie ein, worin Rußland, was den Umfang angeht, im Weltmarkte an dritter Stelle steht (England an zweiter, Amerika an erster). In der Schnelligkeit des Wachstums nimmt aber Rußland den ersten Platz ein und hat nicht nur England, sondern auch Amerika überflügelt.

Diese Tatsache wird schon durch die nachstehenden Daten über die Vermehrung der Anzahl der im Betriebe befindlichen Spindeln bewiesen.

Jahre	Innerrussische Rayons Anzahl	%	Weichselrayons Anzahl	%
1877	2 579 643		216 640	
1886	3 407 184	32	505 622	134

Der Anbau der Rohbaumwolle befindet sich freilich noch im Anfangsstadium; die rasche Entwicklung ist gleichwohl ins Auge springend: 1884 : 10 000 Pud; 1898 : $3^1/_2$ Millionen Pud. Die Ernteerträgnisse in den letzten 5 Jahren ergaben in den Hauptproduktionsländern:

Jahre	Ver. Staaten	Ostindien	Egypten	Rußland
		in Millionen	Pud	
1898	141,9	21,3	16,125	3,5
1899	117,9	24,1	13,8	5,7
1900	126,2	7,6	15,9	7,6
1901	131,4	21,2	13,4	5,6
1902	135,7	23,2	16,100	4,8
Resultate in %	— 4,3	+ 9,1	— 0,1	+ 7,3

Den Reichtum des russischen Bodens an Mineralschätzen sollen folgende Angaben und Daten dartun: die Kohlenausbeute und die Produktion von Roheisen betrug in den

Jahren	Kohlen	Roheisen
	in Millionen	Pud
1900	986,3	179,1
1901	1008,9	175,0
1902	1005,2	158,6
1903	1090,8	151,8
1904	1150,2	181,3
1905	1068,5	166,4

Bergbauingenieur Wolsky („Die produktiven Kräfte — — —" 1905) beurteilt den Mineralreichtum wie folgt: Im Ueberfluß trifft man in Rußland Eisenerze, Naphtaquellen, Kohlenlager und Goldgruben an. — — Rußland besitzt solche Naphta-, Manganerz- und Platinlager, wie sie in keinem Lande der Welt mehr vorkommen. Die Mineralreichtümer sind jedenfalls derart, daß in Bezug auf die Ausbeute der notwendigsten Mineralien (Eisenerze und Kohlen) Rußland in Laufe der letzten 15 Jahre schnelle Fortschritte aufweisen konnte.

Die Naphtaausbeute in Baku, die Goldquelle Rußlands, betrug während der letzten Jahre durchschnittlich ungefähr 50 Mill. Pud monatlich; gegenwärtig hat sie nach einem starken Sinken als

Nachwirkung der Ereignisse in den letztverflossenen Jahren (Sept. 1905 — 2,1 Mill., Okt. 18,4 Mill. Pud) ihre normale Höhe nahezu erreicht und beträgt 40 Mill. Pud.

Es wurden erzielt in den Jahren:

	1896:	409,5 Mill. Pud
	1900:	631,4 „ „
	1901:	706,1 „ „
	1902:	670,6 „ „
	1903:	629,4 „ „
	1904:	655 „ „
(Ausnahmejahr)	1905:	451 „ „

Einer besonders glänzenden Zukunft geht das russische Forstwesen entgegen. Rußland nimmt hinsichtlich seines Waldreichtums unbestritten die erste Stelle ein. Der Reinertrag hat sich von 1895—1899 um 80% erhöht (von 22,6 auf 40,8 Mill. Rbl.). Der amtliche Ausweis zeigt folgende Staatserträgnisse:

Jahre	Reinertrag in Tausend Rubel
1895:	22 064
1900:	45 825
1901:	47 284
1902:	48 703
1903:	51 254
1904:	49 310

Hieraus geht eine $123^1/_2$%ige Steigerung des Reinertrags aus dem forstalischen Staatsbesitz innerhalb eines Jahrzehntes hervor.

Die Ausweise über die Ausfuhr und Einfuhr für die beiden Jahre (1904 und 1905) zeigen, daß trotz Krieg, Mißernte und inneren Unruhen die Ausfuhr überwiegt, daß somit die russische Handelsbilanz unter denkbar schweren Verhältnissen ihre Stetigkeit und Aktivität bewahrt hat.

	Jahre	Export	Import	Ueberschuß
			Tausend Rubel	
Durchschnitt f. d. Jahrfünft:	1899—1903	793 297	630 221	163 076
	1904	1 006 384	651 403	354 981
	1905	1 080 017	612 195	467 822

Der Wert der russischen Einfuhr und Ausfuhr nach 17 ausländischen Staaten, in denen der Warenumsatz Rußlands 90% seines gesamten auswärtigen Handelsverkehrs beträgt, ist mit folgender Uebersicht festgestellt:

Jahre	Ausfuhr aus Rußland	Einfuhr nach Rußland	Bilanz
1899	533 145	579 997	—46 852
1900	606 911	555 538	+51 373
1901	643 538	512 398	+131 140
1902	743 269	513 190	+230 079
1903	857 354	589 268	+268 086
Durchschnittlich pro Jahr	676 843	550 078	+126 765
1904	856 966	559 795	+297 171

Die statistischen Ausweise der in Betracht kommenden 17 Auslandsstaaten beziffern die russischen Ausfuhrwerte fast doppelt so hoch; zweifellos ist die russische Ausfuhr in Wirklichkeit beträchtlich höher als in der vorstehenden amtlichen Tabelle angeführt.

Auch die Mengen des Warenverkehrs, der über die europäische Grenze mit Einschluß des Kaukasus, Finnlands und des Schwarzen Meeres geht und kommt, haben eine beachtenswerte Steigerung erfahren:

Jahre	Exportquantum aus Rußland	Importquantum nach Rußland
	In Millionen Pud	
1902	921,56	267,02
1903	1 061,41	284,38
1904	1 037,03	299,33
1905	1 042,00	314,47

Die letzte und entscheidenste Frage bildet die russische Zahlungsbilanz.

In seinen beiden Abhandlungen: „Die finanzielle Seite des russisch-japanischen Krieges" und „Das Geld im russisch-japanischen Kriege" führt Prof. Karl Helfferich folgendes aus:

„Bei der Beurteilung der russischen Zahlungsbilanz können von allen diese Bilanz ergebenden Posten nur zwei positive Anhaltspunkte als Grundlage dienen, nämlich: die Handelsbilanz und der Gesamtbetrag der für die auswärtigen Anleihen zu zahlenden Zinsen. Als unbestreitbare Belastung der Bilanz müssen jedoch bezeichnet werden: die Ausgabe der russischen Reisenden im Auslande, die an fremde Reedereien zu leistenden Frachtzahlungen im Warenverkehr zur See und die Zinszahlungen nicht nur für die auswärtigen Anleihen, sondern auch für verschiedene andere im ausländischen Besitz befindliche Fonds und für die in russischen industriellen Unternehmungen investierten ausländischen Kapitalien." Alle diese von Rußland an das Ausland zu entrichtenden großen Zahlungen geben

manchen Leuten Anlaß zu der Behauptung, daß Rußland in Zukunft diese Zahlungen nur mit Hilfe weiterer neuer Anleihen zu leisten imstande sein würde; dabei ist jedoch ein sehr wesentlicher Umstand außer Acht gelassen, welchen Helfferich mit dem Worte „Kapitaleinfuhr" bezeichnet. Die ausländische Kapitaleinfuhr geht in zweifacher Form vor sich: als Gütereinfuhr und als Geldeinfuhr.

Die Einfuhr ausländischer Kapitalien nach Rußland in den letzten Jahrzehnten und das beständige Steigen des Getreideexports gestalten die Zahlungsbilanz Rußlands mehr als ausreichend. „Daß der namentlich nach der Größe der Getreideausfuhr und der Kapitaleinfuhr aus den westeuropäischen Ländern schwankende Ueberschuß der russischen Handelsbilanz im großen Durchschnitt mehr als ausreichend erscheint, um die jährlichen Zahlungsverpflichtungen des russischen Staates und der russischen Volkswirtschaft an das Ausland zu begleichen" — sind die Schlußfolgerungen des deutschen Gelehrten.

Ebendieser Autor verzeichnet unter Benutzung der folgenden statistischen Ausweise nachweisbar zutreffend die von Jahr zu Jahr zunehmende Getreideausfuhr Rußlands und legt diesen Ziffern um so größeren Wert bei, weil in Rußland bislang keine Maßnahmen zur Durchführung einer rationellen Agrarpolitik ergriffen worden sind und die Lage der Landwirtschaft noch vieles zu wünschen übrig läßt.

	Millionen Pud	Getreideausfuhr Millionen Rbl.
1902	579,54	494,78
1903	658,38	563,22
1904	653,58	581,93
1905	695,92	655,04

Will man aber die Zahlungsbilanz des Landes richtig beurteilen, so muß die Tatsache in Rechnung gezogen werden, daß ungefähr die Hälfte der russischen Staatsschuld sich im Besitz von Russen befindet, daß dementsprechend auch nur die Hälfte der zu zahlenden Zinsen die Zahlungsbilanz des Landes belastet.

Die Höhe der russischen Staatsschuld ist wie folgt festgestellt:

Zum 1.	Januar	1904	betrug die Staatsschuld Rbl.	6 636 111 841,
„ 1.	„	1905	„ „ „ „	7 066 490 636,
„ 1.	„	1906	„ „ „ „	7 681 895 948,
„ 1.	„	1907	„ „ „ „	8 609 577 528,
„ 1.	„	1908	ist die Staatsschuld berechnet mit . . . . „	8 710 066 204.

Die Besorgnis der Finanzwelt bei Beurteilung der russischen Leistungsfähigkeit, zugleich die bequemste Angriffsfläche für tendenziöse Beurteilung, bietet nun der Nachweis des seit 1904 alljährlich gesteigerten budgetmäßigen Defizits.

Hierbei ist zunächst auseinanderzuhalten, daß das Ordinarium seit vielen Jahren überhaupt kein Defizit, vielmehr umgekehrt eine stetige Steigerung und beträchtliche Ueberschüsse der tatsächlichen Einnahmen gegenüber den Voranschlägen aufweisen.

Die ungestörte Stabilität des Ordinariums, dessen Ueberschüsse zu starker Verminderung des außerordentlichen Ausgabebedarfes führen, ist das Resultat einer festen Tradition in der russischen Budgettechnik, die zu erwartenden Einnahmen auf das sicherste Mindestmaß herabzusetzen.

Dieser Grundsatz wird auch von M. Friedmann: „Die russischen Finanzen", Berlin 1906, anerkannt: „Wir haben hierbei offenbar nicht mit einem auffälligen Rechenfehler, sondern mit absichtlich zu niedriger Schätzung der zu erwartenden Einnahmen zu tun."

Selbst unter dem unheilvollen Einfluß von Krieg und Revolution des Jahres 1905 hat das Ordinarium einen Ueberschuß gezeitigt!

Sogar Martin, dem alles andere eher denn eine Parteinahme zugunsten Rußlands nachgesagt werden kann, ist zur Anerkenntnis der feinen Durcharbeitung und Vollkommenheit der russischen Finanztechnik gezwungen.

Nachstehende Zahlentabelle mag das Gesagte beweisen:

Ordentliche Einnahmen.

Im Jahre:	Nach dem Voranschlage:	Effektive Eingänge:	Ueberschuß der effektiven Eingänge gegen die Etatsansätze:
	In Millionen Rubeln:		
1898	1 364,5	1 584,9	220,4
1899	1 469,1	1 673,3	204,2
1900	1 593,7	1 704,1	110,4
1901	1 730,1	1 799,5	69,4
1902	1 800,8	1 905,4	104,6
1903	1 897,0	2 031,8	134,8
1904	1 980,1	2 018,3	38,2
1905	1 977,1	2 024,7	47,5

Im Extraordinarium sind nun innerhalb 15 bis zum Kriegsausbruch zurückliegenden Jahren — von 1890—1904 insgesamt 1089,4 Millionen Rubel zur Rückzahlung älterer Anleihen

an der Verfallzeit, sowie 1988 Millionen zu produktiven Zwecken, namentlich zum Bau neuer Staatseisenbahnen und zur Verstaatlichung von Privateisenbahnen verausgabt worden. Zur Deckung dieser Ausgaben im Betrage von über 3 Milliarden Rubel sind nur 1726 Millionen Rubel neuer Anleihen emittiert, der Rest aber aus Ueberschüssen des ordentlichen Budgets bestritten.

Erst mit der 1904 beginnenden Kriegsperiode wurden Defizite im Extraordinarium unvermeidlich, was wohl mehr als selbstverständlich ist und in keinem Staate der Erdkugel vermeidlich gewesen wäre. Das im Jahre 1904 entstandene Defizit von 319,4 Mill. Rbl. wurde übrigens aus dem freien Barbestand der Reichsrentei vollkommen gedeckt. — Das Jahr 1905 bringt ein Defizit von 158 Millionen, nach Deckung von 61,9 Mill. aus dem Reste der freien Barbestände, das Jahr 1906 ein solches von 481 Mill. Rubel. — Insgesamt erreichte das Defizit im Jahre 1906 — das übrigens nicht nur durch die Kriegsausgaben, sondern auch durch andere außerordentliche Aufwendungen, wie Wiederherstellung der Naphtawerke, Milderung der Hungersnot usw. zu dieser Höhe angewachsen ist — die Summe von 784,1 Millionen Rubel, die sich wie folgt zusammensetzt:

Fehlbetrag des Jahres 1905 .	158,1	Mill. Rbl.
„ „ „ 1906 .	481.1	„ „
Im Jahre 1905 ausgegebene Schatzanweisungen . . .	144,0	„ „
	783,0	Mill. Rbl.

Diesem Fehlbetrage steht der Erlös aus der letzten Anleihe mit ungefähr 678 Millionen gegenüber -- 843 Mill. Rubel Nominal, 704,5 Erlös. Nach Abzug der Kuponzahlung pro November 1906 und der Stempelsteuergebühren, zusammen 26,5 Mill. Rbl., erhielt der Reichsschatz 678 Mill. Rubel --- sodaß das wirkliche Defizit nur 106,1 Mill. Rubel ausmacht: bei einem mit 2,5 Milliarden Rubel bilanzierenden Budget, obendrein unter so außerordentlichen Umständen, wahrlich keine zu Besorgnissen Anlaß gebende Summe. Im Gesamtergebnis von 1905 und 1906 erscheint das Defizit im Ordinarium nicht nur vollkommen gedeckt, sondern enthält zum 1. Juli 1907 noch einen Ueberschuß von 60,6 Mill. Rubel.

Die Budgetdefizite Englands während der Kriegsjahre betrugen nach Hilfenbeck: „Die Deckung der Kosten des Krieges in Südafrika", Berlin 1904

1900—1901: 22,5 Mill. Pfd. Strl.
1901—1902: 40,9 Mill. Pfd. Strl.

Trotz der schicksalschweren Ereignisse der letzten Jahre ist die Goldwährung Rußlands, die Martin als ein Wunderwerk der finanziellen Technik preist, ungeschwächt geblieben, der Rubelkurs hat sich während des ganzen Krieges an der Berliner Börse al pari gehalten, alle Anstürme gegen den Staatskredit konnten die Festigkeit der Reichsrentei nicht für einen Moment unterbrechen.

In dem Budgetbericht für 1906 hat der Finanzminister die Lage wie folgt zusammengefaßt:

„Diese Erscheinungen — gemeint sind die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse gegen Ende des Jahres 1905 — müssen hinsichtlich unserer Währung, welche zurzeit einerseits unter dem ungünstigen Einfluß einer Verminderung der Goldreserven infolge des Goldabflusses aus den Kassen und der Ueberführung von Kapitalien in das Ausland, andererseits unter dem Einflusse einer Vermehrung der Kreditscheinmenge für die Bedürfnisse des Binnenverkehrs zu leiden hat, allerdings Befürchtungen wachrufen."

Der Finanzminister, dessen ernste Sorge durch den verminderten freien Goldbestand in der Staatsbank hervorgerufen war, hatte daher pflichtgemäß auf eine noch gar nicht drohende, nur mögliche Gefahr aufmerksam gemacht. Inzwischen hat sich aber die Bilanz der Reichsbank derartig verbessert, daß schon seit Mitte Juni 1906 der Notenumlauf in seiner vollen Höhe durch die Goldbestände und die Goldguthaben im Auslande gedeckt ist und der Reichsbank nach den Vorschriften des Gesetzes die Befugnis zusteht, noch volle 300 Mill. Rubel Noten auszugeben.

Die Gesamtreserven der Reichsbank (Gold als Münze und in Barren und im Ausland Silber und Kupfer rc.) betrug am 1./14. August 1907: 1 Milliarde 242,9 Millionen Rubel, was einer Zunahme um 5,2 Millionen gegen den Vormonat (Juli 1907) und um 64,3 Millionen gegen August 1906 gleichkommt.

Die gewährten Escompte- und sonstigen Darlehen zeigen am 1./14. August 1907 mit 425,7 Millionen Rubel einen kleinen Rückgang um 4,3 Millionen gegen Juli 1907 und um 3,9 Millionen gegen August 1906. Der Gesamtsaldo auf der Aktivseite weist am 1./14. August 1907 1 Milliarde 815,4 Millionen Rubel aus: das bedeutet eine Zunahme um 7,2 Millionen Rubel gegen den Vormonat 1907 und um 26,8 Millionen Rubel gegen August 1906.

Der Goldbestand nach den Bilanzen der Staatsbank
(in tausenden von Rubeln)

	Zum 1. Januar				Zum 16. Aug. 1907
	1904	1905	1906	1907	
Gold in der Kasse	147 747	139 381	83 016	59 606	79 988
Gold in Barren, Gold in Münzen und Anweisung der Bergverwaltung	585 197	738 811	630 477	825 753	875 926
Gold im Auslande	166 598	145 827	206 069	296 121	216 507
Der Bank gehörende Tratten*)	2 450	2 023	6 102**)	2 057	1 699
Im Ganzen	901 992	1 026 042	913 460	1 183 537	1 174 120

Auf Grund des russischen Emissionsgesetzes vom 29. August 1897 werden die Reichs-Kreditscheine von der Staatsbank in einem durch den tatsächlichen Bedarf des Goldverkehrs streng begrenzten Betrage emittiert und durch Geld sichergestellt. Die Summe des Goldes, welche zur Sicherstellung der Kreditscheine dient, muß mindestens der Hälfte des Gesamtbetrages der sich im Umlauf befindenden Kreditscheine gleichkommen, solange dieser Betrag die Höhe von 600 Millionen Rubel nicht übersteigt. Die sich im Umlauf befindenden, die Summe von 600 Millionen Rubel übersteigenden Kreditscheine müssen mindestens Rubel pro Rubel durch Gold gedeckt sein, in der Weise, daß jeden 15 Rubel Papier eine Golddeckung von mindestens einem Imperial entspricht.

In Deutschland ist nur eine Deckung von $^1/_3$ des Gesamtbetrages der Noten, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nur $^1/_4$ vorgeschrieben. In England kann die Summe der ungedeckten Noten 18450000 Pfd. Sterling betragen.

Die Summe der Kreditscheine im Verkehr betrug:

	In Millionen von Rubeln	Das Goldguthaben und der Goldvorrat im Auslande:
zum 1. Januar 1902	542,1	701,4
„ „ „ 1903	552,8	762,3
„ „ „ 1904	578,7	902,0
„ „ „ 1905	856,1	1 026,0
„ „ „ 1906	1 204,6	913,5
„ „ „ 1907	1 194,2	1 183,5
„ 16. August 1907	1 145,9	1 174,1
„ 8. Septbr. 1907	1 239,5	1 227,8

*) Unter Abzug der an das Ausland verkauften Tratten.
**) Die Summe der an das Ausland abgegebenen Tratten überstieg die der Bank gehörenden Tratten.

Die Sparkasseneinlagen der beiden letzten Jahre weisen folgende Zahlen auf:

	Betrag der Einlagen in Millionen Rubel			Zuwachs (— —) oder Rückgang (—) der Einlagen:		
	In barem Gelde	In Wertpapier	Zusammen	In barem Gelde	In Wertpapier	Zusammen
Ende 1905:	831,2	224,0	1055,2	— 79,4	— — 28,9	— 50,5
„ 1906:	1035,0	237,4	1272,4	— — 203,8	— — 13,4	— — 217,2

Die Sparkassenbewegung im Zeitraum von 1903—1907 ist aus nachstehender Tabelle ersichtlich. (In Millionen Rubeln.)

Jahre	Spareinlagen		Bestand am 1. September		
	Zunahme	Abnahme	Geld	Zinstragende Papiere	Insgesamt
1903	—	1,8	818,8	155,1	973,9
1904	0,1	—	864,2	185,9	1 050,1
1905	—	0,9	948,7	221,1	1 169,8
1906	0,3	—	966,4	233,4	1 199,8
1907	—	0,5	1 089,0	248,6*)	1 337,6

Ein ernster Gelehrter und Kenner des russischen Volkslebens, dabei im allgemeinen mit unverkennbarer Voreingenommenheit gegen das russische Regime, Professor Ballod schreibt („die kommenden wirtschaftlichen Fragen Rußlands") wörtlich: „. . . daß eine vernünftige, fortschrittliche innere und Finanzpolitik im Laufe eines Jahrzehnts nicht nur die früheren Kräfte Rußlands wieder herstellen, sondern Rußland in sozialer und kultureller Hinsicht zu einem Staate ersten Ranges machen könnte. Dies scheint parador, ist aber leicht zu beweisen."

Wer die seit dem Portsmouther Friedensschluß und Ueberwindung der Revolution mit patriotischem Ernst einsetzende und sich immer mächtiger entfaltende Riesenarbeit unmittelbar zu beobachten vermag, die von der Zentralleitung ausgehend, allmählich im gesamten kolossalen Getriebe des russischen Reiches zum Durchbruch kommt, um die geistige, moralische und materielle Wiedergeburt eines modernen Rußlands sicherzustellen, der wird die Zuversicht für eine glänzende Zukunft des viel zu lange in den Banden der Korruption und kultureller Rückständigkeit gefesselten Zarenreiches bedingungslos teilen. Nur verlange und erwarte man nicht, daß sich dieser schwere Prozeß, der die konsequente Zusammenfassung von Hunderttausenden und Aberhunderttausenden von Kräften zur Vorbedingung hat, einem indischen Zaubermärchen gleich über Nacht vollziehe. Man

*) Nur bis zum 1. Juni 1907 berechnet.

lasse der Regierung und dem Volke Zeit, ohne übertriebene Lobpreisung für einen Einzelerfolg, aber auch ohne gehässige Herabsetzung wegen einzelner Schäden oder Krankheitsrückfälle.

Seit 1904 nur mit Unterbrechung von wenigen Monaten ist die Leitung der russischen Finanzen in Händen des Staatssekretärs Herrn v. Kokowzeff. Denn selbst während der zwischen seinem Austritt aus dem Kabinett Witte und dem ungewollten Wiedereintritt in das Kabinett Goremykin entstandenen Intervalle seiner ministeriellen Tätigkeit, blieb er den Geschäften in Wirklichkeit kaum mehr als wenige Wochen fern. Auf Bitte des Grafen Witte übernahmen Herr v. Kokowzoff und Geheimrat v. Schwanebach die gemeinsame Oberaufsicht über die Finanzgebahrung Rußlands durch den interimistischen Finanzminister Herrn v. Schipow. Es gehört nicht Liebedienerei, sondern nur ehrliche Wahrheitsliebe dazu, diese Betrachtung nicht zu schließen, ohne den hervorragenden, von den gesamten Fachleuten beider Welten rückhaltlos bewunderten staatsmännischen und finanzwirtschaftlichen Kunst, die gebührende ehrende Anerkennung zu zollen. St. Petersburg, Ende Dezember 1907.

Nachschrift der Redaktion.

Die „Preußischen Jahrbücher" haben von Anfang an ausdrücklich erklärt, zu dem Thema von den russischen Finanzen auch der Gegenseite das Wort zu verstatten, nachdem durch meine Aufsätze 1902 und 1903 die These von der kritischen Finanzlage Rußlands aufgestellt und begründet worden war. Zum erstenmal nach mehr als fünf Jahren hat ein Verteidiger des russischen Finanzsystems in der Person des Herrn Dr. Polly an dieser Stelle ums Wort gebeten. Der Aufsatz entspricht in der Tonart und auch in anderer Beziehung öfters nicht ganz den an dieser Stelle sonst üblichen Grundsätzen. Trotzdem ist die Redaktion der Jahrbücher zur Aufnahme der Arbeit bereit gwesen, die überdies mit einer ausdrücklichen schriftlichen Autorisation des russischen Finanzministeriums selbst eingeführt worden ist, folgenden Wortlauts:

2/15 Décembre 1907.

Sécrétaire du Ministre des Finances.

Monsieur,

J'ai l'honneur de vous informer que les chiffres contenues dans l'article, que vous m'avez transmis, sur la situation financière et économique de la Russie ont été verifiés et corrigés au Ministère des Finances. — — —

(Unterschrift.)

Man sollte nun hiernach annehmen, daß die Arbeit auch abgesehen von der Gewährleistung des Finanzministeriums für die Richtigkeit der in

ihr enthaltenen Ziffern den Anforderungen wissenschaftlicher Vollständigkeit und Methode entspricht. Demgegenüber erscheint es zunächst befremdlich, daß mit einem zum Teil veralteten, zum Teil überhaupt wertlos gewordenen Zahlenmaterial operiert wird. So hat z. B. der Verfasser auf Seite 113 die Bemerkung stehen, der japanische Krieg habe die russische Staatsschuld „ – neuerdings von Helfferich berechnet — um $1281^1/_2$ Mill. Rubel" vergrößert. Sechs Seiten später ergibt sich aber aus der Zusammenstellung über die Staatsschuld Rußlands, daß diese vom 1. Januar 1904 bis zum 1. Januar 1908 um rund 2074 Mill. Rubel sich vergrößert hat – natürlich infolge des japanischen Krieges. Hier ist einfach die Helfferischsche Zahl, die vor der letzten Pariser Milliarden-Anleihe, ja vor der Beendigung des Krieges nur vorläufig errechnet war, übernommen worden. In dem Abschnitt über den Getreideertrag sind die Zahlen nur von 1881 bis 1900 angegeben, ebenso bei Pferden und Vieh; bei der Eierausfuhr bis 1901, bei Zucker und Baumwolle bis 1902. An der Richtigkeit dieser Daten wird niemand zweifeln; aber was sollen sie für die kritische Zeit, die Rußland zwischen 1902 und 1908 durchgemacht hat und für die Gegenwart, die unter den Folgen jener Ereignisse steht, beweisen? Welchen Zweck hat es, im Jahre 1908 zu notieren, um wieviel Prozent sich die Anzahl der im Betrieb befindlichen russischen Spindeln von 1877—1886 vermehrt hat, wenn man nicht erfährt, was zwischen 1886 und heute geschehen ist? Der Verfasser will aus der russischen Einfuhr- und Ausfuhrstatistik die Gesundheit des russischen Wirtschaftslebens beweisen. Man betrachte nun folgende Reihe, die*) für das letzte Jahrzehnt die Normaleinfuhr Rußlands wiedergibt (in Millionen Mark):

1897:	1898:	1899:	1900:	1901:	1902:	1903:
1215,2	1339,9	1405,0	1353,0	1281,8	1294,2	1472,4

1904:	1905:	1906:
1407,0	1208,1	1339,0

Das bedeutet, daß Rußlands Aufnahmefähigkeit für Importgüter während des letzten Jahrzehnts trotz der Vermehrung seiner Bevölkerung so gut wie stationär geblieben ist. Die niedrigste Ziffer im Jahrzehnt fällt auf das Jahr 1905, die höchste auf 1903. 1904 und 1899 stehen gleich, ebenso 1906 und 1898. Auch während der drei vorhergehenden Jahre (1894—1896) ist die Ziffernstufe ungefähr dieselbe: 1231,1; 1184,7; 1279,9. Mit dem Jahre 1894 setzt bekanntlich die forzierte Industrie- und Eisenbahnpolitik des Systems Witte ein. Seit nahezu einem halben Menschenalter steht also die Konsumkraft Rußlands auf dem Weltmarkt annähernd auf demselben Fleck. Zum Vergleich mögen folgende Daten dienen. Es betrug die Einfuhr (in Millionen Mark**) für:

*) Nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich 1907, S. 48, Anhang.
**) Statistisches Jahrbuch 1907, S. 47 ff. Anhang.

	1894	1900	1906 bezw. 1905
Deutschland	4205,0	6128,7	8702,2
Dänemark	392,6	592,7	700,3 (1905)
Frankreich	3883,9	4790,9	4849,2 (1905)
England	8342,5	10670,7	12400,9
Oesterreich-Ungarn	1224,8	1422,5	1881,2 (1905)
Portugal	218,3	303,9	366,6 (1904)
Schweden	395,1	567,9	654,8 (1905)
Serbien	27,9	37,1	44,5 (1905)
Argentinien	375,8	473,2	1093,4
Mexiko	127,2	257,5	361,7 (1905)
China	540,0	701,9	1439,1
Rußland	**1231,0**	**1353,0**	**1339,0**

Nach der Volkszählung von 1897 hatte Rußland damals 128,2 Mill. Einwohner; 1894 wird die Zahl etwa 122—123 Mill. betragen haben; im Jahre 1900 waren es rechnerisch 134,1 Mill., 1906 bereits 146,6 Millionen*). Ich glaube, diese Ziffern ersparen schon an sich ein Kapitel russischer Volkswirtschaft. Nun erwäge man vollends noch dazu, daß während der fraglichen Periode das Eisenbahnnetz Rußlands durch den mit allen Mitteln betriebenen Bau der großen Staatsbahnlinien im europäischen wie im asiatischen Teil des Reiches sich von etwas über 35 000 Kilometern (1895) auf mehr als 65 000 Kilometer (1905)**) vergrößert, also fast verdoppelt hat. Welch eine Vermehrung der Konsumkraft und des Imports hätte unter normalen Verhältnissen eine solche Erweiterung und Verbesserung der Verkehrs-, Absatz- und Bezugsverhältnisse mit sich bringen müssen!

Es beweist also gar nichts, wenn der Verfasser bloß die Importziffer für die Jahre 1899—1903 gibt, ohne sie in Vergleich mit denjenigen Größen zu bringen, die den Zahlen erst ihre wahre Bedeutung geben. Er vergleicht sie allerdings mit den Beträgen der Ausfuhr aus Rußland, um daraus den Schluß zu ziehen, daß die russische Zahlungsbilanz eine günstige ist. Auch dieser Vergleich ist aber nur bis zum Jahre 1904 geführt, obwohl das publizierte statistische Material die Fortführung bis 1906 gestattet hätte. Ich möchte zu diesem Teil der Vollyschen Statistik nur anführen, was Professor Ballod in Berlin, den Herr Dr. Polly ja selbst mehrfach als Gewährsmann zitiert, über die letzten Jahre des russischen landwirtschaftlichen Exports sagt***).

„Hervorzuheben ist, daß Rußland bei aller Ungunst der politischen

*) Nach Mendelejew „Zur Kenntnis Rußlands" (russisch) St. Petersburg, 1907, S. 12.

**) Statistisches Jahrbuch, S. 31 und 32. In Europa 54 978, in Mittelasien 1433, in Sibirien und der Mandschurei 9116 Kilometer.

***) Die Weltwirtschaft, herausgegeben von E. von Halle, 1906. III. Teil, S. 72 ff.

Lage im Innern und nach außen hin wirtschaftlich sich einer seltenen Gunst der Natur erfreute; es hatte drei reiche Erntejahre unmittelbar hintereinander, die Jahre 1902, 1903 und 1904. Namentlich 1904 hat Rußland eine Ernte gehabt, wie noch nie zuvor. Dabei erzielte es dank des infolge ungünstiger Witterungsverhältnisse eingetretenen Rückgangs der amerikanischen Ernte günstige Getreidepreise. Unter normalen, friedlichen Verhältnissen wäre in weiten Kreisen ein leidlicher Wohlstand eingekehrt. Es ist nicht dazu gekommen. Das Jahr 1905 hat alsdann wieder einen schroffen Umschlag der Witterungs- und Ernteverhältnisse gebracht. Die Ernte ist bedeutend ungünstiger ausgefallen als die vorjährige und die diesjährige (1906) Ernte verspricht nicht besser zu werden .... Auffallend sind die geradezu miserablen Flächenerträge .... Vergleicht man diese Ergebnisse mit den Durchschnittserträgen im Deutschen Reich, so sieht man leicht, daß sie noch nicht einmal halb so hoch sind. Beachtet man aber gar, daß die Aussaat etwa rund $^1/_4$ bis $^1/_5$ der russischen, aber nur $^1/_9$ bis $^1/_{10}$ der deutschen Brutto-Getreideerträge absorbiert, so wird das Resultat ein noch ungünstigeres. Es ist eine Rückständigkeit im Getreidebau vorhanden, wie sie ihresgleichen weder in Europa noch in einem außereuropäischen Lande findet." Ballod beschäftigt sich in diesem Zusammenhang auch mit der von Dr. Polly nach russischen Quellen behaupteten Zunahme der Flächenerträge des russischen Ackers, die er aber nicht durch Vermehrung der Produktion, sondern durch die Verbesserung der russischen Statistik erklärt. Er schreibt: „Heute sind die vom Russischen Statistischen Zentralkomitee veröffentlichten Angaben annäherungsweise zutreffend, wenigstens dürften sie keine stärkeren Fehler enthalten, als sie die Erntestatistik in den westeuropäischen Staaten aufweist, da die Art der Erhebung, richtiger Schätzung, durch ortskundige landwirtschaftliche Sachverständige, die gleiche ist. Die früheren Veröffentlichungen beruhten auf von den Gemeindevorständen und der Landpolizei gemachten Angaben, die notorisch unvollständig waren." Ballod bestätigt auch den früher von mir nach russischen Quellen geführten Nachweis, daß der russische Getreideexport überhaupt nur durch Unterernährung oder direkten Hunger der Bevölkerung zustande kommt. Er widerspricht (S. 73) den „russischen offiziösen und offiziellen Berichten", die 15 Pud (= 246 kg) Brotgetreide per Kopf für ausreichend zur Ernährung erklären und daraufhin russische Getreideüberschüsse demonstrieren. Deutschland verbrauche pro Kopf 316 kg (256 kg eigene Produktion und 60 kg Einfuhr) und habe dazu noch einen Kartoffelkonsum von 620 kg pro Kopf, Rußland einen solchen von 131 kg! „Mit anderen Worten: Deutschland könnte, wenn sich seine Bevölkerung nach russischer Norm ernähren wollte, ca. 6 Millionen Tonnen Getreide und Getreidewert exportieren, anstatt diesen Betrag einzuführen." (S. 74.)

Auch über den russischen Viehreichtum ist Professor Ballod anderer Ansicht, als Dr. Polly. Er schreibt (S. 75), nachdem er den Niedergang der bäuerlichen Wirtschaft charakterisiert hat: „Ein ähnliches trostloses Resul-

tat ergiebt die russische Viehstatistik, wenn man sie in Beziehung zur Bevölkerungsziffer setzt.". (Folgt Tabelle). „Wir sehen also, bei stark wachsender Bevölkerung ein Sichgleichbleiben des Bestandes an Kleinvieh und ein geringes Anwachsen der Pferdezahl. Die Anzahl der Rinder hat allerdings in gleicher Progression mit der Bevölkerung zugenommen — vorausgesetzt, daß auch dieses Anwachsen der Rinderzahl kein imaginäres ist. Dazu ist noch in den letzten Jahren wieder ein Niedergang der Rinderzahl zu vermerken." Auch in der Statistik über die landwirtschaftliche Produktion zweiter Ordnung können die Pollyschen Ziffern nicht beweisen, was sie beweisen sollen, weil sie sich nicht auf die Gegenwart, sondern auf die Vergangenheit beziehen. Sie reichen für Pferde, Schweine und Geflügel bis 1900, für Eier bis 1901, für Zuckerrüben bis 1901/02. Wir schreiben aber jetzt in einigen Tagen 1908. Ueber die enorm gestiegene Eierausfuhr würde ich dem Verfasser übrigens raten zu lesen, was der frühere Landwirtschaftsminister Jermolow in seinem Buch über die Landfrage (St. Petersburg 1906, russisch) schreibt. Jermolow fragt, ob man etwa glauben solle, daß die russischen Hühner jetzt mehr Eier legten, als früher? Nein, sagt er: Früher aßen bloß die Bauern selbst die Eier oder gaben sie ihren Kindern, jetzt aber zwingt die bittere Not sie, jedes Ei für den Eieraufkäufer aufzuheben. Und was die steigenden Erträge der russischen Forstwirtschaft betrifft, so habe ich schon 1902 gesagt, und russische Nationalökonomen haben es vorher wie nachher ebenso gesagt, daß die Steigerung im wesentlichen auf die rücksichtslose Ausbeutung der Kronswälder, ohne genügende Sorge für Nachwuchs und Wiederaufforstung, zurückgeht. Für den Flachs schließt Dr. Pollys Statistik bei 1903, bei der Baumwollproduktion in Turkestan bei 1902, und bei Kohle und Roheisen, wo sie wenigstens bis 1905 reicht, beweist sie, daß von 1900 bis 1905 die russische Produktion innerhalb gewisser ziemlich enger Schwankungsgrenzen stationär geblieben ist, d. h. eben keine Fortschritte gemacht hat.

Die wichtigste Frage für den russischen Staatskredit ist natürlich die nach der russischen Zahlungsbilanz im allgemeinen. Von dieser ist es abhängig, ob und wie lange die Goldwährung und die Zahlung des Kupons für die auswärtige Schuld in Gold aufrechterhalten werden können. Formell können sie natürlich auch bei der schlechtesten Zahlungsbilanz aufrechterhalten werden, wenn der abfließende Goldvorrat durch immer neue Anleihen wieder aufgefüllt wird, aber daß man auf den schließlichen Bankerott hinwirtschaftet, wenn man die Zinsen seiner alten Schulden nur mit neuen Schuldverpflichtungen begleichen kann, wird keines weiteren Nachweises bedürfen. Die Zahlungsbilanz Rußlands ist und bleibt abhängig von seiner Ernte, seine Ernte aber ist abhängig vom Wetter. Weil 1902, 1903 und 1904 ausnahmsweis gute Erntejahre waren, darum ist während dieser Zeit die Bilanz besser gewesen. 1905 war die Weizenernte noch gut, die Roggenernte aber um ca. 400 Millionen Pud geringer als 1904 (Ballod S. 73), und das zeigt sich sofort darin, daß der Ueberschuß der Ausfuhr

über die Einfuhr in dem auf die Ernte folgenden Jahre 1906 nur noch 381 Mill. Rubel (ca. 820 Mill. Mark, Statistisches Jahrbuch S. 48, Anhang) beträgt, d. h. um 87 Millionen Rubel weniger, als während des letzten von Herrn Dr. Polly angeführten Ausfuhrjahres 1905. Das Erntejahr 1906 hat sogar wieder partielle Hungersnot mit großen staatlichen Aufwendungen für die Verpflegung der Hungernden gebracht, und jetzt, im Winter 1907/08, ist dasselbe der Fall. Das Verhältnis zwischen Ausfuhr und Einfuhr wird voraussichtlich also für 1907 und 1908 ganz erheblich schlechter sein, als für das Jahr 1906, mit dem die niedergehende Bewegung eingesetzt hat. Eine Besserung und Gesundung dieser Verhältnisse ist nur denkbar, wenn die russische Landwirtschaft, vor allen Dingen die bäuerliche, von innen heraus gehoben wird. Davon aber ist bisher nicht das Geringste zu merken, und es ist auch gar nicht abzusehen, wie und wann die Besserung kommen soll. Bekanntlich ist die Agrarfrage nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch die eigentliche Wurzel der Schwierigkeiten in Rußland. Sehr richtig schreibt hierzu Ballod (Weltwirtschaft, S. 75): „Der Niedergang der bäuerlichen Wirtschaft ist nun zweifellos mit der mächtigste Hebel für die Revolutionierung Rußlands gewesen, für das Aufrollen der Agrarfrage, das Verlangen der Bauern nach einer neuen Landzuteilung größten Stils. Die Bauern fordern heut bereits das ganze Gutsland, und es hat den Anschein, als ob es ihnen auf die Dauer nicht wird vorenthalten werden können*) Dies würde zunächst eine ganz enorme Bedeutung für die Welthandelsbeziehungen Rußlands haben. Denn, wenn die Bauern ihren Willen durchsetzen und dabei das Gutsland um einen billigen Preis, wenn nicht gar umsonst erlangen, so könnte, so unglaublich es klingt, Rußland für die nächsten Jahre als Getreidelieferant geradezu vom Weltmarkt verschwinden. Die Bauern würden dann einfach das ihnen heute mit Hilfe der Steuerschraube abgenommene Brotgetreide selbst verzehren."

Man kann hinzufügen daß die Folgen der Aufteilung des Gutslandes an die Bauern sich jedenfalls auch darin äußern würden, daß der relativ bessere Kulturstand des bisher im Privatbesitz befindlichen Landes vor den elenden bäuerlichen Wirtschaftsmethoden sehr bald dahinschwinden, und daß aus diesem Grunde auch eine absolute Verminderung der russischen Getreideproduktion von der Aufteilung zu erwarten wäre.

Die Reihe der fetten Jahre von 1903 bis 1905, allenfalls noch bis 1906, hat zweifellos geholfen, die russischen Finanzen unter im übrigen sehr schwierigen Umständen besser aufrechtzuerhalten, als es sonst möglich gewesen wäre. Solche fetten Jahre können sich auch in Zukunft noch ein-

*) Um diese Frage dreht sich auch die ganze Verfassungskrisis in Rußland. Die erste und die zweite Duma mußten aufgelöst und das neue Wahlgesetz für die dritte mußte oktroyiert werden, weil nach dem alten die Bauernstimmen besinnungslos den Parteien zufielen, welche die radikalsten Versprechungen in der Landfrage machten.

wiederholen; ein positiver Rechnungsfaktor für die Zahlungsbilanz Rußlands sind sie nicht. Ein solcher Faktor nach der entgegengesetzten Seite, und zwar ein sehr schwerwiegender, ist aber die Zunahme der russischen Verschuldung infolge des Krieges. Was die Gesamt-Finanzlage Rußlands im gegenwärtigen Augenblick betrifft, so enthält der Aufsatz von Dr. Polly eine Anzahl sehr wichtiger und interessanter Angaben des russischen Finanzministeriums, die formell natürlich als unbedingt authentisch betrachtet werden müssen. Trotzdem bleibt eine Anzahl von Fragen übrig, die nicht beantwortet sind. Da die Arbeit und das oben abgedruckte Schreiben aus dem russischen Finanzministerium der Redaktion der Jahrbücher erst unmittelbar vor dem Schluß der Annahme von Beiträgen für das Januarheft zugegangen ist, so war es natürlich nicht möglich, eine ausführliche kritische Durcharbeitung jener amtlichen Angaben unter Bezeichnung der Zweifel und Ausstellungen, die sie übrig lassen, gleichzeitig mit dem Abdruck des Pollyschen Aufsatzes vorzunehmen.

Ein näheres Eingehen auf die durch Herrn Dr. Polly nicht geklärten Seiten des russischen Finanzproblems behalte ich mir daher für eins der folgenden Hefte der Jahrbücher vor, und es wird für die weitere Debatte von Nutzen sein, wenn bis dahin von russischer Seite eine Antwort auf einige Fragen erfolgt. Gegenwärtig besteht innerhalb der maßgebenden Finanzpresse, z. B. in Paris, Wien, Frankfurt a. M. und Berlin, nicht der geringste Zweifel daran, daß Rußland sich schon seit längerer Zeit um eine neue Milliardenanleihe bemüht. Wenn Herr Dr. Polly so energisch betont, daß die Prophezeihung dieser Anleihe für 1907 falsch gewesen sei, so haben wir demgegenüber allen Grund zu vermuten, daß der russische Finanzminister heute von ganzem Herzen wünscht, sie wäre richtig gewesen! Wenn man kein Geld hat bekommen können, so bleibt natürlich der Trost übrig, zu sagen, man habe keins gebraucht. Damit wird aber der immer dringender werdende Bedarf für die Zukunft nicht gedeckt. Wer noch den geringsten Zweifel daran hat, daß die Anleihe mit aller Macht vorbereitet wird und daß sie ganz dringend nötig ist, der braucht sich nur die Kursbewegung der russischen Werte während der letzten Monate anzusehen. Herr Dr. Polly hätte seine Kurstabellen durch die Berücksichtigung des November und Dezember 1907 äußerlich noch sehr verschönern können. Die Wirtschafts- und die daraus entspringende Finanzlage Rußlands zwingt uns aber trotzdem dazu, uns offen der Forderung anzuschließen, daß Mittel und Wege zur rechtlichen Verfolgung derjenigen deutschen Bankinstitute gefunden werden mögen, die dem deutschen Publikum jetzt noch neuen russischen Anleihebesitz zu vermitteln versuchen sollten.

Die Veröffentlichungen der russischen Regierung über ihre Finanzen können so lange nicht mit vollkommenem Vertrauen aufgenommen werden, wie es an einer wirksamen Kontrolle des Budgets, der Reichsbankausweise, des Notenumlaufs ꝛc. durch die Volksvertretung fehlt; ja so lange nicht

9*

die Reichskontrolle, die in Rußland dem Rechnungschef des Deutschen Reiches entspricht, mehr auf die Wirklichkeit als auf den Schein hin organisiert ist, kann auch nach dieser Seite hin der Anspruch auf unbesehene Hinnahme der Kontrollberichte nicht erhoben werden. Im Mai 1907 ist in St. Petersburg eine Veröffentlichung erschienen, die nach dieser Richtung hin direkte Befürchtungen nahe legt. Selbstverständlich handelt es sich dabei nicht um den Nachweis, daß falsche oder unwahre Ziffern von amtlicher Stelle publiziert worden sind, sondern darum, daß Unklarheiten bestehen und daß Mitteilungen, die gegeben werden mußten, nicht gegeben worden sind. Das Buch, das ich meine, ist von dem bekannten Moskauer Universitätsprofessor J. Ch. Oserow geschrieben und trägt den Titel „Wie wird in Rußland das Geld des Volkes ausgegeben? Die Kritik am russischen Ausgabenbudget und die Reichskontrolle (Nach unveröffentlichten Dokumenten.*)" Oserow teilt im Vorwort mit, daß er sich im Sommer 1906 an den damaligen Reichskontrolleur Schwanebach mit der Bitte gewandt habe, „ob es der Reichskontrolleur möglich fände, ihm Zutritt zu dem Archiv und zu den Akten der Reichskontrolle zu gewähren, um sich mit der Organisation der Kontrolle bei uns (d. h. in Rußland) und mit den Ergebnissen ihrer Tätigkeit bekannt zu machen, mit dem Hinzufügen, daß die Resultate der Arbeit veröffentlicht werden würden" Der Reichskontrolleur antwortete darauf, „daß alle Materialien zum Studium der Frage nach dem Stande des Reichskontrollwesens mit voller Bereitwilligkeit und mit dem größten Vergnügen zur Verfügung des Autors gestellt werden würden." Nicht nur der Reichskontrolleur, sondern auch die übrigen Beamten der Reichskontrolle haben den Autor mit der größten Liebenswürdigkeit unterstützt. Das Archiv der Behörde ist ihm einfach geöffnet worden. Das aufgehäufte Material, schreibt Oserow, „stellt da einen gewaltigen Wert dar. Es ist zweifellos wahr, daß unsere Staatsmaschine nicht vorangekommen ist; (wörtlich: „auf der Stelle getreten hat") aber sie hat immerhin bis zu einem gewissen Grade die vorbeiziehenden Tatsachen registriert, und eine Uebersicht über diese Tätigkeit beleuchtet gewissermaßen unser Budget und die Organisation der Reichskontrolle bei uns." Oserow bemerkt schließlich noch, daß er nicht das ganze Material habe bearbeiten können; er habe nur das Typische ausgewählt, „aber es läßt sich annehmen, daß die Arbeit auch unter diesen Verhältnissen ihr Teil Nutzen an dem großen nationalen Werk (der Regeneration Rußlands) stiften wird."

Das ganze Buch verdient im Zusammenhang wörtlich übersetzt zu werden; etwas Vernichtenderes als was hier, Stück für Stück aus den Akten der Reichskontrolle gestützt, mitgeteilt wird, ist über die öffentliche Korruption in Rußland noch nie geschrieben worden. Ich behalte mir vor

*) 309 S. Preis 1 Rbl.
*) zum großen Teil ist das Buch überhaupt als Flucht der Reichskontrolle in die Oeffentlichkeit anzusehen.

später noch ausführliche **Auszüge** aus dem Buch zu geben. Die auch von Herrn Dr. Polly **in gutem** Glauben wieder aufgewärmte Legende von der wirklichen **Rentabilität der russischen** Eisenbahnen wird hier so gründlich wie nur möglich **vernichtet, und** zwar unter schlagendem Hinweis auf alle die Umstände, die **an dem Defizit** schuld sind. Oserow veröffentlicht aber bedenklichere Dinge, **als die** Belege für die Korruption im allgemeinen und das **Eisenbahndefizit im besonderen.** Er beginnt zum Beispiel gleich mit der Mitteilung, **daß die** russische Reichsbank durch geheime statutenwidrige Darlehen, gegen **deren** Erteilung der Reichskontrolleur machtlos gewesen sei, in Wirklichkeit **ihr gesamtes** Grund- und Reservekapital von 55 Millionen Rubel verloren **habe.** Auf Befehl des Finanzministers Witte, der den Protesten der **Kontrolle** mit Allerhöchsten Kabinetsordres zu begegnen pflegte, seien im geheimen, d. h. ohne Buchung an gehöriger Stelle, Millionen über Millionen fortgegeben worden, um mehr oder minder hoffnungslose industrielle Unternehmungen vor dem Zusammenbruch zu bewahren. 1899 erhielt die Newa-Stahlgießerei über 10 Millionen Rubel; 1896 die serbische und die montenegrinische Regierung und der König Milan 2,8 Mill.; bis 1902 hatte die notorisch faule Lena-Goldabbaugesellschaft über 10 Millionen erhalten, und so fort, eine lange, lange Reihe. Seite 2 heißt es: „Am 1. Januar 1905 gab die Reichsbank die nicht statutenmäßigen Darlehen mit 63 Millionen Rubel an, aber nach andern Nachrichten sind diese Darlehen weit größer, wenn man die Verluste beim Ankauf von Aktien verkrachter Unternehmungen hinzuzieht, (6,5 Mill. Rubel) die Verschuldung der Persischen Darlehensbank (4,6 Mill. Rubel)" usw. „Alle diese Aufwendungen zu verschiedenen Terminen erreichen den Betrag von 70 Mill. Rubeln, so daß die Aufwendungen der Bank für Operationen nichtstatutarischen Charakters weit über 100 Millionen Rubel hinausgehen." Wie verlustbringend diese Operationen gewesen sind, mag aus der einen Mitteilung hervorgehen, daß von 1899 bis 1905 durch das St. Petersburger Kontor der Reichsbank 33 Mill. Rubel gegen das Statut ausgezahlt und nur 3,2 Mill. Rubel Rückzahlungen auf solche Darlehen eingegangen sind. Außerdem heißt es S. 258. Anmerkung: „aber man kann annehmen, daß die Aufwendungen der Reichsbank für alle nichtstatutarischen Darlehen bedeutend höher sind, (als angegeben wird) da die Darlehen unter verschiedenen Rubriken eingetragen werden."

Wo und wann hat man in den Veröffentlichungen des russischen Finanzministeriums etwas von diesem unglaublichen Stande der Dinge gehört?

Sehr wichtig ist es auch, und die Interessenten am russischen Kredit mögen es sich merken, daß Oserow (S. 261) mitteilt: zu A n f a n g d e s J a h r e s 1906 h a b e d i e r u s s i s c h e F i n a n z v e r w a l t u n g e r n s t h a f t d a r a n **g e d a c h t**, d i e U m w e c h s e l u n g v o n K r e d i t b i l l e t t e n g e g e n G o l d, d. h. **d i e B a r z a h l u n g**, e i n z u s t e l l e n! Damals rettete die **Milliarden-Anleihe** vor diesem Aeußersten. Was aber wird jetzt sein,

wenn die neue Milliarden-Anleihe nicht zustande **kommt?** Herr Dr. Posse führt die Zahlen des russischen Finanzministers über die Höhe des Goldvorrats an. Weiß er, was Oserow über den Goldabfluß aus Rußland und über die Konzentration der Goldmacht in den Händen der Regierung sagt? Ein Beispiel dafür. (S. 259): „Im Dezember 1905 wurde täglich (durch die Reichsbank) für $4^1/_2$ Mill. Rbl. Gold gekauft. Vom 1. Januar bis zum 20. Oktober 1905 verkaufte die Kreditkanzlei Valuta für 144 Mill. Rbl. und kaufte für 116 Mill. Rbl., vom 20. Oktober bis 1. Dezember wurde für 196 Mill. Rbl. Valuta verkauft und nur für 2,8 Mill. Rbl. gekauft, d. h. das Minus betrug beinahe 193 Mill. Rbl. Die Reichsbank verkaufte während der Zeit für 47 Mill. Rubel; folglich floß allein vom 20. Oktober bis zum 9. Dezember 1905 für 240 Mill. Rbl. Gold ab, und das bei einer außerordentlich günstigen Zahlungsbilanz. Diese Nachrichten werden vor dem Publikum peinlich geheim gehalten." Ferner (S. 261): „Gegenwärtig empfiehlt man ebenfalls die Ausgabe von Kreditbilletten, um den Goldvorrat unangetastet zu erhalten. Folglich werden auch hier verstärkte Maßnahmen zur Bewahrung des Goldes getroffen. Das ist ganz gut, nur besteht die Befürchtung, ob es da nicht einen Hintergedanken gibt. Werden nicht etwa diese Maßnahmen (die verstärkte Ausgabe von Kreditbilletten anstatt Gold seit 1904) deshalb getroffen, um einen möglichst großen Goldvorrat für den Fall aufzuhäufen, daß die Einstellung der Barzahlungen nötig wird? Wenn man die Barzahlungen einstellt, dann ist es richtig, sie im Moment starker Goldanhäufung einzustellen; wenigstens behält die Regierung alsdann die Goldmacht in der Hand und kann, wenn die Krisis vorbei ist, die Zahlungen eher wieder aufnehmen ..... Wir sprechen hier allerdings nur Vermutungen aus, aber das Zusammentreffen verschiedener Tatsachen nötigt zu ernsthaften Erörterungen." Es wird sich empfehlen, diesen Fingerzeigen eines so gut unterrichteten Mannes nachzugehen.

Sehr merkwürdig sind auch die Mitteilungen Oserows über den sogenannten „Reservewechselfonds." Bei der Wichtigkeit dieser Sache übersetze ich den Abschnitt wörtlich (S. 15 und 16).

„Anfangs existierte dieses Reservekapital nur für den Umtausch alter Kreditbillette und zur Umwechslung von Kreditbilletten verschiedenen Werts gegeneinander. Aber seit 1861 begann man den Fonds zur Verstärkung der Verkehrskassen zu benutzen. Dabei wird streng darauf gesehen, daß wenn man in einer Abteilung der Reichsbank eine bestimmte Summe an Kreditbilletten aus dem Reservekapital in eine Verkehrskasse überführt, in einer andern Abteilung der Bank, wo die Nachfrage nach Kreditbilletten nicht so groß ist, ein entsprechender Betrag an Wertzeichen aus der Verkehrskasse in den Reservewechselfonds übergebucht wird ... Im Jahre 1880 betrug das Reservekapital an Kreditbilletten 545 Millionen Rubel, im Jahre 1895 waren 875 Mill. Rubel; im Verkehr waren 1195 Mill., 1899 waren im Reservewechselfonds 1225 Mill. und im Verkehr 725 Mill.

Auf diese Weise wächst der Betrag des Reservekapitals, und offenbar benutzt man es gegenwärtig zur Verstärkung der dem öffentlichen Verkehr dienenden Kassen; so wurden 1898 aus dem Reservewechselfonds zum Umtausch von Kreditbilletten 261 Millionen Rubel verausgabt und zur Auffüllung der Kassen 945 Millionen. Nach dem Allerhöchsten Befehl von 1887 gehört zum Reservewechselfonds auch noch ein Fonds von Kreditbilleten für den Fall außerordentlicher Ereignisse, und seit 1897 dient er als Wertzeichenreserve für die sofortige Ausgabe von Geldern aus den örtlichen Kassen für den Fall der Mobilmachung. Wie man sieht, spielt dieser Fonds gegenwärtig eine große Rolle, und es wäre wünschenswert, daß seine Funktionen nicht durch geheime Vorschriften, sondern durch die öffentliche Gesetzgebung reguliert würden. Am 1. Januar 1905 betrug der Reservewechselfonds 1162 Mill. Rbl. Eine kleine Vergeßlichkeit bei der Umbuchung von Kasse zu Kasse kann die Ausgabe einer größeren Anzahl von Kreditbilletten nach sich ziehen, als in der Bilanz der Reichsbank aufgeführt werden. Man sieht, warum eine strenge Kontrolle der Reichsbank notwendig ist." Soviel aus Oserow!

Bis wir eine klare Antwort aus dem russischen Finanzministerium über diese Dinge haben, wird es nötig sein, die Diskussion aufzuschieben. Herr Dr. Polly kann das Oserowsche Buch keinesfalls gekannt haben; sonst hätte er unmöglich den zuversichtlichen Ton in seiner Arbeit anschlagen können. Der Wink mit der „kleinen Vergeßlichkeit" ist denn doch gar zu deutlich, um nicht mit allem Nachdruck bis zu einer ganz zweifelsfreien Aufklärung den Finger auf diese Stelle zu legen. Die Schilderung, wie der Finanzminister Witte die Tätigkeit der Reichsbank der Reichskontrolle stets zu entziehen bemüht war, ist so drastisch, daß sie eigentlich auch in extenso übersetzt zu werden verdient. Sie kommt praktisch darauf hinaus, daß der Reichskontrolleur durch die Mitteilung des Materials an Herrn Oserow die Verantwortlichkeit für die veröffentlichten Bilanzen der Reichsbank ablehnt.

In den Mitteilungen des russischen Finanzministeriums bei Herrn Dr. Polly finden sich Unklarheiten, die man unwillkürlich mit den Fragezeichen in Verbindung bringt, die das Buch Oserows aufstellt. Es heißt bei Polly (S. 107), Ende 1906 und Anfang 1907 seien nahe an 236 Millionen Rubel kurzfristiger Schatzanweisungen „getilgt" worden. Ja, aus welchen Fonds denn? Etwa aus dem Oserowschen „Reservewechselfonds"? Dann könnte Rußland allerdings seine kurzfristigen Verpflichtungen sehr rasch begleichen. Oder aus den Sparkasseneinlagen?

Soviel für diesmal als Kommentar zu der Arbeit von Dr. Polly. Eine weiter ins einzelne gehende Analyse hoffe ich demnächst vorzulegen, und ich darf wohl annehmen, daß bis dahin das zur Diskussion stehende Material von russischer Seite noch etwas vervollständigt werden möge.

Paul Rohrbach.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Hegels Phänomenologie des Geistes. — Jubiläumsausgabe in revidiertem Text herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Georg Lasson. — Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1907.

Seiner sehr verdienstvollen Ausgabe der Encyklopädie Hegels hat Georg Lasson nunmehr eine ebenso bedeutsame Ausgabe der Hegelschen „Phänomenologie des Geistes" als Band 114 der in dem Dürrschen Verlage zu Leipzig erscheinenden „Philosophischen Bibliothek" folgen lassen. In beiden Veröffentlichungen ist es dem Herausgeber gelungen, durch sorgfältige Kollationen zahlreiche Druckfehler zu beseitigen; und so dürfte es denn in Zukunft angebracht sein, in allen wissenschaftlichen Untersuchungen nach diesen beiden Ausgaben zu zitieren. Es wäre sehr zu wünschen, daß auch den anderen Schriften Hegels eine so gewissenhafte Textbearbeitung zu teil würde, wie sie dieser „Phänomenologie des Geistes" zugute gekommen ist.

Ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient aber die ausführliche Einleitung, die der Herausgeber diesem Werke vorangeschickt hat. Er gibt darin eine Entwicklung des Hegelschen Denkens bis zur „Phänomenologie" hin und eine Charakteristik dieser Schrift selbst, die als die beste und wirkungsvollste Einführung in das Studium dieses Philosophen hingestellt werden können. Wesentlich gefördert worden ist diese Darlegung durch die treffliche Publikation Hermann Nohls „Hegels theologische Jugendschriften" (Tübingen, 1907), die uns das Material an die Hand gegeben hat, der Entwicklung des Hegelschen Geistes bis zu seinen ersten freien Flügelschlägen nachzuschauen. Das ist um so erfreulicher als uns die ältere Literatur über diesen Philosophen in bezug darauf fast völlig im Stich läßt. Karl Rosenkranz hat das Material nicht genügend auszunutzen vermocht, und Haym hat durch sein Buch „Hegel und seine Zeit" (1857) ein klassisches Beispiel dafür gegeben, was bei der Darstellung eines Philosophen herauskommen kann, zu dessen Gedankengängen jede innere Beziehung fehlt. Auch Kuno Fischers Hegel-Band, so verdienstvoll er in den biographischen Abschnitten ist, leidet doch daran, daß er mehr eine inter-

essante Umschreibung der Hegelschen Gedankengänge durch geschickt ausgewählte Zitate ist, als daß er die Schwierigkeit des Verständnisses durch eine selbständige und verständliche Darstellung aus einem vertieften inneren Einblick heraus zu überwinden vermöchte. Unter den älteren zusammenhängenden Darstellungen erscheint mir noch immer die von Joh. Ed. Erdmann in seiner Geschichte der neueren Philosophie als die beste, obwohl sein analytisches Verfahren heut auch nicht mehr allen Ansprüchen der wissenschaftlichen Interpretation zu genügen vermag. Hier nun füllt G. Lassons Einleitung in die Phänomenologie eine wesentliche Lücke aus, da er den inneren Entwicklungsgang Hegels bis zu diesem Werk hin mit einer bisher nicht erreichten Durchsichtigkeit und Vollendung gibt, und zwar in einer wirklich philosophischen, nicht bloß äußerlich literarhistorischen Auseinandersetzung. Es ist schlechterdings unmöglich, in das wahrhafte Verständnis des Hegelschen Systems einzudringen, wenn man nicht den erhabenen Standpunkt dieses Denkers ebenfalls zu erklimmen und das Leben im Geiste mit demselben Auge zu erfassen vermag, in dem es sich ihm gespiegelt hat. Geschieht das nicht, so ist nichts leichter, als aus dieser Geistesarbeit mit Hilfe einiger entsprechend ausgewählter Sätze z. B. aus der Naturphilosophie eine völlig zwerchfellerschütternde Karikatur zu machen. Auch ist dies immer das beste Mittel, den Mangel des eigenen Verständnisses geschickt zu verdecken. Einem solchen Vorgehen gegenüber ist vielmehr darauf hinzuweisen: das Verständnis Hegels muß für unser Volk erst wieder von neuem in aller Gründlichkeit erobert werden. Und wenn nicht alles täuscht, so ist die Zeit dafür nunmehr herangekommen. Was G. Lasson dazu in den vorliegenden Einleitungen, erst zur Encyklopädie und jetzt zur Phänomenologie, beigetragen hat, kann als guter Vorbote angesehen werden.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Theologie.

Richard Rothe und seine Freunde von Adolf Hausrath. 1. Band 1902, VI, 403 S., 2. Band 1906, VIII, 571 S. Berlin, G. Grote.

Als zur Feier des hundertsten Geburtstages von Richard Rothe die ausgezeichneten Arbeiten von Hönig und Bassermann, von Holtzmann, Sell und Troeltsch erschienen, da zeigte es sich, daß der Verstorbene nicht zu den Toten gehörte. Und daß sein Andenken nicht nur zu einer Gedächtnisfeier erneuert worden ist, um alsbald wieder zu versinken, wie es oft geschieht, das beweist Hausraths Werk, das zugleich Rothes Wirkungen in die Zukunft hinein verstärken wird. Denn der Geist dieses eindringenden religiösen Denkers und zugleich tiefreligiösen Charakters wird mitbauen an der geistigen Welt auch unseres Jahrhunderts. War er doch nicht nur einer der großen Theologen seiner Zeit, sondern eine geweihte Persönlichkeit und

zugleich von edler Natürlichkeit, einer von den wenigen, welche die doppelte Bekehrung erlebt haben, vom natürlichen Menschen zum Christen und vom Christen zum natürlichen Menschen höherer Ordnung. In die Werkstatt, in der er gezimmert wurde und in die Anfänge seines Wirkens führt der erste Band uns ein. Hier ist von besonderem Interesse die Berliner Studenten- und Wittenberger Seminarzeit, in der er in den Bann des Pietismus geriet, und die Wirksamkeit in Rom, wo er die Kraft gewann, die Fesseln abzustreifen. Im Schutz des engen Kreises war er zu der innigen Frömmigkeit herangereift, die der Kern seines Lebens blieb, aber aus der Enge trat er heraus: „An freier Luft fromm zu sein", das war es, worauf es ihm von nun an bis ans Ende ankam.

Rothes Ankunft in Berlin fiel gerade in die Zeit der Entlassung de Wettes. Ueber diese für die Berliner Universität und nicht nur für sie bedeutungsvolle Katastrophe hat neulich Lenz in der Kleinert gewidmeten Philotesia wichtige Aktenstücke, mit verbindendem Text, veröffentlicht. In dem Kapitel Berlin bei Hausrath findet man dazu manche feine Illustration. Mit der Uebersiedlung nach Heidelberg beginnt der zweite Band; meine Besprechung desselben in den Theologischen Arbeiten aus dem rheinischen Predigerverein darf ich hier, unter einigen Auslassungen und Aenderungen, wiederholen, da das meiste, worauf sie hinweist, auch Nichttheologen angeht.

In Heidelberg erreichte Rothe die Höhe seines Lebens. Hier ist er mit einer Unterbrechung von vier Bonner Jahren geblieben und ist auf der Höhe geblieben. Hier sehen wir ihn Stellung nehmen gegen die Reaktion, sehen den „Heidelberger Dreibund, Bunsen-Rothe-Schenkel", die neue Aera und das neue Heidelberg, die Gründung des Protestantenvereins, den Schenkelstreit und die letzten Kämpfe bis zum Tode.

Als Rothes Schüler und späterer Mitarbeiter, der vieles, was dieser erstritten und erlitten hat, miterlebte, als Heidelberger Universitätsprofessor mit dem Boden vertraut, ja verwachsen, in dem Rothe so feste Wurzeln geschlagen hatte, dadurch imstande, aus schriftlichen Quellen, die andern kaum zugänglich sind, aus mündlicher Mitteilung und reicher persönlicher Erinnerung zu schöpfen, war Hausrath vor vielen anderen zu diesem Werk berufen. Die Verschiedenheit der Charaktere konnte dabei kein Hindernis sein, weil im Innerlichsten Gemeinschaft bestand und besteht, wohl aber erhöhte sie die Möglichkeit, klar zu sehen.

Während nun Hausrath in seiner Lutherbiographie sich auf die Aufgabe beschränkt hatte, die Persönlichkeit abzubilden und das Zeitalter, seine Geistesströmungen, seine führenden oder hervorragenden Männer nur soweit geschildert hatte, wie es zum Verständnis seines Helden unumgänglich war, geht er bei Rothe anders zu Werke. Der Zusatz auf dem Titel „und seine Freunde" zeigt es an, daß er mehr als eine Biographie zu geben beabsichtigt hat. Ja, wir haben von seiner unermüdlichen und freigiebigen Hand noch mehr empfangen, als er verhieß, nämlich nicht nur ein großes Stück Gelehrten-

geschichte, sondern auch ein sehr respektables Stück Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Dennoch verschwindet in der Darstellung Rothe weder hinter seinen Freunden noch hinter den kleinen oder größeren Ereignissen jener Zeit. Selbst in dem Kapitel, in welchem „das Heidelberger Interim" geschildert wird, ist er unsichtbar gegenwärtig. Nicht nur die meisten namhaften Theologen seiner Zeit, auch viele andere hervorragende Männer ziehen an uns vorüber, aber nicht als schwankende Gestalten. Hausraths Kunst gelingt es, in fest umrissenen Zügen sie uns vorzuführen. Meisterhaft versteht er es, nicht nur die Hauptperson und die „Freunde" herauszuarbeiten, sondern auch viele Nebenpersonen mit ihren eigenen Worten so sprechen zu lassen, daß wir sie sehen. Kleine und kleinste Züge mitzuteilen verschmäht er nicht, aber meistens sind es solche, die zur Charakterisierung dienen. Ohne Witz und Satire geht es dabei nicht zu. Dazu fordern aber auch viele Erscheinungen geradezu heraus, und wen der Ton bisweilen etwas scharf dünkt, der sehe zu, ob es nicht dieselbe Schärfe ist, die in der berühmten Ansprache des nachmaligen ersten Kaisers am 8. November 1858 (S. 372) sich findet, und ob sie nicht, ebenso wie hier, in sittlichem Zorn gegen Heuchelei und Scheinheiligkeit, gegen ein Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken, begründet ist. Gründlicher konnte man das Buch und den Autor nicht verkennen, als wenn man es in einem kirchlichen Blatt das Werk eines verärgerten Parteifanatikers genannt hat. Nein, dem Gedeihen des Parteifanatismus ist schon die badische Luft nicht günstig, so wenig wie die Einwirkung und Nachwirkung Rothescher Geistes.

Dem Pietismus entwachsen, war Rothe ein Feind aller verengenden Isolierung. Nachdrücklich verlangte er, daß die Theologie sich in engem Connex mit den übrigen Wissenschaften halte, und mit großem Ernst erinnerte er sie an ihre Pflichten gegenüber den nichttheologischen Gemeindegliedern. Eine solche Pflicht erwächst ihm aus der Tatsache, daß die altkirchlichen Vorstellungen hinfällig geworden sind. „Es ist unmöglich und vor allem durchaus unevangelisch, es auf die Dauer so fortgehen zu lassen, daß auf der einen Seite die Theologie die Heilige Schrift kritisch untersucht und infolge davon sich immer entschiedener in einer Ansicht befestigt, die von der kirchlich dogmatischen Vorstellung toto genere verschieden ist, und auf anderer Seite die gläubige Gemeinde in aller Unschuld in dieser letzteren fortbeharrt, ohne daran irgendwie irre gemacht zu werden seitens der Theologie. So kann und darf es nicht bleiben. Es muß zur Wahrheit und Ehrlichkeit kommen zwischen beiden Teilen. Die Aufgabe, diese herzustellen, fällt aber natürlich der Theologie allein zu." „Es ist einfach unsere Pflicht und Schuldigkeit, diejenigen unter den Nichttheologen, welche unbefangen dafür halten, nur der Unglaube verfalle darauf, die H. Schrift nicht mehr für eben das zu nehmen, wofür unsere Väter vor hundert Jahren sie angesehen haben, aus dieser Täuschung zu reißen, und sie darüber zu verständigen, daß die historische Kritik an der

Bibel nicht etwa ein Fündlein des Unglaubens oder des Rationalismus ist, sondern eine Forderung, welche die evangelische Kirche, solange sie ihren Grundprinzipien treu bleibt, nur mit bösem Gewissen abweisen kann."

Da Rothe zu den Denkern gehört, welche in der Geschichte des Staatsgedankens in Deutschland eine hervorragende Stellung einnehmen, da er im nationalen und staatlichen Leben den Boden sah, auf dem das in der Kirche erkrankte Christentum seine entwicklungsfähigen Schößlinge getrieben habe, so versteht es sich von selbst, daß in unserer Biographie das Politische nicht zu kurz kommt. Freilich ist die Politik, um die es sich hier hauptsächlich handelt, die Politik Friedrich Wilhelms IV., und die ist in erster Linie Kirchenpolitik. Als solche hatte Hausrath sie schon in seiner Straußbiographie, die sich in einigen Abschnitten mit unserem Buch naturgemäß nahe berührt, aufgewiesen; jetzt geht er noch gründlicher darauf ein. Er tritt damit in ausdrücklichen Gegensatz zu Treitschke, der, weil ihm nur Preußens politischer Beruf am Herzen lag, den Kern dieses Regiments nicht getroffen hat. Darum haben auch die drei Gerlache und Stahl die Ehrenstellung nicht verdient, die Treitschke ihnen zuweist, so wenig wie Bunsen den Spott, mit dem er ihn zudeckt. Nach beiden Seiten hin übt Hausrath historische Gerechtigkeit, indem er einerseits die Mittel aufzeigt, deren jene sich ohne viel Skrupel bedienen, andererseits zeigt, daß über Bunsens Fehlern in der äußeren Politik heilsame Wirkungen in der inneren, die Vereitlung manch großen Uebels, nicht vergessen werden dürfen. Wenn man recht deutlich sehen will, wodurch so großen Kreisen in unserem Volk, nicht etwa nur dem aufgeklärten Bürgertum, die evangelische Kirche gründlich verleidet worden ist, dann muß man das Kapitel Bonn bei Hausrath lesen. Sind hier ein paar unbedeutende Einzelheiten, die Kinkel betreffen, nach den „Lebenserinnerungen" von Karl Schurz zu berichtigen — keine Berichtigung wird die Zeichnung der pietistischen Kamarilla zulassen, die länger als ein Jahrzehnt am Hofe Friedrich Wilhelms IV. bestand, konstituiert von Leopold Gerlach aber nicht nur aus Mitleid mit der hilflosen Lage des Königs. Die Unfruchtbarkeit der Gerlachschen Politik, die auch ihr wohlwollender Beurteiler, H. von Petersdorff, in seinem Artikel über Joseph von Radowitz und Leopold von Gerlach im Januarheft der Deutschen Rundschau 1907 einräumt, erfährt durch Hausrath eine schärfere Beleuchtung. „Zwei Drittel der Aufzeichnungen der beiden Hauptratgeber des Königs beziehen sich auf den Kampf der pietistischen Höflinge gegen die Rationalisten, die Lichtfreunde und die Union." Damals ist — und nicht etwa nur in Süddeutschland — die Abneigung gegen das sogenannte königlich-preußische Christentum aufgekommen, die bis auf diesen Tag — und nicht etwa nur in Süddeutschland — unüberwunden ist.

Von hier aus ergiebt sich für Hausrath auch eine etwas andere Auffassung als die übliche von den Anfängen der inneren Mission. Der päda-

gogischen Gabe Wicherns, seinem Organisationstalent, seiner Tapferkeit läßt Hausrath alle Gerechtigkeit widerfahren, aber die Verbindung mit der Reaktion betrachtet er als die Ursache der, aufs Ganze gesehen, nicht zu leugnenden Geringfügigkeit des Erfolges, hierin in Uebereinstimmung mit Rothe, der über das Ziel, Deutschlands Bekehrung zum Pietismus, so schroff wie möglich urteilte: „Ein pietistisches Volk, wenn es ein solches geben könnte, wäre als Volk zugrunde gegangen."

Wie vieles wäre noch aus dem reichen Inhalt des von Anfang bis zu Ende spannenden Buches hervorzuheben als von besonderem Interesse, und zwar nicht nur historischem. Aber ich kann nur noch auf die wunderschöne Charakteristik Rothes im letzten Kapitel hinweisen, den Kuno Fischer einmal das inkarnierte Christentum genannt hat, und vor dem auch viele Orthodoxe nach ihrem eigenen Zeugnis sich beugten. Warmer Dank sei dem Verfasser gebracht für die Sorgfalt, mit der er eine solche Stofffülle gesammelt und zu einem Kunstwerk gestaltet hat. Er hat noch mehr gekonnt. Seinem Werke Leben zu verleihen hat er vermocht. Denn nicht nur Rothe redet daraus zu uns, wiewohl er gestorben ist, auch seine Zeit tritt in ihrem engen Zusammenhang mit unserer Gegenwart, mit ihren heilsamen, noch mehr mit ihren verhängnisvollen Nachwirkungen hervor und hält, ohne daß der Geschichte Gewalt angetan wird, Zwiesprache mit unserer Zeit. Eduard Simons.

Kolonien.

Lic. Dr. Paul Rohrbach. Deutsche Kolonialwirtschaft. I. Band: Südwest-Afrika. Buchverlag der „Hilfe". Berlin-Schöneberg. 1907. VIII und 510 Seiten mit 24 ganzseitigen Tonbildern und einer Karte. Preis 10 Mark.

Den Lesern der „Preußischen Jahrbücher" bitte ich mit nachstehenden Zeilen den ersten Band einer zusammenfassenden Darstellung unserer Kolonialwirtschaft anzeigen zu dürfen. Die vorliegende Arbeit verfolgt den Plan, die Probleme und Aufgaben in jeder einzelnen Kolonie im Zusammenhange mit denjenigen Voraussetzungen zu behandeln, die durch den physikalischen Aufbau und die klimatischen Besonderheiten des Landes gegeben sind. Es folgt daher auf einen ersten Teil: „Das Land" als zweiter Teil: „Die Wirtschaft." Für Südwestafrika war insofern die Notwendigkeit einer etwas eigenartigeren Darstellung gegeben, als hier die große Katastrophe des Eingeborenen-Aufstands von 1904 einstweilen fast mit dem ganzen Ergebnis der bis dahin betriebenen kolonialen Wirtschaft tabula rasa gemacht hatte. Es lag also eine Notwendigkeit vor, erstens eine Erklärung dafür zu geben, wie es zu diesem großen Zusammenbruch gekommen war, zweitens aber, ein Programm für den Wiederaufbau der Kolonie von Grund auf zu entwickeln. Ich habe mich bemüht, zunächst zu zeigen,

wie schon die früheren wirtschaftlichen Aufschließungsversuche in Südwestafrika, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis auf die deutsche Besitzergreifung, von der eigentümlichen Besonderheit der natürlichen Verhältnisse dieses Stücks Südafrika ausgingen und ausgehen mußten. Die deutsche Herrschaft setzte dann gleich mit einem großen fundamentalen Fehler ein: sie vermied, gegenüber den Eingeborenen die Frage nach dem Herrschafts- und Besitzrecht über den Grund und Boden zu stellen und zu entscheiden, ja sie ließ es sogar mit Absicht und Bewußtsein geschehen, daß die bisher schlecht bewaffneten Eingeborenen sich reichlich mit modernen Gewehren und mit Munition versahen — eben mit der Bewaffnung, mit der sie alsdann 1904 ihren Aufstand unternahmen. — Außerdem aber wurde der größere Teil des wenigen verfügbaren Kronlands an eine Anzahl spekulativer Landgesellschaften vergeben, ohne daß diesen genügende Garantien für die Verwirklichung der von ihnen übernommenen Aufgaben auferlegt worden waren. Ich habe auf dieses Kapitel über die Gesellschaften besondere Sorgfalt verwendet und namentlich für die „Siedlungsgesellschaft für Südwestafrika" nicht nur das gedruckte, sondern auch das in den Windhuker Akten vorhandene Material (mit Wissen des dortigen Gouvernements) für meine Darstellung mitverwertet. Die Geschichte der Siedlungsgesellschaft ist nach beiden Seiten hin, sowohl was die grundlegenden Fehler der Kolonialverwaltung, als auch was die Mängel unserer ersten kolonialen Privatunternehmungen betrifft, ein Schulbeispiel dafür, wie koloniale Unerfahrenheit imstande ist, Fehler über Fehler zu häufen. Jede unsachliche Animosität gegen die Teilhaber und Leiter der Gesellschaften, die mir persönlich entweder garnicht oder nur ganz oberflächlich bekannt sind, hat mir dabei so fern wie nur möglich gelegen, und einen früheren formellen Fehler, der nach einer Richtung hin den Schein des Gegenteils erwecken konnte, habe ich in dem Vorwort zu meinem Buch ausdrücklich redressiert. Auch gegenüber der neuesten Arbeit von Professor Anton in Jena, die sich speziell mit der Ehrenrettung der Siedlungsgesellschaft beschäftigt, im übrigen aber nach Ton und Inhalt sich von den Veröffentlichungen der Gesellschaft selbst merklich unterscheidet, habe ich mich dementsprechend nicht davon überzeugen können, daß an der Darstellung des Themas in meinem Buche etwas nennenswertes zu ändern wäre.

Ein weiteres Kapitel behandelt die Entwicklung der südwestafrikanischen Wirtschaft vor dem Aufstande und die Gefahren, die sich aus den in der Eingeborenenpolitik wie in der Landpolitik gemachten Fehlern gleichzeitig mit dem Fortschreiten der Besiedlung des Landes und neben ihr her immer verhängnisvoller entwickelten. Ich glaube, daß dieses der erste Versuch einer zusammenhängenden, auf die Kenntnis der Verhältnisse und der Akten gestützten Darstellung der südwestafrikanischen Wirtschaftsverhältnisse bis zum Aufstande und der Entstehungsgründe für die Insurrektion selbst ist. Leider sind grundlegende Fehler nicht nur vor dem Aufstande, sondern auch während der Bekämpfung des Aufstandes selbst gemacht worden — Fehler

südwestlichem Gebiet. Eine Kritik der militärischen Maßnahmen im
engeren Sinne habe ich mir nirgends angemaßt. Der größte Fehler war,
daß man nicht den Gouverneur Leutwein unter allen Umständen die Nieder-
werfung des Aufstandes hat durchführen lassen. Der Wechsel in der poli-
tischen und administrativen Leitung mitten im Aufstande hat erst die Er-
hebung der Witboois und damit die endlose Hinauszögerung des Friedens,
die ungeheuren Kosten und die Menschenverluste, namentlich im Süden,
bedingt. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Oberst Leutwein die
politische Lage mit Rücksicht auf das Verhältnis zu den Eingeborenen vor
dem Kriege richtiger eingeschätzt hat, als irgend ein anderer in der Kolonie,
und es muß als ein tragisches Verhängnis bezeichnet werden, daß trotzdem
gerade Leutwein den Zusammenbruch erlebte. Soweit neben dem Ver-
hängnis hier auch von einer Schuld geredet werden kann, wäre sie höchstens
darin zu suchen, daß Gouverneur Leutwein seine Art Eingeborenenpolitik
nicht nur als das ansah, was sie war, d. h. als beklagenswerte Not-
wendigkeit, die sich aus Fehlern ergab, die andere vor ihm gemacht hatten,
sondern daß er glaubte, mit ihr an sich auf einem berechtigten und guten
Wege zu sein. Diesen seinen Standpunkt hat er aber nach der Katastrophe
so gut wie vorher in der Oeffentlichkeit offen und mannhaft vertreten und
verteidigt, wie ich das bereits in meiner Besprechung seines Buches „Elf
Jahre Gouverneur in Südwestafrika" in diesen Jahrbüchern bemerkt habe.

Meine drei Schlußkapitel sind der Entwicklung eines ausführlichen
Programms für den Wiederaufbau der Farmwirtschaft, für den Eisenbahn-
bau in der Kolonie und schließlich der Warnung vor einigen drohenden
Irrwegen in der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes gewidmet. Bei
diesen Darlegungen habe ich mich ganz besonders auf meine Erfahrungen
als Vorsitzender der Kommission zur Feststellung des Aufstandschadens und
zur Hilfeleistung für die ausgeraubten Ansiedler stützen können. Ich habe
den größten Teil aller in Südwestafrika bis zum Jahre 1906 vorhandenen
Farmen persönlich gesehen und die meisten Farmer über die Ergebnisse
ihrer durch den Aufstand ganz oder zum Teil vernichteten Wirtschaft selbst
mündlich vernommen. Auch im englischen Südafrika habe ich auf einer
längeren Dienstreise nahezu hundert Farmen besucht und mir bei einer
größeren Anzahl ausführlicheren Einblick in den dort bestehenden Betrieb
verschafft. Ich glaube daher ohne Ueberhebung den Anspruch machen zu
können, daß nicht nur in der historischen Darstellung der Entwicklung Süd-
westafrikas bis zum Kriege, sondern auch in dem Entwurf eines positiven
Wirtschaftsprogramms für die Gegenwart nnd Zukunft an keiner anderen
Stelle ein größeres Material an eigener Erfahrung und Anschauung ver-
wendet worden ist, als es mir infolge meines mehrjährigen dienstlichen
Aufenthalts im Lande zur Verfügung stand. Wie weit meine Aus-
führungen imstande sind, denjenigen, die Südwestafrika und die südwest-
afrikanische Wirtschaftsweise nicht selbst kennen, ein anschauliches Bild
zu geben und sie von der Richtigkeit und Notwendigkeit der Gedanken zu

überzeugen, die ich vortrage, darüber steht nicht mir, sondern meinen Lesern das Urteil zu. Paul Rohrbach.

Literatur.

Richard Wülker: Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2. Auflage. Leipzig. Bibliographisches Institut. 1907.

Obgleich diese in 2. Auflage neubearbeitete und wesentlich erweiterte Literaturgeschichte nur mit einem — allerdings sehr umfangreichen und bedeutsamen — Teile zur Shakspere-Literatur gehört, möchte ich bei dieser Gelegenheit doch mit einigen Worten auf dieses hervorragende Werk aufmerksam machen, das die reife Frucht eines lebenslangen Gelehrtenfleißes ist — der Leipziger Professor Wülker ist einer der ältesten Universitätsdozenten des Englischen. Während in der vor elf Jahren erschienenen Auflage die ältere und älteste Zeit einen relativ zu breiten Raum einnahm und die allerneueste Literatur der letzten 20—30 Jahre gar nicht berücksichtigt war, ist in dieser jene wesentlich beschränkt (das Kapitel über die keltische Literatur ist z. B. ganz weggeblieben), und ein sehr eingehendes und umfangreiches Kapitel über die heutige englische Literatur von Ernst Groth hinzugefügt, von dem man sagen darf, daß seine Belesenheit auf diesem Gebiet in Deutschland sicher einzig dasteht. Den Beschluß des Werkes bildet, ebenfalls neu, eine amerikanische Literaturgeschichte aus der Feder des in Fachkreisen angesehenen Felix Flügel, der gegenwärtig amerikanischer Universitätsdozent ist; sie ist so umfangreich, daß sie ein stattliches Buch für sich machen würde. Die beiden starken Bände größten Formats bilden das beste deutsche Nachschlagebuch über englische Literatur, das wir jetzt in Deutschland besitzen; denn auch ihre unfruchtbaren Gefilde, wie das 15. Jahrhundert und die Zeit der letzten Stuarts und der Königin Anna, über die man beim Lesen schnell hinwegschreitet, sind gründlich bearbeitet. Andererseits aber, was die Hauptsache ist, sind die einzelnen Dichtungen, von denen meistenteils Inhaltsangaben gegeben werden, für sich und gegeneinander solide abgeschätzt, vermittelst eines durch langjährige Beschäftigung mit der Poesie erworbenen gesunden Urteils. Solchem gebildeten Urteil entspricht es denn auch, daß die Bedeutung der einzelnen Literaturgrößen gekennzeichnet wird schon durch den Umfang, in dem sie behandelt sind. Diese durchweg richtige Perspektive wird nur ein paarmal gestört, z. B. durch den Scott und Bulwer, Bernard Shaw und Oscar Wilde gewidmeten Raum. Größen, wie die beiden letzten, überleben sich im besten Falle zehn Jahre; gewöhnlich sterben sie mit ihrem Tode, sobald die Welt, in der sie Mode waren, keine neue Sensation mehr von ihnen zu erwarten hat.

Was den die Blüte des Dramas behandelnden Teil betrifft, so ist dessen Werden von den Misterien, durch die Moralitäten und Interludes

und die klassischen Einflüsse hierdurch bis zur höchsten Entwicklung des Volksdramas eingehend verfolgt; der Inhalt des Chester Misterien-Zyklus und vieler anderen repräsentativen Erzeugnisse ist mitgeteilt.

Die Biographie Shaksperes wird gegeben mit strenger Ausscheidung aller halb verbürgten oder sagenhaften Nachrichten. Nach Wülker ist nicht erwiesen, daß Shakspere früher, als es sonst üblich war, mit 14 oder 15 Jahren, aus der Schule genommen sei, um dem Vater in seinem Geschäft zu helfen; daß er in jungen Jahren Metzger-Lehrling, daß er ganz mittellos gewesen sei, als er Anne Hathaway heiratete; daß er wegen Wilddiebstahls nach London geflohen und zuerst Pferdehalter vor dem Theater gewesen sei. In der Wilddiebstahls-Frage wird Wülker schwerlich durchdringen können, da für diese Uebertretung Shaksperes und seinen Konflikt mit Sir Thomas Lucy neben Rowes Biographie das unabhängige Zeugnis des Geistlichen Davies steht. Er wird auch nicht aufrecht erhalten können, daß Nash in seiner Vorrede zu Greenes Menaphon 1589 sich auf Shakspere bezogen habe und daß dieser von Anfang an zu den „Schauspielern der Königin“ gehört habe. Die betreffende Stelle von Nash wird allgemein mit höchster Wahrscheinlichkeit auf Kyd gedeutet, und über den Schauspieler Shakspere als Zugehörigen der Lord Chamberlain's men erhalten wir die erste Nachricht 1594. Daß die Einnahmen der Aufführungen unter alle Schauspieler je nach ihrer Bedeutung verteilt wurden, darüber haben wir keine Nachrichten; wenn wir aber der von Halliwell entdeckten Urkunde vom Jahre 1635 auch für Shaksperes Zeit Gültigkeit zugestehen, was doch wohl natürlich ist, dann teilten sich die Mitglieder einer Gesellschaft in Anteilhaber und solche, welche von den Anteilhabern eine bestimmte Gage erhielten.

Wülkers Urteile über den Dichter Shakspere sind im ganzen wohlbegründet. Auch er glaubt nicht daran, daß jener seine ersten Dramen allein geschaffen habe, wenn er auch mit Recht gegen die englischen Kritiker auftritt, welche ihm ein Stück wie Titus Andronicus ganz absprechen. Daß Ende gut alles gut nichts mehr vom Euphuismus in engerem Sinne enthält, mag richtig sein, aber von dem jugendlichen Lylyismus und Platonismus finden wir darin noch genug, um seine Anfänge in die jugendliche Periode zu verlegen. Mit Recht weist Wülker den in England so beliebten Vergleich zwischen Shylock und dem Juden von Malta von der Hand, wie er überhaupt Marlowe und seinem traurigen Machwerk Faust, der von Dyce, Hallam und selbst Courthope so lächerlich gepriesen wird, die richtige Würdigung zuteil werden läßt; richtig auch ist, daß wir in Falstaff nicht die uralte Gestalt eines miles gloriosus zu sehen haben, sondern ein ganz eigenartiges Geschöpf von Shaksperes persönlichster Mache. In der Auslegung des Hamlet steht Wülker auf ganz modernem Standpunkt. Einerseits erkennt er die Essex-Hypothese als berechtigt an und glaubt, daß das unverdient tragische Schicksal Shakspeares „angesehenster Gönner“ wesentlich zur Verdüsterung seiner Weltanschauung beigetragen

habe; andererseits sieht er in Hamlet nicht einen Kranken oder Schwächling, sondern einen Heldenjüngling. „Wie der Dichter durch die Ereignisse des Jahres 1601" — Hinrichtung des Grafen Essex und Einkerkerung Southamptons — „auf einmal seine ganze ideale Welt zusammenstürzen, das Edle vernichtet und das Gemeine siegen sah, so ergeht es auch Hamlet." Mit diesen wenigen Worten ist Shakspere in und mit seinem Hamlet aufs vollkommenste gekennzeichnet. Ebenso knapp und zutreffend sind die Hauptfiguren von Cäsar charakterisiert. Nur den der Portia gemachten Vorwurf möchte ich wegwünschen: ich freue mich, daß dieses wunderbare Weib, in wenigen Versen unbegreiflich schön von dem Dichter gezeichnet, „nicht verstand, heldenhaft zu leben", sondern in ihrem echt weiblichen Heldentume starb. Wird Macbeth selbst richtig dargestellt, so sind die Linien in der Lady Bild zu hart: der Dichter hat ihr eine Reihe von weicheren Zügen gegeben, und sie ist weniger „teuflisch", als sie in ihrer nervösen Erregung erscheint und erscheinen will.

Das mag genügen, um zu zeigen, daß in dem sehr ausgedehnten Abschnitt über Shakspere eine mit Ernst und Liebe ausgeführte Arbeit vor uns liegt, die eine gute Darstellung seines Lebens und eine gediegene Schilderung seiner Kunst uns gibt. Vortrefflich ausgewählt sind die Zitate bei der Inhaltsangabe der einzelnen Dichtungen, die übrigens nicht mehr, wie in der ersten Auflage, dem alten, sondern dem vor kurzem revidierten Schlegel-Tieckschen Text entnommen sind.

Morton Luce: **A Handbook to the Works of W. Shakespeare.** London, Bell & Sons. 1906.

Dieses Buch hat einen verlockenden Titel für diejenigen, welche sich über den Stand des Shakspere-Wissens in Kürze unterrichten möchten. Seine Lektüre, oder gar Anschaffung, ist aber ernstlich zu widerraten. Die Information, die es zu geben vermag, ist eine sehr unvollständige; ein Buch über Shakspere im ganzen, welches die gewaltige deutsche Shakspere-Literatur ignoriert, trägt den Stempel der Unwissenschaftlichkeit an der Stirn. Neben der Kenntnisarmut liegt aber in dem Ausschluß der deutschen Forschung eine nationale Nichtachtung, deren Aeußerungen man als Deutscher mit der gleichen Nichtachtung strafen sollte.

Die fleißig zusammengetragenen Daten zu den einzelnen Dichtungen reichen, z. B. in Kontroversfragen, für den Shakspere-Studenten nicht aus; die Entscheidungen, die der Verfasser selbst in schwierigen Fragen fällt, sind denn auch vielfach unverläßlich, um so mehr als er die Quellen seines Wissens meist nicht nennt. Und was für Urteile finden wir bei Luce! Der Timon soll den Stil von Lear und Macbeth haben, und doch das zuletzt geschriebene Drama sein. Das könnte doch nur richtig sein unter der ganz sinnlosen Voraussetzung, daß Shakspere sich selbst, d. h. seinen früheren Stil, in späteren Dichtungen, nachgeahmt habe.

Die kurzen ästhetischen Würdigungen der Dichtungen sind mitunter

gut; im ganzen sind Luces Kunstanschauungen verworren. Nur ein unvorsichtig eitler Mensch, der Shakspere sehr wenig und sich sehr viel Intelligenz zutraut, kann den Satz aussprechen, daß Shakspere in der Gestaltung Cäsars „nicht nur die historische Wahrheit gefälscht, sondern eine abstoßende Karikatur geschaffen" habe. In Hamlet soll Shakspere zwei verschiedene Figuren, einen jungen Studenten und einen dreißigjährigen Philosophen, vereint haben; in Ophelia sogar drei verschiedene Mädchen; der Dichter ließ uns (??) im unklaren darüber, ob Hamlet wahnsinnig sei oder nicht, weil — ? — er es selbst nicht wußte. Dieser Autor kritisiert eben, ohne es zu ahnen, viel mehr sich selbst als den Dichter.

Karl Bleibtreu: Der wahre Shakespeare. München, Müller. 1907.

In vorigem Jahre ist hier Alvors Neues Shakespeare-Evangelium besprochen worden, in welchem der Verfasser Shakspere seine Werke absprach und sie den Grafen Sauthampton und Rutland in die Schuhe schob. Bleibtreu hat nun diese Theorie vereinfacht, indem er alle Dichtungen Shaksperes von dem Grafen Rutland verfassen läßt. Diesen immer erneuerten verkehrten Bestrebungen gegenüber hat es keinen Sinn, immer von neuem die zahlreichen unerschütterlichen historischen Zeugnisse für die Existenz des Dichters Shakspere ins Feld zu führen und auf die selbstverständliche Tatsache hinzuweisen, daß seine Freunde, wie Ben Jonson und die Schauspieler Heminge und Condell, ihn in seinem Hause besucht und ihn bei der Arbeit gesehen haben, weil sie die Art seines Arbeitens beschreiben. Man kann also nur bedauern, daß ein Mann wie Bleibtreu, dessen bekannte Shakspere-Begeisterung sich auch in dieser Schrift wieder in hohen und wahren Tönen ausspricht, der selbst einer der kraftvollsten Bekämpfer der sinnlosen Bacon-Hypothese war und ist, sich auf die Irrpfade der Baconianer dennoch hat verlocken lassen.

W. J. Craig: The Arden Shakespeare. London. Methuen & Co.

Die vielen deutschen Gebildeten, welche, ohne Fachleute zu sein, Shakspere gern im Urtexte lesen, möchte ich auf die obige englische Ausgabe hinweisen, da die einzige deutsch-englische Gesamtausgabe, die wir gehabt haben, der berühmte, aber jetzt auch schon etwas veraltete „Delius", vergriffen und bisher kein Anlauf zur Veranstaltung einer neuen genommen worden ist. Der Arden Shakespeare zeichnet sich durch folgende Vorzüge aus. Die sehr eingehenden Einleitungen geben Auskunft über alle mit dem Drama zusammenhängenden literarhistorischen Fragen. Der Text ist reich versehen mit erklärenden Anmerkungen. Jeder Band, immer ein Drama enthaltend, ist einzeln käuflich und in Anbetracht des Inhaltes und der Ausstattung billig. Hermann Conrad.

Im Tal der Jugend. Roman von Marie Klerlein. Jauer in Schlesien und Leipzig. Verlag von Oskar Hellmann.

Das Erstlingswerk der Verfasserin „Frühe Gefährten“, in dem sie Geschichten aus dem schlesischen Landleben und zum Teil in schlesischer Mundart erzählte, ließ hoffen, wie auch in den „Preußischen Jahrbüchern“ ausgesprochen wurde, daß sie uns in ihrem nächsten Buch ein noch echteres Stück Heimatskunst geben würde; aber ihr Roman „Im Tal der Jugend“ hat diese Hoffnung leider nicht erfüllt. Er spielt zwar auch in Oberschlesien, aber von dem Erdgeruch der heimatlichen Scholle spürt man darin kaum hier und da einen Hauch. Die erzählten Erlebnisse könnten sich ebenso gut irgend wo anders zutragen, und wer das schlesische Landvolk nicht aus eigner Anschauung kennt, wird weder seine innere noch seine äußere Eigenart daraus kennen lernen. Er ist zwar ganz lebendig und anschaulich geschrieben, erhebt sich aber doch inhaltlich wie sprachlich kaum über das Niveau der hergebrachten Familienliteratur.

Peters Mutter von Mrs. Henry de la Pasture. Nach der elften englischen Auflage übersetzt von Auguste Daniel. Autorisierte Ausgabe. Geh. 6 M., geb. 7 M. Gotha, Friedrich Emil Perthes 1907.

Der große Erfolg, den dieser Roman in England hat, ist gewiß mit darauf zurückführen, daß man dort nachgerade der Tendenz= sowie der Sensations=Romane müde ist und sich freut, einem Buch zu begegnen, das nichts weiter will, als eine Geschichte erzählen, deren Verlauf jeden gesund empfindenden Menschen interessieren muß. Peters Mutter, Lady Mary, ist von einer kaum denkbaren und jedenfalls ganz unmodernen Weltunkenntnis und Hilflosigkeit. Trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen hat die englische Kritik sie einstimmig für eine der anziehendsten Frauengestalten der neueren englischen Literatur erklärt, und das nicht mit Unrecht, denn die Verfasserin hat es verstanden, uns die Charaktereigenschaften durch ihre Naturanlage und ihre Lebensverhältnisse vollkommen glaubwürdig zu machen, und ihr außerdem den Liebreiz großer Selbstlosigkeit und zärtlicher Mutterliebe verliehen. Früh verwaist, ist sie im Hause ihres Vormunds, eines zwar ehrenwerten, aber sehr langweiligen, beschränkten und hochmütigen Menschen, ganz einsam aufgewachsen und dann von ihm, als sie kaum siebzehn war, geheiratet worden. Das einzige Glück ihrer freudlosen Ehe mit dem sehr viel älteren Manne ist ihr Sohn. Daß dessen Entwicklung in seiner Schulzeit zu einem oft recht unliebenswürdigen Durchschnittsjungen ihr manche Enttäuschung bereitet, gesteht sie sich zwar selbst nicht ein, fühlt sie aber doch sehr schmerzlich. Auch als Jüngling entspricht er dem Ideal, das sie sich in ihrer Weltunerfahrenheit von einem solchen gemacht hat, sehr wenig. Nach seiner Rückkehr aus dem Burenkriege, in dem er als Freiwilliger mitgekämpft und sich durch Tapferkeit ausgezeichnet hat, fehlt ihm nach wie vor jedes Verständnis dafür, daß es dem Leben seiner Mutter, die während seiner Abwesenheit Witwe ge-

worden ist, immer an Sonnenschein und Glück gefehlt hat, und als dann die Liebe zu einer Jugendgespielin, der Tochter eines benachbarten Gutsherrn, mit elementarer Gewalt über ihn kommt, ist er so vollständig blind gegen ihren Lebenshunger und ihre Wünsche, daß er ihr, ohne es zu ahnen, das Herz brechen würde, wenn nicht seine Verlobte ein grundgescheites, warmherziges Mädchen wäre, das von klein auf für sie geschwärmt hat und sie tausendmal besser kennt, als er. So kommt alles zu einem guten Ende, und wir lesen auf der letzten Seite, „daß Mutter und Sohn sich umschlungen, und daß ein inniger Kuß mehr, als Worte es vermocht hätten, aussprach, was ihre Herzen bewegte: die Bitte um Verzeihung, das Verständnis, die Versöhnung und die Liebe von Mutter und Sohn". Die Charaktere nicht nur der Hauptpersonen, sondern auch die der Nebenpersonen sind mit einer feinen Kenntnis des menschlichen Herzens und durchaus lebenswahr geschildert. Die Anschaulichkeit des landschaftlichen und sozialen Hintergrundes, auf dem sich die Handlung zuträgt, und der leise Humor, der diese umspielt, sichern dem liebenswürdigen Buch auch in Deutschland viele Leser.

Ein Blumenstrauß. Novellen von Ingeborg Maria Sick. Autorisierte Uebersetzung von Hulda Prehn, Leipzig. H. Haessel Verlag 1904.

Die Verfasserin dieser Novellen, die richtiger Erzählungen und Skizzen genannt worden wären, ist durch ihre beiden Romane „Der Hochlandspfarrer" und „Jungfer Else" schnell zu einer viel gelesenen Schriftstellerin geworden. Sie verdankt das sicher nicht ausschließlich dem künstlerischen Wert, den sie haben, sondern auch dem Verdienst, daß sie uns keine moralisch kranken Menschen vorführt, derern Anschauungen und Erlebnisse nur peinliche Gefühle in den meisten Lesern erwecken können, wie so manche von den viel zu vielen nordischen Bücher tun, die ins Deutsche übersetzt werden, sondern gesunde, für die das Wort Pflicht nicht Schall und Rauch ist, und die daher von dem sogenannten Recht, sich auszuleben, keinen Gebrauch machen. Auch der vorliegende Band „Ein Blumenstrauß" hat den Vorzug, uns nur mit Menschen bekannt zu machen, für die wir Sympathie empfinden können. Viel Handlung enthalten die Geschichten nicht, aber das Seelenleben der darin auftretenden Personen ist mit großer Feinheit geschildert, und zwar so, daß die strengen Pflichtmenschen — es sind immer Männer — uns nicht durch Unbeugsamkeit und Härte verleidet werden, und daß die Frauen, die ganz Glaube und Liebe sind, uns als durchaus lebenswahr anmuten. Auch Elende und Verkommene weiß sie uns von einer Seite zu zeigen, die ihnen unsere Teilnahme sichert, wie z. B. in der kleinen Geschichte „Wie einen seine Mutter tröstet" die tief gesunkene Frau, die im Gefängnis ihre Vergehen abbüßt und auf Fürbitte der Krankenschwestern ihr sterbendes Kind, das so sehnsuchtsvoll nach ihr ruft, im Hospital besuchen darf. Als die Gefangene auf der Schwelle stand in dem

blauen Kleid, häßlich, gezeichnet von dem Leben, das sie geführt hatte, scheu und verwirrt, da erklang ein Ruf durch die Stube — die ihn hörten, konnten ihn nie vergessen — „Mutter!“ Ein Schrei von der Tür und mit einem Satz war sie am Bette des Kindes, drückte sie an sich und schluchzte, schluchzte, wie wenn sich jeder Gedanke und jedes Gefühl in ihr in brennende Tränen auflösten. Aber das kranke Kind konnte das wilde Weinen nicht mit anhören, und mit heldenmütiger Selbstüberwindung unterdrückte sie es und lag die ganze Stunde am Bett auf den Knien ohne eine Träne, ohne einen Schmerzenslaut, trocknete der Kranken die Stirn, gab ihr zu trinken und wiederholte ihr, daß sie glaube, nun werde es wohl wieder gut werden. Als die Zeit um war, die sie hatte kommen dürfen, sagte sie ihr Gutenacht und versprach ihr, morgen viel früher wieder zu kommen, ohne zu weinen. Sie weinte auch noch nicht, als sie schnell durch die Stube ging und sich an der Tür umwandte und mit einem letzten Blick nach dem Bette sah, in dem das Kind schon mit geschlossenen Augen lag, weinte noch nicht, als sich die Tür schloß, sondern erst, als die Beamten sie hinausführten. Da weinte sie. Das Kind starb in der Nacht mit dem Ruf: „Ach, Mutter!“ und sah aus, als wollte sie lächeln. Eine Alte, die bibelfest war, sagte: „Wie einen seine Mutter tröstet, so will ich euch trösten, das hat der Herr verheißen, und ihr liebes Gesicht, so wie es da liegt, ist wie eine ganze Predigt über dieses Wort. Es steht im Jesaias“. Aus diesem kurzen Auszuge ist ersichtlich, daß Ingeborg Sick andere Bahnen wandelt, als die übrigen bekannten dänischen Schriftstellerinnen.

Ostloorn. Holländische Dorfgeschichten von S. Ulfers. Einzige autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von Karl Emrich. 5. Auflage. Verlag von Otto Rippel, Hagen i. W.

Diese Dorfgeschichten, die ihren Namen von dem weltfremden holländischen Heidedorf haben, in dem sie sich zutragen, sind das Werk eines echten Dichters. Sie führen uns zu stillen nachdenklichen Menschen, die nur schwer Worte finden für das, was sie zu sagen haben, und deren Denken und Fühlen sich fast ausschließlich um ihre harte Tagesarbeit und ihre Kirche dreht. „Kein Ton der aufgeregten Zeit“ ist bisher zu ihnen gedrungen; sie wissen nichts von den politischen und sozialen Problemen der Gegenwart, und über die Sorge um das tägliche Brot vergessen sie nicht, was sie am Sonntag in der Kirche gehört haben, am Alltag nach Kräften in Taten umzusetzen und am Reiche Gottes mitzubauen, in dem Gerechtigkeit und Liebe herrschen sollen. Wer die Bücher des Schotten J. M. Barrie kennt, „Auld Licht Idyls“ „A. Window in Thrums“ und andere, die in England so viel gelesen und bewundert werden, und die auch in deutschen kirchlichen Kreisen nicht unbekannt sind, weiß, daß es auch in den Hochlanden noch abgelegene Dörfer gibt, in denen die reine Lehre und die Sorge um die ewige Seligkeit die Gemüter ebenso sehr beschäftigt wie das, was beim Nachbar vorgeht, und was das eigene Tages-

ken mit sich bringt. Wenn sich auch in Deutschland noch hier und da solche Oasen finden — und warum sollte es nicht der Fall sein —, so wäre es sehr zu wünschen, daß auch ihnen ein Dichter erstände, der sie uns kennen und lieben lehrte. Der Verfasser von Ostloorn hat seinen Geschichten ein kurzes Vorwort mitgegeben: „Ich habe gesehen, wie schön das Leben der Landleute ist, wenn sie da gehen und arbeiten auf ihren Äckern und ihren Kornfeldern unter dem Wolkenhimmel. Und ich habe gesehen, wie schön es ist, unter diesen Leuten zu wirken als Diener des Evangeliums. Von dieser Schönheit erzähle ich hier. Wenn eine Moral in der Erzählung liegt, . . . nun wohl . . .“ Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß er selber ein Diener des Evangeliums ist und in dem Dorfe, das er Ostloorn genannt hat, ein stilles mit seiner Gemeinde eng verwachsenes Leben führt. Als echter Dichter, der ja immer ein Idealist ist, sieht er nicht ausschließlich die Mühe und Arbeit und die Beschränktheit, sondern auch die Schönheit des Bauernlebens „auf dem Acker und unter dem Wolkenhimmel“; auch weiß er alle seine Personen mit nur wenigen Strichen greifbar deutlich vor uns hinzustellen und die dörflichen Zustände außerordentlich anschaulich zu schildern. Will uns einiges, wie z. B. der Bußgang des reichen Harders, der einen seiner Arbeiter mit Unrecht des Diebstahls beschuldigt hat, kaum glaubwürdig vorkommen, so kommt dieser Zweifel nicht auf gegen den Eindruck, der sich, je weiter wir lesen, um so mehr befestigt, daß die Sitten und Volksbilder, die sich vor uns entrollen, der Wirklichkeit entnommen und durchaus lebenstreu sind. Jede der neun Geschichten bildet ein selbständiges Ganzes; sie sind aber trotzdem durch ein feines und starkes Band mit einander verbunden und lesen sich wie ein Roman. Die liebevolle Darstellung der eigenartigen Menschen, die stimmungsvolle Schilderung des einsamen Heidedorfes, das stille und doch so reiche Pastorenleben, das dessen Mittelpunkt bildet, verleihen dem Buche einen Zauber, der ihm viele Freunde gewinnen wird und nicht nur unter den Stillen im Lande, die es natürlich mit dem wärmsten Anteil lesen werden, sondern auch unter den Kindern der Welt.

Guy de Maupassant. Bauerngeschichten. Deutsch von F. Gräfin zu Reventlow. Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst. München 1908.

Die Verlagsbuchhandlung rühmt von diesen Bauerngeschichten, daß sich darin die hervorragenden Eigenschaften Guy de Maupassants in ganz besonderer Weise offenbaren: „sein knapper prägnanter Stil, seine unerbittliche Beobachtungsgabe, seine wunderbare Fähigkeit, nur das Wesentliche einer Landschaft, eines Vorgangs, eines Charakters zu zeigen, uns mit zwei, drei Strichen einen ganzen Menschen hinzustellen“. Wenn diese Eigenschaften, die manche andre Werke Guy de Maupassants in der Tat auszeichnen, auch den vorliegenden Bauerngeschichten wirklich zu eigen wären, man würde doch zu keinem ästhetischen Genuß daran kommen, weil sie mit

Ausnahme von dreien („Auf dem Lande", „Bindfaden" und „Mutter Sauvage") in ethischer Beziehung über alle Maßen gemein und widerwärtig sind. Daß eine deutsche Verlagsbuchhandlung es für verdienstlich halten kann, sie durch eine Uebersetzung auch denen zugänglich zu machen, die sie nicht im Original lesen können, obgleich „der Reiz des prägnanten Stils" und des normannischen patois, das darin gesprochen wird und das durch das holsteinisch-mecklenburgische Platt wiedergegeben ist, natürlich dabei verloren geht, ist unbegreiflich, und daß sich eine deutsche Frau gefunden hat, sie ins Deutsche zu übertragen, ist noch unbegreiflicher. Gleich die erste Geschichte „Im Hafen", keine Bauern-, sondern eine Matrosengeschichte, hätte sie davon abschrecken müssen. Vielleicht ist, was darin erzählt wird, durchaus lebenswahr; Matrosen mögen ja nach einer langen Seefahrt ihre erste Nacht in einem Hafen benutzen, um tierischer als jedes Tier zu sein; aber frommt's den Schleier aufzuheben? Und was soll eine Geschichte wie Coco, in der ein Bauernjunge ein armes altes Pferd, das bei seinem Herrn das Gnadenbrot erhält, bloß um es nicht mehr warten zu müssen, langsam zu Tode martert und mit teuflischer Freude Hungers sterben sieht? Und das wird mit einer Selbstverständlichkeit erzählt, als wäre gar nichts dabei. Welch ein Unterschied zwischen diesen französischen Bauerngeschichten und den holländischen von S. Ulfers! Den französischen fehlt jede Wärme des Herzens, fehlt der Glaube an den Menschen, jener Idealismus, der keinem Dichter erläßlich ist. Guy de Maupassant sieht überall nur das Frivole, Gemeine und weiß nichts von dem Schleier, den Goethe, dem doch auch nichts Menschliches fremd war, aus der Hand der Wahrheit empfing.

Das Hausbuch des Franz Xaver Reiter aus Lauchheim. Neue Volkslieder aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, herausgegeben von August Gerlach. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena 1907.

Der Herausgeber dieses Büchleins, ein Einwohner des ehemaligen Deutschordensstädtchens Lauchheim in Württemberg, berichtet in dem Vorwort, daß ein Kaufmann dieses Städtchens es im Jahre 1905 in dem geheimen Seitenfach eines alten Wandschrankes gefunden habe. Es habe sechs und vierzig Blätter in abgerissenem Ledereinbande enthalten und die Aufschrift getragen: „Hausbuch für Franz Xaver Reiter 1707". Da er als eifriger Sammler von kulturgeschichtlich bedeutsamen Gegenständen, Urkunden und sonstigen schriftlichen Aufzeichnungen bekannt gewesen sei, habe der Finder es ihm übergeben. Die ersten Seiten hätten Familiennotizen des Schreibers enthalten, die übrigen Gedichte. Beim ersten flüchtigen Durchlesen habe er diese für Abschriften gehalten, sich aber bald überzeugt, daß es Originale seien und er einen literargeschichtlich interessanten Fund vor sich habe. Er veröffentliche die Gedichte, überlasse aber ihre kritische Würdigung der berufenen Feder eines Fachmannes. Diese wird auch sicher nicht ausbleiben. Ist Franz Xaver Reiter, Gastwirt zum Rößle in Lauchheim, wirklich ihr Verfasser, so ist er ein Dichter von Gottes Gnaden gewesen

nicht nur einen hellen Blick für die Natur, ein feines Verständnis
s Menschenherz und ein sinniges Gemüt besessen, sondern auch ein
re Zeit — das letzte Gedicht ist laut Ueberschrift aus dem Jahre 1728
anenswertes Sprach- und Formgefühl. Natürlich sind nicht alle
re gleichwertig, aber viele von ihnen treffen den echten Ton des
liedes und haben neben dessen anderen Eigenschaften auch die der
barkeit. Manchen unsrer modernen Lieder, die zu Volksliedern ge-
en sind, liegen dieselben poetischen Motive zu Grunde, die vor fast
Jahrhunderten dem sangesfreudigen Gastwirt zum Rößle ein Lied
geben haben. Wer dächte nicht bei seinem Wanderliede:

„Itzt lebet wohl, Herr Vater,
Und ihr, Frau Mutter mein" usw.,

n vierte Strophe lautet:

„Mein Bett, das ist die Erde,
Der Himmel ist mein Dach,
Und viele lichte Sterne
Erhellen mein Gemach."

das Geibelsche „Der Mai ist gekommen" mit den Versen „Herr Vater,
au Mutter, daß Gott euch behüt" und „Und find' ich keine Herberg', so
g' ich zur Nacht wohl unter blauem Himmel, die Sterne halten Wacht".
enn Eichendorf das Lied von der Müllerin, das aus dem Jahre 1716
mmt, gekannt haben könnte, so würden solche, die überall Plagiate wittern,
her annehmen, daß es sein zerbrochenes Ringlein beeinflußt hätte.
s lautet:

„Ich geh im Waldestale,
Da ist's so heimlich still,
Mir ist so bang und düster,
Weiß gar nit, was das will.

„Das Mühlrad hör ich gehen,
Da denk ich alter Zeit,
Der Wind tut ja verwehen
Der Blümlein Sommerkleid.

„Einst hatt ich ein Feinsliebchen
War eine Müllerin,
Die hatt mir Treu versprochen,
Doch treulos war ihr Sinn.

„Viel herbe Leidesstunden,
Die waren mir bereit't,
Und viel hab ich erfahren,
Daß Liebe nur ist Leid.

„Hör ich ein Mühlrad gehen,
Mein Leid zurücke kommt,
Im Tal darf ich nit gehen:
Erinnern mir nicht frommt".

Es gibt eben Erlebnisse und Empfindungen, die zu allen Zeiten un
an allen Orten die Herzen bewegt, und von denen Dichter gesungen ur
gesagt haben. Schon ein Volkslied aus dem vierzehnten Jahrhundert sprid
von einem Mühlrad, das nichts denn Liebe mahlet die Nacht bis an de
Tag, und klagt: „Die Mühle ist zerbrochen, die Liebe hat ein End". I
manchen von Franz Xaver Reiters Gedichten sind Anklänge an alte Volk
lieder nicht zu verkennen, und es ist sehr wohl möglich, daß er sie die
nur nachempfunden hat. Aber wenn dies auch der Fall ist, wenn ihn z.
das alte schelmische Trinklied: „Der liebste Buhle, den ich han, der lie
beim Wirt im Keller, er hat ein hölzern Röcklein an und heißt He
Muskateller" zu seinem „Des Wirts Lied" begeistert hat, in dem es heiß

„Mein Liebchen ist gekleidet
Mit gläsernem Gewand,
Es ruht im tiefen Keller
Und kommt vom Neckarstrand."

und das im echten Volkston schließt:

„Und der gesungen dieses Lied,
Der war ein Wirte jung,
Im Keller wohnt sein einzig Lieb,
Hat ihm gelöst die Zung."

hat er darum weniger Anspruch darauf, zu den echten Dichtern gerechne
zu werden, welchen die Nachwelt den Kranz reicht, den ihnen die Mitwel
versagte? Seine Zeit war, um mit Uhland zu reden, die der „Stuben
poesie, in der man lange, lange Lehrgedichte spann und flächsene Helden
gedichte haspelte", da war es von den Lauchheimern nicht zu verlangen
daß sie Verständnis für die einfache Volkslyrik eines ihrer Mitbürger habe
sollten, der noch dazu ein ganz ungelehrter Gastwirt war.

Marie Fuhrmann

Politische Korrespondenz.

Die politische Haltung der Siebenbürger Sachsen.
Eine Erwiderung.

Der verehrte Herausgeber dieser Zeitschrift hat in der politischen Korrespondenz des Novemberheftes die politische Haltung der Siebenbürger Sachsen einer äußerst ungünstigen Beurteilung unterzogen. Es soll nicht verkannt werden, daß sein hartes Urteil ganz dem Bilde entspricht, das die Betrachtung der ungarischen Verhältnisse aus einer gewissen Entfernung darbietet. Nur die großen Züge treten in diesem Bilde hervor und unbedeutende Nuancen verschwinden. Aber wer ins Detail niedersteigt, wird vielleicht doch finden, daß gerade solche Nuancen für eine Handvoll Menschen wie wir Siebenbürger Sachsen über Leben und Sterben entscheiden.

Professor Delbrück macht uns zum Vorwurf, daß wir unsere 13 Vertreter im ungarischen Abgeordnetenhause nicht an die Spitze der Nationalitätenpartei stellen; wir hätten dadurch deren moralisches Gewicht vor Deutschland und Europa verstärkt. Wir hören diesen Vorwurf in letzter Zeit oft und es tut uns leid, wenn er aus Freundesmund kommt; aber er trifft uns nicht. Sehen wir zunächst davon ab, daß die Interessen der Sachsen und die der übrigen nichtmagyarischen Volksstämme in Ungarn sich nur in dem einen Punkt der Verteidigung gegen den magyarischen Chauvinismus berühren, in vielen andern ganz auseinandergehen, ja einander sogar entgegenstehen, daß also eine politische Gemeinschaft nur für die Augenblicke der äußersten Kampfesnot, wenn alles Trennende zurücktreten muß, wahrlich möglich ist. Es sei ferner zugegeben, daß der Anschluß der Sachsen an die Nationalitätenpartei deren Position moralisch gestärkt hätte. Aber einen positiven Machtzuwachs hätte er doch nicht bedeutet. Denn es ist ziemlich gleichgültig, ob 25 oder 38 Mann einer (in Sachen der Nationalitätenfrage) geschlossenen Phalanx von mehr als vierthalbhundert gegenüberstehen. Die anfängliche Verblüffung der Magyaren und der leitenden Kreise, die in der Tat von unserer Waffenbrüderschaft mit den Rumänen und Slowaken äußerst unangenehm berührt worden wären, wäre bald dem energischen Bestreben gewichen, uns unschädlich zu machen. Davon hätten sich die Magyaren durch die Rücksicht auf die Stimmung der — leider — wenigen Blätter und so engen Kreise im deutschen Reich, die sich überhaupt um das Deutschtum in der Diaspora kümmern, nicht abhalten lassen.

Diese Rücksichtnahme darf überhaupt nicht überschätzt werden; sie steht jedenfalls in der letzten Reihe der Erwägungen, die eine schonendere Behandlung der Sachsen bewirkt: ungleich wichtiger ist dem Magyarentum die Erhaltung der Sachsen als Wellenbrecher in der rumänischen Flut Südsiebenbürgens. Dieser und jener Gesichtspunkt würde aber in dem Augenblick unbedenklich zurückgestellt, wo die Sachsen sich an die Spitze der großen nichtmagyarischen Völker stellen und dadurch ihren Willen bezeugen, deren Ziele zu fördern, Ziele, die die Magyaren — ob mit Recht oder Unrecht, jedenfalls mit unerschütterlicher Ueberzeugung — weit jenseits der bloßen nationalen Erhaltung liegen glauben. Sozusagen auf unblutigem Weg würden wir zunächst aus der parlamentarischen Betätigung ausgeschaltet: eine einfache Vergrößerung unserer sehr kleinen Wahlbezirke genügt, um die Zahl unserer Abgeordneten auf drei bis vier zu reduzieren — will man weitergehen, so braucht man nur die Künste ungarischer Wahlkreisgeometrie und ungarischer Wahlmache spielen zu lassen, und unsere Beteiligung an der Nationalitätenallianz stände, soweit das Parlament in Betracht kommt, fortan nur auf dem Papier. Analoge Aenderungen in der Komitatseinteilung hätten die Lähmung unseres Einflusses auf die Verwaltung zur Folge und damit würde uns das flache Land so gut wie vollständig aus der Hand genommen, zumal dann auch die Beamtenhierarchie in einer Art gegen uns zu funktionieren anfinge, die uns tief ins Fleisch schnitte. Und dann kämen Kirche und Schule an die Reihe, diese Quellen unserer deutschen Gesittung und Gesinnung, deren Verschüttung die gegen uns losgelassenen Organe des Kultusministers in kürzester Frist aufs gründlichste besorgen würden.

Man wird uns wohl die Berechtigung nicht absprechen können, daß wir es uns zweimal überlegen, ehe wir uns in eine solche Lebensgefahr begeben. Um so mehr, als schlechthin nicht einzusehen ist, wie unsere Selbstaufopferung der Sache der Nationalitäten auch nur im mindesten nützen soll. Was die Rumänen im Kampfe überhaupt erreichen können, das werden sie erreichen auch ohne uns, ja selbst gegen uns. Aber setzen wir den unmöglichen Fall, unser Curtiussprung verhülfe der Sache der nichtmagyarischen Nationalitäten zum Siege, setzen weiter den Fall, dieser Sieg käme so bald, daß es für uns noch eine Auferstehung geben könnte und für uns der status quo wiederhergestellt würde — es geschähe nur, um uns in Kürze auf anderm Weg dem nationalen Untergang entgegenzuführen: dem Ersticktwerden durch die Rumänen. Denn was Delbrück als das einzige Mittel, unseren Fortbestand zu sichern, ansieht, die „staatsrechtlichen Bürgschaften", die wir uns von den Rumänen als Lohn für unsere Waffenbrüderschaft gegen die Magyaren dereinst geben lassen sollen, ist ein schlechthin unvollziehbarer Gedanke. Ich weiß nicht, ob jemals in der Geschichte ein größeres, noch am Anfang seiner Entwicklung stehendes Volk ein in seine Mitte eingesprengtes kleineres aus politischer Dankbarkeit konserviert hat, anstatt es aufzusaugen. Aber daß das siebenbürgische Ru-

mänentum solch seltene Volksgroßmut nicht bewähren könnte — und wollten es auch alle seine heutigen Führer in vollster Aufrichtigkeit mit heiligen Eiden verbürgen — das steht mir fest. Ich zweifle daran nicht etwa nur deshalb, weil alle Erfahrungen aus dem letzten halben Jahrhundert eine starke Instanz gegen eine optimistische Auffassung nach dieser Richtung hin bilden, sondern aus tieferliegenden Gründen. Aus tiefer Unkultur ringt sich das rumänische Volk mit anerkennenswerter Kraft empor und hat dabei den großen Vorteil aller unkultivierten Völker, die große Populationsfähigkeit. Es dehnt sich und reckt sich und braucht immer mehr und mehr Platz auch auf dem Boden, der einst ganz unser war, und es bedarf unserer verzweifelten Anstrengung, damit wir nicht an die Wand gedrückt werden. Dieser Prozeß, dieser schwere und zähe wirtschaftliche und soziale Kampf spielt sich seit Jahrzehnten auf dem ganzen sächsischen Territorium, in jedem einzelnen Dorf und Marktflecken ab, vollkommen unberührt davon, wie die obersten Schichten der beiden Völker politisch zu einander stehen. Es sind zwei verschiedene, unvereinbare Prinzipien, die mit einander kämpfen: das der Qualität und das der Quantität, das der Kulturaristokratie und das der Massendemokratie. Durch alle Jahrhunderte unseres Kolonistendaseins hindurch war es das Lebensprinzip der Sachsen, den Mangel der Zahl durch die Höhe der Kulturleistungen wettzumachen. Die äußere Stütze boten uns dabei in der älteren Zeit unsere Privilegien; diese verlieh uns der Staat als Aequivalent für unsere Dienste und damit wir ihm diese auch weiterhin leisten könnten, und sie sind darum auch, geradeso wie die Schenkungen an Geld und Land als Kapitalisierungen unserer Arbeitserträgnisse anzusehen. Heute steht, allerdings in ungleich geringerem Maße als ehedem, auf unserer Seite der aristokratische Charakter der ungarischen Staatseinrichtungen, den die Magyaren um ihrer eigenen Erhaltung willen festhalten müssen; stellen sie doch auch eine Kulturminorität vor. Sind dereinst die Rumänen Sieger in dem Maße, wie es Delbrück vorschwebt, so werden sie naturgemäß ihr entgegengesetztes Lebensprinzip zur Geltung bringen; die Zahl wird das Entscheidende. Daß dann irgend ein papiernes Uebereinkommen dem unter den neuen, günstigeren Bedingungen rapid beschleunigten Anschwellen der rumänischen Flut auch nur im allermindesten zu unsern Gunsten Einhalt gebieten könnte, ist eine unmögliche Vorstellung. Ein paar höflich zugestandene Minoritätsvertretungen in Körperschaften und Ausschüssen sind das einzige Greifbare, das wir unter dem Titel der „staatsrechtlichen Bürgschaften“ erlangen könnten; es wären für unseren Volks- und Kulturbestand vollkommen wertlose Scheinkonzessionen.

Unsere Stellung zu den Magyaren einer- und zu den Rumänen andererseits läßt sich klar präzisieren. Was uns mit den ersteren verbindet, ist die Identität des Lebensprinzips, was uns trennt, die Gegnerschaft gegen den gewalttätigen Chauvinismus, von dem sie besessen sind. Mit den Rumänen haben wir dies Widerstreben gegen die Uebergriffe des Magyarismus gemeinsam, dafür aber trennt uns der tiefe Gegensatz der

Existenzbedingungen, den ich oben charakterisiert habe. Dieser Gegensatz ist das entscheidende für unsere Stellungnahme. Dem Fernerstehenden fällt er freilich weit weniger ins Auge, als die Gegnerschaft gegen den Chauvinismus und sogar uns selber drängt sich der letztere mit der Gewalt des Anschaulichen oft, wenn auch nur vorübergehend, stärker auf, als jener prinzipielle Gegensatz zu Mitbürgern, mit denen es im Grunde genommen sehr selten zu offensichtlichen Konflikten kommt. Mit dem Chauvinismus aber können wir sozusagen Separatabkommen schließen, weil auch er seinerseits die Interessengemeinschaft des Magyarentums mit uns nicht verkennt. Liegen aber die Verhältnisse so, so wäre es höchste politische Unklugheit und ein Verbrechen gegen unsere eigene Existenz, wollten wir uns denen, deren letzte Ziele unseren Lebensbedingungen direkt zuwiderlaufen, anschließen, nur weil sie zugleich auch Erscheinungen bekämpfen, mit denen wir auch allein fertig werden können, anschließen mit dem Risiko unserer schleunigsten Vernichtung.

Wir mögen das Ende bedenken, mahnt uns Delbrück, den Ausgang des Kampfes zwischen Magyaren und Nichtmagyaren. Wenn die Magyaren Sieger bleiben, so genießen wir nur die Wohltat des Polyphem, zuletzt gefressen zu werden. Davor bangt uns nicht. Die Magyaren werden in dem Sinne nicht Sieger bleiben, daß es ihnen jemals gelingen wird, alle Mitnationalitäten zu magyarisieren. Wohl aber werden sie — zu ihrem eigenen Heil — sich ihren anderssprachigen Mitbürgern gegenüber bescheiden lernen müssen und werden am Ende des Kampfes froh sein, wenn sie ihre politische Staatsidee, den Einheitsstaat, gegenüber der Förderativstaatsform behaupten können, die letzten Endes den Rumänen vorschwebt. Was aus dem Kampfe schließlich geschlagen hervorgehen wird, wird nur der Chauvinismus sein, der da glaubt, mit Lärm und Großsprecherei, mit törichten Provokationen und brutalen Rechtsverletzungen die Position des Magyarentums sichern zu können. An die Stelle des Junkerhochmutes wird ein energisches Zusammenraffen der inneren Volks- und Kulturkräfte treten müssen und die Erkenntnis dieser Notwendigkeit wird für die Magyaren, wie für ihre Landesgenossen der Segen des harten Kampfes sein. Es ist nicht abzusehen, warum dann unsere Lage schlimmer sein soll, als heute. Wird aber das Magyarentum darüber hinaus gedemütigt und geschwächt, kommen die Rumänen zu unbedingter Herrschaft in ihren Landesteilen, dann wird sich unser Schicksal, wie ich gezeigt habe, doch vollziehen, gleichviel ob wir Waffengenossen der Rumänen waren oder nicht.

Um der übrigen Deutschen in Ungarn willen erhebt Delbrück die schweren Anklagen gegen uns: ihnen entziehen wir unsere Hilfe und lassen sie verderben, indem wir als kurzsichtige Partikularisten nur auf unser Heil bedacht sind. Es ist nur zu natürlich, daß wir den Stammesbrüdern mit ganz anderen Gefühlen gegenüberstehen, als Rumänen und Slowaken. Wir wissen uns mit ihnen auch in den Zielen des politischen Strebens eins, denn sie wollen nur das, was wir von jeher gewollt haben, die einfache

Erhaltung ihres Deutschtums. Föderativwünsche oder gar Irredentismus kann man ihnen ebensowenig imputieren wie uns. Der volle Sieg ihrer nationalen Bestrebungen würde auch uns stärken. Aber ihnen zu helfen, ihre Vorkämpfer zu sein, vermögen wir nicht, so wenig wie der Schwimmer, der mit Mühe und Not sich über den Wellen halten kann, imstande ist, die Last eines ihn selbst an Gewicht weit übertreffenden schwerfälligen Körpers auch noch auf den Rücken zu nehmen. Ein schwerfälliger Körper ist leider das südungarische Deutschtum noch immer. Seine nationale Organisation, von uns mit Jubel begrüßt, steckt in den allerersten Anfängen und hat noch keine Probe bestanden. Den Gedanken, die Organisation von uns aus, also auf Entfernung, durch Zeitungsaufsätze, Briefwechsel und gelegentliche Bereisungen durchzuführen, kann nur der hegen, der von den gegebenen Verhältnissen keine Ahnung hat oder dem der Blick für Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten gänzlich abgeht. Wenn man gelegentlich versucht hat, ihn zu verwirklichen, so hat das stets mit einem schmerzlichen Fehlschlagen geendet. Blieben also nur noch Gefühlskundgebungen, Demonstrationen der Sachsen für die Banater Schwaben übrig. Es wäre unbescheiden, wollte ich einen Delbrück über die Wertlosigkeit und zugleich Gefährlichkeit solcher Gefühlsakte belehren.

Um meine Ausführungen zu belegen, bedürfte es einer Fülle kleiner Details, für die ich bei den Lesern der „Pr. Jb." kein Interesse erwarten darf. Ihre Stelle möge die Versicherung vertreten, daß wir Sachsen alle Möglichkeiten erwogen haben, die für uns und unsere politische Haltung vorhanden sind. „Erwogen" ist nicht das richtige Wort. Ausprobiert haben wir sie, auf das gründlichste ausprobiert! Unsre heutige politische Haltung ist das Ergebnis jahrzehntelanger, zum größten Teil recht bitterer Erfahrungen. Zur Erkenntnis ihrer Richtigkeit gelangen immer wieder auch diejenigen, die sie anfangs verwarfen und die Rolle des „nationalen Gewissens" übernehmen zu sollen meinten, an das Delbrück bei uns appelliert.

Und zum Schluß noch eine weitere Versicherung: wir Siebenbürger Sachsen sind heute gerade so deutsch bis ins Mark der Knochen, wie wir es waren, als wir unser Volkstum nur durch eine Politik des Kampfes wahren zu können glaubten, so treu und deutsch, wie wir es durch alle die Jahrhunderte seit den Tagen unserer Einwanderung gewesen sind. Wer daran zweifelt, der versündigt sich an einem Häuflein Menschen, die auch heute noch das Lob Opitzens stolz in Anspruch nehmen, zu den germanissim Germani zu gehören.

Hermannstadt, Mitte Dezember 1907.

Emil Neugeboren.

Replik.

Obwohl ich seit mehr als vier Jahren räumlich getrennt bin von meinen Siebenbürger Landsleuten, kenne ich infolge meiner früheren Tätigkeit in Siebenbürgen und durch den bis heute von beiden Seiten sorgsam gepflegten Zusammenhang mit jenen Verhältnissen die Details der ungarischen Nationalitätenfrage so genau, daß ich nicht nur mit einer gewissen Zuversicht, sondern wohl auch mit derselben inneren Berechtigung, wie Herr Neugeboren, mich an die Behandlung des hier aufgeworfenen Problems wagen darf.

Der Verfasser betont, daß „die Interessen der Sachsen und die der übrigen nichtmagyarischen Volksstämme in Ungarn sich nur in dem einen Punkt der Verteidigung gegen den magyarischen Chauvinismus berühren.“ Mit diesem Zugeständnis ist eigentlich die ganze Frage der parlamentarischen Parteistellung der sächsischen Abgeordneten grundsätzlich erledigt; denn die Verteidigung gegen den magyarischen Chauvinismus ist nicht eine, sondern die Lebensfrage der Sachsen; er bedroht ihr Volkstum in seinem Bestande. Es handelt sich also nur darum, ob dieser Chauvinismus durch ein Zusammengehen der Sachsen mit den andern Nichtmagyaren wesentlich geschwächt werden kann.

Der Anschluß der 13 sächsischen Abgeordneten an die 25 Mitglieder der Nationalitätenpartei würde allerdings einen „positiven Machtzuwachs“ — um mehr als 50 Prozent — bedeuten; nicht zu reden vom unermeßlichen moralischen Gewinn, der in der Solidarität aller Nichtmagyaren läge. Rechnet man noch die 40 kroatischen Delegierten dazu, die schon jetzt den Beweis erbracht haben, daß sie die Kosten einer höchst unbequemen Opposition ganz aus eignem bestreiten können, und die bei einer Aufrollung der Nationalitätenfrage im weitesten Sinne gewiß mittäten, so hätte man schon jetzt, vor Einführung des allgemeinen Wahlrechts, eine Gruppe von 78 Mann als geschlossene Phalanx gegen das magyarische Bedrückungssystem. Nun fürchtet aber Neugeboren, daß die Magyaren durch eine Wendung in der sächsischen Politik sich zu noch heftigeren Vorstößen gegen das Sachsentum veranlaßt fühlten. Diese Erwägung ist richtig. Sie hat aber auch für die Rumänen und zwar in noch erhöhterem Maße Geltung, da diese im Verhältnis zu den Sachsen sich einer viel geringeren Anzahl von kulturellen Einrichtungen erfreuen, die durch das Magyarentum gleichermaßen bedroht sind; also müßten sie noch besorgter sein um unersetzlichen Besitz, von dem eine fünfzehnmal größere Volksmasse geistig zehrt. Die Erhaltung der Sachsen als „Wellenbrecher“ im rumänischen Meer liegt aber unter allen Umständen im magyarischen Interesse; sie werden sich deshalb hüten, gegen die Sachsen noch schärfer ins Zeug zu gehen, als gegen die Rumänen. Und die Erhaltung des Deutschtums in Ungarn und Siebenbürgen wird auch die Krone sich mehr angelegen sein lassen, wenn ihr nicht mit einem Hinweis auf das Bild im Parlament plausibel gemacht werden kann, daß das Deutschtum nicht zu klagen hat. Hier ist die größte Schädigung zu

ichen, die der Sache aller Nichtmagyaren durch das spurlose Verschwinden der sächsischen Abgeordneten in der magyarischen Koalition des Reichstags zugefügt wird.

Es ist weiter richtig, daß die Zahl der sächsischen Abgeordneten durch Wahlkreisgeometrie und Wahlkämpfe gegen zwei Fronten stark herabgemindert werden kann, besonders wenn die Rumänen an der Erhaltung des Besitzstandes an deutschen Mandaten nicht interessiert sind. Im andern Falle würden eben die Rumänen alles tun, um sich Bundesgenossen für den Kampf im Saale der Gesetzgebung zu sichern. Man ist sich auch in weiten Kreisen der Sachsen darüber im klaren, daß selbst drei bis vier deutsche Abgeordnete, die ihren Platz als solche ausfüllen, politisch mehr wiegen, als ein Dutzend Volksvertreter, deren beredteste Sprache grundsätzliches Schweigen ist. Augenblicklich muß man sogar froh sein, wenn sie sich an den Verhandlungen nicht beteiligen; brachte es doch der Hauptredner der Sachsen in der Debatte über das Volksschulgesetz zu Wege, daß dessen Schöpfer, der Kultusminister Graf Apponyi, ihn zu seiner „Sachlichkeit“ beglückwünschte und seiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß die also belobte Rede des Sachsen mit einer Ablehnung des Gesetzentwurfes endigte; die Prämissen hätten doch, meinte Apponyi, folgerichtig zu einem andern Schluß führen müssen. Apponyi hat dann noch einem reichsdeutschen Interviewer gegenüber erklärt, die Sachsen hätten gegen die kulturmörderische Vorlage nur „Einwendungen formaler Natur“ erhoben!

Durch eine andre Einteilung der siebenbürgischen Komitate könnten die Magyaren ihr Mütchen an den Sachsen kühlen, wie überhaupt, das soll zugestanden werden, die Opposition der Sachsen zunächst mancherlei neue Chikanen im Gefolge hätte. Aber mit der Furcht vor solcher Reaktion könnte man ja gegen die Vernünftigkeit jeglicher Opposition argumentieren. Man darf eben das große Ziel nicht aus dem Auge verlieren: die Niederringung des magyarischen Chauvinismus. Und dieser wird ja auch nach Neugeboren „aus dem Kampfe geschlagen hervorgehen.“ Wie denkt er sich dann, wenn dieser Moment eingetreten ist, das Verhältnis zu den Rumänen, den Siegern? Je mehr sie für die Zukunft gefürchtet werden, desto eifriger müßte man darauf bedacht sein, sie für später, wenn ihre Zeit angebrochen ist, nicht zu unversöhnlichen Gegnern der Sachsen zu machen, da sie in ihrer zehnfachen Ueberlegenheit viel eher in der Lage wären, Rache zu üben, als die versprengten Volksteile des siebenbürgischen Magyarentums. Wenn man also schon an die Furcht appelliert, so tue man es auch gründlich und in allen Konsequenzen.

Der Kampf der Sachsen mit dem Rumänentum ist heute hauptsächlich ein wirtschaftlicher; er soll und kann nicht ausgeschaltet werden. Neugeboren sagt selbst, dieser Kampf, der sich vorzugsweise auf dem Land abspielt, bleibe „vollkommen unberührt davon, wie die obersten Schichten der beiden Völker politisch zu einander stehen“. Eine zugkräftigere Begründung läßt

sich doch für die These nicht finden, daß der wirtschaftliche Wettbewerb eine spezifisch politische Waffenbrüderschaft nicht ausschließt.

Daß Magyaren und Sachsen durch eine „Identität des Lebensprinzips“ verbunden seien, muß durchaus bestritten werden. Jene treiben als relative Mehrheit der Landesbevölkerung Eroberungspolitik zum Teil gegen kulturell überlegene Minderheiten, diese sind auf nationale Selbsterhaltung bedacht gegenüber den Angriffen einer inferioren Kultur. Das wäre eine Identität des Lebensprinzips zwischen Wolf und Lamm. Darum muß auch der angestrebte soziale Anschluß der Sachsen an die Magyaren, dessen eifrigster Apostel in Hermannstadt — zum großen Aergernis auch sehr opportun veranlagter Volksgenossen — eben Herr Neugeboren ist, als geradezu verhängnisvoll bezeichnet werden. Gottlob hat man dafür unter den Siebenbürger Sachsen vorläufig noch sehr wenig Verständnis. Der eifrige Besuch des magyarischen Theaters seitens der sächsischen Bevölkerung in einer national arg bedrohten Stadt des alten „Sachsenlandes“ und die zunehmende Frequenz der magyarischen höheren Lehranstalten aus diesen Kreisen sind jedoch schon bedenkliche Erscheinungen, wenn sie auch meist nur auf das Bedürfnis zurückzuführen sind, die Kenntnis der magyarischen Sprache für den praktischen Bedarf sich müheloser anzueignen. Füglich veranlaßten dieselben Motive auch die letzte Landeskirchenversammlung zum Beschluß, die Kandidaten der Theologie und des höheren Lehramtes künftig nur zu zwei-, statt dreijährigem Studium an deutschen Universitäten zu verpflichten.

Schritt für Schritt läßt man sich also zu weiteren Konzessionen an das Magyarentum drängen. Was hilft dann eine ausgiebigere staatliche Subvention der deutschen Schulen, wie sie eben gewährt wurde? Sie ist kein Gegenwert, wenn der Magyarismus grade auf dem Gebiete des Schulwesens immer mehr an Boden gewinnt. Denn gegen die neuen gesetzlichen Bestimmungen, die der deutschen Sprache in der Schule und in der Lehrerbildung den Raum bis zur Unerträglichkeit einengen, gibt es kein nennenswertes „Separatabkommen“ — mit dem Wolf.

Was endlich die Deutschen in Südungarn betrifft, so ist ein Zusammengehen mit ihnen allerdings möglich. Wo es gepflegt wurde, hat es auch gute Früchte gezeitigt. Von Einzelheiten will ich nicht sprechen, um dem magyarischen Terrorismus nicht die Wege zu weisen, wo er hindernd dazwischen treten könnte. Die politische Organisation dieser Deutschen darf auch nicht unterschätzt werden; sie *hat* sich schon bewährt. Gerade in den letzten Wochen haben sie doch ihre hauptsächlichsten Wortführer in die dortigen eminent politischen Munizipalvertretungen gewählt. Gerade an dem Tage, da Herr Neugeboren seinen Aufsatz in Hermannstadt der Post übergab, gab es in Werschetz eine Hauptschlacht mit ehrenvollem Ausgang. Und das sind die Präludien für die Reichstagswahlen. Wenn aber diese Deutschen in den ungarischen Reichstag einziehen werden, dann können die sächsischen Abgeordneten gar nicht anders, als sich an die Männer ihres Blutes anschließen.

den weil die Sachsen in ihrer Gesamtheit, trotz des beschränkten Gesichtskreises der heutigen Führerschaft, die germanissimi Germani sind. Und dann ist auch die Zeit nicht ferne, wo man von „staatsrechtlichen Bürgschaften“ am rechten Ort das rechte Wort finden wird. Wollen die Sachsen sich nicht zu sehr exponieren, so können sie doch im Abgeordnetenhaus eine selbständige Gruppe bilden, wo dann die anderen Deutschen den natürlichsten Anschluß fänden. Es bliebe ihnen dann unbenommen, vom Magyarentum Zugeständnisse zu erpressen, indem sie mit dem Eintritt in die Nationalitätenpartei drohten und damit den letzten Trumpf in der Hand behielten. Dann wären sie doch in der Lage, der Nationalitätenpartei in entscheidenden Augenblicken kräftig zu sekundieren, ohne mit ihr in allen Fragen durch Dick und Dünn gehen zu müssen. Ihrem Verlangen nach den staatsrechtlichen Bürgschaften könnten sie kein besseres Relief geben. Und diese Bürgschaften — für alle Völker Ungarns — sind doch schon, auf dem Papier, im ungarischen Gesetz über „die Gleichberechtigung der Nationalitäten“ vorhanden. Es handelt sich nur darum, ihnen zum Leben zu verhelfen. Es ist ja schmählich genug, daß sich die ganze Staatspolitik des herrschenden Volksstamms auf der Nichtachtung dieses von ihm geschaffenen Garantiegesetzes aufbaut, und daß die Furcht, ganz niedergetreten zu werden, die besten Staatsbürger, das nach magyarischer Statistik höchstwertige Kulturelement abhält, im Angesichte des Landes zu verlangen, daß nach des Landes Gesetzen regiert werde. Von dieser Furcht muß allerdings in erster Linie der Monarch alle seine Völker befreien; jetzt hat er Gelegenheit dazu, wenn er ein wirkliches Volksparlament schafft, wie er es in einem Teile seines Reiches schon getan hat. Vor diesem Augenblick zittern die jetzigen unrechtmäßigen Machthaber; tritt er ein, so werden die edelsten Volkskräfte rege, deren Repräsentanten sich jetzt zu dumpfem, ohnmächtigem Schweigen verurteilt fühlen.

In diesen Tagen der Feiertagsmuße greife ich zufällig zu den eben in zweiter Auflage erschienenen „Historischen und politischen Aufsätzen“ Delbrücks und lese, um meine Gedanken von der Unerquicklichkeit der sächsischen Politik weitab zu lenken, den Aufsatz über den General von Clausewitz. Und da werde ich unvermutet wieder mitten in die Materie geführt, von der ich mich aus Gründen seelischer Diätetik gerade so entschieden abwenden wollte. Der Verfasser untersucht hier die Frage, ob der unübertroffene Theoretiker der Kriegswissenschaft Clausewitz, wenn ihm das Schicksal günstiger gewesen wäre, als Feldherr seinen Platz ausgefüllt hätte, und kommt zu dem Schlusse, daß ihm jene „Spielerkühnheit“ abging, die dem erfolgreichen Feldherrn nach des Generals Clausewitz eigenem Urteil unerläßlich ist. „Wer sich alle die möglichen Schrecken (des Feldzuges), sagt Delbrück, mit dem Verstande vergegenwärtigt, ist schon nicht weit davon, vor ihrem Eintreffen besorgt zu sein, und das Schwarzsehen im Kriege ist für den Feldherrn eine ganz besonders gefährliche Eigenschaft.

Dazu aber ist ein Mann von der Geistesschärfe Clausewitz' besonders disponiert . . ." An solcher Geistesschärfe, die jede Kraft frischer Entschließung von vornherein lähmt, scheint mir auch das sächsische Volk gegenwärtig zu leiden. So viel auch für und gegen seine Politik ins Feld geführt wird, dem Kenner der Frage begegnen keine wesentlich neuen Argumente, und diese Aussichtslosigkeit des Abwägens muß den Freund dieses tüchtigen Volkes beunruhigen. Von beiden Seiten kommt man immer auf einen toten Punkt. Dieser kann, wie mir dünkt, nur durch die Schwungkraft jenes Gedankens überwunden werden. Wenn man das sächsische Volk in seinem jetzigen Seelenzustand oder auch nur seine politische Führerschaft sich als einheitliche Persönlichkeit kondensiert denkt, so darf man wohl sagen, es fehle ihr jene Spielerkühnheit, die — natürlich neben einigen anderen Qualitäten — dem Feldherrn eigen sein muß. Diese Persönlichkeit krankt an einer Ueberfülle von Reflexion, sie malt sich alle schlimmen Eventualitäten des Kampfes mit einer gewissen selbstquälerischen Pedanterie aus, ihre Seele vibriert nicht lebhaft genug, um über des Gedankens Blässe hinauszukommen zur Spontaneität der Tat. So wird das Volk in den psychologischen Zustand eines hochgesinnten, aber von der Sorge um den täglichen Notbedarf zu Boden gedrückten, innerlich unfrei gewordenen Mannes hineinspekuliert, der sein Leben lediglich auf den Nießbrauch einer Leibrente einrichtet. Und der Mann wie das Volk muß „wetten und wagen, das Glück zu erjagen". Die Geschichte eines Volkes ist nur in sehr umschränktem Sinne ein bloßes Rechenexempel, darf auch im gewissenhaftest geführten Volkshaushalt nicht herabsinken zur Zusammenstellung einer Altersversorgungstabelle.

Wer wollte sich nicht freuen über die namhafte Erhöhung des staatlichen Zuschusses für die evangelische Landeskirche in Siebenbürgen! Er bedeutet eine wesentliche Befestigung der finanziellen Grundlage, auf der diese unsäglich schwer ringende Kulturgemeinschaft aufgebaut ist. Aber die Opfer an sittlichen Werten sind zu groß; sie werden auch von der ungarischen Regierung richtig eingeschätzt, und sie wird deshalb immer gern bereit sein, aus dieser Form des politischen Tauschhandels ein System zu machen. In der Zeit der Gegenreformation ist, von jesuitischer Seite, in Ungarn das Wort gefallen: faciamus pauperes! Zuerst arm und dann katholisch. Nach diesem Rezept, auf die national-politische Taktik angewendet, ist in der Praxis der ungarischen Nationalitätenfrage genugsam verfahren worden; bei der puritanischen Seelenverfassung des sächsischen Volkes ohne Erfolg. Wie, wenn das Raffinement der Politiker aus scythischem Geblüte es nun auf andere Weise versuchen wollte — mit dem Reichmachen? Hier ist es die Kirche, dort die Industrie, der man unter die Arme greifen will, auf daß die darbende Volksgemeine satt und träge werde. Warum war es denn der anerkannt chauvinistischsten ungarischen Regierung vorbehalten, das sächsische Volk mit so glänzenden Angeboten zu beglücken? Warum reichen gerade die, die sich am offensten zum Ideal des einsprachigen magyarischen

Nationalstaates bekennen, diesem Volke so freigebig die Mittel, daß es sich seine Rente sichere? Gewiß nicht, weil sie Gutes im Schilde führen.

Berlin, 26. Dezember. Lutz Korodi.

Kossuthistische Götzendämmerung.

In einer Volksversammlung der südungarischen Deutschen, die vor zwei Wochen in Werschetz abgehalten wurde, hat der frühere langjährige siebenbürgisch-sächsische Abgeordnete des ungarischen Reichstags Edmund Steinacker sehr beachtenswerte Mitteilungen über eine Unterredung gemacht, die er vor nicht langer Zeit mit einem Minister des Kabinetts Fejervary gehabt hat. Er sagte u. a., er habe sich bei dem Exminister — offenbar ist Kristoffy gemeint, der Vater der geplanten ungarischen Wahlreform — über die Notwendigkeit der Regierungsübergabe an die jetzt am Ruder befindliche kossuthistische Koalition erkundigt und auf seine Frage die Antwort erhalten, die Regierung Fejervary hätte die Volksreform ehrlich durchführen können, aber eines hätte sie nicht vermocht: den Irrglauben an die Nationalgötzen zu zerstören und den Wahn, daß mit deren Herrschaft das goldene Zeitalter über Ungarn hereinbrechen werde, zu vernichten. Dieser Wahn könne nur von den Herren selber und werde von ihnen vernichtet werden. „Nun, meine Herrn, — so fuhr Steinacker in seiner Rede fort, — dieser Irrglauben und dieser Wahn ist gründlich zerstört worden. Alle Bewohner des Landes sind nun endlich reif geworden, um über dieses Regime der patriotischen Phrase richtig zu urteilen."

Die letzten parlamentarischen Ereignisse, deren Schauplatz der Pester Reichstag war, geben dieser Auffassung im vollsten Umfang recht. Der für Ungarn ungünstigste Ausgleich mit Oesterreich, den es seit dem Jahre 1867 gegeben, wurde von den vereinigten Regierungsparteien angenommen und damit das oberste politische Dogma der Kossuthisten, Lostrennung von Oesterreich, aufgehoben. Von etwa 370 magyarischen Abgeordneten haben nur 15 Mann gegen den Ausgleich gestimmt, und als in diesen Tagen über die Erhöhung der ungarischen Beitragsleistung zu den gemeinsamen Ausgaben verhandelt wurde, konnte festgestellt werden, daß ganze zehn Mitglieder des Reichstags im Saale der Gesetzgebung anwesend waren. Die Ideale der „Unabhängigkeit" Ungarns waren ein brauchbarer Agitationsstoff für die oppositionellen Achtundvierziger; sobald diese zur Herrschaft gelangten, bewilligten sie für die Gemeinsamkeit mit Oesterreich alles, um nur die Zügel der Regierung weiter in den Händen behalten zu dürfen. Wenn noch ein Funken politischer Sinn im Magyarenvolke lebt, so muß es bei der nächsten großen Abrechnung, sobald es zu Neuwahlen kommt, seine Konsequenzen daraus ziehen. Aber auch der Wiener Hof wird hoffentlich seine Nutzanwendung machen und bei Gelegenheit der Wahlreform den Kossuthismus zum vollständigen Harakiri zwingen. Erst wenn dies geschieht, wenn das Regime des nationalen Größenwahns genötigt wird, durch Einführung eines wirklichen allgemeinen Wahlrechts seine Existenz-

berechtigung feierlichst zu negieren, kann die Idee, diese grundsätzlichen Revolutionäre und theoretischen Thronstürzer in den verantwortlichen Rat der Krone zu berufen, eine wahrhaft geniale genannt werden.

Die Kossuthisten waren von jeher auch die todesmutigen Vertreter der Redefreiheit im Parlament, solange es sich um die rechtliche Sicherung ihres Terrorismus handelte. Auch auf diesem Gebiet haben sie sich, zur Macht gelangt, politisch zu Tode regiert. Die Obstruktion der Kroaten gegen das Ausgleichsgesetz konnten sie nur durch ein Manöver ausschalten, das jedem Parlamentarismus Hohn spricht. In einer Sitzung, die besonders bewegt verlief, erklärte plötzlich der Präsident des Abgeordnetenhauses die Debatte für geschlossen, weil in dem herrschenden Lärm die vorgemerkten kroatischen Redner den hurtig erfolgten Namensaufruf nicht hören konnten und deshalb auch nicht sprachen. Wenn man die Souveränität des ungarischen Nationalstaates, wie dort der magyarisch-kossuthistische Absolutismus genannt wird, nur durch solch armseligen Trick zu retten vermag, dann sind wohl die Tage dieser Herrlichkeit wirklich gezählt.

In Kroatien selbst ist die ungarische Regierung mit ihrem Latein auch zu Ende. Weil Gefahr drohte, daß ihr Vertrauensmann, der Banus, vom Agramer Landtag in Anklagezustand versetzt wurde, griff man zur Auflösung des Landtags. Die Neuwahlen bringen ohne Zweifel eine noch magyarenfeindlichere Vertretung. Die von hier zu entsendenden Delegierten des ungarischen Abgeordnetenhauses werden kaum angenehmere Gäste sein, als ihre Vorgänger; sie bilden dann hier eine so gefährliche Avantgarde für den Kampf um die Rechte der Nichtmagyaren, wie dies Haus noch keine gesehen.

Inzwischen mobilisiert auch der Wiener Reichsrat gegen den magyarischen Chauvinismus. Die von seiner Mehrheit angenommene Resolution, worin die Durchführung des ungarischen Nationalitätengesetzes im Interesse der Gesamtmonarchie gefordert wurde, hat die Hüter der ungarischen Selbständigkeit ganz aus dem Häuschen gebracht. Nach formal staatsrechtlichen Begriffen war ja diese Resolution allerdings ein Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht des Zwillingsstaates, und dessen ist sich auch die Mehrheit des Reichsrates gewiß bewußt gewesen. Aber daß das Schlagwort vom Gesamtstaat im neuen Volksparlament Cisleithaniens solche Resonanz gefunden hat, ist unter allen Umständen höchst erfreulich. Es ist ein Stück Zukunftsmusik. Das Echo aus dem ungarischen Reichstag wird nicht ausbleiben, wenn dieser auch durch den freien Willen der Gesamtbevölkerung zusammengesetzt werden wird. Diese Symphonie der politischen Kräfte zu dirigieren, wird allerdings erst dem Thronerben vorbehalten bleiben.

18. 12. L. K.

Koloniales und Auswärtiges. Südwestafrika. Entschädigung der Landgesellschaften. Negrophile Eingeborenenpolitik in Ostafrika? Bagdad- und Mekkabahn. Persien.

Die Verhältnisse in Südwestafrika erfordern immer noch in mehr als einer Richtung Aufmerksamkeit. Gegenwärtig liegt die Hauptsorge in dem ungesunden Zudrang einer Menge von neuen Einwanderern mit ungenügenden Mitteln, ungenügend namentlich, bevor die allgemeinen wirtschaftlichen Voraussetzungen in der Kolonie auf den Weg der normalen Selbstregulierung zurückgekehrt sind. Mit Recht macht die verdienstvolle und besonnen redigierte (unabhängige) Südwestafrikanische Zeitung in Swakopmund darauf aufmerksam, daß eine Krisis zu befürchten sei, wenn es mit dem Tempo der Einwanderung noch eine Weile so weitergehe. Zwar ist eine gewisse Abwärtsbewegung in den Vieh- und Fleischpreisen, die infolge des Aufstandes vollkommen abnorme Höhen erreicht hatten, schon eingetreten, aber namentlich beim Erwerb von Muttervieh für den angehenden neuen Farmer kann noch nicht entfernt davon die Rede sein, daß die jetzt hierfür anzulegenden Beträge den natürlichen Verhältnissen des Landes entsprächen. Schon vor dem großen Eingeborenenaufstande hielten sich die Viehpreise in Südwestafrika über dem durch Argentiniens und Australiens Angebot regulierten Durchschnittspreis auf dem Weltmarkt. Der Grund hierfür war einerseits der starke Bedarf im englischen Südafrika, wohin in den beiden letzten Jahren vor dem Aufstande von unserer Kolonie aus für mehrere Millionen Mark Schlachtvieh exportiert wurde, und außerdem die Zurückhaltung des im Lande heranwachsenden Muttervviehs durch die Farmer, die natürlich bestrebt waren, vor allen Dingen ihr Weideland erst selber soweit mit Vieh zu bestocken, wie der verfügbare Bestand an Futtergewächsen erlaubte. Zurzeit aber stehen die Preise für Zuchtvieh noch ganz erheblich über jenem Stande vor dem Krieg. Auf der anderen Seite vermehrt sich natürlich die Menge des Viehs von Jahr zu Jahr in schnellerer Progression, und während gegenwärtig der starken Nachfrage nach Muttervieh ein ungenügendes Angebot gegenübersteht und dadurch die Preise hochgehalten werden, wird sich in einigen Jahren dies Bild sehr ändern. Wer durchaus jetzt schon seine Farmwirtschaft einrichten will, muß die hohen Anschaffungspreise zahlen, ohne daß er Aussicht hätte, in näherer Zukunft eine dem numerischen Zuwachs seiner Tiere entsprechende Wertsteigerung des Gesamtbestandes zu erleben. Es kann vielmehr leicht kommen, daß nach einigen Jahren die ums Doppelte vermehrten Herden kaum einen größeren Wert repräsentieren, als der heutige Anfangsbestand der Wirtschaft. Wenn jemand mit reichlichem Kapital zu farmen beginnt und es ihm vor allen Dingen darauf ankommt, sich so schnell wie möglich in Südwestafrika niederzulassen, so wird er das aushalten können, wenn auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus eine derartige Wirtschaftsführung nicht gerade vorbildlich erscheinen mag. Ganz anders aber wird es denjenigen treffen, der sich jetzt beim Beginn seiner Wirtschaft wegen

des zu geringen eigenen Betriebskapitals mit Kreditverpflichtungen hat belasten müssen. Die billige staatliche Ansiedlungsbeihilfe bis zum Höchstbetrage von 6000 Mark für den einzelnen Ansiedler ist natürlich nicht für jeden, der sie haben möchte, zugänglich, weil einstweilen der Andrang größer ist, als der verfügbare Fonds. Privatkredit aber ist für ein solches Unternehmen, dessen Zukunft vorzugsweise auf der Tüchtigkeit des Ansiedlers beruht, teuer. Drüben in Afrika ist der Zinsfuß an sich hoch, und in Deutschland sind die gegenwärtigen schwierigen Geldverhältnisse ja nur zu bekannt. Es muß daher vor der Auswanderung nach Südwestafrika unter den gegenwärtigen Verhältnissen direkt gewarnt werden, und die Regierung sollte sich der Notwendigkeit nicht entziehen, auch ihrerseits in amtlicher Form den Auswanderungslustigen den Rat zu erteilen, ihre Absicht noch eine Weile aufzuschieben, bis drüben gesunde Preisverhältnisse für Zuchtvieh eingetreten sind. Darüber, daß eine Krisis droht, darf man sich durch den gegenwärtigen Anschein des allgemeinen Gedeihens in Südwestafrika nicht täuschen lassen. Ob viel oder wenig — etwas Geld bringen die neuen Einwanderer alle mit, und es ist natürlich, daß die im Lande befindlichen Geschäfte ihren Vorteil davon haben und daß Handel und Wandel in Blüte zu stehen scheinen. Es fragt sich nur, was werden wird, wenn diejenigen Elemente, die von vornherein keine Aussicht haben, sich dauernd in der Kolonie zu halten und sich ökonomisch in die Höhe zu arbeiten, mit ihren Mitteln am Ende sind. Wenn der Rückzug der Unzufriedenen und Enttäuschten anfängt, dann wird auch das Gerede von der Wertlosigkeit der Kolonie und von dem alles verschlingenden Moloch Südwestafrika wieder anfangen, wo doch nichts anderes vorliegt, als ganz gewöhnliche Fehler, die leicht hätten vermieden werden können und sollen. Dazu kommt noch etwas anderes. Schon vor dem Kriege, als die Besiedelung in einem bedeutend langsameren Tempo vor sich ging, waren die Verhältnisse bei der Landesvermessung infolge Unzulänglichkeit der vorhandenen Mittel nichts weniger als günstig. Bei weitem nicht alle vom Regierungs- und vom Eingeborenenland verkauften Farmen haben vermessen werden können, und die Unsicherheit über Größe und Grenzen vieler Besitzungen war recht bedeutend, so daß schon damals viele Klagen darüber zu hören waren. Gegenüber dem jetzigen Zustrom versagt aber das amtliche Vermessungswesen vollständig. Zum Teil liegt das daran, daß den deutschen Regierungslandmessern für den Eintritt in den Kolonialdienst, zumal in Südwestafrika, so wenig befriedigende Bedingungen geboten werden, daß es nicht möglich ist, genügend tüchtige Kräfte zu bekommen. Andererseits muß aber auch zugegeben werden, daß das Gouvernement von Anfang an diesen Zweig der kolonialen Verwaltung ungenügend gepflegt hat. Zurzeit ist jedenfalls eine derartige tatsächliche Desorganisation im Vermessungswesen vorhanden, daß der Zeitpunkt, zu dem ein neuer Ansiedler dazu gelangt, seine Farm vermessen und seinen Besitz gegen die Nachbarn abgegrenzt zu sehen, nach dem Verhältnis der vorhandenen Ver-

messungskräfte und der zu leistenden Arbeit in so weiter Ferne liegt, daß er schon alt werden muß, um die Sache zu erleben. Man kann sich leicht denken, welche Unzuträglichkeiten für die Gegenwart und namentlich für die Zukunft sich daraus ergeben, wenn in einem unvermessenen Lande nach ganz ungefähren Anhaltspunkten Farmen über Farmen, die eine bestimmte Größe haben sollen, nebeneinander verkauft werden, und sich dann schließlich herausstellt, daß die Grenzen einander vielfach überschneiden, daß für den einzelnen vielleicht lange nicht so viel Land herauskommt, wie er nach seinem Kaufvertrag beanspruchen kann, daß Wasserstelle und Haus womöglich auf fremdem Grund und Boden liegen, usw. Daß dergleichen nicht auf Phantasie beruht, vielmehr unter Verhältnissen, wie sie in Südwestafrika bestehen, nur zu leicht in Wirklichkeit vorkommt, wird jedermann zugeben, der im Lande Bescheid weiß. Die Mängel im Vermessungswesen bilden aber nur einen Bestandteil der übrigen Unvollkommenheiten in der Organisation der Ansiedelung. Trotz des großen Zustroms, dessen Einsetzen schon seit Jahren vorauszusehen war und mit dem ich z. B. während meiner südwestafrikanischen Dienstzeit in meinen Berichten schon seit Anfang des Jahres 1905 als mit einem sicher zu erwartenden Faktor gerechnet habe, ist von einer durchgreifenden und systematischen Regelung dieser Materie, insbesondere von der Errichtung eines mit hinreichendem Personal und hinreichenden Kompetenzen ausgestatteten Einwanderungsamts, nach Art der früher geplanten Ansiedelungskommission, nicht die Rede. Man hat eine Regierungsfarm, sogenannte Musterwirtschaft, einige Stunden von Windhuk entfernt, wo jetzt zeitweilig nahezu ein Dutzend junger Leute, die alle das Farmen lernen wollen, untergebracht waren. Tatsächlich können sie dort auf Neudamm so gut wie nichts von dem, was sie später brauchen, lernen — es sei denn, daß sich der Betrieb seit Anfang 1907 in durchgreifender Weise zum Bessern geändert hat. Die Regierung wollte einzelne Farmer dazu veranlassen, daß sie die angehenden neuen Ansiedler als Volontäre aufnehmen und unterrichten sollten. Es scheint auch daraus nicht viel geworden zu sein, was auch sehr begreiflich ist, denn je tüchtiger ein Farmer hinter seiner eigenen Wirtschaft her ist, desto weniger Zeit und Lust hat er, Unterrichtskurse für Leute zu halten, die ihm fremd sind und von denen er größtenteils sehr bald merkt, daß sie besser irgendwo anders hingehören, als in die südafrikanische Steppe. Es führt also so ziemlich alles, was jetzt nach Südwestafrika kommt, zunächst von Swakopmund nach Windhuk, versucht sich dort mit recht mangelhaftem Erfolg im allgemeinen über die Verhältnisse zu orientieren, läuft dann eine Weile an den größeren Verkehrswegen entlang im Lande durcheinander und bleibt schließlich nach irgendwelchen Zufälligkeiten hier oder da sitzen, wobei es dann darauf ankommt, wie lange das mitgebrachte Geld reicht, wie groß die eigene Zähigkeit und Anpassungsfähigkeit gegenüber den neuen Verhältnissen ist, und ob sich für den Neuling unter den vielerlei Einflüssen, denen er begegnet, ein brauchbarer und uneigennütziger Rat findet.

Natürlich wird am letzten Ende auch auf diese Weise eine ausreichende Besiedelung des Landes zustande kommen, aber der Prozentsatz der Existenzen, die bei einem Gründungswerk solcher Art wieder fortgespült werden und entweder voll Klagen und Unzufriedenheit in die Heimat zurückkehren oder in der Kolonie selbst den Grundstock zu der im benachbarten englischen Afrika so große Schwierigkeiten verursachenden Klasse der „poor whites“ abgeben, wird unnütz groß — viel größer, als er bei sachgemäßer Organisation des Ganzen von Regierungswegen zu sein brauchte. Von dem gegenwärtigen Gouverneur von Südwestafrika, Herrn von Schuckmann, berichten nicht nur Preßstimmen, sondern auch unbefangen kritisch urteilende Privatnachrichten, daß er einen guten praktischen Blick bewahre, ein vollkommen nüchterner Rechner sei und lieber eine kleinere Anzahl kräftig gedeihender, als eine Menge mangelhaft vorankommender, fortdauernd auf Staatsunterstützung angewiesener Ansiedler im Lande haben wolle. Man wird hoffen dürfen, daß er auch der brennenden Frage einer gesunden Organisation des Einwandererwesens erfolgreiche Aufmerksamkeit zuwenden wird, und vor allen Dingen, daß möglichst bald von amtlicher Stelle eine Warnung vor der gerade im gegenwärtigen Augenblick übertrieben und ungesund erscheinenden Zuwanderung nach Südwestafrika ertönt.

Als ungesund müßte es auch bezeichnet werden, wenn nicht jetzt, d. h. im Etat für das Rechnungsjahr 1908, die Stärke der noch im Lande verbliebenen Truppen herabgesetzt würde. Nachdem Morenga beseitigt ist, kann es durch militärisch-politische Gesichtspunkte nicht mehr gerechtfertigt werden, wenn noch immer 4000 Mann in Südwestafrika unter den Waffen gehalten werden. Der Staatssekretär Dernburg hat in seiner Rede in der Budgetkommission am 7. Mai 1907 betont, die Regierung habe das Bestreben, die Zahl der Schutztruppe in Südwestafrika stetig herabzusetzen. Der Etat für 4000 Mann wurde damals gefordert mit Rücksicht auf die tatsächliche Fortdauer der Unsicherheit im Norden und auf die Möglichkeit einer kriegerischen Erhebung der Ovambos. Nachdem der Häuptling Nechale, der am 18. Januar 1904 die Militärstation Namutoni am Ostende der Etoschapfanne durch seine Leute überfallen ließ, gestorben ist, droht von den Ovambos her schlechterdings keine Gefahr mehr. Es kann als ausgeschlossen gelten, natürlich immer eine verständige Politik von unserer Seite vorausgesetzt, daß die Ovambos einen Einbruch in das einstige Hereroland, das jetzt der deutschen Farmerbesiedlung offen steht, unternehmen. Ein von unserer Seite unternommener Feldzug gegen die Ovambos wäre aber der Gipfel der Torheit. Im Amboland ist für uns schlechterdings nichts zu holen; das Klima ist für Europäer mörderisch und die Idee, daß man im Ambolande Baumwollbau oder ähnliche Wirtschaftszweige in einem praktischen Maßstabe in Angriff nehmen könne, ist eine vollkommene Phantasie. Auch dafür, daß es dort abbauwürdige Mineralschätze gäbe, fehlt vorläufig jeder Anhaltspunkt. Das Amboland ist für uns einzig und allein dadurch wichtig, daß bei den Ovambos das Sachsengängertum stark

ausgebildet ist und eine ziemliche Anzahl Männer alljährlich in das deutsche Ansiedlungsgebiet kommen, um Arbeit gegen Baarlohn zu übernehmen. Diese Verhältnisse könnten durch eine militärische Unternehmung nördlich der Etoschapfanne nur in der schädlichsten Weise gestört werden. Für später kann im Ambolande einmal die Errichtung einer auf farbige Truppen-teile gestützten Residentur nach Art der Residenturbezirke in Adamaua und in Ostafrika in Aussicht genommen werden; einstweilen ist es die beste Politik, an die dortigen Dinge in keiner Weise zu rühren. Natürlich wird es immer eine starke Versuchung für eine an der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes interessierte Verwaltung bleiben, mit Rücksicht auf den Absatz der farmwirtschaftlichen Produktion im Lande die Truppenzahl möglichst hoch zu halten. Wir bezahlen aber auf diese Weise erstens die Entwicklung der Farmwirtschaft auf indirektem Wege viel zu teuer, und zweitens täuschen wir uns vollkommen über den gegenwärtigen inneren Wert und den natürlichen Entwicklungsstand des Landes. Für die militärischen Aufgaben, die jetzt noch in Südwestafrika verbleiben, sind die auch im Etat für 1908 noch geforderten 4000 Mann auf jeden Fall erheblich zu viel. Die einzige Stelle, wo noch die Möglichkeit eines Wiederaufflackerns bewaffneter Unruhen existiert und wo daher alle Vorsicht geboten ist, liegt bei den Bondelzwarts, die vor einem Jahr gegen die Zusicherung von Leben, Freiheit und Ausstattung mit einer nicht unbedeutenden Menge Kleinvieh kapituliert haben. Nach den amtlichen Nachrichten ist jetzt die Mehrzahl dieser Leute bei öffentlichen Arbeiten im Bezirk von Keetmanshoop beschäftigt, und es muß von der Regierung verlangt werden, daß sie nun, wo sie die Bondelzwarts in der Hand hat, auch die erforderlichen Maßregeln trifft, daß sie ihr nicht wieder aus der Hand geraten. Sehr viel anders als heute wird die Lage in näherer Zukunft im alten Stammesgebiet der Bondelzwarts überhaupt nicht werden, und es ist ganz ausgeschlossen, daß man die tausend Köpfe, die dort jetzt besonders beaufsichtigt werden müssen, auf die Dauer durch so und soviel Kompagnien bewachen läßt. Ebenso können wir gegen den Banditen Simon Copper, der in den Dünen auf der deutsch-englischen Kalaharigrenze jenseits des Auob und Nossob sitzt und tatsächlich nicht mehr als eine gewöhnliche Räuberbande unter sich hat (was die Bondels vor dem Friedensschluß vom Dezember 1906 durchaus nicht waren), zur Veranlassung nehmen, um seinetwegen tausend Mann Truppen mehr in der Kolonie zu halten. Ein Militäretat von 25 Millionen für Südwestafrika ließ sich im April 1907 noch mit guter Veranlassung fordern, heute nicht mehr. Der Gedanke, auf diese Weise zu einer Ansiedlungsbeihilfe großen Stils für die Kolonie zu gelangen, muß, soweit er etwa bestehen sollte, grundsätzlich abgelehnt werden, und zwar, wenn schon aus keinem anderen Grunde, so doch wegen der ganz unverhältnismäßigen Kostspieligkeit dieses Weges.

Eine zu freigebige Hand zeigt die Kolonialverwaltung auch in der Frage des Rückkaufs oder der Ablösung der großen Landkonzessionen in

Südwestafrika. Der Ablösungsvertrag mit der „Siedlungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika" ist bereits abgeschlossen, und mit anderen Stellen, so z. B. mit der South-African Territories Ltd.-Gesellschaft und der Kaoko-Land- und -Minengesellschaft wird oder wurde noch vor kurzem verhandelt. Ich benutze diese Gelegenheit, um einem Wunsche des hiesigen Direktors der Territories-Gesellschaft, Herrn Grafen von Baudissin, bezüglich Berichtigung eines mir untergelaufenen Irrtums Rechnung zu tragen. Bei der Abfassung meines kürzlich erschienenen Buches über Südwestafrika, das ich den Lesern der „Preußischen Jahrbücher" an einer anderen Stelle dieses Heftes anzeige und dessen Niederschrift zum größeren Teile in Südafrika selbst erfolgte, war ich der Meinung, daß die South-West African-Company, die Eigentümerin der großen Landkonzession im Grootfonteiner Bezirk, auch noch die Mehrheit der Aktien der South-African Territories-Gesellschaft, deren Ländereien im äußersten Süden, im Distrikt von Warmbad, liegen, besäße. Herr Graf von Baudissin schreibt mir nun, das sei schon seit mehreren Jahren nicht mehr der Fall, die nördliche Gesellschaft habe also nicht den geringsten Einfluß mehr auf die Geschäftsführung der südlichen. Des weiteren enthält die Zuschrift die Mitteilung, daß Graf Baudissin vor einiger Zeit dem Kolonialamt den Vorschlag gemacht habe, die Konzession der South-West-African Territories für zwei Millionen Mark zurückzukaufen, d. h. für die Summe, welche die Gesellschaft (ohne Zinsen zu rechnen) auf Grund der von ihr erworbenen Konzessionen bereits verausgabt habe. Wenn die Gesellschaft auf diese Weise an die Regierung mit dem Vorschlag herangetreten ist, sie wolle die Konzessionen zurückgeben gegen Ersatz des aufgewandten Kapitals ohne Verzinsung, so ist das ein Vorschlag, der ernsthafte Erwägung verdient. Eine andere Frage ist es freilich, ob es der Gesellschaft gelingen wird, den tatsächlichen Aufwand von zwei Millionen Mark baren Kapitals für ihre Konzessionsländereien nachzuweisen. Ich bin weit davon entfernt, der Loyalität ihres Herrn Vertreters zu nahe treten zu wollen, aber derartige Berechnungen können auf so verschiedener Basis und mit so verschiedener Einschätzung des Barwerts von Aufwendungen, die tatsächlich keine Baraufwendungen waren, gemacht werden, daß über diesen Punkt erst eine spezielle Verständigung auf Grund der Bücher der Gesellschaft erfolgen müßte. Zwei Millionen Mark Barabfindung an die Gesellschaft bedeuten auf jeden Fall mehr, als ihr Landbesitz im Süden in absehbarer Zeit je wert sein wird, und wenn der Verzicht auf die Konzession von ihr wirklich nicht billiger zu haben ist, so sollte man es ruhig bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge lassen. Leider legt aber der Vertrag, den das Reichskolonialamt am 6. August 1907 mit der Siedelungsgesellschaft geschlossen hat, die Besorgnis nahe, daß auch in anderen Fällen der Verzicht der Landgesellschaften auf ihre Konzessionen mit unverhältnismäßig großen Opfern erkauft werden wird. Die Siedelungsgesellschaft hat für ihr Einverständnis mit der Außerkraftsetzung der Konzession vom 2. März 1896 erhalten: 1. die Farmen Unverzagt, Hoffnung,

Bellerode, Ompenbamewa und Kaukurus mit zusammen 55 000 Hektar ausgesuchten Weidelandes von erster Qualität; 2. — entgegen dem Reichstagsbeschluß über die Entschädigung der Gesellschaften — als Entschädigung für ihren Viehverlust infolge des Hereroaufstandes im Betrage von rund 145 000 Mark das unentgeltliche Eigentum an weiteren 100 000 Hektar Land, welche sie zur Einrichtung von Viehzucht- und anderen wirtschaftlichen Unternehmungen verwenden will und die in vier Blöcken von je 25 000 Hektar auszuwählen sind; 3. noch 200 000 Mark bar aus den durch das Gouvernement vorzunehmenden Grundstücksverkäufen innerhalb ihres früheren Konzessionsgebiets. Wenn man berücksichtigt, daß die gesamten Konzessionsländereien der Siedelungsgesellschaft eine Million Hektar umfaßten, von denen ein Teil bis zur Aufhebung der Konzession bereits verkauft war, das Regierungsland aber in jener Gegend etwa mit dem Verkaufswert von einer Mark pro Hektar veranschlagt werden kann, und daß die Siedelungsgesellschaft aus ihrem gesamten früheren Konzessionsgebiet sich natürlich die wertvollsten Stücke ausgesucht hat, so wird man zugeben müssen, daß ihre Leitung es verstanden hat, dem Kolonialamt gegenüber einen ganz außerordentlichen Erfolg zu erzielen. Dieser Erfolg wird um so bemerkenswerter dadurch, daß zwar nachgewiesenermaßen nicht davon die Rede sein konnte, daß die Gesellschaft auch nur entfernt den Voraussetzungen entsprochen hat, unter denen sie 1896 die Konzession erhielt, daß ihre Leitung es aber trotzdem verstanden hat, vom Kolonialamt eine, wenn auch vorsichtig gefaßte, so doch immerhin für die minder unterrichtete Oeffentlichkeit verwertbare „Anerkennung" ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit zu extrahieren. Die Ausstellung eines solchen Attestes wurde von ihr bei den Verhandlungen über die Aufgabe der Konzession geradezu als conditio sine qua non für alle weiteren Verhandlungen verlangt, und zwar zu dem Zweck, um mit diesem Dokument die bisher von sachverständiger privater Seite, wie ausnahmslos von der Verwaltung der südwestafrikanischen Kolonie, vom ersten Tage des Bestehens der Siedelungsgesellschaft an ihr geübte abfällige Kritik noch nachträglich zu entkräften. Ich darf in Sachen der Siedelungsgesellschaft auf den betreffenden Abschnitt in meinem Buch über Südwestafrika verweisen, woselbst ich versucht habe, an der Hand des veröffentlichten Materials und der Windhuker Akten zum erstenmal eine zusammenhängende Darstellung der ganzen Frage zu geben. Es tritt dabei namentlich auch mit vollkommener Deutlichkeit die Tatsache hervor, daß in Südwestafrika selbst sämtliche Gouverneure und Landeshauptleute, Hauptmann von François, Oberst Leutwein und Herr von Lindequist, und ebenso die gesamte öffentliche Meinung der Kolonie, in der Auffassung von der unbedingten Schädlichkeit der Siedelungsgesellschaft einig waren. Dieser Ueberzeugung ist auch von den in Frage kommenden Dienststellen auf das Bestimmteste und Nachdrücklichste der Kolonialverwaltung in Berlin gegenüber Ausdruck gegeben worden. Es darf also immerhin als auffallend angesehen werden, daß das Reichskolonialamt unter diesen Umständen nicht

nur die außerordentlich hohe Abfindung, sondern auch die verlangte Erklärung bewilligte, und es wäre bedauerlich, wenn auch die weiteren Verhandlungen mit den übrigen Landgesellschaften seitens des Reichskolonialamts in einem ähnlichen Zeichen stehen sollten. Es ist behauptet worden, die Bereitwilligkeit des Kolonialamts zu Verträgen mit den Landgesellschaften nach dem Muster des Abkommens mit der Siedelungsgesellschaft liege darin begründet, daß auf diese Weise der Reichstag nicht um die Bewilligung von Barabfindungen angegangen zu werden brauche. Die Regierung beansprucht das Recht, über den staatlichen und zu Staatsland erklärten Grundbesitz in den Kolonien auf dem Verordnungswege ohne Vorlage an den Reichstag zu verfügen; könne sie also die Gesellschaften aus dem verfügbaren Landfonds abfinden, so sei das ganze Geschäft ohne den Reichstag zu machen; sonst aber nicht. In diesem Zusammenhange muß es allerdings auffallen, daß die Regierung in dem Vertrage vom 6. August 1907 der Siedelungsgesellschaft erheblich mehr bewilligt, als jene vorher selbst gefordert hatte. Am 9. Oktober 1905 erbot sich nämlich die Gesellschaft, ihren ganzen Besitz abzutreten lediglich gegen Rückerstattung ihres eingezahlten Kapitals (163500 Mark) zuzüglich der seit der Einzahlung (1896) verloren gegangenen Zinsen. Der Termin dieses Angebots lief für die Regierung erst bis zum 1. Mai 1906, darauf verlängerte ihn die Gesellschaft bis zum 1. Januar 1907. Warum hat eigentlich das Kolonialamt nicht „dieses Erbieten, das für die Regierung wesentlich günstiger war als die vorhin besprochene Auseinandersetzung“ *), angenommen? Es ist doch wohl kaum glaublich, daß wirklich der Wunsch, den Reichstag zu umgehen, der Vater einer direkt verlustbringenden Idee gewesen sein sollte. Vielleicht gibt die Regierung bei der bevorstehenden Kolonialdebatte im Reichstag Aufklärung.

Ueber die speziellen kolonialwirtschaftlichen Pläne der Regierung wird es an der Zeit sein zu sprechen, sobald der Herr Staatssekretär mit den Ergebnissen seiner persönlichen Studien in Ostafrika vor den Reichstag getreten ist. Es sind solche namentlich in Form von programmatisch motivierten und finanztechnisch durchgearbeiteten Eisenbahnvorlagen, vor allen Dingen für Ostafrika, zu erwarten. In dieser Beziehung ist es vollkommen begreiflich, daß Herr Dernburg eine Erörterung seiner Pläne in der Oeffentlichkeit vermeidet, bevor er selbst im Reichstage gesprochen hat. Wir schieben daher auch unsererseits die Besprechung der Eisenbahnfrage so lange auf. Etwas anders steht es mit dem zweiten oder, wenn man will, mit dem ersten und eigentlichen Problem unserer tropisch-afrikanischen Kolonialwirtschaft: der Eingeborenenfrage. Bereits im vorigen Heft habe ich auf die Bedeutung der prinzipiell nicht hoch genug anzuerkennenden Lindequist'schen Eingeborenen-Verordnung für Südwestafrika hingewiesen. Seitdem haben sich in der Oeffentlichkeit an zahlreichen Stellen die Stimmen gemehrt, die der

*) So Professor Dr. G. K. Anton in seiner Verteidigungsschrift für die Gesellschaft: Die Siedelungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika, Januar 1908, bei Gustav Fischer, S. 45.

Befürchtung Ausdruck geben, es würde in Ostafrika nicht nach denselben Grundsätzen verfahren werden. Namentlich herrscht diese Besorgnis bei der großen Mehrheit der Weißen in Ostafrika, und in den Zeitungen wird mit dem Anschein des Wohlunterrichtetseins von einem auffallenden, ja fast unerhörten Schritt eines erheblichen Teils der weißen Ansiedlerbevölkerung in Ostafrika berichtet: einem Gesuch um Abberufung des dortigen Gouverneurs Freiherrn von Rechenberg an das Reichskolonialamt oder den Reichstag. Namentlich die deutschen Pflanzer und Farmer im Usambaragebiet haben aus ihrem Empfang durch den Herrn Staatssekretär sowie aus einer Reihe sonstiger Erfahrungen den Schluß ziehen zu müssen geglaubt, daß eine „negrophile“ Aera in Ostafrika bevorstehe, und sie sind einig in der Ueberzeugung, daß die Ursache hierfür in dem Einfluß zu suchen sei, den Baron von Rechenberg auf den Staatssekretär gewonnen habe. Die Bedenken gegenüber der Möglichkeit einer negrophilen Eingeborenenpolitik sind aber nach verschiedenen Nachrichten aus Ostafrika nicht nur bei der weißen Zivilbevölkerung, sondern auch bei vielen weißen Beamten in der Kolonie, zumal älteren und erfahrenen Persönlichkeiten, vorhanden. Wir wollen den Behauptungen, die hierüber in letzter Zeit durch die Presse gegangen sind und die bereits von Abschiedsgesuchen tüchtiger und verdienter Kräfte infolge von Unstimmigkeiten mit der höchsten Spitze der Verwaltung sprechen, einstweilen nicht nachgehen und die Erörterung des Themas im Einzelnen überhaupt so lange verschieben, bis das Gesuch der Weißen um Abberufung des Gouverneurs tatsächlich vorliegt und bis die ganze Materie Gegenstand der Aussprache im Reichstag zwischen der Regierung und den Abgeordneten gebildet hat. Nur soviel muß auf jeden Fall schon im voraus grundsätzlich betont werden, daß jede Eingeborenenpolitik, die nicht als ihr vorläufiges Ziel die Durchführung eines wirksamen Arbeitszwanges gegenüber der Masse der Eingeborenenbevölkerung ins Auge faßt und nicht entschlossen ist, die hierfür erforderlichen vorbereitenden Maßnahmen zu ergreifen, in Ostafrika falsch instradiert ist. Staatssekretär von Lindequist und Gouverneur Freiherr von Rechenberg repräsentieren innerhalb unserer Kolonialverwaltung die beiden entgegengesetzten Pole der Eingeborenenpolitik, und es kann kein Zweifel darüber sein, welcher von beiden Polen die Richtung für unseren kolonialpolitischen Kurs abgeben muß. Negrophilie, d. h. eine Politik, die, aus welchen Gesichtspunkten auch immer, die gegenwärtigen moralischen Qualitäten des Negers zu hoch einzuschätzen und seinen Eigentümlichkeiten, d. h. im wesentlichen seiner Arbeitsscheu, praktische Konzessionen zu machen geneigt ist, bedeutet für die Entwicklung unserer Kolonien eine schwer wieder gutzumachende Schädigung, und es ändert an ihrer schädlichen Wirkung nichts, wenn sie, wie in dem hier vorliegenden Falle, teils aus idealen oder idealistischen Erwägungen, teils aus der Besorgnis vor der vermeintlich drohenden, in Wirklichkeit durch geeignete Maßnahmen vermeidbaren Gefahr einer Abwanderung unserer ostafrikanischen Neger ins eng-

lische Gebiet sich herleitet. Wer die Neger nicht nur als hoher Herr und Vertreter der obersten Gewalt kennt, sondern aus intimerer Erfahrung, der weiß besser, was er von ihnen zu halten hat. Toussaint l'Ouverture, der berühmte schwarze Diktator von Haïti, der selbst als Sklave aufgewachsen war, verordnete, nachdem der erste Taumel der Sklavenbefreiung durch die französische Revolution auf der Insel vorüber war, ohne weiteres Arbeitszwang. „Alle arbeitslosen Neger*) beiderlei Geschlechts, bestimmte er, sollten sich nach ihrer Heimat begeben und dort ihre unterbrochene Tätigkeit wieder aufnehmen; wer sich nicht in seiner Heimat aufhielt, hatte nachzuweisen, daß er eine nützliche Beschäftigung trieb, die ihn nährte, ... auf Ungehorsam, Faulheit oder unerlaubtem Verlassen der Arbeitsstätte standen hohe Strafen, die nach Kriegsrecht verhängt wurden. Die Offiziere, die den einzelnen Verwaltungseinheiten vorstanden, waren verantwortlich für die Ausführung dieser Befehle; sie durchzogen mit mobilen Kolonnen das Land und trieben die Neger schonungslos zur Arbeit zusammen; ... von der Freiheit der Schwarzen blieb nicht viel übrig, aber der Erfolg sprach für die Zweckmäßigkeit. Die Produktion hob sich ...." Der Mann, den man nicht umsonst den schwarzen Napoleon genannt hat, kannte seine Leute. Er wußte auch, daß man Militär und Straßen zur Verfügung haben muß, um die wirtschaftliche Produktion eines Tropenlandes mit Negerbevölkerung in die Höhe zu bringen. Dafür, daß wir das ohne Toussaints Barbarei fertig bringen sollen, sind wir eben Deutsche.

* * *

In merkwürdiger Uebereinstimmung sind im Anschluß an den Besuch des Kaisers in England sowohl französische als auch englische Stimmen laut geworden, die von einer möglichen Lösung der Bagdadbahnfrage in dem Sinne sprechen, daß England den Bau der Strecke zwischen Bagdad und dem Persischen Golf zugestanden erhielte, die bestehende, von der Deutschen Bank geleitete Bahngesellschaft dagegen sich auf einen Teil der ihr ursprünglich erteilten Konzession, d. h. das Stück zwischen dem gegenwärtigen Endpunkt der Linie am Nordfuß des Taurus und Bagdad, beschränken solle. Wenn man nur die räumliche Ausdehnung in Betracht zieht, so ist das deutsche oder vielmehr internationale Stück bedeutend länger, fragt man aber nach dem inneren Wert, so fällt ein sehr viel größeres Schwergewicht auf die Seite der für England in Anspruch genommenen Strecke. Englischerseits würde ein derartiges Abkommen außerdem auch noch dahin verstanden werden, daß nicht nur die Erbauung der Eisenbahn, sondern auch die Wiederherstellung der alten Bewässerungswerke im Gebiet von Bagdad eine englische Unternehmung werden soll. Zum erstenmal wurde die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese englische Idee durch die Veröffentlichung des berühmten Wasserbauingenieurs Willcox gelenkt. Willcox ist der geistige Urheber der großen englischen Wasserwerke

*) Roloff, Die Kolonialpolitik Napoleons I, S. 45.

in Aegypten, vor allen Dingen des Staudammes von Assuan; er ist außerdem auf das genaueste von seiner früheren amtlichen Tätigkeit her mit der indischen Bewässerung vertraut und hat nach der Beendigung des Burenkrieges auch ein ausführliches Gutachten über die Möglichkeiten einer umfassenderen Irrigation in der Kapkolonie und den früheren Republiken erstattet. Als er seine Broschüre über das Bagdadgebiet schrieb, wurde bekannt, daß schon vorher Offiziere des indischen Vermessungsdienstes Aufnahmen der wichtigsten Kanäle des Altertums gemacht hatten, und eine sehr charakteristische Wendung in seiner Arbeit ließ klar erkennen, welch ein wirtschaftliches und politisches Endziel ihm im einstigen Babylonien vorschwebte. Er sprach nämlich unumwunden die Meinung aus, daß ägyptische und indische Bauern, die mit dem Bewässerungswesen von ihrer Heimat her besonders gut vertraut seien, den Grundstock für die zukünftige ackerbauende Bevölkerung des regenerierten Babylonien abgeben sollten. Indien wie Aegypten sind englischer Besitz; die Inder sind überdies in aller Form rechtens und seit lange Untertanen der britischen Krone. Es kann als vollkommen ausgeschlossen gelten, daß man in England daran denkt, Ansiedler aus Indien und Aegypten in das Gebiet von Bagdad ziehen zu lassen, damit sie dort ohne weiteres türkische Untertanen werden. Willcox' Besiedelungsprogramm ist also gleichbedeutend mit dem Plan eines politischen Protektorats über das Bagdadgebiet. Ich habe bereits im Jahre 1903 auf die Arbeit von Willcox hingewiesen. Seitdem hat bis in die letzte Zeit von Bagdad und der Bagdadbahn nicht viel verlautet. Als im Jahre 1906 die Frage der türkischen Zollerhöhung eine positive Wendung zu nehmen schien, machte England den Gedanken einer Verwendung des Mehrertrags für die Kilometergarantie des nächsten Teilstücks der Bagdadbahn dadurch illusorisch, daß es erklärte, in die Zollerhöhung nur unter der Voraussetzung willigen zu können, daß die Mehrerträge bis auf weiteres nur zur Durchführung der Reformen in Mazedonien verwendet werden sollten. Darauf einigte man sich denn schließlich. Nun heißt es mit einem Male in einem der deutschfeindlichsten Organe der englischen Presse, nachdem etwas weniger bestimmte Andeutungen auf französischer Seite schon in der „Revue de Paris" vorhergegangen waren, man solle, neben der Reservierung des ganzen unteren Stücks der Bahn für England, die Verpflichtung der Türkei zur Kilometergarantie aus der übrigen Bahnkonzession überhaupt entfernen! Alsdann sei gegen die Herstellung des Restes unter deutscher Führung nichts mehr einzuwenden. Daran, daß die untere Bahnstrecke sich glänzend bezahlt machen wird, wenn zugleich das Bewässerungssystem wieder hergestellt und Babylonien ein großes Exportland für landwirtschaftliche Produkte wird, braucht allerdings niemand zu zweifeln — ebenso wenig wie daran, daß im oberen Mesopotamien die Rentabilität erst ganz allmählich eintreten kann und daß bis dahin die Kilometergarantie zur Sicherung eines angemessenen Zinsdienstes für das aufgewandte Kapital unentbehrlich ist.

Nachdem auf diese Weise die Bagdadbahnfrage in der englischen und französischen Presse wieder aufgerollt worden ist, erscheint es notwendig, erneut auf den größeren Zusammenhang hinzuweisen, in dem diese Dinge für die englische Politik stehen. Der englisch-russische Vertrag über Persien hat England die formelle Sicherheit gegeben, daß Rußland auf seinen früher sehr bestimmt verfolgten Plan, eine Eisenbahn aus Turkestan durch das östliche Persien nach einem Hafen am Indischen Ozean zu bauen, verzichtet. Man dachte hierbei in St. Petersburg vor allen Dingen an den Hafen von Tschahbar, und als ich Anfang 1901 die Reise vom Golf über das iranische Plateau nach Teheran machte, hielt man es russischerseits in Persien nicht einmal für nötig, die Tätigkeit einer besonderen, aus russischen Offizieren bestehenden Vermessungsexpedition, die eine passende Trace für jene Bahn aufsuchen sollte, zu verschweigen. Jetzt ist Südpersien, einschließlich Bender Abbas, das den Eingang in den Golf beherrscht, von Rußland als rein englisches Interessengebiet anerkannt worden, und ebenso hat England eine Anerkennung seiner politischen Vorzugsstellung im Küstengebiet des Persischen Golfs von Rußland erreicht. Auch die Südostecke Persiens, die an das türkische Bagdadgebiet grenzt, wird aber seit geraumer Zeit von englischen wirtschaftlichen Unternehmungen bearbeitet: auf dem Karun ist dieselbe englische Schiffahrtsgesellschaft tätig, wie auf dem Tigris zwischen Bagdad und Basra, und im Anschluß an diese Flußdampferlinie hat die Compagnie eine ausgebaute Straße für den Karawanenverkehr in der Richtung auf das innere Plateau hergestellt. Das eigentliche Ziel der englischen Politik ist hier die Verwirklichung einer direkten Verbindung zwischen Indien und Aegypten. Die Eisenbahn von Quetta in Beludschistan nach Ismailije am Suezkanal über Nuschki, Kirman, Jesd, Ispahan, Basra, Dschuf, wurde schon seit lange in der englischen politischen Literatur über den sogenannten mittleren Osten propagiert. Ich habe auch hierauf schon vor mehreren Jahren in diesen Jahrbüchern hingewiesen. Seitdem hat man Ispahan bei der Teilung Persiens den Russen überlassen und will also offenbar das Mündungsgebiet des Euphrat und Tigris auf einer südlicheren Route erreichen, was damals mit Rücksicht auf die Terrainschwierigkeiten noch als unmöglich galt.

Auf der anderen Seite sind die politischen Fortschritte, die England in Arabien macht, bekannt. In demselben Augenblick, als der Hafen von Kuweit südlich von der Mündung des Schatt el Arab als ein möglicher Endpunkt für die Bagdadbahn genannt wurde, erhob England den Anspruch, daß der Schech von Kuweit nicht unter türkischer Herrschaft stehe, sondern unabhängiger Souverän sei, d. h. daß er das Recht haben solle, mit England einen Vertrag zu schließen, nach dem jede von ihm zu erteilende Verkehrskonzession erst der Genehmigung Englands bedürfe. Dieser Anspruch ist formell unhaltbar, weil die Landschaft el Hasa, zu der Kuweit gehört, zu Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts durch den damaligen türkischen Generalgouverneur von Bagdad, Midhat Pascha, zweifellos unter-

worden und der Schech von Kuweit als türkischer Kaimakam für den neuen Kreis (Kaza) des Vilajets von Bagdad eingesetzt wurde. Daß er sich in der Folge nicht mehr viel um die Walis von Bagdad gekümmert hat, ist richtig, aber das tut den Rechtsansprüchen der Türkei keinen Eintrag. Nicht nur in Arabien, sondern auch in Kurdistan, und selbst in Anatolien, sind große Distrikte jahrzehntelang faktisch der Autorität der Pforte entglitten gewesen, aber die Regierung in Konstantinopel hat es schließlich doch immer wieder verstanden, ihre unbotmäßigen Vasallen heranzuholen. Unbestritten englisches Interessengebiet ist dagegen der ganze Süden und Südosten Arabiens, und von hier aus dringt der englische Einfluß nachhaltig zu den Stämmen des Innern vor. Es ist eine ganz allgemeine Meinung, daß auch die unbotmäßigen Stämme im Gebiet von Jemen an der englischen Stellung in Aden einen mindest moralisch sehr starken Rückhalt haben und daß eine befriedigende Lage für die englische Politik in Arabien erst dann erreicht sein wird, wenn nicht nur Jemen, sondern auch Hedschas mit den heiligen Städten Mekka und Medina sich von der türkischen Herrschaft befreit haben werden. Die „Unabhängigkeit" des Scherifs von Mekka würde in Wirklichkeit bedeuten, daß jener sich, um einen Rückhalt gegen die Türken zu gewinnen, an England anlehnen muß, und damit wäre England, ohne daß es einen Mann oder selbst nur einen offiziellen Vertreter in Mekka zu unterhalten brauchte, faktisch die einflußreichste Macht innerhalb der islamischen Welt. Solchen Tendenzen würde allerdings der Fortschritt der türkischen Hedschasbahn entgegenwirken. Mit einem Erfolg, der alle Zweifel und negativen Voraussetzungen beschämt, schreitet sie nach Süden fort, und sie wird wahrscheinlich zu Ende des Jahres 1908 Medina erreichen. Ich stehe nicht an, zu bekennen, daß ich selbst in früheren Jahren die Durchführung des Projekts für unmöglich gehalten habe. Erstens aber, und das ist wohl das entscheidende Moment, haben sich die Geländeverhältnisse im Bahngebiet als sehr viel einfacher herausgestellt, als früher auf Grund der Vorstellungen, die man von jenen Gebieten besaß, allgemein angenommen wurde. Zweitens war es wichtig, daß der Sultan die Leitung des Baus in die Hände eines deutschen Ingenieurs von ausgezeichneten Fähigkeiten, Meißner Pascha, gelegt hat, der von Anbeginn bis jetzt die Seele des Werks ist. Drittens wird die Bahn nach dem Muster der transkaspischen Eisenbahn Rußlands im wesentlichen durch aktive Truppen, die ohnehin Sold und Verpflegung erhalten müßten, ausgeführt, wodurch an den Kosten erheblich gespart wird. Es ist das abermals ein Beweis dafür, welch ein tüchtiger Kern in dem türkischen Soldatenmaterial steckt. Nach einem Bericht in der Frankfurter Zeitung (Nr. 328 vom 26. November), der auf die Mitteilungen des türkischen Eisenbahnkommissars Auler Pascha, gleichfalls eines Deutschen, zurückgeht, hat die Stärke der Truppen auf der ersten Teilstrecke von Damaskus bis Maan 5650 Mann betragen. Für die Herstellung der zweiten Teilstrecke bis el-Ula wurde sie auf 7000 Mann erhöht. Die Soldaten haben nicht nur den Oberbau der Bahn hergestellt, sondern

auch die massiven Brücken und Stationsgebäude zum Teil ausgeführt, da die Zivilunternehmer südlich von Maan unerschwingliche Preise forderten. „Man lernte“, schreibt der Berichterstatter der Frankfurter Zeitung, „eine Kompagnie des Eisenbahnbataillons Nr. 1 durch Zivil-Handwerksmeister in Maurer-, Zimmer- und Schlosserarbeiten an, und die Mannschaften dieser Kompagnie haben in den betreffenden Arbeiten schließlich eine derartige Fertigkeit erlangt, daß ihre Lehrer entbehrlich wurden. Auf diese Weise hat sich die Leitung des Baues von den Unternehmern unabhängig gemacht und ist in der Lage, falls Not am Mann kommt, die ganze Bahn bis Mekka mit den Truppen allein fertig stellen zu lassen. Was den baulichen Zustand der Mekkabahn zwischen Maan und el-Ula betrifft, so konstatierte Generalleutnant Auler Pascha, daß die Strecke zwischen Maan und el-Muassam (nicht weit von el-Ula) einschließlich der Stationsgebäude so vollkommen wie jede andere europäische Friedensbahn ist. Der Zug, welcher die Kommission mit 12 Personenwagen und einem Gesamtgewicht von rund 250 Tonnen hinunterbrachte, fuhr hier auf ebener und wenig geneigter Strecke mit einer Geschwindigkeit bis zu 45 Kilometern in der Stunde. Sämtliche Brücken sind mit den Sandsteinquadern des vortrefflichen Materials der Umgebung gebaut und machen einen äußerst soliden Eindruck, auch soweit sie durch die Truppen ausgeführt worden sind .... Zwischen el-Muassam und el-Ula ist der Unterbau ebenso solide ausgeführt, wie auf der vorangegangenen Strecke. Der Oberbau hatte aber erst eine Schicht Ballast, und drei Kompagnien des Eisenbahnbataillons Nr. 1 waren noch damit beschäftigt, die zweite Schicht aufzubringen und die Befestigung der Schienen auf den Schwellen zu vervollständigen. Ebenso wie der Bau der Bahn wird von Maan ab auch der Betrieb fast ausschließlich durch die Truppen bewirkt. Stationsvorsteher und Bahnmeister werden den Avancierten, Telegraphisten und Bahnerhaltungsarbeiter den Gemeinen entnommen.“

Von el-Ula bis Medina beträgt die Entfernung noch etwa 300 Kilometer. Um den Bau zu beschleunigen, arbeiten seit acht Monaten 800 Mann Truppen von Medina aus dem von Norden herankommenden Werk entgegen, und es sollen jetzt weitere tausend Mann von Medina aus eingestellt werden. Die Gesamtlänge der Strecke von Damaskus bis el-Ula beträgt nahezu 1000 Kilometer; die Kosten belaufen sich auf etwas über 40000 Mark für den Kilometer (die Hedschasbahn hat Schmalspur, wenn ich nicht irre, von 75 cm Schienenabstand). Schließlich erklärt sich die Durchführung des Werks auch noch aus dem Umstand, daß es dem Sultan, der die Hedschas- oder Mekkabahn als seinen persönlichsten Gedanken mit besonderer Energie betreibt, gelungen ist, nahezu die Hälfte der bisher aufgewandten Kosten durch sogenannte freiwillige Beiträge, d. h. in Wirklichkeit meistenteils durch große Abzüge vom Gehalt der Beamten und Offiziere, aufzubringen. Für den Rest werden die Gelder durch rücksichtslose Vernachlässigung der übrigen notwendigen Staatsausgaben bereitgestellt.

Für die Türkei ist die Mekkabahn zweifellos der größte politische Erfolg seit langer Zeit. Ebenso zweifellos beeinträchtigt er allerdings die englischen Bestrebungen in Arabien. Nach dem bereits erwähnten Bericht in der Frankfurter Zeitung hatte Auler Pascha den entschiedenen Eindruck, daß die Autorität des Sultans in jenen Gegenden in hohem Maß gestärkt worden ist. Noch hat kein Beduine gewagt, sich an der Bahn zu vergreifen. Das Bewußtsein, von dem Arm der Regierung rasch erreicht werden zu können, würde genügen, die zu Unruhe geneigten Beduinenstämme im westlichen Teil von Arabien dauernd in Ordnung zu halten. Bei der Einweihung des zweiten Bauabschnitts in el-Ula seien von allen Seiten die Vertreter der Beduinen sowie Deputationen der Notabeln von Medina herbeigeeilt, „um der kaiserlichen Mission zu huldigen und dem Sultan für das große Kulturwerk zu danken". Unbedingt sicher wird die Hedschasbahn in militärischer Beziehung allerdings erst dann funktionieren, wenn die bisher noch vorhandene große Lücke in der Schienenverbindung mit Konstantinopel und Anatolien zwischen der vorläufigen Endstation der Bagdadbahn, Bulgurlu, und Aleppo, wo das französisch-syrische Bahnsystem seinen Anfang nimmt, geschlossen ist. Diese Lücke ist rund 500 Kilometer weit, und möglicherweise erleben wir es noch viel eher, daß man vom Bosporus nach Mekka fahren kann, als nach Bagdad oder selbst nur nach Mossul. Der stärkste Gegenzug, den England gegen die Hedschasbahn bisher gemacht hat, ist die Verhinderung der Zweiglinie von Maan nach Akaba. Der Golf von Akaba bildet bekanntlich den nordöstlichen Zipfel des Roten Meeres. Die Entfernung von dem türkischen Hafenplatz Akaba bis nach Maan beträgt in der Luftlinie nur etwa hundert Kilometer. Die Herstellung dieses Stückes hätte eine Umgehung des Suezkanals durch eine verhältnismäßig kurze Eisenbahnlinie (Haifa--Derat—Maan—Akaba) bedeutet und abgesehen hiervon der Türkei schon bedeutend früher die Möglichkeit gewährt, abseits von dem unter englischer Kontrolle stehenden Kanal und unter Ersparung der hohen Kanalgebühren auf dem Wege über die Eisenbahn und das Rote Meer Truppen nach Südarabien zu schicken. Um eins wie das andere zu verhindern, erklärte die englische Regierung namens der ägyptischen die Gewässer des Golfs von Akaba schlechthin als ägyptisches Gebiet. Als türkische Truppen die Ortschaft Tabah in der Nachbarschaft von Akaba besetzten, um Vorbereitungen für den Bahnbau zu treffen, richtete England ein Ultimatum an die Pforte und forderte Zurückziehung der Truppen binnen zehn Tagen. Der französische und russische Botschafter unterstützten die englische Forderung in Konstantinopel, und mehrere englische Kriegsschiffe wurden von Malta ins Aegäische Meer geschickt. Es war eine ganz evidente Vergewaltigung, aber die Türkei gab nach (Mai 1906). Selbst wenn die Belege für die Behauptung, daß der Golf zu Aegypten gehöre, besser wären, als sie sind, so darf man doch nicht vergessen, daß Aegypten formell noch ein türkischer Vasallenstaat ist und seinen Tribut nach Konstantinopel bezahlt. Durch diesen Gewaltstreich hat England

die Gefahr, daß die Wasserstraße des Roten Meeres einen vom Suezkanal unabhängigen Zugang erhalten könnte, pariert, wenn es auch notgedrungen dulden muß, daß im übrigen seine politischen Fortschritte in Nord-Arabien durch den binnenwärts auf unbestritten türkischem Gebiet verlaufenden Strang der Hedschasbahn eine Beeinträchtigung erleiden. Immerhin aber wird die englische politische Arbeit in Inner-Arabien weiter betrieben, und die Zugehörigkeit der Sinai-Halbinsel zu Aegypten bildet auf jeden Fall ein wichtiges Moment für den Gedanken der Eisenbahnverbindung vom Nil zum Indus. Nachdem die russische Bahn zum Persischen Golf und die türkische Bahn zum Roten Meer, die beide das indo-ägyptische Projekt nicht nur quer durschnitten, sondern auch jede für sich einen selbständigen Ausgang aus den vorderasiatischen Ländern zum südlichen Meere bedeutet hätten, glücklich haben verhindert werden können, verbleibt nun als letzte Gefahr noch die Möglichkeit einer nichtenglischen Bagdadbahn. Unter diesem Gesichtspunkt will es verstanden werden, wenn die Willcoxsche Schrift schon vor sechs Jahren für England die Hand auf das kulturelle Wiederherstellungswerk im alten Babylonien legte und wenn jetzt an verschiedenen Stellen die Idee auftaucht, die Bagdadbahn bauen zu lassen, aber nur unter der Bedingung, daß sie von Bagdad abwärts bis zum Persischen Golf eine rein englische Bahn wird.

Erscheint der englisch-russische Vertrag über Persien mit Rücksicht auf die Anerkennung der englischen Prärogative in Südpersien und im persischen Golf zweifellos durch den Plan der indisch-ägyptischen Verbindungssphäre, indirekt also auch durch das Bagdadbahnprojekt, bedingt, so wird in Nordpersien das Abkommen unter den gegenwärtigen Verhältnissen möglicherweise zu einem direkten Einmarsch der Russen führen. Die englischen Blätter geben es unaufgefordert zu, daß Rußland auf Grund des Vertrags ein solches Recht besitzt. Dadurch wird die gleich bei seiner Veröffentlichung mehrfach geäußerte Vermutung bestätigt, daß es sich ausgesprochener- oder unausgesprochenerweise doch von Anfang an um mehr gehandelt hat, als um das, was durch den publizierten Wortlaut des Textes allein nahe gelegt erschien. Man braucht den Aeußerungen der persischen Vertretungen im Auslande, daß der Schah zu seinem Konflikt mit der Nationalversammlung von Rußland direkt aufgehetzt sei, noch nicht ohne weiteres Glauben zu schenken, um doch das Verhalten der amtlichen russischen Stellen in Teheran auffallend zu finden. Wenn, wie berichtet wird, der russische Kommandeur der Leibgarde des Schahs, der sogenannten persischen Kosaken-Brigade, dem Herrscher vom Einhauen auf die Parlamentspartei abredet, weil die Truppe nicht zuverlässig sei, so ist das ganz unglaublich. Ich habe es seinerzeit persönlich von verschiedenen zuverlässigen Stellen bestätigt gehört, daß die unter russischem Oberbefehl stehenden und von russischen Offizieren ausgebildeten Kosaken des Schahs durchaus in der Hand der russischen Führung liegen. Man hat sie russischerseits absichtlich nicht mit den besten und modernsten Gewehrmodellen ausgerüstet und ihre

kriegsmäßige Ausbildung nicht allzu eifrig betrieben, aber davon, daß diese Leute, die sich garnicht aus der opponierenden ansässigen persischen Zivilbevölkerung rekrutieren, sondern aus den kurdischen und türkisch-tartarischen Nomadenstämmen, gemeinsame Sache mit dem aus Bürgern und Geistlichen bestehenden Parlament machen sollten, gegen den Willen des Schahs und des russischen Oberbefehlshabers, kann gar keine Rede sein. Wenn also der Kommandeur sich unter dem Vorwand der Unzuverlässigkeit gegen die Verwendung der Truppe ausgesprochen hat, so hat das andere Gründe, und die Vermutung liegt nahe, daß man den Schah erst noch länger hinhalten will, damit er sich zuletzt vollständig in die Arme Rußlands wirft und den Einmarsch regulärer russischer Truppen womöglich selbst erbittet. Rußland wird ihm dann die „absolute" Herrschaft unter dem Schutz der russischen Bajonette gegen seine eigenen Untertanen und gegen die Nationalversammlung garantieren und Persien im übrigen, soweit es ihm durch den Vertrag mit England zugewiesen ist, nach dem Muster von Buchara und Chiwa zu organisieren versuchen können. Die wahrscheinliche Konsequenz würde dann sein, daß England auch Kirman und Bender Abbas durch indische Truppen besetzen läßt und als nächste Maßnahme dann mit dem Weiterbau der Quetta-Eisenbahn auf der schon seit mehreren Jahren eingerichteten Handelsstraße nach Sejistan und Kirman vorgeht. Auch das letzthin in der Presse öfters besprochene rigorose Verfahren gegen die deutsche Firma Wönckhaus auf der Insel Abu Musa, die etwas jenseits der Meerenge von Ormus oder Bender Abbas, im vorderen Teil des persischen Meerbusens, liegt, zeigt das Mißtrauen, mit dem selbst die harmlosesten fremden Privatunternehmungen in jener Gegend von England aus verfolgt und mit welcher Entschiedenheit die südpersischen Gewässer und Küstengebiete als englische Domäne reklamiert werden. Diese persischen Angelegenheiten werden jedenfalls während der nächsten Zeit noch mehrfach Stoff zu einer aufmerksamen politischen Betrachtung bieten. Paul Rohrbach.

Block und Steuern.

Als ich unsre letzte Monatsbetrachtung niederschrieb, waren Reichstag und Landtag eben im Begriff zusammenzutreten, und ich gab der Befürchtung Ausdruck, daß die parlamentarische Betätigung des Blocks viel Gutes wohl kaum zeitigen werde. Diese Befürchtungen sind durch die Tatsachen bisher leider noch nicht widerlegt. Mit großer Beredsamkeit und unter Entwickelung feiner und richtiger Prinzipien hat der Herr Reichskanzler selbst die Kampagne eingeleitet, aber der Erfolg blieb aus, weil trotz der richtigen Prinzipien doch die rechte praktische und taktische Führung fehlte. Statt an ihrem Zusammenwirken zu arbeiten, begannen die Blockparteien damit, auf einander loszuschlagen, so daß der Herr Reichskanzler kein anderes Mittel wußte, als die Führer zusammenzurufen und ihnen zu erklären, daß er werde zurücktreten müssen, wenn sie in dieser Feindseligkeit gegen ein-

ander verharrten. Was des näheren in dieser Konferenz gesprochen worden ist, ist nicht bekannt geworden, aber was hätte gesagt werden müssen, liegt nahe genug. Die Nationalliberalen wie die Freisinnigen hätten dem Herrn Reichskanzler erklären müssen, daß sie mit seinen Grundsätzen und Bestrebungen durchaus einverstanden seien, daß das aber nicht genüge, sondern daß der leitende Staatsmann auch dafür sorgen müsse, daß die einzelnen Minister und Staatssekretäre ebenfalls in diesem Sinne sprächen und praktische Vorschläge machten. Die Parteien sollten und müßten sich unter einander schlagen; sonst verlören sie ihren Parteicharakter. Hier läge der Fehler der Reichstagsdebatten nicht. Er läge vielmehr darin, daß der Finanzminister von Rheinbaben und der Staatssekretär von Stengel Ansichten entwickelt hätten, die den liberalen Forderungen ins Gesicht schlügen und den Grundsätzen des Herrn Reichskanzlers direkt widersprächen. Nicht an den Parteiführern wäre es daher, Erklärungen abzugeben und ihre Anhänglichkeit an die Blockidee zu beteuern, sondern die Herren Minister hätten ein positives Programm zu entwickeln und die Blockparteien aufzufordern, sich um dieses zu gruppieren.

Eine derartige Rede ist offenbar in der Block-Konferenz nicht gehalten worden. Es lag auch ein Hindernis im Wege: die fürchterliche Entgleisung des Führers der Nationalliberalen, Herrn Paasche, in seiner Verteidigung Hardens, die die Nationalliberalen so schwer kompromittierte, daß sie sich, statt selber aufzutrumpfen, den strengen Ermahnungen des Kanzlers still zu unterwerfen hatten. Dieses Zwischenspiel ist, wie man hört, noch nicht zu Ende; es gibt denn doch glücklicherweise noch Nationalliberale, die nicht gewillt sind, die Partei für einen Menschen von so zweifelhaftem Leumund wie Herrn Harden engagieren zu lassen, und Abrechnung verlangen werden. Aber wie sich auch die nationalliberale Partei zu diesem Führer künftig stellen werde, zunächst verschaffte das offenbare Unrecht, in das die Partei gesetzt war, dem Kanzler die Oberhand, und die sämtlichen Partei-Führer gaben in der Reichstags-Sitzung die gewünschte Erklärung, die für den Augenblick die Situation rettete. Aber freilich nur für den Augenblick. Die wirkliche Entscheidung ist nur auf einige Wochen verschoben, und die Aussichten auf ein gutes Ende haben sich nicht verbessert. Die Konservativen wollen nach wie vor nichts von direkten, die höheren Klassen belastenden Steuern, die Liberalen nichts von indirekten, die Massen belastenden Steuern wissen. Erschwerend tritt hinzu, daß die Bundesregierungen sich aufs äußerste sträuben gegen direkte Reichssteuern, weil sie in die Finanzverwaltung der Einzelstaaten eingreifen und damit den Bundes-Charakter des Reiches in der Richtung auf den Einzelstaat einschränken.

Unlösbar ist trotz alledem das Problem nicht, und der Weg, den man, wie allmählich hervorgetreten, in der Regierung ins Auge gefaßt hat, ist, das darf man mit Befriedigung feststellen, gut erdacht und prinzipiell richtig.

Von indirekten Steuern sind ins Auge gefaßt ein Spiritusmonopol und eine Zigarren-Banderolensteuer. Gegen beide können die Liberalen

erhebliches nicht einwenden. Sie sind zwar keine Freunde von Monopolen, weil diese die individuelle Wirtschaftsfreiheit einengen und die Staatsmacht, die bei uns ohnehin schon so groß ist, stärken. Im Spiritus aber hat das Kartell der Brenner es tatsächlich bereits nahezu zu einem Monopol gebracht, und da darf auch der Liberalste sich sagen, daß ein Staatsmonopol doch noch immer einem Privatmonopol vorzuziehen ist. Dazu ist der Branntwein ein Objekt, dessen Besteuerung niemand prinzipiell ablehnt.

Der zweite Gegenstand, dessen Besteuerung ebenfalls prinzipiell niemand ablehnen kann, ist der Tabak. Der Grund, weshalb wir in Deutschland noch eine so ungemein niedrige Besteuerung dieses edlen Krauts haben, ist einerseits die Rücksicht auf die einmal entwickelten gewerblichen Verhältnisse, Tabaksbau, Fabrikation, Handel, andrerseits die Schwierigkeit, die Qualitäten bei der Besteuerung anders als in der Form des Monopols richtig zu differenzieren. Hierfür ist jetzt endlich in dem ausgezeichneten Buche von Lißner, auf das wir gleich bei seinem Erscheinen aufmerksam gemacht haben, die richtige Form gefunden und vorgeschlagen worden: die Banderolensteuer. Diese Form ermöglicht es, die besseren Zigarrensorten so viel höher zu besteuern, daß von einer ungerechten Belastung der Massen und des kleinen Mannes nicht mehr gesprochen werden kann, und auch die bestehenden gewerblichen Verhältnisse bleiben ungestört.

Neben diesen beiden indirekten Steuern kommt es darauf an, die Forderung der Liberalen, die auf direkte geht, zu erfüllen. Das einfachste und durchgreifendste wäre unzweifelhaft die Ausdehnung der bestehenden Reichs-Erbschaftssteuer auf Descendenten und Ehegatten. Da man den gemeinsamen Widerspruch der Konservativen, des Zentrums und der Bundesregierungen nicht brechen kann oder will, so ist man auf einen Ausweg gekommen, den schon im Jahre 1905 in diesen Jahrbüchern (Märzheft Bd. 119) Professor von Halle aufgezeigt hat. Man verzichtet auf die Reichssteuer und überläßt es den Einzelstaaten, ihre direkten Steuern zu erhöhen; da das aber für die ärmeren Kleinstaaten nicht angängig ist, so werden die Matrikularbeiträge nicht mehr nach Köpfen, sondern nach einem billig abzuschätzenden Maßstab auf die Einzelstaaten verteilt, mit anderen Worten, Preußen, Sachsen und die Hansestädte müssen einen erheblichen Zuschlag leisten. Man kann den Zuschlag bemessen nach den Ueberschüssen der Eisenbahnen oder nach der allgemeinen Vermögenslage oder nach einem kombinierten System; ein definitiver Beschluß scheint darüber noch nicht gefaßt.

Soweit wäre alles ganz schön und gut. Wenn Herr von Rheinbaben und Herr von Stengel von vornherein im Reichstag dieses Programm mit klaren und bestimmten Worten entwickelt und sich dafür eingesetzt hätten, statt die Liberalen mit der brüsken Erklärung „unter keinen Umständen direkte Reichssteuern“ vor den Kopf zu stoßen und die Milderung auf dem Wege der Reform der Matrikularbeiträge nachher allmählich offiziös durchsickern zu lassen, so wären wir heute erheblich weiter. Durch das stück-

weise Herausbringen des Reformplanes hat man nur erreicht, daß die Parteien sich auf das, was sie nicht wollen, mehr oder weniger festgelegt und festgeredet haben und nun viel schwerer zu einem Kompromiß kommen können, als wenn sie gleich das Ganze ins Auge gefaßt hätten.

Hierüber mag man vielleicht noch hinwegkommen, da ja an dem guten Willen in den sämtlichen Blockparteien nicht zu zweifeln ist. Die ungeheure Schwierigkeit aber steckt in der Einigung über die Einzelheiten. Agrarier und Freisinnige sollen sich einigen über die Festsetzung des den Brennern für alle Zukunft vom Staate zu zahlenden Preises für den Rohspiritus, der zur Zeit durch die Liebesgabe künstlich in die Höhe getrieben ist. Die Regierungen sollen den Liberalen die Gewähr dafür geben, daß sie eine wirklich ernsthafte und erhebliche Steigerung der direkten Steuern für die wohlhabenden Klassen in den Landtagen nicht nur einbringen, sondern auch durchführen. In Preußen ist eine vorzüglich gedachte Reform der Einkommensbesteuerung, indem man die Aktiengesellschaften ganz für sich besteuert und das Dividendeneinkommen aus dem Einkommen der Individuen ausscheidet, im Gange, aber dem Abgeordnetenhause in seiner jetzigen Zusammensetzung und nun gar dem Herrenhause erhebliche Zuschläge und Steigerungen zu den höheren Stufen der Einkommens- und Vermögenssteuer plausibel zu machen, wird überaus schwer halten. Zum wenigsten sollte sich die Reichsregierung die Ausdehnung der Reichserbschaftssteuer, die ja mit Hilfe der sozialdemokratischen Stimmen immer durch den Reichstag zu bringen sein wird, als Druckmittel für den Landtag in Reserve halten. Das erste und wichtigste Erfordernis für den Erfolg der Reform aber bleibt die feste und sichere Führung durch die Regierung, gerade das, was wir bisher leider so ganz vermissen.

Ostmarken-Vorlagen.

Die Ostmarkenvorlage der Regierung hat in der Kommission des Abgeordnetenhauses wesentliche Modifikationen erfahren, indem die Expropriationsbefugnis auf neun Kreise in den beiden Provinzen beschränkt und der neue Ansiedlungsfonds von 225 auf 125 Millionen (neben 150 Mill. für Kreditgewährung 2c.) herabgesetzt ist. Auch sind protokollarisch einige Bestimmungen festgelegt, die die Enteignungsbefugnis einschränken auf Fälle, wo eine wirkliche Bedrohung des Deutschtums stattfindet.

Auf die Kritik dieses Kompromisses einzugehen sollte ich eigentlich unterlassen, weil dadurch der Blick von dem Wesentlichen und Entscheidenden abgelenkt und der Schein erweckt wird, als ob auf dem einen dieser Wege mehr erreicht oder etwas besseres geleistet werden könne als auf dem anderen. Hier aber steckt gerade der Grundirrtum, in dem die öffentliche Meinung heute bei uns noch lebt, während der Kardinalsatz, auf den sich die ganze Aufmerksamkeit konzentrieren müßte, lautet: was wir auch in der bisherigen Richtung in der Verwaltung, in der Landpolitik und in der Schulpolitik tun, die Polen, die wir im Lande haben und deren Zahl sich

jetzt der vierten Million nähert, werden darum um keinen Mann weniger und in ihrer Gesinnung um keinen Strich deutscher. Das Problem dieser Fremdsprachigen in unserm Reichskörper bleibt also von der jetzigen Politik so gut wie unberührt; der preußische Staat verwaltet, wie Professor Bernhard es in seinem Buche ausdrückt, an den Polen vorbei. Die jetzige Generation versucht es, indem sie die Polen aus dem Grundbesitz entfernt; eine zukünftige wird es vielleicht einmal versuchen mit der Neuansetzung, indem sie findet, daß der Landlose noch gefährlicher sei als der Landbesitzer. Konsequent ist allein der Vorschlag, nach Art König Ludwigs XIV. oder des Erzbischofs von Salzburg die Unnationalen zu expatriieren und sie etwa nach Afrika zu schicken. Das klingt uns heute toll und ist es auch. Aber es ist wenigstens logisch, während unsre heutige hakatistische Politik, die sich vorstellt, daß man mit diesen Mittelchen der Land- und Schulpolitik ein solches Volkstum niederzwingen könne, ganz abgesehen von ihrer Erfolglosigkeit und Schädlichkeit, nicht einmal auf den Vorzug klaren und richtigen Denkens Anspruch machen kann. Worte wie „Schutz des Deutschtums in den Ostmarken“ haben gar keinen anderen Wert und Sinn, als über die Schwere des Problems hinwegzutäuschen. Denn nicht um den Schutz der Deutschen in diesem und jenem Regierungsbezirk handelt es sich; ob da ein paar tausend Deutsche oder Polen mehr wohnen, ein paar Quadratmeilen Grundeigentum mehr in deutscher oder polnischer Hand sind, ist so gut wie gleichgültig —, sondern um den Schutz des Deutschen Reiches vor den mancherlei Schädigungen und Gefahren, die mit der Einmischung eines so bedeutenden fremden Volksbruchteils naturgemäß verbunden sind. Wer die Ostmarkenfrage nicht unter diesem Gesichtspunkt faßt, mag seine Phantasie anstrengen so sehr er will, er wird bei seinem Suchen nach Mitteln nie etwas anderes und besseres als die hakatistischen Stümpereien und Halbheiten zu Tage bringen.

Dies vorausgeschickt, sei nun zu dem Kommissions-Kompromiß bemerkt, daß er schwerlich als eine Verbesserung angesehen werden kann. Die Verringerung des Ansiedlungsfonds um 100 Millionen hat nur dann einen Sinn, wenn man sicher sein könnte, daß das nun wirklich der letzte Guß in das Danaidenfaß ist. Die Beschränkung aber des Expropriations-Rechts auf einige wenige Kreise muß zur Folge haben, daß die Gewaltsamkeit des Eingriffs noch viel stärker hervortritt. Denn in diesen Kreisen kann nun so zu sagen niemand verschont werden. Auch Besitzer und Besitzungen, bei denen die Gründe keineswegs so sehr dringlich sind, müssen der Heckenschere der Ansiedlungskommission zum Opfer fallen. Für das Deutschtum aber wird damit keineswegs etwas erreicht. So tief die Gemütsverletzung für den Polen ist, der nun aus dem Erbe seiner Väter weichen soll, das er mit Treue und Erfolg für seine Kinder gepflegt hat — wirtschaftlich wird er nicht geschädigt. Er nimmt den von der Regierung gezahlten Preis, kauft dafür in einem Nachbarkreise oder in Oberschlesien, vielleicht auch in dem katholischen Ermeland oder in dem masurischen Ostpreußen

von einem Deutschen ein anderes Gut, und die nationale Bilanz ist dieselbe wie vorher. Das ist so einleuchtend, daß der Landtag sich doch wohl zweimal besinnen wird, ehe er diesen Kommissions-Kompromiß vornimmt. Es sind auch noch andere Vorschläge entweder bereits gemacht worden oder in der Vorbereitung, die besser geeignet erscheinen, den Zweck der Milderung des grausamen Enteignungsrechts zu erreichen, ohne dem Zweck der Förderung des Deutschtums, so wie man ihn versteht, etwas zu vergeben. Statt der Beschränkung auf eine Anzahl Kreise wird empfohlen die Beschränkung der für enteignete Güter zu verwendenden Summe auf 20 oder 30 Millionen. Dadurch würde erreicht, daß der Druck sich auf die ganze Provinz verteilt, der Gütermarkt gesundet und wirkliche Enteignung nur in den allerdringendsten Notfällen eintritt. Ferner wird vorgeschlagen, ererbten Familien-Besitz von Inländern von der Enteignung auszuschließen. Eine noch größere Milderung wäre, nur solche Güter der Enteignung preiszugeben, die ohnehin zum Verkauf stehen, so daß nur die Spekulation, die so wesentlich zur Erschwerung der Lage beigetragen hat, ausgeschlossen wird.

Auch bei der größten Milderung und Beschränkung aber bleibt die unabsehbare wirtschaftliche Schädigung, die die ganze Provinz durch die Erschütterung des Eigentumsbegriffs erleiden muß. Schon jetzt erkennt man dort allenthalben, daß, wenn die Expropriation einmal angefangen hat, sich sobald nicht Halt machen läßt; dieselben Gründe, die heute angeführt werden, das Ansiedlungswerk nicht stecken zu lassen, werden auch in drei, fünf, zehn, zwanzig Jahren noch gelten. Zehn Millionen wollte Fürst Bismarck ursprünglich auf die Ankäufe verwenden, jetzt sind wir bei dreiviertel Milliarden. Es gibt eben auf diesem Wege kein Halt. Landwirtschaft aber ist ein Gewerbe, das mit der Zukunft rechnet und auch mit einer fernen Zukunft, wenn sie rationell und tüchtig sein soll. Landbesitz ist bloßer Mammon ohne die Liebe zur Scholle; in ihr liegt der soziale und ethische Wert des Bauerntums, Bauerntum in dem Sinne, wie auch Fürst Bismarck und Graf Moltke sich Bauern nannten. Alles das wird zerstört, wenn der ostmärkische Landwirt sich mit dem Gedanken vertraut macht, daß der Staat früher oder später auch auf sein Eigentum einmal die Hand legen könnte. In einer hakatistischen Zeitung las ich bereits, wie ein mit Namen genannter deutscher Landwirt zur Enteignung empfohlen wurde, weil er als Gegner des Ostmarkenvereins ein nationaler Schädling sei. Torheit! Gewiß, heute noch, aber man lese die Einsendungen deutscher Landwirte in den „Posener Neuesten Nachrichten" und man wird erkennen, welche Vorstellungen man sich dort schon von der Zunkunft macht. Der Ostmarkenverein sorgt dafür, daß man in der diesjährigen Expropriationsvorlage nur das Vorspiel der zukünftigen größeren sieht. Wer will sich dem aussetzen? Wer ist sicher, daß ihm das, was er heute noch in den Boden und in die Gebäude zu stecken geneigt wäre, einmal ersetzt wird?

In Aussicht steht ferner noch, die Enteignung praktisch dadurch unnötig

zu machen, daß man der Regierung die Befugnis gibt, jede Parzellierung, die sie dem Deutschtum schädlich hält, zu verbieten — eine Befugnis, die sehr eingreifend wäre, vorausgesetzt, daß die Polen nicht Mittel und Wege finden, sie zu umgehen, was nicht so sehr schwer scheint.

Wie aber auch schließlich das Gesetz gestaltet werde, die ungeheueren prinzipiellen Nachteile, die unter allen Umständen damit verbunden sind, bleiben unverändert: die Erschütterung des Rechtsbewußtseins, das Verfassungsbedenken, der Präzedenzfall für sozialistische Experimente aller Art, die wirtschaftliche Schädigung der beteiligten Provinzen vermöge der hervorgerufenen Besitzunsicherheit, die Abschreckung der Deutschen, ihre Zukunft einer Landschaft anzuvertrauen, in der solche Eingriffe nötig sind, die erneute Reizung der gesamten Kulturwelt gegen das schon in so üblem Rufe stehende Deutschland, schließlich im Besondern die Reizung bei der slawischen Hälfte des verbündeten Oesterreich. Man unterschätze kein einziges von diesen Momenten; sie sind allesamt recht schwerwiegend schon im einzelnen und in ihrer Gesamtheit möchte man meinen, müssen sie erdrückend wirken. Welche Mühe haben wir uns gegeben, die Meinung der Völker, die so sehr gegen Deutschland ist, zu gewinnen! Aber was können die noch so günstigen Eindrücke, die die englischen Journalisten mitgenommen haben, gegen eine Schilderung unserer ostmärkischen Zustände, des Schulstreiks, der Expropriation, des Verbots der undeutschen Sprachen für die Volksversammlungen? Die deutsch-nationale Presse hat die Verhandlung im österreichischen Abgeordnetenhause über unsere Polenpolitik als eine „Unverschämtheit" zurückgewiesen und die österreichischen Minister haben absolut korrekt eine derartige Einmischung in die innere Angelegenheit eines Bundesgenossen getadelt und abgelehnt. Aber ist mit solchem formalem Bescheid eine derartige Angelegenheit erledigt? Ist es uns gleichgiltig, wie die Russen die baltischen Deutschen, wie die Magyaren die ungarischen Deutschen behandeln? Machen bloß die Regierungen die Politik, haben die Gesinnungen und Stimmungen der Völker garkeinen Einfluß darauf? Immer mehr warnende Stimmen erheben sich gegen das Fortschreiten auf der gefährlichen Bahn, auf der wir uns befinden. Die „Juristen-Zeitung" kämpft von juristischem Gesichtspunkt gegen die Enteignung; der ehemalige Stadtverordneten-Vorsteher von Posen, Justizrat Lewinski, hat im „Tag" (Nr. 606 und 632) zwei überaus eindrucksvolle Artikel dagegen geschrieben; nach dem Oberamtmann Fuß ist noch ein zweiter angesehener deutscher Landwirt aus der Provinz, Carl Schönberg, auf die Schanze getreten mit einer Broschüre, die er „Notschrei eines deutschen Sohnes der Provinz Posen" nennt (Berlin, Carl Curtius); der Staatsrechts-Professor Schücking in Marburg hat in sehr kräftiger übersichtlicher Weise die sittlichen Gefahren des modernen Nationalismus in einer besonderen kleinen Schrift*) ent-

*) Das Nationalitäten-Problem von Dr. Walter Schücking. Dresden. Zahn & Jaensch. 1,50 Mk.

wickelt. Sollte Europa wirklich im Begriff sein, Grillparzers furchtbares Wort zur Wahrheit zu machen: „Von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität"? Wird auf unsere Epoche einmal das Wort geprägt werden „cujus regio egus natio", wie ehedem „cujus regio, egus religio"?

Die Gründe, die trotz allem eine Ostmarken-Vorlage rechtfertigen können, sind ausschließlich taktischer, nicht sachlicher Natur. Sachlich führt jeder weitere Schritt auf dem bisherigen Wege zu weiterer Schädigung des Deutschtums wie des deutschen Reiches und es kann daher nur den einen Rat geben: Umkehr. Taktisch aber gilt es, irgend eine Form zu finden, daß nicht durch die plötzliche Abkehr von der bisherigen Politik das Deutschtum in den bedrohten Provinzen einen plötzlichen Niederbruch erleide und daß die Autorität der Regierung in der verzweifelten Lage, in die wir durch unsere verkehrte Politik geraten sind, geschont werde. Unter der Deckung eines neuen, wenigstens dem Scheine nach energischen Gesetzes, wäre sie in der Lage, einen leidlichen Rückzug aus der Sackgasse zu nehmen, in die sie sich nun einmal verrannt hat. Unter diesem Gesichtspunkt müßte auch ich wünschen, daß die Vorlage in irgend einer, möglichst milden Form Gesetz werde. Aber im polnischen Lager hat sich mittlerweile eine gewisse Abwandlung vollzogen, die es vielleicht erträglich erscheinen ließe, wenn das Gesetz überhaupt nicht zu stande käme. Die Fahne, die Herr von Turno aufgezogen hat, hat mehr Anhänger um sich gesammelt, als es zeitweilig schien. Unsere hakatistische Presse sucht die Erscheinung möglichst totzuschweigen und zu unterdrücken, umso wichtiger ist es, mit aller Energie darauf hinzuweisen. Zunächst ist zu beachten, wer die Anhänger der Turnoschen Anschauungen sind. Fürst Bismarck sah seinerzeit neben dem Klerus in dem Adel den Führer der nationalistischen polnischen Bewegung, wie er es auch damals noch so ziemlich war. Hieraus entsprang die Idee, durch Auskaufen der polnischen Rittergüter den polnischen Nationalismus lahmzulegen. Von der deutschen Kolonisation hat Fürst Bismarck mit seinem gesunden Wirklichkeitssinn nie etwas wissen wollen. Er hat sie zugelassen, aber er hat sie immer mit einer Art Spott behandelt, vom kulturellen Standpunkt mit Unrecht, vom Standpunkt einer nationalen Politik mit vollem Recht. Der Schwerpunkt unseres Vorgehens lag ihm in dem Auskaufen und damit, wie er hoffte, Verschwinden des Adels. Jetzt ist es gerade der Adel, der sich für Herrn von Turno erklärt hat, und mit ihm ist auch ein Teil des Klerus der Versöhnung geneigt. Welch' ein merkwürdiger Umschwung und welche Konsequenzen ergeben sich aus ihm! Wir fahren fort in der Bismarckschen Politik und suchen den Stand zu schwächen und zu beseitigen, der bereit wäre, den modus vivendi mit uns zu finden! Auch die Hakatisten sind nicht mehr imstande, das zu leugnen, aber während der Adel uns früher als die maßgebende Führerschaft des Volkes hingestellt wurde, soll er jetzt nur noch Offiziere ohne Soldaten vorstellen. Ganz gewiß hat sich ein Umschwung vollzogen, der Adel ist von der ausschließlichen Führerschaft zurückgetreten und neu aufstrebende bürgerliche

[illegible]e sind an seine Stelle gelangt. Aber so blitzhaft und absolut vollziehen sich solche Umschwünge doch keineswegs, und der polnische Adel ist aus dem All nicht gleich in Nichts verwandelt. Wie die Dinge liegen, vermag heute niemand zu sagen, ein wie großer Teil unserer polnischen Bevölkerung sich schließlich zu einer Partei „preußischer Staatsbürger polnischer Nationalität“ zusammenscharen würde. Nicht zum wenigsten würde das natürlich von unserer eigenen Politik und von dem Verhalten der Deutschen abhängen. Heute, wo die Stimmung unter den Polen beherrscht wird von den Nachwirkungen des entsetzlichen Schulstreiks, von dem gegenseitigen wirtschaftlichen Boykott, von den tausend tagtäglichen administrativen Nadelstichen, von der Enteignungsvorlage, von der Entziehung des Rechts polnischer Volksversammlungen, heute kann man unmöglich erwarten, daß ein Versöhnungsruf bei den Massen Beifall finde. Selbst diejenigen, die im Herzen dem tapferen Herrn von Turno beistimmen, werden doch meistens vorziehen, sich entweder vorsichtig zurückzuhalten oder taktisch irgendwie zu lavieren. Es ist daher erstaunlich genug, daß Herr von Turno noch so viel offenen Beifall unter seinen Landsleuten gefunden hat, und besonders charakteristisch für die Situation ist das Verhalten der polnischen Fraktion im Abgeordnetenhause. Sie hat in die Kommission für die Enteignungsvorlage Herrn von Dziembowski deputiert, der sich dort in einer Art für die Turnoschen Anschauungen einsetzte, daß es schien, als ob er eine Erklärung für seine Fraktion abgäbe. Sofort erhob sich dagegen in der radikalen polnischen Presse wütender Protest, und Herr von Dziembowski schränkte seine Erklärung schleunigst dahin ein, daß er nur für seine Person gesprochen habe. Die Fraktion aber hat ihn nicht etwa aus der Kommission deshalb zurückgerufen oder sonstwie desavouiert. Wer es recht erwägt, muß sich sagen, daß in einer derartigen Taktik, vorsichtig wie sie ist, doch schon ein recht bedeutendes Entgegenkommen liegt, vielleicht ein so bedeutendes, daß die Regierung, wenn die Schwierigkeiten bei ihren neuen antipolnischen Vorlagen in Landtag und Reichstag allzu groß werden, hier einhaken könnte, um die Wendung, die im Laufe der nächsten Jahre ja doch gemacht werden muß, schon jetzt eintreten zu lassen.

Krisis im Flottenverein.

Was kann es schöneres geben, als wenn über alle Parteiunterschiede hinweg die vaterländisch gesinnten Männer eines ganzen Volkes sich zu einem Bunde zusammenschließen, um ein hohes Ziel, dem bisher die rechte Aufmerksamkeit und Kraft nicht zugewandt worden, gemeinsam zu erreichen? Aber es ist merkwürdig, wie oft dergleichen ideal angelegte Unternehmungen mißglücken, wie leicht sie auf einen falschen Weg geraten. Der deutsche Sprachverein hat bei manchem Guten, das er gestiftet, doch noch viel mehr Unfug angerichtet und durch den Druck, den er auf die Behörden und die Schulen ausübt, die deutsche Sprache mannigfach geschädigt. Die Kolonialgesellschaft ist zu einer allgemeinen Einwirkung wohl niemals gelangt, hat

sich in ziemlich engen Zirkeln bewegt und sich durch eine Art Naturprozeß mit Interessentengruppen liiert. Der Ostmarkenverein, der das Deutschtum schützen und fördern sollte, ist recht eigentlich das Unglück und das Verhängnis des Deutschtums in den Ostmarken geworden. Der Alldeutsche Verband kompromittiert das Deutschtum und das Deutsche Reich in der ganzen Welt. Der Flottenverein treibt aus einer Krisis in die andere. Der Grund ist immer so ziemlich derselbe. An die Spitze all dieser Vereine kommen Persönlichkeiten, die ihren ganzen Eifer an die Sache setzen, zuweilen auch solche, die ihren Lebensberuf darin finden und denen die Idee schließlich zum Geschäft wird. Aber selbst wo dieses unerfreulichste Moment ganz ausgeschlossen ist, wie z. B. gerade jetzt bei der zu besprechenden Krisis im Flottenverein, da ist doch der letzte Grund des Fehlers auch der, daß die leitenden Persönlichkeiten in der Ausschließlichkeit, mit der sie ihre Idee im Auge haben, sich zu Uebertreibungen und Einseitigkeiten hinreißen lassen, die die Idee selber kompromittieren. Es ist das Schicksal der Menschheit, daß von den Höhen des Idealismus ein leiser Abfall fast unmerklich, aber schließlich unaufhaltsam zum Fanatismus herabführt. Der Abstand ist unendlich und doch ist oft nicht leicht zu unterscheiden.

Die Seele des Flottenvereins ist seit längerer Zeit der General Keim. Indem das Präsidium diesen tatkräftigen Mann amtlich zum Geschäftsführer bestimmt hat, welche Funktion er tatsächlich bereits versah, hat es die Krisis heraufbeschworen. In zwei Richtungen ist der General Keim über die Grenzen hinausgegangen, die nach der Ansicht seiner Gegner hätten gewahrt werden müssen Der Flottenverein ist ein unpolitischer Verein. Seiner Bestimmung nach soll er Mitglieder aller Parteien umfassen, also auch des Zentrums. Gerade darin beruht sein Wert, und gerade dadurch hat er auch wesentliches geleistet, daß er das Verständnis für die Bedeutung der deutschen Seegewalt bis tief in die Kreise des Zentrums getragen hat. Da war nun bei der letzten Reichstagswahl der Flottenverein in einer schwierigen Lage Die Wahlen erfolgten unter der nationalen Parole wesentlich gegen das Zentrum. Mußte oder durfte der Flottenverein sich in diesem Kampf völlig neutral verhalten? Man rief: es ist keine Parteifrage, sondern eine nationale Frage, um die es sich handelt. Leider ist es und wird es stets ein sehr streitiger Punkt bleiben, was nationale Fragen sind und was nicht. Auch die Alldeutschen, die Hakatisten und die Sprachreiniger behaupten, daß sie nicht eine Parteimeinung, sondern daß sie den nationalen Standpunkt vertreten. Mit Mühe und Not wurde auf der Generalversammlung des Flottenvereins in Köln das Vergangene begraben und der Friede wieder hergestellt.

Die Partei Keim aber, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, unternahm noch einen zweiten Vorstoß: sie begann das Reichs-Marineamt zu bekämpfen, und machte dem Admiral von Tirpitz den immer wiederholten Vorwurf, daß sein System von Grund aus verkehrt sei, daß er viel zu

langsam baue, **viel zu wenig** fordere, ja schließlich, daß er aus bloßer Bequemlichkeit, **aus bloßer Scheu** vor dem parlamentarischen Kampfe so bescheiden auftrete.

Diese **Beschuldigungen** sind nun geradezu ungeheuerlich. Die Forderungen des **Marineetats** in diesem Jahr sind wahrlich nicht gering, und der meisterhaften parlamentarischen Taktik des Admirals von Tirpitz verdanken wir, daß überhaupt schon so viel erreicht und daß die Zukunft gesichert ist. Wenn die Marine früher mäßig große Schiffe mit Mittelartillerie für das Richtigste gehalten hat und man jetzt Riesenschiffe mit Riesengeschützen für das Richtigste hält, so sind das Wandlungen, wie sie die Technik fortwährend durchmacht. Als ein Abgeordneter den Chef der Admiralität noch auf diese oder jene Marineforderung verwies und dieser darauf mit lächelnder Ironie erwiderte, das sei ganz schön und nützlich, man möge ihm nur eine parlamentarische Majorität dafür schaffen, da fiel die Presse, die der Parole des Generals Keim folgt, wie wütend über ihn her, als ob er nun selber zugestanden, etwas notwendiges nicht gefordert zu haben. Logik ist für den Fanatismus bekanntlich kein Erfordernis.

Ich habe nun wohl sagen hören, diese wilde Fehde der Flottentreiber gegen das Reichsmarineamt sei doch insofern nützlich gewesen, als nun der Reichstag von den gestellten Forderungen erst recht nichts abdingen könnte. Das ist nicht so falsch, aber der Preis, der für diesen Erfolg gezahlt ist, ist zu hoch. Wir können niemals auf die Dauer eine gute und brauchbare Flotte haben, wenn das Vertrauen zur Leitung der Marine im Volke erschüttert und untergraben wird. Das ist es aber, was tatsächlich die Gruppe des Generals Keim in diesen Wochen betrieben hat. Es wäre überaus gefährlich, wenn der Flottenverein in seiner Gesamtheit sich in diese Bahnen fortreißen ließe, er könnte dann für die Zukunft unserer Flotte ebenso gefährlich und schädlich werden, wie es der Ostmarkenverein für die Ostmarken geworden ist. Der Flottenverein, wenn er seinen Zweck erfüllen soll, darf schlechterdings in der Technik und in dem Maße seiner Forderungen sich nicht von der Direktive des Reichsmarineamtes emanzipieren. Gewiß ist auch das Marineamt nicht unfehlbar und jedem Marineschriftsteller muß die absolute Freiheit der Kritik gewahrt bleiben; der Flottenverein aber darf sich in den Dienst einer solchen Kritik nicht stellen. Wohin würden wir kommen, wenn ein solcher Verein mit der ganzen Wucht der öffentlichen Meinung sich für die Ideen dieses oder jenes dilettantischen oder technisch einseitigen Marineeiferers einsetzen wollte?

Allen Respekt vor dem Schwung und der Tatkraft des Generals Keim, aber ich kann mich nur denen anschließen, die die Bitte an ihn richten, daß er die Wahl zum Geschäftsführer des Flottenvereins noch nachträglich ablehnen möge. Ein Mann seiner Art muß und mag für seine Person kämpfen, aber er darf nicht einen Verein hinter sich herziehen, der bestimmt ist, über alle Parteien hinüberzugreifen und die verschiedensten Temperamente und Auffassungen zu einer großen Einheit zusammenzufassen. Sollte die

Keimsche Richtung in der Leitung des Flottenvereins die Oberhand behalten, so würde ich es für besser halten, daß der Verein sich auflöste; er hat seinen Zweck in der Hauptsache erreicht, das Verständnis im deutschen Volke für die Notwendigkeit der deutschen Seegewalt ist so sehr gewachsen, erfüllt so weite Kreise, hat in der Presse eine so lebendige Vertretung, daß wir auch ohne den Flottenverein weiterkommen werden. Umgekehrt aber ist die Gefahr, daß ein im Keimschen Sinne geleiteter Flottenverein die Nationalgesinnten spalte, Mißtrauen, Streit und Aergernis schaffe, Verwaltung und Parlament in falsche Bahnen dränge, sehr groß.

Prozeß Harden-Moltke.

Der Prozeß des Herrn Harden wird hoffentlich wenn diese Blätter erscheinen, zu Ende sein. Ueber die politische Seite, die angebliche Kamarilla und den angeblichen Kampf Hardens gegen diese Kamarilla, habe ich mich bereits im Beginn der Affäre in unserm Juliheft ausgesprochen und die Weitlosigkeit des ganzen Handels und Lärmens aufgedeckt. Ueber die sonstigen Einzelheiten geht man nur gar zu gern mit Schweigen hinweg, aber ein Moment will ich doch an dieser Stelle möglichst ins Licht rücken und sicherstellen, da ich vermute, daß in der nächsten Zeit viel Kunst darauf verwandt werden wird, gerade diesen Punkt zu verdunkeln. Es ist das persönliche Motiv in dem Treiben des Herrn Harden. Schon sind alle seine literarischen Freunde in Bewegung gesetzt, sich für seine persönliche Ehrenhaftigkeit und die Reinheit seiner Gesinnung zu verbürgen, und wenn er verurteilt werden sollte, wird man alles tun, um zu verbreiten, daß er ja vielleicht objektiv Unrecht gehabt, subjektiv aber doch im guten Glauben gehandelt habe. Eine Reihe von Schriftstellern haben bereits für ihn Zeugnis abgelegt und Herr Björnstjerne Björnson hat vor ganz Europa erklärt, Herr Harden sei der Mann, der imstande sei, für seine Ueberzeugungen den Scheiterhaufen zu besteigen.

Da ist es doch wohl nicht überflüssig, daran zu erinnern, wie oft in dieser Zeitschrift wie an andern Stellen*) die Unwahrhaftigkeit des Herrn Harden nachgewiesen worden ist, und zwar Unwahrhaftigkeit sowohl inbezug auf seine Gesinnungen, wie auf behauptete Tatsachen. Herr Harden hat gleichzeitig seinerzeit an verschiedenen Stellen für und gegen den Fürsten Bismarck geschrieben; er hat in Tönen tiefster Trauer in einem bismarckfreundlichen Blatt seinen Abgang bedauert und in einem bismarckfeindlichen Blatt geklagt über „das System der Korruption, das sich in beinah dreißigjähriger Gewaltherrschaft in Deutschland ausgebildet“ habe.

*) Wer das Nachstehende quellenmäßig nachprüfen will, sei verwiesen auf Band 95, S 552 und Bd. 114, S. 363 dieser Zeitschrift; ferner auf die Wochenschrift „Das Blaubuch“ Jahrg. II. Nr. 41, S. 1325; auf einen Artikel in den „Hannoverschen Tagesnachrichten“ vom 1 Nov. 1907, den Artikel von A. Kerr im „Tag“ vom 18. Dez. 1907 und auf zwei Broschüren von Franz Mehring: „Herrn Hardens Fabeln“, Zweite Aufl. 1899, Berlin, Hermann Walther und „Meine Rechtfertigung“ 1903.

Er hat dann gleichzeitig dem Fürsten Bismarck und dem „Vorwärts" seine Dienste angeboten. Er hat in Briefen, die er veröffentlichte, um Gegner zu bekämpfen, den Text geändert und ein unrichtiges Datum angegeben. Er hat in den Tönen höchster sittlicher Entrüstung einen Mann, der gegen ihn aufgetreten war, einen Verleumder genannt und nachher stellte sich heraus, daß die abgeleugnete Tatsache doch wahr gewesen war. Er verdient daher auch jetzt keinen Glauben, wenn er behauptet, daß er bei seinem Vorgehen gegen den Fürsten Eulenburg und den Grafen Moltke einen politischen Zweck verfolgt habe. Es ist schon deshalb ausgeschlossen, weil Herr Harden eine politische Ueberzeugung überhaupt nicht hat und in seiner Wochenschrift in all den Jahren seiner Tätigkeit irgend ein positives politisches Ziel niemals angestrebt oder auch nur gezeigt hat. Es ist unwahr, daß er um einer sittlichen Reinigung willen seine angeblichen Enthüllungen gemacht hat, denn er selbst hat zugestanden, daß ihm diese angeblichen Tatsachen bereits seit fünf Jahren bekannt gewesen wären. Es ist auch unwahr, daß er die angegriffenen Herren als angeblich anormal empfindende Menschen für ungeeignet gehalten habe, an einflußreichen Stellen zu stehen, denn er selbst hat noch vor einigen Jahren in seiner Zeitschrift (Bd. 41 S. 334) erklärt, angeborene oder erworbene Homosexualität mindere den persönlichen Wert nicht. Er verdient keinen Glauben, wenn er angibt, daß er den Aussagen der Frau von Elbe getraut habe, denn er selbst hat in seiner Zeitschrift wiederholt (Bd. 42, S. 524; Bd. 44, S. 344) in der schärfsten Weise die Unzuverlässigkeit solcher weiblichen Aussagen hervorgehoben und er ist kein harmloser Schöffenrichter, sondern wenn er will, ein recht scharfsinniger Psycholog. Er hat auch ganz genau gewußt, was er tat, wenn er die beiden Herren mit seinen Anschuldigungen angriff, denn er hat, als der „Vorwärts" in dieser Weise Krupp anklagte, das für eine Gemeinheit erklärt „Ein Feiertagsfressen für Radikalismus und Skandalismus. Das Gesindel entblödete sich nicht, Krupp als Verwüster kaprisischer Sittsamkeit hinzustellen. Das mußte wirken. Den Vorwurf, den deutschen Namen im Auslande geschändet zu haben, konnte der Günstling des mächtigsten Potentaten nicht auf sich sitzen lassen."

Weshalb also hat Herr Harden den ganzen Feldzug gegen den Fürsten Eulenburg und den Grafen Moltke gemacht? Irgend ein politisches, irgend ein höheres Motiv gibt es für ihn nicht; was ihn erfüllt und treibt ist die Sensation, durch die er groß geworden ist und von der er lebt. Er ist der Mann, der sich nicht gescheut hat, das Unglück seiner im Grabe ruhenden Eltern in die Oeffentlichkeit zu zerren, um einen Vorwand für die Aenderung seines Namens (er hieß ursprünglich Isidor Wittkowski) zu haben. Seit die Welt weiß, was schmutzige Ware an ihm für einen guten Abnehmer hat, tragen ihm die gekränkten Exzellenzen, die geschiedenen Frauen, die Bollhardt und Genossen das Material massenhaft ins Haus. Von Zeit zu Zeit wird daraus etwas herausgesucht und dem Publikum

ein Gericht serviert. Ist es sehr pikant, so werden die Wendungen genommen, daß man den eigentlichen Sinn ableugnen kann, die Dop finnigkeiten aber so oft wiederholt, daß auch der Unaufmerksamste schließlich versteht. Juristisch dergleichen zu fassen, bleibt ja in schwer, wie wir es jetzt gesehen haben. Unter allen Umständen ist, wir ebenfalls gesehen haben, ein Prozeß auch für den Kläger eine fu bare Prüfung, eine wahre Folterqual. Die Gefahr, der sich diese Journalistik aussetzt, ist also keineswegs sehr groß. Frechheit ist lange nicht Mut. Daß gerade jetzt Fürst Eulenburg an die Reihe mag damit zusammenhängen, daß Herr Harden eben eine neue, h wertvolle Freundschaft geschlossen, die sich an dem Fürsten Eulenburg rächen wünschte. Schwerkranke zu verhöhnen ist dazu auch eine se Liebhabereien, und das letzte Ziel seiner Pfeile werden wir noch höhe suchen haben; er weiß ganz genau, wen er im tiefsten Herzen kränkte, w er seine Freunde vor aller Welt in den Schmutz stieß.

29. 12. 07. Delbrück

Briefe.

Karlsbad, 30. November 1907.

An den Herausgeber der Preußischen Jahrbücher.

Der Aufsatz über Robert Franz und Arnold v. Senfft in dem Novemberheft Ihrer Zeitschrift schildert letzteren mit liebevoll eindringendem Verständnis. Auch anderer Glieder des Gramenzer Hauses, namentlich der Frauen, gedenkt die Verfasserin mit warmer Sympathie. Nur auf den Herrn des Hauses, meinen verstorbenen Großvater, fallen weniger günstige Streiflichter. Ich sehe davon ab, an dieser Stelle sein Bild zu zeichnen, zumal er selbst es zeitlebens nach Möglichkeit vermied, mit seiner Person in die Oeffentlichkeit zu treten. Einzelne tatsächliche Irrtümer der Frau Charlotte Broicher bitte ich aber in Kürze berichtigen zu dürfen.

1. Nicht Friedrich Wilhelm IV. hat dem Oberpräsidenten v. Senfft die Herrschaft Gramenz gegeben, sondern dieser hatte sie schon 1830 käuflich erworben, ehe Friedrich Wilhelm IV. seine Bekanntschaft gemacht hatte.

2. In der Bewirtschaftung und Verwaltung seiner Güter — vor dem Ankauf von Gramenz besaß und bewirtschaftete er das Rittergut Ronnenow im Kreise Greifenberg — hatte Senfft solange ausgesprochenes Glück, bis er ihre Bewirtschaftung und Verwaltung aufgab und — auf Betreiben des Königs — in den Staatsdienst trat. Von der Scholle weg wurde er zum Geheimen Ober-Finanzrat und Vortragenden Rat im Finanzministerium ernannt, obgleich er außer der landwirtschaftlichen keine andere Vorbildung aufzuweisen hatte als die eines ehemaligen Leutnants im Kaiser Franz-Regiment. Er folgte dem sicherlich ehrenvollen Ruf aber erst, nachdem er ihn mit dem Hinweis auf seinen Besitz und auf die Pflichten gegen seine Familie abgelehnt und von Friedrich Wilhelm IV. die Zusicherung erhalten hatte: wegen pekuniärer Verluste würde ihn der König schadlos halten. Senfft hatte den sehr ausgedehnten Besitz mit unzureichendem Betriebskapital übernommen und mit geliehenem Gelde umfassende Meliorationen ausgeführt. Seitdem er die Leitung der Wirtschaft aufgegeben hatte, stiegen zwar die Erträge andauernd weiter, aber nicht mehr in genügendem Maß, um die ebenfalls wachsende Schuldenlast zu verzinsen und abzustoßen.

3. „Immer neue Experimente schlugen fehl.“ Aber die größten von ihnen gelangen, vor allem die Schaffung eines unvergleichlichen Wiesenkomplexes. Für wenig mehr als 60 000 Taler hatte Senfft die Güter

erworben. 57 Jahre später wurden 800 000 Taler für sie bezahlt; und dieser Kaufpreis hat sich meines Wissens gut verzinst.

4. Im Jahre 1871 wurden die Gramenzer Güter verpachtet; Haus und Garten blieben von der Verpachtung ausgeschlossen. Frau Broicher hat das mißverstanden: die Ländereien waren nicht verloren, sondern verpachtet, bis sie der König im Jahre 1887, nach Senffts Tode, von dessen Erben als Kronfideikommiß erwarb.

5. Senfft soll seine beiden Söhne „den Experimenten auf seiner Scholle geopfert" haben. Es ist richtig, daß sie ihre Studien unterbrechen mußten, wenn ihr Vater ihnen in Gramenz besondere Aufgaben übertrug; der ältere Sohn, mein verstorbener Vater, hat die Güter sogar dauernd für seinen Vater bewirtschaftet, während dieser von 1852 bis 1866 die Provinz Pommern verwaltete. Mein Vater hat indessen den schweren Kampf um die Erhaltung eines Familienbesitzes von mehr als 19 000 Morgen nicht als ein Experiment auf der väterlichen Scholle angesehen.

Beiläufig darf ich zum Schluß erwähnen, daß die Senffts nicht westfälischen sondern fränkischen Ursprungs sind.

Frhr. Arnold Senfft v. Pilsach,
Landrat.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Aus Natur und Geisteswelt. — Band 16, 19, 128, 163, 165. 169, 170, 174, 182, 183 je M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Invalidenversicherung und Wohlfahrtspflege. Alte und neue Ziele für die Invalidenversicherung (Soziale Tages-Fragen Heft 19) 60 Pf. M.-Gladbach, Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland.
Lienhard, Friedrich. — Helden. Bilder und Gestalten. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.
Lindau, Hans. — Gustav Freytag, M. 8.—, geb. M. 9.—. Leipzig, H. Hirzel.

v. Mangoldt, Dr. K. — Die städtische Bodenfrage. Eine Untersuchung, Ursachen und Abhilfe. M. 10.— brosch., M. 11.— geb. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Martin, Rudolf. — Die wirtschaftliche Krisis der Gegenwart. 80 S. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.
Meier, E. — Der Eintritt in den höheren Verwaltungsdienst. 60 Pf. Berlin, Carl Heymann.
v. d. Pfordten, Otto. — Vorfragen der Naturphilosophie. M. 3.80. Heidelberg, Carl Winter.
Stilgmann, A. F. — Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1903–1907, Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen. Wien und Leipzig, Hugo Heller & Cie.
v. Simson, Dr. W. und Dr. E. Badde. — Das Recht der Angestellten an den Erfindungen. M. 1.—. Berlin, Carl Heymann.
Vitzer, E. — Rechtsfragen für Haus und Beruf. Juristische Plaudereien. 128 S. Leipzig, Frankenstein & Wagner.
Windelband, W. — Die Philosophie im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts 2. Auflage, geh. M. 14.—, Halbfr. geb. M. 17.—. Heidelberg, Carl Winter.

Afrikas, Die Eisenbahnen. Grundlagen und Gesichtspunkte für eine koloniale Eisenbahnpolitik in Afrika. Nach der gleichnamigen amtlichen Denkschrift herausgegeben vom Kolonialpolitischen Aktionskomitee. Berlin, Wilhelm Süsserott.
Aston, Dr. G. K. — Die Siedelungsgesellschaft für Südwestafrika. M. 1,20. Jena: Gustav Fischer.
Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik — (Neue Folge des Archivs für soziale Gesetzgebung. Begründet von H. Braun). Herausgegeben von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé. XXV. Band. 3. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Asbach, Dr. Jul. — Ludwig Freiherr Roth von Schreckenstein. Ein Lebensabriss. Köln, M. DuMont-Schauberg.
Barth, Theodor. — Amerikanische Eindrücke. Eine impressionistische Schilderung amerikanischer Zustände in Briefen. M. 2.—. geb. M. 2.80. Berlin, Georg Reimer.
Bertram Ernst. — Studien zu Adalbert Stifters Novellentechnik. M. 4.—. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus
Bess, B. — Unsere religiösen Erzieher. 2 Bände geh. je M. 3.60, geb. je M. 4.40. Leipzig, Quelle & Meyer.
Bierbaum, O. J. — Schnabel's Universitätsjahre. M. 3.—. Berlin, Karl Curtius.
—„— Der Musenkrieg. Eine Studentenkomödie. M. 3.— Berlin, Karl Curtius.
Birt, Theodor. — Artiges und Unartiges. Brosch. M. 1.50, geb. M. 2.—. Marburg, N. G. Elwert
—„— Ernste Gedichte. Brosch. M. 1.40, geb. M. 2.—. Marburg, N. G. Elwert.
Bremer Beiträge zum Ausbau und Umbau der Kirche. II. Jahrg., Heft 1. Herausgeber Julius Burggraf. Giessen, Alfred Töpelmann.
Briefe Deutscher Frauen — Ausgewählt von E. Wasserzieher. Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede. 370 S. Dresden, L. Ehlermann.
Burggraf, J. — Die Zukunft des kirchlichen Liberalismus. 50 Pf. Giessen, Alfred Töpelmann.
Dehn, Paul. — Von deutscher Kolonial- und Weltpolitik. M. 5.—, geb. M. 6,50 Berlin, Allgem. Verein für deutsche Literatur.
Deutsche Arbeit. — Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrg. VII, Heft 8. M. 1.20 Prag, Karl Bellmann.
Deutsche Bücherei. — Bd. 73—80. Jeder Band geh. 30 Pf., geb. 60 Pf. Berlin, Verlag Deutsche Bücherei.
Deutscher Landwirtschaftsrat. — Massnahmen zur weiteren Steigerung der deutschen Vieh- und Fleischproduktion und zur Verbilligung der deutschen Fleischversorgung. (Sonderabdruck aus dem „Archiv des deutschen Landwirtschaftsrates". Jahrg. XXXI Berlin, Paul Parey.
Eichendorff, Jos. Frhr. v. — Dichter und ihre Gesellen. Herausgegeben von Alexander von Bernus (Statuen deutscher Kultur, Bd. 11) M. 2.50. München, C. H. Beck.
—„— Gedichte. Ausgewählt von Will Vesper. (Statuen deutscher Kultur, Bd. 15). München, C. H. Beck
Friedjung, Heinrich. — Oesterreich von 1848 bis 1860. In zwei Bänden. Erster Band Die Jahre der Revolution und der Reform 1848 bis 1851. Stuttgart und Berlin J. G. Cotta Nachf.
Frobwein, Eberhard. — Jesus von Nazareth. 57. S. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand
Geiser, Dr. L. — Rousseau. (Wissenschaft und Bildung Bd. 21). Mit einem Porträt geh. M. 1. in Originalleinenband M. 1,25. Leipzig, Quelle & Meyer.
Gjellerup, Karl. — Das Weib des Vollendeten. Ein Legendendrama. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
Frhr. v. d. Goltz †, D. Hermann, Kirche und Staat. Eine akademische Vorlesung. Aus seinem Nachlass herausgegeben von Lic. Ed. Frhr. v. d. Goltz. M. 3,—. geb. M. 4,50. Berlin. E. S. Mittler & Sohn.
—„— Grundlagen der christlichen Sozial-Ethik. 332 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Grimm. Kinder- u. Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. Jubiläumsausgabe. Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Herausgegeben und eingeleitet von Dr Rob. Riemann. Leipzig. Turm-Verlag 1907. Orig.-Geschenkband 868 S. M. 4,—. Lieferungsausgabe: 40 Lieferungen zu je 60 Pf.; alle 14 Tage eine Lieferung
Glasenapp, de, Paul. — Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug nebst autobiographischen Mitteilungen aus den Jahren 1868-69 und 1906-07. Mit 2 Kartenskizzen M. 4,— geb. M. 5,—. Berlin, Gebr. Paetel.

Gurlitt, Ludwig. — Der Verkehr mit meinen Kindern. Illustriert. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
von Halle, Dr. E. — Die Seemacht in der deutschen Geschichte (Sammlung Göschen 370). Geb. 80 Pfg. Leipzig, G. J. Göschen.
Hamilton, Louis. — The english Newspaper Reader. M. 4.– Leipzig G. Freytag. Wien, F. Tempsky.
Herr, Dr. E. — Der Entscheidungskampf um den Boden der Ostmark Mittel und Wege zum Ziele. Mk. 1 — München, J. F. Lehmann.
Jacobsen, Johannes. — Sehnen und Suchen. Die Geschicht einer Entwicklung. Flensburg, G. Soltau.
Jellinek Georg. — Der Kampf des alten mit dem neuen Recht. Mk. 1.—. Heidelberg, Carl Winter.
Kästner, Dr. O — Sozialpädagogik und Neuidealismus. Grundlagen und Grundzüge einer echten Volksbildung mit besonderer Berücksichtigung der Philosophie Rudolf Euckens. 20 S. Leipzig, Roth & Schunke
Key, Ellen — Rahel Varnhagen. Einzig autorisierte Uebertragung von Marie Franzos. M. 4.–, geb. M. 6. Leipzig-R., E. Habermann.
Kienzl, Hermann. — Die Bühne im Echo der Zeit (1905—1907). M. 6,50, geb. M. 7,50. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
Kiesselbach Dr. G. Arnold. — Die wirtschaftlichen Grundlagen der deutschen Hanse und die Handelsstellung Hamburgs bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts M. 6,–. Berlin. Georg Reimer.
Klerlein, Marie. — Im Tal der Jugend M. 2.–, geb. M. 3,—. Jauer, Oskar Hellmann.
Kohler, Josef. — Eine Faustnatur, Roman. Berlin, Concordia deutche Verlag-Anstalt.
Kraus, Karl. — Maximilian Harden. Eine Erledigung. 50 Pf. Wien und Leipzig.
Kretzer, Max. — Söhne ihrer Väter. Roman. M. 6.–, geb. M. 7, 0. Jauer, Oskar Hellmann.
Lecky, W. E. H. — Charakter und Erfolg, M. 1.–. Berlin, Karl Curtius.
Lehmann, Dr Ernst. — Der deutsche Beamte und sein Staatsbürgerrecht. Freiburg (Baden), J. Bielefeld
Lhotsky, Heinrich. — Die Zukunft der Menschheit. M. 2.—. Berlin, Karl Curtius.
Liefmann, Dr. Robert. — Ertrag und Einkommen auf der Grundlage einer rein subjektiven Wertlehre. M. 2.—. Jena, Gustav Fischer.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herrn Dr. Paul Rohrbach, Berlin-Friedenau, Isoldestr. 1.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Paul Rohrbach,
Berlin - Friedenau, Isoldestr 1. Telephon: Amt Friedenau 789.
Verlag von Georg Stilke. Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr 14.

Ein neues Evangelienbruchstück.

Von

Adolf Harnack.

Grenfell, Bernhard P., und Hunt, Arthur S., Fragment of an uncanonical Gospel from Oxyrhynchus. Published for the Egypt Exploration Fund by H. Frowde, Oxford University Press, 1908.

Die unermüdlichen Forscher und glücklichen Entdecker Grenfell und Hunt haben wiederum (Dez. 1905) aus den Gräbern von Oxyrhynchus ein neues Evangelienbruchstück in griechischer Sprache zutage gefördert. Es steht auf einem Pergamentblatt, das nicht größer ist als eine Visitenkarte (8,8 : 7,4 cm), also zu einem Miniaturbuche von seltener Form gehörte, aber der Schreiber hat auf den beiden Seiten nicht weniger als 45 Zeilen untergebracht und ca. 240 Worte. Die Schrift ist etwas plump und ungleichmäßig und zeigt, daß der Schreiber kein geübter Mann war. Auch Auslassungen fehlen nicht. Dreimal hatte er sie selbst bemerkt und das übersehene Wort nachträglich eingefügt; aber er scheint auch noch an anderen Stellen flüchtig gewesen zu sein. Die Abkürzungen sind die gewöhnlichen. Das Buch ist wohl im 4. Jahrhundert, spätestens im 5. entstanden. Eine noch spätere Zeit ist ausgeschlossen, weil keins der Schriftstücke, die mit dem Fragment zugleich gefunden worden sind, aus einer jüngeren Epoche stammt. Für den Paläographen bietet das kleine Blatt durch die Anwendung von roter Tinte und durch andere Eigentümlichkeiten ein besonderes Interesse.*)

*) P. 9: „A peculiarity is the employment of red ink to outline and bring into greater prominence the dots of punctuation (in the middle position), initial letters of sentences, strokes of abbreviation, and even accents, of which two exemples occur (ll. 23 and 36). Longer pauses are marked not only by dots but also by short blank spaces, and the following letter, besides being sometimes ornamented with red, is rather enlarged. „N" at the end of a line, in order to save space, is sometimes written as a horizontal stroke above the preceding vowel: and there is one apparent instance (l. 9) of the use of the common angular sign to complete a line shorter than its neighbours".

Es ist gut erhalten, doch ist die rechte Ecke abgerissen; allein die Ergänzungen hier sind zum Glück nicht schwierig.

Das Format beweist, daß dieses Evangelienbuch nicht zum Gebrauch im Gottesdienst bestimmt war, sondern der privaten Lektüre dienen sollte. Man sollte es in der Tasche mit sich führen können (von ähnlicher Kleinheit war das Evangelienbuch von Fajjum, aus dem sich ebenfalls nur ein einziges Blatt erhalten hat). Ueber Privatlektüre der heiligen Schriften im Altertum sind wir durch zahlreiche Stellen bei den Kirchenvätern unterrichtet. Am interessantesten ist, was Hieronymus von dem glaubenseifrigen und begüterten Pamphilus, dem Gönner und Freund des Eusebius — Pamphilus starb in der Verfolgung Diokletians — erzählt: „Exemplare der heiligen Schriften teilte er nicht nur zum Lesen, sondern auch zum Besitzen aufs bereitwilligste aus, und nicht nur an Männer, sondern auch an leseeifrige Frauen. Daher fertigte er viele Codices der heiligen Schriften auf Vorrat an, um sie, so oft sich Gelegenheit bot, an die, welche solche begehrten, zu verschenken". Solch ein zu privater Lektüre bestimmtes Buch war wohl auch der Band, aus dem unser Blatt stammt. Indessen da es sich, wie sich zeigen wird, um ein unkanonisches Evangelienbuch handelt, so kann der Grund für das kleine Format auch die Absicht gewesen sein, das Buch leicht zu verbergen; doch liegt diese Annahme nicht nahe.

Der Inhalt des uns erhaltenen Blattes zerfällt in zwei sehr ungleiche Teile; die ersten sechs Zeilen enthalten den schwer verständlichen Schluß einer apokalyptischen Rede Jesu, die übrigen 39 ein Gespräch Jesu mit einem Pharisäer im Tempel. Die Uebersetzung lautet:

> . . . . bevor das Schädigen eintritt, wird Alles . . . .: aber sehet zu, daß nicht auch ihr dasselbe wie sie erleiden müßt; denn nicht nur durch die Tiere[?] empfangen die Uebeltäter der Menschen [ihren Lohn], sondern sie werden auch Züchtigung und viele Qual erleiden.
>
> Und er nahm sie mit sich und führte sie bis zu dem Ort der Reinigung selbst und wandelte in dem Tempel. Und da kam ein Pharisäer, ein Hoherpriester namens Levi [?], und begegnete ihnen und sprach zum Heiland: „Wer hat dir gestattet, diesen Ort der Reinigung zu betreten und diese heiligen Gefäße zu sehen, ohne daß du dich gewaschen hast, noch deine Jünger ihre Füße gebadet haben? vielmehr beschmutzt

hast du diesen heiligen Ort, der da rein ist, betreten, den nur wer sich gewaschen und seine Kleider gewechselt hat, betritt und diese heiligen Gefäße zu beschauen [wagt]?" Und ... mit den Jüngern [antwortete ihm]: „Du — der du hier im Tempel bist, bist du denn rein?" Jener spricht zu ihm: „Ich bin rein; denn ich habe mich im Teiche Davids gewaschen und bin auf der einen Stiege hinabgestiegen und auf der andern heraufgestiegen und habe mich mit weißen und reinen Kleidern bekleidet, und dann bin ich gekommen und habe diese heiligen Gefäße beschaut". Der Heiland antwortete und sprach zu ihm: „Wehe, ihr Blinden, die ihr nicht seht! Du hast dich gewaschen mit dem hingegossenen Wasser da, in welches Hunde und Schweine geworfen werden Nachts und Tags, und hast die äußere Haut gesäubert und gereinigt, die auch die Huren und Flötenspielerinnen salben und waschen und reinigen und verschönen für die Lüste der Menschen; inwendig aber sind sie voll von Skorpionen und jeglicher Scheußlichkeit. Ich aber und meine Jünger, von denen du sagst, daß wir uns nicht gebadet haben, wir haben uns gebadet in Wassern des Lebens, ... die da kommen von ..... aber Wehe dem ...."

Mit dem kurzen ersten Stück ist leider nichts anzufangen. Die Herausgeber übersetzen: „Bevor er Unrecht tut, treibt er allerlei Täuschereien". Aber daß von einem einzelnen die Rede ist, ist wenig wahrscheinlich, da gleich darauf ein Plural „dasselbe wie sie" folgt; daher ist im Nachsatz wohl „Alles" — wenn so zu lesen ist — Subjekt. Von dem darauffolgenden Wort (sophizetai) sind aber nur die fünf letzten Buchstaben sicher, die vier (fünf) ersten sind ganz undeutlich; also muß man auf eine Ergänzung verzichten, da an sehr verschiedene Worte gedacht werden kann. Die Anrede in dem folgenden Satz geht an die Jünger, wie der Anfang des zweiten Stücks beweist. Das folgende ist aber wieder ganz undeutlich; denn zu „empfangen" fehlt das Subjekt, und höchst auffallend ist „durch die Thiere" (en tois zoois). Die Herausgeber übersetzen: „among the living", aber diese Uebersetzung ist zwar möglich, jedoch minder wahrscheinlich, weil der Gegensatz von „Thieren" und „Menschen" beabsichtigt zu sein scheint. Freilich ist

der Ausdruck: „sie empfangen [ihren Lohn] durch die Thiere“ ein sehr harter Semitismus, aber daß das Stück eine hebräische bezw. aramäische Grundlage hat, ist auch sonst nicht unwahrscheinlich. Endlich übersetzen die Herausgeber nicht: „sie werden erleiden“, sondern sie „erleiden“. Beides ist nach dem Grundtext möglich, aber jenes liegt näher: es scheint, daß von einer schweren irdischen Strafe (Thierplagen, s. die Apokalypse Johannes) die zukünftige Züchtigung und die Qualen in der Hölle unterschieden werden. Allerdings muß „in der Hölle“ suppliert werden. Durch diese Unsicherheiten, welche nachbleiben, wird dieses erste Stück fast wertlos. Nur soviel erkennt man, daß es den Schluß einer harten apokalyptischen Strafrede Jesu enthält. Die ernste Mahnung erinnert an Luk. 13, 5 (die Geschichte von denen, auf die der Thurm von Siloah fiel): „So ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen.“

Deutlich und geschlossen ist das zweite große Stück. Es endet mit einem Wehe, wie das erste mit einer erschütternden Mahnung. Jedermann bemerkt sofort die innere Verwandtschaft unseres Stücks mit der in Galiläa spielenden Geschichte Mark. 7, 1—23 (Matth. 15, 1—20, s. auch Luk. 11, 37 ff.), die mit dem Vorwurf der Pharisäer gegen die Jünger Jesu beginnt, daß sie mit ungewaschenen Händen Brot essen, und mit dem Worte Jesu schließt, daß es auf das Innere ankommt und daß die unreinen Gedanken den Menschen gemein machen, nicht aber die unreinen Hände. Bei Matth. steht in diesem Zusammenhang noch das spezielle Wort gegen die Pharisäer (v. 14): „Blinde Blindenleiter sind sie“ (vgl. das anklingende Wort in unserer Perikope). Es gibt endlich in der großen Rede gegen die Pharisäer (c. 23) noch einen Abschnitt, an den unser Text anklingt (v. 25 ff., s. Luk. 11, 39 ff.): „Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr die Becher und Schüsseln auswendig reinlich haltet, inwendig aber sind sie voll Raubes und Schmutzes. Du blinder Pharisäer, reinige zum ersten das Inwendige am Becher und Schüssel, auf daß auch das Auswendige rein werde. Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr gleich seid, wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Totenbeine und alles Unflats“.

Was den Grundgedanken unseres Stücks anlangt, so hält er sich ganz im Gedankenkreise der synoptischen Evangelien und überschreitet ihn nicht. Der Kampf gegen das Wertlegen auf die äußere

gesetzliche Reinheit, während man das Innere unrein ließ und verwahrloste, war ein Hauptstück in dem Streit Jesu mit den Pharisäern und lehrte gewiß immer wieder. Von hier aus ist also nichts gegen die Ursprünglichkeit der Erzählung einzuwenden, und selbst wenn sich aus anderen Gründen sicher erweisen ließe (s. u.), daß sie nicht ursprünglich sein kann, so stammt sie doch aus Kreisen, für welche die Frage, wie sich Jesus zur levitischen Reinheit gestellt hat, noch immer wichtig war, und zwar eben in der Form wichtig, in der sie Jesus hier behandelt hat. Sie stammt also wohl aus judenchristlichen Kreisen oder aus solchen, die sich noch immer mit dem Judentum praktisch auseinander setzen mußten.

Die Darstellung und die Erzählungsmittel betreffend, so trägt die Geschichte ganz wesentlich den Stempel der synoptischen Evangelien. Der Wortvorrat und die Diktion ist dieselbe; die wenigen Worte, die sich nicht aus jenen Evangelien belegen lassen, fallen nicht ins Gewicht. Die Verwandtschaft mit Matthäus ist stärker als mit Lukas; sofern aber die Erzählung breiter und ausgeschmückter ist als die Mehrzahl der Erzählungen bei Jenen, zeigt sie eine auffallende Aehnlichkeit mit manchen Geschichten im Hebräerevangelium. Dieses ebenfalls dem synoptischen Typus angehörende Evangelium zeichnet sich durch ausmalende, weiterführende Züge aus. In der Geschichte vom Wassersüchtigen z. B. (vgl. dazu Matth. 12, 9 ff.) läßt es den Kranken also sprechen: „Ich war ein Maurer, der seinen Unterhalt mit seinen Händen verdiente. Ich bitte dich, Jesu, daß du mir die Gesundheit wiedergibst, damit ich mir nicht schimpflich mein Brod erbetteln muß." Die Erzählung über das Thema, wie oft man vergeben müsse, beschließt das Hebräerevangelium mit den Worten: „Denn selbst bei den Propheten findet sich noch Wortsünde, nachdem sie mit dem heiligen Geist gesalbt sind". In der Geschichte vom reichen Jüngling findet sich der ausmalende Zug: „Da begann der Reiche sich am Kopfe zu kratzen", sowie das ergreifende Wort Jesu: „Siehe viele deiner Brüder, Söhne Abrahams, sind in Schmutz gehüllt und sterben vor Hunger, und dein Haus ist voll von vielen Gütern und nichts kommt zu ihnen heraus". Endlich war im Hebräerevangelium die Geschichte von den Pfunden so erzählt, daß neben dem Knecht, der sein Pfund versteckte, und dem anderen, der mit ihm wucherte, noch ein Knecht eingeführt war, der das Vermögen seines Herrn „mit Huren und Flötenspielerinnen" durchbrachte. Eben diese Figuren finden sich — als Vergleichung — auch in unserm Stück (nicht aber in den kanonischen

Evangelien), so daß bei dem allgemeinen Charakter desselben und bei diesen verwandten Zügen die Annahme nahe liegt, unser Blatt sei ein Fragment des Hebräerevangeliums.

Aber gegen diese Annahme erheben sich andrerseits schwere Bedenken. Zwar Gnostisches oder überhaupt Häretisches ist in dem Stück nicht nachweisbar, so daß man an ein ketzerisches Evangelium nicht zu denken hat. Auch daß man sich durch „die Wasser des Lebens“, ferner durch den Satz: „Er wandelte im Tempel“, und überhaupt durch die jerusalemische Szenerie an das Johannesevangelium erinnert sieht, fällt nicht ins Gewicht — die Erinnerungen sind zu unbestimmt —, aber daß Jesus in dem Stück nicht Jesus, auch nicht „der Herr“, sondern „der Heiland“ heißt, spricht gegen das Hebräerevangelium; denn wir wissen, daß er in diesem als „der Herr“ redend eingeführt war. Die Einführung unter dem Titel „der Heiland“ weist in eine spätere Zeit; fehlt sie doch selbst im Petrusevangelium und findet sich doch die Bezeichnung „der Heiland“ in unseren Evangelien überhaupt nur zweimal (je einmal bei Luk. und Joh.), aber niemals als selbstverständliche Einführungsformel. Man könnte dagegen einwenden, daß solch' eine Einführungsformel später eingesetzt sein könne, wie sie ja auch in den Handschriften unserer Evangelien wechseln*); allein noch von einer anderen Seite her erscheint die Ursprünglichkeit unseres Stücks und nicht nur sie, sondern auch seine Herkunft aus dem Hebräerevangelium und aus älterer Zeit bedroht.

Zwar daß Jesus mit seinen Jüngern in den Tempel geht, daß er dort einen Pharisäer trifft, der deshalb „Hohepriester“ genannt werden konnte, weil er zu den hohenpriesterlichen Familien gehörte — nicht alle „Hohenpriester“ gehörten zu den Sadducäern —, daß dieser Pharisäer auf die levitische Reinheit zu sprechen kommt und dabei bemerkt, daß er sich, bevor er den Tempel betreten, gebadet und reine weiße Gewänder angelegt habe, das alles ist nicht nur einwurfsfrei, sondern zeigt auch richtige Ueberlieferung. Richtig ist ferner, daß man auch als Laie „rein“ sein mußte, um in den Tempel zu gehen; aber von diesem Punkte an zeigt die Erzählung

*) Diese Annahme wird noch leichter, wenn unser Blatt nicht zu einem vollständigen Evangelienbuche gehörte, sondern nur die Abschrift von Stücken eines solchen, verbunden mit Abschriften aus anderen Werken, darstellte. Solche Zusammenstellungen von wertvollen Stücken finden sich auch sonst (und grade in Aegypten). Hierher gehören die Bruchstücke aus dem Petrusevangelium, der Petrusapokalypse und der Apokalypse des Henoch, die wir vor einigen Jahren, zu einem Buche vereinigt, erhalten haben.

Paradoxes, und dieses Paradoxe scheint an mehreren Punkten auf Unkenntnis und Einbildung zu beruhen. Was ist der Ort der Reinigung (hagneuterion) im Tempel? Wir kennen ihn nicht, da wir sonst nirgends von ihm hören. Was sind das für „heilige Gefäße", welche sich an diesem Ort der Reinigung zur Betrachtung darboten und zu deren Beschauung man den Ort betrat? Wir wissen nichts von ihnen, d. h. die, an welche man zunächst denkt, passen nicht. Wie kann der Pharisäer von dem den Tempel betretenden Laien dieselben Reinigungen fordern wie von den Priestern? Es ist uns nicht bekannt, daß jeder Laie sich baden und die Kleider wechseln mußte, der den Tempel betreten wollte, vielmehr ist uns das ausschließlich als eine an die Priester sich richtende Forderung bekannt. Was ist das für ein Teich Davids, in welchem sich der Priester gebadet hat und dessen beide Treppen erwähnt werden? Wir hören nirgends von ihm. Lag er im Tempel oder — viel wahrscheinlicher — außerhalb desselben? Und nun endlich — wie können in diesen Teich, der zu Reinigungen bestimmt war, Hunde und Schweine geworfen worden sein? Das sind nicht weniger als fünf Anstöße. Um ihretwillen haben die Herausgeber, beraten von der ersten Autorität auf diesem Gebiet, Prof. Schürer in Göttingen, geurteilt, die ganze Staffage des Stücks beruhe auf Einbildung oder Erfindung, und eben deshalb werde es nicht vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts entstanden sein und gehöre nicht zu einem der älteren uns bekannten Evangelien, also nicht zum Hebräer-, Aegypter- oder Petrusevangelium.

Diese Erwägung scheint unwiderleglich; allein andrerseits bleibt der Eindruck, daß wir es hier mit einem Bruchstück eines alten Evangeliums zu tun haben, das auf judenchristliche Interessen weist, doch bestehen. Die späteren, ganz aus Fabeln zusammengesetzten Evangelien haben einen anderen Charakter und eine andere Sprache. Was aber die den Typus der synoptischen Evangelien tragenden Evangelien betrifft, so wissen wir nur von den oben genannten Dreien, daß sie eine gewisse Geltung erlangt und sich noch bis ins 4. und 5. Jahrhundert erhalten haben. Man darf also die Annahme nicht so leicht fahren lassen, daß unser Bruchstück zum Hebräer- oder Aegypterevangelium gehört. Beide sind nachweisbar gerade in Aegypten auch noch nach dem 2. Jahrhundert gelesen worden.

Sind denn jene fünf Anstöße wirklich so unwiderleglich und entscheidend, daß man auf ein bloßes Phantasiegemälde schließen und dem Verfasser jede Kenntnis des Tempels und der kultischen

Gebräuche absprechen muß? Aber daß er gewisse Kenntnisse besessen hat, haben wir oben gezeigt. Betrachten wir die fünf Gegenargumente genauer. Erstlich, daß in den Teich Davids, in welchem sich der Pharisäer gewaschen hatte, „Nachts und Tags" Hunde und Schweine geworfen werden, steht gar nicht im Texte, sondern Jesus sagt, du hast dich mit hingegossenem, d. h. äußerlichen Wasser gewaschen, das vor keiner Verunreinigung geschützt ist. Es bedarf nur eines Körnchen Salzes, um das zu verstehen: das Wasser überhaupt, zu dem auch das im Teiche Davids gehört, als Mittel der Reinigung wird kritisiert. Die starke realistische Ausdrucksweise dabei ist gar nicht auffallend, ja entspricht sogar der Redeweise Jesu in solchen Situationen. Dieses Argument ist also ohne jede Bedeutung. Was sodann „den Teich Davids" betrifft, so gestehe ich, daß es mir wenig glaublich erscheint, daß solch ein Teich einfach erfunden ist. Es wird in Jerusalem manchen gegrabenen Teich, den man zu Reinigungen benutzte, gegeben haben, den wir nicht kennen. Auch lag der Name „Teich Davids" einem Erfinder gewiß nicht nahe. Warum brauchte er aber überhaupt hier etwas zu erfinden, da er einen bestimmten Teich zu erwähnen gar nicht nötig hatte oder auch einen bekannten nennen konnte? Daher erscheint mir auch dieses Gegenargument sehr problematisch. Was sodann die „heiligen Gefäße" betrifft, zu deren Betrachtung man in den Tempel ging, so darf man diese wohl auf sich beruhen lassen. Wir wissen nicht, welche „Gefäße" speziell gemeint sind; aber es ist sehr kühn, aus dieser unserer Unkenntnis sofort zu schließen, die ganze Aussage, man sei in den Tempel gegangen, um die heiligen Gefäße zu beschauen, müsse auf Erfindung beruhen. Es bleiben also lediglich die beiden Argumente übrig, daß unser Stück einen „Ort der Reinigung" (hagneuterion) im Tempel erwähnt, von dem wir sonst nichts wissen, und daß er die Anforderungen, die inbezug auf die Reinigung der Priester, galten, auch auf die Laien ausdehnt. Was das Erste betrifft, so muß die Möglichkeit zugestanden werden, daß in ganz später Zeit, als die Einrichtung des Tempels vergessen war, eine angeblich dort befindliche bedeutende Lokalität einfach erfunden worden ist. Allein daß der Verfasser unseres Stücks, der doch noch Richtiges weiß und sich für die Frage der Reinigung interessiert, die Lokalität und den terminus technicus „hagneuterion" erschwindelt hat, scheint mir nicht das Nächstliegende. Der vorsichtige Kritiker wird sich daher auf ein „Non liquet" zurückziehen, nicht aber bestimmt behaupten,

daß wir es hier mit einer Fabelei zu tun haben. Es steht hier, wenn auch nicht ganz so günstig wie bei dem „Teiche Davids", so doch ähnlich — eben weil es einem Fabulanten viel näher liegen mußte, hier die Halle Salomonis zu nennen (vgl. Joh. 10, 23: „und Jesus wandelte im Tempel, in der Halle Salomos", dazu unsere Stelle: „er führte sie in das Hagneuterion selbst und wandelte im Tempel"), so beruht die Erwähnung des Hagneuterion wohl nicht auf Erfindung, sondern das Wort war wirklich eine uns bisher unbekannte Bezeichnung für einen den Laien zugänglichen Raum im Tempel. Somit bleibt nur die falsche Vorstellung übrig, daß auch die Laien sich hätten baden und die Kleider wechseln müssen, wenn sie den Tempel betreten wollten. Allein wenn man genau zusieht, so hat der Verfasser das gar nicht behauptet. Er spricht nicht vom Betreten des Tempels überhaupt, sondern nur von dem Betreten des Hagneuterion im Tempel, und nur von diesem sagt er, es müßten ihm jene Zeremonien vorangehen (übrigens scheint er auch schon mit dem bloßen Waschen der Füße zufrieden zu sein; augenscheinlich liegt ein kleiner Widerspruch im Texte). Davon wissen wir nun auch freilich nichts; aber wiederum steht es so, daß man besser tut, sich auf ein „Non liquet" zurückzuziehen, als sofort zu erklären, hier läge pure Fabelei vor. Es kann sich z. B. auch um besonders strenge Reinigungsvorschriften handeln, welche die Pharisäer durchzusetzen strebten, die aber keineswegs allgemein anerkannt waren.

Zusammenfassend: Die Provenienz dieser evangelischen Erzählung kann leider nicht sicher ermittelt werden. Gewiß gehört sie dem synoptischen Erzählungstypus an, und sowohl die Herkunft aus Aegypten als manche Züge, die sie mit den uns erhaltenen Fragmenten des Hebräerevangeliums verbinden, sprechen für dieses Evangelium — auch an das Aegypterevangelium kann vielleicht gedacht werden —; allein es bleiben einige unaufgeklärte Punkte nach, und der Verdacht kann daher nicht ganz beseitigt werden, daß wir es mit einem späteren Produkt zu tun haben, welches aus einer Zeit stammt, die über den Tempel und Tempelkultus nur noch schlecht unterrichtet war.

Sei dem, wie ihm wolle — Gedanke und Haltung sowohl Jesu als des Pharisäers sind jedenfalls noch richtig getroffen. Der Pharisäer ist echt, der im Tempel steht und aufpaßt, ob alle äußerlichen Vorschriften erfüllt sind, der Jesus und seinen Jüngern auflauert und der auf die Frage, ob er denn selbst rein sei, selbstgewiß anwortet:

„Natürlich bin ich es; denn ich habe mich gebadet und habe neue weiße Gewänder angelegt.“ Dieser Pharisäer ist der Zwilling zu dem anderen, der auch im Tempel stand und sprach: „Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich habe.“ Aber auch der Jesus ist echt, der die Pharisäer „Blinde“ schilt, die nicht sehen, der voll grimmen Zorns und Verachtung auf das körperliche Wasser blickt, in welchem sich die Menschen reinigen zu können wähnen, der die tugend- und gesetzesstolzen Pharisäer ihnen ins Gesicht mit den Huren und Flötenspielerinnen vergleicht, die, während sie ihren der Lust preisgegebenen Leib waschen und salben, im Innern voll von Skorpionen und von jeglicher Scheußlichkeit sind, der auf das Wasser des Lebens verweist und mit einem „Wehe“ seine Strafrede schließt. Es liegt eine Kraft und ein Feuer in der Erzählung, die nicht aus Fabelei oder Nacherfindung stammen.

Amerikanische und deutsche Hauswirtschaft.

Von

Dr. Wolfgang Max Schultz.

Das vorliegende Thema erhält seine wertvollste Orientierung eigentlich erst durch eine engere Frage — die Dienstbotenfrage —, die aber in ihrem Verfolg sich von selbst zu dem weiteren Bilde des gesamten Haus- und Familienlebens auswächst.

Ueber die Dienstbotenfrage ist man wohl kaum bisher als über eine Hausfrauenfrage oder eine historische Rechts- und Kulturfrage, soziale Klassenfrage oder schließlich ethische Frage niederer Ordnung hinausgekommen. Die Dienstbotenfrage in ihrer Totalität ist aber eine unendlich viel wichtigere, tiefer- und weitergreifende, als es nach allen solchen einzelseitigen Betrachtungen den Anschein hat. Offenbar muß das Wesen dieser Wirtschaftserscheinung bei einem Vergleich verschiedenartiger Volksleben mit einander weit deutlicher hervortreten, als es sich im engen Rahmen heimischer Anschauungen erblicken läßt. Ganz besonders wertvoll dürfte in dieser Hinsicht ein Vergleich deutscher Zustände mit denen des uns innerlich in so vielen Beziehungen antipodischen Amerika sein. — Man wird sich zunächst darüber zu verständigen haben, welche Zustände man im allgemeinen als volkstypische oder Durchschnittszustände hier wie drüben will gelten lassen.

Daß die Dienstboten, die Dienstmädchen, von jeher und auch heute noch im Dasein einer deutschen Hausfrau einen sehr breiten, ja meist einen weit über Gebühr hinausgehenden breiten Raum einnehmen, wird wohl niemand bestreiten; dafür braucht man sich nicht auf die Satire der deutschen Volkshumorblätter berufen. Dienstbotensorgen und Dienstbotenärger sind leider recht derbe legitime Realitäten, überall daheim, und sind es noch mehr, als man sich dessen begreiflicherweise bewußt ist.

Wenn auch bei uns, namentlich in den Großstädten, Ansätze zu einer anderen Lebenshaltung, einer solchen, in der Dienstboten nicht mehr als unerläßliches Requisit des Haushalts gelten, zu finden sind, so darf man doch nicht etwa diese verhältnismäßig bescheidene Großstadterscheinung als Gegenbild zu den hier zu besprechenden amerikanischen Zuständen heranziehen; unser Thema beansprucht ein viel allgemeineres Interesse und hat sich an Durchschnittszustände zu halten.

Daß man andrerseits in Amerika im allgemeinen selbständiger ist, weiß man bei uns wohl so ungefähr und wird darum wohl auch nicht zweifeln, daß man sich dort häufiger ohne Dienstboten behilft; im Grunde aber glaubt man doch, daß das nur daher rühre, daß Dienstboten in Amerika ein kostspieliger Luxus sind. — Hier sei zunächst hervorgehoben, daß für unsere Betrachtungen die Dienstbotenfrage als Luxuserscheinung sich von selbst ausschaltet. Die Dienstbotenfrage ist lediglich dort eine wichtige — nämlich eine volkswirtschaftlich bedeutende —, wo sie eine wirtschaftliche Existenzfrage wird, wo das Dienstbotenhalten aus irgend welchen Gründen, seien es wirkliche oder Scheinzwanggründe, eine Notwendigkeit wird — wo dies Dienstbotenhaltenmüssen aber die Lebenshaltung der Familie tiefgehend und bedenklich beeinflußt, wo es die Ursache für soziale und wirtschaftliche Mißverhältnisse, für ein über die Verhältnisse leben wird oder werden kann. Dabei wird man als Zwangsgründe nicht nur praktische Arbeitserfordernisse, sondern solche auch in der Form von Standesforderungen und -Gewohnheiten anzuerkennen haben, — handelt es sich doch nun einmal um Menschen. —

Diese Einschränkung wird wohl im Auge zu behalten sein, ja sie macht im Grunde allererst eine fruchtbare Behandlung der unterliegenden Probleme möglich.

Als Tatsache ist es richtig, daß man sich in Amerika sehr viel mehr das Dienstbotenhalten versagt; was es aber mit der üblichen Erklärung aus dem simplen Lohngesetz auf sich hat, werden wir gleich sehen.

Hier soll es die Billigkeit der Arbeit, die Abwanderung vom Lande, die Städtesucht der Landmädchen, ihre Luxussucht und was man sonst noch alles anführen mag, sein, was das Dienstbotenangebot erhöht.

Dort die hohen Löhne der Industrie, der Mangel an Arbeitskräften überhaupt, der gute Verdienst der Familienväter, der höhere

Lebensstandard und andere Faktoren, die das Dienstbotenangebot herabdrücken und die Löhne hinauftreiben.

Das mag bis zu gewissem Grade richtig sein, darüber hinaus versagt aber das Exempel der Nationalökonomiemathematiker vollständig. Ihre Methode der Balancierung ist eben gegenüber Wirtschaftsfragen, die so eng mit dem Volksleben verwachsen sind, wie die vorliegende, äußerst inkompetent.

Demgegenüber sei auf einen wesentlich psychologischen Faktor verwiesen — die volkstümliche Gesinnungsverschiedenheit —, die Rassenverschiedenheit Deutscher und Amerikaner, die, wie wir sehen werden, sich auch in solchen Erscheinungen bemerkbar macht.

Man wird Bedenken tragen, den Amerikanern einen eigentlichen Rassecharakter zuzusprechen — und in der Tat kann das so nicht ohne weiteres hingehen —, angesichts der unaufhörlich strömenden Nachwanderung; man wird von einem in noch so starker Unruhe begriffenen Nationalitätenkonglomerat nicht ohne Bedenken als einer Rasse sprechen können; und wenn man dennoch gewöhnt ist, gewisse hervorstechende Charakteristika in einem amerikanischen Typus zusammenzufassen, so wird man eher geneigt sein, diese aus den natürlichen Bedingungen des Landes und Kontinents herzuleiten. Die starke Unternehmungslust als Antwort auf die sprichwörtlich gewordenen unbegrenzten Möglichkeiten, das hohe Selbstgefühl aus dem Umstand ableiten, daß bei der verhältnismäßig geringen Bevölkerung und der kolonialen Vergangenheit des Landes, der einzelne einen höheren wirtschaftlichen Wert hat, unabhängiger ist. —

Hier kommt aber offenbar noch ein anderer Faktor für die Ausbildung eines Rassecharakters der amerikanischen Nation in Frage.

Und zwar ist es ein natürlicher Ausleseprozeß, der hier zunächst als Basis der amerikanischen Rasse anzusehen ist.

Seit Jahrhunderten hat in der Tat eine Auslese in dem Entstehungsprozeß des amerikanischen Volkskernes stattgefunden. Offenbar war es die isolierte Kontinentalität Amerikas, vor allem der Atlantische Ozean, die diese Auslese besorgten.

Heute mag es keine Ungeheuerlichkeit mehr sein, nach Amerika zu gehen — aber auch selbst heute noch wirkt jene Auslese fort. Hier versagt die oberflächliche mathematische Dynamik der Theoretiker. Es bleibt doch die Frage, wer aus einem übervölkerten Lande politischem Druck, kirchlicher Unduldsamkeit usw. ausweichend, die Reise über den Ozean antritt — und wer jenem heimischen Druck sich beugt und anpaßt. Die Chinesen sind heute noch zu

Millionen zusammengepackt, lassen sich von den Mandarinen prügeln und leben von einer Handvoll Reis den Tag.

Selbst heute, was heißt das nicht, bevor eine wenig bemittelte Familie sich losreißt vom heimischen Boden, ihr Hab und Gut in Geld verwandelt und dieses auf eine Karte — die Ueberfahrkarte — setzt. Das Auswandererdrama ist heute weniger heroisch geworden — und darum ist auch die Einwanderung in Amerika qualitativ schlechter geworden.

Immerhin hat hier offenbar eine Zuchtwahl in der Richtung auf den Typus hin stattgefunden, den wir heute als den des Amerikaners zu bezeichnen pflegen.

Wenn heute mit der größeren Erleichterung der Auswanderung sich die Qualität ändert, so scheint der amerikanische Rassecharakter doch trotzdem kaum mehr gefährdet. Tatsache ist, daß der Amerikanismus, der durch den alten Kern begründet wurde, heute bereits eine solide Macht geworden ist, der heute noch die verschiedensten Nationalitäten erliegen. Hierzu kommt, daß die Einwanderung meist in den großen Städten zur Stauung kommt, die einerseits durch Internationalisierung sowieso etwas überall in der Welt an nationalem Wert verlieren, andrerseits aber platzen gerade hier Ausländertum und Amerikanismus in den gewaltigsten Kraftäußerungen zusammen. Ohne daß z. B. New-York eigentlich eine echt amerikanische Stadt zu nennen ist, hat der Amerikanismus doch hier äußerlich seine gewaltigsten Formen geprägt, deren suggestive Wirkung auf das einwandernde Element ganz überwältigend ist. — Die weitere Abwanderung in den Kontinent erfolgt aus diesen Zentren nur langsam und somit wirken jene großen Küstenstädte heute als zweite nachlesende Auslese und schützen den nationalen Amerikanismus des Inlandes.

In welcher Weise macht sich nun ein solcher typischer Amerikanismus im Dienstbotenwesen dieses Landes bemerkbar?

Seine besondere Physiognomie dürfte unverkennbar sein. Es läßt sich ohne Bedenken aussprechen, daß die Amerikaner durchweg eine außerordentliche Abneigung sich in persönliche Dienstverhältnisse zu begeben haben — nicht nur im Sinne des ausgesprochenen Dienstbotenverhältnisses. Der Amerikaner will ganz allgemein — und instinktiv — soweit als möglich in jedem Arbeitsverhältnis nur mit sich und der sachlichen Arbeit zu tun haben — will das jeder im strengsten Sinne — „mind his own business“ — und seine besondere Arbeit ist sein business. Selbst gegen die Einmischung des

Arbeitgebers ist er empfindlich, weil er dahinter dunkel eine Abhängigkeit von persönlicher Willkür wittert, und vor allem, da amerikanisch demokratischer Anschauung nach jeder gerade so gut ist wie jeder andere — so sieht der Amerikaner instinktiv sein Menschheitsrecht darin, daß er wenigstens eine Domäne — seine Berufsarbeit — sich bewahrt, in der er wirklich ebenso gut — wenn nicht besser wie jeder andere ist, in der er Herr — his own boss — ist. Zum schärfsten Ausdruck kommt diese Empfindlichkeit wohl verständlich im amerikanischen Union-Arbeiter — mit dem das Arbeitsverhältnis gelegentlich geradezu groteske Formen annimmt, wo die Arbeiter den Arbeitgeber so weit von der Arbeit selbst ausschließen, ja, diktatorische Bestimmungen über sie treffen, daß der Fabrikant schon mehr zum bloßen Agenten und die Union zum eigentlichen Produzenten gemacht wird; so bestimmen Unionen nicht nur die Mindestlöhne, sondern auch die Zahl der einzustellenden Lehrlinge, sowie die Dauer und Art der Beschäftigung derselben; sie protestieren nicht nur gegen die Annahme von Arbeit von Union = feindlichen Kunden, sondern suchen auch die Einhaltung eines Produktionsmaximums der einzelnen Werke zu erzwingen, um sich vor zeitweiser Ueberproduktion und damit drohender Arbeiterentlassung zu sichern — benehmen sich also durchaus als kalkulierende kaufmännische Organisationen. —

Im Dienstbotenwesen kommt der amerikanische Unabhängigkeitssinn, zunächst einmal in eigentümlichen Lohnverhältnissen, zum entsprechenden materiellen Ausdruck.

Ein Hausmädchen erhält 6—8 Dollar die Woche neben freier Station. Nur kürzlich eingewanderte, die der Landessprache noch nicht mächtig sind, müssen mit etwa 4 Dollar vorlieb nehmen. Wäscherinnen und andere Hausarbeiter verdienen gewöhnlich 25 cts. die Stunde. Ein weiblicher Hausarbeiter verdient also gut ebensoviel wie ein männlicher Durchschnittsarbeiter, für den 8—12 Dollar der übliche Wochenlohn ist. Die Fabrikarbeiterin verdient von 4—8 Dollar die Woche, wobei der Durchschnitt wohl kaum über 6 Dollar hinausgeht, abgesehen natürlich von einzelnen Industrien, wo weibliche Handgeschicklichkeit geradezu männlicher Arbeit vorzuziehen ist. Immerhin stehen gelegentlich höheren Industrielöhnen weiblicher Arbeiter auch häufig sehr viel höhere Dienstbotenlöhne gegenüber.

Wenn also die Fabrikarbeiterin von ihrem Verdienst ihren Unterhalt und meist auch Fahrgeld zu bestreiten hat, so ist es wohl klar, daß die Hausarbeiterin sich ihr gegenüber nicht nur im allgemeinen sicherer, sondern auch pekuniär besser steht.

Bei den außerordentlich niederen Dienstbotenlöhnen in Deutschland, 12—25 M. pro Monat dürfte sich dagegen die Industriearbeiterin kaum schlechter und oft genug besser stehen wie das Dienstmädchen.

In Amerika also sehen wir die beiden Kategorien nicht unerheblich außer Proportion stehen, die Hausarbeiterin verdient besser. Und wenn selbst die absolute Nachfrage eine geringe ist, so ist das Angebot doch ein so karges, daß trotzdem noch ein Dienstbotenmangel besteht. Offenbar versagen hier die fundamentalen mechanischen Lohngesetze. —

Die einzige Erklärung ist die Abneigung der Amerikanerin sich zu verdingen. In der Tat wird das weitaus überwiegende Kontingent an Dienstboten von Eingewanderten gestellt, vornehmlich Skandinaviern, Deutschen, Holländern und Irländern. Mir ist von kundiger Seite bestätigt worden, daß es durchaus nicht zuviel gesagt ist, wenn man behauptet, daß keine Amerikanerin sich als Dienstbote verdingt, die Familienanschluß hat; nur alleinstehende Mädchen gehen in fremden Hausdienst.

Es wird interessant genug sein darzulegen, aus welchem Milieu heraus eine solche Gesinnung in die Erscheinung tritt. Dabei ist es uns gleichgültig, ob man dieses Milieu als die Bedingung, als den Boden ansehen will, aus dem eine solche hat herauswachsen können; oder ob man sagen will, daß die amerikanische freiheitliche Gesinnung sich dieses Milieu erst geschaffen hat; wir entgehen diesen Kausalitätsstreitigkeiten am besten, indem wir in allen solchen Wirtschaftserscheinungen ein organisches Wachstum erblicken, bei dem alle wesentlichen Faktoren koordinierte Bedeutung haben. — So ist in der Tat schon die bloße Gesinnung des persönlich-frei-sein-wollens ein durchaus realer Faktor. Dieser Trieb zur Selbständigkeit und freien Selbstbestimmung ist nicht nur den gebildeten Amerikanern eigentümlich, er eignet ebensogut dem Arbeiter und der Arbeiterin. Ja, mit mehr Berechtigung als von dem „working gentleman" kann man davon sprechen, daß jede Frau des Arbeiterstandes ebensogut lady ist, wie jede eines anderen Standes. Die prinzipielle demokratische Gleichstellung ist bei der Weiblichkeit entschieden viel reiner zum Ausdruck gekommen als beim Manne, was bei einiger Erwägung ja durchaus verständlich wird. Da verträgt es sich schlecht mit den Anschauungen und Gefühlen des Amerikaners, daß seine Frau, Schwestern oder Töchter sich in persönliche Abhängigkeitsverhältnisse zu andern Leuten — die ja um nichts besser sind — begeben sollen.

Ein vielleicht psychologisch noch wichtigeres Moment springt aus dem hier so viel freieren Umgang der Geschlechter hervor. Er ist die Grundlage eines geselligen Lebens auch der niederen Volksklassen – durchaus im Sinne der sogenannten Gesellschaft. Und dieses Moment erscheint mir von einer geradezu unabsehbaren Bedeutung, von der eine etwas anschaulichere Vorstellung zu geben vielleicht im weiteren gelingt.

Es ist natürlich der Verkehr der Jugend, der das gesellige Leben der niederen Stände in Fluß hält. Selbst in mancherlei Förmlichkeiten und Gehörigkeitsbegriffen bewegt sich dieser Verkehr durchaus im Sinne der feinen „Gesellschaft", dessen Kern hier wie dort der „flirt" oder besser die „courtship" ist. Diese courtship ist für das Mädchen des Arbeiterstandes von nicht geringerem Lebensinteresse als für das der eigentlichen Gesellschaftsklasse, und es versteht sich so, daß sie sich allein um dessentwillen schon so leicht nicht in die Beschränkungen eines Dienstbotenlebens fügen wird.

Bei uns würde es als „furchtbar komisch" empfunden werden, wollte man davon sprechen, daß ein junger Arbeiter seiner Freundin „seine Aufwartung macht" — das sind eben spezifische Gesellschaftsformen; hier gilt es von jedem jungen Mann jeden Standes, daß er ein girl hat — ein girl friend, dem er im Hause ihrer Angehörigen Besuche macht, (he calls on her) das er dann und wann abholt, um sie auszuführen (to take her out) sei es nur um sich im Spendieren eines geschätzten „ice creamsoda" oder eines „chewing gum" Genüge zu tun, oder um seine Freundin in eines der zahlreichen billigen Theater oder „shows" zu führen, oder sie zu dem im amerikanischen Volksleben — besonders der niederen Stände — eine so große Rolle spielenden „base ball"-Spielen zu begleiten; sie werden zusammen Ausflüge machen, und ist es nur ein abendlicher „trolley ride" — immer aber ist es selbstverständlich, daß der junge Mann seine Freundin freihält — „treats". Ja, der junge Amerikaner geht in seiner Opferwilligkeit recht häufig zu weit. Es ist sehr üblich, daß die jungen Leute den Mädchen oft nicht zu verachtende Wertgeschenke machen, die sie von ihrem Lohn ersparen oder auf Abzahlung kaufen. Der protzige „diamond-ring" und die goldene Uhr sind Dinge, die dem Arbeiterstand recht begehrlich erscheinen und ihm durchaus nicht fremd sind.

Von dieser Generosität des Amerikaners stechen deutsche Gepflogenheiten oft komisch ab; wenn das Dienstmädchen das tanzen will, erst mal den Tanzgroschen für ihren Herrn aufbringen muß,

dessen Taschengeld nur in Getränk und Zigarre eine manneswürdige Anlage findet.

Natürlich bringt der Verkehr der Jugend dann auch Gesellschaft ins Haus — man hat compagnie und ladet sich mit einem „see us again“ — Redensarten wie sie ebenso in den höheren Gesellschaftsklassen üblich sind — gegenseitig zu Besuchen ein. Daß der Umgang simpler und derber ist, braucht nicht erwähnt zu werden, auch ist es nicht nötig hier und da eine üble Seite hervorzukehren, solche hängen selbstverständlich allen Lebensformen der Menschheit an — und interessieren tut uns auch nur das überwiegend gute oder schlechte. Wieviel überdies an der generellen Klage — the people live too fast — d. h. reiben sich in allzuviel Vergnügungen neben den Anforderungen des Arbeitstages auf, daran ist, läßt sich schwer sagen — jedenfalls wird das unbändige Treiben der amerikanischen Jugend noch zehnmal gesünder mit all ihrem Sport sein, als der deutsche Alkoholismus.

Die amerikanische Jugend lebt ungebundener; aber auch selbst im Fall eines Dienstbotenverhältnisses weiß die Amerikanerin sich eine größere persönliche Freiheit als deutsche Dienstmädchen zu sichern, die sich mit einer verstohlenen halben Abendstunde vor der Haustür oder einer durch eine verlogene Ausrede gedeckten Versäumnis auf Ausgängen und bestenfalls einem freien Sonntagnachmittag alle 14 Tage begnügen müssen — und obendrein sich noch ausfragen und kritisieren lassen müssen. Hier kann eine Hausfrau kein Mädchen haben, dem nicht der Sonntagnachmittag ohne weiteres und außerdem noch ein Wochentagnachmittag frei gegeben wird — d. h. dieser freie Nachmittag meint nicht: antreten um 8 oder 10 Uhr abends spätestens, sondern der Betreffenden steht es ohne weiteres frei auch Nacht über fort zu bleiben — sofern sie nur am nächsten Morgen wieder ihren Dienst versieht. Also auch hier wieder eine sachlichere Auffassung des Arbeitsverhältnisses. Außerdem versteht sich, daß nach getaner Arbeit, zu der Wäsche gewöhnlich nicht gehört, dem Mädchen Zeit für private Beschäftigung belassen wird. Und dies sind nicht Bewilligungen einiger weniger menschenfreundlicher Gebildeter, wie man sie ja auch bei uns findet, sondern durchaus übliche Bedingungen.

Trotzdem fügt sich, wie gesagt, die Amerikanerin doch nur ausnahmsweise in diese Beschränkungen.

Daß dieses Gesellschaftsleben der arbeitenden Klassen, jener Verkehr der Jugend, wiederum einen starken Einfluß ausübt auf das Familien- und Hausleben wird begreiflich sein.

Damit steht in gar nicht so fernem Zusammenhang, daß die amerikanische **Arbeiterfamilie** vor allem eine bedeutend stärkere wirtschaftliche **Solidität** ist als sie es in Europa ist.

Will man sich nicht begnügen diese Tatsache aus typischer Gesinnung, aus dem Gefühl hoher sozialer Freiheit und einer würdigeren Gleichstellung der Geschlechter abzuleiten, so lassen sich daneben eine ganze Reihe von materiellen Bedingungen anführen, die diese Tatsache zu bekräftigen geeignet sind. Oder besser noch läßt sich die ganze Erscheinung gewissermaßen in einem Punkte ergreifen — dem Fehlen einer gesetzlichen Arbeiterversicherung!

Was folgt daraus? — Der amerikanische Arbeiter hat sich selbst nach einer Sicherung seiner Existenz umzusehen. Was ist da natürlicher als sein Verlangen nach einem Stück Grund und Boden, nach einem Haus das sein ist, das der Hafen seines Alters wird, das eine Zufluchtsstätte seiner Kinder sein kann? Und in der Tat der Erwerb von „property" gilt hier als die Schaffung eines Ankergrundes für eine vernünftig bedachte Lebensfahrt — es gilt als das vernünftigste und sicherste „investment" des kleinen Mannes.

Es ist eine allgemein geteilte Ansicht, daß ein Mann, der noch über 40 Jahre hinaus für seine täglichen Bedürfnisse arbeiten muß, ohne ein Eigen zu besitzen, in einem „awful bad fix" ist; und in der Tat steht einem solchen, wenn er nicht an einer Familie, die es zu mehr gebracht hat, einen Rückhalt findet, nicht viel mehr als ein vorzeitiges Grab oder das Armenhaus offen — das Ende eines tramp's. Die Lage des gealterten alleinstehenden Arbeiters ist in Amerika allerdings geradezu eine trostlose und der Amerikaner ist früh verbraucht. Schon sehr früh, über 45 Jahre hinaus, findet er es außerordentlich schwierig, überhaupt noch Arbeit zu bekommen. Der Amerikaner hat eine starke Vorliebe für junge Arbeitskräfte — aber auch das Thema Kinderarbeit und Ausnutzung der Minderjährigen klingt hier mißtönig hinein, — wir müssen uns versagen hier darauf näher einzugehen. —

So erscheint es natürlich, daß der amerikanische Arbeiter eine starke Tendenz zeigt, Grundeigentum zu erwerben. Diese Tendenz ist in der Tat eine sehr allgemeine, auf gewisse Einschränkungen wird noch zurückzukommen sein.

Ob diese Tendenz nicht etwa den Arbeitern aller Nationen gemein ist, steht dahin, denn jedenfalls kann eine solche nur unter entsprechenden äußeren Bedingungen ins Leben treten.

Die Bedeutung dieser Frage ist jedenfalls überall anerkannt

und scheint besonders bei uns mehr und mehr in den Vordergrund des Interesses zu treten. Im Dezemberheft 1906 der Preußischen Jahrbücher beleuchtet ein Artikel über die freie Selbstbesiedelung des Landes die deutschen Verhältnisse entschieden interessant, jedoch kann man sich nicht ganz des Eindrucks erwehren, als wenn die Sache hier in zu engem Rahmen, zu isoliert, zu direkt angefaßt ist — und daher zu wenig praktisch fruchtbaren Resultaten und nur mehr zu einigen formalistischen Möglichkeiten führte. Ohne in der Lage zu sein, positiv Besseres zu bieten, sollte vielleicht die Darstellung amerikanischer Zustände Anregungen gewähren das Problem aus breiteren Gesichtspunkten anzusehen.

Die Frage wird sein: Welche Bedingungen sind es, die dieser Tendenz des amerikanischen Arbeiters es möglich machen sich zu realisieren?

Doch erst die Tatsache, daß dies der Fall ist. Jedem Fremden wird es gewiß nach einiger Zeit, wenn er sich von dem so stark in die Augen fallenden Bild der Geschäfts- und Verkehrszentren der amerikanischen Städte losgerissen hat, auffallen, daß diese darüber hinaus eigentlich gar nicht so recht großstädtisch erscheinen. Um den Kern nämlich der eigentlichen „city“ zeigen die amerikanischen Städte ungeheure Häusergebiete, die uns beinahe an deutsche Dörfer erinnern, ein- und zwei-, höchstens vier-Familien-Häuser aus leichtem Material gebaut — meist ganz aus Holz mit einem sonderbar leichten Fundament — nicht selten in der berühmten Art: ready to move.

Wo bei uns die gräßlich rohe Hinterwand der mehrstöckigen Arbeitermietskasernen die Großstadt — sofern sie nicht in Villenvororte ausläuft — gegen das noch trostlosere Gelände kraß abgrenzt, verlaufen die Grenzen der amerikanischen Städte loser und loser und lösen sich in Abbauten — weit vorgeschobenen Einzelhäusern, angefangenen Straßen — begonnenen Ansiedlungen usw. auf. Diese Verschiedenheit ist recht markant — und ist auch durch ebenso entschieden abweichende Bedingungen verursacht.

Einmal durch andere Bauvorschriften. —

In Amerika mag irgend jemand ein Terrain erwerben, es in Parzellen (lots) aufteilen und nach Belieben bebauen. Zwischen den Häusern wird nur ein Abstand von drei Fuß gefordert, so daß für kleine Einzelhäuser in der Regel lots von 25×75 Fuß genügen. Alles, was die Stadtverwaltung fordert, ist eine Andeutung von Straße, bei der meist der Name die Hauptsache ist, vielleicht eine Laterne mit Oellampe und ein hölzerner Fußsteg. Zunächst wird

von dem Eigentümer kaum etwas verlangt, als die Zahlung der Taxe. Erst wenn sich anliegende Eigentümer finden, und dann die Majorität derselben von ihm „improvements“ verlangt, hat er für Kanalisations- und Wasseranschluß und Trottoirlegung seinen Kostenanteil zu tragen.

Die nächste unmittelbare Folge dieser Verhältnisse ist, daß sowohl der Erwerb solcher Baustellen wie der Häuserbau auf ihnen sich verhältnismäßig billig stellt, daß auch dem kleinen Mann die Möglichkeit geboten ist, mit geringen Mitteln solches Grundeigentum an der Peripherie der Stadt zu erwerben.

Daher dann wieder das ständige große Angebot von solchen, und allerdings auch eine starke Spekulation in Grund und Boden und Häuserbau engros.

In der Tat ist es für Amerika eine durchaus eigenartige und auffällige Erscheinung — dieses rege Grundeigentumsgeschäft —, das „real estate business“. Ueberall sieht man real estate offices, ja sie sind fast so häufig wie die beer-saloons.

Das für uns Bemerkenswerteste ist aber gerade die Beteiligung des kleinen Mannes an diesem Geschäft, dem besonders in Zeiten starker Bankunsicherheiten die Ersparnisse der arbeitenden Bevölkerung zuströmen, es ist geradezu die Börse des kleinen Kapitals — auch wohl in ihrer schlechten Bedeutung allerdings.

Auf diesem Gebiet ist es, wo der Arbeiter seinen Geschäfts- und Spekulationssinn, von dem ich schon früher gesprochen, betätigt, und durch diese seine Beteiligung unterscheidet sich das Grundeigentumswesen Amerikas so grundsätzlich von dem deutschen, von dem der Arbeiter so gut wie ausgeschlossen ist, das nicht prinzipiell aber doch praktisch, wie wir sehen werden, eine Domäne des bürgerlichen Kapitals ist.

Unter amerikanischen Verhältnissen liegt es durchaus im Bereich des tüchtigen Arbeiters, sein eigenes Heim zu erwerben.

Daß ein Arbeiter ein lot kauft und dieses selbst bebaut, ist seltener der Fall. Hier kommt ihm aber das Kapital mit recht liberalen Kreditvorschlägen entgegen. Ein solcher Unternehmer baut vielleicht 30—50 solcher kleiner Häuser — oft nicht für mehr als 11—1200 Dollar. Ein Arbeiter mag nun auf einen Kontrakt hin in der Weise ein solches Haus erwerben, daß er monatlich Abzahlungen ungefähr in der Höhe einer gewöhnlichen Miete leistet und dafür sich für die Unkosten der Besitzer-Taxe und Instandhaltung verpflichtet. Auch kann er die Zahlungen in schnelleren

Raten abtragen. Auf diese Weise erwirbt sich der Betreffende, nach Abzahlung von 2/3 des Wertes etwa, das Grundstück mit einer Hypothek (mortgage), die er nach Belieben abzahlen mag. Der Mann erwirbt schließlich ein solches Haus dann für 15—1800 Dollar. Das Geschäft des Unternehmers ist dabei kein schlechtes und in der Regel ein sicheres, daher im ganzen ein begreifliches Entgegenkommen gegen Arbeiter, die sich in soliden Stellungen befinden; oft geht dieses auch so weit, daß ein Unternehmer den Wünschen des betreffenden Mannes, der ein Haus auf solche Weise erwerben will, gemäß den Bau ausführt.

In solcher Weise erkennt der Kapitalist den soliden Arbeiter als durchaus respektablen Kontrahenten an und die Erfahrung hat gelehrt, daß er nicht schlecht mit ihm fährt. Dazu kommen noch Umstände, die den Bau solcher Häuser verhältnismäßig billig gestalten.

Die Bauvorschriften bedrücken ihn gerade nicht, Rayonbeschränkungen kommen nur selten zur Anwendung — daher wird ein leichtes Material verwandt. Dazu kommt, daß die eigenartige Bauholzgroßindustrie gewisse standard-Größen aller Materialien vom Lager außerordentlich billig und aufs weitgehendste vorgearbeitet, anbietet und damit nicht nur durch Materialienpreis, sondern vor allem durch die außerordentliche Arbeitsersparnis des besonderen Zuschneidens usw., ein schnelles und ökonomisches Bauen ermöglicht.

Wie billig solch ein Haus sich auch stellen mag, es bleibt für den Arbeiter dennoch außerordentlich begehrenswert — und ist in tausend Hinsichten dem Wohnen in engen Mietskasernen vorzuziehen. Immer enthält solch ein Haus doch einen Kellerraum mit furnace (Heizkessel) und fast nie fehlt vor allem eine Badeeinrichtung und Wasserkloset. Noch günstiger vielleicht gestaltet sich die Sache für den unternehmungslustigen Arbeiter, wenn er imstande ist, durch eine Anzahlung von ein paar Hundert Dollar und Aufnahme einer Hypothek ein Zwei-Familienhaus zu erwerben, von dem er dann eine Wohnung vermietet.

Trotz alledem würden die hierin liegenden Möglichkeiten doch immer recht beschränkt bleiben, oder sich nur in kleineren Städten auswirken können, denn je größer die Städte, desto größer werden die Wege und der Zeitverlust des Arbeiters zur Arbeitsstätte und zurück. Hier greift nun ein anderer amerikanischer Faktor gewaltig fördernd ein — der außerordentlich bewegliche Unternehmungsgeist

der lokalen Verkehrsgesellschaften, namentlich der hier in erster Linie in Betracht kommenden elektrischen Straßenbahnen. Sie sind es, die geradezu die Städte erweitern, wie die Eisenbahnen den Kontinent erschlossen haben.

Es wird jedem auffallen, auf welch ungeheure Strecken die elektrischen Bahnen aus den Städten hinaus in die Umgegend gehen — Meilen und Meilen, und gewöhnlich für dieselben 5 Cts. die Fahrt. Es ist nicht wie bei uns, daß man endlich im hohen Stadtrat einem „längst empfundenen Bedürfnis" nachkommt — hier eilt man voraus und schafft das Bedürfnis erst. Was man sonst gegen die Unternehmungen der Verkehrsgesellschaften auf dem Herzen haben mag, was immer gelegentlich auch die eigentlichen Interessen dabei sein mögen, als Tatsache wirken sie jedenfalls außerordentlich befruchtend für die Entwicklung der Städte.

Es ist klar, daß damit natürlich immer, selbst für große Städte, billiges Terrain und damit billige Häuser herangezogen und erreichbar werden. Der Arbeiter rechnet hier sowieso damit, daß er zweimal 5 Cts. für „car fare" täglich vom Lohn abzurechnen hat.

Natürlich hat das in ganz großen Städten auch seine Grenzen, bietet jedoch immer noch ein befriedigendes Feld für das Ansiedelungsbedürfnis der kleinen Leute und scheint mir außerdem in sich selbst ein automatisch wirkender Ausgleich gegen irgendwie länger anhaltende ungesunde Boden- und Bauspekulationen zu sein — sofern nicht die Verkehrsgesellschaften selbst zu ungestört die Hand im Spiele haben.

Die Möglichkeit des Grundbesitzerwerbs durch den Arbeiter einmal in den Vordergrund gerückt, wird es ohne weiteres einleuchten, daß ein solcher, oder auch schon das Streben danach, von einer ganz außerordentlich bedeutungsvollen Wirkung auf den Arbeitenden sein muß.

In der Tat ist für den Betreffenden damit eine total veränderte Weltstellung gegeben, und — wenn man den ominösen Ausdruck nicht scheut — läßt sich diese veränderte Lage nicht bezeichnender veranschaulichen, als wenn man sagt, daß der Arbeiter mit ihr selbst zum Kapitalisten wird! — Und damit tritt jener Zustand der betreffenden amerikanischen Wirtschaftsverhältnisse klar als das mächtigste Bollwerk des Amerikanismus gegen allen radikalen Sozialismus hervor. Hier ist die „even chance for everybody" the „equal opportunity" doch immer noch so weit vorhanden, um dem Volk es als lächerliche Zeitverschwendung erscheinen zu lassen, den

Phrasen vom „enterbten Proletariat“ Gehör zu geben und nachzuhängen.

Sehen wir von den allgemeinen ethischen Wirkungen ab; der damit gegebenen klareren Wirklichkeit und Stetigkeit im Denken und Streben, der daran sich erziehenden höheren Achtung für Gesellschaftsordnung und Wohlfahrt — so sind es ganz bestimmte, längst erprobte praktische Erfahrungen, die sich als günstige Ergebnisse des Hausbesitzertums erkennen lassen.

Nicht nur bevorzugt der Arbeitgeber hier den verheirateten Mann, er wird diesem noch überdies den in seinem eigenen Heim und für ein solches arbeitenden bevorzugen. Der Geschäftsmann, wie überhaupt die gesamte bürgerliche und gesellschaftliche Mitwelt begegnen dem in solcher Weise sich in realem Eigentumsstreben als Mann mit Wirklichkeitssinn und Charakter erweisenden mit höherem Vertrauen und Kredit.

Und damit ist die Möglichkeit gegeben, daß der Arbeitende sich durch sich selbst zum wirtschaftlich wie politisch bedeutenderen Faktor emporhebt, eine so wohltuende Möglichkeit, daß sie als nichts weniger als das wesentlichste Element der sozialen Versöhnung und wirtschaftlichen Ausgleichung zu veranschlagen ist. Aus diesem Punkte läßt sich allerdings die ganze Psychologie des amerikanischen Arbeiters entwickeln, sein auffällig entwickelter Geschäftssinn, sein breites Verständis für volkswirtschaftliche Zustände, seine vielseitig praktisch-technische Gewandtheit, seine unverzagte Unternehmungslust und sein starkes Selbstbewußtsein; — was uns zunächst als Bestand des demokratischen Typus erscheint, zeigt sich von hier in zwanglosem Zusammenhang mit einfachen materiellen Wirtschaftsverhältnissen, wäre für uns also auch auf andrer politischer Basis durchaus erreichbar.

Nach mancher Richtung sind es merkwürdige Resultate, zu denen der umwandelnde Einfluß solcher gegebener Zustände führt. Da ist es unter anderm das Hauptübel unserer deutschen Arbeiterwelt — der Alkoholismus — vor dem das amerikanische Arbeiterheim die neue Welt wirksam geschützt hat.

Einmal legt das Streben nach Grundeigentum dem Arbeiter sowieso selbsterkannte vernünftige Beschränkungen in der Lebensweise auf — andrerseits aber haben die Hausbesitzenden vielerorts herausgefunden, daß eine übergroße Zahl von Kneipen ihren ganzen Distrikt herunterbringt — ihr Eigentum minderwertig macht, — weil sich naturgemäß von einem solchen die wohlhabenden „nice people“

fernhalten. So sind es im Grunde wohl solche Interessen und nicht kirchliche und ethische Propaganda, die die bekannten „dry districts" in Amerika allerorts geschaffen haben. Den Alkoholismus bekämpft offenbar keine „Aufklärung" von außen her, — aus der Arbeiterschaft selbst nur kann er wirksam bekämpft werden, und das geschieht naturgemäß am ehesten, wo sich selbstwirkende materielle Anregungen dazu finden.

Vor allem ist aber der wirtschaftliche und ethische Wert des Hauseigentums für die Arbeiterfamilie selbst gar nicht hoch genug einzuschätzen.

Es vereint alle Glieder in gemeinsamem Interesse und Streben, hält die Familie länger und fester zusammen. Aber er erweitert und steigert vor allem auch die Lebensfreude und gesellschaftliche Beweglichkeit der Familie. Das eigene Haus — so bescheiden es auch sei — wird doch in viel höherem Maße ein Heim als irgend welche vier Wände einer Mietswohnung. Schon der ganze Verkehr der Jugend verlangt als Vorbedingung doch schließlich Familienwohnungen, die einen gewissen Grad von Heimcharakter tragen — und den haben die amerikanischen Arbeiterwohnungen entschieden in höherem Grade als die bei uns in Deutschland. Das amerikanische Familienleben ist in diesen Kreisen ganz unvergleichlich lebendiger und froher als man es in deutschen Arbeiterwohnungen findet — und mit der höheren Lebensfreude geht begreiflich genug manch andere gute Eigenschaft des amerikanischen Arbeiters Hand in Hand, ihn so vorteilhaft von seinem deutschen Bruder unterscheidend. So ist das Familienheim das Geheimnis des weltbekannten Optimismus des amerikanischen Volkes. —

Prüfen wir nun einmal die deutschen Verhältnisse auf die Möglichkeiten hin, die sie dem Arbeiter in der besprochenen Hinsicht bieten.

Wir stoßen da nicht sowohl auf Mängel, als vielmehr auf mancherlei Zuviel des Guten. Deutsche Städteverwaltung und moderner deutscher Städtebau sind weltweit anerkannt. Aber mit einem Blick übersieht man, um wieviel größer die Schwierigkeit des Grundstückerwerbs und Hausbaus mit bescheidenen Mitteln damit geworden sind. Gesetz und Ordnung wird zur Plage. Fluchtliniengesetz, Rayonbeschränkung, Verpflichtung zum Straßenbau, Kanalisations-, Wasser- und Gasanschluß im Voraus machen das Unternehmen von vornherein sehr viel kostspieliger — abgesehen von all den Formalitätenschesereien, denen nur ein Bewanderter gewachsen

ist. Dazu geht die Tendenz dahin, die Sache noch immer schwieriger zu gestalten, seitdem die Stadtverwaltung die Städteerweiterung nach auf lange hinaus festgelegten Plänen kontrolliert.

Gewiß, die Absicht ist, den Städtebau zur Höhe modernster Ansprüche bezüglich Verkehr, Gesundheit, Schönheit usw. zu erheben. Die Argumente sind offenbar ihrer Natur nach rein objektiv und allgemein Menschen beglückend — nur ist es fraglich, ob jenes Ideal, das wohl im Wirklichkeitsbereich der besser situierten Stände liegt, nicht von dem Stand der arbeitenden Unbemittelten zurzeit ein wenig zuviel reinen Idealismus verlangt. Wo es sich für den Bemittelten um die Schaffung modernster Wohnstätten handelt, handelt es sich für den Unbemittelten zuerst, und fast ausschließlich darum eine eigene Wohnstätte überhaupt zu erringen. Moderner Städtebau kann für ihn nur in zweiter Linie in Betracht kommen und ganz und gar nicht, wenn er durch ihn praktisch der Möglichkeit des Erwerbs eines eigenen Grundeigentums beraubt wird.

Zu den Mehrkosten, die die Anforderungen des modernen Städtebaus in Deutschland verursachen, kommen lokale Beschränkungen, wie Terraineinschränkungen durch Festungswälle oder andere militärische Reservationen, und vor allem der Mangel an dem Ausbau vorauseilenden oder doch entgegenkommenden Verkehrerweiterungen, der Boden- und Baupreise auf eine Höhe treibt, an die die Mittel des kleinen Mannes nicht entfernt hinanreichen.

Es ist selbstverständlich, daß von den letzteren Faktoren die Weite der Ansiedlungszone — auch schon ohne Lizenzverweigerung der Stadt — proportional abhängig ist. Daraus aber, daß dies ansiedlungsfähige Terrain stark beschränkt ist, folgt außer dem hohen Preisniveau noch, daß es leicht vom vermögenden bürgerlichen Kapital kontrolliert werden kann.

Als Gesamtresultat dieser Verhältnisse ergiebt sich damit, daß der bauende Kapitalist bei den hohen Unternehmungskosten selbstverständlich nur im Bau von Herrschaftshäusern, Villenvorortbau — oder im Bau von mehrstöckigen Mietskasernen mit möglichst vielen Einzelwohnungen interessiert sein kann. Praktisch ist damit also das Arbeiter-Ein- oder Zwei-Familienhaus als Objekt eines selbständigen Erwerbs durch den Arbeiter ausgeschlossen. Der Städtebau liegt damit in der Kontrolle des bürgerlichen Kapitals, und dieses zwingt also naturgemäß die Unbemittelten in seine Mietskasernen.

Offenbar kommen die an sich rein objektiven Forderungen des modernen Städtebaus entschieden einseitig den bemittelten Klassen

zugute. Wie diesem ungerechten Ausfall wohlgemeinter Bestrebungen abzuhelfen wäre, ist schwer zu sagen; amerikanische Verhältnisse sind kaum übertragbar, ihre Mängel nach anderer Seite hin schrecken entschieden davon ab.

Immerhin dürfte vielleicht manches davon im rechten Sinne verwandt befruchtend wirken.

Die freien Ansiedlungsverhältnisse der amerikanischen Städte haben hier und dort zeitweise bedenkliche Grundeigentumspekulationen gezeitigt, allzu ängstlich darf man aber schließlich in dieser Hinsicht auch nicht für das spekulierende Kapital dabei sein. Einmal wirken bei gehöriger Kontrolle der unternehmenden Verkehrsgesellschaften diese entschieden immer wieder ausgleichend durch Erschließung neuen Terrains, so den Bodenpreis im Ansiedlungsterrain auf einer mäßigen Höhe haltend, andrerseits beschränkt eine zu weitgehende Sicherung des Kapitals die Möglichkeiten des kleinen Mannes. Vor allem aber ist eine zu weit vorausſorgende Stadtbauverwaltung geradezu ein Knebel für die freie Selbstansiedlung der wenig Bemittelten.

Es dürfte klar sein, daß hier der Punkt bezeichnet ist, in dem sich die Interessen von Bürgertum und arbeitenden Klassen in gewissem Sinne entgegenstehen und hier der Punkt ist, in dem der soziale Ausgleich anzugreifen hat; aber dieses ist auch gerade der Punkt, an dem der geräuschvolle Strom der modernen deutschen Sozialbestrebungen vorbeistürmt — das Warum ist menschlich begreiflich. Nicht nur hört für die Bourgeoisie hier der Liberalismus auf, sondern auch der Sozialdemokratie kann es um dies Problem, bei näherem Zusehen, nicht ehrlich zu tun sein.

Hier liegt vielmehr der Kernpunkt einer reinen Arbeiter- oder besser Volkspolitik vor, deren sich weder die Sozialdemokratie noch die Bourgeoisie rühmen können, ihr sogar offen feindlich entgegenstehen. Denn in der Tat, jene Unmöglichkeit der Selbstansiedlung des Arbeiters hat geradezu zerstörende Wirkung auf den Bestand der Familie im arbeitenden Volke.

Der Arbeiter wird freizügiger und unstäter, der Zusammenhang innerhalb der Familie lockert sich, das Heim verliert an Anziehungskraft, die Mädchen suchen unbekümmert, ja gerne, fremden Dienst — und die Folgen? — Man hat meines Erachtens die Tragik dieser Zustände noch viel zu wenig gewürdigt. Durch die Verdingung in ein höheres soziales Milieu hinaufgehoben, entfremdet sich die Tochter oder Schwester schnell der Familie — schon einfach

durch eine Entfremdung der Lebensweise und des Lebensgeschmackes. Es soll nicht zu viel sozialistische Rührung aus diesem Thema gepreßt werden, aber immerhin läßt sich absehen, wie das Zusammenarbeiten der Familie in Wegfall kommt, wie im besonderen die Eltern der Unterstützung der Kinder vielfach verlustig gehen werden, wie ferner gerade durch das Mittelglied der Dienstboten, durch Verheiratung derselben — namentlich wieder mit vom Lande durch den Militärdienst in die Stadt gezogenen Leuten — ein neuer Mittelstand geschaffen wird, der für die Selbstansiedlung schon durch seine voraufgegangene Lebensumgewöhnung entfremdet worden ist — ein Stand, der mit der Kenntnis gepflegterer Lebensweise nur kärgliche Einnahmen verbindet und damit von vornherein für ein Leben voll Unzufriedenheit über Unerfüllbarkeiten voraus bestimmt ist.

Aus demselben Grunde der unmöglich gewordenen Rückkehr zur Familie und Entfremdung von der natürlichen wirtschaftlichen Basis, wird der innere Grund dafür zu finden sein, daß sich die Prostitution so stark aus dem Dienstbotenstand rekrutiert. Jedenfalls ist nicht zu verkennen, daß unsere heutigen wirtschaftlichen Zustände die Solidität der deutschen Arbeiterfamilie stark gefährden.

Bezüglich der amerikanischen Zustände haben wir noch auf eine berichtigende Einschränkung der geschilderten Tendenzen zurückzukommen. Es ist schon angedeutet worden, daß die Arbeiter-Hauseigentümertendenz in den Riesenstädten namentlich allerdings auf gewisse entgegengerichtete Strömungen stößt. Und zwar ist es der Geist der Arbeiterunionen, der, wenn auch nicht programmatisch, so doch seinem Wesen nach diesem Prozeß entgegenarbeitet. Natürlich zeigt sich das gerade in den Großstädten, weil jener dort zur rigorosesten Machtentfaltung gelangt.

Einmal ist dem Arbeiteruniongeist der heimbesitzende Arbeiter zu zahm. Er hat zuviel Seßhaftigkeit, ist ihm zu interessiert seine besondere Arbeitsstelle zu behalten, ist nicht aggressiv genug. An den Organisierten tritt doch immer die Möglichkeit heran in Streikzeiten oder infolge von Streiks für kürzere Zeit oder sogar dauernd den bisherigen Arbeitsort verlassen zu müssen.

Diese Andeutungen werden erkennen lassen, wie der Arbeiter-Unionismus den Industriearbeiter — auch unbeabsichtigt — zum modernen heimatlosen Industrienomaden umzuwandeln geeignet ist. — Es ist jedoch nicht gesagt, ob in Amerika diese Entwicklung der Union nicht doch noch in andere Bahnen einlenkt.

In Deutschland dagegen liegt die Sache anders, hier wird jene

amerikanische Begleiterscheinung zum politischen Programmpunkt. Die Ansiedlung der Arbeiter kann nicht im Interesse der Sozialdemokratie liegen, und sie ist in der Tat auf den „heimatlosen Gesellen“ — den kosmopolitischen Kommunisten — als Feind des Kapitalismus, selbst in seiner bescheidensten Form, dem „Arbeiterheim“, zugeschnitten. Nirgends klarer als in diesem Punkt zeigt sich die Sozialdemokratie so fremd der natürlichen Wohlfahrt des Arbeiters mit ihren Versprechungen auf ein anderes Reich, das nicht von dieser Welt.

Mitbeteiligung an der Verwaltung von Staat und Stadt, an Ausschüssen und Vertretungen aller Art — kurz politischer Machtanteil — worauf das praktische Streben der Sozialdemokratie geht — sind gewiß alle recht wünschenswert — sofern sie wirklich gewünscht werden, — im Grunde sind es aber doch alles Dinge, die dem Arbeiter, dem Unbemittelten, dem Mann der täglichen Sorgen, lange nicht nahe genug liegen — die schließlich doch nur für ihn exaltierte Interessen sind. Erst Betätigung in der Richtung direkter materieller Eigentumsinteressen kann den Arbeiter zum Bürger machen. Bis dahin bleibt er doch nur der Schlafsteller der Bourgeoisie.

Die Gewinnung des Arbeiters für das Bürgertum ist ja heute die Losung für alle Parteien rechts von der Sozialdemokratie — im besonderen des sogenannten Liberalismus; aber will man ihnen nicht eine grobe Verkennung des eigentlichen vorliegenden Problems für sie zugute halten, so müßte einem dies bürgerliche Liebeswerben — dieses Geschrei nach Aufklärung des Arbeiters — als eine recht frivole Niederträchtigkeit erscheinen. So billig ist der Arbeiter denn doch nicht zu haben. Es handelt sich, wie wir gesehen haben, vielmehr um ein Arrangement der materiellen Interessen von Bourgeoisie und Unbemittelten, um mehr Freiheit für Grundeigentumerwerb und Selbstansiedlung, selbst auf Kosten einiger nicht zu bestreitender Nachteile für das Gesamtbild der Städte.

Für einen Bürger zweiter Klasse, den man über die Hintertreppe und ins Hinterhaus schickt, dürfte der Arbeiter nicht zu haben sein. Entweder er wird Bürger erster Klasse — oder er bleibt der Klassenkämpfer, den kein Wust wetteifernder Sozialgesetzgebereien versöhnen wird.

Daß derartige Forderungen von keiner Partei bisher erhoben wurden, tut nichts zur Sache — desto besser sogar. Stille Einsicht und ungezwungener Wandel würden glücklichere Wege zu einer

friedlichen sozialen Ausgleichung der städtischen Bevölkerungsstände sein, und es gilt nur das gegenseitige Interesse daran deutlicher zu erkennen.

Die Frage in welcher Richtung Reformen anzustreben sind, läßt sich nicht ohne genaueste Kenntnis der gegenwärtigen Sachlage in Deutschland, die mir abgeht, behandeln. Nur einige Bemerkungen zu den hervortretenden Tendenzen seien gestattet. —

Da sind es große Arbeitgeber — industrielle Werke — die in anerkennenswerter Weise ihren Angestellten durch den Bau von Arbeiterhäusern Wohnungen zu mäßigen Mietspreisen verschaffen. Aber solche Wohltätigkeitsbestrebungen haben oder sollten nichts mit dem eigentlichen Problem zu tun haben. Es wird aus dem früheren hervorgegangen sein, daß damit nicht das gegeben wird, was auf den Arbeiterstand staatsbürgerlich erzieherisch und wirtschaftlich stärkend wirkt — ja dergleichen mag sogar den Sinn für selbständiges Wirtschaftsstreben des Arbeiters noch weiterhin unterdrücken.

Ganz neuerdings scheint die Wohnungs- und Ansiedlungsfrage in lebhaften Fluß geraten zu sein. Dabei sieht es aus, als ob die Haltung der Sozialdemokratie mit ihrer Forderung der Ueberweisung von fiskalischem Grund und Boden zum Zweck von Wohnungsbauten, das oben über sie gesagte widerlege.

Die Forderung aber bedarf einer recht sorgfältigen Prüfung. Leider erweist sie sich dabei nicht nur als konsequent sozialdemokratisch, sondern auch als eine solche wie sie ganz in den Rahmen der gegenwärtigen Sozialgesetzgeberei hineinpaßt.

Als solche kennzeichnet sie so kraß wie nur irgend etwas den fundamentalen Gegensatz zwischen deutschen und amerikanischen Anschauungen — sie bezeichnet recht deutlich das, was der Amerikaner als deutschen Paternalismus weit von sich weist. Ja, man hat diesen Paternalismus einen Radikalismus genannt, so radikal wie ihn Amerika nicht kenne und ich dächte, nicht mit Unrecht.

Staatspaternalismus ist in einem hochentwickelten Beamtenstaat unerläßlich, die Gefahr liegt aber darin, daß die ganze Volkspolitik danach zugeschnitten wird, daß das ganze Volk als Beamtenvolk behandelt wird.

Und dann wird man eines Tages entdecken, daß sich wieder einmal die Extreme berühren und daß bei Lichte besehen, der perfekte Staatspaternalismus eigentlich schon der Kommunismus ist, den jene wollten.

Die sozialdemokratischen Interessen liegen in diesem Sinne durchaus in der Richtung aller staatspaternalistischen Maßnahmen – naturgemäß also auch in der Verstaatlichung von Arbeiterwohnungen. Die Wünsche der Sozialdemokratie verkleiden sich mit großer Geschicklichkeit in die Tendenzen eines bureaukratischen Staates, denn bei ihr ist es ja Programmpunkt, jedermann zum Staatsfunktionär zu machen. So ist es verständlich, daß die Sozialdemokratie in Deutschland immer noch Erfolge hat, und sie hat Recht, wenn sie behauptet, daß die Bureaukratie und der Konservativismus ihre Geschäfte besorgen. Daraus geht aber auch hervor, daß die andern Parteien ihr immer noch nicht gewachsen sind, nicht imstande sind, den Zug der modernen Sozialgesetzgebung auf ein anderes Geleise als das des Staatspaternalismus hinüberzudrängen. Diese Schwäche rührt hauptsächlich aus dem blinden Wetteifer der Parteien sich Extra-Verdienste um die soziale Gesetzgebung zu erwerben, sich in die Gunst möglichst vieler immer neu entdeckter Bevölkerungsklassen zu bringen. Eine Flut von Initiativanträgen macht das Reichstagsprotokoll zum Volksbeschwerdebuch. Die „Forderung des Tages" glaubt man in dem Geschrei des Tages erblicken zu müssen. Und in dem Wunsche sich produktiv zu erweisen, treibt man politische Chirurgie, die direkt auf das Symptom kuriert, die den jammernden Volkskörper bald hier bald da auszuflicken sich bemüht. Dabei gedeihen die weiten Pläne der Sozialdemokratie trotz mangelndem äußeren Ansehen unvermerkt vorzüglich. Immer noch ist es die Sozialdemokratie die drängt, und es ist ihr Weg, auf dem man geht.

Die deutsche Staatsregierung mit ihren unmittelbaren Anhängern, wie die Sozialdemokratie, sind beides zentralisierende Faktoren. In einem lebendigen Mikrokosmus müssen solchen aber dezentralisierende Kräfte die Wage halten, soll ein gedeihliches Leben erhalten bleiben. Da sollte es denn eine Aufgabe der bürgerlichen Parteien sein, in gewissem Sinne dezentralisierende Kräfte auszulösen.

Das ist, was Amerika wieder im Uebermaß tut — oder besser wovon es ausgegangen ist.

Man sollte meinen, daß ein großer Teil der sozialen Aufgaben, die dem Reichstag gestellt werden — zurückzuverweisen wären an die bürgerliche Gesellschaft. Ist das Volk reif für solche soziale Reformen, so sollte sich mancherlei, — was von der Reichsregierung verlangt wird, in den kommunalen Selbstverwaltungen und aus eigenen Kräften privater Verbände erreichen lassen — sofern diesen nur ein entsprechender Spielraum gegeben wird.

So dünkt es uns, als ob die Wohnungsreform durchaus nicht vor das Forum des Reichstags gehört, wenigstens nicht in solcher Direktheit, sondern daß hier die kommunalen Organe benutzt werden sollten, um Wandel zu schaffen. In solcher Weise ließen sich gewiß mancherlei andere Volksprobleme auf eine breitere Basis stellen den Reichstag entlastend und uns vor einer stärkeren Belastung mit Staatspaternalismus bewahrend. Was dazu gesetzgeberisch nötig sein mag, dürfte eher ein Ausbau des Selbstverwaltungswesens sein.

II.

Wenden wir uns im Verfolg unseres ursprünglichen Themas nun der Betrachtung der bemittelteren und arbeitgebenden Klassen inbezug auf ihre hauswirtschaftliche Selbständigkeit zu, so findet sich bei ihnen in Amerika sofort eine dem Unabhängigkeitsstreben der arbeitenden Unbemittelten völlig entsprechende höhere wirtschaftliche Bedürfnislosigkeit persönlicher Diensthilfe, als wir sie in Europa kennen.

Die Nachfrage nach Dienstboten ist geringer. — Der Unwilligkeit andern zu dienen entspricht gewissermaßen eine Unwilligkeit sich bedienen zu lassen. Das ist natürlich nicht so aufzufassen, als ob man aus lauter Prinzipien und Gefühlsdrang in Betätigung einer findigen Robinson-Crusoe-Natur ein Vergnügen darin findet, möglichst alles selbst zu tun. Selbstverständlich ist es überwiegend eine simple Oekonomiefrage, die aber eben infolge dieses hohen persönlichen Unabhängigkeitswillens allererst diskutabel ist.

Was sind denn bei uns zum guten Teil die letzten Gründe, daß wir glauben, nicht ohne Dienstboten leben zu können? — Man kann doch dies nicht tun — kann jenes nicht tun, dies paßt sich nicht, jenes schickt sich nicht, damit macht man sich lächerlich und jenes wieder ist unter eines Würde. Kurz wir diskriminieren stark zwischen schicklicher — oder standesgemäßer — Arbeit und niederer Arbeit. In dieser Hinsicht steht Amerika uns am krassesten als neue Welt — als junge Nation gegenüber. Man hört und liest ja wohl hier und da, namentlich in Biographien großer self-made-Männer, wie diese durch rauhe derbe Arbeit sich ihren Weg gebahnt, wie im Notfall auch der zum Millionär gewordene nicht einen Augenblick zögert, mit dem Arbeiter Schulter an Schulter anzugreifen — aber man sieht darin doch nur individuell Originelles — wie man es ja in diesem Sinne überall in der Welt findet. Man begreift aber doch nicht recht, welch eine allgemeine Wahrheit in solchen Zügen für

merika steckt, daß es sich nicht um Charakteristika einiger Originale - sondern um eine volkstümliche Anschauung handelt. —

Der Amerikaner hat eigentlich für alle seine Tätigkeit nur einen Generalbegriff — work! Der Präsident, der manager, der Beamte, der kleine clerk — sie alle „work“. Es macht keinen Unterschied, ob es „hand-“ oder „brainwork“ ist; so lange es honest und useful work ist, macht es den Menschen schlechtweg zum Achtung gebietenden Glied der menschlichen Gesellschaft.

Im Deutschen ist der Begriff Arbeit durchaus nicht allgemein gültig umfassend für alle Art von Berufsarbeiten. „Auf Arbeit“ geht man nur hinauf bis zum lohnarbeitenden Handwerker, in Amerika geht jedermann to work. Hier vergißt man selten eine diskriminierende Bezeichnung des Charakters der betreffenden Berufsarbeit; man verfehlt gewissermaßen nie zu verstehen zu geben, daß die eigene Arbeit etwas ganz besonderes, etwas ist, was nicht irgend einer tun könnte.

Im Gegensatz dazu findet man in Amerika ein gut Teil von jener Goetheschen Auffassung der Tätigkeit verwirklicht: — es ist ganz gleich, was ich treibe — ob ich Verse mache oder Töpfe drehe. —

Aber man soll nicht meinen, daß man es hier nur mit einer Eigentümlichkeit einer jungen, aufstrebenden, vorzugsweise auf das Praktische gerichteten Nation zu tun habe, die gewissermaßen nur einen noch nicht vollzogenen höheren Grad von Arbeitsteilung als Gewohnheit errungen hat. Etwas dürfte allerdings daran Wahres sein, dennoch wird man dem eigentlichen Geist, der dahinter steckt, bei weitem nicht gerecht und verkennt seine hohe kulturelle Bedeutung.

Bei genauem Zusehen erblickt man in dieser Hochschätzung von jedermanns Arbeit ein hohes sozialethisches Prinzip. Man wird darin ein kräftiges Präventiv gegen Berufs- und Gesellschaftsdünkel erkennen. Für unsern Gegenstand interessanter aber ist, wie sich in solchem Geiste das Familien- und Hausleben darstellt. —

Das Charakteristische liegt in der oft recht weitgehenden Beteiligung aller Familienmitglieder an den Arbeiten des Hauses, von denen der Hausherr durchaus nicht ausgeschlossen ist. Aber es ist eigentlich schon eine Entstellung, über diese Zustände mit der Betonung zu sprechen, die unsere europäische Verwunderung darüber mit sich bringt. Das Wesentliche ist nämlich, daß niemand hier sich dessen gewahr wird, daß er etwas besonderes damit tut. Es

ist so selbstverständlich, daß, wo nicht andere Helfer sind, der Hausherr beim Aufwaschen der Teller hilft, daß er, wo nur angängig, Einkäufe besorgt, daß er Holz und Kohlen zuträgt, und überhaupt alle solche schwierigen Arbeiten zu tun hat — selbst das baby auf die Straße zu bringen, erscheint ihm keine „Zumutung". Es ist nicht nötig, sich in Schilderungen trivialer Einzelheiten zu ergehen, man stelle sich nur vor, daß für den Amerikaner jene Idee nicht existiert, daß es im Hause Arbeiten gibt, die seiner nicht würdig sind — die Weiberarbeit sind — und es ergiebt sich alles das von selbst, was der Amerikaner bereit ist, seiner Lebenskameradin abzunehmen. Daß selbstverständlich der Löwenanteil der Hausarbeit doch der Frau zufällt, ist klar, ebenso, daß es auch hier genug Drückebergerei seitens der Männer und Verwöhnung seitens der Frau gibt. Immerhin entspricht es durchaus dem amerikanischen Volksleben, daß der Mann mithilft. —

Und das Resultat davon? —

Der Mann kennt die Arbeit seiner Frau — und hat Respekt vor ihr —, sogar oft genug allen Respekt; und andrerseits ist das Zusammenleben in den kleinen Alltäglichkeiten des Lebens ein engeres, natürlicheres, auf der einen Seite verhindernd, daß der Mann sich in eine besondere — höhere — Atmosphäre hineinzaubert, auf der andern der Hausarbeit, als einer der Frau zugemessenen Aufgabe und Pflicht, eben diese pflichtgemäße Gewichtigkeit benehmend. Die unbefangene Selbstverständlichkeit dieser Art, zusammen zu arbeiten, wird einem bildlich anschaulicher, wenn man sich erinnert, daß die nicht so alten Vorfahren dieser Leute ein rauhes Campleben führten. Und die Kameradschaftlichkeit des Campfeuers ist auch dem späteren Herdfeuer ein wenig treu geblieben.

In deutschen Anschauungen befangen muß es natürlich als eine zu freigebig ausgesponnene Gedankenreihe erscheinen, wollte man sagen, daß diese verschiedene Stellung des Mannes zur Hausarbeit von direktem Einfluß ist auch auf das politische Leben der Nation, wollte man behaupten, daß das übermäßig Doktrinäre und Prinzipielle in der deutschen Politik, proportional der Entfernung des Mannes vom Kochtopf, übertrieben ausgebildet ist. Aber denkt man darüber etwas länger nach, so wird man sich vielleicht doch sagen, daß ein Mann, der dann und wann im Ernst vor dem Waschzuber und dem Kochherd gestanden hat, ein politisches oder wirtschaftliches Volksproblem anders ansehen und anfassen wird, als einer, der nicht gewöhnt ist daran zu denken, daß die unbequemen Richtigkeiten des

menschlichen Lebens nicht weniger solide Weltfaktoren sind, wie politische, ethische und andere geisteskulturelle Generalideen. Es ist die Schule dieses Familienmikrokosmus, die den Amerikaner dazu erzieht, auch die große Welt mit so viel Selbständigkeit, Unbefangenheit und richtigem Blick anzufassen, wie er es tut. —

Ein paar Worte aus einem Brief Roosevelts über eine Frauenanfrage mögen hier eine Stelle finden:

— After all, the prime duties are elemental, and no amount of cultivation, no amount of business force or sagacity will make the average man a good citizen unless that average man is a good husband and father, and unless he is a successful bread-winner, is tender and considerate with his wife —

Es ist nicht nur typisch für Roosevelt, sondern in weitem Maße für alle im öffentlichen Leben stehenden bedeutenden Amerikaner, daß sie in ihren Kundgebungen einen so breiten Raum geben dem Hinweis auf die elementaren Pflichten der menschlichen Gesellschaft.

Für uns Deutsche ist es ebenso bezeichnend, daß uns diese Lektionen über solche simplen Alltagsweisheiten ein wenig befremden, denn bei uns findet man dergleichen eigentlich herzlich banal. — Ist es wohl auch zum großen Teil. — Trotzdem bezeugt dieser fortgesetzte Appell an die Erfüllung, in erster Linie der elementarsten Menschenpflichten, einen nüchternen gesunden Blick, denn in der Tat, hier liegt die lebendige Angriffsfläche für die tiefgreifendste und weittragendste Volksveredelung.

Wir Deutsche glauben die Lösung gestellter Aufgaben immer im Höchsten und Tiefsten, im Schwersten und Verwickeltsten suchen zu müssen — dafür sind wir einmal ein Scholastenvolk. Wo die Amerikaner in Einzelfällen denken, streben wir Systemen zu. Das zugrunde liegende Ideal der Amerikaner ist, die einzelnen zu vollkommneren Bürgern auszubilden, — das der Deutschen, ein immer vollkommneres Staatssystem zu vollenden. Darum wird in Amerika von Fall zu Fall aller individueller Uebergriff bekämpft und das Volkssentiment ständig für dieses Prinzip geschärft, und in Deutschland werden Petitionen an den Reichstag verfaßt, immer detailliertere Gebiete des Volkslebens der gesetzlichen Regelung unterworfen.

Ein Naumann spricht im deutschen Reichstag von Industrieparlamentarismus — höchste Worte, neue Bilder! In Amerika findet man die einschlägige weit dürftigere Gesetzgebung ausreichend, um mit ihr den „square deal“ zwischen Kapital und Arbeit immer mehr zu verwirklichen.

Der Amerikaner nimmt eine mehr praktische, natürliche Stellung zu den Zeitproblemen — der Deutsche eine mehr prinzipielle, systematische —, die ohne weiteres zu einer gewissen Ueberhebung und Unterschätzung der eigentlichen Materie führt.

Der allgemeinste Ausdruck solcher männlichen Ueberhebung über das nüchterne Detail der Wirklichkeit sind die zahllosen deutschen Vereins- und Gesellschaftsbestrebungen für so ziemlich alles unter dem deutschen Geistes- und Wirtschaftshimmel — diese Bestrebungen, die in der großen Mehrzahl in nichts und wieder nichts als feierlichen Resolutionen, Petitionen und anderen Kundgebungen auslaufen. Deutschland steckt geradezu in einer Sintflut von Resolutionen!

Was aber bedeuten sie im Grunde? — Sie ähneln verzweifelt jenem alten weltbekannten Bierbanktratsch — nur in etwas modernisierter Form — etwas offizieller — etwas anspruchsvoller — etwas korporierter — wie es sich für ein soziales Jahrhundert gehört. Wie früher aber bleibt es bei der theoretischen Erörterung — den schweren Argumenten — einer außer aller Proportion stehenden Dringlichkeit — und einem Auftrag an die vorgesetzte Behörde — an Reichstag oder Regierung — oder an den lieben Gott für baldige Abstellung der unerhörten Mißstände zu sorgen und den berechtigten Wünschen eines großen Teils der Bevölkerung möglichst bald nachzukommen. Das wirkliche Detail — die Arbeit — das schiebt man jenen andern zu.

Kein Wunder, daß die Selbsthilfe erschlafft — man verpufft seine Energie in Petitionen und wartet; kein Wunder, daß man mit der Sorglosigkeit um das Wie und Was oft genug Unverständiges — Unmögliches, verlangt. Und dennoch fühlt sich der Deutsche in dieser Art von Betätigung für allgemeine Interessen groß und würdig.

Kein Wunder denn auch, daß er zur eigenen Hauswirtschaft ähnlich steht — aber vielleicht auch umgekehrt.

Damit ist aber auch gleich die Stellung der Frau zur Hauswirtschaft gegeben; denn was anders kann das Maß für die Würde der Frauenarbeit geben, als die Achtung, die ihr der Mann zollt. — Und die Hausarbeit gilt drüben heute für inferior. —

Es ist ja natürlich, daß diejenige Beschäftigung, die direkt die Barmittel für den Unterhalt einbringt, ein bevorzugtes Ansehen genießt; viel weiter dürfte man aber kaum gehen dürfen. Denn was ist die Berufstätigkeit letzten Grundes denn auch anders — als ge-

schäftig — tätig sein? Tätigkeit — simple, müde machende Tätigkeit, denn alle Voraussetzungen dazu stecken oder sollten einem doch in Fleisch und Blut stecken, wie der Hausfrau die Kochrezepte. — Daß es einmal schwieriger war als Hausarbeit erlernen, jene berufliche Vorbildung sich anzueignen, ist weniger als Verdienst als als Bevorzugung anzusehen.

In wieviel Fällen hat denn eigentlich der deutsche Mann eine Ahnung was die Arbeit seiner Frau ist — was sie ist im Vergleich zu der seinigen? —

Wenn er sich naiv unschuldig im Wohlgefühl getaner Pflicht einen Feierabend macht, weiß er gar nicht, daß die Arbeit seiner Frau fortgeht — rastlos — endlos? Kennt er den Charakter dieser Arbeit — diese unaufhörliche — nie abreißende — man möchte sagen so aussichtslose Arbeit — ohne definitive Resultate? Ahnt er wieviel Ausdauer, wieviel Unverdrossenheit und Hingebung dazu gehört, tagein tagaus all die tausend kleinen Dinge zu tun, die im nächsten Augenblick schon wieder über und über getan werden müssen — die er alle fast unbemerkt entgegennimmt, die so gar nicht nach Arbeit aussehen? — Ganz abgesehen von dem Maß von Umsicht und Bedacht, das damit verbunden ist. In der Tat, sieht man genauer zu, wieviel männliche Berufsarbeit kann sich denn mit solcher Hausarbeit vergleichen? — Ehrlich!

Arbeit ist Fleiß, hier wie dort, das ist alles.

Der Amerikaner ist, wie gesagt, darin bescheidener, er hat einen ungetrübteren Blick für Wert und Würde der Arbeit; er empfindet, daß er keinen zu weitgehenden Gebrauch machen darf von den Bequemlichkeiten, die eine Frau naturgemäß ihm zu bereiten geneigt sein wird. Wie er die Berufsarbeit nicht so streng wie wir als Pflichterfüllung auffaßt, so beschränkt sich sein Arbeitspflichtbewußtsein auch nicht nur auf seinen Beruf — in Amerika besteht keine so ausgesprochene Trennung der Sphären — des Berufs- und Privatlebens wie in Deutschland. — Aus diesem Gesichtspunkt wird auch die Frauenbewegung in beiden Ländern in ihrer Verschiedenheit begreiflich, denn sie ist ja unmittelbar von der Stellung des Mannes abhängig.

Auf dem letzten Kongreß des größten amerikanischen Frauenverbandes führte die Vorsitzende Dr. Shaw, Klage darüber, daß die Bewegung in den Vereinigten Staaten an Erfolgen weit zurückbleibe hinter anderen Nationen, ja, daß sie zurückbleibe hinter Ländern wie die Türkei, Armenien und Persien. Nichts ist beredter

als diese Klage. — Amerika hat eben außer ihrem politischen Kern überhaupt keine eigentliche Frauenfrage — denn deren Zuspitzung wird in einem natürlicheren Verhältnis von Mann zu Frau in der Familie vermieden, wie es die größere Kameradschaftlichkeit in der Alltäglichkeit mit sich bringt. — Die zahlreichen Frauenklubs Amerikas sind ganz anderen Zielen und Zwecken gewidmet als unsere deutschen Frauenvereine; sofern sie nicht nur gesellschaftlich sind, beschäftigen sie sich mit positiven Wohlfahrtsarbeiten.

In Deutschland trägt die Frauenbewegung zweifellos einen etwas unangenehmen Charakter. Die forcierte Forderung, daß man die Frau höheren geistigen Interessen zuführen müsse, stempelt naturgemäß die Hausarbeit zu einer inferioren Beschäftigung, und ist geeignet, Unzufriedenheit in die Gemüter der Frauen auszustreuen, woran es denn auch offenbar in Deutschland nicht fehlt! Das heißt denn doch einen ersten Schaden durch einen zweiten Fehler ausgleichen wollen. Die männliche Ueberhebung soll nun durch eine ähnliche Entfremdung der Frau von der natürlichen Lebensbasis wett gemacht werden. — Zu welch einer Verwirrung der Begriffe bringen es diese Frauenbewegler denn auch mitunter.

Es trifft sich, daß mir gerade ein Bericht über einen der letzten Frauenkongresse drüben vorliegt. Da lese ich in einem sonst so wertvollen warmherzigen Vortrag einer rühmlichst bekannten Vorkämpferin der Frauensache — in der Begründung einer Forderung staatlicher Hauspflegerinnen für Arbeiterwöchnerinnen — auch folgende Argumentation:

„Wie oft verlottere auch während der Wöchnerinnenzeit die Hauswirtschaft, und der Mann würde durch die Unsauberkeit und Unbehaglichkeit in seinem Heim ins Wirtshaus geführt, um für immer dem Alkohol zu verfallen.“

Man sollte es nicht für möglich halten, daß eine Frau eine solche männliche Erbärmlichkeit, wie sie in dieser Schilderung gegeben ist, zu irgend einer Motivierung heranziehen kann — ein solches Verhalten des Mannes damit gewissermaßen als begreiflich hinstellend.

Wo Frauen dergleichen auch nur bei andern für möglich halten können, wo ist da der Glaube an die Lebenskameradschaft von Mann und Frau, nach der man ja so sehr schreit? Läßt ein Kamerad den andern um eine Unannehmlichkeit im Stich?

Schuld aber ist an solcher unnatürlichen Auffassung im Grunde doch der Mann, dessen Würde ihn trotz solchen Gründen auf

mmer aller niedrigen Weiberarbeit entrückt. Mit irgend welchen ragen Ideen von altem deutschen Hausherrntum, von sultanischer Behaglichkeit ist allerdings eine wirkliche Kameradschaftlichkeit nicht gut möglich — Lebenskameradschaft ist aber doch die Grundforderung jeden Familienlebens, und nicht ist es wesentlich, daß beide Seiten ein gleiches Quantum Universitätsbildung in Händen haben — damit mögen ihre Seelen immer noch verhungern nach einem Austausch geistig lebendiger Interessen.

Wenn auch der Gebrauch der Ausdrücke Schuld und Unrecht nicht vermieden ist, so kann von ihnen selbstverständlich ja nur im generellen Sinne die Rede sein. Natürlich sind es die Verhältnisse, in denen die Generationen emporwachsen, die dafür allein direkt verantwortlich zu machen wären. Und hier kommen wir wieder an einen Punkt, wo die Dienstbotenfrage einen neuen entscheidenden Ausgangspunkt bietet.

Man beschäftige sich einmal ernsthaft mit der Frage, welchen psychologischen Einfluß die Gegenwart von Dienstboten im Hause auf das Kind haben mag. —

Kann es seiner empfänglichen Seele entgehen, daß da immer jemand im Hause ist, der gewisse Arbeiten — vornehmlich die unangenehmsten — zu tun hat. — Muß es nicht allmählich das unbewußte Gefühl erwerben, daß man gewisse Dinge nicht selbst tut, daß man dazu das Mädchen ruft — selbst wenn man es eben so gut selbst tun könnte? — Man braucht ja nur darauf hinzuweisen und darzutun, welch ein Same hier in das Kinderherz ausgestreut wird — die Kenntnis von würdiger und unwürdiger Beschäftigung, von besseren und geringeren Menschen! Es sind im Kinde nur Geringfügigkeiten, an die sich solche Ideen knüpfen — aber mit dem größerwerdenden Kreis verbinden sie sich auch unmerklich mit allen großen Fragen des Lebens.

Man mag persönliche Dienstboten als Luxus und Komfort ansehen — daß man sich damit aber gleichzeitig eine schwere Gefahr für seine Kinder ins Haus nimmt, ist den wenigsten Eltern wohl klar bewußt. — Der nachteilige Einfluß dieses Elements dürfte an der deutschen Jugend unschwer festzustellen sein, läßt sich aber auch ohne weiteres aus seinen notwendigen psychologischen Wirkungen begreifen.

Es ist klar, daß mit ihm ein gewisser Zwiespalt, eine Quelle inneren Zauderns gegeben ist, die die Gradlinigkeit des handelnden Willens und entscheidenden Urteils durchbricht. Auf der einen Seite

erziehen wir zur Beugung vor Autorität und auf der andern geben wir Gelegenheit zu einer Ueberhebung der eigenen Persönlichkeit.

Damit muß naturgemäß eine gewisse Unsicherheit des persönlichen Verhaltens überhaupt anerzogen werden. Die Bescheidenheit wird in der Schüchternheit das zweifelhafte Gegenbild zu gelegentlich anmaßender Ueberhebung und aggressiver Frechheit, wie sich das so oft in deutschen Jungen verbunden findet. Zu gewohnten Respektspersonen und Bekannten ist man artig genug, gegen Fremde und einfachere Leute rechte Straßenjungenmanieren herauszukehren hindert das aber nicht. Das darüber hinaus bleibende Uebel aber ist eine schiefe ungleiche Auffassung des eigenen Verhältnisses zu Welt und Mitmenschen, je nachdem ein Zuwenig oder Zuviel des persönlichen Selbstbewußtseins, und aus derselben Quelle ein Diskriminieren im Handeln, das nicht nur zur Unlust gewisse Dinge zu tun, sondern zur Trägheit überhaupt führt.

Im letzten Grunde aber ist es immer die schiefe Selbstbewertung, wie sie jenem falschen Maßstabe von besseren und geringeren Menschen entlehnt ist, die in solcher Weise zersetzend wirkt. Zweifellos ist sie auch das Grundübel der gerade für uns Deutsche so merkwürdig schweren Jugendkrisis — sie der Grund für das hohe Maß von Unlust, Ziellosigkeit und übertriebenen Ansprüchen des jungen Deutschen, die es ihm schwerer wie anderen machen, sich in der Welt zurechtzufinden.

Wie anders steht dem der junge Amerikaner gegenüber — nicht als Muster, wohl kaum; aber in der Männlichkeit seines Charakters doch als weit überlegen.

Gewiß, der junge Amerikaner ist ein Prachtexemplar von Unverfrorenheit, Respektlosigkeit und Taktlosigkeit — kurzum — in der Regel ein wenig angenehmer Bursche. Aber der Anschauung amerikanischer Eltern, daß ein Junge ein bißchen „rough“ sein muß muß man in einer Hinsicht recht geben, wenn man nämlich aus diesen struppigen Knubben Männer wachsen sieht, von der Zähigkeit, Energie und Klarheit des Willens, wie er die Amerikaner eben auszeichnet. Ja, diese Eigenschaften sind schon im Kinde merkwürdig deutlich erkennbar. Es verwundert uns, wie amerikanische Kinder sich so gar nicht in ihrem Treiben durch die Gegenwart Erwachsener stören lassen, ja, wie energisch sie gegen alles Eingreifen solcher protestieren. Selbst in dem Auftreten des kleinsten kleinen Mannes ist etwas, das einem zu sagen scheint: „**go on, mind your own business**“. So sind denn auch die Ungezogenheiten amerikanischer

Kinder weniger aggressiv gegen Erwachsene gerichtet als anderswo. Dazu kommt allerdings, daß man überhaupt in der amerikanischen Jugenderziehung anstelle der Autorität möglichst weitgehend die eigene vernünftige Einsicht zu setzen versucht. Die Resultate damit sind ja durchaus keine allseitig befriedigenden, vielmehr entspringen aus dem Zuweitgehen in dieser Richtung gerade die Hauptschwächen des amerikanischen Charakters, dennoch zeitigt es zweifellos einige brillante Vorzüge gegenüber unserer deutschen Erziehung. — Man kann sagen, daß der junge Amerikaner frühreifer ist in seinem Verhältnis zum praktischen Leben.

Dazu wird er ja nun auch von klein auf erzogen. Kaum, daß er imstande ist, kleine Pflichten zu erfüllen, füllt er seinen Platz wie irgend einer aus, zunächst im Haushalt, sei es, daß er das Stiefelputzen, Ausfegen oder Ausgänge zu besorgen hat; das wird seine Arbeit — darin ist er dann auf sich — und die andern auf ihn angewiesen. Das gibt ihm Gewicht und Stellung. Und so gehts weiter, unmerklich — ohne Aufhebens wächst er wie selbstverständlich in die gemeinsame Arbeit und eine höhere Bedeutung hinein. — Ruckweise Ansehnserhöhungen, wie bei uns, erlebt er wohl kaum, er hat auch keine Zeiten der Unverantwortlichkeit — und des Bedientwerdens.

So wächst der Amerikaner in naturgemäßer Weise in ein richtiges Verhältnis zur Welt hinein; seine Person baut sich auf einer einheitlichen Basis auf. Ohne die Anschauung, daß Pflichten Pflichten sind, sondern mit einer Selbstverständlichkeit und Bereitwilligkeit das zu tun, was es zu tun gibt, ausgestattet — erlernt er zwar nicht die Gewissenhaftigkeit der absoluten Pflichterfüllung, erhält sich dafür aber eine große Beweglichkeit und Energie des Handelns, jene Vorurteilslosigkeit der Tätigkeit, wie sie ihn nicht besser für einen Meister der Welt eignen kann.

Beim Besen, mit dem er schon vom Elternhause her bekannt ist, und mit dem Ausfegen von Komtoir und Arbeitsstätte, fängt er dann seine praktische Karriere an, ohne daß ihn das als eine etwas starke Zumutung entrüstete. Ja, es ist durchaus der gewöhnliche Anfang aller Karrieren in Amerika; selbst viele „studierte Herren" müssen erst noch mal durch dieses Fegefeuer des praktischen Berufes hindurch, wenn sie in die Praxis übergehen. Allerdings geht der Amerikaner darin schon zu weit, setzt er doch darin geradezu einen störrischen „tick".

Im Vergleich damit erkennt man, wieviel innere Hemmungen

die deutsche Hauserziehung in dem jungen Deutschen sich bilden läßt — seine Reaktionsfähigkeit in starkem Maße beschränkend. Daß diese deutschen Halbmumien dennoch mit aller ihrer inneren Verknöcherung im einzelnen doch nicht schlechter fahren, verdanken sie nur dem Umstand, daß die ganze Gesellschaft es mehr oder weniger mitmacht. Besonders schonend gehen natürlich die staatlichen Beamtenkarrieren mit ihren glatten ausgeleierten Geleisen mit solchen um. Es ist aber klar, daß dieses Uebel immer da ein ernstes wird, wo ein solcher in ein wirkliches Menschenleben, in ein wirkliches Schicksal hinausgerissen wird — wo es dann, wenn überhaupt, nicht ohne schmerzliche Kniebeugen und peinliches Rückenbücken abgeht. Vor allem aber, über die Wohlfahrt einzelner hinaus, muß eine ganze solche Nation gegenüber einer von amerikanischem Charakter bei einem engeren Wettkampf ganz ungeheuer in Nachteil geraten — und das steht uns noch bevor. —

Welche Bedeutung ein unter den Bedingungen des Dienstbotenwesens stehendes Familienleben im weiteren auch auf das Gesellschafts- und Volksleben innerhalb der Nation haben muß, läßt sich leicht übersehen. Ist der Dienstbote schon das Anschauungsbild und Demonstrationsobjekt des Klassengeistes für das Kind, so hat dieses als solches doch auch starken Einfluß auf das Zusammenleben nächster Bekannter und vor allem Verwandter.

Die Kritik über Nachbars Kochtopf ist ja wohl allen Völkern dieser Erde gemein — ob sie aber sonst solche Schroffheit angenommen hat wie in Deutschland, ist doch fraglich. Nicht, daß es dazu der Dienstboten als Zwischenträger bedürfte — wohl aber sind die Dienstboten insofern wieder Schuld daran, als sich an ihnen die persönliche Herrschsucht — die persönliche Anmaßung, die Unduldsamkeit andern gegenüber groß zieht; die Gewohnheit sich ausbildet, andern seine eigene Lebensanschauung, seine eigenen Begriffe von Gehörigkeit, Recht, Sitte usw. anzumessen, ja aufzuzwingen.

Es ist nicht alles Tugendstrenge, es ist nicht alles Charakter, was sich da in Deutschland zu Gericht setzt über den lieben Mitmenschen. Es ist vielmehr Uebermut und Unwilligkeit andere Gesinnungen und Lebensbedingungen gelten zu lassen. Und zwar ist nicht nur deutsche Klassenfeindseligkeit die alleinige Folgeerscheinung wenn auch die äußerlich prägnanteste — sondern eine weitgehende Unduldsamkeit Aller gegen Alle — die im Grunde nichts als eine Engheit der Lebensauffassung ist. Anstatt zu versuchen, sich in die

Bedingungen seiner Mitmenschen hineinzuversetzen, unterwirft man sie dem eigenen Maßstab unbarmherzig.

Daß Mensch dem Menschen gerecht werde ist ja nicht möglich – da wird ein weites Maß von Duldung eben zur Forderung — und deren praktische Grundlage sind nicht alle möglichen schönen ethischen Ideen — sondern Achtung vor jedermanns persönlicher Selbstbestimmung und Eigenart, Anerkennung fremder Lebenskreise, fremder Milieus, anderer Bedingungen der Handlungsweise — kurzum, mehr guter Wille und weniger selbstgefällige und selbstgerechte Anmaßung gegen andere.

„Wichtiger als irgend sonst etwas ist die weiteste Sympathie des Menschen für Menschen." (Roosevelt.)

Nun wäre es ein fruchtloses Unternehmen, wüßte man nichts als auf einige Unzulänglichkeiten der Lebensanschauung — wie sie uns in diesem Vergleich deutschen und amerikanischen Hauslebens entgegengetreten sind — hinzuweisen. Durch bloße ethische Resolutionen ändern sich keine Lebensgewohnheiten eines Volkes. Das also wäre ein törichtes Ansinnen. Mit der Achtung vor dem organischen Charakter jedes Volkswesens wissen wir aber auch, daß auch dieses mit tausend unscheinbaren Fasern im Mutterboden des alltäglichen Lebens verneſtelt ist; und wissen, daß gerade in dieser Sphäre des Unscheinbarsten die Geheimnisse alles Wachsens und Wandelns in unmerklichen Wechselwirkungen zwischen Erdreich und Peripherie des Organismus vor sich gehen. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn wir auf der Suche nach den handgreiflichen Bedingungen für die Besonderheiten eines bestimmten Volksorganismus auf mancherlei Unscheinbarkeiten, Trivialitäten zurückkommen, die uns aber nicht nur als Erklärung der besonderen Erscheinung, sondern auch als Handhabe für deren Abwandlung gelten dürfen. — Wie schon angedeutet, gibt es zum Verständnis der Möglichkeit eines so selbständigen Hauswesens wie des amerikanischen noch gewisse materielle Bedingungen, außer der so vorurteilslosen Arbeitswilligkeit und Kameradschaftlichkeit der Familienmitglieder.

Halten wir erst einmal eine flüchtige Umschau im amerikanischen Hause um das zunächst Auffällige herauszugreifen.

Dabei liegen die Dinge ein wenig verschieden für die typische Stadtwohnung, die „flat"-Wohnung und für das eigentliche „home", das Familienhaus. Es ist verständlich, daß in der ersteren die Tendenz, ein Kompendium an Komfort und Nützlichkeit zu schaffen weit stärker zur Entfaltung gekommen ist, als bei diesem. Bei jener

sind dann die Räume erheblich kleiner wie bei uns beliebt, oder besser für nötig gehalten.

Im Familienhaus finden wir sowohl eine größere Anzahl wie auch stattlichere Räume.

In beiden Typen von Wohnungen — abgesehen von luxuriösen Häusern — fällt uns die Abwesenheit jener in jedem Sinne gewichtigen und ehrfurchtgebietenden Einrichtungsstücke auf, die so charakteristisch sind für unser deutsches Heim — das massive Büffet, die schweren Sophas und andere Bestandteile, die die sogenannte „kalte Pracht" ausmachen; die soliden, schwer zu rückenden Betten mit ihren voluminösen Federbetten, und die gewaltigen Kleider- und Wäscheschränke.

Was uns als Wesentliches der amerikanischen Einrichtung übrig zu bleiben scheint, sind überall große Teppiche oder andere Fußbodenbeläge, vielleicht eine „couch" mit einem halben Dutzend bunter Kissen, ein leichtes Gläserschränkchen, ein Bücherständer, neben einem massiven Tisch, hier und da ein leichteres Tischchen, vor allem aber Stühle, Stühle — Stühle — jeden Stils und jeder Form — ein paar „sideboards", vielleicht ein Kamin mit Sims und die üblichen Wanddekorationen, das ist alles. Im Schlafzimmer ist der „dresser" — eine Spiegelkommode — diese allerdings meist mit einem ganzen Arsenal von Werkzeugen der Schönheitspflege beladen — ziemlich das einzige Möbel neben den breiten aber leicht gebauten Messing- oder Eisenbettgestellen, die mit ein paar leichten „blankets" und einer gefälligen Decke über der Matratze einen für uns fast schlanken Eindruck machen. — Da bleibt viel freier Raum und freie Luft.

An diesen flüchtigen Ueberblick knüpfen sich nun natürlich einige wichtige Fragen. — Wie steht es mit dem Reinhalten solcher Wohnungen? — Mit den ökonomischen kleinen flat = Räumen ist das ja an und für sich schon geringere Arbeit. Dafür sind die Familienhäuser allerdings wieder wohl geräumiger noch wie unsere deutschen Wohnungen. Viel wichtiger aber ist es doch wohl, daß es hier überall keine schweren Möbel zu rücken gibt — kein Waschtisch im Schlafzimmer — und anderes. — Besen und Aufwischer fahren leichter umher.

Dazu, vor allem, rutscht man nicht stundenlang auf den Knien umher, mit Wischtuch, Bohnerlappen und Staubtuch. Da ist Amerika denn doch zu sehr das Land der „labor and time saving devices". — Teppich- und Fußbodenreinigungsapparate mit bequemer langer

handhabe tun leichtrollend die Arbeit schnell und gut, selbst das deutsche Aufwischtuch hat hier einen langen Besenstiel, und selbst zum Auswinden desselben in den Eimer ist der Amerikaner zu bequem, da hat er sich einen Eimer mit einem Paar Gummiquetschrollen erfunden, durch die man den Aufwischer durchzieht. Sogar das große Reinemachen hat in Amerika keine solchen Schrecken. Da gibt man Teppiche in die Reinigungsanstalt, wenn sich nicht gerade ein wandernder Teppichklopfer einstellt, läßt sich die Fenster eventuell von professionellen Fensterputzern reinigen, und wenn man ein bißchen wohlhabender ist, läßt man sich seine ganze Wohnung nach dem vacuum-cleaning-System in ein paar Stunden aufs denkbar gründlichste auspumpen.

Das tägliche Staubwischen allerdings bleibt immer noch ein Problem der Handarbeit — dem freilich in amerikanischen Häusern gelegentlich auch ein bißchen zu weit aus dem Wege gegangen wird — andererseits gibt es gewiß weniger Staub in amerikanischen Wohnungen, was einerseits mit der simplen Einrichtung zusammenhängt, und andererseits für jene residence-Distrikte gilt, wo die Häuser weitläufiger stehen, meist von Rasen und Bäumen umgeben sind, d. h. in Amerika hat ein weit größerer Teil der Städte Villenvorortcharakter. Daß das Badezimmer zugleich immer Toiletten- und Waschraum ist, bedeutet selbstverständlich auch eine Erleichterung des Reinhaltens der Wohnung.

Ein weiterer kleiner Posten dürfte das Lampenputzen sein. Das ist ja nun in amerikanischen Städten wohl so ziemlich schon ausgestorben. Gas oder Elektrizität sind überall heimisch. Aber auch der „farmer" — der Landbewohner ist fortschrittlich, und gerade in dieser Tatsache, daß aller Fortschritt in Amerika auch weiter durch die Massen dringt, unterscheidet es sich von deutschen Zuständen. Mögen in deutschen Großstädten hier und da die Dinge besser liegen als nach diesen Auslassungen zugegeben, so sind doch deutsche Kleinstädte und gar das flache Land noch weit von solch einer Stufe entfernt. Anders in Amerika. Da sieht man selbst Dörfer ihre elektrische Anlage — wie primitiv auch immer — haben; ja, da hängt sogar über einer elenden Landstraßenpfütze eine richtige Bogenlampe, allerdings von einer recht ländlichen Aufhängevorrichtung. Ferner fällt es einem auf, daß bei den meisten Farmhäusern, kleinen Gehöften usw., fast immer Windmotore mit einem erhöhten Bassin stehen — der Bauer hat eben seine eigene Wasserleitung im Hause! —

Doch kehren wir zur städtischen Wohnung zurück. Eine zweite Frage: wie kommt man denn ohne jene geräumigen Schränke für Kleider, Wäsche und Geschirr aus? — Dafür hat man nun einmal von vornherein eingebaute Gelasse, sogenannte closets, die mit praktischen Aufhängevorrichtungen versehen werden, auch manchmal ähnlich eingebaute Schränke mit Schubfächern — andererseits aber hat man einfach gar nicht soviel Wäsche und Kleider. Das scheint uns zunächst ein wunderlicher Ausweg. Dahinter steckt aber etwas grundlegend Wichtiges — eine bedeutungsvolle Verschiedenheit der Wirtschaftsmethode.

Der uralte Stolz deutscher Hausfrauen sind heute noch die in der Glocke besungenen Schreine gefüllt mit glänzendem Linnen. Noch heute ist der Bürgerstolz, eine komplette Aussteuer zu haben, in der es wenigstens immer gleich nach Dutzenden zählt. — Das fordert Schränke und Raum für diese.

Bei uns ist man wenigstens so versehen, daß man höchstens alle 4 Wochen zu waschen braucht, woran sich dann jedesmal eine Woche Ausbesserungs- und Einordnungsarbeit knüpft. — Das wird allerdings eine stattliche Arbeit.

Da leben die Amerikanerinnen denn doch ein wenig leichtfüßiger in den Tag hinein, beinahe wie die Studenten; zwar steht auf der Waschliste nicht nur das Hemd und der Kragen; dennoch habe ich sichere Kunde, daß im allgemeinen die Amerikanerin über das 2 Stück-System selten hinausgeht: oft genug am Abend wäscht und bügelt, was sie am nächsten Tage wieder in Gebrauch nimmt. Das geht, solange es eben geht — d. h. ohne allzuviel Mühe mit Ausbesserung — dann wirft man das Stück eben weg und kauft etwas Neues. Gerade immer genug, um sich instand zu halten.

Diese Methode ist dabei entschieden gar nicht so übel und ist vielleicht auch gar nicht so verschwenderisch, wie es sich anhört — vor allem aber spart sie Zeit, und gibt überdies der Amerikanerin häufiger Gelegenheit zu dem so beliebten „shopping“. — Einmal bei der Wäsche sei auch dieses große Kapitel erledigt. —

Aber nicht nur die großen Schränke und die Arbeit mit ihnen ist gespart, sondern auch Wohnungsraum und Wohnungsmiete, wenn es darauf ankommt.

Nun das Waschen selbst. Auch dem großen Wäschetag hat man seine Schrecken genommen, wenn man ihn nicht ganz abgeschafft hat; denn in Amerika gibt es überall eine Unzahl von Maschinen- und Handwäschereien, die verraten, daß die Amerikanerin

vorzieht, das meiste aus dem Hause zu geben, namentlich die „großen Stücke“. Allerdings hat es auch sein Bedenkliches, diesen Anstalten alles und jedes anzuvertrauen — so mancherlei ist da bald kurz und klein gewaschen.

Da besorgt die Amerikanerin doch wenigstens einen Teil ihrer Wäsche im Hause; aber dann ist dafür auch aufs Beste Vorsorge getroffen, besonders in den flat-Häusern. Meist gibt es besondere Waschküchen im Erdgeschoß mit steinernen Waschbassins für jede Familie, natürlich heißer und kalter Wasserzufluß und direkter Ablauf. Ein Gasherd zum Kochen der Wäsche, oft ein Dampftrockenschrank, dazu Wäschehängevorrichtung von praktischer Konstruktion — Drehgestelle, über Rollen laufende Leinen ohne Ende usw. —, wie sich denn überall kleine ingeniöse, wenn auch oft geringfügige Hilfsmittel der amerikanischen Hausfrau darbieten, die aber doch alle dazu beitragen, ihr das Wirtschaften zu erleichtern.

In anderen Häusern finden sich solche Waschbottiche, gewöhnlich zweigeteilt und mit Deckeln versehen, gleich in der Küche. Zahlreiche Waschpulver und schnellwaschende Seifen gibt es zu Hunderten im Markt.

Ueber alledem ist es aber doch noch merkwürdig, wie schnell man in Amerika seine Wäsche blendend weiß wäscht. Da ist auch wieder ein kleines Geheimnis dahinter. In Amerika trägt man in der Regel viel leichtere Stoffe, besonders in Leinenwäsche, als bei uns. Die gewaltig kräftigen deutschen Wäschestücke erregen hier nicht nur Erstaunen, sondern auch jedesmal komischen Schrecken. — Mein Gott, wie lange das dauern muß, bis das aufgetragen ist; wie lange man das wohl auszubessern haben wird — allen Respekt vor dieser Unzerreißbarkeit, aber — — Wäsche und Stoffe sind in Amerika auch nicht so teuer, wenigstens nicht die gewöhnlichen Sorten. So ist es denn die Frage, ob in dieser Methode wirklich eine so große Verschwendung steckt, besonders wenn man diesen Posten im Gesamtetat feststellt.

Werfen wir nun einen Blick in Küche und Kellerräume. — Der Herd ist meistens ein Gasherd oder Dauerbrandkohlenherd, an den gewöhnlich ein Röhrenkessel für schnelle oder ständige Heißwasserbereitung angeschlossen ist, sofern dies nicht von der Zentralheizung des Hauses geliefert wird.

Ueber dem breiten Ausguß und Aufwaschbecken befinden sich Heiß- und Kaltwasserhähne. Teller- und Gläserschränke sind von vornherein eingebaut, ebenso einige „sideboards“. In besseren

Wohnungen ist für alles dieses ein besonderer Raum, das „lavatory“ vorgesehen. Die Bequemlichkeit, die das ständige zur Hand haben von heißem Wasser gerade für das Aufwaschen bietet, ist außerordentlich. Trotzdem gilt das „dish-washing“ als so ziemlich die unangenehmste Hausarbeit, warum sich denn liebenswürdige Gäste auch oftmals nach beendetem Mahl der bedauernswerten Hausfrau für diesen Zweck zur Hilfe anbieten.

Gleichfalls zur Ausrüstung der Küche, namentlich in flat-Wohnungen, gehört meist ein eingebauter Eisschrank, und bei mehrstöckigen Häusern ein kleiner Warenelevator — dumb-waiter genannt.

Natürlich befinden sich auch unter den Küchengeräten mancherlei praktische Hilfsutensilien, die alle das Bestreben verraten, der Hausfrau die Arbeit zu erleichtern und vielfach auch das Produkt findiger Hausfrauen sind.

Aber dies Bestreben, die Hauswirtschaft zu erleichtern, kommt überhaupt in der ganzen Wirtschaftsmethode der Amerikanerin zum Ausdruck. Schon das Einkaufen hat seine Erleichterungen für sie, und mit den Klagen über das lange Ausbleiben der Mädchen und deren Vergeßlichkeit, hat sie wenig zu tun.

Da ist zunächst das Telephon in weiten Kreisen der Bevölkerung bereits ein Hauszubehör geworden, oder ist doch immer in der Nähe irgendwo leicht zu erreichen. Andrerseits machen Hausfrau oder Hausherr ihre Bestellungen persönlich und bekommen ihre Sachen ins Haus geliefert; sämtliche Geschäfte sind als ganz selbstverständlich darauf eingerichtet. — In Residenz-Distrikten, wo die Entfernungen meist größer sind, macht der „grocer“- (Kolonialwarenhändler-)boy die Runde des Morgens und holt die Ordres für den Tag ein.

Ganz besonders entgegenkommend sind die Fleischergeschäfte, die das Fleisch in jeder Art und Weise vorbereiten, ohne daß darin eine Extrabelastung erblickt wird, — wie Fleisch mahlen und hacken, Rouladen zusammenstecken, Geflügel ausnehmen usw.

Vielerlei Arten Nahrungsmittel, „ready to eat“, sind im Markt, besonders alle Arten von breakfast-food, — cereals, — Saucen, Suppen und Fleischpräparate. — Charakteristisch für amerikanische Kochbücher sind die zahlreichen Gerichte, die in 5 Minuten herzustellen sind, dafür leider aber vielfach in Stunden nicht zu verdauen. Ueberhaupt, langes Kochen ist verpönt. Das deutsche Schmoren und Braten kennt man kaum, dafür sind immer zahlreiche frying-

pans in der Küche für all das, was rasch über dem Feuer in der Pfanne geröstet wird — namentlich natürlich das angelsächsische steak. — Der Vorsicht halber sei bemerkt, daß damit durchaus kein Idealverfahren geschildert wird — all dies ist zunächst nur wertvoll, um die Tendenz zu veranschaulichen, die Hausfrau zu schonen. Vielmehr ist es zweifellos, daß gerade in dieser Hinsicht die Emanzipation von der Küche zu weit geht und sogar bedenklich ist — sie ist geradezu ein wunder Punkt in der amerikanischen Volksernährung — und gewiß zum großen Teil schuld daran, daß Amerika das Land der Dispepsia und der Patent-medicine-Schlucker ist. —

Daß ein gut Teil der Schuld daran auch den käuflichen Nahrungspräparaten zuzumessen ist, weiß man. Auch Deutschland hat ja seine Suppen- und Puddingpräparate — aber in Qualitäten sind sie den amerikanischen ganz erheblich überlegen, also in der Tat wirkliche Hilfsmittel für den Haushalt, ein Beweis, daß in dieser Hinsicht ohne Gefahr doch noch mehr zu tun möglich ist. —

Das System der Zentralheizung, dem sich in größeren flat-Häusern dann auch die Einrichtung eines Hauswarts (janitor), der für die Reinigung der Treppen und Beseitigung der Küchenabfälle zu sorgen hat, anschließt, ist ja auch bei uns oft Gegenstand der Erörterung gewesen. Die mannigfachen Vorteile einer solchen dürften daher wohl anerkannt sein. Aber auch selbst mit Einschluß eines Hauswarts stellt sich die Zentraldampfheizung nicht teurer, als die Einzelofenheizung. — Jedoch ist auch dieses einzelne Problem so sehr mit der ganzen Wirtschafts- und Lebensweise verneftelt, daß eine viel weitgehendere Reform vor sich gehen muß, bis auch die Zentralheizung allgemeiner als akzeptabel erscheinen kann. Der nächste Weg zu solcher Reform dürfte eine Beeinflussung des Stadt- und Hausbaus unter solchen Gesichtspunkten sein, wie sie amerikanische Zustände zum mindesten andeuten.

Als das wesentlichste Moment darin wird man unschwer das Bestreben erkennen, soweit als möglich allgemein notwendige Wohnungseinrichtungen aus dem Familienmobiliar in den Hausbau selbst zu übernehmen — wie Badeeinrichtung, Waschtisch, Wandbretter, Schränke, Kleiderkammern, Eisschrank, Heizung, Beleuchtung, Heißwasserversorgung und allgemeine Hauswarte.

Die Uebernahme solcher Posten in Hausbau und allgemeine Hauseinrichtung muß rechnerisch entschieden mit Vorteil geschehen können, da die Anlage im ganzen sich einmal billiger stellt, anderseits sich dabei oft genug die Möglichkeit bietet, an Raum zu sparen

Die Anlagekosten werden dabei zu einem einfachen geringen Mehrbetrag der Baukosten und erscheinen in der Wohnungsmiete nur als Kapitals- und Abnutzungszinsbetrag. Selbst wenn die Miete sich damit um etwa 10 % höher stellen sollte, so sieht die eigentliche Bilanz doch anders aus, wenn man die wirtschaftlichen Konsequenzen aus dem Gebotenen zieht — unter denen zu oberst die erst dann realisierbare Möglichkeit steht — ohne Dienstboten wirtschaften zu können.

Diese Gegenseite der Rechnung sollte überhaupt noch vielmehr durchdacht werden. Man überlege sich z. B. einmal, was einer Familie an eigener Kapitalsanlage dadurch erspart wird. In der Tat, was braucht ein sich verheiratendes Paar in einer so eingerichteten Wohnung an sogenannter „Einrichtung" in Amerika? — welch ein gewaltiger Unterschied zu unsern deutschen Zuständen mit ihrer Grundforderung einer „anständigen Einrichtung." Nicht stark genug kann das wohltuend Heilsame in der amerikanischen Bauweise hervorgehoben werden, das darin liegt, daß sie es gerade jungen Familien — mit zunächst meist geringen Einnahmen und noch nicht gesicherten Lebensaussichten gestattet — sich wirklich einzurichten — und so vermeidend, daß sie von vornherein durch Aufhalsung von Abzahlungen ihr erstes Glück durch finanzielle Sorgen trüben. Es läßt ihnen Zeit allmählich mit besser Bescheid wissendem Geschmack und besser ihre wirklichen Bedürfnisse kennender Einsicht sich das zu erwerben, was über die erste Anspruchslosigkeit hinausgeht. Aus demselben natürlichen Instinkt haben die Angelsachsen auch ihr boarding-house-Wesen entwickelt.

Allerdings steht aller solcher Vernunft in Deutschland in erster Linie das alte tiefsitzende Muß aus Standes- und Gesellschaftsrücksicht entgegen, das sich nicht wegdiskutieren läßt.

Daß wir Deutschen unser Hausleben nicht nach solch praktischen Gesichtspunkten entwickelt haben wie die Amerikaner, liegt aber nicht etwa daran, daß die Amerikaner uns überhaupt praktisch überlegen wären, sondern im letzten Grunde wieder im deutschen Dienstbotenwesen. Die Dienstboten sind doch wohl zweifellos als retardierendes Moment in solcher Hinsicht anzusehen. Es ist doch klar, daß da, wo Hausfrau, Hausherr und Kinder selbst zugreifen, der Erfindungsgeist weit stärker angeregt wird, Arbeiten sich zu erleichtern, Zeit zu ersparen. Ueber die Arbeiten der Dienstboten zerbricht man sich ja nicht viel den Kopf, sie sind ja für die unangenehmen Sachen da. Erst Not am eigenen Leibe macht den Menschen erfinderisch,

und darum sind wir Deutschen vielfach gar so rückständig in alten Hausarbeitsmethoden, die recht betrachtet, schon fast ein Unikum im Zeitalter der Technik darstellen. — Wie wichtig aber dieses Gebiet im Grunde ist, davon hoffe ich im Vorstehenden einen Begriff gegeben zu haben. Liegt doch in ihm die Möglichkeit der Emanzipation der Frau von dem Unaufhörlichen der mechanischen Tagesarbeit, von der der Mann sich schon lange durch Gesetze frei gemacht hat. Hier liegt auch die Möglichkeit des Freiwerdens der Frau für geistige Interessen, Sport und etwaige berufliche Nebentätigkeit — hier die Möglichkeit der Emanzipation von persönlichen Dienstboten — hie die Möglichkeit, daß der Mann, auch ohne große Zumutungen, gelegentlich der Frau in der Wirtschaftsarbeit Hilfe leistet — hier die weitere Möglichkeit des Ausgleichs männlicher und weiblicher Interessensphären usw.

Welche Reformen gerade mit deutschen Verhältnissen vorgenommen werden müssen und können, ist auch auf diesem Gebie nicht so einfach zu sagen. Zustände eines Volkslebens lassen sich nicht ohne weiteres in ein anderes übertragen, noch wäre dies jemals durchweg wünschenswert.

Nur anregen kann man auch hier eine Entwicklung, die aus sich selbst herauswachsend, ihre ihr selbst angemessenen Formen entwickeln muß. Eine Reform des Wohnhausbaues scheint dazu in erster Linie ein geeigneter Angriffspunkt. Hier und in mancherle andern Richtungen entfalten sich Aufgaben, deren Lösung Resultate erzeugen muß, die den höchsten Ehrgeiz befriedigen können — denn unschwer wird man in der gegebenen vergleichenden Schilderung erkannt haben, wie weitreichende, tiefgehende, Volkscharakter und Völkerschicksal bestimmende Wirkungen aus diesem nüchternen Untergrund alltäglicher Kleinigkeiten organisch lebendig emporwachsen. Aufgaben, an denen zu arbeiten deutschen Frauenvereinen zu allererst gelegen sein müßte, voll von Möglichkeiten, wie sie nicht größer den Volksvertretern in Parlamenten gegeben sind.

Emerson*).

Von

Friedrich Gundelfinger.

Emerson bewegt sich mit fröhlicher Sicherheit auf den Grenzgebieten, wo Kraft oder Masse der Natur sich zu Bewußtsein läutert. Seine Sittenlehre ist der Versuch, unsre geschichtlichen Forderungen und Ideale in Einklang zu bringen mit den Urtrieben des geheimnisvollen Universums, seine Religion ist eine heitere Vergeistigung der selig dumpfen Natur. All das ist nicht als System, kaum als Lehre zu verstehen, sondern als die Grundstimmung seines Schauens, als der Duft seiner geistigen Gewächse. Man täte ihm und sich Unrecht, wollte man feste Formen von ihm fordern, worin er sein schwebendes Weltgefühl faßt. Keine neuen Gedanken hat er gebracht, sondern ein neues Temperament, in dem viele Elemente früherer Philosophien, besonders des platonischen und des deutschen Idealismus sich mischen, wohlverstanden als Elemente, nicht als Systeme, als Stoff, nicht als Gestalt. Dies Temperament gehört durchaus in den Uebergang von unserm deutschen philosophischen Zeitalter zu einem uns unbekannten, dessen Gärungen wir noch mit erleben, das vielleicht erst in einem Menschenalter sich wieder greifbare Ausdrucksformen, Begriffe, Systeme, Gestalten wird geschaffen haben. Aber jetzt darf uns schon die bloße Bewegtheit, das Temperament als solches anmuten. In dem ganzen Chaos dieser Uebergangszeit hat Emerson allein — außer den Epigonen und dünnen Hütern der klassischen Traditionen — jene goethische Heiterkeit, die uns nach allen Krämpfen und Verworrenheiten ein neues Gleichgewicht in der

---

*) R. W. Emerson. Natur und Geist, übertragen von Wilhelm Mießner, Eugen Diederichs, Jena 1907
Emerson, sein Charakter aus seinen Werken, von Dr. Egon Fridell. (Aus der Gedankenwelt großer Geister. Bd. 3.) Brosch. 2,50 M., geb. 3 M. Stuttgart, Robert Lutz. (Die Red.)

Zukunft verbürgt. Denn Emerson ist Vorläufer, nicht Nachzügler, so wenig er eine Erfüllung ist. Und wenn auch das wenigste bei ihm schon Gestalt hat, so verbirgt doch sein Gewölk keine Leere. . .

Nichts erzählt er lieber, als wie die Natur sich die Mittel erschafft, um zu Bewußtsein oder Bewegung zu kommen, ja der Mensch selber ist ihm nur wert als ein Kompendium der Kräfte, die draußen unfaßbar sind, in der Seele aber geordnet. Der bestimmende Eindruck seines Lebens müssen die großen noch ungebändigten Landschaften seines Erdteils gewesen sein und dahinein gestellt rüstige Menschlein mit ihren Versuchen, das Unermeßliche sich anzugleichen und es zu nutzen. Auch die Gesellschaft sieht er immer in dem Zusammenhang mit dem Element, dem sie sich entrungen hat.

Emerson hat sich eine willkürliche (freilich nicht genau eingehaltene) Stufenfolge der Natur aufgestellt, nach den Graden der Entsinnlichung des Stoffs. „Wer die letzten Absichten der Welt betrachtet, wird eine große Anzahl Bedürfnisse unterscheiden, die innerhalb der Ordnung des Ganzen als Teile bestehen. Man kann sie unter folgende Gesichtspunkte bringen: Anpassung, Schönheit, Sprache und Erziehung." Das sind die Ueberschriften von vier rhapsodischen Betrachtungen. „Anpassung" ist die Gesamtformel für alle Beziehungen, welche die Natur als bloßer Stoff zu den Sinnen hat. Die Natur ist dem Menschen dienstbar als Stoff. Es ist die Rede von dem notdürftigen äußeren Verhältnis zwischen Natur und Geist, in dem aber doch schon alle zarteren Verhältnisse vorgebildet sind, und Emerson hält sich nie in den Schranken, die er sich durch seine Formulierungen zieht, sondern spielt mit den weitesten Möglichkeiten jedes Begriffs. Daher scheinen seine Essays sich zu widerholen, während sie nur ineinander überfließen. . . Von der „Anpassung" steigt er zur „Schönheit" unmerklich auf: Aus der Beziehung zwischen Natur und Geist wird eine heimliche Entsprechung, eine Wechselwirkung. In der „Sprache" schafft sich die Natur selbst zu Geist um, indem sie sich ein geistiges Organ bildet. Die Natur wird „Mittlerin und Gegenstand des Denkens". „Worte sind Zeichen für natürliche Erscheinungen. Gewisse Erscheinungen in der Natur sind Symbole gewisser geistiger Entsprechungen. Die Natur ist das Symbol der Seele". Erst die Sprache offenbart, daß und wie die Natur Symbol der Seele ist und die Seele das Symbol der Natur. Der nächste Grad der Vergeistigung ist es, wenn die Natur jenes Organ benutzt: die Natur als „praktische Wissenschaft vom Begreifen geistiger Wahrheiten" mit andern Worten: die Natur als ange-

wandter Geist: als Moral, Religion, Erkenntnis. Emerson nennt diesen Prozeß „Erziehung“.

Da nun der Geist selbst von der Natur stammt und in seinen verschiedenen Stufen nur Aggregatszustände der Natur darstellt, so wiederholen sich innerhalb der geistgewordenen Natur alle Triebe und Steigerungen, Kreise und Ausgleichungen abermals, die sie vom Stoff zu Geist verwandelt haben. Die Grundkräfte des Geistes werden weiter raffiniert, zartere Organe aus den Organen herausgebildet und seine Reiche weiter parzelliert. Derselbe Prozeß, der die Natur zur Entstofflichung führt, führt den Geist zur Entwirklichung: „Idealismus“. Das All löst sich auf in ein Gewebgeistig sittlicher Beziehungen; das Bedingte wird unbedingt gemacht, indem es sich entkörpert. Die nächsten Essays handeln nicht mehr von dem Wesen der Materie oder der Seele, sondern von einigen jener Beziehungen, von dem Woher („Geist“) und dem Wohin („Ausblicke“), von Ursprung und Zweck, von Gott und vom Menschen. Denn das sind beides nur sinnbildliche Antworten auf jene großen Fragen. Gott — das ist nur der kürzeste und sinnhaltigste Ausdruck für die Gedanken über Entstehen, Schöpfung, Grund, Ursache, der Schnittpunkt unendlich vieler Radien. Der Mensch gibt einen symbolischen Mittelpunkt ab für die moralischen und intellektuellen Richtungen, Zwecke und Erscheinungen der Natur. Gott ist ihm kein Urgrund, der Mensch kein Endzweck; beides sind Formeln, ihm unentbehrlich in der Weltmathematik, Ruhepunkte für seine Betrachtung, nicht in dem, was er betrachtet.

Das Wesen der Welt ist vielmehr die Bewegung, die Beziehungen selber, nicht das was sich bezieht. Die Mitte des Buchs ist der Versuch „über die Methode in der Natur“. Hier durchschreitet Emerson den ganzen Weg von der Natur bis zur Seele, von der Seele bis zu Gott und Mensch noch einmal, jetzt vollends nicht mehr um der Stationen willen, sondern um des Wanderns willen. Hier singt er seinen Hymnus auf die Bewegung, auf die Verwandlung, auf die Mischung, den Rausch, die Liebe, das Genie, die Geschichte, auf jede Art des schöpferischen Fließens. In diese Reihe wäre auch der „Krieg“ einzubeziehen gewesen. Er ist eine notwendige Form der Bewegung. Leider hat Emerson einen besonderen Essay daraus gemacht, der dem geflügelten Zug seiner Begeisterungen etwas kümmerlich nachhinkt, von der philosophischen Höhe herabgezogen durch das Stoff-Gewicht aktueller Aussprachen.

Die zweite Abteilung des Buches steht auch auf einem andren

Niveau. Sie enthält mikrokosmische Gedankenreihen einzelner Bezüge zwischen Natur und Geist innerhalb des menschlichen Gefüges, Essays im Sinn Montaignes, Monographien über psychologische, ästhetische, ethische, metaphysische Einzelfragen (Instinkt und Eingebung, Gedächtnis, Zeitläufte, das Komische, das Tragische, Größe, Unsterblichkeit). Es fehlt ihnen die Ganzheit, die hymnische Ueberschau und Unendlichkeit, wodurch jene erste Hälfte ihre Teile untereinander verbindet und erhöht.

* * *

Ein bestimmter Ausgleich zwischen Natur und Geist bildet nicht nur den Gegenstand von Emersons Denken, sondern seine geistige Form, sofern man unter Geist hier die Summe aller Kräfte und Erfahrungen versteht, wodurch die Menschheit zum Bewußtsein ihrer selber gekommen ist, das heißt: die Geschichte. Von Geist kann man erst sprechen, wo Geschichte war, und Geschichte im höheren Sinne beginnt erst da, wo ein spezifisches Leben seinen spezifischen Ausdruck in jeder Bewegung neu erschafft: in diesem Sinn haben die Amerikaner keine Geschichte. Denn als Ganzheit leben sie nicht, sie funktionieren nur. Begebenheiten und Vorgänge sind keine Geschichte. Emerson ist der erste Amerikaner und der einzige bis heute, der die Erbschaft des geschichtlichen Europa auf eine eigene amerikanische Art zu verarbeiten begonnen hat. Als Sohn eines Volkes ohne Ueberlieferungen tritt er den Bildungen Europas mit einer gesunden und fast barbarischen Voraussetzungslosigkeit gegenüber. Er bringt nichts mit als Natur, seine Natur, den weiten Atem seiner riesigen Steppen, Wälder und Ströme und die naturgläubige Frommheit, nachdem er das aufgenötigte Quäkertum von sich abgestreift. So sieht er unbeteiligt die ganze wütende Werktätigkeit seiner Landsleute und die ganze europäische Bildung mit ihrer Last von Gebundenheiten und Verfeinerungen als Natur, als Gegenstände des Staunens, der Auswahl und des Nutzens. So hat er erst seinem Volk eine Stimme gegeben, indem er, ohne seine geschichtslose Freiheit zu opfern, unbefangen die Ueberlieferungen der Kultur umbog und den europäischen Stimmen seinen Rhythmus gab. Was dabei herauskommt, wenn ein Volk sein Wesen ohne Ueberlieferung ausdrückt, sieht man an Walt Whitman, übrigens einem Mann voll Jugend und Kraft: er wollte aus seiner bloß amerikanischen Natur heraus reden und es ward ein ungeberdiges Gestammel und Getöse. Ehe sie durch eine Geschichte gegangen ist, kann die bloße Natur sich durch den Menschen

nicht artikuliert verlautbaren.*) Emerson allein hat das Ganze Amerikas in einem großen Rhythmus (nicht in „Ansichten", „Weltanschauung" usw.) festgehalten, indem er der alten Welt das Material entnahm und es in sein eignes Temperament verwandelte. So unbefangen wie in den alten Jonischen Naturphilosophen der Geist sich der Natur gegenüberstellte, sah Emerson jetzt die Geschichte an. Für die Deutschen ist noch ein besonderes Gefühl dabei, die Konzeptionen unseres großen spekulativen Zeitalters auf einmal als Material in die Masse von Emersons Erfahrungen geworfen zu sehen. Der Versuch Schellings, die Natur als Geist darzustellen, mit allem Aufwand der Spekulation und dem ganzen feierlichen Ernst des Welträtsellösers unternommen, Hegels Wagnis, aus der Geschichte einen dialektischen Weltprozeß zu machen — beide sind als Stoff, ohne jede dogmatische Verbindlichkeit in Emersons Rhapsodieen übergegangen. Aber was den deutschen Philosophen die Krönung ihres verwegenen Denkgebäudes war, das Bewußtwerden dämmernder und mühseliger Jahrtausende des Denkens, das ist für den Amerikaner ein Bedürfnis erhöhter Momente, eine plötzliche Eingebung, ein freundlicher und selbstverständlicher Segen der Natur. Er redet mit ihr ohne Zeremoniell, ohne den bärenhaften Ernst, und spricht mit den Sphinxen wie ihr Spielgenosse, sein Handwerkszeug sind nie Begriffe, er geht an alles mit einer vergnügten und gewissenlosen Einbildungskraft. Mit den Dimensionen spielt er nach Willkür. Er fühlt sich durch nichts gedemütigt, durch nichts verpflichtet. Er ist fromm wie ein Kind, und ohne Ehrfurcht wie ein Kind. Er würde sich nie festlegen lassen. Alle Philosophie und Theologie benutzt er nur symbolisch; alle Dogmen der Welt sind ihm lieb als Chiffern, mit denen er seine Kombinationen verdeutlichen kann. Sinnbilder braucht er unzählige und nichts ist ihm zu würdelos, zu wenig gesättigt mit Assoziationen. Die geprägten Sprichwörter wendet er gern an, weil ihm alles Gedachte, Geformte, alles Geschichtliche, alle Fakten, Dogmen, wieder frische Sinnbilder werden, in denen er die beständige Bewegung für Momente fassen kann. Seine „Vertreter-Menschen" (representative men) sind ebenfalls solche Symbole, sie sind ihm vor allem Natur, die Geschichte selbst

*) Hier ist nicht die Rede von „Literatur", sondern vom Ausdruck des Wesens im Wort. „Literatur" (Longfellow u. a.) hat Amerika auch, ein Spiegeln der Oberflächen, keine Verkörperung der spezifischen Kräfte. Auch Zivilisation macht noch keine Geschichte und Epigonentum kann nicht Kunde geben vom Wesen eines Volks. Poe ist zwar amerikanisch durch seine mathematische Phantasie, aber er ist ein Spezialist.

ist ihm nur fließende Natur. System kann er keins haben, da er selbst ja keine Geschichte hat, aber damit er sich verständlich machen kann, benutzt er einfach die Zeichen, die von geschichtlichen Völkern ausgebildet sind, und er benutzt sie auf seine Weise. Man muß sich nur hüten seine Sinnbilder mit seinen Meinungen zu verwechseln. Die Begriffe von Gut und Bös, Gerechtigkeit, Unsterblichkeit, Schönheit, Gott, Mensch entnimmt er frank aus der geschichtlichen Reihe, deren Ergebnisse sie sind, preßt ihnen den Gehalt aus, mit dem die Erfahrungen Europas sie erfüllt haben und spielt mit ihnen als den Formeln seiner eignen Frömmigkeit. Nichts hat seinen festen Platz, er betet die Bewegung an, alles kommt einmal an die Reihe in diesem regen Kreislauf der Kräfte, im Ausgleich der Werte, im Uebergang der Formen. Emerson ist zeitlos und raumlos, oder vielmehr, wir müssen uns erst an ein ganz neues Dimensionsgefühl gewöhnen, wenn wir uns in seinem „moralischen Raum" zurechtfinden wollen.

„Moralischer Raum" — das Wort stammt von Novalis, und ist einer seiner seherischen Griffe durch die er Sinnenwelt und Moral zusammengepreßt hat. Es ist nötig, hier an die Romantik zu erinnern. Emerson ist ihr Bruder, insofern auch er Verkündiger einer Welt ist, in der es keine Substanzen mehr, sondern nur Beziehungen, und Bewegungen gibt. Vielleicht taucht diese Welt immer da auf wo eine geschichtliche zusammenbricht und alle Ueberlieferungen in Frage gestellt sind. Die deutsche Frühromantik ist ein Ausbruch derselben Erdkrise, in der die große Revolution ihren Grund hat. Sobald geschichtslose Länder ihren Ausdruck finden, müssen sie zu ähnlichen Richtungen kommen, wie solche die im Begriff stehen, ihre Geschichte zu vernichten. Das mag, hypothetisch gesprochen, Emersons Verwandtschaft mit den Novalis und Friedrich Schlegel sein . . . nicht Entlehnung oder Beeinflussung soll man suchen, denn Emerson ist Romantiker kaum im Bewußtsein, nur im Instinkt, als Welle, nicht als Einzelwesen.

Wir werden nach seinen festen Meinungen umso weniger fragen, als er im eigentlichen Sinne keine hat; er weiß jeden Satz mit verwirrender Anmut in sein Gegenteil überzuleiten. Meinungen sind, noch einmal gesagt, für ihn nur sinnbildlich, vergänglich, gleichnißhaft. Die Beleuchtung, die Grundstimmung, die Musik seiner Schriften muß man fühlen, wenn man seine Religion wissen will. Emerson läßt sich nie in seinen Sätzen fassen, er ist mit Bewußtsein Proteus. In seinem Stil aber ist er völlig: Alles in Fluß zu verwandeln, in Bewegung zu halten, das ist sein Mittel, um die

Welt als Bewegung wirken zu lassen. Jeder Gedanke scheint irgendwohin zu eilen, aber er hat kein Ziel, die Sätze springen gegeneinander, deuten gegeneinander und enteilen sich fröhlich. Die Worte blitzen und klingen und gleiten dann ruhig wie gelöste Wellen hinweg. In jedem einzelnen Satz die lebhafteste Unruhe und doch über dem Ganzen eine sonnige Stille und Gelassenheit. Eine gewaltsame Verwirrung scheint oft hervorgerufen zu werden, ein Durcheinander von bizarren und erhabenen Vorstellungen, um dann alles in breite Harmonie aufzulösen oder in steiler Flamme zu verflüchtigen. Die Beweglichkeit jeder Wendung muß die der nächsten paralysieren; Emersons Beweglichkeit ist nie Unrast und Erregung, wie diejenige Nietzsches; er will ja nie ein Ziel; er ist nur voll lebendigen Behagens das sich äußern muß.

Dabei läßt er sich durch keine Leidenschaft und durch keine Uebereinkunft beschränken. Je blitzhafter und entlegener seine Gedanken sich verbinden, desto mehr fühlt er sich in seiner eigenen Gewalt. Gerade durch die Freiheit, bizarr zu sein, erfüllt er sein Gesetz. Er kann sich nicht verwirren, alle Dinge finden zu einander und wie sie sich finden ist es ihm recht. Darum wiegt er sich in selbstgewisser Heiterkeit und selbst vor der Absurdität bleibt er unschuldig. Unterwegs zu sein ist seine Lust und sein Geheimnis bleibt, daß er nicht aus der Welt fallen kann. Er wirkt viel reicher als er ist, eben durch seine kaleidoskopische Gewalt die gleichen Farben zu immer andren Bildern und Zeichen zu vermengen. Sinnreiche Figuren gibt es immer, wie er auch dreht, das weiß er, und darum stört ihn kein Wirrsal. Darum ist er wahllos und mit Maeterlinck verwandt durch seine vielbilligende Güte, durch sein Vergnügen, die Mitte überall zu finden. Aber er steht hoch über dem Belgier durch seine Freiheit und Ironie. Den Dingen gibt er sich nie hin, er schaltet mit ihnen nach Belieben. Maeterlincks feine dumpfe Sinnlichkeit und weibsmäßige Treue fehlt ihm, oder er verschmäht es zu verweilen. Seine Phantasie ist geflügelt und er freut sich am Ballspiel mit Sternen. Maeterlinck erscheint neben ihm ein wenig subaltern, moralistisch und gutartig humanitär, der Würde der Welt nicht so angemessen wie Emerson unter seinem Sternenhimmel. Emerson macht keinen Gebrauch von seinen Nerven und Maeterlinck den feinsten. Und wenn Emerson die amerikanische Skrupellosigkeit hat, so fehlt ihm auch die Unbefangenheit, der Mut zur Direktheit nicht und die Kraft von sich auf eine wahrhaft metaphysische Weise abzusehen und immer Ja zu sagen. Wir bewundern seinen klag-

losen, vielleicht „ruchlosen" Optimismus. Der ist gar nicht doktrinär (wie der Hegels), und kommt nicht aus dem gewaltsamen Verleugnen der Realität, sondern aus dem tapferen Widerspruch, der die Realität anerkennt und ihr trotzt, wie der Dichter, mit fröhlichem Gesicht. Emersons Wirklichkeitsgefühl ist stark und sehr modern, farbig und sinnlich. Keine Spur von dem Hochmut und der Blindheit des Systematikers. Er ist aber auch kein Kämpfer, kein geborner Widerspruchsgeist wie Nietzsche, dessen amor fati die Formel für einen Kampf und Sieg ist, ein düsterer blutiger Triumphruf.

Emersons Glücksgefühl kommt nicht aus dem Sieg der Kraft über das Schicksal oder über eine andere Kraft, sondern aus dem Gleichgewicht von Kräften. Die Lebensbewegung ist ihm kein Ringen und Rennen (wie für Nietzsche), kein Wallen und Tauchen (wie der Romantik), sondern ein Balanzieren. Seine tollsten Sprünge und Würfe tut er um die Seligkeit des Gleichgewichts desto bezaubernder zu preisen, und unser höchster ästhetischer Genuß an seinen Schriften ist dem sehr ähnlich, den die Meisterschaft eines überlegenen Seiltänzers uns gewährt, durch das schauerlich sichere Spiel, womit er die Gesetze der Schwere aufzuheben scheint.

Vom ersten brandenburgischen Generalauditeur und Generalgewaltiger.

Von

Dr. Burkh. v. Bonin in Potsdam.

Als erster Generalauditeur des kurbrandenburgischen Heeres wird gemeinhin seit Friccius [1]) Heinrich Lindener genannt. Dieser, der dem Großen Kurfürsten in den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts als Agent beim kaiserlichen Heere gedient hatte, [2]) wurde anscheinend 1651 für das Generalauditoriat angenommen, [3]) als der Grund für das stehende Heer durch dauernde Bestellung eines Generalstabes gelegt wurde.

Doch schon vorher hat Brandenburg einmal einen Generalauditeur und auch einen Generalgewaltiger gehabt. Wenn ihre Herrlichkeit auch nicht lange gedauert hat, so verdient sie doch, der Vergessenheit wieder entrissen zu werden.

Es war im Jahre 1638. Schwarzenberg hatte die Höhe seiner Macht erreicht und war damit beschäftigt, das kaiserliche Heer im brandenburgischen Solde nicht nur zu vergrößern, sondern seine Verwaltung auch immer kostspieliger auszugestalten. Ob er dabei — wie er selbst behauptete, und wie ihm auch einige Schriftsteller der Gegenwart glauben — von großen diplomatischen Erwägungen im Interesse des kurfürstlichen Hauses geleitet wurde, oder ob er dabei — wie die herrschende Meinung annimmt — ein falsches Spiel trieb, mag hier dahingestellt bleiben. Für uns ist nur die Tatsache von Bedeutung, daß er eine größere Anzahl von Generalspersonen annahm und dadurch die ungeheuren Lasten der Mark und der kur-

[1]) Geschichte des deutschen, insbes. des preuß. Kriegsrechts (Berlin 1848) S. 143, Anm. 1.

[2]) vgl. z. B. Rep. 24 K. fasc. 21 und Rep. 9 H. 1 K. des Geh. Staatsarchivs zu Berlin.

[3]) Bes. v. 22. Aug. 1651 in Rep. 9 A. 19; vgl. auch Frhr. v. Schrötter brandenb.-preuß. Heeresverfassung unter d. Gr. Kurf. (Leipzig 1892), S. 31.

fürstlichen Schatulle noch sinnlos vergrößerte. Joachim Friedrich von Blumenthal erhielt neben seinen anderen Aemtern bekanntlich noch das Generalkriegskommissariat, Hans Kaspar von Klitzing erlangte am 18. Juli 1637 das Generalkommando über alle Truppen,[1] der schon dem Greisenalter sich nähernde Joachim Senff[2]) wurde am 20. Juli 1637 Generalproviantmeister[3]) und Hans Georg von Kalckreuth ward am 18. Mai 1638 als Generaladjutant bei der Infanterie angenommen.[4]) Nunmehr wurde der Generalstab noch durch die Annahme eines Generalauditeurs und eines Generalgewaltigers vervollständigt.

Daß objektiv ein Bedürfnis dazu vorgelegen hätte, wird jedoch niemand behaupten wollen; zeigte ja das nachsichtige und energielose Verhalten der von Schwarzenberg außerordentlich günstig gestellten Kriegs- und Kammergerichtsräte bei soldatischen Ausschreitungen[5]) unzweideutig, daß es jenem nicht ernsthaft um die Rechtspflege zu tun war. Sonst wäre doch wohl hin und wieder einer von den zahlreichen Strafbefehlen gegen Rochow und seine Offiziere oder gegen andere Günstlinge Schwarzenbergs ausgeführt worden. Die wenigen Strafen, die vollstreckt wurden, richteten sich meist direkt oder indirekt gegen Konrad von Burgsdorff.

So wurde denn Anfang Juni 1638 Paul von Traupitz zum Generalauditeur und sein Bruder Lorenz von Traupitz zum Generalgewaltiger bestellt. Ihre Bestallungen sind in je einer Reinschrift erhalten,[6]) bei der jedoch das Datum leider fehlt. Der Wortlaut ist dieser:

„Von Gottes gnaden wir Georg Wilhelm, marggraff zue Brandenburgk, des heyl. röm. reichs churfurst p.

uhrkunden hiermit: Demnach wir reifflich erwogen, das unsere im nahmen Gottes fürgenommene kriegs-impressa und aufgerichtete armee ohn die liebe justiz unnd ördentlicher besezung des generalstabs nicht bestehen könne: das wir derowegen unsern hauptman unndt lieben getrewen Pauln von Traupiz wegen seiner uns gerühmbten guten qualitäten vor einen general-auditeurn bey ermelter unserer armee gnedigst bestellet und angenommen. Thun auch hiermit und in crafft dieser bestallung denselben

---

[1]) Rep. 24 K. fasc. 12.
[2]) Er stand im 42. Jahre seines Kriegerdienstes: Rep. 24 S. fasc. 3.
[3]) Rep. 24 K. fasc. 15; daß die Datierung der Archivverwaltung auf 1632 irrig ist, zeigt z. B. Rep 24 Mb. fasc. 15. Er scheint bald darauf gestorben zu sein; sein Nachfolger wurde alsdann Adam Schicker.
[4]) Rep. 24 K. fasc. 15.
[5]) Umfangreiches Material darüber ist in Rep. 24, besonders Mb. fasc. 6 bis 14, erhalten.
[6]) Rep. 24, K. fasc. 15.

darzu ferner annehmen, bestetigen und confirmiren derogestalt, das er die ihm anvertrawte justiz in unserm nahmen als der im general = kriegsgericht verordente praeses nach anleitung gött= und weltlicher rechtte, auch unseren ihme absonderlich zugestelten kriegs=articuln getrewes fleißes und nach seinem bestenn verstande ohn ansehung der personen gleichdurchgehend administriren unnd sich davon weder gunst noch abgunst, gifft oder gabe noch dergleichen abhalten lassenn, insonderheit aber auch mit fleiß dahin sehen solle, das bey den praefectis inferioribus justitiae nach dergleichen regull und richtschnur gleichsfals ohnnachlessig gelebt, damit gottesfurcht, gute kriegsdisciplin und ordre angerichtet, stabiliret und erhalten werden möge. Allermaßen wir auf sein unterthenigstes erinnern, und do nötig, ihm mit ferner gnedigsten instruction in einem und andern kunftig versehenn unnd die ereugende mängell in gute richtigkeit bringen lassenn wollenn.

Daentgegen wir ihm vor seinen sorgfältigen fleiß und mühe, unnd damit er sich als ein justitiarius in seinem ambtte desto unsträfflicher andern zum guten exempell verhalten und alle finanzerey mit billigkeit straffen und abschaffen könne, nebst seiner hauptmans gage, so er bißhero bey seiner compagnia biß dato gehabt und noch hatt, auf sein person eines rittmeisters besoldung, seinen substituten aber jedwedem nach advenant ein erträglichen unterhalt gleichergestalt gnedigst zugeordnet haben derogestalt, das die helffte solchen tractamens vermöge unserer hiebevor publicirten verpflegungs = ordre[1]) zehen=tägig unnd monatlich biß zur abdanck= oder abrechnung besagtem unserm general=auditeur und hauptman — beydes: auf sein person als seine substituten — entrichtet und abgegeben werden solle.

Befehlen darauff allen und jeden unsern bestalten hohen und niedern kriegs=officirern zu roß und fues, vom höchstenn bis zum geringsten, hiermit gnedigst, das sie mehrermelten unsern general=auditeur sambt seinen bedienten in gebürenden schuz und respect halten und erhalten, auch alle dem jenigen, so er unsertwegen und auff befehl unsers generals in crafft und vermöge seines ambts sowohl in=, als außerhalb des general = kriegsgerichts (so viell die justiz unnd was derselben anhengig, betrifft) eines oder andern=mahls anordnen, vornehmen oder schaffen wirdt, sich geburlich submittiren, keineswegs aber denselben beschimpfen, viellweniger mit thätlichen injurien an ihm oder die seinigen sich vergreiffen sollen. So lieb einem jeden ist unsere höchst und schwehreste ungnad zu vermeiden.

Uhrkundlich p.

Die Bestallung des Generalgewaltigers lautete:

Von Gottes gnadenn p.

Uhrkunden hiermit: Demnach wir umb besserer exercirung der heil=samben justiz, auch stabilir= und anrichtung guter ordre und kriegsdisciplin, weillen unter andern hochnötig befunden, die seithero unersezt gebliebene

---

1) Vom 1. Januar 1638; vgl. Rep. 21 K. fasc. 14. Mylius, Corp. Const. March. III 1,8.

general=gewaltigers=charge bey unserer armee mit einem capablen subjecto zu erstatten, und uns dann hierzu absonderlich recommendiret worden der veste, unser lieber getrewer Laurenz von Traupiz, das wir dannenhero denselben zu sothaner charge gnedigst erfordert und bestellet. Thun auch denselben hiermit nochmaln zu einen general = gewaltigern bey unserer armee bestellen, annehmen und confirmiren, derogestalt, das er mehrbesagte charge alsobalden antrete, dieselbe zu der armee nuz und aufnehmen seinem besten verstande und vermögen nach getreulich dirigire und führe, damit vor allen dingen durch die marquetenter und vivandeurs dem lager nötige zufuhr beistehe, auch im kauffen nnd verkauffen richtige maaß, elen und gewicht gebraucht, die wahren auch gut und zu billichem werth verhandelt werden, imgleichen auch bey denn marcheen unndt sonsten gute ordnung gehalten und erhalten, unndt die soldatesque zu roß und fues nicht außer der zugordnung nach den quartiren oder sonsten dem landman schaden zuthunde lauffen oder in andere wege exorbitiren; unserm bestaltem general jedeßmahln treulich aufwarte und sich an denselben halte, oder solches durch seinen leutenant gebürlich in acht nehmen lasse; die delinquenten, so wieder die publicirte kriegs=articul in öffentlichen mißhandlungen betreten werden, uhralter kriegsmanier und rechte nach absolute durch sein zugegebene unterjustitiarien abstraffe, unndt also beydes, die wohlfarth der armee, als des landes, möglichster maßen procuriren helffe. Zu welchem allen dann wir nicht allein ermeltem unserm general=gewaltigern vor uns und durch unserm bestaltem generaln gnedigsten und geburlichen schuz leisten wollen, sondern es sollen auch ihme die sämbtliche regiments=profose vonn der armee deßwegen, wie gebräuchlich, untergeben sein und ihme jedeßmahln bey allen fürfällen treulichst darinnen an die hand gehen. Immaßen wir dann nicht abgeneigt, auf sein unterthenigstes erinnern, und do nötig, mit ferner gemessenen schrifftlichen instruction kunftig zuversehen.

Damit auch wegen der gefangenen allerley mißbräuch unndt nachtheilige consequentien bey der armee vermieden und verhütet werden, so soll er mit rath und vorwissen unsers general=auditeurs fleißig dahin trachten, das alle gefangene, so vom feinde eingebracht werden (außerhalb, was vornehme cavallier sein und bey uns oder unserm general auf gewisse maaß oder caution andre freyheit erlangen) alsobalden bey ihm, dem general=gewaltigern, nicht allein eingeliefert und uber vier und zwanzig stunden bey denn regimentern nicht gelassen: sondern auch sie manirlich biß zu ihrer entledigung mögen gehalten und die ranzionir= oder auswechßelung derselben bey uns oder unserm general auf erheischendem fall fleißig erinnert werden. Gestalt wir dann gnedigst entschlossen, die verordnung zuthunde, damit, wie bey andern teuzschen armeen gebräuchlich, die ranziongelder umb mehrer und bessern richtigkeitt willen jedeßmahln bey unserm general=auditeurn deponiret und alßdann dem jenigen, der daran befugt, gegen quitung ausgestellet, imgleichen auch die entledigung oder auswechßelungen durch ihn befördert werden sollen.

Vom ersten brandenburgischen Generalauditeur und Generalgewaltiger.

Von

Dr. Burkh. v. Bonin in Potsdam.

Als erster Generalauditeur des kurbrandenburgischen Heeres wird gemeinhin seit Friccius [1]) Heinrich Lindener genannt. Dieser, der dem Großen Kurfürsten in den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts als Agent beim kaiserlichen Heere gedient hatte, [2]) wurde anscheinend 1651 für das Generalauditoriat angenommen, [3]) als der Grund für das stehende Heer durch dauernde Bestellung eines Generalstabes gelegt wurde.

Doch schon vorher hat Brandenburg einmal einen Generalauditeur und auch einen Generalgewaltiger gehabt. Wenn ihre Herrlichkeit auch nicht lange gedauert hat, so verdient sie doch, der Vergessenheit wieder entrissen zu werden.

Es war im Jahre 1638. Schwarzenberg hatte die Höhe seiner Macht erreicht und war damit beschäftigt, das kaiserliche Heer im brandenburgischen Solde nicht nur zu vergrößern, sondern seine Verwaltung auch immer kostspieliger auszugestalten. Ob er dabei — wie er selbst behauptete, und wie ihm auch einige Schriftsteller der Gegenwart glauben — von großen diplomatischen Erwägungen im Interesse des kurfürstlichen Hauses geleitet wurde, oder ob er dabei — wie die herrschende Meinung annimmt — ein falsches Spiel trieb, mag hier dahingestellt bleiben. Für uns ist nur die Tatsache von Bedeutung, daß er eine größere Anzahl von Generalspersonen annahm und dadurch die ungeheuren Lasten der Mark und der kur-

---

[1]) Geschichte des deutschen, insbes. des preuß. Kriegsrechts (Berlin 1848) S. 143, Anm. 1.

[2]) vgl. z. B. Rep. 24 K. fasc. 21 und Rep. 9 H. 1 K. des Geh. Staatsarchivs zu Berlin.

[3]) Bes. v. 22. Aug. 1651 in Rep. 9 A. 19; vgl. auch Frhr. v. Schrötter brandenb.-preuß. Heeresverfassung unter d. Gr. Kurf. (Leipzig 1892), S. 31.

kurfürstlichen Schatulle noch sinnlos vergrößerte. Joachim Friedrich von Blumenthal erhielt neben seinen anderen Aemtern bekanntlich noch das Generalkriegskommissariat, Hans Kaspar von Klitzing erlangte am 18. Juli 1637 das Generalkommando über alle Truppen,[1] der schon dem Greisenalter sich nähernde Joachim Senff[2] wurde am 20. Juli 1637 Generalproviantmeister[3] und Hans Georg von Kalckreuth ward am 18. Mai 1638 als Generaladjutant bei der Infanterie angenommen.[4] Nunmehr wurde der Generalstab noch durch die Annahme eines Generalauditeurs und eines Generalgewaltigers vervollständigt.

Daß objektiv ein Bedürfnis dazu vorgelegen hätte, wird jedoch niemand behaupten wollen; zeigte ja das nachsichtige und energielose Verhalten der von Schwarzenberg außerordentlich günstig gestellten Kriegs- und Kammergerichtsräte bei soldatischen Ausschreitungen[5] unzweideutig, daß es jenem nicht ernsthaft um die Rechtspflege zu tun war. Sonst wäre doch wohl hin und wieder einer von den zahlreichen Strafbefehlen gegen Rochow und seine Offiziere oder gegen andere Günstlinge Schwarzenbergs ausgeführt worden. Die wenigen Strafen, die vollstreckt wurden, richteten sich meist direkt oder indirekt gegen Konrad von Burgsdorff.

So wurde denn Anfang Juni 1638 Paul von Traupitz zum Generalauditeur und sein Bruder Lorenz von Traupitz zum Generalgewaltiger bestellt. Ihre Bestallungen sind in je einer Reinschrift erhalten,[6] bei der jedoch das Datum leider fehlt. Der Wortlaut ist dieser:

„Von Gottes gnaden wir Georg Wilhelm, marggraff zue Brandenburgk, des heyl. röm. reichs churfurst p.

uhrkunden hiermit: Demnach wir reifflich erwogen, das unsere im nahmen Gottes fürgenommene kriegs-impressa und aufgerichtete armee ohn die liebe justiz unnd ördentlicher besezung des generalstabs nicht bestehen könne: das wir derowegen unsern hauptman unndt lieben getrewen Pauln von Traupiz wegen seiner uns gerühmbten guten qualitäten vor einen general-auditeurn bey ermelter unserer armee gnedigst bestellet und angenommen. Thun auch hiermit und in crafft dieser bestallung denselben

[1] Rep. 24 K. fasc. 12.
[2] Er stand im 42. Jahre seines Kriegerdienstes: Rep. 24 S. fasc. 3.
[3] Rep. 24 K. fasc. 15; daß die Datierung der Archivverwaltung auf 1632 irrig ist, zeigt z. B. Rep 24 Mb. fasc. 15. Er scheint bald darauf gestorben zu sein; sein Nachfolger wurde alsdann Adam Schicker.
[4] Rep. 24 K. fasc. 15.
[5] Umfangreiches Material darüber ist in Rep. 24, besonders Mb. fasc. 6 bis 14, erhalten.
[6] Rep. 24, K. fasc. 15.

richtswebel, Gerichtsschreiber, Henker, Stockmeister und vier Trabanten. Da diese Unterämter nur „nach advenant" besetzt werden sollten, erschienen sie also zunächst entbehrlich: Was sollte dann aber ein Generalgewaltiger, der nicht stets imstande war, seine Autorität durch Gewalt zu stützen? Es scheint, als habe Schwarzenberg auch hier andere Ziele im Auge gehabt, als er selbst behauptete.

Eine eingreifende Tätigkeit ist denn auch von keinem der beiden Traupitze entfaltet worden. Nur zu Beginn ihrer Wirksamkeit haben sie sich sehr bemerkbar gemacht, und da jene Vorgänge zugleich ein helles Licht auf die Gründe werfen, aus denen die Wahl gerade auf diese beiden Brüder gefallen sein mag, so ist ihre Schilderung wohl am Platze.

Um Pommern den Schweden zu entreißen, war u. a. auch der Oberstleutnant Reichsritter Henning Christof von Flans vom Kurfürsten mit der Werbung und Führung eines Eskadrons von 5 Kompanien[1]) betraut worden und hatte in erster Linie im Herzogtum Krossen den Sammelplatz erhalten. Wie die meisten Truppenführer, so ließ auch er sich viele Rechtsverletzungen und Gewalttaten zuschulden kommen, so daß Klagen gegen ihn beim Kriegsrate in Kölln wiederholt einliefen.[2]) Ob er es ärger getrieben hat, als der Durchschnitt, läßt sich natürlich kaum feststellen, doch ist es sehr wohl möglich. Zu seinen Offizieren gehörte auch ein Hauptmann Paul von Traupitz,[3]) ein Bruder des schwedischen Generalgewaltigers Lorenz von Traupitz. Er hatte ihn im Juli 1637 mündlich angenommen, ohne eine schriftliche Kapitulation mit ihm abzuschließen.

Mit diesem geriet Flans zunächst wegen der zu zahlenden Werbegelder in Uneinigkeit; er ließ ihn nach einem Wortwechsel in Arrest nehmen und einige Wochen vom Profoß verwahren — eine Maßregel, die allerdings gegen einen so hohen Offizier und Edelmann höchst ungewöhnlich, wenn auch rechtlich nicht unzulässig war. Denn meist wurden sie nur durch Ehrenwort gebunden, nicht zu entweichen, aber dieses Wort ist nicht stets gehalten worden.[4]) Als

[1]) Leibkompanie und je 1 Kompanie unter Oberstwachtmeister von Wales und den Hauptleuten Bari, Hirsch und von Traupitz, zusammen am 27. Juni 1638 109 (Ober- und Unter-)Offiziere und 179 Gemeine!

[2]) So soll er z. B. in Krossen 682 Taler 20 Groschen zu viel eingetrieben haben. Rep. 24 S fasc. 4.

[3]) Die folgende Darstellung beruht im wesentlichen auf dem Inhalt von Rep. 21 nr. 43; die Behauptungen Traupitz' müssen dabei meist als richtig unterstellt werden.

[4]) Einer von den Fällen, daß ein höherer Offizier sein Ehrenwort brach, war die Flucht des Obersten Moritz Augustus von Rochow; vgl. darüber Rep. 24 W. fasc. 1.

sich jedoch Löben (der Verweser von Krossen) und der kurfürstliche Kommissar Paul Jacobi für ihn verwandten, wurde er gegen Ausstellung eines Reverses aus der Haft entlassen.

Doch nur kurze Zeit erfreute er sich seiner Freiheit. Schon Ende Dezember 1637 wurde er nochmals aus unbekannten Gründen von Flans in Arrest genommen. Ob er etwa die Verpflichtungen aus dem Reverse nicht innegehalten hatte? Ueber vier Wochen saß er so in Krossen; dann wurde er auf die Feste Driesen, deren Kommandant Flans inzwischen geworden war, und von hier — wohl auf Anordnung der Kriegsräte — nach Berlin gebracht.

Da sich Traupitz anscheinend wiederholt beim Kurfürsten beschwert hatte, so hatte Flans inzwischen bei der Kriegskanzlei eine Eingabe gegen ihn gemacht. Flans wurde jedoch durch den General von Klitzing aufgegeben, die Beweise für seine Behauptungen beizubringen, und daher zog sich die Sache in die Länge; Traupitz mußte weiterhin im Arreste bleiben. Zwar erklärte sich Flans in Gegenwart der Fähnriche von Arnim und von Priort bereit, ihn gegen einen Revers freizulassen, und ein solcher Revers wurde Flans auch durch einen Notar zugestellt; aber die Freilassung verzögerte sich noch immer. — Da griff Klitzing in der 15. Woche mit Gewalt ein: er selbst entließ Traupitz aus der Haft!

Seine Berechtigung hierzu war allerdings recht fraglich. Zum Vorwande galt ihm der romanistische Satz: actore non probante reus absolvitur; „und do er zwartt die sach in der churfl. kriegßcantzley anfangß anhengigk gemachtt, also daß dieselbe hernegst an daß generall-kriegßgericht gedien, aber nichtt außgefuerett noch bewiesen worden." — Hierbei wurde jedoch — unzweifelhaft absichtlich — übersehen, daß es sich ja gar nicht um eine Klage des Flans gegen Traupitz vor dem Generalkriegsgerichte handelte, sondern daß Flans als Chef seines Eskadrons auf Grund seiner Jurisdiktionsgewalt gegen einen Untergebenen eingeschritten war, und daß seine Eingabe an die Kriegsräte nur eine Rechtfertigung seines Verhaltens gegenüber der vorgesetzten Dienstbehörde darstellte. Außerdem hätte eine Klage vor den Kriegsräten nicht ohne weiteres vor ein Generalkriegsgericht gehört, und schließlich hatte ein solches überhaupt nicht stattgefunden, sondern Klitzing hatte ohne Urteil und Recht Traupitz freigelassen.

Diesem war jedoch wohl infolge der hohen Gunst der Kamm zu sehr geschwollen: er kehrte sofort nach Driesen zurück, um die Führung seiner Kompanie wieder zu übernehmen. Selbstverständlich

richtswebel, Gerichtsschreiber, Henker, Stockmeister und vier Trabanten. Da diese Unterämter nur „nach advenant" besetzt werden sollten, erschienen sie also zunächst entbehrlich: Was sollte dann aber ein Generalgewaltiger, der nicht stets imstande war, seine Autorität durch Gewalt zu stützen? Es scheint, als habe Schwarzenberg auch hier andere Ziele im Auge gehabt, als er selbst behauptete.

Eine eingreifende Tätigkeit ist denn auch von keinem der beiden Traupitze entfaltet worden. Nur zu Beginn ihrer Wirksamkeit haben sie sich sehr bemerkbar gemacht, und da jene Vorgänge zugleich ein helles Licht auf die Gründe werfen, aus denen die Wahl gerade auf diese beiden Brüder gefallen sein mag, so ist ihre Schilderung wohl am Platze.

Um Pommern den Schweden zu entreißen, war u. a. auch der Oberstleutnant Reichsritter Henning Christof von Flans vom Kurfürsten mit der Werbung und Führung eines Eskadrons von 5 Kompanien[1]) betraut worden und hatte in erster Linie im Herzogtum Krossen den Sammelplatz erhalten. Wie die meisten Truppenführer, so ließ auch er sich viele Rechtsverletzungen und Gewalttaten zuschulden kommen, so daß Klagen gegen ihn beim Kriegsrate in Kölln wiederholt einliefen.[2]) Ob er es ärger getrieben hat, als der Durchschnitt, läßt sich natürlich kaum feststellen, doch ist es sehr wohl möglich. Zu seinen Offizieren gehörte auch ein Hauptmann Paul von Traupitz,[3]) ein Bruder des schwedischen Generalgewaltigers Lorenz von Traupitz. Er hatte ihn im Juli 1637 mündlich angenommen, ohne eine schriftliche Kapitulation mit ihm abzuschließen.

Mit diesem geriet Flans zunächst wegen der zu zahlenden Werbegelder in Uneinigkeit; er ließ ihn nach einem Wortwechsel in Arrest nehmen und einige Wochen vom Profoß verwahren — eine Maßregel, die allerdings gegen einen so hohen Offizier und Edelmann höchst ungewöhnlich, wenn auch rechtlich nicht unzulässig war. Denn meist wurden sie nur durch Ehrenwort gebunden, nicht zu entweichen, aber dieses Wort ist nicht stets gehalten worden.[4]) Als

[1]) Leibkompanie und je 1 Kompanie unter Oberstwachtmeister von Wales und den Hauptleuten Bari, Hirsch und von Traupitz, zusammen am 27. Juni 1638 109 (Ober- und Unter-)Offiziere und 179 Gemeine!

[2]) So soll er z. B. in Krossen 682 Taler 20 Groschen zu viel eingetrieben haben. Rep. 24 S fasc. 4.

[3]) Die folgende Darstellung beruht im wesentlichen auf dem Inhalt von Rep. 21 nr. 43; die Behauptungen Traupitz' müssen dabei meist als richtig unterstellt werden.

[4]) Einer von den Fällen, daß ein höherer Offizier sein Ehrenwort brach, war die Flucht des Obersten Moritz Augustus von Rochow; vgl. darüber Rep. 24 W. fasc. 1.

jedoch Löben (der Verweser von Krossen) und der kurfürstliche …missar Paul Jacobi für ihn verwandten, wurde er gegen Aus… …llung eines Reverses aus der Haft entlassen.

Doch nur kurze Zeit erfreute er sich seiner Freiheit. Schon …de Dezember 1637 wurde er nochmals aus unbekannten Gründen … Flans in Arrest genommen. Ob er etwa die Verpflichtungen … dem Reverse nicht innegehalten hatte? Ueber vier Wochen saß … so in Krossen; dann wurde er auf die Feste Driesen, deren …mmandant Flans inzwischen geworden war, und von hier — …ohl auf Anordnung der Kriegsräte — nach Berlin gebracht.

Da sich Traupitz anscheinend wiederholt beim Kurfürsten be…schwert hatte, so hatte Flans inzwischen bei der Kriegskanzlei eine Eingabe gegen ihn gemacht. Flans wurde jedoch durch den General von Klitzing aufgegeben, die Beweise für seine Behauptungen beizu…bringen, und daher zog sich die Sache in die Länge; Traupitz mußte weiterhin im Arreste bleiben. Zwar erklärte sich Flans in Gegen…wart der Fähnriche von Arnim und von Priort bereit, ihn gegen einen Revers freizulassen, und ein solcher Revers wurde Flans auch durch einen Notar zugestellt; aber die Freilassung verzögerte sich noch immer. — Da griff Klitzing in der 15. Woche mit Gewalt ein: er selbst entließ Traupitz aus der Haft!

Seine Berechtigung hierzu war allerdings recht fraglich. Zum Vorwande galt ihm der romanistische Satz: actore non probante reus absolvitur; „und do er zwartt die sach in der churfl. kriegß…cantzley anfangß anhengigk gemachtt, alſo daß dieselbe hernegſt an daß generall-kriegßgericht gedien, aber nichtt außgefuerett noch be…weien worden." — Hierbei wurde jedoch — unzweifelhaft absichtlich — übersehen, daß es sich ja gar nicht um eine Klage des Flans gegen Traupitz vor dem Generalkriegsgerichte handelte, sondern daß Flans als Chef seines Eskadrons auf Grund seiner Jurisdiktions…gewalt gegen einen Untergebenen eingeschritten war, und daß seine Eingabe an die Kriegsräte nur eine Rechtfertigung seines Verhaltens gegenüber der vorgesetzten Dienstbehörde darstellte. Außerdem hätte eine Klage vor den Kriegsräten nicht ohne weiteres vor ein General…kriegsgericht gehört, und schließlich hatte ein solches überhaupt nicht stattgefunden, sondern Klitzing hatte ohne Urteil und Recht Traupitz freigelassen.

Diesem war jedoch wohl infolge der hohen Gunst der Kamm zu sehr geschwollen: er kehrte sofort nach Driesen zurück, um die Führung seiner Kompanie wieder zu übernehmen. Selbstverständlich

ließ ihn Flans unverzüglich zum dritten Male in Haft nehmen, und nunmehr wurde auch das Strafverfahren gegen ihn vorläufig zum Abschlusse gebracht. Schon in der dritten Woche, am 10. April 1638, fand ein Malefizkriegsrecht statt, in dem der Schreiber als Regimentsschultheiß und Offiziere des Eskadrons als Richter und Beisitzer fungierten; der Oberstwachtmeister Olifer von Wales führte den Vorsitz, Flans selbst trat als Ankläger auf.

Von den Anklagepunkten interessiert besonders der erste: daß Traupitz die besten Soldaten seiner Kompanie nebst der Maitresse seines Bruders, des damaligen schwedischen Generalgewaltigers, zum Feinde geschickt habe. Er bestritt zwar die Tat, doch wurden seine Gegenzeugen nicht angehört, sondern es wurde sofort entschieden; und zwar sprachen ihm der Oberstwachtmeister und der Hauptmann Bari unbedingt das Leben ab, die Leutnants und anderen Beisitzer kamen nur bedingt zu dieser Enscheidung: „wofern es könte bewiesen werden". Wegen eines zweiten Anklagepunktes wurde von den meisten Mitgliedern des Gerichts dem Oberstleutnant die Bestimmung der Strafe anheimgestellt; nur die Fähnriche entschieden sich für Aberkennung der Charge. Bei einem dritten Punkte war das Gericht einig: „Wofern er (Traupitz) die iniuria nichtt erweisen wurde, soltte er dafur gehaltten werden, wie er den obristen leutenandt gescholten"; es war dieses die allgemein übliche Strafe bei Beleidigungen. Ein vierter Punkt soll nach Traupitz' Behauptung außerdem noch vorgelegen haben, ihm aber nicht mitgeteilt sein; die Angabe klingt etwas phantastisch.

Anscheinend hat aber Flans bei diesem Urteile kein ganz reines Gewissen gehabt; denn nur so ist es zu erklären, daß er es nicht ausführen ließ, überhaupt keine endgültige Entscheidung fällte, sondern nur Traupitz fernerhin gefangen hielt.

Inzwischen war — ungefähr seit Mitte Januar — auch der Bruder Lorenz von Traupitz in seine Gewalt geraten. Dieser hatte seine Stellung als schwedischer Generalgewaltiger[1]) angesichts der brandenburdischen Avokatorien vom 6. Januar 1636[2]) und 24. April 1637[3]) aufgegeben — freilich erst, nachdem ihm Klitzing eine gleiche

[1]) Vorher hatte er anscheinend eine schwedische Infanteriekompanie geführt; über die von ihm 1633 und 1638 veröffentlichte „Kriegskunst, nach königl. schwedischer Manier eine Compagny zu richten u. s. f." vgl. Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften II 1045 ff.
[2]) Rep. 24 Na. fasc. 9.
[3]) Rep. 24 Na. fasc. 10.

Stellung im brandenburgischen Heere versprochen hatte! Auf der Reise nach Kölln war er jedoch von Flans aufgegriffen und verhaftet worden. — Beide wandten sich nun nochmals schriftlich nach Kölln, und daraufhin befahl zuerst Kliting und — da dieses nicht half — der Kurfürst, die beiden Traupitze freizulassen. Diese Befehle, die in Flans' Jurisdiktionsgewalt eingriffen, hatten bei ihm den umgekehrten Erfolg, als erwartet war: er verschärfte daraufhin ihre Haft. Insbesondere erhielt Paul Tag und Nacht eine Schildwache in seine Stube und eine vor sein Fenster. Auch Frau und Kinder, von denen das jüngste erst 4 Jahre alt war, durften die Stube nicht verlassen; doch wurde diese Anordnung nicht streng befolgt. Jede Gemeinschaft mit den anderen Offizieren, Adeligen, Bürgern oder Geistlichen wurde ebenfalls unterbunden. Daß ihm während der Haft kein Gehalt oder Servis gezahlt wurde, versteht sich von selbst.

Schließlich, anscheinend Ende Mai, gelang es ihnen dennoch, ihre Haftentlassung durchzusetzen. Wodurch sie es ermöglichten, ist nicht zu ersehen. Es geht nur daraus hervor, daß beide ungefähr am 1. Juni von Berlin aus Schreiben an den Kurfürsten richteten, und zwar bat Lorenz um einen Befehl an Flans, ihm die Sachen und die drei Diener, die noch in Driesen zurückgehalten waren, auszufolgen, während Paul eine formelle Klageschrift gegen Flans einreichte und die Auszahlung der Werbegelder verlangte.

Die Dekrete auf beide Eingaben sind vom 5. Juni 1638 datiert; dieses sind auch die ersten Urkunden, in denen die Traupitze als Generalauditeur bezw. Generalgewaltiger erscheinen, so daß sich aus ihnen die Datierung der Bestallungen ungefähr ergiebt.

Doch so schnell erreichten sie ihren Zweck noch nicht. Zwar befahl der Kurfürst am 16. Juni, daß Flans außerdem noch 2 ausgerüstete Pferde dem Generalgewaltiger binnen 14 Tagen herausgeben solle — aber am 28. Juli hatte noch niemand etwas erreicht.

Unterdessen begannen die beiden Brüder ihre neuen Aemter würdig auszufüllen. Mit ihrem hohen Gönner, dem Generalkommissar Joachim Friedrich von Blumenthal, zogen auch sie nach Eberswalde zum großen Rendezvous. Dort erklärte sich der Generalgewaltiger am 17. Juni wirklich bereit, wenn Blumenthal es erreichte, daß ihm Flans allen zugefügten Schaden ersetze, so wolle er sich die Leute, die er nach seiner Bestallung brauche, sowie die nötigen Eisen und Banden auch anschaffen und drei Monate lang behalten. Außerdem müsse jedoch allen Obersten und sonstigen Kommandeuren selbständiger Truppenteile befohlen werden, „uhralter krigesobservantz

nach ihren marquetentern bey antretung meiner charsie[1]) anteuten zulassen, das sie sich mit dem jahrgelt schleun- undt förderlichst gegen mich erzeigen undt solches abstatten sollen; auch das die provosen numehr ihrer pflicht und schultigkeit halber mir an hant gehen undt ordere empfangen mussen." Wenn dieses geschche, also vor allem die Gebührnisse seines Amtes gesichert waren, dann — wolle er seinen Dienst auch sofort antreten!

Doch halt! in demselben Briefe an Blumenthal zeigte er in einem Postskriptum auch schon seinen Pflichteifer: er erstattete seine erste Strafanzeige: Oberstleutnant von Flans habe dunkle, unverständliche Worte ausgestoßen, die vielleicht den Kurfürsten beträfen! — Daß dieser erste Verbrecher gerade der persönliche Feind der Traupitze war, beruhte wohl nur auf dessen außerordentlicher Schlechtigkeit? und daß die Anzeige so geheimnisvoll formuliert war, daß man auf das Schlimmste gefaßt sein mußte, und sich doch nichts dabei vorstellen konnte, hatte wohl gar keinen Nebenzweck?

Wenn hierdurch auch der Ersatz des von Flans zugefügten Schadens nicht erreicht wurde, so hatten die Traupitze doch bald einen anderen, nicht zu verachtenden Erfolg zu verzeichnen: der Kreis Ruppin wurde durch einen kurfürstlichen Befehl angewiesen, ihnen das auf die Hälfte erniedrigte Interimstraktament zu reichen.[2]) Doch selbst hier hatten die Aermsten wieder mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die sie zwangen, sich am 4. Juli 1638 nochmals hilfeflehend durch Blumenthal an den Kurfürsten zu wenden: nur für sie selbst gab der Kreis das Traktament, nicht auch für die zugehörigen Gerichtspersonen. Denn da diese im Befehle nicht erwähnt waren, meinte der Kreis, daß deren Unterhalt wohl in jenem Unterhalt miteinbegriffen war, wie dieses häufig ähnlich vorkam. Allerdings war es nach den Bestallungen hier nicht der Fall, aber jedenfalls war der Kreis nicht angewiesen worden, auch noch die Untergebenen der Traupitze zu unterhalten. Diese beschwerten sich deshalb und baten, da sie jene Personen jetzt mit Mühe zusammengebracht hätten, so möchten ihnen auch nach dem Verhältnisse ihrer Besoldungen Interimstraktamente zugewiesen werden. — Ob diese Bitte erfüllt wurde, lassen die Akten leider nicht erkennen; doch ist es wohl anzunehmen, da derartige Bitten nie abgeschlagen wurden.

---

[1]) d. i. Charge.
[2]) d. h. Traktamente nach der Interimsverpflegungsordonnanz vom 20. Juni 1638: Rep. 24 K. fasc. 26 Bl. 35 f.

Wieviel weniger konnte es hierbei geschehen, da auch der Generalauditeur nunmehr die Gelegenheit benutzte, seinen großen Pflichteifer zu zeigen und — nur einen Monat nach seiner Anstellung — schon um Uebersendung der kurfürstlichen Kriegsartikel[1]) bat.

Nachdem so die beiden Aemter in ordentliche Verfassung gebracht waren, konnte die Nemesis freie Hand über Flans erhalten. Der Kurfürst erklärte, ihn von Driesen abberufen und nach Kölln zur Verantwortung fordern zu wollen. Da zugleich Oberst Levin von Beyern in Driesen erschien, um das Kommando über die Festung zu übernehmen, so konnte Flans nunmehr allerdings nichts übrig bleiben, als zu gehorchen. Und nun, da er unschädlich gemacht war, kam der mutige Generalgewaltiger auch mit den dunklen, gefährlichen Worten heraus, die er von ihm gehört hatte: Flans hatte dereinst bei Tisch gesagt, wenn es ihm schlecht ergehen sollte, so wolle er sich eventuell — nach England begeben! — Daß Lorenz von Traupitz ihm keine schlimmere Tat gegen den Kurfürsten vorwerfen konnte, läßt tief blicken.

Flans, der naturgemäß auf das Aeußerste gefaßt sein mußte, wenn er in die Hände der Traupitze fiel, wehrte sich zunächst so gut, wie er konnte: er blieb in Driesen und sandte den Kriegsräten eine umfangreiche Verteidigungsschrift ein, in der er mit der größten Kühnheit alle seine — recht zahlreichen — Untaten ableugnete. Daraufhin wurde ihm unter dem 6. September 1638 im Namen des Kurfürsten von den Kriegsräten mitgeteilt, daß sein Gegenbericht nicht genüge. Weil er einige Punkte nicht gestehe, sei eine Inquisition nötig, zu der Kommissare verordnet würden. Inzwischen sei er von seinem Amte suspendiert und werde verpflichtet, sich jederzeit auf kurfürstlichen Befehl zu gestellen und den Austrag der Sache abzuwarten.

Am folgenden Tage wurden der neumärkische Regierungsrat Matthäus Wesenbeck und der Fiskal Christian Schelius mit der umfangreichen Untersuchung beauftragt. Diese beeilten die Angelegenheit außerordentlich. Nachdem ihnen der Befehl am 19. September in Küstrin zugegangen war, befanden sie sich bereits am 26. September

---

[1]) Dabei ist zu beachten, daß es einheitliche Kriegsartikel für das Brandenburgische Heer damals überhaupt noch nicht gab; vielmehr hatten alle Truppenteile besondere Artikelsbriefe. Wenn diese auch in den Grundzügen übereinstimmten, so gingen sie doch in Einzelheiten vielfach recht auseinander. Vgl. Rep. 24 E 1. Man sieht, mit welchem Eifer sich der Generalauditeur über die Pflichten seines neuen Wirkungskreises orientiert haben muß!

in Driesen und vernahmen dort alle Beteiligten: Kläger und Zeugen. Flans selbst sollte auch vorgeladen werden, doch gelang es nicht: er war verschwunden. Die Kommissare berichteten alsdann nach Spandau an die Kriegsräte, und von diesen erging am 16. Oktober der Befehl, nunmehr die Zeugenaussagen sub formula iuramenti wiederholen zu lassen[1]). Wesenbeck und Schelius trugen jedoch Bedenken, diesem Befehle sofort nachzukommen; sie berichteten vielmehr den Kriegsräten: „Demnach wier aber vor diesem schon bey uffnehmung deß gezeugknusses der meinung gewesen, die zeugen eydtlich zu examiniren, so haben wier demnach zu verhuettung einieger nullitet, damit zu verfahren, angestanden, weill nothwendig nach zulassung der rechte undt sonderlich, da die acta zue erholung eineß endturtheils sollen verschicket, gegentheil, den obristen lieutenandt Flanßen, hette müssen darzu ad videndum produci et iurare testes citiret werden"; dieses konnte aber nicht geschehen, weil Flans nicht da war. In der von Fromhold konzipierten Antwort vom 1. November gaben ihnen die Kriegsräte wegen ihrer Bedenken Recht und teilten zugleich mit, daß ihres Wissens Flans in Filehne in Polen sei.

Hiermit schließen die Akten über das Verfahren gegen Flans. Doch ich meine, der Schluß ist wohl mit größter Wahrscheinlichkeit zu erraten; Flans wird nicht so dumm gewesen sein, sich von den Brandenburgern erreichen zu lassen, und damit ergab es sich von selbst, daß das Verfahren nunmehr im Sande verlief.

Wie lange sich alsdann die Gebrüder von Traupitz noch ihrer schönen Gehälter und ihres neuen, ruhigen Lebens erfreuten, vermochte ich nicht genau festzustellen. Es mag im ganzen nur etwa 6 Monate gedauert haben. Von Lorenz habe ich keine weitere Kunde bisher gefunden; doch da Paul bald aus den brandenburgischen Diensten schied, wird auch er nicht viel länger darin verblieben sein. Den Regierungsantritt des Großen Kurfürsten hat er sicherlich nicht mehr erlebt, da er sonst am großen Reinemachen von 1641 als Helfer oder als Leidender hätte beteiligt sein müssen.

Paul von Traupitz bin ich dagegen noch einmal begegnet, nämlich beim Verfahren gegen den Oberstleutnant Hans Jakob Feld-

---

[1]) Inzwischen hatte der Kurfürst übrigens am 23. September Schwarzenberg schriftlich befohlen, mit Flans auch wegen der Werbungen abzurechnen: vgl. Rep. 24 E. 5 fasc. 16. Am 10. Oktober 1638 folgte ein Befehl, ihn vor den Kriegsräten wegen der Klagen der Stadt Driesen zu hören: Rep. 21 nr. 42a.

berger vom Regimente Dietrichs von Kracht.[1]) Das Urteil des Generalkriegsrechtes von Havelberg, den 23. November 1638, durch das Feldberger von verschiedenen gegen ihn erhobenen Anschuldigungen freigesprochen wurde, ist auch von Traupitz noch unterzeichnet. Eine Abschrift dieses Urteiles übersandte er am 17. September 1639 jedoch von Braunschweig[2]) aus an Feldberger, nachdem er sie als „weilandt churfurstl. brandenb. general-auditeur" mit Unterschrift und Siegel beglaubigt hatte.

Die Verabschiedung der beiden Traupitze scheint jedoch schon Ende 1638 erfolgt zu sein. Denn als am 21. Februar 1639 das öffentliche Generalkriegsrecht wegen Hochverrates und Fahnenflucht über den Obersten Hellmut von Wrangel im kurfürstlichen Marstalle in Kölln abgehalten wurde, vertrat kein Generalgewaltiger, sondern nur ein Profos die Anklage, und kein Generalauditeur leitete die Verhandlung, sondern Konrad von Burgsdorff.[3]) Auch unter dem Urteile fehlt die Unterschrift des Paul von Traupitz. Es ist daher so gut wie sicher, daß damals schon beide Traupitze Brandenburg verlassen hatten.

Da nun das Urteil über den burgsdorffischen Oberstleutnant Joachim Milatz, das ihn unter schamloser Rechtsbeugung verurteilte,[4]) nicht von einem General- oder Regimentskriegsgerichte gefällt war, sondern vom kurfürstlichen Hausvogte Georg Reichenau dem Verurteilten am 29. Dezember 1638 überbracht wurde, so ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß Paul von Traupitz schon damals seine Stellung verloren hatte. Doch ist es möglich, daß Schwarzenberg auch für diesen Fall die Oeffentlichkeit aus denselben Gründen scheute, wie bei seinen Intrigen gegen Burgsdorff: auch seine Verabschiedung suchte er ohne Kriegsrecht durch Verleumdungen beim Kurfürsten durchzusetzen.[5])

---

[1]) Rep. 24 R.

[2]) Welche Stellung er dort einnahm, habe ich nicht ermittelt; der dortige Generalauditeur hieß damals Otto. Vgl. Graf v. d. Decken, Herzog Georg v. Braunschweig u. Lüneb. (Hannover 1834) III 190.

[3]) Vgl. Rep. 24 BB. Damit stimmt es überein, daß Schwarzenberg im Juni 1639 wegen der Bestrafung der Goldackerschen Rittmeister v. d. Goltz und v. d. Oelsnitz nur mit Blumenthal und den Kriegsräten korrespondierte, ohne daß ein Generalauditeur erwähnt wurde; Rep. 24 G. 6 fasc. 10.

[4]) Vgl. Rep. 24. J. fasc. 13; eine weitere Nachricht über diesen Prozeß ist in Rep. 24 M.b fasc. 14 erhalten.

[5]) Rep. 24 V.

Was zu jener plötzlichen Verabschiedung geführt hat? wer kann es wissen? ob es Schwarzenberg übelnahm, daß der Generalauditeur die Verurteilung Feldbergers nicht hatte durchsetzen können? ob die Notwendigkeit der beiden teueren Stellen dem Kurfürsten auf die Dauer nicht glaubhaft gemacht werden konnte? ob sie aus rein persönlichen Gründen in Ungnade fielen? oder ob sie Klitzing folgten? Ein bestimmter Anhaltspunkt ist nicht gegeben, das Feld der Vermutungen aber ist weit.

So endete schnell die kurze Episode vom ersten brandenburgischen Generalauditeur und Generalgewaltiger.

Die Eingeborenenpolitik der europäischen Kolonialmächte in Afrika.*)

Von

Dr. P. Rohrbach, Friedenau.

Wenn man von den Ländern nördlich der Sahara absieht, die in physikalischer wie in geschichtlicher Beziehung eher zum Mittelmeerbecken gehören, als zum eigentlichen Afrika, und die Verhältnisse an der äußersten Südspitze des Erdteils ebenso einer besonderen Betrachtung vorbehalten bleiben, so gliedert sich die Kolonialpolitik der europäischen Mächte in Afrika samt allen mit ihr zusammenhängenden Fragen in zwei deutlich von einander geschiedene Abschnitte. Die Scheidung zwischen beiden wird durch das Aufhören der Sklavenausfuhr aus dem tropischen Westafrika gebildet und durch den — um einen treffenden Ausdruck Supans zu gebrauchen — hiermit bedingten notwendigen Uebergang der bisherigen „punktweisen" Kolonisation in eine „flächenhafte". Im großen und ganzen kann man sagen, daß die wirtschaftliche Bedeutung der afrikanischen Tropengebiete bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts sich im wesentlichen darauf beschränkt, daß von hier aus der Sklavenbedarf Westindiens, des südlichen Nordamerika, Brasiliens und noch einiger kleinerer ähnlich gearteter Wirtschaftsgebiete gedeckt wird. Der Sklavenhandel war ein so außerordentlich gewinnbringendes Geschäft und widersprach so wenig den vorwaltenden sittlichen Anschauungen der katholischen wie der protestantischen Völker bis tief in das 18. Jahrhundert hinein, daß alle am afrikanischen Kolonialbesitz interessierten Mächte mit ihm offiziell als mit dem gewinnbringendsten Stück ihrer dortigen Kolonialwirtschaft rechneten. Es ist eine gute Bemerkung Supans in seinem Buch über die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien, wenn

*) Vortrag, gehalten in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung, Berlin, am 10. Januar 1908.

er schreibt, daß man wahrscheinlich nicht auf den Gedanken des Negerhandels aus Afrika verfallen wäre, wenn die Kolonialbewegung im Zeitalter der Entdeckungen nicht von den Spaniern und Portugiesen, sondern von den Engländern oder Franzosen ausgegangen wäre. Während des Mittelalters hatte allerdings auch in den germanisch-romanischen Ländern von Nord- und Mitteleuropa eine vollkommen naive Auffassung über den Sklavenhandel bestanden. Stammt doch selbst unser jetziges Wort Sklave von dem Verkauf von heidnischen Gefangenen aus den Slavenkriegen der deutschen Fürsten in den Ländern östlich der Saale und Elbe vom 10. bis 13. Jahrhundert. Slavische Gefangene aus Deutschland sind damals bis nach Spanien hin verhandelt worden, Hamburg und Bristol waren im 13. und 14. Jahrhundert ebenso gut Sklavenhandelsmärkte, wie Rom, Venedig, Genua und Pisa. Noch über das Mittelalter hinaus erhielt sich aber der europäische Sklavenhandel in ungebrochener Blüte bei den Staaten auf der pyrenäischen Halbinsel. Im übrigen Europa mußte er von der Zeit an verschwinden, wo es keine Heiden und keine Heidenkriege mehr gab, denn die Versklavung der christlichen Glaubensgenossen galt als selbstverständlich ausgeschlossen. Mit der Christianisierung Ostelbiens, Preußens, Livlands und Littauens hört also der nordeuropäische Sklavenhandel von selber auf. Castilien, Portugal und bis zu einem gewissen Grade auch die italienischen Seerepubliken am adriatischen und tyrrhenischen Meer blieben aber dauernd im Kampf mit den Muhammedanern, die als Ungläubige gleichfalls dem Versklavungsrecht unterlagen. Mit der Vertreibung der Mauren vom Boden der pyrenäischen Halbinsel griff der Kampf mit dem Islam nach Nordafrika über, und hier galt zwischen Christen und Mauren wechselseitig der Grundsatz, daß, vom baren Gold und Silber abgesehen, der Kriegsgefangene die wertvollste Beute war. Es ist sehr bezeichnend, daß die Berichte über die Expeditionen, die Prinz Heinrich der Seefahrer von Portugal in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts ausschickte, zwar fast bei jeder Fahrt die Kopfzahl der als Sklaven erbeuteten Gefangenen nachweisen, aber von den geographischen Erfolgen der Fahrt vielfach schweigen.*) 1443 wurde als die erste große Faktorei der Portugiesen für den Sklaven- und Produktenhandel im tropischen Westafrika das Kastell auf der Insel Arguim, etwa 4 Breitengrade nördlich von der Mündung des Se-

---

* Ruge. Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Seite 90.

negal, gegründet. Man brachte dorthin europäische Industrieartikel und Getreide und tauschte außer Fleisch und allerlei wenig belangreichen tropischen Kuriositäten Gold aus den Nigerländern und Sklaven von der Guineaküste ein. Die Gründung dieser Faktorei von Arguim bezeichnet also, wenn man will, den Beginn einer auf unmittelbare wirtschaftliche Ausnützung gerichteteten europäischen Kolonialpolitik im tropischen Afrika.

Bei dem System dieser einzelnen Faktoreien und Forts als Stützpunkte für den Ankauf von Sklaven und den wenigen hochwertigen Landesprodukten, die sonst noch in Betracht kamen, verblieb es in der Hauptsache bei allen an der westafrikanischen Küste interessierten Mächten von der Mitte des 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Es ist das diejenige Art von Kolonisation, die Supan die punktweise nennt. Auch auf der Gegenseite des Erdteils, an der Küste des Indischen Ozeans, lagen die Verhältnisse ähnlich, wenngleich die dortigen befestigten Stützpunkte, um die Portugiesen, Araber, Aegypter und später auch gelegentlich Holländer und Engländer kämpften, nicht so sehr dem unmittelbaren Sklaven- und Produktenhandel, wie der Erleichterung und Beherrschung des Verkehrs mit Indien dienen sollten. Außerdem gewinnt an dem größten und wichtigsten Teil der ostafrikanischen Küste nach dem Niedergang der portugiesischen Seemacht im indischen Ozean das Arabertum seine zeitweilig unterbrochene politische und wirtschaftliche Vormacht in so ausgesprochenem Maße wieder, daß die europäischen Kolonialinteressen dortselbst auf lange hinaus stark in den Hintergrund treten.

Die Zurückhaltung der übrigen europäischen Nationen außer den Spaniern und Portugiesen in der Frage des Sklavenhandels dauerte übrigens nur so lange, bis man auch bei ihnen die Erfahrung von den großen Gewinnen machte, die auf jene Weise zu erzielen waren. Spanien z. B. vergab die Sklaveneinfuhr nach seinen amerikanischen Besitzungen als ein normiertes und bezahltes Privileg. Dieses Privileg, den sogenannten Assiento, erwarb im Utrechter Frieden 1713 England, als einen Teil der politischen Entschädigung, die es für die Anerkennung des Bourbonen Philipp als König von Spanien erhielt. Als Stützpunkte für den Erwerb von Sklaven besetzten Franzosen, Engländer, Holländer und Portugiesen in bunter Reihenfolge eine große Anzahl von Faktoreien, von Arguim bis über die Mündung des Kongo hinaus. Auch Brandenburg unter dem Großen Kurfürsten und sogar der kleine polnische Lehnstaat Kurland unter seinem Herzog Jakob traten im 17. Jahr-

hundert in die Reihe der Mächte, die befestigte Stationen in Westafrika besaßen, und für alle europäischen Stationen waren die Sklavenprivilegien selbstverständlich. Was für eine Art von Eingeborenenpolitik sich bei dieser kolonialwirtschaftlichen Methode in Afrika ergab, kann man sich leicht denken. Das ganze Interesse an jenen Stützpunkten des Handels beschränkte sich darauf, Sklaven und einige andere kostbare Produkte, wie Gold, Federn und dergl., zu erhalten. Zu dem Zweck wurden meist Verträge mit den größeren einheimischen Häuptlingen geschlossen. Diese erhielten Waffen und Munition, um bei den Stämmen im Innern die erforderlichen Sklaven gewaltsam einzufangen. Unter Umständen wurde den Häuptlingen, die das Sklavenmaterial besorgten, von der Faktorei sogar ein Tribut in Form regelmäßiger Geschenke gezahlt. Ueber die Wälle der Forts und die unmittelbare nächste Nachbarschaft erstreckte sich das direkte Interesse der Stationskommandanten und Faktoreileiter überhaupt nicht. An selbständige Gewinnung von Landesprodukten zum Zweck der Ausfuhr dachte selten ein Mensch. Die mörderischen Einwirkungen des Klimas, das dem Weißen nicht nur eigene körperliche Tätigkeit, sondern schon den längeren Aufenthalt im Lande so gut wie sicher tötlich machte, ließen vollends den Gedanken an die Gründung von Plantagenbetrieben nach dem Muster Westindiens oder Südamerikas im Lande der Neger selbst, auch abgesehen von der Schwierigkeit, sie militärisch gegen die mächtigen schwarzen Häuptlinge und gegen die Gewaltsamkeiten der weißen Wettbewerber fremder Nationalität zu schützen, an der westafrikanischen Küste nicht aufkommen. Damit entfiel auch jede Art von Eingeborenenpolitik im heutigen Sinne.

Ganz anders lagen die Verhältnisse von vornherein in Südafrika, das sich im Gegensatz zum tropischen Westafrika als koloniales Ansiedlungsland für die weiße Rasse entwickelte. Die Holländer besetzten das Kap der Guten Hoffnung hauptsächlich zu dem Zweck, um hier eine Verproviantierungs- und Erholungsstation für die Indienfahrt zu schaffen. Dazu war es notwendig, den Schiffen vor allen Dingen frisches Fleisch und Gemüse zu liefern, und von Anfang an gingen die holländischen Bestrebungen am Kap dahin, dort eine ansässige weiße Bevölkerung, die Ackerbau und Viehzucht treiben sollte, zu schaffen. Die Erfolge nach dieser Richtung hin waren freilich sehr langsame. 1682, zwei Jahrhunderte nach Bartholomäus Diaz, zählte die weiße Bevölkerung an der Tafelbai erst 663 Seelen, einschließlich der 300 Mann starken Garnison; 1688 landete ein

verhältnismäßig sehr großer Zuwachs an vertriebenen französischen Hugenotten: 180 Seelen.*) Am Ende des 17. Jahrhunderts lagen die äußersten Vorposten der weißen Besiedlung binnenwärts bei Drakensteen und Stellenbosch, Orten, die heute beide noch zum erweiterten Vorortbezirk von Kapstadt gehören. Dahinter begann das Gebirgsland, in dem sich der erste Aufstieg zu den übereinanderliegenden Plateaus der sogenannten Karru vollzog, und dort hausten unumschränkt die einheimischen Hottentottenstämme und Buschleute. Der allmähliche Umschwung zu den neuen Verhältnissen vollzieht sich hier während des 18. Jahrhunderts. Nachdem einmal die langdauernde Stagnation in den Bevölkerungsverhältnissen überwunden war, wozu vor allen Dingen die Vermehrung der weißen Frauen durch den natürlichen Zuwachs und die Einwanderung beitrug, ging es bald rascher vorwärts. Die Folge war, daß die schmalen anbaufähigen Täler und Striche im Küstengebiet in unmittelbarer Nähe von Kapstadt für den Unterhalt der Bevölkerung nicht mehr ausreichten und die nachwachsende Generation daher genötigt war, durch die Gebirgspässe auf das innere Hochland emporzubringen. Dort aber bestand die einzige Möglichkeit zu wirtschaftlicher Existenz in der Weidewirtschaft nach dem Muster der Eingeborenenstämme. Zugleich aber bot sich in dem steigenden Absatz von Fleisch und Fleischprodukten an die Indienfahrer die Möglichkeit einer sicheren ökonomischen Grundlage für die Wirtschaft. Damals entstanden die Anfänge des Burentums. Eine andere Wirtschaftsmöglichkeit, als die Farm mit extensiver Weidenutzung existierte aber auf dem südafrikanischen Hochland nicht. Vor allen Dingen bedurften die neuen Ansiedler gewaltiger Flächen zum Unterhalt ihrer Viehherden, und bei dem Fehlen aller künstlichen Maßnahmen zur Verbesserung der Wasserverhältnisse in jener ersten Zeit der südafrikanischen Besiedlung und bei der halb nomadenhaften Methode dieses uranfänglichen Burentums mußte die für diese Art von Wirtschaft im ganzen erforderliche Landfläche noch viel größer sein, als eine entsprechende Anzahl von Farmen heute an Land beanspruchen würde. Als untergeordnete Hilfskräfte brauchte man bei dieser Art von Viehwirtschaft natürlich Farbige. Die Ansiedler auf der Karru bedurften also sowohl des Landes der Eingeborenen, als auch der Arbeitskräfte der Eingeborenen für ihren Wirtschaftsbetrieb, und hiermit bestimmt sich das kolonialwirtschaftliche Problem, wie wir es jetzt im gesamten tropi-

*) Supan, Die territoriale Entwicklung der Europäischen Kolonien, Seite 81.

schen und südlichen Afrika in ausgeprägter Form vor uns haben, alsbald als die untrennbar verbundene Doppelfrage der Bodennutzung und der Eingeborenennutzung. Hiervon war bei der punktweisen Kolonisation in den Faktoreihandelsgebieten der tropischen Westküste bis tief ins 19. Jahrhundert hinein kaum andeutungsweise die Rede gewesen. Während der Sklavenhandelszeit beschränkte sich die Bodennutzung darauf, daß einzelne feste Stützpunkte in unmittelbarer Nähe der Küste, ja oft selbst nicht einmal solche, sondern bloße verankerte und abgetakelte Schiffe, sogenannte Hulks, an den Flußmündungen und Häfen gehalten wurden, und im übrigen kam es darauf an, wieviel Menschenware von den Unternehmern, teils einheimischen Häuptlingen, teils Mischlingen, teils weißen Abenteurern, der Station zugetrieben wurde. Das war die ganze Methode der damaligen Eingeborenennutzung. Als der Sklavenhandel und mit ihm diese Art von Kolonialwirtschaft aufhörte, besaß man teils überhaupt nicht, teils nur in ganz beschränktem Maße eine Möglichkeit, von den vereinzelten Handelsplätzen an der Küste aus auf die Eingeborenen im Sinne einer Produktionssteigerung an Landeserzeugnissen einzuwirken. Der natürlichen Arbeitsscheu und dem geringen natürlichen Erwerbstrieb der Neger, von dem wir weiterhin noch zu reden haben werden, entsprach der geringe Wert des tropisch-afrikanischen Handelsumsatzes selbst noch im ersten und zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts. Natürliche Verkehrswege ins Innere hinein gab es dort nur in ganz geringem Umfange, und doch war auf anderem Wege, als durch Okkupation großer Landgebiete, keine verkehrswirtschaftliche Aufschließung des Innern und direkte kräftige Beeinflussung der einheimischen Bevölkerung, sei es in Güte, sei es in Gewalt, und keine Steigerung des Handels zu erwarten.

Nicht so in Südafrika. Nachdem einmal die ersten Schritte auf das Hochland hinauf geschehen waren, drang die weiße Ansiedlung verhältnismäßig rasch weiter vor. Im Jahre 1800 lief die Grenze der Kapkolonie von West nach Ost noch mitten durch die Karru. 1848 lag sie bereits am Oranjefluß, und jenseits des Oranje waren die Freistaaten der aus dem Kapland ausgewanderten Buren entstanden. Ueberall, wohin das politische und wirtschaftliche System des einheimischen weißen Afrikanertums reichte, diesseits so gut wie jenseits des Oranje und des Vaal, wurde den Eingeborenen gegenüber nach derselben Methode verfahren: das Land wurde vom weißen Mann okkupiert, und der Eingeborene,

soweit er nicht beim Versuch, Widerstand zu leisten und seinen Besitz zu verteidigen, zugrunde ging, wurde seines Eigentums verlustig und auf diese Weise mit selbstverständlicher Notwendigkeit dazu gezwungen, fortan seinen Unterhalt als Arbeiter in Lohn und Brot des weißen Mannes zu verdienen. Der Bur, worunter in diesem Zusammenhange nicht nur die Einwohnerschaft der beiden früheren Republiken, sondern das gesamte einheimische weiße Afrikandertum, namentlich auf dem platten Lande, zu verstehen ist, sieht es mit unerschütterlicher Sicherheit als selbstverständlich an, daß der Farbige, der „Kaffer", kein Recht auf eigenen Landbesitz und eigene Viehzucht, also überhaupt nicht auf einen eigenen Wirtschaftsbetrieb nach der Art des weißen Mannes, hat. Der Eingeborene kommt für ihn nur als Dienstbarer, als Arbeiter, als „Volk" im Sinne des südafrikanischen Farmers in Betracht. Diese Art von Eingeborenenpolitik haben die Buren mit unerbittlicher Härte überall dort durchgeführt und zur Vollendung gebracht, wo sie die äußere Möglichkeit dazu besaßen, d. h. wo die natürlichen klimatisch-physikalischen Verhältnisse des Landes die Viehzucht nach der Methode der südafrikanischen Steppenwirtschaft als die einzige oder ganz überwiegende Möglichkeit zur ökonomischen Ausnutzung des Grund und Bodens bedingten. Wo das der Fall war, und wo der Eingeborene keine Möglichkeit hatte, in geschlossener Masse vom Ackerbau nach Art der innerafrikanischen Negerstämme zu existieren, blieb ihm, nachdem er sein Land und sein Vieh verloren hatte, tatsächlich nur die Wahl zwischen dem Rückzug in die unwirtlichsten und unwirtschaftlichsten Wüstengebiete, die dem weißen Ansiedler auf keine Weise mehr begehrenswert erschienen, zwischen dem Untergang oder der Annahme seiner neuen sozialen und ökonomischen Lage als unterworfener und untergeordneter Arbeitsstand im Dienst des Weißen. Ueberall dort in Südafrika, wo besondere geographische und klimatische Bedingungen eine ausnahmsweise Widerstandskraft den Eingeborenen ermöglichen, so z. B. im Gebirge, im Basutoland, und in den regenreichen, jegliche Art von einheimischem Ackerbau ermöglichenden Sululänder des Ostens, haben sich innerhalb des ausschließlichen Wirtschaftsgebiets der weißen südafrikanischen Rasse sozusagen Inseln erhalten, auf denen die Lage der Eingeborenen in wirtschaftlicher und teilweise auch in politischer Beziehung noch eine bessere ist — aber das ändert nichts an der Tatsache, daß die allgemeine Tendenz in der Eingeborenenfrage innerhalb der natürlichen Grenzen Südafrikas die oben beschriebene ist. Auch im nördlichen

Transvaal waren die Buren aus ähnlichen Gründen, wie sie im Basutoland und sonstwo vorhanden waren, noch nicht dahin gelangt, ihr System zur vollständigen Durchführung zu bringen, aber sie arbeiteten auch dort daran und waren in dauerndem Fortschreiten begriffen. Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß dem burischen Prinzip die Zukunft innerhalb des ganzen anglo-burischen Teils von Südafrika gehört. Die Engländer haben aus politischen Gründen auf mehrfache Weise versucht, es zu durchbrechen, aber die Folgen dieses Versuchs haben sich für die Sicherheit und den Stand der weißen Herrschaft in Südafrika als so erschreckende herausgestellt, daß von Kapstadt bis nach Rhodesia bei dem ganzen einheimischen und bodenständigen Südafrikanertum nur eine einzige Stimme darüber besteht. Die englische Verwaltung in der Kapkolonie unternahm es schon vor dem letzten großen Burenkriege, bei der annähernden Stimmengleichheit zwischen der nativistischen Afrikanderpartei und dem englisch-imperialistisch gesinnten Teil der Bevölkerung, eine Stabilierung der Mehrheitsverhältnisse im Kapstädter Parlament in ihrem Sinne dadurch zu erreichen, daß sie auch dem nach Besitz und Bildung gehobeneren Teil der Eingeborenen das Stimmrecht zu den Parlamentswahlen verlieh. Namentlich in der Zeit unmittelbar nach dem südafrikranischen Kriege wurde von imperialistischer Seite mit diesem Stimmrecht der Eingeborenen der größte Unfug getrieben. Man nahm es bereits als hinreichenden Erweis für den geforderten Bildungszensus an, wenn der farbige Wähler irgendwie seinen Namen kritzeln konnte, und es wird glaubhaft erzählt, daß die Kaffern durch besondere Einpeitscher zu Hunderten auf die Fähigkeit zu dieser Art Ableistung ihrer Namensunterschrift hin dressiert wurden. Ein stärkerer Gegensatz gegen das Prinzip der Buren, das die Eingeborenen nicht nur von der selbständigen wirtschaftlichen Produktion sondern erst recht von jeder Art politischen Mitbestimmungsrechts in aller Schärfe ausschließt, ist nicht denkbar. Man würde übrigens fehl gehen, wenn man die englische Eingeborenenpolitik in Südafrika ausschließlich auf jene eben vorgetragenen politischen Erwägungen zurückführen wollte. Daran, daß solche den Ausschlag gegeben haben, ist nicht zu zweifeln, aber neben ihnen existierte und existiert auch noch eine nicht politisch, sondern allgemein philanthropisch orientierte Unterströmung in einflußreichen englischen Kreisen, die für Südafrika wie für die tropischen Kolonien unter christlichen und humanen Gesichtspunkten ein derartiges Verhalten den Eingeborenen gegenüber im Interesse der ver-

meintlichen Menschenrechte der Farbigen ausdrücklich propagiert. Im Zusammenhang hiermit steht auch die Tätigkeit der englischen und der von den Engländern geduldeten oder unterstützten deutschen Missionsgesellschaften im Kaplande, die sich, abgesehen von der Predigt des Christentums unter den Eingeborenen, deren religiöse Erziehung und geistig-sittliche Heranbildung auf dem Wege des Schulunterrichts zum Ziel gesetzt haben. Außer den Missionsschulen gibt es aber auch noch öffentliche Unterrichtsanstalten für Farbige im Kaplande, und ohne dieses an den dortigen Eingeborenen arbeitende Unterrichtssystem wäre es überhaupt unmöglich gewesen, für die farbigen Wähler jenen oben erwähnten Bildungscensus einzuführen. Die weiße Afrikanderbevölkerung und namentlich die echten Buren stehen dieser Art von Eingeborenenunterricht aber ebenso mißtrauisch oder direkt ablehnend gegenüber, wie der Erteilung politischer und ökonomischer Rechte an die Farbigen. Bekanntlich bildet die Frage, ob der Farbige in Kapland und den früheren Burenrepubliken durch rechtskräftiges Kaufgeschäft Grundbesitz erwerben solle, ein Hauptstreitobjekt zwischen der imperialistischen eingeborenenfreundlichen Partei in der Verwaltung, die sich überwiegend auf die großen Handels- und Minenstädte beschränkt, und zwischen der Masse der landsässigen weißen Bevölkerung afrikanischer und englischer Zunge. Die Afrikander sehen vollkommen klar, wozu die Unterrichtspolitik bei den Farbigen führen muß: zur moralischen und materiellen Aufsässigmachung der gesamten Eingeborenenbevölkerung gegen die weiße Herrschaft. Ein warnendes und im höchsten Grade bedenkliches Zeichen nach dieser Richtung hin ist die sogenannte äthiopische Bewegung. Um diese ihrem Wesen nach zu würdigen, ist es nötig, erst noch mit einem Wort eine andere Maßnahme der Engländer zu besprechen, die womöglich noch schärfer und zersetzender in dem Verhältnis zwischen den Weißen und den Farbigen in Südafrika gewirkt hat, als der Schulunterricht der Eingeborenen: die Bewaffnung von Farbigen im Burenkriege. Für das Selbstgefühl des Buren gegenüber den Eingeborenen ist ihre Heranziehung zur Waffenhilfe eine moralische Unmöglichkeit. Auch in den verzweifeltsten Momenten des Krieges haben die Kommandos der Freistaaten nie zu diesen Aushilfsmittel gegriffen. Der waffentragende Kaffer ist für den Buren genau solch ein Unding, wie der lesende und schreibende. Das gilt natürlich nicht von den halb oder ganz freien Stämmen, wohl aber von dem sogenannten „Volk“, der farbigen Arbeiterklasse in direktem Dienstverhältnis bei den Weißen. Die

Engländer waren, der Not gehorchend, nicht so bedenklich. Sie haben notorisch nicht nur zehntausende von Farbigen als Wagentreiber, Viehwächter und dergl. in den Dienst der fechtenden Truppen gestellt — das taten die Buren unter Umständen auch —, sondern sie haben sie auch mit Gewehr und Patronengurt, öfters sogar mit Sattel und Pferd ausgerüstet, den aktiven fechtenden Abteilungen als Kombattanten zugeteilt und sogar irreguläre Streifkorps vollständig aus Farbigen organisiert. Namentlich im Nordwesten der Kapkolonie sind die dort lebenden kleinen Stammesfragmente unvermischter Hottentotten auf diese Weise aufgeboten und bewaffnet worden. Der moralische Schaden, der auf solche Art in dem Verhältnis zwischen Weißen und Farbigen in Südafrika angerichtet worden ist, läßt sich überhaupt nicht beschreiben. Wenn auch den Buren in anderer Beziehung zweifellos eine starke politische, wirtschaftliche und zum Teil auch sittliche Rückständigkeit nachgesagt werden kann, so sind sie auf diesem Gebiet, was die Festhaltung der Grenzlinie zwischen Weißen und Farbigen betrifft, doch von vollkommener Festigkeit gewesen, und das aus keinem anderen Grunde, als weil sie, in instinktivem Bewußsein des Richtigen, die Unmöglichkeit erkannten, anders als auf dem Wege einer solchen absoluten Rassenscheidung zwischen der herrschenden und der beherrschten Schicht Südafrika als das zu erhalten, was es jetzt ist: des weißen Mannes Land. Indem wir die Erörterung über die moralische Seite dieses Problems vom Standpunkt der Weißen aus bis an den Schluß dieser Ausführungen verschieben, ist es doch notwendig, die Tatsache schon jetzt mit aller Bestimmtheit zu markieren, daß es anders als nach dem System der Buren für die Weißen ausgeschlossen ist, Südafrika zwischen dem Kap der Guten Hoffnung und dem Sambesi auf die bisherige Weise dauernd zu beherrschen. Die Buren waren und sind Meister darin, im wesentlichen ohne verwerfliche Brutalität, allein durch die Art ihres gewöhnlichen Auftretens, den Kaffer in dem Bewußtsein zu erhalten, daß die patriarchalische Unterordnung unter den weißen Herren, den Baas, für ihn das Selbstverständliche ist; daß es für ihn kein anderes Los gibt und daß es gut so für ihn ist. Mit dem Augenblick, wo in den südafrikanischen Farbigen die Vorstellung entsteht, daß sie es eines Tages ihren jetzigen Herrn gleich tun könnten, wo man ihnen den Weg zu dieser Idee dadurch eröffnet, daß ein weißes Volk sie würdig erachtet, seine Waffengenossen gegen den weißen Gegner zu sein, ist der

Keim zu der gefährlichsten Zukunftsentwicklung in den Boden Südafrikas gepflanzt. Ganz besonders schlimm aber werden die Aussichten dadurch, daß England jene Samenkörner nicht nur durch die unglückselige Kaffernbewaffnung während des Burenkrieges ausgestreut hat, sondern gleichzeitig auch noch durch die verkehrte Art des Schulunterrichts, der den Farbigen unter Billigung der Regierung in den religiösen und staatlichen Unterrichtsanstalten zuteil geworden ist und noch zuteil wird. Die religiöse Ueberzeugung der Missionare und die vermeintlich humanen Ideale gewisser philanthropisch-eingeborenenfreundlicher Kreise in England vereinigen sich in der Vorstellung, daß der Weg zur kirchlich-sittlichen Erziehung auch für die Farbigen durch ein Schulsystem nach Art desjenigen gehe, das für die weiße Bevölkerung paßt. Infolgedessen gehen diese Eingeborenen-Schulen darauf aus, ihren Zöglingen vor allen Dingen den religiösen und sonstigen Wissensstoff nach Möglichkeit auf dem Wege über die Kenntnis des Englischen als Schrift- und Kultursprache beizubringen. Die englische Bibel alten und neuen Testaments, die englische religiöse Traktatliteratur, aber auch die englischen politischen Zeitungen und Tagesschriften jeder Richtung, sozialistische und utopistische Produkte der konfusesten Art, und außerdem noch die politische, soziale und religiöse Literatur der Negerklasse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wird auf diese Weise den südamerikanischen Farbigen zugänglich, und wie die Erfahrung gezeigt hat, dient ein solcher Zustand zu nichts anderem, als zur Beförderung der törichtsten und zügellosesten rassenpolitischen Spekulationen und zur Schürung einer entsprechenden Agitation.

Das gefährlichste Produkt des verkehrten Schulsystems unter den südafrikanischen Eingeborenen ist die sogenannte äthiopische Bewegung oder der Aethiopismus. Dieser hat natürlich nichts mit dem Christentum Aethiopiens oder Abessyniens zu tun, sondern er ist ein vollständig genuines Produkt der teilweise von den amerikanischen Negern her befruchteten geistigen Bewegung unter den südafrikanischen Eingeborenen. Nichts wäre verkehrter, als diese Bewegung im geringsten zu unterschätzen. Als der jetzige Premierminister von Transvaal und frühere Heerführer im Burenkriege, General Botha, am Sarge des alten Präsidenten Krüger in Pretoria sprach, sagte er, er halte es darum für ein besonders gutes Zeichen, daß Afrikander und Engländer in Frieden und Eintracht gemeinsam dem großen Toten Ehre bezeugten, weil sie in Zukunft beide zusammen gegen einen gemeinsamen Feind, den Freiheitstaumel

der farbigen Rasse, zu stehen haben würden. Das ist ein bitter ernstes Wort, und Botha hat es nicht obenhin gesagt, sondern weil er wohl wußte, was kommen würde. Der Name „äthiopische Kirche" für die pseudo-religiöse Bewegung unter den südafrikanischen Eingeborenen stammt von einem früheren farbigen Gehilfen der wesleyanischen Mission, Mokone, in Pretoria zu Anfang der neunziger Jahre. Mokone war aber nicht der Erste, der den Gedanken einer farbigen Nationalkirche in Südafrika faßte. Das war vielmehr ein anderer eingeborener Missionsevangelist der wesleyanischen Methodisten, Jeremia Tiele, im Jahre 1882. Er trat aus seiner alten Kirchengemeinschaft aus, sammelte eine Anzahl christlicher Kaffern im Osten der Kolonie unter dem Namen „Afrikanische Kirche" und gründete eine eigene Gemeinde. Diese neue afrikanische Kirche ließ sich zunächst ein selbständiges Gebetbuch drucken, strich die Fürbitte für die Königin Viktoria aus der Liturgie, setzte an Stelle ihres Namens den des Kaffernhäuptlings Dalindjebo und hatte sehr bald zahlreiche Nachfolger und ähnliche Absonderungen aus der Zahl der farbigen Missionschristen in Transvaal, Transoranje, Natal und Basutoland.*) Die Bewegung gewann einen stärkeren inneren Zusammenhang und größere äußere Erfolge, als der amerikanische Negerbischof Turner Südafrika besuchte. Turner akzeptierte den Namen Aethiopische Kirche, den Mokone seiner Gründung gegeben hatte und belegte sie durch die Bibelstelle Psalm 68, 32: „Mohrenland (d. h. Aethiopien) wird seine Hände ausstrecken zu Gott". „Diese Worte bedeuten", sagte Turner, „daß die Schwarzen ihre Arme grade ausstrecken sollen, gleich dem Ringer, um ihren Feind zu packen, ihn zu Boden zu werfen und den ersten Platz unter den Nationen zu erobern. Die gelbe Rasse hat ihre Zeit der Größe gehabt, so auch die braune. Ihre Macht und ihr Ruhm gehören der Vergangenheit an. Die Weißen triumphieren noch im Gefühl ibrer Ueberlegenheit. Allein die Sonne ihrer Gewalt neig sich dem Untergange zu. Sie müssen von der Rennbahn abtreten. Dann schlägt die Stunde der schwarzen Hamiten. Amerika und Afrika reichen sich die Hand. Der Sieg ist ihnen gewiß!"**) Turner kam vor einigen Jahren nach Südafrika auf Einladung eines früheren farbigen Missionsgehilfen der Wesleyaner, Mata Dwane. Dieser Dwane ließ sich von ihm zum apostolischen Vikar der bischöflich-

*) Vergleiche für das Folgende den Artikel von Missionar B. Schmid in der Zeitschrift „Der alte Glaube", in Nr. 17., 27. Januar 1905.

**) Nach dem eben genannten Aufsatz von Schmid. Spalte 395.

methodistischen Kirche von Nordamerika für Südafrika ernennen, schloß sich aber nachträglich doch wieder der anglikanischen Episkopalkirche in Kapstadt an, als der anglikanische Erzbischof von Kapstadt ihm in törichter Kurzsichtigkeit die Gründung eines besonderen „aethiopischen Ordens“ innerhalb der südafrikanischen Hochkirche gestattete. Die nordamerikanische Negerkirche entsandte daraufhin sofort einen neuen „Bischof von Afrika“, einen gewissen Coppin, der in Kapstadt ein besonderes eingeborenes College gründete, aus dem in Zukunft sich der Klerus der äthiopischen Kirche rekrutieren sollte. Ueber den Charakter, den diese äthiopische Kirche in neuester Zeit angenommen hat, möchte ich mich anstatt aller weiteren Ausführungen auf das Zeugnis eines sehr besonnenen und in seiner Grundstimmung durchaus negerfreundlichen deutschen evangelischen Missionars im Kaplande, W. Schmid, berufen. Dieser schreibt von der Wühlarbeit der äthiopischen Agitatoren unter den bisherigen farbigen Missionschristen: Sie machen sich mit Vorliebe an die in Kirchenzucht stehenden Gemeindeglieder heran und werfen dann namentlich ihre Angeln nach den eingeborenen Evangelisten aus, die sie durch die Aussicht auf höheres Gehalt, selbständige Stellung und den klingenden Titel eines „Reverend“ an sich locken. Ihre missionierende Tätigkeit ist gering. Hier verfahren sie mit einer Oberflächlichkeit, die zur förmlichen Karrikatur wird. „Bei uns genügt es, eine Predigt gehört zu haben. Dann kann jeder getauft werden!“ Nach diesem Grundsatze wurden an einem Sonntage zwanzig Heiden getauft, die nichts weiter getan hatten, als daß sie am Sonntag zuvor eine Predigt mit anhörten, deren Inhalt war: „Wir bringen euch unsere Lehre, die Lehre Aethiopiens, die lautet: Ihr Schwarzen Afrikas, sagt euch alle von der Herrschaft der Weißen los!“ Um so eifriger wühlen sie dagegen in den alten Missionsgemeinden, nicht selten von den eingeborenen Häuptlingen begünstigt. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Bewegung trotz aller inneren Uneinigkeit und Zerrissenheit überall um sich greift und große Massen an sich zieht. Von der Kapstadt an ist sie bereis bis zu dem Reiche der Barotse am oberen Sambesi vorgedrungen. Unter den Greueln des Burenkrieges hat sich der Aethiopismus noch nach zwei Seiten verschärft. Er ist in das politische Fahrwasser geraten und hat einen schwärmerischen Charakter angenommen. Für die Buren war die Neutralität der farbigen Bevölkerung eine Art Glaubenssatz. Sie haben niemals daran gedacht, die Eingeborenen zum Kampfe gegen die Engländer aufzurufen. Dafür waren sie zu weitsichtig und zu

stolz, das Wort in seinem besten Sinne genommen. Die englische Heerführung kannte diese Rücksicht nicht. Sie benutzte die Farbigen nicht bloß im weitesten Maße zu allerlei Kriegsdiensten, sondern sandte sie schließlich auch bewaffnet gegen die Buren vor. Das erhitzte ihre Einbildung ebenso sehr, als es ihre Achtung vor den Weißen dämpfte. Ungeheuerliche Freiheitsträume bemächtigten sich der aufgeregten Massen, zum Teil durch unvorsichtige Versprechungen der Engländer genährt und noch mehr durch schwärmerische Freiheitsapostel geflissentlich ausgebreitet. Alles Land nördlich vom Magalis-Berge geben die Engländer, so verkündigten die Propheten, den Kaffern zurück. Die Stämme werden ihre alten Sitze wieder einnehmen, unter eigenen Häuptlingen leben und, frei von jedem Dienst und jeder Abgabe, sich ihres Glücks erfreuen. Ihre Träume haben sich nicht erfüllt. Die Dienstbarkeit der Schwarzen ist größer, als zuvor. Sie wurden entwaffnet und durch hohe Steuerauflagen zu neuer Arbeit gezwungen. Dazu gesellten sich schwere Nöte, Dürre, Krankheiten, Hunger und zuletzt noch die Herabdrückung des Lohns durch die neueingeführten Kulis. Was darum während des Krieges als Hoffnung schönerer Zeiten erglänzte, das ist nun ein Programm fanatischer Schwarmgeister geworden. Die äthiopische Bewegung ist in ihrem jüngsten Stadium religiös, sozial und politisch zugleich. Die Politiker rufen: gleiches Recht mit den Weißen! und verstehen darunter nichts anderes als: Der schwarze Erdteil den Schwarzen! Die Männer der Kirche aber predigen: Der Zufluchtsort aller Kaffern vom Süden bis zum Norden ist die Aethiopische Kirche, hier ist die Heimat, die Herde, der sich jeder Eingeborene anschließen muß!'" So Missionar Schmid.

Die Entwicklung der äthiopischen Bewegung, wie sie sich in derartigen Zeugnissen ausspricht, und die einhellige Ueberzeugung aller derjenigen persönlichen Kenner der Verhältnisse, die nach der geschichtlichen wie nach der politischen Seite mit dem südafrikanischen Eingeborenentum vertraut sind, läßt es keinem Zweifel unterliegen, daß für die Zukunft Südafrikas tatsächlich die Krisis einer Auseinandersetzung zwischen den Weißen und den Farbigen heraufzieht, und es wäre ein Optimismus, der leicht verhängnisvoll werden kann, wenn man sich ohne weiteres in der Hoffnung wiegen wollte, daß diese Krisis ohne Blutvergießen, ohne die Greuel eines von beiden Seiten mit der äußersten Erbitterung und Unmenschlichkeit geführten Rassenkrieges zu Ende gehen wird. Zum mindesten müßte, wenn es anders kommen soll, auf seiten der Weißen ein

gemeinsames politisches Verständnis von der Natur dieses Problems sich mit der Entschlossenheit zum entsprechenden politischen Handeln zusammenfinden. Der Aethiopismus ist einstweilen noch lange nicht die nativistische Bewegung der eingeborenen Rasse in Südafrika schlechthin; er ist möglicherweise einstweilen noch nicht viel mehr, als ein Symptom dieser Bewegung — allerdings dann ein sehr hervorstechendes und beachtenswertes. Das aber ist sicher, daß eine von Jahr zu Jahr sich weiter ausbreitende und tiefer fressende geistige Bewegung durch die Eingeborenenstämme Südwestafrikas geht, eine Bewegung, von der ein mehr zufälliger Ausläufer bekanntlich auch unser Südwestafrika erreichte und zu der Erhebung des alten Hendrik Witbooi beitrug. Wer über geschichtliche Erfahrung verfügt und geschichtlich erkennbare Größen zu werten versteht, der weiß aber auch, daß derartige Bewegungen, einmal in Gang gekommen, nie wieder von selber aufhören, sondern daß sie in einer oder in der anderen Form, in direkter oder in gebrochener Entwicklungslinie, ihren Weg gehen, bis ihre Kraft an irgend einer Stelle offenbar wird. Man kann über die Mittel und Wege verschiedener Meinung sein, wie solche Bewegungen zu beeinflussen, einzudämmen, vielleicht unter besonders günstigen Umständen auch zurückzubilden sind, aber auf jeden Fall ist es das Verkehrteste, was geschehen kann, wenn man ihre Bedeutung bestreitet oder gering schätzt und den Dingen zusehenden Auges ihren Lauf läßt. Daher müssen wir es für die Behandlung der Eingeborenenfrage in unserem Anteil an Südafrika auch uns gesagt sein lassen, daß die Eingeborenenpolitik, die jenseits der englischen Grenze gemacht wird, eine praktische Bedeutung auch für unseren Besitz hat und daß wir unsererseits durch die Behandlung dieser Fragen in unserem Anteil eine Verantwortung fürs Ganze mitübernehmen.

Vor allen Dingen ist die Meinung verkehrt, als ob es darum, weil unsere Kolonie Südwestafrika ein Ansiedlungsgebiet für den deutschen Farmer ist, nicht viel darauf ankäme, ob und wieviel Eingeborene daneben noch im Lande existieren. Gegenwärtig ist ihre Menge noch durch den Krieg und seine Nachwirkungen stark verringert, und bei den Hottentotten, deren Zahl schon vorher nach dem Urteil von Kennern des Volks, namentlich der Missionare, in beständigem Rückgang begriffen war, wird man wohl annehmen müssen, daß sie nach Ablauf eines gewissen Zeitraums, wenigstens als unvermischte Rasse, ausgestorben sein werden. Bei der schwarzen Eingeborenenbevölkerung der Kolonie aber, den Hereros und Ovambos, die zur

Banturasse gehören, und den sogenannten Klippkaffern oder Bergdamaras, die ein Negervolk von unbekannter Familienzugehörigkeit darstellen, dürfen wir die begründete Hoffnung hegen, daß ihre durch den Krieg dezimierte Zahl jetzt unter friedlichen Verhältnissen rasch und kräftig wieder in die Höhe gehen wird. Die Ovambos sind bekanntlich durch den Krieg fast gar nicht berührt worden, und auch die Bergdamaras, die größtenteils in Dienstbarkeit bei den Hereros lebten, haben keine großen Verluste erlitten. Die Zahl der Hereros ist allerdings sehr stark zusammengeschmolzen, möglicherweise bis auf die Hälfte, aber bisher hat sich immer noch gezeigt, daß die eigentlichen Negervölker auch im näheren Zusammenleben und im ständigen Verkehr mit dem Weißen eine sehr bedeutende Widerstands- und Anpassungsfähigkeit gegenüber den Einwirkungen der Kultur haben. Auch im englischen und burischen Südafrika sind die Namavölker, die Hottentotten und ihre Verwandten als reine Rasse fast verschwunden, und ihre Sprache existiert nicht mehr. Selbst der falsche Prophet Stüürmann, wie es heißt, ein Hottentotte aus der Kapkolonie und Verwandter des Kowesin-Stammes, der sogenannten Witboois, konnte sich bei seiner Predigt den Hottentotten auf deutschem Gebiet in der alten gemeinsamen Stammessprache nicht einmal verständlich machen, weil er als Muttersprache nur noch die Taal sprach, die burisch-afrikanische Abart des Holländischen. Es ist ein bemerkenswertes Zeichen für die politische Kraft, die dem Burentum innewohnt, daß es diese seine Sprache der gesamten farbigen Mischlingsbevölkerung des Kaplandes und der früheren Republiken aufgenötigt hat. Sprechen doch selbst die Nachkommen der muhamedanischen Einwanderer, der indischen Malayen und ostafrikanischen Araber, die in Kapstadt noch ihre Moscheen und ihre Mullahs haben, unter sich nur kapholländisch und kennen außer einigen englischen Brocken keine andere Sprache. Ganz anders ist es dagegen bei den schwarzen Stämmen in Südafrika, die weder an Zahl noch an physischer Kraft abgenommen noch ihre alte Stammessprache zugunsten des Burendialekts aufgegeben haben. Schon wegen der Notwendigkeit, soviel wie möglich einheimische Arbeitskräfte zu erhalten und zu beschaffen, müssen wir jetzt nach dem Kriege in Südwestafrika, was die Eingeborenen betrifft, eine ausgesprochene und systematische Populationspolitik treiben.

Unsere Eingeborenenpolitik hat in Südwestafrika von Anfang an unter einem unglücklichen Stern gestanden und sie ist erst durch die jüngsten Verordnungen, beinahe ein Vierteljahrhundert nach dem

ersten Erwerb der Kolonie, in die richtigen Bahnen gelenkt worden. Ursprünglich bestanden ja durchweg in Deutschland ganz verkehrte Vorstellungen über die Natur des Landes und über die wirtschaftlichen Möglichkeiten, die es darbot. Man dachte an große Handelsunternehmungen, an Bergwerke und andere Unmöglichkeiten. Schon nach wenigen Jahren konnte man sich aber darüber klar sein, was man in Südwestafrika besaß: nichts anderes, als einen Anteil an dem großen südafrikanischen Hochlande, von derselben durchschnittlichen Beschaffenheit, wie die Länder jenseits der Kalahari und des Oranjeflusses. Damit war auch gegeben, was in wirtschaftlicher Beziehung aus der Kolonie gemacht werden konnte: ein Besiedlungsland für weiße Farmer mit extensiver Weidewirtschaft. Vor allen Dingen gehörte aber dazu die faktische Verfügung über die nötigen Landflächen. Mit nicht sehr erheblichen Ausnahmen gehörte das Land indeß den eingeborenen Bantu- und Namastämmen, die dort wohnten, und von ihnen wurde es als Weide für ihr Vieh benutzt. Sollte also eine Ansiedlungspolitik stattfinden — und an etwas anderes war füglich nicht zu denken —, so mußte die Regierung vor allen Dingen in den unbestrittenen Besitz des Grund und Bodens gelangen, den Eingeborenen Reservate zuweisen und das übrige Land für die weiße Besiedlung öffnen und sichern. Voraussetzung dafür war natürlich, daß die Hereros und Hottentotten militärisch unterworfen und entwaffnet wurden. Das geschah nicht. Im Gegenteil, die Unklarheit über die notwendigen politischen und wirtschaftlichen Maßnahmen in der Kolonie ging so weit, daß man es von Regierungswegen den Hereros direkt ermöglichte, ihre bisherige mangelhafte Bewaffnung zu vervollständigen und zu verbessern, um sich der Ueberfälle Hendrik Witboois besser zu erwehren. Mehrere tausend Hinterlader und massenhafte Munition sind auf diese Weise in der Zeit von 1889—1891 ins Land gebracht und von den Eingeborenen erworben worden. Als der erste Landeshauptmann, der jetzige Major a. D. von François, die Verwaltung Südwestafrikas übertragen erhielt, brach er mit diesem System und sprach sich unzweideutig über die heraufbeschworene Gefahr aus, aber es war zu spät. Die Eingeborenen waren bereits im Besitz der Waffen, mit denen sie dreizehn Jahre später den großen Aufstand von 1904 unternehmen konnten. Die Eingeborenenpolitik, die Gouverneur Leutwein von 1894 bis zum Ausbruch des Aufstands in Südwestafrika befolgt hat, war nichts anderes, als die notgedrungene Konsequenz der Verhältnisse, die er bei Uebernahme der

Verwaltung vorfand. Er verfügte zu Anfang über eine militärische Macht von 400 Mann Schutztruppe, die allmählich bis auf etwas über 700 Mann gesteigert wurde. Wenn man bedenkt, daß heute die fünffache Truppenzahl verlangt wird, um die zusammengeschmolzenen und entwaffneten Reste der Hereros und Hottentotten in Ordnung zu halten, so wird man gerecht über die Aufgabe urteilen, die Leutwein gegenüber der ungebrochenen Macht und Bewaffnung der Stämme oblag. Im Jahre 1896 empörte sich ein Teil der Hereros im Osten der Kolonie. Die Niederwerfung des Aufstands gelang Leutwein mit seinen damaligen Mitteln und mit Hilfe des treu gebliebenen Teils der Hereros schnell und gründlich, und in der Kolonialverwaltung in Berlin dachte man nun doch daran, ob es nicht besser wäre, die anfangs versäumte Entwaffnung wenigstens bei den Hereros vorzunehmen. Man schickte Leutwein zu dem Zweck eine Verstärkung von 400 Mann. Die Zumutung, mit dieser Macht die Hereros zu entwaffnen, mußte Leutwein natürlich ablehnen. Die Ereignisse der Jahre 1904/06 haben ihm nur zu sehr recht gegeben. Im übrigen sind ja die südwestafrikanischen Zustände vor und nach dem Kriege in den letzten Jahren Gegenstand einer so ausgiebigen Erörterung gewesen, daß es sich vielleicht erübrigt, an dieser Stelle besondere Ausführlichkeit auf sie zu verwenden, und was mein persönliches Urteil darüber betrifft, so bitte ich auf die Darstellung verweisen zu dürfen, die ich in meinem eigenen Buch über Südwestafrika zur Sache gegeben habe. Worauf es mir an dieser Stelle ankommt, ist nur der Hinweis darauf, daß die schmerzliche Katastrophe, die uns soviel Menschenleben gekostet und soviel Ausgaben verursacht hat, nicht auf solche Fehler in der Eingeborenenpolitik zurückgeht, die speziell auf das Konto des Gouverneurs Leutwein kämen, sondern auf Fehler, allerdings sehr schwere und grundlegende Fehler, die vor seiner Zeit gemacht worden waren. Nachdem man einmal die Bewaffnung der Eingeborenen hatte geschehen lassen, existierte in der Tat nur die Alternative, eine Politik nach Art derjenigen Leutweins zu machen, oder einen Krieg nach Art der Kämpfe von 1904 bis 1906 zu führen. Leutweins Programm, mit dem er sich im Einverständnis mit der vorgesetzten Kolonialverwaltung befand, zielte darauf ab, durch eine hinhaltende Behandlung der Eingeborenenfrage, namentlich durch eine Trennung der Interessen der einzelnen Stämme und Parteien, den an sich zu befürchtenden Ausbruch gewaltsamen Widerstandes gegen die durchgreifende Kolonisierung des Landes durch die Weißen solange hint-

anzuhalten, bis die weiße Bevölkerung nach Menge und Kraft soweit erstarkt war, daß den Eingeborenen eine kriegerische Erhebung von selber aussichtslos erscheinen mußte. Das größte Hindernis für den schließlichen Erfolg dieses Planes lag darin, daß die Regierung nicht genügend Kronland zur Verfügung hatte, um zunächst einen kräftigen Stock weißer Ansiedler außerhalb der anerkannten Stammesgebiete der Eingeborenen zu schaffen. Das für Ansiedlungszwecke brauchbare Land außerhalb dieser Gebiete war gleich in den ersten Jahren an eine Anzahl Landgesellschaften fortgegeben worden, die teils durch hohe Preise, teils durch direkte Verweigerung von Landverkäufen das allmählich wachsende Ansiedlertum auf Landkäufe und Niederlassung in den Eingeborenengebieten, namentlich dem Hererolande, hindrängten. Ueberall staute sich die Ansiedlung an den Grenzen der Gesellschaftsländereien und wandte sich von dort nach den Eingeborenengebieten. Aber das Thema von den südwestafrikanischen Landgesellschaften ist ja auch schon so vielfach verhandelt und zum Teil ein Gegenstand des Tagesstreits geworden, daß man es mir leicht nachsehen wird, wenn ich hier auf diese an sich mit der Eingeborenenpolitik eng zusammengehörige Frage nicht näher eingehe. Durch eine Reihe von unglücklichen Zufällen, nicht zum mindesten durch die Auskunft eines verdienten alten südwestafrikanischen Offiziers während des Bondelsaufruhrs im Oktober 1904, daß er auf jeden Fall für die Ruhe in seinem Bezirk im Hererolande bürge, kam es, daß das Hererogebiet im kritischen Augenblick von Truppen so gut wie ganz entblößt war, um die Bondelzwarts im Süden zu bekämpfen. In diesem gefährlichen Augenblick hat wahrscheinlich die falsche Nachricht, daß die Engländer am Oranjefluß Feindseligkeiten auf eine dort kämpfende deutsche Abteilung eröffnet hätten, das plötzliche Aufflammen des bereits glimmenden Brandes im Hererolande verursacht.

Indem ich auch die Frage nach den während des Krieges in der Behandlung der kämpfenden und besiegten Eingeborenen etwa gemachten Fehlern übergehe, möchte ich nur bei den jüngsten Eingeborenenverordnungen für Südwestafrika einen Augenblick verweilen. Diese Verordnungen besagen im wesentlichen, daß die Eingeborenen fortan ohne Erlaubnis des Gouvernements keinen Grundbesitz haben und keine selbständige Großviehzucht treiben dürfen. Man hat eine solche Maßnahme hart genannt und gegen sie den Vorwurf erhoben, daß die Eingeborenen in eine Art von Sklavereizustand versetzt werden sollen. Nichts kann ungerechtfertigter sein, als ein

solcher Tadel. Ganz abgesehen von der Frage, ob und welche Bestrafung die Leute für den Aufstand verdient haben, ist es nur auf diese Weise möglich, ihre Arbeitskraft in den Dienst des Ansiedlungswerkes zu stellen, von dessen Fortschreiten und Erfolgen wir eine allmähliche Wettmachung der großen Aufwendungen für die Kolonie erwarten. Die große Masse der Eingeborenen hat auch früher keinen eigenen Besitz gehabt, sondern ist den Kapitänen und Großleuten dienstbar gewesen. Wenn wir es ihnen jetzt gestatten wollten, auf ihren alten Stammesgebieten selbständige Viehzucht zu treiben und wenn wir sie womöglich, wie tatsächlich gefordert worden ist, zu dem Zweck mit dem notwendigen Zuchtmaterial versehen wollten, so können wir sicher sein, daß kein Herero und kein Hottentott sich freiwillig zum Dienst als Arbeiter beim weißen Farmer, bei der Regierung, beim Bahnbau, oder sonst irgendwo anbieten wird. Es ist in der Tat das System der Buren, das wir mit jenen Verordnungen für Südwestafrika adoptiert haben, aber dieses System ist für alle südafrikanischen Länder aus den oben vorgetragenen praktischen, politischen und wirtschaftlichen Gründen eine absolute Notwendigkeit, wenn wir überhaupt daran festhalten wollen, daß diese Gebiete das sein und bleiben sollen, als was man sie heute zu bezeichnen pflegt: ein Land des weißen Mannes!

Wenn wir, um den augenblicklichen wirtschaftlichen Wert eines Kolonialgebiets zu ermitteln, seine Handelsbewegung zum Maßstab des Urteils nehmen, so entfällt bei Afrika (von Aegypten und den übrigen Mittelmeerländern natürlich abgesehen) sowohl absolut als auch relativ der größere Teil der Gesamtsumme auf Südafrika, und zwar unter Ausschluß der Wertbewegung an Edelmetallen, deren Mithinzurechnung das Bild natürlich noch viel entschiedener nach der entsprechenden Seite hin beeinflussen würde. Diese Tatsache, sowie der weitere Umstand, daß Südafrika in dem von uns angenommenen Umfange ein überaus wichtiges Besiedelungsland für die weiße Rasse ist, und daß in diesem Zusammenhang die Frage nach der Eingeborenenpolitik der dortigen Kolonialmächte als die wichtigste und brennendste erscheint, die überhaupt existiert, hat uns dazu veranlaßt, einen so großen Teil dieser Betrachtungen auf Südafrika zu verwenden. Was nun den in territorialer Beziehung unvergleichlich viel größeren, wirtschaftlich aber erst in den Anfängen seiner Entwicklung stehenden Teil Afrikas betrifft, die tropischen Küstenländer und Binnengebiete, so läßt sich hier auf keine Weise ein ähnlich klares und bestimmtes Bild zeichnen, wie das bei

Südafrika möglich gewesen ist. Wir greifen zunächst zurück bis auf die Zeit der Aufhebung des Sklavenhandels. Auf dem Wiener Kongreß setzte England die prinzipielle Beseitigung der Sklavenausfuhr aus Afrika im Sinne einer allgemeinen Deklaration der beteiligten Kulturstaaten über die Verwerflichkeit dieser Art von kolonialer Nutzungsmethode durch. Damit war die kolonialwirtschaftliche Betätigung der Weißen auf eine neue Basis gestellt, und wenn auch der Negerhandel in seinen letzten Ausläufern noch bis tief in das 19. Jahrhundert gedauert hat und auch die Verstärkung des Produktenhandels, die ihn ablöste, bis unmittelbar an die Schwelle des neuesten Kolonialzeitalters im wesentlichen an das Faktoreisystem gebunden blieb, so zeigten sich doch alsbald nach der Aufhebung der Sklaverei auch die ersten Anfänge einer „flächenhaften" Kolonisation in Verbindung mit dem Plantagensystem im tropischen Westafrika. Die Fortschritte waren aber sehr langsame. Bemerkenswerterweise waren es die Franzosen, die, nachdem England ihnen ihren früheren Besitz am Senegal zurückerstattet hatte, im Jahre 1819 in der Gegend von Dagana am Unterlauf des Flusses Eingeborenenplantagen zur Kultur von Baumwolle und Indigo ins Leben riefen. Wie gering aber der kolonialwirtschaftliche Wert aller damaligen europäischen Besitzungen in Afrika war, geht aus der Schätzung des Engländers Keltie hervor, der für die Zeit um 1815 den Gesamthandel Afrikas nur auf 600 Millionen Mark veranschlagt. Davon entfiel aber mehr als die Hälfte auf die Küstengebiete am Mittelmeer, und in den Handelswert für den tropischen und südlichen Teil des Erdteils war der Wert der Sklavenausfuhr mit eingeschlossen. Als dieser aufhörte, „blieben so wenig Handelswerte übrig, daß der größte Teil von Afrika, vom kaufmännischen Standpunkt betrachtet, alle Bedeutung verloren zu haben schien". Einschließlich des Sklavenhandels sollen Ausfuhr und Einfuhr aller afrikanischen Länder südlich der Sahara damals nur je 150 Millionen Mark bewertet haben!*)

Die Notwendigkeit, nach dem Aufhören des Sklavenhandels den afrikanischen Handel auf eine neue Basis zu stellen, nötigte die dort interessierten Nationen dazu, sich vor allen Dingen einmal über die Möglichkeiten einer Ausdehnung der Handelsbeziehungen ins Innere, über die natürlichen Verkehrswege, vor allen Dingen die

*) Supan, Die territoriale Entwicklung der Europäischen Kolonien, Seite 200, Anmerkung.

Flüsse und über die Haupthandelsrouten des Hinterlandes und über seine Verkehrsprodukte, zu orientieren. So kam es zu den ersten großen Forschungsreisen im Innern von Westafrika, die sich ganz besonders die Aufklärung der Produktions- und Bevölkerungsverhältnisse im Nigergebiet zum Ziel setzten. Trotzdem blieb der wirtschaftliche Wert Westafrikas so gering, daß man in England bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus fortdauernd daran dachte, die Verwaltung aus den Besitzungen an der Guineaküste zurückzuziehen und diesen Plan teilweise sogar zu verwirklichen begann. Mit Bestimmtheit, wenn auch langsam, haben nur die Franzosen im Senegalgebiet den Uebergang zur Flächenkolonisation und damit zur direkten Beherrschung größerer Massen von Eingeborenen fortgesetzt. Hier hat sich der General Faidherbe, von 1854—1864 mit einer kurzen Unterbrechung Gouverneur der Senegalkolonie, große Verdienste erworben. Der schlimmste Feind für die Erweiterung der Kenntnisse des Landes und für die Okkupation größerer Landflächen war und blieb aber das Klima, in Verbindung mit der Unwegsamkeit der tropischen Urwaldzone, die den größeren Teil des Küstengebiets am Golf von Guinea umsäumt. Der Handel war infolgedessen gering und dementsprechend erhielt sich die Abneigung bei den Kolonialverwaltungen in Europa, größere Mittel für den politischen Erwerb und die militärische Sicherung umfangreicher Territorien aufzuwenden.

Die große Wendung in der Auffassung vom zukünftigen Wert des tropischen Afrika als Kolonialbesitz für die europäischen Nationen brachte die Expedition Stanleys, der 1875—1877 zum erstenmal Afrika von Osten nach Westen in der Breite der großen Seen und des Kongo vollständig durchquerte. Es folgten die Kongokonferenz und die Gründung des unabhängigen Kongostaates, als Vorspiel zu der danach beginnenden rapiden Aufteilung des übrigen tropischen Afrika unter England, Frankreich, Deutschland und Portugal. Die unbedeutenden spanischen Besitzungen und der mißglückte Versuch Italiens in Afrika können dabei praktisch außer Betracht bleiben. Ueber die Methode der kolonialwirtschaftlichen Nutzung der ungeheuren, in wenigen Jahren erworbenen, vorläufig als bloße Interessensphären auf der Karte abgegrenzten Gebiete herrschte allerdings in der weiteren Oeffentlichkeit der interessierten Länder noch nicht viel Klarheit. Besonders gilt das für die praktische und theoretische Behandlung dieser Probleme in Deutschland, das in letzter Stunde ganz plötzlich und gleichsam über Nacht in

den Besitz kolonialer Territorien vom mehrfachen Umfange des Reiches, mit Millionen eingeborener Bewohner, gelangt war.

Als Ausgangspunkt der weiteren Betrachtung nehmen wir die englische Eingeborenenpolitik im tropischen Westafrika. Sie ist in eigentümlicher Weise gleichzeitig durch historisch-politische und durch wirtschaftliche Rücksichten bedingt und tritt uns daher in den verschiedenen Kolonien auch auf ziemlich verschiedene Weise entgegen. Am merkwürdigsten liegen die Verhältnisse in der Kolonie Sierra Leone, wo das bei den Engländern heimische sogenannte, „negrophile" System bis in seine äußersten Konsequenzen ausgebildet erscheint. Der Ursprung der Kolonie Sierra Leone geht auf die Ansiedlung früherer Negersoldaten, die England im Kampfe gegen die aufständischen Kolonien in Nordamerika gebraucht hatte, samt einer Anzahl befreiter Sklaven und heruntergekommener Weißen, zu Ende des 18. Jahrhunderts zurück. Die Hauptstadt des Gebiets erhielt wegen der programmatischen Bedeutung des Versuchs den Namen Freetown. In der Folge wurde bestimmt, daß alle durch englische Kreuzer von Sklavenschiffen befreiten Schwarzen zur Ansiedlung dorthin gebracht werden sollten. Die Leitung der Kolonie bekam eine philantropisch-kolonialwirtschaftliche Gesellschaft, die „African Institution"; der Hafen von Freetown wurde als Stützpunkt für die Kreuzer eingerichtet, die auf die Sklavenschiffe Jagd machen sollten, und die Gesellschaft erhielt für ihre Verwaltung in der Kolonie einen kleinen staatlichen Zuschuß. Sowohl nach der philantropischen als auch nach der wirtschaftlichen Seite hin endete der Versuch aber mit einem gänzlichen Mißerfolg, so daß Sierra Leone 1808 zur britischen Kronkolonie erklärt werden mußte. Aus der Zeit jenes ersten philantropischen Experiments her hat sich aber die damalige soziale und gesetzliche Verfassung der Kolonie bis heute erhalten, so daß Weiße und Farbige einander formell in jeder Beziehung gleich gestellt sind. Die Gerichte haben unterschiedslos weiße und schwarze Beisitzer und urteilen in solcher Besetzung gleichmäßig über Weiße und Schwarze; ebenso stehen beide Rassen im Prinzip sozial vollkommen gleich. Die äußeren und inneren Zustände, die sich unter der Herrschaft dieses Systems herausgebildet haben, sind allerdings eine Karrikatur auf die gesunde Vernunft. Unter einer dünnen Schicht von oberflächlichem Kulturfirnis herrscht bei den Farbigen eine unglaubliche Faulheit, Unsauberkeit und Verdorbenheit, die nur durch die dünkelhafte Ueberhebung dieser Gentlemen übertroffen wird. Infolgedessen gibt es keine englische Kolonie auf der Welt, die

einen ähnlich verlodderten und verlumpten Eindruck machte, wie Freetown und Sierra Leone. Die dortigen Eingeborenen nennen die Kolonie mit Emphase „das schwarze Land“ und fügen höhnisch hinzu, der Platz darin für die Weißen liege auf dem Kirchhof! Ein Weißer heißt zwar white man; statt black man muß man aber coloured gentleman sagen, wenn man sich keinen Injurien aussetzen will, und wer von „Niggern“ spricht, wird vor das Schöffengericht gebracht, in dem die schwarzen Beisitzer ihn zur Geldstrafe wegen Beleidigung verurteilen können! Auch das Beamtenpersonal des Gouvernements besteht zum großen Teil aus Schwarzen. Der Versuch, mit diesem Material im Hinterlande der Kolonie zur Gewöhnung der dortigen Eingeborenen an Arbeit und zur Hebung der Ausfuhr eine Hüttensteuer einzuführen, führte zu einem heftigen Aufstande; erst die neuerdings erfolgte Erbauung einer Schmalspurbahn in das Innere hat bessere Erfolge gehabt. Trotzdem ist Sierra Leone infolge seiner verkehrten sozialen Zustände bis heute die unbedeutendste aller englischen Besitzungen in Afrika geblieben.

Nicht ganz in derselben Weise wie in Sierra Leone, aber doch für unser Empfinden noch sehr weitgehend nach der negrophilen Seite hin, sind die sozialen Zustände und die Verwaltung in dem wichtigen Lagos ausgebildet. Es kommt nicht vor, daß farbige Geschworene über Weiße zu Gericht sitzen, wohl aber werden bei Streitigkeiten zwischen Weißen und Farbigen schwarze Beisitzer mit vollen richterlichen Befugnissen herangezogen. In gesellschaftlicher Beziehung stehen die wohlhabenden farbigen Familien den weißen durchaus gleich. Der Gouverneur erläßt zu den offiziellen Diners Einladungen an Schwarz und Weiß, und bezeichnend ist die bekannte Erzählung von dem deutschen Gouverneur, der beim englischen Kollegen in Lagos während eines Besuchsaufenthalts zum Ball eingeladen war, aber die Erfahrung machte, daß sämtliche schwarzen Schönheiten nach der Reihe ihm bei der Aufforderung zum Tanz einen Korb gaben. Er erkundigte sich unter der Hand, ob irgend etwas Besonderes vorläge und wurde gefragt, ob er in den betreffenden Familien, von denen er annehmen mußte, daß er abends beim Gouverneur mit den Damen zusammentreffen würde, seine Karten abgegeben habe. Auf die erstaunte Verneinung erhielt er die Antwort: ja dann können Sie sich natürlich auch nicht wundern, daß die Damen Sie ignorieren! In Freetown, wie in Lagos, kann es dem Weißen auch passieren, daß er auf der Post oder am Eisenbahnschalter von irgend einem schmierigen, fettigen Negerweib mit

den Worten: „ladies first!" darüber belehrt wird, wer zuerst daran kommt. In Lagos ist auch das ganze subalterne und ein Teil des mittleren Beamtenpersonals farbig.

Die Gründe für dieses negrophile englische System in Westafrika liegen zum Teil in dem philantropischen Beginn der dortigen Kolonisation, die nicht nur in Sierra Leone unter dem Einfluß der Theorien über die allgemeinen Menschenrechte stand, aus denen als erfreulichere Frucht ja auch die Abschaffung des Sklavenhandels erwuchs. Andererseits aber — und vielleicht ist dieser materielle Faktor im Ganzen noch gewichtiger einzuschätzen, als der ideelle — war die westafrikanische Küste in früherer Zeit wegen ihrer klimatischen Verhältnisse derart mörderisch für die Weißen, die als Kaufleute, Beamte oder Soldaten dorthin kamen, daß schon aus diesem Grunde eine kräftige Verwaltungsorganisation und eine intensivere Beeinflussung aller Verhältnisse durch das weiße Element ausgeschlossen war. Dazu kam der geringe wirtschaftliche Wert dieser Gebiete nach der Aufhebung des Sklavenhandels, der die englische Regierung zu wiederholten Malen beinahe dazu brachte, die Verwaltung und die Besatzungen bis auf einige wenige Häfen überhaupt aus Westafrika zurückzuziehen und den geringen existierenden Handel außerhalb dieser Plätze sich selbst zu überlassen. Vom Anfang bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein wäre man in London am liebsten sowohl Sierra Leone als auch die Goldküste und die besonders mörderischen Niederlassungen im Nigerdelta, wo einige Faktoreien besetzt waren, wieder los geworden. Man tat es schließlich nicht, aber man beschränkte doch die Opfer an Geld und weißen Kräften stark und versuchte statt dessen, die Eingeborenen so weit wie möglich für die Entwicklung und Verwaltung jener Besitzungen heranzuziehen. Man leistete daher auch den Missionsgesellschaften, die dort an der religiösen und kulturellen Entwicklung der Neger arbeiteten, jeden Vorschub, schon um mit Hilfe ihrer Schulen ein brauchbares Subaltern-Beamtenpersonal, kaufmännische Gehilfen, Clerks, Schreiber, Agenten usw. zu bekommen. Bei den guten intellektuellen Fähigkeiten, dem äußeren Nachahmungstalent und vor allen Dingen bei der maßlosen Eitelkeit der westafrikanischen Neger konnte dann eine Entwicklung, wie sie in Sierra Leone und Lagos stattgefunden hat, nicht ausbleiben. Eine sehr wichtige Folge davon ist aber die, daß unter dem Einfluß dieser früheren Zustände in den Küstengebieten das negrophile System auch später, als sich die Verhältnisse, etwa mit Ausnahme von Sierra Leone, unver-

gleichlich viel größer entwickelten, als man im Anfang des 19. Jahrhunderts und selbst bis in die sechziger Jahre noch annehmen konnte, nicht mehr gut zu beseitigen war, und daß es jetzt seine Wirkungen bis weit ins Innere hinein äußert. Der äußerlich von der Kultur beeinflußte, intelligente, des Lesens und Schreibens und aller kaufmännischen Geschäfte kundige, aber innerlich aufgeblasene und moralisch vollkommen haltlose „englisch" redende Neger von der Westküste ist ein so fest ausgeprägter Typus geworden und der Einfluß, den die Existenz und das Treiben dieser sogenannten Kulturträger auf ihre minder entwickelten schwarzen Landsleute im Innern hat, ist ein so großer und unvermeidlicher, daß alle Kolonialmächte an der Westküste zweifellos mit den Früchten dieser Art von englischer Eingeborenenpolitik dauernd werden rechnen müssen. Auch die Franzosen gehen in der Heranziehung der Farbigen (wenn auch nicht der reinen Neger) so weit, daß z. B. der stellvertretende Oberrichter am Sitze des Generalgouvernements von Westafrika, in Dakar, ein Mulatte ist. Französisch-Westindien entsendet ja bekanntlich sogar farbige Abgeordnete in die Deputiertenkammer in Paris!

Wenn man mit Engländern spricht, denen die Verhältnisse an der Westküste aus eigener längerer Erfahrung vertraut sind, so merkt man bald, daß ihnen die Zustände selbst unbehaglich sind und daß sie die überfirnißten und aufgeputzten schwarzen Ladies und Gentlemen gründlich mißachten. Innerlich gesteht kaum einer von ihnen den Farbigen das Recht auf gesellschaftliche Gleichstellung zu — nur daß die allgemeine Reservirtheit des Engländers in der Beurteilung solcher Zustände, der große Einfluß der üblichen Humanitätsphrasen und der Mission, die eifrig die Gleichberechtigung der Schwarzen verficht und mit der es niemand gern verderben will, dazu die offizielle Regierungsparole, eine gewisse äußere Zurückhaltung des Urteils verursachen. Es kann auch gar keinem Zweifel unterliegen, daß es nicht zu einer so krassen Ausprägung des negrophilen Systems gekommen wäre, wenn die beiden wichtigsten Faktoren des modernen Kolonialwesens im tropischen Afrika, die Eisenbahn und die Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse, namentlich der rationelle Chiningebrauch, von Anfang an in den englischen Besitzungen wirksam gewesen wären. Von dem Zeitpunkt ab, wo die flächenhafte Kolonisation in Afrika begann, zunächst in der Form einer Aufteilung des Erdteils in Interessensphären, haben sowohl die Engländer als auch die Franzosen erkannt und nach ihrer Erkenntnis gehandelt, daß eine weit ausgreifende Eisenbahn-

politik die Vorbedingung für alle übrigen Erfolge ausmacht. Im Gegensatz zu uns Deutschen, die wir in der ersten Zeit unserer kolonialen Experimente (zum Teil ja noch heute!) viel zu sehr in dem Vorurteil befangen waren, daß Kolonialwirtschaft identisch oder so gut wie identisch sei mit Kolonialwarenproduktion und Kolonialwarenhandel, ging die englische Kolonialpolitik in Afrika sofort und die französische sehr bald nach dem Beginn des neuesten Zeitalters darauf aus, den Handel mit Landesprodukten durch größere Aufschließungsbahnen von der Küste ins Hinterland zu entwickeln. In den meisten Gebieten des tropischen Afrika wiederholt sich die Erscheinung, daß die Küstengebiete verhältnismäßig produktenarm und vor allen Dingen schlechter bevölkert sind, als das Hinterland. So ist es am Senegal und am Gambia, so an der Goldküste, so im Nigergebiet, in Togo und in Kamerun. Mit einigen Abweichungen wiederholt sich dieselbe Erscheinung bekanntlich auch auf der Ostseite von Afrika. Bodenproduktion ist eben unter allen Umständen von dem vorhandenen Maß von Bevölkerungsdichte abhängig. Aus diesem Grunde kommt es bei der kolonialwirtschaftlichen Aufschließung des tropischen Afrika allem zuvor darauf an, die minder produktive oder unproduktive Küstenzone zu überwinden, und da brauchbare Flußwege ins Innere mit Ausnahme des Nigergebiets kaum vorhanden sind, so bildet die Eisenbahn das einzige Mittel hierzu. Die Erfahrungen, die man in den englischen und französischen Kolonien in Westafrika mit diesem System der Aufschließungsbahnen gemacht hat, sind, wie das in überzeugender Weise aus der Denkschrift des Reichskolonialamts über die Eisenbahnen Afrikas hervorgeht, durchaus günstige.

Mit der allgemein kulturellen und wirtschaftlichen Verschiedenheit der Verhältnisse im Küstengebiet und im Innern ist aber auch eine verschiedene Methode der Eingeborenenpolitik hier und dort gegeben. An den Küstenplätzen findet sich auf englischem und ähnlich auch auf französischem Gebiet eine farbige Bevölkerung, die noch von der Sklavenhandelszeit her aus allen möglichen Elementen bunt durcheinander gemischt und im Besitze jener vorhin charakterisierten besonderen Art westafrikanisch-eingeborener Küstenkultur ist, die zur sittlichen Hebung der Schwarzen so gut wie nichts beigetragen, ihren moralischeu Stand vielmehr verschlechtert hat, aber sie immerhin mit einem ziemlichen Besitz an äußeren Fertigkeiten, an geschäftlicher Gewandtheit und andern formellen Bildungselementen ausgerüstet hat. Diese halbzivilisierten Küstenneger werden

von der französischen Verwaltung meistens, wiewohl die negrophile Phrase auch dort herrscht, merklich kürzer behandelt, als auf britischem Gebiet, aber im allgemeinen bildet die Klasse doch an der ganzen Westküste, vom Senegal bis zum Kongo, mit allmählicher Abnahme ihrer äußeren Kulturstufe nach Süden, eine ziemlich gleichmäßig, man könnte vielleicht sagen, westafrikanisch-kosmopolitisch charakterisierte Eingeborenenschicht, die durchweg das sogenannte Neger- oder Pigeon-Englisch mit Gewandtheit handhabt und vielleicht mit einem gewissen Recht mit dem Suaheli redenden ostafrikanischen Küstenneger, der ein ähnliches Mischprodukt auf ähnlicher Kulturstufe ist, verglichen werden könnte. Diese Art von Küstennegern hat überall, wo sie vorhanden ist, auch in den deutschen Kolonien, die Tendenz, sich in sozialer und, wo es geht, auch in politischer Beziehung soweit wie möglich vorzudrängen, den Europäer äußerlich zu kopieren, zu versuchen, sich ihm gleichzustellen usw. Die psychologische Struktur des Küstennegertums beruht zum Teil auf einer mehr kindischen Eitelkeit und geschwätzigen Oberflächlichkeit, zum Teil aber sind diese Züge gepaart mit einem ausgesprochenen Rassendünkel gegenüber den Weißen, nicht selten auch mit direkt feindseligen Instinkten gegenüber dem Europäer. Von Bedeutung ist in dieser Beziehung auch das Vorhandensein eines politisch autonomen Negerstaates, dessen äußere Organisation ein lächerliches Zerrbild europäisch-amerikanischer freiheitlicher Staatsformen darstellt: die bekannte Negerrepublik Liberia. Neben und hinter dieser Gesellschaft von sogenannten Kulturnegern leben die wenig zahlreichen, in viele kleine Stämme und Dorfschaften zersplitterten unzivilisierten Buschneger des Küstengebiets in vollständiger Barbarei. Irgend ein zivilisatorischer Einfluß ihrer äußerlich vorgeschritteneren Stammesgenossen auf sie findet kaum statt. Man braucht von Monrovia, von Accra oder von der Sierra Leone-Küste nur wenige Stunden landeinwärts in den Busch zu gehen, um auch äußerlich die allerbarbarischsten und primitivsten Verhältnisse zu finden. Dieses Bild ändert sich erst vollständig, sobald man das eigentliche Innere jenseits der Busch- und Urwaldzone, von der das Küstengebiet bedeckt ist, erreicht hat. Am oberen Senegal und Gambia wie am oberen Niger, im Aschantigebiet (binnenwärts von der Goldküste), in Dahomey, in Britisch-Nigeria, ja selbst noch im deutschen Kamerunhinterlande, ist die politische Entwicklung der Eingeborenen sehr viel weiter fortgeschritten, als innerhalb der vorliegenden Küstenregion. Der Neger im Innern ist in großen einheimischen Staaten organisiert, die der

europäischen Invasion im Zeitalter der beginnenden flächenhaften Kolonisation Westafrikas zum Teil einen starken Widerstand entgegengesetzt haben. Man braucht nur an die schweren Aschantikriege der Engländer und an die Kämpfe der Franzosen in Dahomey und im westlichen Sudan mit den dortigen eingeborenen Machthabern zu erinnern, die bedeutende Opfer forderten und denen gegenüber die Europäer oft der höchsten Energie und des ganzen verwegenen Wagemuts bedurften, den die jahrelange kriegerische Arbeit in diesen Gebieten bei manchen Naturen unserer Rasse entwickelt, um in verhältnismäßig so kurzer Zeit doch die erste vorläufige Stabilierung der europäischen Autorität in jenen entlegenen Gebieten zuwege zu bringen. In den relativ gut bevölkerten, zum großen Teil bereits muhammedanischen und bis zur Ankunft der Europäer in den Formen der asiatisch-afrikanischen Despotie organisierten einheimischen Reichen des inneren Westafrika ist das Problem einer Eingeborenenpolitik für die weiße Rasse natürlich ein ganz anderes, als an den Küstenplätzen, und es ist bezeichnend dafür, wie sich aus gleichartigen Verhältnissen mit geringen Abweichungen auch das gleichartige politische System entwickelt, wenn wir bei der Eingeborenenpolitik der Engländer und Franzosen in den westafrikanischen Binnengebieten vielfach dieselben Methoden verfolgt sehen. Der jetzige Stand der Dinge im Küstengebiet, den ein besonnener Beurteiler weder vom Standpunkt der schwarzen noch von dem der weißen Rasse als einen erfreulichen anerkennen kann, ist ein Produkt jener zwei oder drei Menschenalter, in denen die handelswirtschaftliche Bedeutung Westafrikas eine sehr geringe war, und während derer die dort interessierten europäischen Nationen unter dem Druck der mörderischen klimatischen Verhältnisse und den Nachwirkungen jener philantropisch-politischen Experimente mit den befreiten Sklaven nur ein sehr mäßiges praktisches Interesse an der Ausbildung eines festen Systems in der Eingeborenenpolitik hatten. Das pigeon-englisch redende Küstennegertum war eine fertige Größe, als das neue Kolonialzeitalter in Afrika: der Uebergang zur flächenhaften Kolonisation größten Maßstabes, seinen Anfang nahm. Im Innern wäre man jetzt an sich in der Lage, von Anfang an ein richtigeres System für die Eingeborenenpolitik zu suchen. Ein solches müßte darauf abzielen, die erworbenen Gebiete auf der einen Seite politisch-militärisch zu sichern, auf der andern Seite ihre wirtschaftliche Produktion in die Höhe zu bringen. Für beides liegt dort der gegebene Anknüpfungspunkt bei der Gewalt der eingeborenen Häuptlinge und

Herrscher. Was dem unentwickelten Buschneger des Küstengebiets fremd ist — der Massengehorsam gegenüber der wenn auch barbarischen, so doch den Fortschritt zur organisierten Staatsform repräsentierenden Herrscherdespotie, das ist dem Neger des Binnenlandes eine von altersher vertraute und selbstverständliche Sache. Nichts ist schwieriger, als die im Urwald verzettelten und verstreuten, eine feste Häuptlingsgewalt oft gar nicht kennenden kleinen Horden, Dorfschaften und Stämme der Buschneger zu irgendwelcher regulären Arbeit und Produktion, sei es noch so sehr im eigenen Interesse, zu bringen. Die Völker im Innern dagegen vermag man durch das Mittelglied der Häuptlingschaften oder sogenannten Sultanate zu fassen. So liegt also dort die nächste Aufgabe der Eingeborenen-Politik darin enthalten, daß die kolonisierende Macht sich der Untertänigkeit oder Vasallenschaft der einheimischen Fürsten in dem Sinne versichert, daß jene zuverlässigen Gehorsam leisten und die europäischen Beamten in der Heranziehung ihrer Untertanen zu verstärkter wirtschaftlicher Produktion, zur Arbeit an Eisenbahnen, Stationsbauten und dergl., unterstützen. Zur Erreichung dieses Ziels dient sowohl in den englischen als auch in den französischen Kolonialgebieten vor allen Dingen die Besetzung einer Anzahl wichtiger Plätze mit Truppen. Die Engländer verfolgen in ihrer größten west-afrikanischen Kolonie, dem Nigergebiet, das System, daß eine sehr starke Macht in einem zentral gelegenen Lager zusammengehalten wird: Lokodja, am Zusammenfluß des Niger und Benue, und daß die weiter binnenwärts gelegenen Plätze, die einzelnen politischen Residenturen und Agenturen, nur mit geringeren Kräften unter dem Befehl eines weißen Offiziers oder politischen Agenten belegt sind. Dies System erscheint unter so günstigen Kommunikationsverhältnissen natürlich, wie sie im Nigergebiet durch die schiffbaren Wasserarme der beiden großen Ströme, die flügelförmig den größten Teil des gewaltigen Gebiets nach allen Seiten aufschließen, gegeben sind. Durch den Bau der großen Nigerbahn von Lagos über Ibadan, Ilorin, Zungeru nach Kano, im äußersten Norden des Protektorats, werden sich diese günstigen Verkehrsbedingungen noch weiter verbessern. Das französische Kolonialreich in Westafrika hat ungünstigere natürliche Verkehrsverhältnisse, als das englische. Zwar bietet der obere und mittlere Niger eine brauchbare Schiffahrtsstraße von großer Ausdehnung dar, aber sie ist durch französisches Gebiet nur über lange Aufschließungsbahnen von der Küste her zu erreichen. Daher ist es auch vor allen Dingen das Bestreben der französischen Kolonialverwaltung, die Ver-

bindung zwischen dem Niger und der Küste nach vier Richtungen hin: [nach Dakar, Conakry, Bingerville und Cotonou, zu verwirklichen. Der Senegal, der seinem ganzen Lauf nach durch französisches Gebiet fließt, ist als Fluß wenig brauchbar. Das französische Westafrika erstreckt sich überdies vom Sudan über den Tschadsee mit einem weit über Osten und Süden wiederum bis ans Meer greifenden Arm um Britisch-Nigeria und Deutsch-Kamerun herum. Dieses Südgebiet, der französische Kongo und die französischen Länder im Südosten des Tschadsees, sind einstweilen nur auf dem gewaltigen Umweg über den Kongo, den Ubangi und den Schari, der in den Tschadsee mündet, zu erreichen. Die schlechtere Kommunikation macht also den Franzosen das englische System der großen zentralen Reserve und der schwächer besetzten Außenposten unmöglich. Die Garnisonen sind daher im Innern von Französisch-Westafrika an den Plätzen von gleicher Bedeutung auch in annähernd gleicher Stärke verteilt. Das eigentliche Soldatenreservoir für die militärische Beherrschung des westafrikanischen Besitzes bildet für Frankreich die Senegalkolonie. Die dortigen Eingeborenen, die bereits ein Vermischungsprodukt zwischen den eigentlichen Negerstämmen und den maurisch-berberischen Saharabewohnern darstellen, bieten ein ganz vorzügliches Soldatenmaterial dar. Die senegalesischen Schützen, „tirailleurs sénégalais“, sind für die Franzosen in Westafrika dasselbe, was die Sudanesen-Soldaten in Ostafrika für die Engländer sind und in der ersten Zeit ja auch für uns waren. Noch kann nicht die Rede davon sein, daß der englische und französische Einfluß in den ungeheuren Gebieten, die beide Mächte in Westafrika besitzen, durchweg anerkannt und maßgebend wäre. Zwar geht der englische Telegraph schon nach Kano und Sokoto, dem alten Zentralsitz des sogenannten Fullahkaisertums, dem einst alle Länder zwischen der Sahara, dem Tschadsee und dem Südkameruner Waldland untertan waren, aber der britische Resident von Sokoto ist einstweilen kaum in der Lage, im Ernstfalle einen materiellen Druck auf die dortige Fullahherrschaft auszuüben. Eine wirkliche materielle Schmälerung in den Machtbefugnissen der einheimischen Herrscher jener ganz entfernten Gebiete ist gegenüber dem Weißen doch nur erst in dem Sinne eingetreten, daß die feste Stabilierung der europäischen Macht in den weiter gegen die Küste zu gelegenen Ländern ihren moralischen Eindruck auch in den entferntesten Binnenstrichen nicht verfehlt. Noch viel entschiedener auf dem Papier steht die französische Macht in dem Sultanat Wadai jenseits des Tschadsees.

In Wadai kümmerte sich bisher kaum ein Mensch um die Franzosen, und es wird jetzt erst an eine allmähliche und vorsichtige Besetzung dieses wichtigen und stark bevölkerten kriegerischen Gebiets mit Militärposten herangetreten. Die bisherigen Versuche nach dieser Richtung hin haben aber keineswegs glänzende materielle Erfolge gehabt, während den Franzosen im eigentlichen Westafrika sogar schon die Einführung einer ertragreichen Kopfsteuer geglückt ist!

Diese kurze Skizze der Lage auf dem Gebiet der Eingeborenenpolitik innerhalb des englisch-französischen Besitzes in Westafrika zeigt also, daß von einer durchgreifenden Klärung und Festlegung der Verhältnisse noch gar nicht die Rede sein kann. Auf der einen Seite liegen in der geistigen und materiellen Verfassung des heutigen Küstennegertums zweifellos sehr bedenkliche und gefährliche Keime, deren tatsächliche Entwicklung in Zukunft noch niemand vorhersehen kann. Leider läßt sich auch nicht behaupten, daß die englische Eingeborenenpolitik zurzeit eine deutliche Erkenntnis von der Gefährlichkeit oder wenigstens von den zukünftigen gefährlichen Möglichkeiten dieser Lage äußerte. Es herrscht durchweg dem pseudokultivierten Küstennegertum gegenüber ein ausgesprochenes laisser faire. In den französischen Besitzungen ist der Ton, wie bereits bemerkt, merklich strammer; vor allen Dingen wird der soziale Unterschied zwischen der weißen und der farbigen Rasse von seiten der Lokalverwaltung in den Kolonien bedeutend stärker markiert, als nach der Pariser Phraseologie zu erwarten wäre. In den französischen Kolonien gilt höchstens der kriegerische, mit Saharablut vermischte Chef eines Binnenlandstammes als eine Art von farbigem Gentleman; nicht der mit Manschetten und Lackstiefeln aufgeputzte, pomadisierte Gigerlnigger von der Küste. Von schwarzen Geschworenen, von den frömmelnden schwarzen Reverends von Sierra Leone und Lagos, die dem weißen Mann gegenüber den Anspruch auf Respektabilität mit demselben Aplomb erheben, wie ein Bischof der anglikanischen Hochkirche, ist dort wenigstens nicht die Rede. Eine desto größere Rolle spielen freilich dafür die farbigen Courtisanen — Mulattinnen u. dgl. — in den vorletzten Pariser Toiletten. Ebensowenig aber, wie sich die weitere Entwicklung des Küstennegertums jetzt übersehen läßt, wird man heute schon sagen können, was in den großen einheimischen Sultanaten und Häuptlingschaften des Innern geschehen wird, wenn die Eisenbahnen der Europäer wirklich bis in die Tiefen des Sudan, der Niger- und der Tschadseeländer vorgedrungen sein werden, wenn die Formen der europäischen Autorität und die ma-

teriellen Ansprüche unserer wirtschaftlichen Kolonisation schärfere und stärkere werden, und wenn mit der Zunahme der weißen Kaufleute, Agenten und Händler, mit der Entstehung einer Mischlingsklasse und mit der fortgesetzten Ausbildung eingeborener Kräfte zu europäisch geschultem Soldatenmaterial sowohl die allgemeinen Reibungsflächen als auch die einzelnen kritischen Berührungspunkte zwischen den beiden Rassen sich im Vergleich zu heute unverhältnismäßig vermehrt haben werden.

Den äußersten Gegensatz zu dem sogenannten negrophilen System im westafrikanischen Küstengebiet bildet die Eingeborenenpolitik des Kongostaates. Sie steht im engsten Zusammenhang mit der dort betriebenen besonderen Art von Kolonialwirtschaft, die ihrerseits wieder durch die natürliche und physikalische Beschaffenheit des Kongolandes und durch die dortigen Bevölkerungsverhältnisse bedingt erscheint. Es ist daher kein Zufall, wenn auch in der benachbarten französischen Kolonie „Congo français“, wo all diese Verhältnisse sehr ähnlich liegen wie im unabhängigen Kongostaat, auch ähnliche Zustände in der Behandlung der Eingeborenen existieren, oder wenigstens geraume Zeit hindurch existiert haben. Der Ausfuhrhandel des Kongostaats belief sich im Jahre 1906 auf den Wert von 58,3 Millionen Franken. Hiervon entfielen allein auf Kautschuk 48,5 Millionen, d. h. rund fünf Sechstel. Die wirtschaftliche Existenz des Kongostaats steht und fällt also mit dem Kautschukhandel, und es ist nur natürlich, wenn seine gesamte Wirtschafts- und Eingeborenenpolitik auf Kautschukgewinnung und Kautschukproduktion gerichtet ist. Da die Waldvölker des Kongogebietes zum größten Teil auf einer sehr niederen Kulturstufe stehen und daher noch weniger zu regelmäßiger Arbeit geneigt sind, als die Eingeborenen anderer Teile des tropischen Afrika, so war es außerordentlich schwierig, sie zum regelmäßigen und reichlichen Einsammeln von Kautschuk zu bewegen. Auf der anderen Seite erschien es ganz unmöglich, ohne die Hilfe dieser eingeborenen Waldbewohner die Ausbeute der immensen Kautschukschätze zu bewerkstelligen. Das System, das zu diesem Zweck ausgebildet wurde, ist sehr einfach. Sowohl die höheren als auch die niederen Beamten der Verwaltung beziehen ein verhältnismäßig sehr kleines festes Gehalt, daneben aber Provisionen für den in ihrem Verwaltungsbezirk zur Einsammlung und Ablieferung gelangenden Kautschuk. Sehr anschaulich schildert diese Dinge der Kaufmann Hans Ziegler, dem wir eine Reihe interessanter und wertvoller Studien von der afrikanischen Westküste ver-

danken*) „Die Art uhd Weise, wie die Ausbeutnng eines neuen Distrikts in Angriff genommen wird, ist ungefähr folgende: Ein Weißer (meistens ein jüngerer Mann) mit einem Jahresgehalt von 4—5000 Frcs. und weniger pro Jahr geht mit Soldaten ins Innere und legt instruktionsgemäß eine Station an. Er baut ein Haus, auch Hütten für die Soldaten, umgibt das Ganze mit Verteidigungs-Stokade, nachdem er vorher schon ein freies Schußfeld von 400 bis 500 m geschaffen hat. Dies nimmt ungefähr vier Wochen in Anspruch. Danach unternimmt der Stationsleiter (sous-agent) mit einem Teil der Garnison Touren in die umliegenden Gebiete und besucht jedes Dorf. Vor jeder Hütte muß der dazugehörige Mann stehen; im anderen Fall wird die unbemannte Hütte niedergebrannt, weil angenommen wird, daß der Besitzer sich im Busch versteckt hält, um der Registrierung zu entgehen. Jeder erhält eine Blechmarke um den Hals, der Dorfälteste eine solche aus Messing! Hiernach muß von nun ab jeder registrierte Mann 5 Kilogramm Gummi in der Station als Steuer abliefern (in gewissen kurzen Zeitabschnitten). Man hat bezeugt, daß Leute, die weniger brachten, 50 bis 100 Stockhiebe erhielten; die anderen erhielten ein Geschenk, den 3—400sten Teil des eingebrachten Gummiwertes. Der Staat bezahlt per Kilogramm einen Franc Provision an seine ausführenden Beamten. Der sous-agent und Leiter der Sammelstation erhält 25 Centimes, sein Vorgesetzter auch 25 Centimes und der Provinzialchef à la Lothaire von Ruf 50 Centimes." Auf diese Weise können die jungen Leute, mit denen die unteren Verwaltungsstellen besetzt werden, darauf rechnen, in einigen Jahren sich 30—50000 Frcs. Vermögen zu erwerben. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, um zu erklären, wie ein solches System auf die Behandlung der Eingeborenen wirken muß. Die sogenannten Kongogreuel haben, wenn auch hier und da eine tendenziöse Uebertreibung mit untergelaufen sein mag, eine hinreichend dokumentarisch beglaubigte Unterlage, um die Verurteilung und den Abscheu der zivilisierten Welt über die am Kongo herrschende Behandlung der Eingeborenenfrage einhellig hervorzurufen. Leider hat diese moralische Entrüstung der gebildeten Leute bisher nur einen sehr geringen Erfolg für die Besserung der Verhältnisse gehabt, und es ist bezeichnend für die Art und die Höhe des Verständnisses, die man besonders in Deutschland diesen Fragen

*) Hinaus in die Welt. Erlebnisse, Studien und Betrachtungen eines Weltreisenden. Von Kaufmann Hans Ziegler. Heft 1—4. Berlin, bei Wilhelm Süßerott (Heft 4, Seite 24—25).

entgegenbringt, wenn aus aufgebauschten Kleinigkeiten und vereinzelten, sicher zu verurteilenden Ausschreitungen in unseren Kolonien der Stoff für den allgemeinen Klatsch und für die jahrelange Entrüstung von 20 Millionen Zeitungslesern bestritten wird, — von den nachgerade zu einer skandalösen Blamage ausartenden Kolonialprozessen nicht zu reden, — die Eingeborenenbehandlung im Kongostaat aber mit achselzuckender Interesselosigkeit abgetan wird!

Ein kleines aber interessantes Stück afrikanischer Eingeborenenpolitik findet sich schließlich noch auf der portugiesischen Kakaoinsel Sao Tomé im Golf von Guinea. Dieses kleine Eiland ist das im Verhältnis leistungsfähigste Kakaoproduktionsland der Welt und eigentlich eine einzige große Kakaoplantage. Sao Tomé und die noch kleinere Nachbarinsel Prnicipe haben zusammen nur etwas über 900 qkm Areal und dabei eine Kakaoausfuhr von 7 Millionen Mark, d. h. halb soviel wie das Kakaoland Venezuela. Um die Plantagen von Sao Thomé bearbeiten zu können, hat man eine Zufuhr von nominell „angeworbenen“ Eingeborenen aus Angola organisiert. Die Arbeitskontrakte lauten aber oft auf eine Frist bis zu 20 Jahren, und nach der Organisation, wie nach der praktischen Handhabung dieser Art von Arbeiterversorgung handelt es sich nicht um etwas wesentlich anderes, als um eine Art von verschleiertem Sklavenhandel. Die Behandlung der Leute ist aber, wie es heißt, im ganzen human, und es soll sogar auffallend gut für die gesundheitlichen Verhältnisse der Arbeiter und für die Normierung der Arbeitszeit usw. gesorgt sein.

Wenden wir uns nun zum Schlusse einer prinzipiellen Beantwortung der Frage zu, welches die Gesichtspunkte für die Behandlung des Eingeborenenproblems in den afrikanischen Kolonien der weißen Rasse sein müssen. Wir haben die verschiedenen Systeme gekennzeichnet, nach denen in den wichtigsten Besitzungen der vorzugsweise an der Kolonisierung des Erdteils beteiligten Nationen gegenüber verfahren wird. Wenn dabei die Verhältnisse in den deutschen afrikanischen Tropenkolonien, Ostafrika, Kamerun und Togo, nicht ausdrücklich mitberührt worden sind, so hat das seine Ursachen im wesentlichen darin, daß wir eben noch inmitten der Diskussion über die Grundlinien des vorliegenden Problems stecken und daß von einem durchgearbeiteten deutschen System bisher eigentlich nirgends die Rede sein kann, mit Ausnahme etwa der kleinsten, aber am glücklichsten entwickelten unserer Kolonien: Togo. Die Verwaltung von Togo hat namentlich in den letzten Jahren auf

friedlichem Wege geradezu Außerordentliches in der Ausnutzung der Eingeborenenarbeit für öffentliche Zwecke erreicht, und Togo ist in dieser Beziehung nicht nur unter den deutschen Kolonien, sondern weithin an der ganzen afrikanischen Westküste das Musterland für eine gerechte und zugleich energische, die Produktivkräfte des Landes entwickelnde und den autoritativen Abstand zwischen der weißen und der farbigen Rasse wahrenden Verwaltung geworden. Von Südwestafrika und von Togo abgesehen befindet sich aber bei uns die Eingeborenenbehandlung noch durchaus im Stadium der Versuche und der Debatten, wie das ja schon aus dem Grunde nicht viel anders sein kann, weil wir infolge unserer Rückständigkeit im kolonialen Eisenbahnbau die menschenreichen und wirtschaftlich wertvollen Teile unserer Besitzungen noch gar nicht erschlossen haben, sondern dort vorerst nur über einige wenige, isolierte und schwach besetzte Postierungen verfügen. Daß dabei keine Art von positiv durchgreifender Eingeborenenpolitik getrieben werden kann, liegt auf der Hand.

Das Problem der Eingeborenenpolitik in Afrika ist das Problem der niederen Rasse. Dem Altertum und der alten christlichen Kirche wie dem Mittelalter ist es in seiner heutigen Gestalt und Schärfe unbekannt. Auch die Sklavenwirtschaft des Altertums ist unter diesem Gesichtspunkt zu beurteilen, und es ist sehr bezeichnend für den Unterschied der Rassen und für die grundsätzliche Seite der hier vorliegenden Frage, wenn wir sehen, wie die innere Wertverschiedenheit unter den Menschenrassen auch bei ihrem Verhalten im Sklavenzustande zum Ausdruck gelangt. Die Sklaverei des Altertums hat den Beweis geliefert, daß der Mensch der weißen Rasse in der Gefangenschaft nicht, oder doch nur in sehr beschränktem Maße fortpflanzungsfähig ist. Nicht die Ausbreitung des Christentums hat das Aufhören der Sklaverei verursacht, sondern der Grund dafür war das Aufhören der Kriege nach der romanischen Weltmonarchie. Die Kriege des Altertums haben den Sklavenbedarf der damaligen Welt gedeckt; der Kriegsgefangene war in der Regel von vornherein dem Verkauf als Sklave verfallen. Seit Augustus haben die Kriege im Innern und an den Grenzen des romanischen Reiches nicht mehr genügendes Material geliefert um die Sklavenbestände auf ihrer alten Höhe zu erhalten. Die Sklavenzüchtung aber auf dem Wege der dauernden Fortpflanzung des vorhandenen Sklavenmaterials aus sich heraus erwies sich als unmöglich. Der Grund dafür liegt sicher vorzugsweise in dem psychischen Widerstand, den

die Art des Sklavendaseins in dem weißen Sklaven gegen die regelmäßige und normale Fortpflanzung seines Geschlechts hervorruft . . Ganz anders bei der schwarzen Rasse. Auch nachdem die Negereinfuhr aus Afrika in die vereinigten Staaten aufgehört hatte, nahm die Zahl der farbigen Bevölkerung in den Südstaaten während der Sklavenzeit auf dem Wege der natürlichen Vermehrung regelmäßig zu. Die schwarze Rasse hat sich dort also auch im Zustande der Gefangenschaft weiterzüchten lassen, wie die domestizierten Haustiere sich in der Unfreiheit züchten lassen. Es sollte diese Beobachtung doch wohl von vornherein als ein gewichtiger Fingerzeig für die Beurteilung des Gesamtproblems anerkannt werden.

Die Eigenschaften des Negers im Naturzustande sind vor allen Dingen eine unbezähmbare, sein ganzes Sinnen- und Triebleben nach Art eines Dauerzustandes ausfüllende Sinnlichkeit; dazu Mangel an Voraussicht für die Zukunft und eine große naive Eitelkeit. Andere Eigenschaften, wie allgemeine Rohheit des Empfindens, Blutdurst und dergl., wird man nicht ihm besonders, sondern vielen Naturvölkern auf einer gewissen Stufe der Entwicklung überhaupt zuzusprechen haben. Bei der Erziehung des Negers, zumal nach der sogenannten negrophilen Methode in den britischen Besitzungen West- und Südafrikas, hat sich gezeigt, daß seine Intelligenz und seine Fähigkeit sich äußere Fertigkeiten anzueignen, in hohem Grade entwicklungsfähig ist. Auf der anderen Seite aber sind die Grundzüge seines Charakters, die Sinnlichkeit, die Eitelkeit und der Leichtsinn, durch diese Art von Erziehung nicht verändert worden. Der Neger ist ausbildungsfähig nach der Seite der Intelligenz, der technischen und geschäftlichen Gewandtheit. Nicht ausbildungsfähig, oder nur sehr mangelhaft ausbildungsfähig ist er nach der Seite des moralischen Wesens. Man hat allerlei Beispiele unter den nordamerikanischen Negern dafür angeführt, daß die Rasse als solche doch auch sittlich ausbildungsfähig sei, aber die Persönlichkeiten, die nach dieser Richtung hin immer genannt werden, sind zum Teil sicher, zum Teil sehr wahrscheinlich gar keine reinen Neger, sondern Kreuzungsprodukte der schwarzen und weißen Rasse. Das hebt natürlich die Beweiskräftigkeit dieser Erscheinungen auf. Bei den Verhältnissen, die inbezug auf die Bluteinfuhr von der weißen in die schwarze Rasse während der Sklavenzeit in den amerikanischen Südstaaten geherrscht haben, ist es so gut wie ausgeschlossen, heute bei irgend einem Farbigen in Nordamerika den Beweis dafür zu führen, daß er von reiner Negerrasse ist. Wir wollen nicht in Abrede

stellen, daß die theoretische Möglichkeit einer wesenhaften Emporentwicklung der gesamten schwarzen Rasse für irgend eine unbestimmte Zukunft unter dem Einfluß von Jahrhunderten oder Jahrtausenden bestehen mag. Nach dieser Möglichkeit, gegen die übrigens auch von anthropologischer Seite her starke prinzipielle Einwände gemacht werden, können wir aber für die prinzipielle Begründung unserer gegenwärtigen Eingeborenenpolitik in Afrika nicht rechnen. Namentlich auf dem Gebiet des Eingeborenenunterrichts müssen wir diesem Grundsatz praktische Folge geben. Die Ergebnisse, die der Unterricht der südafrikanischen Missionsschulen für die Entwicklung des Aethiopismus gezeigt hat, sind geeignet, uns nach dieser Richtung hin im höchsten Grade vorsichtig zu machen. Ganz ähnlich steht es mit dem Anteil des missionarischen Missions- und Schulunterrichts an der Ausbildung des halbzivilisierten Küstennegertyps in Sierra Leone, Monrovia, Lagos usw. Es fragt sich sehr, ob wir die augenblickliche Bequemlichkeit und Kostenersparnis, die mit der Verwendung farbiger Hilfskräfte als Bureaupersonal in den Behörden, bei der Post usw., in den afrikanischen Tropenkolonien verbunden ist, nicht später noch einmal teuer zu bezahlen bekommen. Daß die Länder des tropischen Afrika ohne Hilfe, d. h. ohne geeignete Ausbildung der Eingeborenenrasse, wirtschaftlich nicht aufgeschlossen werden können, ist eine so selbstverständliche Wahrheit, daß es nicht nötig ist, sie noch besonders zu entwickeln. Ebenso selbstverständlich sollte es aber sein, daß wir uns die Art der Mittel, die zu einer zweckentsprechenden Ausbildung der farbigen Hilfskräfte in den Kolonien führen sollen, noch sehr zu überlegen haben. Als das Gefährlichste muß unter allen Umständen die Aneignung einer europäischen Schrift- und Literatursprache bezeichnet werden. Vom Bibel- und Katechismusunterricht über die Lektüre humanistischer und politischer Traktate zur radikalen nativistischen Eingeborenenpresse ist der Weg in der Entwicklung des südafrikanischen Aethiopismus gegangen. Nichts ist geeignet, so gefährlich zu wirken, wie die Ausbildung des intellektuellen Begriffs- und Denkvermögens bei mangelhaft oder gar nicht vorhandenem Entwicklungsvermögen der Sittlichkeitsvorstellung. Man wird es daher für einen grundsätzlichen Fehler ansehen müssen, wenn auch in unseren Kolonien ein besonderer Wert auf die Erlernung des Deutschen, vollends der deutschen Schriftsprache, durch die Eingeborenen gelegt wird. Der deutsche Schreib- und Leseunterricht gehört unerbittlich aus der Eingeborenenschule heraus, und auch für

den gewöhnlichen Verkehr zwischen uns und den Schwarzen ist der Gebrauch des Burendialekts, der südafrikanischen Taal, des Pigeon-englisch und des ostafrikanischen Suaheli zweifellos eher zu empfehlen, als die weitergehende Aneignung des Deutschen durch die Eingeborenen. Weder das Burenholländische noch das Pigeonenglisch, noch das Kisuaheli, gewährt dem Neger die Möglichkeit eines Zuganges zu denjenigen Kammern in der Vorstellungs- und Willenswelt der weißen Rasse, zu denen man den Schlüssel nur solchen Völkern anvertrauen kann, die eine Gewähr dafür bieten, daß sie fähig sind, auf den Stand des Urteilens und Handelns nach dem Prinzip der sittlichen Selbstverantwortung zu gelangen. Das muß einstweilen bei den afrikanischen Negern im ganzen als praktisch ausgeschlossen gelten.

Mit den geschilderten Eigenschaften der Neger als einer zweifellos inferioren Rasse verbindet sich eine starke physische Arbeitskraft auch unter klimatischen Einwirkungen, die geeignet sind, den höheren Rassen verderblich zu werden. Die Folgerung, die das naive praktische Verständnis des Altertums, zunächst derjenigen Völker, die den Schwarzen benachbart wohnten, daraus gezogen hat, steht im ersten Buche Mosis, Kapitel 9, Vers 26/27 zu lesen: „Gelobt sei der Herr, der Gott Sems, und Kanaan sei sein Knecht. Gott breite Japhet aus und lasse ihn wohnen in den Hütten des Sem, und Kanaan sei sein Knecht!" Soweit die afrikanische Eingeborenenrasse im Altertum in den Gesichtskreis der Völker um das Mittelmeerbecken trat, sprach sich ihr Standpunkt den Schwarzen gegenüber in diesem Wort des Alten Testaments aus. In Wirklichkeit war die Menge der afrikanischen Negersklaven im Orient und später im römischen Reich doch so gering und die Berührungszone zwischen der alten Kulturwelt und dem tropischen Negerafrika so schmal, daß man im Altertum, wie schon erwähnt, zu einer grundsätzlichen Auffassung des Problems der niederen Rassen nicht gelangte. Das Mittelalter und die ersten Jahrhunderte nach dem Beginn des Entdeckungszeitalters sind auf dem barbarischen Standpunkt des Alten Testaments in der Sklavenfrage speziell bei der Negersklaverei stehen geblieben, nur daß dieses Verharren bei christlichen Völkern natürlich mit einem anderen Maßstab gemessen werden muß, als im ersten Buch Mosis. Ueber die Stumpfheit und Beschränktheit des sittlichen Urteils der früheren Zeit in der Frage der Negersklaverei hat uns erst das Aufklärungszeitalter hinausgeführt. Wir erkennen heute die Sklavenwirtschaft als eine Schmach der vergangenen

„christlichen" Jahrhunderte an, und wir wissen, daß dem Neger, der für uns arbeiten soll, nicht Sklavenlohn und Sklavenlos gebührt, sondern ein solcher Anteil am Ertrage seiner Arbeit, daß er selbst und seine Rasse davon wohlhabender und tüchtiger werden kann. Nur an der Notwendigkeit des prinzipiellen Bekenntnisses zum Recht der höheren Rasse auf die Arbeit der niederen müssen wir festhalten. Wir Weißen haben ein Recht darauf, die Arbeitskraft des schwarzen Mannes für das Voranschreiten und die Verbesserung der Daseinsbedingungen unserer Rasse auszunutzen, und wir müssen es nicht nur für sittlich erlaubt, sondern sogar für eine sittliche Notwendigkeit halten, die in den vielen Millionen afrikanischer Neger schlummernde ungenutzte Arbeitskraft für uns in Tätigkeit zu setzen. Wenn wir die Eingeborenenpolitik der Buren grundsätzlich billigen müssen, und wenn wir in Südwestafrika neuerdings das System der Buren in der Eingeborenenbehandlung in all seiner Schärfe mit Absicht und Bewußtsein akzeptiert haben, so ergiebt sich daraus als notwendige Konsequenz, daß die beiden Grundfragen der afrikanischen Kolonialwirtschaft, Bodennutzung und Eingeborenennutzung, für uns auch in den Tropengebieten nicht anders zu beurteilen sein können, als in den der weißen Rasse unmittelbar zugänglichen Ansiedelungsgebieten von Südafrika. Klima und Bodenverhältnisse machen es uns unmöglich, die Bewirtschaftung des Bodens in den Tropen auf dieselbe Art wie in Südafrika selbst in die Hand zu nehmen und den Eingeborenen dadurch in die Zwangslage zu versetzen, daß er seine wirtschaftliche Existenz fortan nur als Lohnarbeiter beim Weißen suchen muß. Der Neger in den afrikanischen Tropen wird stets selbständiger Produzent bleiben müssen und die Ausnutzung dieser Länder für uns wird zum großen Teil nie anders erfolgen können, als auf dem Umwege über die Entwicklung der Eingeborenenproduktion, d. h. die sogenannte Volkskultur. Um diese Eingeborenenproduktion in die Höhe zu bringen, dazu bedarf es aber eines praktisch wirksamen Arbeitszwanges. Selbstverständlich kann von dem Versuch, einen irgendwie gearteten Arbeitszwang durchzuführen, nur soweit die Rede sein, wie das Voranschreiten des Eisenbahnbaus eine sichere Beherrschung der betreffenden Gebiete mit einem angemessenen Aufwand an Machtmitteln gestattet. Was aber in dieser Beziehung auch mit geringen Mitteln geleistet werden kann, das beweist unter anderem auch das Beispiel von Togo. Wenn von Arbeitszwang die Rede ist, so darf man darunter

auch keineswegs verstehen, daß der Neger durchaus nur gezwungen werden soll, Lohnarbeiter beim Weißen zu werden. Es ist notwendig, diejenigen Unternehmungen der Weißen in unseren tropischen Kolonialgebieten, die ihrer Natur und Entwicklung nach eine gesunde Zukunft haben, bei der Beschaffung von Arbeitskräften durch direkte oder indirekte staatliche Maßnahmen und unter der Voraussetzung, daß die weißen Pflanzer und sonstigen Unternehmer Garantien für eine billige Behandlung ihrer eingeborenen Arbeiter bieten, zu unterstützen. Noch notwendiger aber ist es, dafür zu sorgen, und zwar soweit erforderlich, durch Zwang, daß der Neger überhaupt arbeitet und daß er mehr arbeitet, als er zur Befriedigung seiner gewöhnlichen materiellen Bedürfnisse braucht. Es steht dem ja nichts im Wege, ja ist sogar direkt zu fördern und zu begrüßen, wenn er den Mehrertrag seiner vergrößerten Arbeitsleistung für seine eigenen Zwecke verwendet. Das Minimum und Maximum des Wohlstands oder der materiellen Existenz, die bei uns Weißen sozusagen unendlich weit von einander entfernt liegen, fallen bei der großen Masse der noch in primitiven Zuständen lebenden Neger sehr nahe zusammen. Mehr als reichliche Nahrung, mehr als einen quantitativen Ueberfluß an den gewöhnlichen materiellen Genußmitteln, begehrt die ungeheuere Masse der Schwarzen Afrikas nicht. Das Streben nach fortgesetzter Verbesserung ihrer materiellen und ideellen Lebenshaltung, ja schon die bloße Notwendigkeit, sowie die Weißen in den dicht bevölkerten Ländern der außertropischen Zonen es tun müssen, intensiv zu arbeiten, um nur seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, — sie fallen für den afrikanischen Neger fort. Die Differenz zwischen Wohlstandsminimum und -Maximum liegt, grob ausgedrückt, für ihn zwischen den Grenzen von sich satt essen und sich satt fressen. Zur Mehrproduktion noch über dies letztere Ideal hinaus muß er erst genötigt werden. Die Mittel und Wege im einzelnen zu besprechen, die insbesondere für unsere Kolonien in Betracht kommen, um einen Arbeitszwang in diesem Sinne praktisch durchzuführen, liegt außerhalb des Rahmens, der diesem Vortrage gesteckt ist. Nur darauf sei, um Mißdeutungen zu begegnen, nochmals hingewiesen, daß für die Hauptmasse des deutschen Kolonialbesitzes in Afrika, für das gesammte Innere, die Frage nach dem Arbeitszwang gegenüber den Negern einstweilen eine bloße theoretische ist. Praktisch kann sie überall nur dort in Angriff genommen werden, wo die materiellen Machtmittel der Verwaltung unmittelbar hinreichen. Daß wir

unsere kolonialen Schutztruppen auf das Zehn- oder Zwanzigfache vermehren, um den Arbeitszwang durchzuführen, bevor noch eine Schiene im Innern von Kamerun oder auf dem ostafrikanischen Hochlande liegt, das zu verlangen, wäre natürlich Unvernunft.

Die Inanspruchnahme des Rechtes auf einen Teil der physischen Arbeitskraft der eingeborenen Rasse und des Rechts, für die Verwirklichung dieses Ziels gewisse Zwangsmittel anzuwenden, bedingt, daß wir uns auch unserer sittlichen Verpflichtung bewußt sind, als Gegengabe den afrikanischen Negern ein gewisses Maß von materieller und sittlicher Fürsorge dauernd angedeihen zu lassen. Diese Forderung ist selbstverständlich, aber trotzdem wird sie in der Diskussion über das Thema vom Arbeitszwang nicht selten übersehen, oder es wird von negerfreundlicher Seite vorausgesetzt, daß jemand, der den Arbeitszwang befürwortet, sie stillschweigend übersehe. Ich habe bereits an anderer Stelle Gelegenheit genommen, auch diese Seite der Sache zu betonen. So am Ende meiner politischen Korrespondenz über die Eingeborenenpolitik im Dezemberheft dieser Jahrbücher und früher in der Marine-Rundschau.*) Ich bitte daher um die Erlaubnis, die Schlußworte jener Arbeit auch hier an das Ende meiner Ausführungen setzen zu dürfen. „Wer für die Eingeborenen Afrikas auf irgendwelche Weise das gleiche oder ein nahe verwandtes Ziel ihrer inneren wie äußeren Entwicklung vorsieht wie für die Weißen, der gehört, mag ihm seine Ueberzeugung noch so sehr Gewissenssache sein, innerhalb der historischen Auseinandersetzung der Rassen nicht auf unsere, sondern auf die andere Seite .... In der Rassenfrage gehören wahres Wohlwollen und bewußte Strenge zusammen. Wer ihr Maß richtig auszuteilen versteht und wer die Einsicht und die Charakterstärke zugleich besitzt, den verschiedenartigen Sinn des Begriffs der Gerechtigkeit gegenüber der weißen und der eingeborenen Rasse durch seine Persönlichkeit als eine lebendige und organisatorische Einheit zur Darstellung zu bringen, — der wird auch das sittliche Recht der afrikanischen Kolonisation beweisen, in dem er es verkörpert".

*) Siedlung und Wirtschaft der Weißen in Afrika. Marine-Rundschau 1907, Februarheft, Seite 147—167.

Die neue Hofbühne in Weimar.

Von

Hermann Conrad.

Die feierliche Eröffnung des neuen Weimarer Hoftheaters am 11. Januar, die ihrer Form nach den Charakter eines nationalen Ereignisses hatte, legt einen Rückblick auf die einstige Weimarer Bühne, welche unter Goethes Leitung für das Geistesleben und die dramatische Kunst unsres Volkes eine so hohe Bedeutung gewann, und deren Entwicklung im 19. Jahrhundert nahe.*)

Das „fürstliche Liebhabertheater", welches bald nach der Ankunft Goethes in Weimar gegründet wurde, veranstaltete seine Aufführungen abwechselnd im Landschaftshause, im Schlosse Ettersburg oder in der freien Natur bei Belvedere oder Tiefurt, dann in dem von dem Hofjäger Hauptmann 1776 gebauten Redoutenhaus — wie man damals ein Ballhaus nannte. Diese Gründung fand so großen Zuspruch, daß Hauptmann sich entschloß, ein neues und weit größeres Redoutenhaus mit stehender Bühne zu bauen. Das erstand an der Stelle des jetzigen Hoftheaters im Laufe des Jahres 1779 und wurde am 7. Januar 1780 im Beisein des Herzogs Karl August und Goethes feierlich eingeweiht. Es war wesentlich größer als das im vorigen Jahre abgebrochene Theater und wurde neben Wandergesellschaften auch von dem fürstlichen Liebhabertheater für seine Vorstellungen benutzt. Als diese 1783 aufhörten, wurde die Gesellschaft Bellomos für Vorstellungen im Winter engagiert, bis 1791 auf Goethes Anregung und unter seiner Oberleitung das Weimarische Hoftheater gegründet und mit Ifflands „Jägern" eröffnet wurde. Die anfänglich sehr kleine Gesellschaft von 16 Mit-

---

*) Die folgenden historischen Daten beruhen auf einem Aufsatz von C. A. H. Burkhardt zum hundertjährigen Jubiläum des Weimarischen Hoftheaters (1891) in „Ueber Land und Meer" und auf der Chronik des Weimarischen Hoftheaters 1817—1907 von A. Bartels. Weimar, 1908.

gliedern konnte auch nicht dauernd in der Residenz beschäftigt werden und wurde zur Erhöhung der Einnahmen im Sommer auf Reisen gesandt. Die 26 Jahre, in denen Goethe die Hofbühne leitete und durch die Auswahl tüchtiger Kräfte, eine sorgfältige Regie und eine verständige Finanzwirtschaft sie weit über alle andern deutschen Bühnen hinaushob, bilden zusammen mit der eigenartigen Veranlassung seines Rücktritts ein so bekanntes Kapitel der deutschen Literaturgeschichte, daß ein Eingehen hierauf überflüssig erscheint.

Im Jahre 1825 brannte das alte Ballhaus nieder, aber noch in demselben Jahre wurde nach dem Plane Steiners in etwas verringertem Umfange das Hoftheater gebaut, das, abgesehen von einer bedeutenden Umgestaltung im Innern im Jahre 1868, äußerlich unverändert bis zum vorigen Jahre bestanden hat.

Auch unter der Leitung der Frau Jagemann, welche nach Goethes Austritt die tatsächlich ausschlaggebende Persönlichkeit war (der Oberdirektor und einstmalige Sänger Stromeyer war nur ein Namen), sank das Weimarer Theater nicht ohne weiteres von der erreichten Höhe herab: die Jagemann war selbst eine bedeutende Künstlerin und suchte die bewährten Kräfte zu halten. Das klassische Repertoir wurde beibehalten und erweitert, und neben dem unvermeidlichen Kotzebue schreiten die Schicksalsdramatiker, ja Kleist und Grillparzer mehrfach über die Bühne. Als der Großherzog Karl August starb, mußte die Jagemann natürlich ihre Stellung aufgeben; aber auch unter den folgenden Leitern, von Spiegel, von Ziegesar und Beaulieu, ist die Weimarer Bühne niemals zur Bedeutungslosigkeit hinabgesunken: die klassische Tradition wurde immer gepflegt, den Neuerscheinungen immer ein ansehnlicher Raum bewilligt, und wenn die künstlerischen Kräfte auch nicht auf dem einstigen Niveau blieben, so haben doch manche große Darsteller dort dauernd gewirkt, oder sind wenigstens als Gäste herangezogen worden.

Um die Mitte des Jahrhunderts erlebte das Theater eine neue Blütezeit: die Oper nahm einen bedeutenden Aufschwung unter Liszt's Leitung (seit 1849), der unter relativer Zurücksetzung der älteren Komponisten die Neuschöpfungen von Wagner, Berlioz, Schumann, Schubert, Verdi vorführte, und das Drama unter der zehnjährigen Intendanz Dingelstedt's (1856—66). Während Schiller und Goethe nicht vernachlässigt wurden, gewann er eine Anzahl neuer Dramen von Shakspere, Kleist, Hebbel, Grillparzer der deutschen Bühne, und alle bedeutenden neuesten Dramatiker fanden eine bereitwillige Aufnahme. In der Folgezeit, in welcher in einer

Anzahl von Großstädten, wie Berlin, Hamburg, Frankfurt u. a., eine stattliche Reihe von hervorragenden, mit reichen Mitteln unterhaltenen Bühnen gegründet wurden, war es dem Theater einer kleinen Residenz unmöglich gemacht, unter ihnen eine führende Rolle zu spielen; aber verlassen wurde die alte, große und von Dingelstedt neubelebte Tradition niemals. Immer wurde rüstig vorwärts gearbeitet, unter der zwanzigjährigen Leitung von Loëns wie der achtjährigen von Bronsarts, unter welchem letzteren die Oper besonders betont wurde.

Den schwersten Stand hatte der gegenwärtige Leiter des Hoftheaters, Generalintendant von Vignau. War der Wettbewerb mit jenen großstädtischen Bühnen, die inzwischen erstarkt und zu allgemeinem Ansehen gelangt waren, immer schwieriger geworden, so mußte neben der einseitig klassizistischen Art der Darstellung, welche bisher auch bei den neu aufgenommenen Dramen immer maßgebend geblieben war, nun auch dem Realismus des „modernen" Dramas Raum gegeben werden; andererseits machte die Oper erhöhte Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Großherzoglichen Bühne. Allen diesen Anforderungen ist der gegenwärtige Generalintendant mit noblem, idealistischem Streben und aufopferndem Fleiße gerecht geworden. So sehen wir unter den seit seinem Amtsantritt (1895) aufgeführten Opern die Namen aller hervorragenden neuesten Komponisten: Sommer, Scharwenka, Kienzl, Urspruch, Chelius, Humperdinck, Schillings, v. Baußnern, d'Albert, Vogrich, Cornelius, Weingartner, Massenet, Bizet, Leoncavallo. Und neben neuen Stücken von älteren Halbklassikern, Otto Ludwig, Hebbel, Grillparzer, und den neueren Dramatikern, Wildenbruch, Wilbrandt, Fulda sind die Namen der hervorragendsten Dichter der Moderne, Hauptmann, Sudermann, Halbe, Holz, vertreten.

Ich persönlich habe die Weimarer Bühne immer nur bei Gelegenheit der zwei Shakspere-Tage und auch so nicht allzu oft gesehen, aber doch immer in Shakspere-Aufführungen, welche die höchsten Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Darsteller machen. Und da ich seit einem Menschenalter der Bühne wie dem Drama mit mehr als oberflächlichem Interesse gegenüberstehe, so ist der Eindruck, den ich von der Weimarer Bühne empfangen habe, vielleicht nicht ganz unzuverlässig. Ich habe jedesmal wirklich bedeutende Kräfte darauf gesehen, die zum Teil lange oder längere Zeit dem Hoftheater angehören, wie der Oberregisseur Weiser (der am 11. Januar den Dichter im Vorspiel zum Faust gab), Grube (Apollo

im Voßschen Festspiel, und in Gestalt und Aussehen dem Apoll vom Belvedere auffallend ähnlich), Frau Schiffel (die klassische Darstellerin der „alten Bühnenkunst“ im Festspiel), Fräulein Schneider, eine hochbegabte jugendliche Heldin, die jetzt nicht mehr in Weimar wirkt, u. a. Ich habe bei diesen Gelegenheiten vortreffliche Aufführungen des Sommernachtstraums, von Was ihr wollt, Heinrich IV., und von Massingers großem Herzog von Mailand gesehen. Und jedesmal habe ich den Eindruck mitgenommen, daß hier eine Bühne war, die inbezug auf saubere Einstudierung und den großen, idealen Zug, der die Vorführungen beseelte, hinter unseren ersten Theatern keineswegs zurückstand.

Um so mehr sehnte sich die edle Seele der Kunst, die hier herrschte, nach einer Wanderung in einen schöneren Körper. Das alte Theater genügte den modernen Anforderungen gar nicht mehr und war in der Tat sehr baufällig geworden; schon in den letzten Jahren der Regierung des verstorbenen Großherzogs wurde der Plan eines Neubaus lebhaft erörtert. Die erfolglosen Verhandlungen zwischen Fürsten, Stadt und Land in dieser Sache zu verfolgen hat wenig Zweck. Genug: der junge Großherzog Wilhelm Ernst durchhieb den Knoten der materiellen Schwierigkeiten, indem er eine siebenziffrige Summe opferte zum Bau eines neuen Theaters und sich damit in die Reihe seiner hochsinnigen, kunstliebenden Vorfahren stellte. Am 16. Februar 1907 wurde das alte Theater mit der Aufführung von Goethes Iphigenie geschlossen, und jetzt, nach kaum dreiviertel Jahren, besitzt Weimar an der Stelle des alten das modernste und eins der schönsten Theater Deutschlands.*)

Das Aeußere freilich, die weder übermäßig hohe noch übermäßig breite Vorderfront in einem Stile, der dem Empire-Stil vielleicht am nächsten kommt, mit dem dorischen Säulengange fällt nicht ins Auge, noch eher die gewaltige Tiefe des Gebäudes. Nach dem Willen des Großherzogs sollte der äußere Charakter, wie der des alten Gebäudes, ein einfacher sein, der aus der Bauart der übrigen Stadt nicht unharmonisch herausstrahlte. Dagegen sind für die geschmackvolle und technisch vollendete Ausgestaltung des Inneren keine Kosten gespart, obgleich auch hier nur ein diskreter Glanz, eine einfache Vornehmheit angestrebt ist. Dafür

*) Die folgenden Angaben sind der Denkschrift des Baumeisters Prof. Max Littmann entlehnt, einem Prachtwerk mit kostbaren Illustrationen, das mir durch die Güte des Direktors der Großherzoglichen Bibliothek, des Herrn Geheimrat von Bojanowski, zugänglich gemacht wurde.

ist aber auch der Eindruck, den die harmonisch abgestimmten Farben auf den Beschauer machen, ein außerordentlich wohltuender. Wenn wir in den in blassem Blau gehaltenen weiten Zuschauerraum mit den leise mit Gold verzierten weißen Rangbalustraden treten, wird unsere Seele von Ruhe, Behagen und Frohsinn erfüllt. Die Ordnung der 1051 Sitze ist eine gemischte: im Parkett und Parterre eine amphitheatralische, in verhältnismäßig hohen Stufen aufsteigende, im übrigen die eines Rangtheaters. (Der sogenannte dritte Rang ist eigentlich nur ein Balkon des zweiten.)

Besonders praktisch ist die Bühne gestaltet. Um bei den nötigen Erhebungen und Senkungen des Niveaus den störenden und zeitraubenden Aufbau zu vermeiden, ist der hintere Teil der Bühne beweglich: er kann zwei Meter über die Vorderbühne erhoben oder unter sie versenkt werden. Ob diese sehr einfache und praktische Einrichtung auf anderen Bühnen auch existiert, ist mir nicht bekannt. Neu aber, eine Erfindung des Baumeisters Littmann, ist das variable Proszenium. Dieses Proszenium in seiner Grundstellung ist dem Aeußeren nach weiter nichts als der gewöhnliche offene Orchesterraum zwischen Zuschauerraum und Bühne. Für das große Wagnersche Tondrama kann nun der Orchestertisch versenkt werden; eine vordere Brüstung mit dem vorderen Schalldeckel wird aufgezogen, ein hinterer Schalldeckel löst sich vom Bühnenpodium los, und so ist das Orchester, wie das Baireuther, verborgen. Nun aber noch mehr: auch die Seitenwände und die Decke des Proszeniums (vor dem Vorhange) sind beweglich; werden jene zurück und wird diese in die Höhe geschoben, so entsteht ein mächtiger Schalltrichter, der die aus der Oeffnung des Orchesters kommenden Töne sammelt und mischt. Die dadurch ermöglichte Klangwirkung ist eine außerordentliche, und wurde von einzelnen Stimmen als eine zu starke bezeichnet. Für das Wortdrama, das kein Orchester braucht, wird der Orchestertisch auf gleiche Höhe mit dem Bühnenpodium gehoben. Aus jenem lassen sich nach dem Zuschauerraum hin mehrere Stufen herausziehen, so daß die Vorbühne nur durch die Stufen von den Zuschauersitzen getrennt ist. Gleichzeitig aber werden die Seitenwände des Orchesterraumes mitgehoben, und die beiden Seitentüren, die bei der Grundstellung des Proszeniums sonst als Eingänge für die Musiker dienen, dienen nun den Schauspielern zum seitlichen Auftreten auf das Proszenium. Hier, also vor dem Vorhange, wurde das Vorspiel auf dem Theater zum Faust gespielt. Auch die andern Proszenium-Gestaltungen wurden in dem

Festspiel, in Wallensteins Lager und in dem Akt aus den Meistersingern vorgeführt.

Eine Kritik an den Vorführungen des Abends, auch die günstige, ist dem Gaste versagt. Dennoch dürfte keiner, der über diesen Abend schreibt, sich soviel Gewalt angetan haben, seiner Freude über die Gestaltung der Festwiesen-Szene aus den Meistersingern nicht Ausdruck zu geben. Dieser Abschluß des Theaterabends war eben zu eigenartig schön, als daß man darüber schweigen könnte. Das war in der Tat eine Festwiese, wie sie in Wirklichkeit nicht lebendiger hätte sein können. Hunderte von Menschen strömten nach und nach heran, von allen Lebensaltern, kleine und große Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, junge und alte Männer und Frauen. Und diese Bewegung unter ihnen! Da gab es kein eingeübtes Mitspielen, keine automatischen Gesten, welche das Wettsingen begleiteten. Daran dachte die frische Weimarer Jugend, die hier auf der Bühne versammelt war, gar nicht; und doch spielte sie mit, auf die natürlichste Weise. Denn alle waren sie sich der interessanten Situation, als Spieler auf dieser neuen schönen Bühne, prangend in wunderschönen Kostümen, vor einem auserlesenen Publikum, bewußt, und die Erregung und Freude gab sich in Flüsterreden, in Scherzen und Neckereien kund, genau so wie sie bei solchen festlichen Gelegenheiten in Wirklichkeit vorkommen. Man glaubte natürlich, lauter jugendliche Statisten vor sich zu sehen. Da aber kamen die Chöre — und alles, alles sang! Was für Proben, was für Arbeit mag das gekostet haben! Das war aber auch ein Chor, wie man ihn noch nie gehört hatte und schwerlich je wieder hören wird, der die mächtigen Klänge der Wagnermusik weit übertönte. Dieser Chor, diese herrliche Musik und die vortrefflichen Darsteller (besonders Hans Sachs) brachten zusammen eine Wirkung hervor, wie sie selten erreicht werden wird. In heller Begeisterung verließen die Gäste das neue Haus, und sie hielt vor bis zu einer Stunde des folgenden Tages, die man nicht mehr zu den ersten rechnet. Denn nun galt es, die tausend Geladenen, hohe Staatsbeamte, Bühnenleiter und bedeutende Schauspieler, dramatische Dichter, Gelehrte und Journalisten, zu bewirten.

Der Großherzog bewegte sich neben dem Kaiser in dem Cercle der großen Pause zwanglos unter den Anwesenden, von denen er sich viele vorstellen ließ; ebenso verweilte er lange auf der Abendgesellschaft. Der Ton, in dem der hohe Herr mit seinen Gästen verkehrte, war derselbe, wie ihn die älteren Mitglieder der Goethe-

und der Shakspere-Gesellschaft an dem früheren Weimarer Hofe kennen gelernt haben: der einfacher, vornehmer Freundlichkeit.

Die Riesenaufgabe des Arrangements dieser großartigen und erhebenden Feier hat auf den Schultern des Generalintendanten gelegen; sie ist so glänzend gelöst worden, daß jeder der Festteilnehmer ihm dankbar sein wird für die dauernd schöne Erinnerung an diesen Tag, die er aus Weimar mitgenommen hat. Die Schöpfung des herrlichen Theaters, auf das Deutschland stolz sein kann, ist vor allem sein Werk, und niemals sind die großen Ehrungen, die ihm von allerhöchster und höchster Seite zuteil geworden sind, einem verdienteren Manne gespendet worden.

Ueber die Ziele der neuen Bühne sind zum Teil unverbürgte Gerüchte verbreitet. Demgegenüber bleibt nach mir persönlich gewordenen Mitteilungen von seiten des Generalintendanten von Vignau das oben geschilderte Programm unverändert, das in dem neuen Hause mit erhöhtem Eifer durchgeführt werden soll, nur mit der Erweiterung, daß die von Adolf Bartels angeregten Nationalfestspiele für die deutsche Jugend schon für den Sommer 1909 in Aussicht genommen sind. Zunächst steht die Ausführung verschiedener fast unbekannter Werke der Nachklassiker bevor, wie Grillparzers Bruderzwist im Hause Habsburg, Kleists Penthesilea, und einige Hebbelschen Dramen. Eine neue Einrichtung der beiden Teile des Faust mit Musik von Weingartner liegt fertig vor und wird voraussichtlich zu Ostern auf die Bühne kommen. Ueber das zu erwartende Verhältnis von klassischer und „moderner" Kunst gibt das Festspiel Auskunft.

Die folgenden Bemerkungen über das Festspiel von Richard Voß sind nicht als Kritik aufzufassen, sondern als eine Erläuterung, die der Schreiber dieser Zeilen sich selbst zu geben suchte.

Der Verfasser machte sich die Frage zu eigen, die wohl jeder von den nicht einheimischen Festteilnehmern in sich erhoben hat: was soll nun werden in dem neuen glänzenden Tempel? wird der alte Gott der Kunst weiter darin verehrt, oder werden neuen Göttern neue Altäre errichtet werden?

Nachdem die einleitenden gewaltigen Orgelakkorde der Weingartnerschen Musik verklungen sind, teilt sich auf das Geheiß des unsichtbaren Genius loci der Vorhang zum ersten Male und wir blicken in die düstere Szenerie eines nächtigen Bergwaldes, der den kleinen Ettersberg darstellt. Nach einem Hymnus hinter der Szene ertönt wieder aus der Höhe die Stimme des Genius:

Schwinde Nebel, weiche Nacht!
Tag, erglüh' in Purpurpracht!
Frühlingsgötter, eilt herbei:
Wintersnöte end' der Mai!

Und nun kommen die kleinen Frühlingsgötter, singend und jubelnd, durch das Tal und über den Berg, in den Büschen und auf den Bäumen herangeschwärmt — ein reizendes Bild. Nun heben sich die Nebel und aus einem glühenden Morgenrot entwickelt sich das helle Tageslicht, das eine weite Frühlingslandschaft mit der Stadt Weimar im Hintergrunde beleuchtet; und gleichzeitig — man traut seinen Augen nicht — nehmen die braunen Winterhalme und -blätter eine gelblich grüne Farbe an, an den Stauden sprießen zusehends herrliche rote Blumen empor. Vor unseren Blicken wird der Winter zum Frühling. Die Wunder dieser vollendeten Bühnentechnik nehmen uns so vollständig gefangen, daß wir kaum hören, was die Kleinen singen und sagen.

Da tritt von der Seite eine entzückende jugendliche Gestalt in weißem Gewande auf, wie eine Flora reich mit Blumen geschmückt, begleitet von anderen lieblichen Mädchen. Es ist die „junge Bühnenkunst", die von dem neuen Tempel in Weimar gehört hat und nun dort einziehen und herrschen möchte. Bald darauf — wir können nur einen Umriß der Handlung geben — erscheint eine hohe Gestalt in dunklen Gewändern, in einen grauen Schleier gehüllt und mit einer Dornenkrone auf dem Haupte unter den Bäumen des Hintergrundes und schreitet langsamen Schrittes nach vorn, von der „Bekränzten" mit furchtsamen Blicken verfolgt. Ihr sorgenvolles Gesicht hat einen klassischen Schnitt, sie spricht in tiefen, klagenden Tönen. Nun, das kann keine Frage sein: die herrliche, edle Frauengestalt ist „Weimars alte Bühnenkunst". Sie hat gefürchtet, in dem neuen Hause keine Stätte mehr zu finden, und vornehmen Sinnes, wie sie ist, hat sie es vorgezogen, ehe sie verbannt wurde, von selbst aus ihrer alten schönen Heimat hinweg in eine fremde, kalte Welt zu ziehen. Die tragische Symbolik dieses edlen Weibes konnte keinem verborgen bleiben. Was aber hat die Frühlingsgestalt mit der neuen Kunst zu tun?

Ich glaube, daß die Personifikation der neuen Bühnenkunst Voß beträchtliche Schwierigkeiten bereitet hat. Welche Kunst soll die üppige, fröhliche Frau darstellen. Die „moderne"? Was die „junge Bühnenkunst" von sich selbst sagt:

Ein jeder von den Meinen soll sich schmücken
Mit Lebenssonnenschein und Daseinslust,
Mit eitel Frohsinn sein Gewand besticken,
Mit Freudenrosen kränzen Haupt und Brust.

das könnte der ausschließlichste Anhänger der Moderne unmöglich von dieser sagen; eher das Gegenteil. Aber wir haben doch auch eine neue Bühnenkunst, die abseits von der Moderne steht, die sich in Namen darstellt, wie Heyse, Wilbrandt, Lienhard, Richard Voß selbst, und vor allem Wildenbruch, dessen starkes Talent von der beispiellosen Ungunst dieser letzten Jahrzehnte nicht hat erdrückt werden können. Das ist eine vielgestaltige Kunst, und an Größe so verschieden von der alten, wie die beiden typischen Gestalten auf der Bühne voneinander. Auch sie dürfte der von der „Bekränzten" gegebenen Charakteristik nicht ganz entsprechen. Aber sie hat doch lebensfähige Keime in sich gehabt, die Früchte gezeitigt haben, und diese Früchte können neue Keime erzeugen. Aber auch das eigentlich „moderne" Drama, das ebenfalls seine eigenartigen Blüten getrieben hat, kann nicht ausgeschlossen sein. Wie lösen sich die Zweifel, welche die „junge Bühnenkunst" in uns erregt? —

Das Gespräch der beiden Frauen, das von der einen Seite in edler Resignation, von der andern in mitleidsvoller Verehrung geführt wird, unterbricht die plötzliche Ankunft Apollos mit dem Gefolge der Musen und Horen. Er hat von dem neuen Tempelbau gehört und kommt nun, um in Person seinen Einzug dort zu halten. Er wundert sich, die alte Kunst, die er lange gekannt und beschützt hat, so niedergeschlagen zu sehen, und richtet sie durch seinen Zuspruch auf, während er mit dem „hübschen Ding", der jungen Kunst, wenig Umstände macht, bis er hört, daß jene ihren alten angestammten Wohnsitz verlassen und diese sich in das neue Haus hineindrängen will. Da wird der Gott ernst:

Stumm tretet vor des Gottes Angesicht
Und hört aus seinem Munde das Gericht.

Aber die alte Kunst tritt vor ihn hin und erhebt als die von Goethe und Schiller geschaffene ihren Anspruch auf ungeteilte Herrschaft im neuen Hause. Apollo erkennt ihr Recht an:

Die Menschheit jeder Zeit wird an dir hängen,
Zu deines Wesens Gnadenquell sich drängen,
Solang der Mensch sich sehnt nach Bergeshöhen.

Drum — über allen Zeiten sollst du stehen,
Und jedes Haus, wo du zu Hause bist,
Zugleich ein Tempel meiner Gottheit ist.

Und zu der Jungen:

Indessen du . . . du bildest dir gar ein,
Du brächtest erst der Welt den Sonnenschein
Als junge Kunst . . . . Ein Gott wird dich belehren
Und dir den Eintritt in sein Reich verwehren,
Wenn du nicht fleißig lernst.

Dann aber, als die Junge beschämt von ihm zurückweicht und die frischen Blumen aus ihren Haaren nehmen will, erweicht sich das Herz des Gottes; er tritt zu ihr hin und führt sie der alten Kunst zu:

In dem Geleit von dieser wird man dich
Mit offenen Armen überall empfangen.

Nun wollen sie vereint unter Führung Apollos in Weimar einziehen; aber dieser hält sie zurück. Er will nicht mit leeren Händen kommen. Er ruft nach einer Geige, welche ihm die Frühlingsgötter bringen, und von der Gewalt seiner Töne „wächst aus dem Hügel über dem Haupte Apollos, einen azurblauen Glanz über die ganze Bühne verbreitend, eine wundersame Blume empor. Es ist eine jugendschlanke, holdselige Gestalt, in ultramarinblaue Schleier gehüllt, eine Krone blauer Blüten im Haar“ — „der Künste Götterblume“. Gleichzeitig sinkt der graue Schleier und die Dornenkrone von der alten Kunst herab, und sie steht da in verjüngter Schönheit, eine hohe, herrliche Gestalt neben ihrer jugendlichen Genossin. Apollo aber faßt „sein liebes Kind“, die blaue Blume, bei der Hand und stellt sie in jener beiden Mitte.

Das also die Lösung nach unsrer Deutung: die junge Bühnenkunst soll willkommen sein, wenn auch sie der Schönheit in irgend einer Gestalt, sei es des Ideals oder der Wirklichkeit, nachstrebt.

Dann zieht die Fülle glänzender Gestalten dahin, Weimars Toren zu. Vor dem Scheiden aber tritt die alte Kunst vor und richtet an ihren höchsten Pfleger die folgenden Worte, mit denen auch wir von der erhebenden und, wie wir glauben, verheißungsvollen Feier Abschied nehmen:

Erhabner Fürst, du wirst uns Gärtner sein!
Die zarte Pflanze wirst du liebend pflegen;
In seinem Haus wird sie der Hausherr hegen —
Mit allen ihren Blüten ist sie dein!
— — — — — — — — — —
Ich seh' ein Keimen, Knospen, Schwellen, Sprießen;
Ich sehe Frühlingsfluten sich ergießen,
Seh' fröhliches Gelingen und Gedeih'n.
Der holden Wunderblume Himmelsschein,
Er möge sich, dir deine Huld zu danken,
Als duft'ger Kranz um deine Krone ranken.

Notizen und Besprechungen.

Geschichte.

Karl Müller. Luther und Karlstadt. Stücke aus ihrem gegenseitigen Verhältnis untersucht. Tübingen (J. C. B. Mohr) 1907.

Vor zweieinhalb Jahren hat Hermann Barge ein Buch über „Andreas Bodenstein von Karlstadt" geschrieben, das auch außerhalb der Fachkreise Beachtung gefunden hat. Welchen Eindruck es auf Laien machte, zeigte vor allem eine Besprechung Naumanns in der Hilfe. Mit unermüdlichem Eifer und großem Spürsinn hatte Barge das Material für seine Biographie zusammengebracht, er war namentlich im 2. Band in ein Gebiet vorgedrungen, das die bisherige Forschung stark vernachlässigt hatte, und zugleich war das Ganze in lebendiger, der Gegenwartsstimmung entsprechender Auffassung vorgetragen, so daß das Buch auch als literarische Leistung anregend wirkte. Trotz dieser Vorzüge hat es bei Profan- und Kirchenhistorikern sofort starke Bedenken hervorgerufen. Die Absicht der Darstellung ging dahin, Karlstadt in seiner Bedeutung neben Luther herauszuheben: als schöpferischer Geist Luther nicht unebenbürtig, an Folgerichtigkeit der Ideen, an praktischem Sinn und Organisationstalent ihm vielfach überlegen, nur immer von dem glücklicheren Nebenbuhler unbillig und kleinlich bei Seite geschoben und verlästert — so etwa sollte Karlstadt neben Luther erscheinen. Niemand wird heutzutage von vornherein etwas dagegen einzuwenden haben, wenn der Versuch gemacht wird, einem Unterdrückten aus der Reformationszeit zu seinem Recht zu verhelfen. Luther kann es ertragen, daß andere neben ihm gelobt und seine Schranken aufgezeigt werden; er bleibt trotzdem der einzig Große. Gerne gönnt man auch dem Biographen die Freiheit, seinen Helden etwas über Gebühr zu erheben. Aber was man unbedingt von dem Historiker fordern muß, ist doch, daß er den Pragmatismus exakt darstellt und die Größen, die er mit einander vergleicht, wirklich kennt. An beidem hat es jedoch bei Barge gefehlt.

Gerade um der Bedeutung willen, die das Buch beanspruchte und zum Teil wirklich verdiente, war es nicht im Interesse der Sache, wenn die Kritik nur in den rasch vorübergehenden Besprechungen der Zeitschriften zum Wort kam, zumal da Barge sich durch sie in seiner Zuversicht kaum hat erschüttern lassen. Man kann deshalb Karl Müller nur dankbar dafür

sein, daß er es auf sich genommen hat, in einer besonderen Schrift Barges Methode zu prüfen. Karl Müller hat nicht daran denken können, das ganze Werk unter die Lupe zu nehmen. Das hätte geheißen, ein dreimal so dickes Buch wie Barge schreiben. Mit gutem Bedacht hat er sich anstatt dessen auf die Jahre 1521—28 beschränkt, um diejenigen Episoden eingehender zu behandeln, in denen Luthers Verhältnis zu Karlstadt deutlich heraustritt. Referent war vornehmlich auf die erste Hälfte von Müllers Buch gespannt. Durch Barge angeregt, hatte ich im vorigen Winter Uebungen über das Jahr 1521—22 gehalten und trug mich selbst mit dem Gedanken, darüber zu schreiben. Nachdem Müllers Buch erschienen ist, ist es mir nicht mehr leid, daß andere Arbeiten die Ausführung verhinderten. Ich habe die Freude gehabt, die Ergebnisse, zu denen ich gelangt war, durch Müller bestätigt zu finden. Ich wüßte keinen Punkt zu nennen, wo ich gegen Müller etwas zu erinnern hätte. — Den Höhepunkt in Barges Schilderung des Jahres 1521/22 bildet seine Darstellung der Ereignisse in den letzten Monaten vor Luthers Rückkehr. In Wittenberg hatte sich — ich verwende womöglich Barges eigene Worte — im Lauf des Herbstes eine Massenbewegung entwickelt, ein laienchristlicher Puritanismus, der im Dezember 1521 zum Durchbruch kam. Die Ausschreitungen, die dabei stattfanden, sind nur eine Begleiterscheinung, wie sie jeder rechtschaffenen Reformbewegung fast notwendig anhaftet. Auf Karlstadt, der bis dahin den Dingen wohl aufmerksam gefolgt war, ohne doch in der Oeffentlichkeit hervorzutreten, machte diese jung erstarkende Massenbewegung den tiefsten Eindruck. Sie schien ihm aus göttlichem Geist geboren, und er gab sich ihr mit voller Inbrunst hin. Doch hat er sich nicht einfach an sie verloren. Unter seiner hervorragenden Mitwirkung sind im Januar 1522 durch den Rat jene Reformen durchgeführt worden, die der Bewegung Ziel und Maß gaben. Ein Zustand war dadurch hergestellt, der ebenso geordnet, wie für die Mehrheit befriedigend war. Und umfassender, als es in Luthers Gesichtskreis lag, war hier die Reformation geplant; auf alle Gebiete des Lebens sollte sie sich erstrecken. Durch die Lage in Wittenberg war demnach Luthers Rückkehr keineswegs gefordert. Der entscheidende Anstoß hierzu kam von außen her, vom Kurfürsten. Der Kurfürst wurde eingeschüchtert durch einen Brief Georgs vom 2. Februar 1522: noch denselben Tag (6. Februar), an welchem Friedrich den Brief Georgs erhielt, gab er der Universität und dem Magistrat den Entschluß kund, gegen die Neuerungen einzuschreiten. Der von Einsiedel erreichte Erfolg genügte ihm nicht. Seine Angst vor den katholischen Reichsständen war zu groß. So kam es zu der Instruktion an den Eisenacher Amtmann Oswald, deren Sinn nach Barge war: Hilf und rate mir bei der Unterdrückung der Wittenberger Neuerer — wenn möglich, ohne die Wartburg zu verlassen, im Notfalle riskiere die Heimkehr, aber auf eigene Verantwortung. Luther, ohnedem schon durch entstellende Berichte über die Wittenberger Vorgänge aufgeregt, ergriff die ihm vom Kurfürsten, wenn auch verklausuliert, an-

gebotene Gelegenheit zur Rückkehr. Er ging, ohne es freilich zu wissen, als Mandatar des Reichsregiments. Sein Eingreifen in Wittenberg bedeutete, daß dem laienchristlichen Enthusiasmus der Massen der Lebensnerv durchschnitten wurde.

In allen Stücken hat Karl Müller diesen Aufbau zerstören müssen. Barge hat wie absichtlich die Augen verschlossen gegen die Abhängigkeit, in der sich Karlstadt auch mit seinen sozialen Ideen von Luther befindet; er hat alles in den Quellen überhört, was auf Unterschiede innerhalb der Wittenberger Reformbewegung, auf unbehagliche Stimmungen beim Rat und einem Teil der Bürgerschaft hinweist; er hat die Haltung des Kurfürsten in ein ganz falsches Licht gerückt: der Brief Georgs vom 2. Februar, den er eine so große Rolle spielen läßt, ist, wie aus den Quellen direkt abzulesen war, erst am 24. Februar eingetroffen; bei der Analyse der Verhandlungen in Eilenburg hat er so einfach zu erhebende Dinge nicht bemerkt, wie die, daß Ende Januar oder anfangs Februar eine neue Supplik des Kapitels und Feldkirchs beim Kurfürsten eingetroffen ist — die Stücke scheinen verloren zu sein; wenigstens habe ich sie Ostern 1907 vergeblich in Weimar gesucht —; seine Deutung von Oswalds Instruktion ist eine Unmöglichkeit — kurz, wo Müller anfaßt, bricht das Gebäude zusammen. Wenn dabei für Barge unangenehme Dinge herauskommen, so ist Müller daran unschuldig. Das Peinliche liegt in den aufgewiesenen Tatsachen. Man vergleiche etwa S. 22 A. 4, wo Müller Barge sagen muß, daß Karlstadts „prächtige, wuchtige Antithesen", die er rühmend hervorgehoben hatte, aus Luther stammen, oder S. 57: das angeblich völlig Neue in Karlstadts sozialen Ideen ist Satz um Satz aus Luthers Sermon vom Wucher und der Schrift an den Adel genommen, und gar Vorrede S. X: die „an den Grundfesten der bisherigen Heiligenverehrung rüttelnde" Anschauung ist nichts anderes als die offizielle katholische Theorie. Müller hat vornehm darauf verzichtet, seine theologische Ueberlegenheit Barge gegenüber mehr zur Geltung zu bringen, als unbedingt erforderlich war. Hätte er sie ausnützen wollen, so wäre es ihm nicht schwer gewesen, Barges Bewunderung für Karlstadt in ein noch seltsameres Licht zu rücken. Wer sieht als Theologe nicht, daß es Karlstadt an der ersten Voraussetzung wirklicher Produktivität, nämlich an Anschauung, gebricht? Und wem, der von der langen und reichen Vorgeschichte der Karlstadtischen Ideen eine Vorstellung hat, klingen nicht Barges Urteile über Karlstadts Entdeckungen naiv? Wie ganz anders hätte wohl der Karlstadt ausgesehen, den uns Hegler vorgeführt hätte.

Die Bedeutung von Müllers Buch geht über die einer Streitschrift weit hinaus. Das Schwergewicht liegt letzlich im Positiven. Müller hat ein so scharfes Bild der von ihm behandelten Vorgänge gezeichnet, wie vor ihm niemand, und nebenbei fällt noch eine Menge von Berichtigungen, Hinweisen, Anregungen ab, wie man das ja bei allen Arbeiten Müllers gewohnt ist. Es wäre darum gewiß nicht in seinem Sinn, wenn man von

seinem Buch nur mit dem Eindruck schiede, daß er Barge „vernichtet" habe. Auch um Barges willen nicht. Müller hat es selbst als seine Ueberzeugung ausgesprochen (Vorrede S. VII), daß Barges Buch trotz allem wegen des Reichtums des darin aufgespeicherten Materials die Grundlage für die Karlstadtforschung bleiben wird. Möchte nur Müllers Buch bei Barge selbst den richtigen Erfolg haben.

Berlin. Karl Holl.

Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870—71. Von Oberst a. D. Theodor Krokisius. Zum Besten eines Dispositionsfonds für unterstützungsbedürftige 42er. Berlin. Verlag von Gebrüder Pätel. 1907.

Der Schutz der Deutschen in Frankreich 1870 und 71. Briefwechsel des außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers der Vereinigten Staaten für Frankreich E. B. Washburne in Paris vom 17. Juli 1870 bis zum 29. Juni 1871. Aus den diplomatischen Akten der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgewählt, übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Adolf Hepner. Stuttgart 1907. Kommissionsverlag von J. H. W. Dietz Nachf.

1870—71. Der deutsch-französische Krieg nach den neuesten Quellen dargestellt von Friedrich Regensberg. Band 1. Vorgeschichte des Krieges. Vorbereitungen zum Kriege. Einmarschkämpfe (Weißenburg, Wörth, Spichern). Stuttgart Franckhsche Verlagshandlung W. Keller u. Co.

Theodor Krokisius war Student gewesen, aber dann zum Offizierstand übergegangen. Er zog in den Krieg als Kompagniechef in einem Bataillon der Garnison Swinemünde. Die Aufzeichnungen zeigen hohe Bildung in fortgeschrittener geistiger Reife. Der Verfasser beschäftigt sich öfter mit dem Verhältnis der Invasionsarmee zur französischen Bevölkerung und wird dabei nicht nur der Humanität der deutschen Truppen, sondern auch den vorzüglichen Eigenschaften der Franzosen vollkommen gerecht. Wo Krokisius im eigenen Heere Fehler bemerkt zu haben glaubt, scheut er sich nicht, freimütig seine Meinung zu sagen.

Nach der Schlacht von Gravelotte: „machte ich mit einigen Offizieren einen Spaziergang nach der einige hundert Schritt vom Biwaksplatz gelegenen Ferme Mogador. In dieser waren am Schlachttage vom 16. eine größere Zahl schwer verwundeter Offiziere und Mannschaften beider Teile untergebracht worden, und das Gehöft wurde durch Anbringung großer Flaggen als Lazarett gekennzeichnet. Beim Beginn des Kampfes am 18. geriet aber die Ferme trotzdem durch zufällig einschlagende französische Granaten in Brand, und sämtliche Verwundete verbrannten. Es war ein furchtbarer Anblick, die aneinander gereihten verkohlten Leichname zu sehen.

Man denke sich die Qual der Schwerverwundeten, die sich nicht retten konnten, als die Flammen allmählich ihre Lagerstätte ergriffen. Der auf der ganzen Front entflammte Kampf ließ wohl die Sorge für diese Verwundeten vom 16. nicht aufkommen."

Besonders anschaulich schildert unser Autor den Winterfeldzug im Jura, dessen unerhörte Strapazen unsere Truppen so heldenmütig ertrugen. Dabei erzählt er folgende charakteristische Episode: „Auf dem Stellungsplatz präsentierten sich meine Leute zum ersten Mal mit ihren über dem Knie gebundenen Strümpfen und sahen darin recht gut aus, um so mehr, als die Schäden der Hosen damit verdeckt wurden. Man sah den Leuten die helle Freude über die ihnen erwiesene Wohltat an. Bald nach dem Antreten kam der Bataillonskommandeur zu mir heran. . . Dann richtete ich an ihn die Frage, wie ihm meine Leute gefielen. Darauf er: „Ja, hören Sie mal, das ist mir schon vorhin aufgefallen; woher haben Sie denn aber die Strümpfe?" Als ich ihm darauf erwiderte: „Ich habe sie in Gray gegen einen von mir ausgestellten Bon requiriert", geriet er in große Aufregung, faßte mich an die Schulter und sagte: „Ja, aber Mann, was wird die Oberrechnungskammer dazu sagen?" Es lag mir nahe, laut aufzulachen, aber ich unterdrückte es. Dieser Respekt vor der genannten Behörde und in der Situation, in der wir uns befanden, rührte mich tief. Mir wäre der Gedanke an die Oberrechnungskammer wirklich der letzte gewesen, der mir bei Ausübung meiner dienstlichen Pflichten im Jura-Departement in den Sinn hätte kommen können. Dem gab ich Ausdruck mit dem Hinzufügen, daß ich die Verantwortung gern tragen würde. Dabei beruhigte er sich . . . Mein vortrefflicher Kommandeur gehörte zu den immer seltener gewordenen Offizieren, welche die Verantwortung vor der Oberrechnungskammer mehr fürchten als den Feind. . ."

Nicht allein um ihres guten Zwecks willen ist der hier besprochenen Publikation die weiteste Verbreitung zu wünschen, sondern auch wegen ihres unterhaltenden Charakters im besten Sinne des Wortes, und weil ein nachdenkender,. geistig freier Offizier der Verfasser ist, der innerhalb seines bescheidenen Wirkungskreises als Kompagniechef eine Fülle von lehrreichen und anregenden Beobachtungen zu machen verstanden hat.

Der erste Band der Geschichte des deutsch-französischen Krieges, die Regensberg herausgibt, reicht bis Spichern. Der Autor stellt sich die Aufgabe, die vielen neu erschlossenen Quellen und die Fortschritte der kriegsgeschichtlichen Kritik bei Deutschen und Franzosen zu einer Gesamtdarstellung zu verschmelzen: „Was immer die Historiker und Militärschriftsteller ermittelt haben, soll meine Arbeit nach gewissenhafter Prüfung und Sichtung allen Kreisen unseres Volkes zugänglich machen, damit sie ein möglichst wahrheitsgetreues Bild jener Tage ohne Schminke und Retouche erhalten." Gleich die Art und Weise, wie Regensberg das Problem vom Ursprunge des Krieges behandelt, beweist, daß er den richtigen Weg zur Erreichung seiner Ziele nicht gefunden hat oder, korrekter gesagt, nicht

konsequent zu Ende gegangen ist, denn es finden sich manche hübsche, vielversprechende Ansätze. Der Rest des Bandes bietet dem methodischen Kriegshistoriker gleichfalls nur wenig.

Auch der Briefwechsel des amerikanischen Gesandten Washburne, der 1870 in Paris den Schutz der dort ansässigen Deutschen übernahm, ist von keinem besonderen geschichtswissenschaftlichen Belang. Immerhin geht soviel daraus hervor, daß die Vereinigten Staaten während des deutsch-französischen Krieges sich in Frankreich einer sehr guten diplomatischen Vertretung erfreuten. E. Daniels.

Kunst.

Dr. Julius Kurth: Utamaro. Mit 45 bunten und schwarzen Tafeln und Abbildungen, einschließlich eines Farbenholzschnittes und 10 Schrifttafeln. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1907.

Der japanische Farbenholzschnitt besitzt bei uns in Deutschland zahlreiche Liebhaber. Unter den Waren, die alljährlich aus Japan bei uns eingeführt werden, nimmt er keine geringe Rolle ein. Die japanisierende Richtung der modernen Kunst, wie sie sich vor allem im Plakatstil und im Kunstgewerbe zeigt, hat die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Farbenkünstler des Ostens hingelenkt, und es sind nicht mehr bloß vereinzelte Liebhaber und reiche Sonderlinge, die alte Meisterholzschnitte japanischer Maler sammeln. Um so schwerer machte sich bisher der Mangel an einer wirklich zuverlässigen und eingehenderen Darstellung des japanischen Farbendrucks bei uns empfindlich, die auf die zahlreichen Fragen, denen sich der Liebhaber gegenübergestellt sieht, eine klare und bestimmte Antwort gab und ihm half, das Dunkel der fremdländischen Kunstbetätigung aufzuhellen. Zwar besitzen wir in W. v. Seidlitz „Geschichte des japanischen Farbenholzschnitts" ein ausgezeichnetes grundlegendes Werk, einen geradezu unentbehrlichen Führer, der mit deutscher Gründlichkeit und Systematik die Hauptzüge zusammenstellt und mit vortrefflicher Kritik die Großen von den Kleinen scheidet. Auch hat Edmond de Goncourt in seinem Werke „L'art japonais du 18e siècle" wichtige Richtungslinien für den Gegenstand gezogen und unschätzbare Winke zum Verständnis jener Kunst gegeben. Indessen will das deutsche Werk doch nichts anderes sein, als eben nur eine erste Einführung unter Verzichtleistung auf alles nähere Detail, während das ausgezeichnete Buch des Franzosen das Biographische viel zu sehr hinter dem Aesthetischen zurücktreten läßt und auch in vielen Punkten heute schon zu sehr überholt ist, um dem Liebhaber und Kenner gegenwärtig noch genügen zu können. Was sonst über den Gegenstand bei uns erschienen ist, wie z. B. Perzynskis Monographie über Hokusai in der Sammlung der Knackfuß'schen Künstlermonographien oder desselben Verfassers kleines Büchlein über den japanischen Farbenholzschnitt in der Mutherschen Samm-

lung „Die Kunst“, ist Feuilleton und höchstens dazu geeignet, ein erstes Interesse für den behandelten Gegenstand hervorzurufen.

So wird denn das soeben im Brockhausschen Verlage erschienene Werk über einen der größten japanischen Farbenkünstler allseitig mit größter Freude begrüßt werden. Denn hier ist zum ersten Male der Versuch gemacht worden, einen einzelnen Künstler unter denselben Gesichtspunkten und nach derselben Methode mit wissenschaftlicher Genauigkeit, wie einen der unsrigen, zu behandeln und seine Stellung in der Kunst des Ostens klarzulegen. Und daß dies gerade Utamaro ist, wird den Kenner um so mehr erfreuen, als wohl über keinen der japanischen Farbenkünstler von Unberufenen so viel zusammengefabelt ist, moderne Sensationslust und journalistische Geistreichelei sich gerade ihn hauptsächlich zum Gegenstande ihrer dekadenten Reflexionen ausersehen und dadurch das wahre Bild des Mannes in der schlimmsten Weise entstellt und die Ansichten über ihn in eine fast heillose Verwirrung gebracht hatte.

Kurth kann als ein wirklicher Gewährsmann schon deshalb angesehen werden, weil ihm die fremde Sprache vertraut ist und er somit, als der Erste, die japanischen Quellen selbst zu Rate ziehen und die absolut sicheren Urkunden benutzen konnte, die in den Werken des Meisters selbst enthalten sind. So ist seine Darstellung des Lebens des Utamaro nicht bloß viel umfangreicher ausgefallen, als sie irgend ein anderer bisher zu geben vermochte, sondern sie besitzt durch ihre sorgfältige Berücksichtigung auch des scheinbar unbedeutendsten Details den höchsten Grad von Zuverlässigkeit. Hier lernen wir den historischen Utamaro zum ersten Male wirklich kennen. Eine kurze Darstellung der Entwicklung der japanischen Holzschnittkunst bis zu ihm sowie der kulturellen und zeitgeschichtlichen Faktoren der Epoche des Utamaro eröffnet uns das Verständnis seines Lebens. Wir werden mit der Atmosphäre der berühmten „grünen Häuser“ bekannt gemacht, die im Leben des Künstlers eine so große Rolle spielen, und erhalten einen vollständigen Einblick in das Kunsttreiben vor und um den Meister herum, wodurch wir erst dessen Eigenart und Bedeutung wirklich verstehen lernen. Der Verfasser enthält uns nichts vor von dem, was uns von den verschiedensten Seiten her über das Leben und Wirken des Meisters berichtet wird. Er sucht die oft recht trüb fließenden Quellen zu klären und hat das Schwierige unternommen, die Entstehungszeit der Werke des Utamaro nach Möglichkeit festzustellen und auch die große Masse undatierbarer Werke in die Reihe der datierten einzuschieben, und diese hierbei soweit beschrieben, als es zur Kenntnis der Persönlichkeit des Meisters und seiner künstlerischen Entwicklung dient. So konnte er mit vielen bisher geltenden Traditionen brechen und eine Menge geläufiger Urteile über den Künstler umprägen, infolge wovon dieser doch nunmehr in einem ganz anderen Lichte erscheint, als in dem bisher üblichen eines schmachtenden Liebhabers der Bewohnerinnen der grünen Häuser, der sich durch den Umgang mit ihnen frühzeitig zugrunde gerichtet haben sollte. Wir lernen

Utamaro als Gatten eines klugen und talentvollen Weibes kennen, die ihn die grünen Häuser vergessen macht, und wir erfahren hier zum ersten Male, daß es nicht so sehr das ausschweifende Leben des Meisters und seine Vorliebe für die Kurtisanen war, was seine Kräfte vorzeitig erschöpfte, sondern das Unglück, das er hatte, wegen eines satirischen Bildes eingekerkert und für mindestens ein Jahr den Schrecken eines damaligen japanischen Gefängnisses preisgegeben zu werden. „Auch ein körperlich starker Mann", sagt Kurth, „mußte durch das Kerkerleben gebrochen werden, geschweige ein so überarbeiteter Maler, wie Utamaro." Utamaro war nach Kurth ein Mann von feinstem Empfinden, vornehm durch und durch, prachtliebend bis zur Verschwendung, mit allen Eigenheiten eines Grandseigneurs ausgestattet, aber dabei ein liebevolles und tiefes Gemüt, ein Feind alles Gewaltsamen, mit einer Neigung zum Humor und zur Satire. Er hat das Leben bis in seine Tiefen ausgekostet und sich keine Genüsse versagt, wo er sie nur finden konnte. Aber er ist nie wirklich in den Schlamm hinabgestiegen, hat nie die Herrschaft über sich selbst verloren; und wenn er den Reizen der Weiblichkeit gehuldigt hat, wie nur irgend ein Mensch jener liebeseligen und galanten Zeit, so beweist doch das Verhalten seiner Gattin, deren köstlichen Brief an seinen Verleger uns der Verfasser mitteilt, daß er es auch zugleich verstand, sein eigenes Weib glücklich zu machen und ihre Liebe sich zu sichern.

In einem zweiten Teile seines Werkes macht uns Kurth im einzelnen mit den Arbeiten des Utamaro bekannt, eine überaus schwierige und mühselige Leistung, die aber besonders für den Sammler von unschätzbarem Werte ist, um sodann in einem dritten Teile alle Kunstprobleme des Meisters zu übersichtlichen Gruppen zusammenzufassen und eine genauere Charakteristik des Künstlers Utamaro und seiner Bedeutung für die gesamte Kunst überhaupt zu liefern. Ein Anhang enthält eine Kritik der japanischen Quellen, führt Namen, Signaturen und Stempel des Utamaro nebst der häufigsten Verleger-, Holzschneider- und Druckerzeichen auf seinen Werken vor und kommt auch hiermit einem Bedürfnis der Liebhaber des Meisters in der erwünschtesten Art entgegen.

Was endlich die Ausstattung des Buches anbetrifft, so genügt die Angabe der Firma Brockhaus, um von vorneherein das Urteil zu erwecken, daß in dieser Beziehung alles Erdenkliche getan ist. Neben den schwarzen erfreuen das Auge des Beschauers zahlreiche bunte Tafeln mit Wiedergaben der Werke des Utamaro, darunter ein farbiger Facsimileholzschnitt, der mit genauester Befolgung der japanischen Technik in den graphischen Anstalten des Brockhausschen Verlages hergestellt ist und auch solchen eine Vorstellung vom Aussehen der Farbendrucke des Utamaro vermittelt, die von diesem selbst noch keine Originale gesehen haben. Und so möge denn das ausgezeichnete Werk die Aufnahme finden, die es verdient, das Interesse für den japanischen Farbenholzschnitt in immer weitere Kreise tragen und das Verständnis für eine Kunst befördern helfen, die, wie fremdartig sie

uns auch in vieler Beziehung sein mag, doch auch ihrerseits die größte Beachtung verdient, und ohne deren genauere Kenntnis es bald nicht mehr möglich sein wird, die einheimische Kunstentwicklung zu verstehen.

Prof. Dr. Arthur Drews.

Die Baukunst als unfreie Kunst.

Frau Alma von Hartmann hat mir die Ehre erwiesen, meine Ausführungen über die Stellung der Baukunst im System der Künste einer Kritik zu unterziehen. Ich muß es mir versagen, auf die Einzelheiten ihrer Erwiderung einzugehen. Es handelt sich hier, meines Erachtens, im wesentlichen um Mißverständnisse, die jeder der Sache Kundige selbst zu durchschauen imstande ist. Nur einige wenige Punkte möchte ich in Kürze noch einmal hervorheben:

Ich behaupte nicht, daß die Baukunst eine freie Kunst schlechtweg sei, im Gegenteil, ich betone ja immer wieder ihr unauflösliches Gebundensein an außerästhetische Zwecke, glaube aber allerdings, daß sie sich in ihren größten Leistungen hoch über den realen Zweck erhebt. Ich setze auch nicht Schönheit und Freiheit einander gleich, sondern weise im Gegenteil immer wieder auf das reiche Maß charakteristischer Schönheit hin, das sich auch an zweckbestimmten Formen realisiert. Daran allerdings halte ich unbedingt fest, daß das Hereinragen des Zweckes in die Gestaltung vom rein künstlerischen Standpunkte aus ein zu überwindendes außerästhetisches und unfreies oder gebundenes Moment bedeutet. -- Frau von Hartmann verlangt, man solle mit der rückhaltlosen Aufnahme der Baukunst unter die Künste überhaupt schon zufrieden sein. Sie selbst sieht in dem Prädikat der Unfreiheit keinerlei Herabwürdigung im menschlichen oder künstlerischen Sinne. Es dürfte ihr nicht leicht werden, Zustimmung zu finden für solche Meinungen, welche dem natürlichen, gesunden Gefühl allzu sehr widersprechen. Sie erweist auch schwerlich der Sache Eduards von Hartmann einen Gefallen dadurch, daß sie einen von ihm begangenen offenkundigen Irrtum zu verteidigen sucht. Ich weiß mich eins mit der hochverehrten Frau in der grenzenlosen Verehrung für Eduard von Hartmann, den ich nach vieljährigem, eingehendem Studium nicht nur für den größten Aesthetiker, sondern für den größten und tiefsten, schwer verkannten Denker unserer Zeit halte. Aber das Recht und die Freiheit der eigenen Meinung wahre ich mir auch dem Manne gegenüber, dem ich meine besten und kostbarsten geistigen Besitztümer verdanke.

Berlin, im Januar 1908. Paul Moos.

Literatur.

Georg Misch, Geschichte der Autobiographie. 1. Band: Altertum. Leipzig 1907, Teubner.

Der Verfasser hat seine Aufgabe so weit und tief begriffen, daß ihre

Lösung den größten Inhalt bekommen hat, dessen sie fähig war und über ihre monographische Anlage hinaus eine Geschichte des Selbstbewußtseins im Altertum geworden ist; oder er scheint von Anfang an dazu Willen und Kraft gehabt und dann nur den Einzelstoff als Anhalt benutzt zu haben, um wuchtigere Gedankenmassen daran zu ordnen. So sicher füllt er auch die weitesten Umrisse, mit so feinem Takt greift er nach allen Seiten aus und zieht zusammen, sichtet und reiht ein, immer den konkreten Gegenstand im Auge und doch fähig, den schwanken Dunstkreis und die unfaßbaren Lebenskräfte nachzufühlen, woraus jede Einzelgestalt sich wirkt. Er vermeidet den häufigsten Monographistenfehler, das mikroskopisch-falsche Augenmaß, mit dem Instinkt des gebildeten Geistes, wenn er auch dem vornehmeren und vielleicht unvermeidlichen des Universalhistorikers nicht immer entgeht: Entwicklungen zu stark und groß zu sehen und zarte Uebergänge zu vergewaltigen. Doch ist das die Gefahr und oft die Tugend jedes entschiedenen Ordners fluktuierender Massen und dessen Recht oder Unrecht hängt von seiner Macht und seinem Ernst ab oder von der Wucht seiner Sache.

In Mischs Werk durchdringen sich historische und philosophische Stärken, wie wir es kaum mehr unter unserm wissenschaftlichen Nachwuchs zu hoffen gewagt hätten, der sich bald in sammlermäßiger Kleinmeisterei, bald in Begriffsscholastik verlieren muß, weil die Methoden durch Uebersteigerung Selbstzweck geworden sind. Nur von Menschen mit eignem Instinkt und eigner geistiger Leidenschaft, denen die Stoffe der Kultur in Fleisch und Blut verwandelt, nicht unverdaut in den Organen liegen geblieben sind, und welche die Methoden als Mittel beherrschen, ohne sie spielerisch zu mißbrauchen, dürfen wir wieder Werke erwarten, würdig die Namen Ranke, Burckhardt oder Dilthey an der Stirn zu tragen.

Mischs Buch ruht auf einem festen Grund von Persönlichkeit und gesättigter Bildung, so daß wir uns seiner freuen als eines kräftigen Glieds in der ehrwürdigen Ueberlieferung, die von den Tagen Kants und Herders, Hegels und Rankes immer dünner herunterführt in unsre zerfahrenen Suchen und Empfängnisse.

Die Einheit, worin Misch die abstrakte und die konkrete Seite seines Geschichtsbildes zusammenfaßt, wodurch er sich bei den Begriffen und bei den Erscheinungen zuhause fühlt, ist seine lebendige Anschauung vom menschlichen Ich als Schöpfer und als Schöpfung, als Objekt und als Subjekt, als Auge und als Bild, als geschichtlich wandelbarem und ewig-gegebenem Dasein, als unendlicher Einheit und bedingtester Vielheit; die Geschichte ist ihm nur die Auswickelung der in der Doppelnatur dieser Einheit enthaltenen Möglichkeiten, so weit der bisherige Ablauf sie verkörpert. In solcher Anschauung vom Ich liegt der einfache und lebenhaltige Keim zur Ausfruchtung gerade dieses Themas, das stets von zwei Seiten zugleich aus behandelt werden mußte, wenn es dem Menschen als dem Gegenstand und dem Menschen als dem Betrachter gerecht werden

sollte. Hier ist ein Beispiel, wie sehr ein philosophischer Tick nötig ist, um die Empirie fruchtbar zu machen. In jeder historischen Aufgabe liegt ein Punkt, wo sie metaphysisch bedingt ist. Erst wer den findet und sie dort anpackt, kann ihre Möglichkeiten erschöpfen, sie als Hebel benützen, um eine ganze Geisteswelt mit herauf zu heben; dazu bedarf es nicht großer Begriffsmaschinen, sondern eines glückhaften Gefühls für das Wesentliche, das immer einfach und unscheinbar ist, das punctum saliens, der organisierende Keim in einer ungestalten Masse. Methode und Bau eines Werks hängen davon ab. Berechnen läßt jener schöpferische Punkt sich nicht, und er liegt bei jeder Aufgabe wo anders. Ihn zu finden ist eine Sache der wissenschaftlichen Eingebung, und sie wird nur solchen, die sich den lebendigen Zusammenhang mit der Natur oder mit der Geschichte als Ganzem bewahrt haben. Jede Loslösung vertrocknet die Organe der Empfängnis.

Misch hat den Punkt gleich gepackt, nicht durch ein Handwerksmittelchen, sondern, wie mit einer Springwurzel, kraft der Sympathie mit den Dingen, die er sucht, und weil ihm die Geschichte ein Erlebnis ist: „Wenn einem einmal das Ganze in realer Anschauung aufgeht: die alten Kulturen in den orientalischen Flächenstaaten in dunkle Jahrtausende zurückreichend, und nun dieses kleine Griechenvolk, das sich in wenigen Jahrhunderten erhebt und aus sich heraus eine neue und höchste Stufe des Menschentums erzeugt — eine sprunghafte Erhöhung des menschlichen Selbstbewußtseins überhaupt —, und dann wieder das Zurückfluten der Kultur zu den orientalischen Küsten, Rom schlägt mit ungeheurer Kraft in diese hellenistische Geisteswelt und dämmt sie fest, bis dann in das Völkergewirr jene Erregung kommt, jene Umwälzung der ganzen Ziele des Lebens und der Phantasie, wo die Geister der Tiefe wieder nach oben kommen, und schließlich noch in der alten Welt, in der schon die neuen frischen Barbarenvölker sich einrichten, der mächtige Bau zusammengeschweißt wird, der die kommenden Entwicklungen fürs erste beherbergen sollte: die Anschauung dieser Vorgänge ist ein Erlebnis, das ergreifend ist und gleich einer großen künstlerischen Schöpfung das Innerste aufrührt und reinigt." Es ist wirklich in dieser Periode lebendiger Atem der Weltgeschichte, der sich nicht von Unfühlenden vortäuschen läßt.

Ich muß mir hier versagen, den Inhalt und die Gänge des Buches näher zu bereden, die Anzeige soll das Werk nicht ausziehen, sondern dazu hinführen durch Andeutung, weß Geistes Kind es ist und wie der Stoff behandelt wird. Jener zitierte Satz zieht zugleich die weitesten Umrisse, die der Verfasser dann füllt, färbt und vertieft mit der Darstellung von Zuständen, Menschen, Werken, Bewegungen, immer eingedenk, wie alles zugleich Frucht und Samen ist, wie der Mensch zugleich Geschöpf, Ausdruck, Spiegel, Mitschöpfer wirkender Gesamtheiten ist, wie alle menschlichen Motive und Gesichte, Leidenschaften und Träume, Ideale und Lügen zugleich den Einzelseelen, einem geschichtlichen Zusammenhang und einer

wandellosen Gesetzlichkeit angehören, zugleich willkürlich, frei, individuell und notwendig, bedingt, typisch sind. Darum achtet er vorzüglich darauf, mit welchem einmaligen Gehalt die typischen Formen gefüllt werden, wann ein Gehalt sich seine neue, eigene, weithin gültige Form schafft, oder wie ein neuer Gehalt, zur Form erstarrt, als Typus oder Kanon weiterlebt. Misch hält die verschiedenen Grade und Arten der Repräsentation auseinander, die Urgeister und die bloß symptomatischen. Er hat bei jedem Besonderen immer das Ganze seiner Umwelt gegenwärtig (diese nicht als Milieu, sondern als Komplex von Kräften gefaßt) und verliert sich nicht pedantisch in der Herausarbeitung der literarischen Gattungen und Gefäße, er nimmt die Autobiographie auch als innere Form, als Ausdruck-gewordenes Verhalten der Seele zu dem, was ihre jeweilige Welt ausmacht. Weil die Zeiten als Ganzes in ihm leben, darf er es wagen, bei zerstückter Ueberlieferung aus den übrigen Gebieten das Ganze ahnungsvoll zusammenzusehen, und das tut er mit Zurückhaltung und Takt. Das weither zusammengeholte Material zeigt zugleich, wie wenig ihm die Erforschung der literarischen Gattung „Autobiographie" Selbstzweck ist, daß sie ihm nur ein unverbrauchtes, bewegliches, vielseitiges Mittel ist, ein wirksames Agens und Reagens, um die Entwicklung des Selbstbewußtseins zu erkennen. Als Ausdruck eines Verhaltens, wie als Darstellung nie konstanter Inhalte, kann die Autobiographie sich der verschiedensten Formen (Inschriften, Memoiren, Dichtungen, Beichten, usw.) bemächtigen, aber sie schafft sich nicht nur ihre Formen, sondern wird ebenso oft durch die Formen wieder bedingt. Dies Wechselspiel ist für den Literaturforscher ebenso lockend, als für den Psychologen die Kräfte und Inhalte und für den Historiker die Gestalten und Gebärden der Seelen selbst. Die Gebärden — dafür hat Misch noch einen besonderen Sinn: in Tonfall und Haltung der Dokumente nicht nur das ganze Dasein, das sie ausdrücken, mitzufühlen, sondern auch ihre umlagernde Luft. So führt er uns nicht nur durch eine Reihe immer differenzierterer Formen, sondern durch einen Zug sich gebärdender Wesen, von den dumpfen Riesenschemen der östlichen Vorzeit bis zu den zerfurchten Körpern der spät-antiken Christen mit ihren durchglühenden Seelen und zuckenden Nerven.

Ein so vielumspannendes Werk kann unmöglich alle Seh-Arten befriedigen. Man kann sich andre Gleichgewichte und Stoffverteilung denken und darüber streiten, ob nicht in diesem Buch, wie heute überhaupt, die Bedeutung des Hellenismus überschätzt wird. (Er ist die neuentdeckte Provinz der Geschichte, schickt vergrabene Schätze herauf und bannt die Blicke mit der Erwartung. So macht man in der Finderfreude aus der merkwürdigen Zersetzungs- und Uebergangsepoche das Zentrum der Welt.) Ich hätte auch gern gesehen, daß neben Augustus' Inschrift die Kommentare Cäsars eindringlicher behandelt wären, nicht nur um der individuellen Geste des mächtigsten antiken Menschen willen, auch als typisches Beispiel der „Hypomnemata" und weil sie als Vorbild der meisten Königs- und

Heldendenkwürdigkeiten, von Columbus bis Napoleon, unabsehbar in der Geschichte der Gattung gewirkt haben. Sonderforscher mögen sich mit andern Ergebnissen auseinandersetzen: Mischs Werk kann durch einzelne Vorbehalte wenig verlieren, weil es aus einer Gesamtanschauung hervorgegangen ist; und so sehen wir gern auch über gewisse scholastisch-zähe Ausdrucksweisen der Einleitung hinweg, weil durch das Ganze der schlichte und getragene Ton waltet, den sich der Geist nur im reinen Verkehr mit hohen und adligen Dingen erwirbt. Man fühlt, was diesem Autor die Griechen bedeuten. Er hat den langen, ruhigen Atem der echten Wissenschaft, die ohne Hast und unsachliche Anmaßungen ihre endlichen Ziele sich absteckt in den ungemessenen Weiten.

Dr. Friedrich Gundelfinger.

Heinrich von Suso. Eine Auswahl aus seinen deutschen Schriften mit der Einleitung von Joseph Görres zur Suso-Ausgabe von 1829. Herausgegeben von Wilhelm von Scholz. (Vierzehnter Band der Sammlung „Die Fruchtschale".) Verlag Pieper. München und Leipzig.

Diese Neuherausgabe ist nicht eine philosophische und religiöse Tat, wie sie Herrmann Büttner mit seiner Edierung des Meister Eckehardt und der Deutschen Theologie und ihrer Uebertragung ins Neuhochdeutsche geleistet hat. Heinrich von Susos Schriften sind nicht von der Kirche verleumdet und verfolgt worden, nicht von treuherzigen Gläubigen späterer Zeit in das Dogmatische hinein verdunkelt worden. Es brauchte keine Rückübersetzung in den ursprünglichen Geist und Text, und so ist denn auch schon im Jahre 1829 eine Uebersetzung erschienen, die so vortrefflich ist, daß sie mit geringen Aenderungen dieser Neuherausgabe zugrunde gelegt werden konnte. So hatte der Herausgeber nur eine Auswahl aus der Fülle der Schriften zu treffen, die am besten geeignet wäre, dem Kinde unserer Zeit die Gestalt lebendig zu machen und das Bleibende in dem, was sie geschaffen, zu übermitteln, sowie durch eine interpretierende Einleitung den Sinn für diese Gestalt und dies Bleibende dem Leser aufzutun. Diese Aufgabe ist auf vortreffliche Weise erfüllt worden.

Den Hauptteil in der Auswahl bildet „Das Leben Heinrich Susos, von ihm selbst erzählt." Der Herausgeber teilt mit, wie es entstanden ist: Suso hatte seiner geistlichen Tochter Elisabeth Stager von seinem Leben erzählt; nicht immer der Zeitfolge nach, oft zufälligem Anlaß folgend. Das hat sie treulich alles aufgeschrieben. Als Suso es erfuhr, wurde er zornig und wollte das Buch verbrennen. Da spürte er eine innere Hemmung: Gott wehrte ihm. Das größere Stück der Biographie blieb erhalten. Suso hat es selbst überarbeitet und erweitert. Die Erzählung blieb im ganzen, zufolge der Art ihrer Entstehung, undisponiert, lückenhaft, hie und da zusammenhanglos und daher in gewissem Sinne unklar. Es ist keine

innerlich bedingte Folge in den geschilderten Erlebnissen. Dennoch aber: ein Mensch tritt uns lebendig entgegen. — Neben diesem „Leben Susos" sind in die Auswahl einzelne Kapitel aus seinen betrachtenden Schriften aufgenommen, die zunächst wie Ergänzungen und erweiternde Kommentare zu diesem mittelalterlichen Lebensbild erscheinen sollen. Auf die Gestalt hauptsächlich kam es dem Herausgeber an.

Die Einleitung, die Wilhelm von Scholz gibt, ist sehr wertvoll. Tief dringt er in das psychologische Geheimnis dieses seltenen, reichen, uns so fremdartig gewordenen und doch wiederum so seltsam verwandten Innenlebens. Lebendig läßt er die Gestalt vor uns heraufsteigen, rührend und fesselnd in ihrer Gebundenheit in die Zeitvorstellungen, ewig bedeutsam in der allgemeingültigen Psychologie des religiösen Lebens, des Lebens im Allein-Wirklichen, in dem von allem Aeußeren unabhängigen Ich, in dem bezwingenden Erlebnis unmittelbarer Einheit zwischen der Seele und Gott.

„Der Gottbegriff seines innersten Erlebens, auf den alles in ihm und seinem Werk unausgesetzt hindrängt, dessen flüchtiges, mit ganzer Seelenkraft, wie im Krampf, ein paar Herzschläge lang festgehaltenes Innesein für Susos Gefühl Vereinigung mit Gott ist, hat sich weit über die dogmatischen Fesseln erhoben, mit denen die Menschen ihn einzufangen wähnen: er ist mit breiten Schwingen ins Unfaßbare, in den Aether gestiegen."

Die Uebersetzung ist für diejenigen, denen die alte Sprache zu lesen nicht möglich ist, außerordentlich zu empfehlen. Sie hat von den kräftigen alten Ausdrücken, besonders wo es sich um das seelische Erlebnis selbst handelt, so viel wie irgend möglich beibehalten. Da steht nicht nur das Wort: „Ein gelassener Mensch bildet kein Unglück in sich" (spiegelt! er gewinnt von keiner Sache das Bild, als ob es ein Unglück wäre), sondern wir lesen auch: „Gute Meinung vermittelt oft wahre Einung", und neben dem „vermittelt" steht eingeklammert: „verhindert". Das ist gut, — für die, denen es noch nicht ohne weiteres gegenwärtig ist, daß, da ein Mystiker nach unmittelbarer Einung mit Gott drängt, jedes Vermitteln ein Stören und Verhindern ist. Und es ist auch gut, daß dies „verhindert" nur daneben gesetzt ist und nicht den alten kräftigen Ausdruck verdrängt hat: denn er führt viel tiefer in des Mystikers Vorstellungswelt hinein und lehrt sie allmählich verstehen. — Der Schlüssel zu dieser Seelensprache ist ja nur das eigene Erlebnis. Aber diese ganz nach innen gewandten Menschen sind in ihrem Wesen wie Flammen, an deren Feuer das eigene Brennen sich entzünden und nähren kann.

Es handelt sich bei der Lehre der Mystiker, auch bei den Schriften dieses himmlischen Minnesängers Heinrich von Suso, durchaus nicht nur (wie ein populäres Vorurteil ihnen nachsagt) um das „flüchtige, ein paar Herzschläge lang festgehaltene Innesein Gottes", die leuchtende Gottberührung der Seele, die wie ein himmlischer Glast des Menschen Brust durchstrahlt, während ihm die Welt versinkt. Es handelt sich um eine allmählich zu er=

werbende, fortdauernde neue Stellung zu allen Dingen des Lebens. Nicht um eine quietistisch asketische Abkehr, wie jenes selbe Vorurteil sagt. Sondern indem ich die Dinge alle als Einzelheiten, in ihrem Einzelwert, in ihrer Beziehung auf mich, verliere, werden sie mir ja aus Gott heraus alle neu lebendig, alle neu geschenkt! Wenn nicht mehr ich der Schauende und Wollende bin, sondern die „ewige Wahrheit" in mir das Schauende und Wollende ist, so schaut sie auch die Dinge der Welt „in Lauterkeit" und „inbegreifet sie der Wahrheit." Und erst jetzt wird der Mensch auch den äußeren Dingen die rechte Richtung zu geben wissen. Er wird die Einheit — den allgegenwärtigen Gott — in den Dingen erschauen und so die Bilder „austragen" — hineinschauen und -schaffen in ihr geistiges Wesen, in dem Gott sie schaut. Ein Teilnehmen an der Vergeistigung, Vergottung, Schöpfung des Daseins! Und also in die Welt zu wirken, ist viel mehr, als Gott nur im Inneren zu finden! „Wem Innerkeit wird in Außerkeit, dem wird Innerkeit innerlicher denn dem Innerkeit wird in Innerkeit." (Leben Heinrich Susos, Kap. 52.)

Großstadt-Dokumente. Herausgegeben von Hans Ostwald. Band 36. Moderne Geisterbeschwörer und Wahrheitsucher von Hans Freimark. Berlin und Leipzig. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger. Preis 1 M.

Der Verlag verspricht in diesen „Großstadt-Dokumenten", „auf unterhaltsame Weise das weite, hochinteressante Gebiet der modernen Großstadt mit ihren Tiefen und Untiefen zu zeichnen." Er verspricht, daß „diese Bände wegen ihrer Genauigkeit und Zuverlässigkeit von bedeutendem dokumentarischem und kulturhistorischem Wert sein werden, ja es ermöglichen, irgend ein eigenartiges Stoffgebiet . . . wirklich ganz zu übersehen und den wissenschaftlichen Kern und die Geheimnisse der Materie zu erfassen." Jenes „auf unterhaltsame Weise" und ein „auf Grund von amüsanter Tatsachendarstellung" im letzten Satz machten mir die Versprechungen etwas verdächtig: wird es auch nicht auf Klatsch und Sensation abgesehen sein mehr als auf ernste Kulturarbeit? Nun liegt mir nur ein Band vor und über ihn allein kann ich urteilen. Als ich ihn aber las, war ich höchst angenehm überrascht. Er ist unbedingt zu empfehlen. Das sehr schwierige Gebiet der Probleme des Spiritismus, Okkultismus und der Theosophie, der Zeichnung ihrer populären Vertreter, die in Vereinigungen mit abendlichen Seancen, in Logen und Lebensgemeinschaften ihre Geheim-Wissenschaft und Geheim-Religion pflegen, ist mit klugem Verständnis und außerordentlichem Takt behandelt. In lebendiger und wirklich sehr amüsanter Darstellung werden die verschiedenen Erscheinungen vorgeführt, immer aber mit Ernst auf das Charakteristische und Bedeutsame gehend und mit vornehmer Gesinnung Wert und Unwert unterscheidend. Der Verfasser zeichnet eine Satire, aber sein kluger, in psychologischer Beobachtung geübter Blick ist nicht nur scharf, sondern auch gütig und mitfühlend, er weiß nicht nur

in hohen Worten und Phrasen das Hohle zu erkennen, sondern auch in mancher lächerlichen Form das echte, reine Streben zu entdecken. Und immer tut sich die Absicht kund, auf das zu deuten, was bald stärker bald geringer, hinter der Wirrnis der halb lächerlichen, halb rührenden Erscheinungen, das innerlich treibende Motiv ist: die Sehnsucht unserer Zeit nach neuer Verinnerlichung.

Vaganten-Lieder von Mary Krüger. Berlin-Leipzig. Modernes Verlagsbureau Curt Wiegand. 1907.

Es sind beileibe keine Vaganten-Lieder! Eines wahrscheinlich ganz ehrbaren Jungfräuleins nicht üble Gedichte sind es, das auf eine recht liebenswürdige Weise mit seiner Leichtfertigkeit und einem kleinen Stich ins Frivole etwas prahlt. Eine wunderliche Mischung von Ernst und Spott, Neckerei und Albernheit, von unnötigen, geschmacklosen Derbheiten, Trivialitäten, die man wirklich nicht drucken lassen dürfte, — und einigen zarten, feinen Schönheiten. Eine völlige Unsicherheit des Urteils! Von literarischer Durchbildung keine Spur. Aber ein wirkliches kleines Talent. Manchmal bei einem edleren, tieferen Ton bedauert man es, daß die Verfasserin sich nicht die Mühe gab, durch viel sorgfältigeres Durchfühlen und Durchfeilen des Gedichts ein schönes kleines Kunstwerk daraus zu machen. Sie hätte es vielleicht gekonnt.

Altkreuznach. Roman aus dem Nahetal von Dr. Friedrich Blumberger. Berlin, Köln, Leipzig. Verlag von Albert Ahn.

Der Verlag hat sich die verdienstliche Aufgabe gestellt, eine Sammlung von Büchern zu bringen, die „ohne besondere Prüfung von Schul- und Volksbibliotheken angeschafft", jedenfalls ohne Bedenken der Jugend wie den Erwachsenen in die Hand gegeben werden können. Er bekennt, darin einer Anregung des Kölner Vereins für das höhere Mädchenschulwesen zu folgen. Ein rheinischer Schulrat ist der Verfasser des ersten Bandes der Sammlung, die den Namen „Kölner Jugend- und Volksschriften" führt. Der Preis ist: 2,50 M., geb. 3,50 M.

Dieser erste Band „Altkreuznach" ist vortrefflich. Ein lebendiges Bild der alten Zeit steigt auf. Viele ansprechende, charakteristische Einzelheiten, die gründliche Kenntnis der Geschichte, der Kulturgeschichte speziell dieser besonderen, mit großer Liebe empfundenen Landschaft verraten, schließen sich zu einer lebhaft interessierenden, buntfarbigen Erzählung zusammen. Der Roman spielt im 16. Jahrhundert. Das Volksleben im ausgehenden Mittelalter, mit seinem uns so fremd gewordenen, und so traulich, eng und behaglich anmutenden Stil, dem Zunftwesen z. B., in dem jeder tüchtige Arbeiter so wohl geborgen ist, einer auf den andern angewiesen, einer den andern stützend, wird auf eine überaus anschauliche und unterhaltende Weise nahe gebracht. Weinbau, Lohgerberei und Mühlenbetrieb, die Gewerbe, die in der mittelrheinischen Gegend am meisten be-

trieben wurden, sind die Beschäftigungen, an die die Handlung des Romans anknüpft, von denen er ein fesselndes Bild entwirft, und die die Umwelt der Helden bilden. Die abenteuerliche Gestalt des Doktor Faust hilft als Nebenfigur mit, die Stimmung des Zeitgemäldes zu vervollständigen. Von den religiösen Kämpfen spürt man nichts, Bekenntnisfragen spielen nicht hinein. Reste aus der Römerzeit ruhen im Boden, treten zutage und wecken stimmungsvoll Erinnerung an eine noch viel weiter zurückliegende kampfreiche Zeit. Die Gestalt des jungen Helden, des erstaunlich tüchtigen Müllersohnes, der durch schweres Schicksal sich redlich und treu hindurcharbeitet und letzten Endes sein Glück findet, ist frisch und anziehend, die Handlung spannend und in der Motivierung und Führung Befriedigung schaffend, die Psychologie nicht allzu tief gefaßt, wie es bei dem, was man Volksliteratur nennt, zu sein pflegt.

Gedichte, von Erna Weimann-Bischoff. Berlin-Leipzig. Modernes Verlagsbureau Curt Wiegand. 1907.

In den meisten dieser Gedichte zeigt sich eine glückliche Beherrschung der Form. Der alten Form. Ein Neuschaffen ist nicht darin. In den freien Versen versagt die rhythmische Kraft. Auch die poetischen Vorstellungen sind zum Teil anempfunden. Die Tradition dichtet. Einige der Gedichte sind dennoch, schlicht und schön wie sie sind, recht annehmbar.

In andern lodert ein glühendes, eigenes Empfinden, das indessen noch nicht zur Kunst geläutert ist. Es ist nichts Hohes, nichts Seltenes darin. Die Liebeslieder sind merkwürdig deutlich auf den Grundton Selbstsucht gestimmt: „Mein bist du, du bist mir verfallen; ob du auch wolltest, du kannst nicht entschlüpfen, denn niemand auf Erden liebt so dich, wie ich!" Oder: „Du mußt mir Vertrauen schenken. Wenn du nicht himmelsklar erkannt, wie meine Treu' ob jedem Zweifel stand, dann bist so klein du, wie ich nie konnt denken!" Poesie kommt uns von höheren seelischen Erlebnissphären. Gertrud Prellwitz.

Kolonien.

Siegfried Passarge, Prof. Dr. Südafrika. Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde. Mit 47 Abbildungen auf Tafeln, 34 Karten und zahlreichen Profilen. 1908. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig. XII und 355 Seiten.

Passarges Buch verdankt seine Entstehung einer Breslauer Universitätsvorlesung im Wintersemester 1906/07. Es ist eine Landeskunde von Südafrika in großen Zügen, die eine zunächst vollständige Uebersicht über den Aufbau des Landes, das Klima, die gesundheitlichen Verhältnisse, die Vegetation und die Tierwelt enthält; außerdem einen kurzen Abriß der Geschichte Südafrikas, eine sehr interessante Abhandlung über die natürlichen Kulturbedingungen des Landes und den ursprünglichen Kulturbesitz

der Eingeborenen; schließlich eine Darstellung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, wie sie zwischen dem Kap der guten Hoffnung und dem Sambesi, in dem ursprünglich englischen Gebiet, in den früheren Burenstaaten und in den Neuländern, Rhodesia und Deutsch-Südwestafrika, existieren. Wer Passarges Werk über Adamaua und die Kalahari kennt, der wird auch bei dieser Arbeit von vornherein eine ausgezeichnete Beherrschung und Vorführung zunächst des naturwissenschaftlichen Materials erwarten. Ich möchte als auf besondere Musterbeispiele dieser Art auf das XV. Kapitel (Das südafrikanische Becken — Kalahari-Region) und auf das XVI. (Die Entstehung der Kalahari und das Problem der Klimaänderung in Südafrika) verweisen. Diese Abschnitte sind besonders geeignet, auch dem Laien auf dem Gebiet der Naturwissenschaft eine Vorstellung davon zu geben, wie der Fachmann, wie die exakte kritisch sichtende Darstellung imstande ist, das vorliegende, der Beobachtung zugängliche Material zu einem organisch geschlossenen, seiner Entstehung nach verständlichen Gesamtbild zu gestalten. Vom politischen und kolonialwirtschaftlichen Standpunkt aus sind die drei Schlußkapitel (XXV. Die europäische Kultur, XXVI. Die portugiesischen und deutschen Kolonien, XXVII. Britisch-Südafrika) natürlich die wichtigsten und interessantesten. Wer wie ich ein mehrjähriges praktisches Studium in Südafrika selbst auf diese Verhältnisse verwendet hat, kann es am ehesten bezeugen, wie gut Passarge beobachtet hat und wie richtig er die Sachlage darstellt. Besonders möchte ich aber auf das Schlußwort über die zukünftige Entwicklung Südafrikas hinweisen. Auch Passarge ist, wie alle politisch urteilsfähigen Kenner Südafrikas, der Ansicht, daß dort infolge der gänzlich verkehrten englischen Eingeborenenpolitik eine sehr gefährliche Krisis, ein Vernichtungskampf zwischen den Rassen, im Anzuge begriffen ist. Er schildert die soziale und politische Wirkung der vermeintlichen Humanitätspolitik der Engländer gegenüber den Farbigen und kennzeichnet auch den Charakter der äthiopischen Bewegung in derselben Weise, wie ich es in meinem Vortrag in der Staatswissenschaftlichen Vereinigung, der in diesem Heft der Jahrbücher abgedruckt ist, getan habe, und er folgert weiter: „*Einmal, daß jede Humanität den Schwarzen gegenüber gleichzeitig eine Grausamkeit den Weißen gegenüber ist, und zweitens, daß, wenn sich die Verhältnisse weiter so entwickeln, wie bisher unter englischer Verwaltung, die weiße Bevölkerung der schwarzen auf die Dauer nicht wird widerstehen können.* Je länger sie unter englischer Abhängigkeit bleibt, umso ungünstiger gestalten sich die Bedingungen für die weiße Rasse in dem kommenden kriegerischen und wirtschaftlichen Kampf. Die einzige Möglichkeit der Rettung besteht meines Erachtens darin, daß sich das englische Südafrika so schnell wie möglich von England und seinen falschen Humanitätsbestrebungen unabhängig macht und zu den Prinzipien übergeht, welche die Buren bei der Behandlung der Schwarzen mit so großem Erfolge durchgeführt haben und die vor allem darin gipfeln, den

Schwarzen Respekt und Gehorsam beizubringen, sie streng aber gerecht zu behandeln und sie so zu bewerten, wie sie es verdienen, nämlich als inferiore Rasse."

Möchten es sich doch auch unsere maßgebenden kolonialpolitischen Persönlichkeiten gesagt sein lassen, daß ohne ein Verständnis des Rassenproblems in unseren afrikanischen Kolonien nach diesem Grundsatz an einen dauernden Erfolg auch unserer kolonialen Bestrebungen nicht zu denken ist. Die Frage der Eingeborenenpolitik in Afrika hat nichts zu tun mit der heimischen Parteipolitik, nichts mit Liberalismus, Konservatismus, Demokratie oder dergleichen, sondern sie ist einfach eine Frage der Erkenntnis dessen, was ist. Paul Rohrbach.

Theologie.

Adolf Harnack. Die Apostelgeschichte, Untersuchung. Leipzig. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1908. (Beiträge zur Einleitung in das neue Testament. III. Heft.) 225 Seiten.

Das Ergebnis dieser Untersuchung faßt Harnack, was den Inhalt der Apostelgeschichte betrifft, in den Worten (S. 222) zusammen: „Es ist nicht nur im großen und ganzen ein wirkliches Geschichtswerk, sondern auch die Mehrzahl der Details, die es bringt, ist zuverlässig. Es folgt außer einigen panegyrischen Anwandlungen inbezug auf die Urgemeinde keiner Tendenz, die die reine Darstellung des geschichtlichen Verlaufs stört, und sein Verfasser hat genug gewußt, um als Geschichtsschreiber auftreten zu dürfen. Es ist fast von jedem möglichen Standpunkt geschichtlicher Kritik aus ein solides und respektables, in mancher Hinsicht aber ein außerordentliches Werk; außerordentlich ist schon der Mut des Lukas, die komplizierte Geschichte einer im lebendigsten Flusse sich befindenden religiösen Bewegung zu schildern." Allerdings bleibt daneben die Beobachtung bestehen, daß der Verfasser nicht die Fähigkeit, oder vielleicht auch gar nicht den Wunsch nach persönlicher Charakteristik der handelnden Personen besessen hat, sondern daß ihm die an den berichteten Wundern und an den Wundertätern erscheinende Kraft Gottes so sehr als das wichtigste Moment der handelnden Persönlichkeiten erschien, daß die Individualitäten selbst davor erblaßten. Im Zusammenhang mit diesem, den Wert der Apostelgeschichte als Geschichtsquelle sehr hoch einschätzenden Resultat bemerkt Harnack, daß es notwendig werden würde, „nicht weniges in der Geschichte des apostolischen Zeitalters, wie es von der Kritik heute erzählt wird, zu revidieren." Diese Bemerkung ist ebenso unbestreitbar wie weittragend. Weizsäckers Buch „Das apostolische Zeitalter" hat bisher in weiten Kreisen, und zwar nicht nur innerhalb der modernen Theologie, sondern auch bei gebildeten liberalen Laien, als die zutreffendste Darstellung der Urgeschichte der christlichen Gemeinde gegolten, und die Darstellungskunst des Verfassers hat sich mit

seiner Gelehrsamkeit und der recht bestimmt gehaltenen Form, in der er seine Gedanken ausprägt, zu einem Bilde vereinigt, dem die Merkmale überzeugender Kraft für das allgemeine Verständnis innewohnen. Weizsäcker aber denkt über den Wert der Apostelgeschichte des Lukas gering und bringt dies wiederholt zum Ausdruck. Wenn uns nun ein Gelehrter, wie Harnack, davon überzeugt, daß wir der Darstellung des Lukas über das sogenannte apostolische Zeitalter ein viel weitgehenderes Vertrauen schenken dürfen, als man bisher, von der orthodoxen oder orthodoxistischen Theologie abgesehen, tun zu sollen geglaubt hat, so ist das ein neuer, in hohem Grade bemerkenswerter Beitrag zu der allmählichen Umwandlung des Urteils über die wichtigsten Schriften des neuen Testaments, das sich unter der speziellen Führung Harnacks schon seit längerer Zeit angebahnt hat. Diese Umwandlung des Urteils bezieht sich vor allen Dingen auf die drei synoptischen Evangelien und nunmehr also auch auf die Apostelgeschichte. Harnack macht zum Schluß seines Buchs die Bemerkung, daß seine Ergebnisse den Ergebnissen der konservativen Kritik der Apostelgeschichte so nahe ständen, daß die radikale Kritik sie möglicherweise unter diesem Gesichtspunkt abzulehnen geneigt sein würde. Ich erinnere mich dabei an ein kleines aber bezeichnendes Erlebnis, das ich vor einer Reihe von Jahren als Zuhörer eines Harnack'schen Kollegs hatte. Harnack erläuterte an einer Reihe von Beispielen, zu wie verkehrten Schlußfolgerungen man schließlich durch die kritische Auflösung des von den Synoptikern über die Person Jesu gebotenen Materials käme und daß sich als Ergebnis der Generationen langen theologischen Arbeit seit Christian Ferdinand Baur doch eine starke Rückkehr zu einer viel höheren Wertschätzung der drei ersten Evangelien als Quelle für das Leben Jesu ergäben. Am Schluß des Kollegs sagte mein Vordermann, ein älteres Semester, zu seinem Nachbarn: „Ich begreife nicht, was Harnack mit dieser Konzessionspolitik gegenüber den Orthodoxen will. Er gewinnt sie doch nicht und unsere Stellung schädigt er.“ Leider ist der Standpunkt dieser kläglichen praktischen Weisheit, wenn nicht unter den wissenschaftlichen Theologen von Ruf, so doch bei manchen Jüngeren, die nichts gelernt haben, als auf die Worte ihres Meisters zu schwören, kein so ganz seltener. Diese Leute fühlen den Boden unter sich schwanken, wenn von einer Seite, deren starke autoritative Wirkung sie im Gegensatz zu den advokatorischen Bemühungen der berufsmäßigen konservativen Apologetik instinktiv fühlen, ein derartiger historischer Revisionsprozeß vorgenommen wird.

Man kann sagen, daß die indirekten Folgen des von Harnack inbetreff der Apostelgeschichte vertretenen Standpunkts vielleicht noch größer sind, als die direkten. Wenn wir das Bild des apostolischen Zeitalters fortan wieder mehr mit den Strichen und Farben der Apostelgeschichte zeichnen müssen, so ist das zweifellos ein sehr bedeutsames Ergebnis. Harnack neigt aber im Zusammenhang hiermit in der besonders wichtigen Frage nach der Abfassungszeit der Apostelgeschichte der Meinung zu, daß sie schon vor

der Zerstörung Jerusalems, ja sogar an den Anfang der sechziger Jahre des ersten Jahrhunderts zu setzen sei, noch zu Lebzeiten des Paulus und bald nach den zwei Jahren, die dieser in Rom verbrachte. Die Schwierigkeiten, welche diesem chronologischen Ansatz entgegenstehen, werden erwähnt, aber nicht für unüberwindlich erachtet: eine Reihe gewichtiger Argumente, die für eine so frühe Datierung sprechen, werden anschaulich und überzeugend hervorgehoben. Dann aber meldet sich sofort eine weitere Frage von überragender Bedeutung an. Lukas hat nicht nur die Apostelgeschichte, sondern vorher auch das Evangelium geschrieben, und er hat das Evangelium des Markus als Quelle dafür benutzt. Dann mußte also Markus schon um das Jahr 60 — spätestens — geschrieben haben. Ist das möglich? Harnack lehnt es ab, in der Untersuchung über die Apostelgeschichte beiläufig auch auf diese evangelienkritische Frage erster Ordnung einzugehen. Vielleicht darf man hoffen, daß ihre Behandlung einer weiteren besonderen Arbeit vorbehalten ist. Wenn die Abfassung des Markusevangeliums etwa um das Jahr 60 nach Christi Geburt sich erweisen ließe, statt fünfzehn oder zwanzig Jahre später, so würde das natürlich von der größten Bedeutung für nicht wenige Probleme der neutestamentlichen Zeitgeschichte sein. In welcher Richtung die Folgen in erster Linie zu suchen sind, darüber möchte ich mir indes keine vorgreifende Meinungsäußerung erlauben. Die starke Zurückhaltung Harnacks in der Folgerung der letzten Schlüsse aus seinen als wahrscheinlich erwiesenen Voraussetzungen und in der Ausprägung seiner Ergebnisse in populärer Münze ist sehr beherzigenswert und enthält das eigentliche Geheimnis in sich, weshalb Harnacks Art wissenschaftlicher Arbeit so eminent fruchtbar für diejenigen ist, die in ihrer Arbeit von ihm ausgehen. Das gilt auch von seiner Besprechung des ägyptischen Evangelienfragments in diesem selben Heft der Jahrbücher. Er sagt es nicht, ja er deutet es kaum an, daß es sich hier mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit doch wohl um echtes Gut der außerkanonischen Ueberlieferung von Jesus handeln könne. Wer aber von seinen knappen Ausführungen weiter geht, wird sich einer solchen Folgerung aus dem vorhandenen und von Harnack charakterisierten Tatbestande schwer entziehen können. Für die Menge aber ist diese Art wissenschaftlicher Arbeit allerdings nichts. Siegreich populär wird die Wahrheit, die einstmals in differenzierter Geistesarbeit wissenschaftlich emporgeholt wurde, nicht eher, als bis sie trivial geworden ist. So lange an den Hauptpunkten noch Probleme existieren, ist auch der fruchtbarste und befriedigendste Gedanke nichts für die Menge, sondern nur etwas für den Kreis der wissenschaftlich Gebildeten. „Nur die triviale Wahrheit ist siegreich. Ein Gedanke, an dem es noch etwas zu denken gibt, hat keine Aussicht, in weiten Kreisen anerkannt zu werden." (Seite 211.) Ein Satz, wie man ihn bei Harnack zu lesen gewohnt ist.

Paul Rohrbach.

Politik.

Götzendämmerung. Ein Kulturbild. Von ***. Akademischer Verlag. Wien und Leipzig. 1908.

Ein „Kulturbild“ nennt der anonyme Verfasser seine „Götzendämmerung“. — Das Buch liest sich aber wie ein spannender Roman, obgleich es grade das spezifisch Romanhafte wenig oder nur eben so viel bringt, als uns auch das eigne tägliche Leben nicht erspart. Der Darsteller unseres sozialpolitischen Dramas, der den verschiedensten Bevölkerungsschichten tief in die Seele geschaut hat, aber auch über ein geradezu verblüffendes Tatsachenmaterial verfügt, entrollt uns da ein Bild aus dem Völkerleben der österreichisch-ungarischen Monarchie, das wir mit steigender Spannung und innerer Anteilnahme bis zum Schlusse verfolgen. Da ist von den vielen großen Fragen, welche heute die Gemüter unserer Nachbarn im öffentlichen Leben beschäftigen, auch nicht eine, die nicht in bewegten, farbigen Bildern vor uns förmlich auflebte, und so klar und warm zieht sich der leitende Gedanke durch das bunte Vielerlei der Szenen aus dem Familien-, Gemeinde- und Staatswesen, in das wir Einblick gewinnen, daß auch der Fernerstehende, den die innern Angelegenheiten des nachbarlichen Völkergemisches persönlich gar nicht berühren — sofern er nur klar rechtlich und deutsch zu empfinden fähig ist, — eingenommen werden muß für das große Ringen, das dort vielleicht eine bessere Zukunft heraufführen hilft.

Die „Handlung“ ergiebt sich aus den Erfahrungen, Beobachtungen und Bestrebungen eines in der Welt und ihrem Kampf gereiften Mannes, eines in seiner Jugend nach Amerika ausgewanderten Banater Schwaben, der in seinen vierziger Jahren heimkehrt, um sich seines verwaisten väterlichen Besitzes anzunehmen. Wir erleben mit ihm sein Erstaunen, seinen Schmerz und sein naturnotwendiges Entgegenstemmen der gesunden, männlichen Kraft gegen die verdämmerten, zerfallenen Zustände in seiner alten Heimat. Verachtung und Ekel wollen ihn gleich wieder forttreiben, aber berechtigter Trotz und das Bewußtsein der Verpflichtung für die seit Generationen mühsam und zäh eroberte und verteidigte Scholle hält ihn fest. Und er beginnt zu arbeiten, zuerst auf dem ihm als Ingenieur am nächsten liegenden Gebiete des uralten, eine kulturelle Perspektive von phänomenaler Bedeutung eröffnenden Problem der Donauregulierung. Wie ihn seine Arbeit dann in das Ministerium und in persönliche Berührung mit den führenden Männern von gestern und heute führt, deren veränderte Namen nur eine leichte Verschleierung bedeuten, die oft mehr zeigt, als verhüllt; wie alle, aber auch alle Typen, vorzüglich aus der Pester Regierungs- und Parlamentswelt, von der Straße und aus der Gesellschaft handelnd an uns vorbeiziehen, das muß man selber lesen. Unmerklich erfährt auch der Deutsche aus dem Reich da allerhand, ihm bisher vielleicht Unbekanntes, aber darum nicht Unwichtiges, wenn er Stellung und Zukunft

der 2 Millionen Stammesbrüder betrachtet; jedenfalls pocht das „Kulturbild“ mit warmen, vernehmlichen Worten an unser nationales Empfinden, das vernünftig zu betätigen sich überall und allezeit Gelegenheit genug findet für den, der nicht an der oberflächlichsten Oberfläche der Dinge haften bleiben will.

Das Buch hat denn auch allerorts tiefgehendes Interesse, sowie der Parteien Haß und Gunst hervorgerufen, und da der so wohlinformierten Leute, die obendrein über eine derartige Gestaltungskraft verfügen, nicht gar so viele im Lande sind, so haben die am härtesten getroffenen Kreise nicht geruht, bis sie den Verfasser in dem bekannten Wiener Schriftsteller Adam Müller-Gutenbrunn namhaft gemacht haben. Die Nachricht klingt sehr glaubhaft: er ist ein Sohn des südungarischen Banates, — nun verstehen wir, warum uns das Ganze, trotz der unverkennbaren politischen Tendenz, blutwarm, wie ein lebendes Stück Heimatkunst anmutet.

Louise Geifrig-Korodi.

Theater-Korrespondenz.

Shaksperes Heinrich V. im Königlichen Schauspielhause.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Heinrich V. zu den am wenigsten aufgeführten Shakspere-Dramen gehört, und wenn wir nach den sorgfältigen Registern der Shakspere-Jahrbücher die Zahl der Aufführungen verfolgen und sie mit der Gesamtzahl aller Aufführungen in Deutschland vergleichen, so finden wir, daß die geringe Vorliebe für dieses Stück allmählich noch abgenommen hat. In den 15 Jahren von 1881—1895 fanden je 700 bis 800 Aufführungen von Shakspere-Dramen statt, darunter noch nicht je 6 von Heinrich V. Diese Historie wird nur von den ersten Bühnen vereinzelt gegeben, hin und wieder von einer, die sie neu einstudiert hat, mehrere Male. In den 6 Jahren von 1896—1901 steigt die Zahl der Shakspere-Aufführungen auf 800—900; Heinrich V. wird etwas mehr als viermal im Jahre aufgeführt. In den folgenden drei Jahren finden 900 bis 1000 Shakspere-Aufführungen statt, und Heinrich V. bleibt auf vier stehen. Eine Ausnahme bildet das Jahr 1903, wo unser Königliches Schauspielhaus das Drama neu einstudiert und es 14mal aufführt — eine ganz exorbitante Erscheinung. Im Jahre 1905 steigt der Shakspere-Kultus auf deutschen Bühnen bedeutend; es finden 1258 Aufführungen statt, unter denen Heinrich V. gar nicht vertreten ist; das Jahr 1906 übertrifft alles bisher dagewesene mit 1653 Aufführungen, Heinrich V. bringt es nur auf 3. Wir dürfen nach den obigen Zahlen also gespannt sein auf zwei Dinge: erstens, ob wir mit den 1653 Aufführungen des Jahres 1906 den Gipfelpunkt unserer gegenwärtig hochgehenden Shakspere-Verehrung erreicht haben; zweitens, wie oft Heinrich V. dieses Mal über die Königliche Bühne gehen wird.

Die Gründe, weshalb ein Drama, das von einem Dichter wie Shakspere mit voller Begeisterung für seinen Helden geschaffen wurde, so wenig Anklang auf der Bühne findet, sind zahlreich. Die Handlung besteht zur Hälfte aus kriegerischen Aktionen, die auf der Bühne nur fragmentarisch dargestellt werden können und als solche nur dann ein künstlerisches Interesse haben, wenn sich mit und in ihnen persönliche Schicksale entwickeln — wie in Richard III., Heinrich IV., der Jungfrau von Orleans. Hier entscheiden die Belagerungen und Kämpfe bloße Machtfragen: England gewinnt darin die Oberhand über Frankreich. In Heinrich IV. ziehen wir

sozusagen mit in den Kampf, da wir an den persönlichen S
mehrerer Hauptpersonen den lebhaftesten Anteil nehmen. Wie wi
Heinz, der sein Leben bisher in liederlicher Gesellschaft verbracht
im Ernste des Lebens bewähren? Welches Los wird der gl
Soldatennatur, dem Heißsporn Percy, zuteil werden? Und wie w
würdiger Falstaff seine Lebenslust und sein mit schweren Kosten des
und des Gewissens erworbenes Leibesgewicht aus den Fährni
Krieges retten? In Heinrich V. knüpfen sich an die Taten de
keinerlei psychologische oder schicksalsvolle Fragen: er ist ein m
Mann — das wissen wir aus Heinrich IV., abgesehen von den l
historischen Tatsachen — und mannhaft wird er handeln; und
alte Hans stirbt im Anfange der Handlung, weil er in einer
Drama und auf dem absteigenden Ast seines Lebens unmöglich
Interesse an sich hätte fesseln können. Die beliebteste und feinst g
Persönlichkeit der beiden Heinrich-Dramen ist also dahin, und mi
unendliche Fröhlichkeit, die sie um sich verbreitet hat.

Bardolph, Pistol und Frau Hurtig leben noch, aber nur als
ihrer selbst, welche die Züge und Bewegungen ihrer Urbilder a
aber kein spontanes Leben mehr entwickeln, abgesehen von der eine
wo der feige Pistol den noch ängstlicheren Franzosen gefangen nim
ihnen ist der dünnblütige Nym getreten mit einer Art von bleic
Komik. Der Waliser Fluellen ist sicherlich ein Mensch von Fl
Blut und ein Typus der sittlichen Tüchtigkeit und geistigen Besc
seines Volksstammes, wie er damals war; aber seine Bedeutung
Handlung ist fast ebenso gering wie das historische Interesse, das
erregen könnte. Der Schotte Macmorris und der Ire Jamy
symbolische Figuren, die uns den Eifer und die Liebe verdeutliche
mit denen alle Völkerschaften des unter Heinrich IV. so zerrisse
tischen Inselreiches den Fahnen des neuen Herrn folgen.

Und sehen wir uns die einzelnen Vorgänge an: was ist de
ihnen, das uns in dramatische Erregung und Spannung vers
tiefere Empfindungen erweckt? — Den Konflikt zwischen Pistol u
die Nebenbuhler in der Liebe der Wirtin sind, nehmen wir nicht
auch wenn die Gegner die Spitzen ihrer Schwerter sich entgeg
als Scherz aber entbehrt er ebensosehr der komischen Kraft wie die
zwischen Fluellen und Pistol und dem Soldaten Williams und
Die letztere wird vom Könige veranlaßt, der im Dunkel der N
gemeinen Soldaten spielt, eine Herausforderung von Williams
und dessen Handschuh später Fluellen an den Hut stecken läßt, als
der Geforderte wäre. — Heinrichs Gebet vor der Schlacht ist sch
auch der Monolog über die Nichtigkeit des Fürstenpomps, obgl
Betrachtung von der Situation nicht gefordert wird und ebensogut a
Stellen des Dramas stehen könnte. Ein ganz exquisites Stück re
Poesie ist die Schilderung des Todes Falstaffs von seiner alten

Hurtig; desgleichen der Tod des alten York, den Exeter erzählt. Wirklich dramatisch belebte und uns packende Szenen gibt es in dem ganzen Drama nur zwei: die der Verurteilung der verräterischen Freunde des Königs, Scroop, Cambridge und Grey, die uns leider entgegen dem sonstigen dramaturgischen Brauche des Dichters unvorbereitet entgegentritt, und der Werbung Heinrichs um die Prinzessin Katharina von Frankreich.

Das ist nicht viel für die Handlung einer Historie, die in ihrer aufgelösten Form an sich schon mehr episch als dramatisch wirkt. Die eigentliche Kunst Shaksperes in der Schöpfung dieses Dramas beruht darin, daß er die Situationen zu finden weiß, in denen König Heinrich seine vorzüglichen Eigenschaften entfalten kann: Demut vor Gott, Güte zu den Menschen, Freude an harmlosem Scherz, und dabei strenge Gerechtigkeit, Staatsklugheit, praktische Umsicht und Feldherrntalent, unerschütterliche Energie und Härte selbst, wo sie von einem großen und guten Zwecke erfordert wird.

Kurz: Die Darstellung von Shaksperes Mannes- und Fürstenideal, das ist der Quell und das Ziel dieser dichterischen Schöpfung. Und ihr Fehler, daß die Handlung, deren Mittelpunkt diese große Persönlichkeit sein mußte, außerstande war, sich zu einem bedeutenden Drama zusammenzufügen. Darin hatte unser Heinrich von Kleist mehr Glück, der in seiner Herrmannsschlacht sich auch die dramatisch schwierige Aufgabe stellte, die erfolgreiche Kraft des Guten zu schildern, und in der wilden Glut seiner Vaterlandsliebe zu der undramatischen Handlung eine Fülle von erschütternden, fortreißenden Episoden und Vorgängen erfand, die seiner Schöpfung eine gewaltige Bühnenwirkung sichern.

Der eigentliche Wert dieser Dichtung beruht nicht in ihrem dramatischen, sondern allein in ihrem Persönlichkeitsgehalte. Wir sehen Shakspere hier nach der jugendlichen Periode eines herrlich tiefen Gefühlslebens auf dem Gipfel seiner männlichen Lebensauffassung, der die kraftvolle, gute Tat als das Höchste, alles übrige relativ wenig gilt. Und um uns keinen Zweifel zu lassen über seine tiefinnerste Ueberzeugung, stellt er neben diese mit heller Begeisterung geschaffene Kraftgestalt, in der Brutustragödie tränenden Auges das Bild des hochgesinnten, reinen Mannes, der das Opfer seiner Weichheit und seines einseitigen Edelmutes wird.

Das Drama wurde auf der Königlichen Bühne nahezu so gut dargestellt, wie es überhaupt gegeben werden kann, d. h. die Rollen waren alle vortrefflich besetzt und das episodische Beiwerk aufs feinste ausgearbeitet, was bei einem Drama, dessen Haupthandlung nur einer gedämpften Wirkung fähig ist, unbedingt erfordert wird. Stägemanns Heinrich war eine äußerst sympathische, abgerundete Leistung; die Szene mit Katharina, wo der gewaltige Mann und Krieger als Liebeswerber klein und ungeschickt wird, erreichte die ganze herzerfreuend komische Wirkung, welche der Dichter mit ihr hervorbringen wollte. Einem Fehler jedoch, der allerdings von Shakspere selbst durch die dichterische Form gewisser längerer Reden nur zu nahe gelegt wird, ist Stägemann nicht ausgewichen. In Heinrich V. spricht

zu uns der noch immer jugendliche Dichter und der glückliche Mensch, der von der Höhe des Gelingens die Welt im Sonnenscheine vor sich sieht und in dem Unglück nicht mehr erkennen kann als einzelne schwere, langsam ziehende Wolken, die aber das lichte Blau nur stellenweise verhüllen. Und aus dem Quell dieser optimistischen Lebensauffassung strömt des Dichters Empfindung, auch wo er tadelt, zürnt, verdammt, in vollem, schönem Flusse dahin, dem nur die gefühlvolle Deklamation gerecht werden zu können scheint. Aber Heinrich darf nicht deklamieren, ebensowenig wie er seine guten und richtigen Empfindungen in weichen Ergüssen von sich geben darf: dazu ist er zu sehr Mann. Und was etwa der Dichter hier des Guten zuviel getan haben könnte, das muß der Darsteller verbessern. Die drohenden Worte, die Heinrich in der zweiten Szene dem französischen Gesandten auf die freche Herausforderung des Dauphins zur Antwort gibt, dürfen nicht in höchster Erregung gesprochen werden — auch bei Shakspere sind sie durch Selbstbeherrschung gehalten —, sondern eher verachtungsvoll kalt, aber scharf und kräftig. Und so wundervoll die Verse über die furchtbare Schwere des Fürstenamtes und den lächerlichen Entgelt, welchen der Pomp der Majestät dafür bietet, auch sein mögen, die mannhafte Natur des Königs muß auch aus ihnen durch den Ton der Rede heraustreten.

Unter den Personen zweiter und dritter Ordnung, die allesamt durchaus angemessen dargestellt wurden, verdienen einige besonderes Lob. Der König Karl VI. (Patry) war vorzüglich in Maske und Haltung; dieser energielose und halbentgeistete König, der bald darauf wirklich wahnsinnig wird, konnte allerdings einen Frieden abschließen, welcher den Feind des Vaterlandes zum Erben und Regenten einsetzt. Vollmers Pistol überragte den der Beerbohm-Tree-Gesellschaft um ein bedeutendes, er war mit seinen großartigen Geberden nicht bloß der forschtuende Glücksritter, sondern der von Marloweschem Bombast vollgesogene Feigling, der er sein muß. Der einstige Page Falstaffs, der inzwischen an Körper und Verstand gewachsen ist, bildete als Bursch der drei Genossen des dicken Ritters (Fräulein Hausner) einen vorzüglichen satirischen Chorus ihrer heldenhaften Taten. Aus Fluellen wußte freilich selbst Pohl eine interessante komische Figur nicht zu machen; es ist eben aus diesem langatmigen Sprecher mit der tüchtigen Gesinnung nichts zu machen, und man weiß nicht, was Shakspere bewogen hat, gerade diesem Waliser ein so hohes Relief vor den anderen Nebenfiguren zu geben. Die Szenen, in denen er auftritt, gehören zu den nicht wenigen steinigen Partien des Dramas, die uns nach einem saftigen grünen Fleckchen Erde verlangen machen. Und wo die Handlung ein solches bot, wurde es uns in dieser Aufführung nicht vorenthalten. So wurde die hübsche kleine Szene, in der die sehr junge, naive Prinzessin Katharina (Fräulein von Mayburg) sich von ihrer Ehrendame (Fräulein Arnstädt) das bischen Englisch lehren läßt, das dieser zu Gebote steht, und erst recht die größere Werbeszene mit reizender Schalkhaftigkeit und vollendeter Anmut gespielt. Der intimste Freund und Ver-

räter des Königs, Scroop (Molenar), zeigte in den wenigen Reden, die ihm zugeteilt sind, eine Sorgfalt der Charakterzeichnung, die auf so kleine Rollen meist nicht verwandt zu werden pflegt.

Die Historie Heinrich V. zeichnet sich vor allen andern durch die Eigentümlichkeit aus, daß alle Akte mit Prologen eröffnet werden, die zwar zum Teil einen verbindenden Text zwischen der zerteilten Handlung geben, vor allem aber auf die kommenden Ereignisse vorbereiten, also dramaturgisch überflüssig sind. Diese Prologe stehen in der 1. Quarto, einer allerdings verstümmelten Raubausgabe, nicht, sondern erst in der Folio (1623.) Es ist also eine naheliegende Annahme, daß sie erst später zugesetzt wurden. Warum? Ich glaube, daß Shakspere die patriotischen Empfindungen mit seinem Drama nicht in dem Maße erregte, wie er es beabsichtigte; und nun fügte er diese nationalen Hochgesänge hinzu auf seinen König, auf England, ja, auch auf den gegenwärtigen Nationalhelden Robert Essex (Prolog des 5. Aktes). Denn der sonst so ruhige, epische Charakter der Prologe fehlt diesen ganz; es sind schwungvolle lyrische Ergüsse, welche die Zuhörer mitreißen sollen. Als solche sollten sie vorgetragen werden, d. h. nicht bloß schön, sondern feurig gesprochen; nicht von einer Dame, wie im Königlichen Theater, sondern von einem stattlichen Manne, einem britischen Herolde, der die ganze Kraft seiner Stimme für diese begeisterten Verse aufwenden mag.

Das Drama wurde gegeben nach der anerkannt besten Einrichtung von Oechelhäuser, die mit ihren diskreten Auslassungen und Zusammenziehungen sich so eng wie möglich der Originaldichtung anschließt. Die Ausstattung war, wie immer im Schauspielhause, gediegen prächtig und stimmungsvoll.

— r —

Gerhart Hauptmann, Kaiser Karls Geisel. Ein Legendenspiel. Im Lessingtheater.

Zu der Erst-Aufführung eines Gerhart Hauptmann-Stückes Zutritt zu erlangen, ist nicht leicht. Mir glückte es diesmal nicht, und so las ich die Besprechungen von „Kaiser Karls Geisel“, ehe ich die Darstellung sah. Da war mir die Aufführung denn eine große Ueberraschung. Ich hatte gelesen, das Stück sei ermüdend, langweilig, es sei nicht genügend durchgearbeitet, und überhaupt eine Niete. Selbst Gerhart Hauptmanns treueste Anhänger sagten es. In mir aber fand ich, zu meinem Staunen, gleich zu Anfang ein lebhaftes Interesse geweckt und bis zum Ende gesteigert. Langweilig? Zunächst hatte ich genug zu tun, um den Standpunkt zu finden, von dem aus das Stück gesehen werden will. Denn es verrät einen eigenen Stil und fordert, daß man das tut: daß man seinen Sehpunkt ihm abgewinnt. Als ich den eingenommen, den ich jetzt für den richtigen halte, steigerte sich die Spannung von Schritt zu Schritt. Auch

schien von hier aus der Vorwurf nicht berechtigt, daß das Stück nicht genügend durchgearbeitet sei. Es ist in allen Nebenpartien absichtlich schattenhaft gezeichnet, hingewischt, geschludert, ja. Doch ist die Hauptsache, die hellbeleuchtete, ganz sorgfältig durchgeführt und hebt sich um so wirkungsvoller ab. Wo ist eine Regel, die behauptet, daß ein Maler so arbeiten darf, ein Dichter aber nicht?

Jene Hauptsache ist ein ergreifender und tief bedeutungsvoller Gegensatz. Er ist ganz einheitlich herausgearbeitet, ganz echt, ganz wahrhaftig, vertieft bis ins Allgemein-Gültige des Menschendaseins, des Erdedaseins, bis in die Urgründe der All-Natur, und darum tief poetisch. Er erklingt als ein kühner Akkord. Das ganze Stück ist dieser Akkord.

Welches ist der Gegensatz? Nicht der, wie man in den meisten Besprechungen fand, zwischen dem Greise und dem Kinde, das er liebt. Kaiser Karl ist ja auch kein Greis. Der Darsteller spielte ihn falsch. Er ist nach dem Buch sechzig Jahre alt, ein „aufrechter und kraftvoller Mann“, dem eine senile Greisengestalt als Ergänzungsfigur zur Seite steht. Daß Karl so viel älter ist als Gersuind, ist das Entscheidende nicht. Es bringt nur eine Nüance hinzu. Wäre er vierzig, dreißig, bestände jener tiefere Gegensatz noch fort. Wenn Gersuind zuerst den „alten Mann“ in ihm verspottet, tut sie es wohl mehr, um ihn zu kränken und vielleicht — zu locken. Jedenfalls, als er sie hinausgestoßen, liebt sie ihn trotz seines Alters heiß genug.

Der Gegensatz besteht auch nicht etwa zwischen dieser kaiserlichen Liebe als solcher, als einer verbotenen, und ehrbarer Tugend. Im ganzen Stück wird des Witwers Liebe zu dem schönen jungen Sachsenkinde an sich nicht für etwas Tadelnswertes oder Aufregendes gehalten. Die Gestalt des Alkuin scheint eigens dazu geschaffen, mit ihrem Humor, mit ihrer freien, nüchternen zugleich und geistreichen, conciliauten Auffassung zu zeigen, was es gewesen wäre, wenn jener furchtbare Gegensatz nicht bestanden hätte: „Ein Kaisersöhnlein mehr! Was weiter?“

Jener große Gegensatz, der dem Stück die Tonart gibt, der das Grundmotiv bildet und das ganze Drama baut, worin liegt er?

Es ist der Gegensatz zwischen der ungebändigt und unveredelt triebhaften, sittlich nicht bedingten, in Frühlingskraft aufgärenden, orgiastisch wild überschäumenden, bösen und doch heiligen N a t u r — und dem M e n s c h e n.

Dem Christen, sagt das Stück. Der Christ ist hier aber in dem Sinne gefaßt, wie man dafür wohl auch: „Kulturmensch“ sagen kann und an die vornehmste Bedeutung denkt: das veredelte, vergeistigte, sittlich gewordene, in Selbstzucht nach reinstem Ziel sich hebende Erdewesen, — „der Mensch“ im schönsten Sinne, der Mensch im Gegensatz zur bloßen Natur.

Mehrmals schon hat Gerhart Hauptmann den Ton angeschlagen: Natur und Mensch, Natur und Christ. Mehrmals schon hat er das Motiv

gesucht: das Triebhaft-Wilde im Weibeswesen zurückzuführen bis in die blinde, ungebrochene, ungeistige Natur hinein. In der „Versunkenen Glocke“ ersteht daraus die Gestalt des Rautendelein; in „Schluck und Jau“ ist der Ton wiederholt, wenn das Königsliebchen beim Spiel schreit wie ein Tier. Jetzt aber erst ist das Motiv ganz klar und sicher herausgekommen, der Grundton davon ganz klar und entschieden gefaßt, um so stärker wirkend, als es sich hier nicht wieder um ein elbisches Wesen, das halb Mensch ist, handelt, sondern umgekehrt, um einen Menschen, der ganz elbisches Wesen ist.

Wollen wir die Gestalt der Gersuind begreifen, so müssen wir uns an die Worte halten, die Alcuin spricht, als, auf des Mädchens Lachen, Karl ihn fragt: „Sage, klingt ihr Lachen dir angenehm?“

„Einst, tief im Jütengau,
Belauscht ich, wie sie Götzenopfer brachten.
Es war in einer bitter kalten Nacht.
Gleich Legionen trampelnder Dämonen
Lärmte der Scheiterhaufen durch den Wald.
Ein langgemähnter Fuchs, zweijährig kaum,
Den Schweif nachschleppend, ward herbeigeführt,
Bestimmt zum Opfer. Nahe dem Versteck,
Darin wir lagen, stand der nackte Hüne
Still, der das edle Tier am Zügel hielt.
Vom jähen Schein der Opferglut berührt,
Hob es die Nüstern. Und es wieherte!
Ich kann nicht sagen, wie es klang: war es
Ein wildes Lachen oder Weinen.“

Karl antwortet darauf:

„Du triffst ihr wahres Wesen, Flaccus, das
Der Trübsal näher als der Freude ist.“

Und Alcuin setzt noch ergänzend hinzu:

„Und, sag ich noch, vom Graun der Mitternacht
Umstrickt! trotzdem sie nichts Geringeres
Scheint, als ein voller Strahl des Tags zu sein.“

Lieblich ist Gersuind, sehr klug ist sie, schön sieht sie aus und rein wie eine Heilige. Alle, die in ihre Nähe kommen, lieben sie, obwohl das Grauen von ihr ausgeht. Alle wissen es schon, als sie auftritt, — nur Kaiser Karl weiß es noch nicht und muß es erst allmählich begreifen lernen. Dies ist das Verhältnis König Karls zu ihr (das ergreifende Verhältnis! es müßte ja viel edler gespielt werden!): er liebt sie mit Ehrfurcht und Scheu. Und hält an sich, und will sie schonen — und da ist doch nichts zu schonen. Als die andern es ihm sagen, daß sie an die Niederen und Unreinen grauenvoll sich wegwirft und mit wildem, dämonischem Locken den Reinen sich aufdrängt, als er von ihr, der er verspricht,

dem Manne, der ihr der Liebste ist, sie zu vermählen, das furchtbare Wort hört: „Für alle einen mag ich nicht!“ da glaubt er, und ergreifend ist es, wie seine edle Seele sich zu dem Glauben rettet, daß sie vielleicht nur noch nicht erwacht ist!

„Laß den Strahl
Des jungen Tags, der dir beschieden ist,
Erst voll und rein aus seiner Knospe brechen,
So wird im reinen, morgentlichen Licht
Dein wahrer Frühling sich entschleiern.“

Er möchte sie bergen, schützen, daß sie sich finde und entfalte, — und da ist nichts zu schützen. Er möchte sie, sich selbst rettend in väterlich reines Gefühl und rettende Sorgfalt, reinigen, veredeln, — sie aber ist nicht veredlungsfähig. Sie geht und feiert in wilden Nächten drunten in der Schenke mitten in der wüsten Schar singend und tanzend, wild bis zum Wahnsinn, satanische Feste.

Sie ist keine Großstadtdirne! Sie ist gefährlich wie mit Hexenzauber, Drudenzwang geht von ihr aus. Wo in Griechenland rasende Mänaden den Gott feierten, heiligen Wahnsinns voll, oder bei wilden heidnischen Götterfeiern ungebändigter Völker, da ist sie zu Hause. Sie ist ein einziger Frühlingsbrunstschrei der Natur, kein Mensch. Aber daß diese Macht aus der Natur herüber noch ins Menschliche reicht, wo sie nicht Platz hat, — das ihr entwuchs und doch mit ihr noch tief verbunden ist — das macht das Grauenvolle und den Zauberzwang aus, der von ihr ausgeht, und die Tragik, die über ihr liegt.

Darum ist neben ihrem Trotz Trauer in Gersuind.

Sie ist in ihrem wilden Wesen eines ungebändigten untergehenden Geschlechts letzter, krank gewordener, verzweiflungsvoller und doch übergewaltiger Lebensschrei.

Uebergewaltig! denn Allgefühl ist in ihr. Der All-Natur Liebesdrang: Lebensaustausch und Lebens-Erlebnis fordert und mahnt in ihr, macht ihr Blut krank, macht den Engel zum satanischen Dämon.

So mächtig ist ihr Trieb, und so tief steht ihr Brennen unter dem menschlichen Liebes-Erlebnis, in dem Eins das Eine liebt, — wie eines Engels all-durchdringende Liebe über dem Menschlichen steht. Der Engel, der abfiel, um zu sein, wie Gott, und Teufel wurde!

Das fühlt Kaiser Karl vor der Leiche, als er den Trotz in den doch engelgleichen Zügen sieht, die ihn noch im Tode so tief rühren.

Unbegreiflich ist es mir, wie bei diesem Schluß Ausleger an Grillparzer denken konnten! Eine äußere Aehnlichkeit der Situation! Im Grundton, im inneren Erlebnis gänzlich anders! Ich dachte auch an die „Jüdin von Toledo“, selbstverständlich, und freute mich, wie selbständig Hauptmann führt, wie sicher und stark, und wie viel tiefer! seine Melodie klingt.

Da ist ein starkes persönliches Empfinden, vertieft bis ins Allgemein-Gültige. Auf eine stolze und kühne Weise ist da ein Dichter künstlerisch seines Menschlichen Herr geworden.

Es geht durch das ganze Stück hindurch — kaum im Einzelnen ausgesprochen, aber im Ganzen enthalten — die Stimmung einer kräftigen Abwehr, und zugleich, das ist das Bedeutende, einer Ehrfurcht mitten in der Abwehr. Es ist etwas sehr Reines und Germanisches in dieser Art, es zu fassen. (Wie denn das Stück, ein hoher Ruhm bei solchem Motiv! keine Spur von Dekadence zeigt.) Gefährliche, wonne-, leiden- und rätselvolle Mächte des Menschendaseins führt es zurück auf ganz große, „legendenhaft" einfache Linien eines kosmischen Gegensatzes.

— Erwäge ich, was über Gerhart Hauptmanns Werk allerorten gesagt wird und was man gedruckt liest, so scheint mir, daß er, dessen Dichtererfahrungen ja auf so anderer Seite des Lebens begannen, nun doch auch das erlebte, was doch die stolzeste Erfahrung des Schaffenden ist: daß sein Werk gering geachtet wird, weil es hinausreicht an Tiefe und Höhe über das, was schnell-fertiger, oberflächlicher Blick darin suchte und zu erkennen vermag. Gertrud Prellwitz.

Politische Korrespondenz.

Zur Beamtenvorlage.

Seit dem letzten Viertel des abgelaufenen Jahrhunderts ist in steigendem Maße die soziale Auffassung von den Aufgaben des Staats in den Kreisen der Wissenschaft, der Volksvertretung und der Staatsregierung zum Durchbruch gelangt. Unter dem Einfluß dieser Auffassung hat man ein „Gesetz der wachsenden Ausdehnung der Staatstätigkeit" erkennen zu müssen geglaubt, das in einem mächtigen Anwachsen der Staatsausgaben „zugunsten der wirtschaftlich Schwachen" seinen budgetmäßigen Ausdruck gefunden hat. Wie die Fürsorge für die arbeitende Bevölkerung, so nimmt auch die wiederholte Gehaltsaufbesserung der unteren und der gering besoldeten mittleren Beamten einen breiten Raum in dieser, infolge der Durchdringung des öffentlichen Lebens mit sozialem Geiste, erhöhten Staatstätigkeit ein.

Aus der starken Betonung der sozialen Aufgabe des Staates haben sich andrerseits mehrfache unerwünschte Folgen ergeben. Die Begehrlichkeit einzelner Teile der Bevölkerung wurde genährt. Sie riß benachbarte Schichten mit fort. Parteipolitische Rücksichten auf Erhaltung oder Gewinnung einer billigen Volksgunst einerseits, Zugeständnisse der Regierung an die Parteipolitik andrerseits trugen das Ihrige dazu bei, die auf den „sozialen" Staat pochenden Ansprüche zu vermehren, und ins Uferlose zu steigern.

Die Verantwortung der Staatsregierung wird durch die Häufung der Anforderungen einzelner Schichten an die Allgemeinheit gesteigert. Sollen die Staatsfinanzen unter dem mächtig anschwellenden Druck der, Zuwendungen aus Mitteln der Allgemeinheit heischenden. Klassen nicht Schaden leiden, so muß die Staatsregierung vorsichtige Auswahl unter den auf sie eindringenden Forderungen treffen, nach dem Grade und der Dringlichkeit des öffentlichen Interesses, welches an ihrer Erfüllung besteht. Sie muß sorgsam zwischen Ablehnung und Erfüllung, gänzlicher und teilweiser, alsbaldiger und späterer, abwägen und entscheiden.

Angesichts des Wetteifers, den die bürgerlichen Parteien in dem Bemühen entfalteten, der Sozialdemokratie inbezug auf Fürsorge für die unteren Beamtenklassen durch umfangreiche Gehaltsforderungen den Rang abzulaufen, wurde die Staatsregierung mehr und mehr in die Defensive

gedrängt. Das früher in Preußen stets befolgte Prinzip, daß die Initiative zur Aufbesserung von Beamtengehältern der Staatsregierung zustehe, galt nicht mehr. Daß ein derartiges Prinzip bestehe, erfuhr man nur, wenn die Regierung sich seiner als Verteidigungswaffe gegenüber parlamentarischen Anforderungen bediente. Eine positive Betätigung des in Preußen geschichtlich begründeten Prinzips — dessen noch im vergangenen Jahre bei Abwehr der Angriffe auf den „Petitionserlaß" vom Minister des Innern gedacht wurde — hat, von wenigen Einzelfällen abgesehen, praktisch seit Jahren nicht mehr stattgefunden.

Besonders fühlbar mußte sich diese tatsächliche Abkehr von der Tradition den höheren Beamten und unter diesen namentlich denjenigen gering besoldeten höheren Beamten machen, denen die Rücksicht auf ihre dienstliche Stellung und die überlieferte vornehme Zurückhaltung eine laute Vertretung ihrer wirtschaftlichen Forderungen, so dringend sie auch waren, untunlich erscheinen ließ, und die deshalb in erster Linie auf die Initiative der Staatsregierung zu ihren Gunsten angewiesen sind.

Als Begleiterscheinungen des gewaltigen gewerblichen und technischen Aufschwungs der letzten Jahrzehnte traten für die höheren Beamten im allgemeinen gesteigerte Kosten der Lebenshaltung ohne entsprechende Steigerung der Einnahmen, Verminderung äußeren Ansehens, dabei aber vermehrte Arbeitslasten auf. Ihren Interessen waren naturgemäß die sozialpolitischen Strömungen der letzten 25 Jahre keineswegs günstig. Auf dem Programm der um ihre Volkstümlichkeit besorgten politischen Parteien war für ihre Forderungen kein Platz. Vor noch nicht langer Zeit hätte der Gedanke, für höhere Beamte Gehaltsaufbesserungen zu beantragen, bei keiner bürgerlichen Partei im Reichs- oder Landtage Anklang gefunden, so klar man sich darüber war, daß die Gehälter durchweg nicht einmal mehr ausreichten, um Not und Sorgen um den notdürftigen Unterhalt von dem vermögenslosen höheren Beamten fernzuhalten. Die Staatsregierung aber glaubte zufrieden sein zu müssen, wenn es gelang, wenigstens zugunsten der unteren und mittleren Beamten die dringendsten Forderungen zu erfüllen.

Wenn es in jüngster Zeit zwei Gruppen höherer Beamter, den Oberlehrern und Richtern in Preußen schließlich ohne Staatsinitiative gelungen ist, ihren berechtigten Forderungen Geltung zu verschaffen, so hat dies seinen Grund einmal in der Höhe des inzwischen eingetretenen Notstands, sodann in dem Nachlassen der sozialpolitischen Begeisterung, vor allem aber in der **eigenen Initiative** der Beteiligten. Denn nur dadurch, daß sie, dem Beispiel anderer gesellschaftlicher Gruppen folgend, sich organisierten, und durch verständige Agitation gelang es ihnen, in Parlament und Presse lebhafte und erfolgreiche Unterstützung zu finden.

Mehr vielleicht, als andere Gruppen höherer Staatsbeamten in Preußen haben die im engeren Sinne als höhere Verwaltungsbeamte bezeichneten Regierungsbeamten, die als Verwaltungsdezernenten bei den Königlichen

Regierungen beschäftigten Regierungsräte und -Assessoren, unter dem wachsenden Mißverhältnis von dienstlichen Einnahmen und wirtschaftlichen Anforderungen zu leiden. Dieses Mißverhältnis ist deshalb besonders groß, weil die Rücksicht auf die häufig besonders exponierte gesellschaftliche Stellung dieser Beamten eine allzu tiefe, dem Diensteinkommen entsprechende Herabdrückung der Lebenshaltung unter das Niveau des im engsten Sinne und bei größter Einfachheit „Standesmäßigen“ nicht verträgt. Wäre hier der Ort dafür, so würde mühelos nachzuweisen sein, daß in stärkerem Maße als bei anderen Gruppen, bei höheren Verwaltungsbeamten dem seit etwa 50 Jahren eingetretenen Beharrungszustande in den Besoldungsverhältnissen eine schnell fortschreitende Steigerung der wirtschaftlichen Anforderungen gegenübersteht. Es wäre leicht darzutun, daß in einer Zeit, in der mehr und mehr das Geld zum Gradmesser des Ansehens im Volke geworden ist, dem vermögenslosen Verwaltungsbeamten seine Stellung bei unauskömmlicher Besoldung besonders erschwert ist; daß die jetzt übliche Verleihung von früher nur höchsten Beamten vorbehaltenen Auszeichnungen an Privatpersonen, die unbeschadet aller Verdienste um das Gemeinwohl ihre Lebensarbeit in erster Linie ihren eigenen wirtschaftlichen Zwecken gewidmet haben, — Auszeichnungen, deren meßbarer Wert in den Augen der Masse früher namentlich darin bestand, daß Privatleute sie nicht erhielten — den einzigen Ausgleich beseitigt hat, den frühere Staatsweisheit zwischen der geringen Beamtenbesoldung einer-, und großem Geschäftseinkommen andrerseits, geschaffen hatte. Es wäre auch nicht schwierig, die Behauptung zu begründen, daß die allgemeine Staatsverwaltung mehr und mehr infolge des angedeuteten Mißverhältnisses zu einer, wie sich C. v. Masson ausgedrückt hat, Domäne der Reichen geworden ist, und daß befähigte minder bemittelte Elemente „herausgedrängt“ oder ferngehalten werden. —

Es liegt auf der Hand, daß an die neue Beamtenvorlage sich umso mehr Erwartungen auch seitens der höheren Verwaltungsbeamten knüpfen als der bis auf weiteres abschließende Charakter der etwa 130 Millionen umfassenden Vorlage nicht zu bezweifeln ist. Daß diese Erwartungen, mit deren Erfüllung es trübe aussieht, sachlich begründet sind, soll im Folgenden kurz gezeigt werden. Die Oeffentlichkeit hat bisher kaum Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen.

II.

Nach den Erklärungen, die seinerzeit der Finanzminister in der Budgetkommission gemacht hat und nach den Gerüchten, die aus dem geheimnisvollen Dunkel der bürokratischen Laboratorien in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, ist nicht unwahrscheinlich, daß die geplante Aufbesserung des Diensteinkommens die Form einer Erhöhung der Wohnungsgeldzuschüsse annehmen wird. Die allenthalben bemerkbare Verteuerung der Lebenshaltung, heißt es, äußere sich „namentlich“ in dem Anziehen der Mietspreise, und der Wohnungsgeldzuschuß biete mit seinen tarifmäßigen Abstufungen eher Gelegenheit, die in großen und kleinen Städten ver-

schiedene Höhe der Teuerung zu würdigen, als das Gehalt. Nun mag dahingestellt bleiben, ob die anderen Aufwendungen für notwendige Bedürfnisse der Lebenshaltung nicht mindestens ebenso wie die Kosten für Wohnungsmiete gestiegen sind, nämlich sich in etwa 20 Jahren verdoppelt, in 40 Jahren vervierfacht haben, ferner, ob die Entwicklung der Kosten für diese anderen Bedürfnisse sich parallel denjenigen für Wohnungsmieten vollzogen hat — den niedrigen Mietspreisen der Kleinstadt entsprechen oft sehr hohe Kosten für die Erteilung standesgemäßen Unterrichts an die Kinder! —; die Frage läßt sich nicht so einfach beantworten. Die Angliederung der Gehaltserhöhung an den Wohnungsgeldzuschuß darf aber keinesfalls dazu führen, daß ein großer Teil gerade der einer Aufbesserung bedürftigsten Beamten einer solchen nicht teilhaftig werde. Diese Gefahr besteht jedoch!

Das Gesetz betreffend die Gewährung von Wohnungsgeldzuschüssen an die unmittelbaren Staatsbeamten, vom 12. Mai 1873, knüpfte an eine damals besonders auffallende Erscheinung der Verteuerung aller Lebensverhältnisse, nämlich die Mietsverteuerung, an. Im übrigen war es, seiner Tendenz nach, eine für besonders wirksam erachtete Maßregel sofortiger Aufbesserung der Beamtenverhältnisse überhaupt. Dennoch widersetzte sich die Regierung, aus Ersparnisgründen, der Annahme eines von den Abgeordneten v. Benda — v. Gottberg vorgeschlagenen Amendements, nach welchem nicht nur etatsmäßige Beamte, sondern auch die älteren Diätare (dazu gehörten auch die außeretatsmäßigen Regierungsräte!) den Wohnungsgeldzuschuß erhalten sollten. Die Volksvertreter fügten sich, als es hieß: „dies sei unmöglich", und so wurde der Wohnungsgeldzuschuß nur den etatsmäßigen Beamten zugesprochen. Allerdings wurde seitens der Staatsregierung ausdrücklich anerkannt, daß in der Tat eine Erhöhung des Einkommens der außeretatsmäßigen Regierungsbeamten demnächst im Interesse der Erhaltung geeigneter berufsfreudiger Kräfte, deren Existenz durch das Gehalt vor materiellen Sorgen geschützt werden muß, notwendig sei. Diese Erklärung war durch einen Bericht des Abgeordneten Rickert hervorgerufen worden. Rickert hatte ausgeführt, daß, nach einer ihm vom Minister des Innern zur Verfügung gestellten Nachweisung, im Jahre 1869 bei den Königlichen Regierungen 457 Regierungsräte, darunter 128 außeretatsmäßig, und außerdem 265 Regierungsassessoren beschäftigt waren. Die 128 außeretatsmäßigen Regierungsräte standen im Lebensalter von 35—40 Jahren und erhielten 1200 Taler Gehalt!

Wie steht es nun heute mit dem im Jahre 1873 seitens der Staatsregierung für „demnächst" aufbesserungsbedürftig erklärten Diensteinkommen dieser Beamten? Antwort: die bei den königlichen Regierungen im 8. Jahre beschäftigten Regierungsassessoren werden zu außeretatsmäßigen Regierungsräten ernannt. Sie stehen dann in einem Lebensalter von durchschnittlich 37—38 (früher 35—40) Jahren und erhalten eine Jahresremuneration

von 3600 Mark (früher 1200 Thlr.). Es hat sich also trotz einer Verteurung der Lebenshaltung um mindestens das Vierfache seit dem Jahr 1869 in den Diensteinkommensverhältnissen dieser Beamten seit 40 Jahren nichts geändert! Die Gewährung des Wohnungsgeldzuschusses an die älteren Regierungsassessoren oder die Vermehrung der etatsmäßigen Regierungsratsstellen um die Zahl der außeretatsmäßigen Räte, kann nur als eine billige Forderung bezeichnet werden, durch deren Erfüllung überdies eine hohe Belastung des Etats nicht entsteht.

III.

Zu letzterem Punkt sei bemerkt: Auf die eigenartigen Anstellungsverhältnisse der Verwaltungsdezernenten bei den Regierungen ist unlängst in einer Berliner Tageszeitung hingewiesen worden. Aus der Mitte der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses heraus war seit Jahren darüber Klage geführt worden, daß die Dezernentenstellen bei den Regierungen überwiegend mit außeretatsmäßigen Assessoren anstatt mit Regierungsräten besetzt seien. Wiederholt war auf eine Aenderung dieses Zustandes gedrungen worden.

Die Staatsregierung hat diesem Verlangen dadurch zu entsprechen gemeint, daß sie mehrere Jahre hintereinander eine Anzahl neuer etatsmäßiger Regierungsratsstellen sich bewilligen ließ, diejenigen Regierungsassessoren aber, welche ein Dienstalter von 8 Jahren, von der Patentierung ab, haben, zu außeretatsmäßigen Regierungsräten ernannte. Das Ergebnis ist, daß nunmehr etwa 120 außeretatsmäßige Regierungsassessoren durch ebensoviele außeretatsmäßige Regierungsräte bei den Regierungen ersetzt sind, welch letztere durchschnittlich noch 2 Jahre bis zu ihrer Etatsmäßigkeit zu warten haben. Die Forderung der Butgetkommission, deren Nachdruck auf der Etatsmäßigkeit der Regierungsratsstellen lag, ist somit noch nicht erfüllt. Im übrigen sind seit 1902 die Einkommensverhältnisse der höheren Verwaltungsbeamten bei den Regierungen in der Weise geregelt, daß nach 2 Jahren unentgeltlicher Beschäftigung (vom Datum der Patentierung als Regierungsassessor an gerechnet) eine Jahresremuneration von 1800 Mark gewährt wird. Nach dem dritten, vierten und fünften Dienstjahr werden je 400 Mark, nach dem sechsten, siebenten, achten und neunten Jahre je 300 Mark mehr gezahlt. Mit dem Beginn des zehnten Dienstjahres nach der Ernennung zum Regierungsassessor tritt der höhere Verwaltungsbeamte in den Genuß der höchsten Remuneration von 4200 Mark, zahlbar in Monatsraten von 350 Mark. Den Wohnungsgeldzuschuß der etatsmäßigen höheren Beamten erhält er erst beim Einrücken in eine entsprechende freie Stelle. Das durchschnittliche Lebensalter des zum etatsmäßigen Regierungsrat mit 4200 Mark Gehalt und Wohnungsgeldzuschuß ernannten höheren Verwaltungsbeamten beträgt 40 Jahre! Man vergleiche nun das Diensteinkommen der Richter nach dem neuen Gesetz mit dem vorgenannten der höheren Verwaltungsbeamten

Dem Gerichtsassessor wird spätestens mit dem vollendeten fünften Dienstjahre die etatsmäßige Anstellung mit einem Jahresgehalt von 3000 Mark nebst durchschnittlich 600 Mark Wohnungsgeldzuschuß garantiert. Nach vollendetem fünften Dienstjahre steht der richterliche Beamte also bereits um 600 Mark besser als der gleichaltrige höhere Verwaltungsbeamte. Im achten Dienstjahre rückt der Amts- oder Landrichter in die nächsthöhere Gehaltsstufe ein, so daß er 3600 Mark und 600 Mark Wohnungsgeldzuschuß, also 4200 Mk. erhält, der gleichaltrige Regierungs-Assessor in der allgemeinen Staatsverwaltung nur 3600 Mark. Eine Gleichstellung beider Kategorien im Diensteinkommen ist nur eine Forderung der Billigkeit und eine derjenigen Konsequenzen, die anläßlich der neuen Beamtenvorlage unbedingt gezogen werden müssen, sollen nicht lebhafte, die Berufsfreudigkeit der Beteiligten beeinträchtigende Mißstimmungen erzeugt oder die bereits bestehenden vergrößert werden. Die höheren Verwaltungsbeamten der Eisenbahnverwaltung, sowie der Verwaltung der indirekten Steuern rücken bereits in jüngeren Jahren in etatsmäßige Stellen ein und werden durch Nebenbezüge außerdem vor den Regierungsbeamten erheblich bevorzugt. Man wende nicht etwa ein, daß der nach Vollendung des achten Dienstjahres dem Regierungsassessor verliehene Ratstitel ihm gegenüber dem Richter einen derartigen Vorsprung gebe, daß eine finanzielle Schlechterstellung dafür berechtigt sei. Abgesehen davon, daß heute weniger als je ein Titel ohne die entsprechende finanzielle Grundlage Bedeutung beanspruchen darf, ist auch, was so häufig unterschätzt wird, der richterliche Beamte durch den Vorzug der Unversetzbarkeit und die vielseitige Verwertbarkeit seiner Vorbildung ausgezeichnet. Der Regierungsrat wird bis zum höchsten Dienstalter, meist ohne nach seinen Wünschen gefragt zu werden, von Osten nach Westen, von Norden nach Süden versetzt. Sagt ihm der Staatsdienst nicht mehr zu, oder hat er bei den ungünstigen Besoldungsverhältnissen nicht mehr die Mittel, seine Familie und sich im Staatsdienste zu unterhalten, so ist er in schlimmer Lage. Er kann nicht, wie der Jurist, Rechtsanwalt werden. Die Syndikusstellen bei Banken und industriellen Unternehmungen, die höheren Verwaltungsstellen im Kommunaldienst stehen herkömmlicherweise trotz häufig geeigneterer Vorbildung den höheren Verwaltungsbeamten nicht so leicht offen wie den Richtern.

Es ist eine über jeden Zweifel erhabene Pflicht des Staates, dafür zu sorgen, daß, auch wenn die Strömungen der Zeit ein solches Vorhaben nicht besonders begünstigen, über den Interessen der unteren und mittleren Beamten, sowie derjenigen höheren Beamten, welche für sich selbst oder für welche ihre Standesvertretungen und das Parlament besonders warm eintreten, nicht die berechtigten Forderungen solcher höherer Beamten vernachlässigt werden, die in verantwortlichen Stellen des Verwaltungsdienstes unter immer schwieriger werdenden Verhältnissen den Interessen des Staates ihr Leben widmen müssen, ohne in der Lage zu sein, selbst als Wortführer

ihrer Wünsche für eine Befreiung vom Drucke materieller Sorgen in
Oeffentlichkeit zu treten. War und ist es Pflicht, zunächst für die w
schaftlich Schwächsten unter den Beamten zu sorgen, so liegt doch
zwingender Anlaß zu einer durchgreifenden Revision des Dienst
kommens der höheren Verwaltungsbeamten umsomehr vor, als sie frü
aus politischen und finanzpolitischen Erwägungen, obwohl sie seit lan
als unvermeidlich erkannt war — abgesehen von der jüngsten Erhöh
der Ministergehälter —, unterblieben ist.

Für den Staat handelt es sich, wie der Badische Finanzmin
Buchenberger s. Z. ausführte, bei einer Gehaltserhöhung der höheren
amten, insbesondere seiner höheren Verwaltungsbeamten, nicht nur darum,
auskömmliche Existenzmittel sie vor Not schützen, sondern auch da
daß die — bei uns jetzt schon gefährdete — Rekrutierung eines gr
Teils der wissenschaftlich gebildeten Beamten aus den Beamtenkreisen
und verwandten Schichten des Bürgertums gesichert, und zugleich verl
werde, daß gerade die befähigteren Kräfte des Beamtentums durch „al
große Zurückhaltung in dem Maße der Entlohnung" den einträglich
privaten Erwerbsmöglichkeiten sich zuwenden.

Mögen die wahrlich nicht unbescheidenen Erwartungem der höl
Verwaltungsbeamten nicht allzu sehr enttäuscht werden.

Otto Goldschmid

Reform der Besiedlungsprinzipien in Südwestafrika. — Beschwerde der ostafrikanischen Ansiedler.

Aus Südwestafrika kommt eine in hohem Grade erfreuliche kolo
wirtschaftliche Nachricht. Das Gouvernement hat an denjenigen drei St
wo das in den letzten Jahren befolgte System für die Entwicklung
Ansiedlungswesens die entschiedenste Kritik herausforderte, einen W
eintreten lassen: die besondere Propagierung der Kleinsiedlungen
offiziell fallen gelassen; die Beschränkung der Farmgröße beim Verkau
Kronlands auf 5000 Hektar für die wirtschaftlich wichtigsten Lande
ist aufgehoben, und schließlich wird fortan auch auf die bisher verl
Bedingung verzichtet, daß der Käufer einer Regierungsfarm sich al
nach Abschluß des Vertrags zwecks Bewirtschaftung persönlich auf
Grundstück seßhaft zu machen habe. In diesen drei Fragen war von
herein die Meinung fast aller in der Kolonie länger ansässigen und
schaftlich erfahrenen Elemente gegenüber dem von seiten des Gouverner
vertretenen Standpunkt ungeteilt ablehnend. Was zunächst den Zwang
trifft, daß der Käufer von Kronland dauernd selbst auf seiner
wohnen muß, so war die Tendenz dieser Maßnahme klar. Sie ri
sich gegen das spekulative Aufkaufen von Grund und Boden lediglich
der Hoffnung auf Wiederveräußerung mit Gewinn nach Eintritt
größeren Wertsteigerung. Jetzt ist verständigerweise zugelassen, daß

Käufer seine Farm durch einen Verwalter oder sonstigen Beauftragten bewirtschaften lassen kann. Nur wird nach wie vor daran festgehalten, daß tatsächlich ein Wirtschaftsbetrieb in der landesüblichen Weise eingerichtet wird. Ein derartiger Zwang ist, um reine Landspekulation zu vermeiden, in der Tat durchaus notwendig. Was früher mit der persönlichen Wohn- und Wirtschaftsverpflichtung beabsichtigt wurde, ging aber doch noch weiter, als daß damit allein die Landspekulation hintan gehalten werden sollte. Die Farmer sollten nicht nur selber auf ihrem Besitztum wirtschaften, sondern es sollte durch den betreffenden Paragraphen der Landverkaufsordnung auch eine bestimmte Klasse von Farmern als für das Land besonders wünschenswert bezeichnet werden. Wenn man auch die andere, nunmehr aufgehobene Bestimmung, daß die Farmen möglichst klein bemessen werden sollten, mit hinzuzieht, so ergiebt sich, daß dem Gouvernement als erstrebenswertes Ziel eine möglichst dichte Besiedlung von kleineren Grundbesitzern mit entsprechender wirtschaftlicher und sozialer Lebenshaltung vorschwebte. Wer Südafrika nicht kennt, wird vielleicht geneigt sein, sich darüber zu wundern, daß ein Besitz von 5000 Hektar Weidefläche innerhalb des früheren Hererolandes und seiner Nachbargebiete noch nicht als Großgrundbesitz zu betrachten sei. Der Grund liegt in der Notwendigkeit einer außerordentlich extensiven Wirtschaftsführung infolge des viel geringeren Bestandes an Gräsern und anderen Futtergewächsen auf südwestafrikanischem Boden im Verhältnis zu deutschen Wiesen und Weiden, und ferner in der Notwendigkeit, für Jahre der Dürre bedeutende Reserven unabgeweidet stehen zu lassen. Ich habe über diese Dinge ausführlich in meinem im vorigen Heft dieser Jahrbücher angezeigten Buche über Südwestafrika gehandelt und kann daher alle, die sich für die Begründung dieses von allen erfahrenen Afrikanern geteilten Standpunkts näher interessieren, auf jenes Werk verweisen. Auch die Kleinsiedlung, die sich einer besonderen Begünstigung unter der Verwaltung des Gouverneurs von Lindequist erfreute, gehörte mit in dieses System hinein, das von dem Wunsche geleitet war, mit Rücksicht auf eine womöglich schon in nächster Zukunft zu erreichende kräftige Steigerung der weißen Einwohnerzahl des Landes eine Verkleinerung der Besiedlungseinheiten an sich durchzuführen und außerdem den besonderen Zweig der Heimstättenwirtschaft oder Kleinsiedlung in ausgesprochener Weise mit amtlichen Mitteln zu fördern. Als Bedenken wurden von vornherein dagegen geltend gemacht, daß der kleinere Farmer mit mehr bäuerlicher Wirtschafts- und Lebensweise in Südwestafrika zwar unter günstigen Umständen auch sein Fortkommen finden könne, daß es aber richtiger sei, die Besiedlung von Anfang an möglichst frei zu gestalten, um möglichst kräftige Betriebe, möglichst wohlhabende Wirtschaften zu erreichen, deren spätere Verkleinerung, sei es auf dem Wege der Erbteilung, sei es durch Verkauf von Land, eine natürliche Folge der fortschreitenden ökonomischen Entwicklung des Landes, der Verbesserung der Absatzverhältnisse, des Luzerneanbaus zur Aufstapelung von Futterreserven

usw., sein würde. Als das aussichtsloseste Unternehmen von allen erschien ein umfassender Kleinsiedlungsplan, weil für die Produkte dieser Art von Wirtschaften, sobald ihre Zahl sich vermehrte, innerhalb des Landes unmöglich mehr auf Absatz gerechnet werden konnte. Selbst für die wenigen Dutzend kleinwirtschaftlicher Betriebe, die in den Jahren 1906 und 1907 mit Hilfe staatlicher Ansiedlungsbeihilfen entstanden waren, mußte man, um ihnen wenigstens einen künstlichen Absatzmarkt zu schaffen, schon zu so bedenklichen Mitteln greifen, wie zum Verbot der Selbstbewirtschaftung eigener Gemüsegärten durch die Bezirksämter, Militärstationen, Truppenteile und ähnliches mehr. Nun heißt es: „Die Kleinsiedlung soll nicht forziert werden. Nur wo sicherer Absatz gegeben und leichte (billige) Bewässerung möglich ist, verspricht sie Aussicht auf Erfolg .... Abgehalten davon soll selbstverständlich niemand werden; hat jemand Werte geschaffen so soll er auch als Kleinsiedler die Beihilfe erhalten. ... Indessen wollen wir ihn nicht durch die Beihilfen verleiten, Kleinsiedler zu werden, wenn er nachher nicht bestehen kann ... Mit den Anträgen auf Gewährung der Beihilfe ist daher (bei Personen, die sich als Kleinsiedler niederlassen wollen) besonders sorgsam zu verfahren. Hier ist zu prüfen, ob die Beihilfe dem Empfänger wirklich dauernd nützt und für den Staat nicht verloren ist."*) Das sind vortreffliche Grundsätze, deren Durchführung in Wirklichkeit bedeutet, daß in Zukunft staatliche Beihilfen für Kleinsiedlungsunternehmen in der Regel überhaupt fortfallen werden, und ich möchte der Genugtuung über diese und die übrigen grundsätzlichen Maßnahmen des jetzigen Gouvernements von Südwestafrika um so mehr Ausdruck geben als damit der Standpunkt, den ich im 10. und 12. Kapitel meines Buches („Der Wiederaufbau der Wirtschaft"; „Wirtschaftliche Irrwege") vertreten habe, nachträglich auch in so zweifelsfreier Weise zur offiziellen Anerkennung gelangt.

Das Windhuker Gouvernement hat jetzt aber auch noch nach einer anderen Seite hin in erfreulicher Weise das Wort genommen. Im vorigen Heft habe ich an dieser Stelle auf die Notwendigkeit hingewiesen, daß amtlicherseits in wirksamer Form vor der übertriebenen Zuwanderung, namentlich solcher Personen, die nicht über ein genügendes Kapital verfügen, nach Südwestafrika, gewarnt werden müsse. Nach dem Bericht der Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung**) hat das Gouvernement in einer kürzlich den einzelnen Verwaltungsbezirken zugegangenen Verfügung selbst darauf hingewiesen, daß in der letzten Zeit zu viel Farmen an Leute mit geringem Kapital verkauft worden seien. Es stehe zu befürchten, daß diese Farmer in Zukunft nicht imstande sein würden, vorwärts zu kommen; daß der Mangel an Betriebsmitteln, an Anlagekapital, es ihnen unmöglich machen würde, wirtschaftlich zu erstarken; im besten Falle könnten solche Leute sich

*) Nach der Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung Nr. 703 vom 25. Dezember 1907.
**) a. a. O.

grade kümmerlich durchschlagen, ohne daß ihre Produktion je einen wertvollen wirtschaftlichen Faktor bilde. Ein bestimmtes Kapital für die Ansiedlung zu fordern, sei trotzdem deshalb mißlich, weil die einzelnen Fälle einander nicht glichen; im allgemeinen seien aber doch mindestens 10 000 Mark eigenes Kapital von den zukünftigen Farmern zu verlangen. Nur wenn der Bewerber ganz besondere Garantien biete, daß seine Mitarbeit gewinnbringend für das Land sei, wenn er bereits jahrelang im Schutzgebiet wohne, sein Verständnis für den Umgang mit Eingeborenen zweifellos nachgewiesen sei usw., könne auch eine geringere Summe für ausreichend betrachtet werden. Sehr richtig bemerkt die Südwestafrikanische Zeitung hierzu, daß 10 000 Mark eigenes Betriebskapital, d. h. mit Hinzunahme der staatlichen Ansiedlungsbeihilfe im Höchstfalle zusammen 16 000 Mark, für den Beginn der Wirtschaft nur den allernotdürftigsten Betrag repräsentiere und daß man vielleicht lieber noch etwas mehr hätte fordern sollen.

Mit dieser Gouvernementsverfügung wird der Mehrzahl derjenigen Einwanderer, die in der letzten Zeit nach Südwestafrika hinüber gegangen sind, die Aussicht auf selbständige Niederlassung als Farmer bereits von vornherein abgeschnitten sein; so hart das den einzelnen ankommen mag, so ist es doch gut und notwendig. Der Krisis, die in Südwestafrika infolge der übermäßigen Zuwanderung im ungeeigneten Moment voraussichtlich bevorsteht, wird jetzt durch die klar ausgesprochene Reform der letzten für das Land nicht passenden Ansiedlungsgrundsätze ein großer Teil ihrer Schärfe genommen werden, weil nun wenigstens keine weitere Vermehrung der ungenügend fundierten Versuche zur Existenzgründung als Farmer auf Kronland und mit Regierungsbeihilfe stattfinden wird. Daß der neue Gouverneur von Schuckmann in dankenswert nüchterner Weise über wirtschaftliche Verhältnisse urteilt und sich sehr schnell ein Verständnis für die besondere Art südafrikanischer Wirtschaftsweise, die ihm von seiner Kapstädter Tätigkeit nicht ganz fremd ist, angeeignet hat, darüber sind alle aus Südwestafrika herübergelangten Stimmen einig, und es klingt überall eine deutliche Note des Vertrauens auf den neuen Gouverneur durch.

Das gegenteilige Bild bietet leider das Verhältnis zwischen der Mehrheit der deutschen Ansiedler und dem Gouvernement von Ostafrika dar. Die Beschwerdeschrift der Pflanzer über die Eingeborenenpolitik des Gouverneurs Freiherrn von Rechenberg und des Staatssekretärs Dernburg liegt nunmehr im Wortlaut vor und ist in verschiedenen Tageszeitungen veröffentlicht worden. Die an den Reichstag gerichtete Eingabe schließt mit den Worten: „wir sind der Ueberzeugung, daß bei der jetzigen Eingeborenenpolitik des Gouvernements eine gedeihliche weitere Entwicklung unserer Kolonie in Frage gestellt, wenn nicht gänzlich ausgeschlossen ist. Deshalb wenden wir uns hierdurch an den hohen Reichstag mit der Bitte, dahin wirken zu wollen, daß unsern Ansichten und Wünschen in der Eingeborenen- und Arbeiterfrage von der Regierung mehr Rücksicht als bisher geschenkt und

eine Politik verhindert werde, welche nach unserer Auffassung der
schädlich ist." Die mehrfach in der Eingabe enthaltenen scharfen
richten sich vorzugsweise gegen den Gouverneur, dem der Vorwurf
wird, er triebe eine Eingeborenenpolitik, bei der die Interessen der
denen der Eingeborenen, Neger und Inder, hintan gesetzt würden.
sekretär Dernburg hat auf die Beschwerde zunächst in der Presse an
lassen, daß er nicht daran denke, eine Politik der Gleichstellung der
Bevölkerung mit der weißen zu betreiben. Er wünsche zwar,
Neger gerecht behandelt, aber auch in strenger Zucht gehalten und w
scharf angepackt würden. Notwendig sei der Ausbau einer zweckentsp
den Arbeiterfürsorge auf den Pflanzungen, nach dem Muster der in
schen Ostafrika erlassenen Vorschriften. Die Einführung des
zwanges müsse abgelehnt werden und was die Besiedlungsfrage bet
soll niemand ermuntert werden, Ostafrika aufzusuchen; wer aber i
trauen auf die eigene Kraft hingeht und von der Verwaltung nichts
soll, wenn er die Gesetze achtet, treiben können, was ihm beliebt.

Die entscheidenden Sätze in dieser Antwort sind 1. die Ablehnu
Wunsches nach Durchführung eines irgendwie gearteten Arbeitszwan
2. daß von seiten der Regierung keine direkte Förderung des deutschen
lungs- und Pflanzungswesens erfolgen soll, die gegenwärtigen und zuk
Ansiedler vielmehr ganz und gar auf ihre eigenen Kräfte verwiesen
Auch bezüglich der Inderfrage ist es bekannt, daß der Staatssekre
im Einklang mit den Anschauungen des Gouverneurs, dem von der
heit der Weißen vertretenen Standpunkt gegenüber, der die Besch
des Inderwesens fordert, ablehnend verhält.

Offenbar liegt dieser Antwort, soweit und sofern sie tatsäch
eigenen Anschauungen des Staatssekretärs wiedergibt, die pri
Meinung zugrunde, daß die Ansiedlungen und Pflanzungen der W
Ostafrika bis auf weiteres nicht als wirtschaftlich hinreichend
und entwicklungsfähig angesehen werden könnten, um die Aufwendu
sonderer staatlicher Mittel für ihre Förderung zu rechtfertigen; d
mehr die wirtschaftliche Zukunft Ostafrikas in der Entwicklung d
geborenenkulturen läge. Das ist eine Frage von so weittragender
sätzlicher Wichtigkeit, daß ich es mir so lange versagen muß, sie ei
ständigen Behandlung zu unterziehen, bis ich persönlich auch uns
afrikanische Kolonie hinreichend ausführlich kennen gelernt habe. Di
Frage ist die der Eingeborenenbehandlung. Der Neger, heißt es, soll ge
handelt, in strenger Zucht gehalten, aber nicht einem Arbeitszwang
worfen werden. Wenn es sich bei der Verweigerung dieser letzterer
nahme nur um praktische Rücksichten auf die gegenwärtige materielle
Ostafrika, auf das Fehlen der Eisenbahnverbindungen, der Grenzauffi
handelt, so werden sich die notwendige Kreise mit der Haltung des Staats
einstweilen als mit einer notwendigen abfinden müssen. Wo dagege
positiven Auffassung in der Frage des Arbeitszwanges grundsätzli

denken entgegenstehen, die sich auf die „Menschenrechte“ des Negers und was sonst in diesem Zusammenhang angeführt zu werden pflegt, stützen, da handelt es sich um sogenannte Negrophilie in dem Sinne, wie wir sie ablehnen und als dem erfolgreichen Ausbau unserer Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft schädlich ansehen müssen. Nach dem Wortlaut, in dem die Meinung des Herrn Staatssekretärs in der Presse verbreitet worden ist, darf man der Hoffnung Raum geben, daß ihm die letztere Gedankenrichtung fern liegt, und daß er bereit sein wird, auch der wirklichen Einführung eines Arbeitszwanges näher zu treten, sobald die äußeren Umstände es erlauben werden. Hoffentlich ist das recht bald der Fall. Im übrigen werde ich über die ostafrikanischen Angelegenheiten den Lesern der Preußischen Jahrbücher vielleicht noch im Laufe dieses Jahres aus eigener Anschauung der Verhältnisse berichten können.

Paul Rohrbach.

Die Modifikation der Enteignungs-Vorlage. — Fürst Bülows Erklärung zur Wahlreform und die Zukunft des Blocks.

Es ist allerorts und zu allen Zeiten für einen Staat, der mit seiner Politik auf eine falsche Bahn geraten ist, schwer, von ihr wieder herunter zu kommen und abzulenken auf eine richtige. Ganz besonders schwer ist das für einen Staat mit einer festen, konstanten Regierung wie dem unsrigen. Der Vorzug wird hier zum Nachteil. In parlamentarisch regierten Staaten wie England und Frankreich stürzt das Ministerium, es kommt ein anderes und macht eine andere Politik. In Preußen bedeutet ein derartiger Wechsel stets eine Einbuße an Autorität, der Autorität, auf der eben unser ganzes Regierungssystem beruht. Dies ist der letzte und einzige Grund, weshalb wir von unsrer Ostmarkenpolitik nicht loskommen können. Die Ueberzeugung, daß diese Politik nicht nur nichts nützt, sondern nur schadet, unserem Volkstum, unserem Staat, unserer Moral, unseren Finanzen, hat längst in den weitesten und einflußreichsten Kreisen die Oberhand gewonnen, aber wie will man wieder heraus, ohne noch viel größeren Schaden anzurichten?

Soeben ist noch eine Broschüre erschienen, welche mit ganz besonderer Eindringlichkeit und Schärfe das ganze Problem behandelt.*) Sie war eigentlich als Aufsatz für die „Preußischen Jahrbücher“ bestimmt, aber ich riet dem Verfasser, um nicht nach gefallener Entscheidung zu kommen, mir

---

*) Landlose Polen. Ein Wort zur Enteignungs-Vorlage von Wilhelm. Herausgegeben von Hans Delbrück. Berlin, Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H. Preis 50 Pf. Eben geht mir auch noch eine andere mehr populär geschriebene Broschüre zu, die abermals unsere Auffassung von dem wahren Stande der Dinge in Posen bestätigt: „Polenpolitik und Landarbeiterfrage.“ Deutscher Mahnruf aus der Ostmark gegen das Enteignungsgesetz. Von einem deutschen Bürger der Stadt Posen. Berlin, Verl. v. Herman Walther. 50 Pf.

zu gestatten, daß ich die Arbeit sofort als Broschüre erscheinen ließe. (
berührt sich an mancher Stelle sehr nahe mit den Gesichtspunkten, u
denen in diesen „Jahrbüchern“ von je das Problem behandelt worden
hat aber auch eigene ganz neue und abweichende Momente noch her
geholt und entwickelt.

Wie kann man von einer Politik Erfolg erwarten, führt der Verfa
„Wilhelm“, aus, die höchstens als Vernichtungskampf im größten Stil
dacht zum Ziel führen könnte, wenn von vornherein die Träger di
Politik erklären, daß sie sie nicht freien und zuversichtlichen Gemüts, son
„schweren Herzens“ machen, und die von vornherein die große Meh
des deutschen Volkes selber, nämlich neben Zentrum und Sozialdemokr
die Freisinnigen und einen sehr großen Teil der Intelligenz gegen sich
und eigentlich neben einem Teil der Bureaukratie nur von einer mäßi
Gruppe von Fanatikern und von ihnen beeinflußten Kreisen getragen wi

Welchen Sinn hat es, die Polen landlos zu machen? Werden
darum weniger zahlreich? Werden sie darum weniger gefährlich?
sind wir überhaupt zu dem wunderlichen Aberglauben gekommen, daß
Polenfrage eine Landfrage sei? Indem man sich den Ursprung di
Irrtums klar macht, erkennt man recht deutlich, wie wenig durchdacht
Politik ist. Als Fürst Bismarck mit ihr begann, galt noch der polni
Grundadel für die führende Potenz und für das preußenfeindliche Elen
im Polentum, während Bürgern und Bauern zugetraut wurde, daß sie
einer gewissen Dankbarkeit für den preußischen Staat erfüllt seien.
schloß man, kaufen wir den polnischen Adel aus, wie es schon der Gen
von Grolman 1831 vorgeschlagen hat, und das polnische Problem ist gel
Mittlerweile haben sich die Verhältnisse vollkommen geändert. Gerade
Adel ist es, der aus wohl verständlichen Gründen sich bereit erklärt
sich dem preußischen Staate, der dem Großgrundbesitzerstand so gün
gesinnt ist, einzufügen. Der Bürger- und Bauerstand aber ist durch un
Schulpolitik in einen immer steigenden Haß gegen unser Staatsw
hineingetrieben worden. Trotzdem ist unsere Politik eifrig nach wie
bestrebt, den polnischen Großgrundbesitz niederzukämpfen, und gegen ihn
jetzt auch das letzte Mittel, das Enteignungsgesetz ins Leben gerufen.

Das Abgeordnetenhaus hat die Regierungsvorlage dadurch etwas
mildert und verbessert, daß sie das Maximum des zu enteignenden
sitzes auf 70 000 Hektar festgesetzt hat, und daß nicht beliebig, sondern
im Anschluß an bestehende deutsche Ansiedelungen und nur dann, w
diese anders nicht zu halten sind, enteignet werden darf. Was wird d
nun aber gewonnen sein, wenn diese 70 000 Hektar wirklich enteignet sind?
erster Linie ist anzunehmen, daß die Enteigneten mit dem baren Geld
der Hand, sei es in Posen und Westpreußen, sei es in den polnischen
halbpolnischen Gegenden Ostpreußens, Hinterpommerns, Oberschlesiens
wieder ankaufen und wirtschaftlich einen guten Vorteil bei diesem Ta
herausschlagen. Aber auch wenn wir das ganz außer acht lassen und

nehmen, daß auf dem enteigneten Boden im Laufe einer Reihe von Jahren einige zehntausend deutsche Bauern und Arbeiterfamilien angesiedelt werden, was ist damit gewonnen? An einigen Stellen einige hundert deutsche Ansiedelungen mehr, an andern, wo jetzt Deutsche leben, dafür Polen. Die Polen halten fester zusammen als je, sie bilden einen blühenden Bürger- und Bauerstand heraus, der durch den wirtschaftlichen Boykott die deutschen Gewerbetreibenden aus dem Lande drängt und den deutschen Grundbesitz an sich bringt. Was auch die deutsche Ansiedelung leistet, wenn es hoch kommt, wird sie dem polnischen Wachsen die Wage halten, wahrscheinlich aber auch das nicht, und das deutsche Element wird weiter und weiter vor dem polnischen zurückweichen. Hat eine Politik, die mit sehenden Augen einem solchen Ergebnis entgegengeht und dafür Hunderte und aber Hunderte von Millionen aufwendet, einen gesunden Sinn?

Aber wie soll man von ihr los kommen? Vielleicht hat das Herrenhaus noch ein Einsehen und nimmt, wenn es die Vorlage nicht ganz ablehnen will, um den moralischen Vorwurf, den sich Preußen durch das Enteignen zuzieht, zu schwächen, wenigstens alle ererbten Güter von Inländern aus. Es würden also der Enteignung ausgesetzt sein neben den schon genannten Beschränkungen nur die Güter der im Auslande wohnenden Polen und die Güter, die erst nach einem bestimmten Termine käuflich erworben, die also die moralische Natur des Familien-Sitzes noch nicht erlangt haben. Ein anderer Weg wäre noch, das Maximum des zu Enteignenden auf etwa 20 000 Hektar zu beschränken, so daß eine wesentliche praktische Wirkung nicht eintritt, sondern bloß die Drohung, das Damoklesschwert, bleibt. Mit dieser Drohnung in der Hand könnte die Regierung dann die Politik, die Fürst Bülow für später in Aussicht gestellt hat, schon jetzt in Angriff nehmen. Die Zeit ist völlig reif dafür. Denn der Herr Ministerpräsident hat, wohlgemerkt, zwar die durch Herrn von Turno angebotene Versöhnung mit scharfen Worten abgelehnt, aber doch nachher wieder gesagt, daß, wenn die Polen sich dem preußischen Staatsgedanken unterwürfen, die Regierung auch eine andre Politik gegen sie befolgen würde. Die Polen als Ganzes werden das freilich nie tun, sie werden immer ihre Allpolen behalten, geradeso wie wir unsere Alldeutschen haben, aber die Elemente, mit denen man heute schon verhandeln könnte, sind wie das auch in der Wilhelmschen Broschüre dargelegt ist, bereits stark genug. Kommen wird der Moment, den Fürst Bülow in Aussicht genommen hat, ja ganz bestimmt, einfach deshalb, weil man nicht ewig Krieg führen kann. Im deutschen Interesse aber liegt es, den Frieden so früh wie möglich herbeizuführen, damit die Schädigung, die das Deutschtum durch den Hakatismus erleidet, nicht gar zu groß werde. Die Ansiedelungen selber spielen in dem ganzen Kampf eine so überaus unbedeutende Rolle, das Wenige, was sie nützen, wird so sehr kompensiert und überkompensiert durch das, was sie indirekt schaden, daß es nicht darauf ankommt, ob man das Werk etwas früher oder später zum Abschluß bringt.

* * *

Sehr gegen seine eigene innere Neigung hat ein großer Teil der K
servativen der Enteignungsvorlage der Regierung auch in der abgemild
Form zugestimmt. Gleichzeitig hat Fürst Bülow über die beabsich
Wahlreform im Abgeordnetenhause Erklärungen abgegeben, die die K
servativen befriedigt haben. Argwöhnische vermuten einen Zusammen
zwischen diesen beiden Tatsachen. Ich sehe dazu eigentlich keinen G
— denn weshalb soll dem Fürsten Bülow an der Enteignungsvorlag
sehr viel gelegen haben? Der Grund für die Stellungnahme des L
Ministerpräsidenten in der Frage der Wahlreform wird vielmehr, wie
sehen werden, in der Sache selber liegen.

Nachdem schon lange und mit immer steigender Dringlichkeit
Forderung einer Reform im Dreiklassenwahlrecht in Preußen aufge
und in der Oeffentlichkeit diskutiert worden ist, zweifelte man nicht r
daß mit der Inaugurierung der Blockpolitik auch diese Reform gen
leistet sei; über die Einzelheiten konnte man noch sehr verschieden de
aber es schien klar, daß die Freisinnigen keine Regierung unterstützen
die Regierung auf keine Unterstützung der Freisinnigen rechnen ko
ohne daß auf diesem Gebiet eine Konzession und zwar eine ziemlich bedeu
Konzession gemacht würde. Es erschien schon weiten Kreisen auffällig,
die Reform nicht in diesem Winter kam, sondern auf die nächste Legisl
periode verschoben wurde. Nunmehr hat der Herr Ministerpräsident
Erklärung abgegeben, die überhaupt noch nichts Bestimmtes in Au
stellte und den fast wichtigsten Punkt der ganzen liberalen Forderung
geheime Stimmrecht an Stelle des öffentlichen, direkt versagte. Der
druck, den diese Erklärung in weiten Kreisen auch außerhalb der Pa
machte, war ebenso der der Ueberraschung, wie der Enttäuschung.
glaubten, daß die Möglichkeit einer fruchtbaren Politik auf Grun
konservativ-liberalen Paarung nunmehr definitiv abgeschlossen sei.
anders, wenn Fürst Bülow ein fest umrissenes Programm vorget
mit dem ebenso fest ausgesprochenen Willen, es gegen links wie
rechts durchzusetzen, etwa: Kein Reichstagswahlrecht, sondern Plural-W
recht; keine schematische Neu-Einteilung der Kreise, sondern nur Kor
im einzelnen; geheime Abstimmung. Mit einem derartigen Programm
die Regierung die Zügel in der Hand behalten, die Parteien unter
Willen gezwungen, alle gemäßigten Elemente befriedigt und um sic
sammelt und auch für die große Steuer-Reform die nötige Autorit
wonnen.

Weshalb ist der leitende Staatsmann nicht in dieser Art vorgega
Weshalb hat er von seiner Block-Gefolgschaft die eine Hälfte gestr
und die andere zurückgestoßen? Aus Mangel an Geschicklichkeit?
reaktionärer Gesinnung?

Fürst Bülow ist weder ungeschickt, noch reaktionär. Er ist als T
sogar sehr hervorragend, und dazu gehört auch, daß man die eigene
nicht überschätzt. Die Politik, wie wir sie eben gezeichnet haben, wä

Politik eines starken Mannes gewesen. Eine Politik für den Fürsten Bismarck, wenn er sie gewollt hätte. Aber Fürst Bülow wird gefunden haben, daß er für solche Politik nicht stark genug sei. Das Schicksal Caprivis steht dauernd als warnender Schatten am Horizont deutscher Staatsmänner. Die stärkste Macht unter der Krone Preußens sind nach wie vor die Konservativen. Wohl ist es möglich, sie im einzelnen Fall zu zwingen, sich einer Staatsnotwendigkeit zu beugen. Aber wer es tut, wird ihrer Rache nicht entgehen. Eine Wahlreform, wie wir sie oben gezeichnet haben, hätte ja tatsächlich den Konservativen wenig Abbruch getan, aber schon dieses Wenige ist ihnen zu viel. Nur durch einen starken Druck von oben wären sie an dieses Programm heranzubringen gewesen. Ist es für einen Staatsmann, der nicht Bismarck ist, geraten, einen solchen Druck anzuwenden? Ich gestehe, ich habe eine Zeitlang eine solche Erwartung gehegt, aber jetzt, da sie nicht erfüllt worden ist, ist es mir doch nicht so ganz unverständlich.

Wenn man aber die Konservativen nicht kräftig heranholen will, wie will man dann die Freisinnigen am Block festhalten? Die Antwort wird sein, daß Fürst Bülow in dem Jahr, seit er sich nun mit den Freisinnigen anfreundete und mit ihnen verhandelte, herausgefunden hat, wie überaus schwach, man darf wohl sagen, schwächlich, diese Partei heute ist. Sie hat es noch nicht einmal fertig gekriegt, ihre drei Gruppen zu einer Einheit zusammenzuschmelzen, und es fehlt ihr durchaus an taktischer Führung wie an einem Führer. Fürst Bülow wird also zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß auch ganz minimale Konzessionen, wie das neue Vereinsgesetz und das neue Börsengesetz, genügen, die Partei vorläufig an der Stange zu halten. So ergibt sich die Möglichkeit, mit den Freisinnigen zu regieren, ohne sich die Konservativen zu verfeinden; man behält zwar den Kurs nach links, laviert aber mit solcher Langsamkeit, daß das Vorrücken sich fast unmerklich vollzieht und die Konservativen nicht verstimmt. Man bleibt in steter Fühlung nach beiden Seiten; sollte der Druck der öffentlichen Meinung von links stärker werden, so kann man ihm etwas nachgeben, sollte die rechte Seite so stark bleiben, wie sie heute ist, so geschieht auch weiter so wenig im liberalen Sinne, wie es heute geschieht.

Die Wahlreform dürfte also etwa folgenden Lauf nehmen. Für diesen Winter ist sie bereits ausgeschaltet. Das nächste Abgeordnetenhaus mit seiner fünfjährigen Legislaturperiode wird noch nach dem System der drei Klassen gewählt. Vielleicht schon in der ersten, vielleicht auch in einer späteren Session dieses Hauses wird die Reform eingebracht, von der bisher nur feststeht, daß sie weder das gleiche noch das geheime Stimmrecht bringt. Das gleiche Stimmrecht kommt überhaupt nicht in Betracht. Das geheime Stimmrecht wird die Regierung zwar nicht vorschlagen, sollte aber das nächste Abgeordnetenhaus so zusammengesetzt sein, daß es diesen Modus fordert, so hat Fürst Bülow seine Erklärung vorsichtig schon so gefaßt, daß er hierin nachgeben könnte. Er ist ja derselbe Reichskanzler, der bei den

Reichstagswahlen zur besseren Wahrung des Geheimnisses die Kämmerch und die Kuverts eingeführt hat. Es war für ihn also schwerer, jetzt f die preußischen Wahlen das geheime Stimmrecht zu versagen, als es ihm nac träglich einmal sein könnte, es zuzugestehen. Ebenso wird die mehr plut kratische oder mehr demokratische Ausgestaltung des Pluralwahlrechts, d die drei Klassen ersetzen soll, wesentlich durch die Zusammensetzung d nächsten Abgeordnetenhauses selber bestimmt werden.

In dieser Weise sich von der öffentlichen Meinung treiben zu lass ist nicht das Wesen einer starken Regierung, aber daß die Taktik im par mentarischen Sinne klug und richtig gedacht ist, hat sie auf der Stelle g zeigt. Statt in einen allgemeinen Wutschrei auszubrechen über die En täuschung, die ihnen bereitet ist, haben die Freisinnigen unter einig Seufzen und Klagen sich des allerbescheidensten Tones befleißigt. Li das etwa an den Führern, daß sie sich gar zu sehr geschmeichelt fühl auch einmal, wenn auch ganz unten am Regierungstisch zu sitzen? C spotten die Gegner, aber es ist nicht wahr, der Grund liegt viel tie Dieser Grund ist, daß die freisinnige Wählerschaft in ihrer großen Me zahl konservativ, man möchte beinah sagen, reaktionär geworden ist. Di freisinnigen Wähler, die Hausbesitzer, Kaufleute, Rentner, Kleinindustrie Maurermeister, Krämer, Bauern wollen in Wirklichkeit gar nicht das dem kratische Wahlrecht, das in dem Programm der Partei als Paradest prangt. Sie sind hingegen sehr zufrieden, wenn die Partei mit ihren A hängern von den Behörden nicht mehr als eine regierungsfeindliche an sehen wird. Ein Teil der Freisinnigen freilich, namentlich die Juden, unter dem stillen Antisemitismus der regierenden Schichten zu leiden hab und die idealistischen Anhänger der liberalen Doktrin, sind mit dieser H tung der Partei nicht einverstanden, aber sie kommen nicht auf gegen Taktiker, die eingesehen haben, wie schwach die Partei in Wirklichkeit und sich danach richten, und gegen die Stimmung der Menge, die fast au schließlich beherrscht wird von der einen Empfindung des Gegensatzes geg die Sozialdemokratie. Gegen die Sozialdemokraten, die den Unfrieden jede Werkstatt und in jede Fabrik tragen und das gewerbliche Gedeih jedes Bürgers bedrohen, sucht auch der liberalste Arbeitgeber Anschluß die Regierung. Der freisinnige Philister der guten alten Zeit wurde v allem beherrscht durch die Stimmung des Widerspruchs gegen die R gierung, die Steuern von ihm verlangte, mit der Polizei, Gerichten, Sch pflicht, Dienstpflicht ihn chikanierte. Diese Stimmung ist auch heute kein wegs ausgestorben, aber sie wird weit überwogen und niedergedrückt du den Haß gegen die Sozialdemokratie. In einem Moment wäre, we Liberale und Sozialdemokraten zusammengingen, das konservative Regim in Preußen in die Luft gesprengt, selbst beim Dreiklassenwahlrecht. Al dieses Zusammengehn ist unmöglich oder so gut wie unmöglich. Ei Partei, die selber proklamiert, daß sie ausschließlich die Partei eines Stand eine Klassenpartei sei, kann mit anderen nicht paktieren und andere ni

mit ihr. So lange die Sozialdemokratie existiert, ist die Herrschaft der Konservativen in Preußen nicht zu erschüttern. Auch der Bund der Landwirte ist eine ausschließliche Interessen-, man kann sagen Klassenvertretung. Aber er ist keine Partei. Er hat nur mehr oder weniger enge Beziehungen zu den Parteien, er beherrscht bis auf einen gewissen Grad manche Parteien, aber das ist eben der Unterschied, daß der Bund nicht selber Partei im politischen Sinne ist. So lange die Arbeiterschaft sich nicht von dieser Vorstellung loslöst, daß sie als solche eine eigene Partei bilden müsse, das heißt, so lange sie nicht die Marxistische Doktrin aufgibt, wird sie niemals eine praktisch-positive Politik machen.

Im besonderen ist jede durchgreifende Agitation für die Wahlreform in Preußen dadurch ausgeschlossen. Die Volksversammlungen, die die Sozi halten, erwecken keinen Widerhall und ihre Straßen-Demonstrationen, die sie selber als harmlose Spaziergänge bezeichnen, sobald die Polizei sie dabei stört, imponieren niemand. Im Gegenteil, sie verhindern nur, daß auch diejenigen Bevölkerungsschichten, die an sich auch eine durchgreifende Reform für sehr bringlich halten, sich an der Agitation dafür beteiligen. In gewisser Beziehung ist es ja eine weitere Abkehr vom revolutionären Prinzip, daß die Sozi so rührig für die Parlamentsreform sind, während sie früher über alles „Parlamenteln" spotteten, diskutierten, ob man sich mit Wählen überhaupt abgeben solle und es schließlich nur erlaubten unter dem Gesichtspunkt, daß sich dabei so schön agitieren ließe. Aber wenn für uns dies allmähliche Hinübergleiten auf den Boden des bestehenden Staatsrechts auch eine erfreuliche Erscheinung ist, eine positive Partei ist die Sozialdemokratie darum noch lange nicht, und den Vorteil davon haben — die Konservativen.

Eine fernere besondere Erschwerung für einen Erfolg der Liberalen liegt in der Unbestimmtheit ihres eigenen Wollens. Die Nationalliberalen konnten bei der Debatte im Abgeordnetenhause noch nicht einmal eine Erklärung abgeben, ob sie für öffentliche oder geheime Wahl seien und die Freisinnigen fahren fort, das Reichstagswahlrecht zu predigen, obgleich alle Welt weiß, daß es völlig ausgeschlossen ist und daß ein Teil von ihnen im Herzen keineswegs so sehr dafür ist. Wann und was für eine Reform wir haben werden, wird also wesentlich davon abhängen, ob die Liberalen sich über ein praktisches Programm einigen werden, das geeignet ist, einen großen Teil des Bürgertums um sich zu scharen. Bleiben die Freisinnigen bei ihrem Reichstagswahlrecht, so wird ihre Agitation sehr wenig Beifall finden. Stellen sie dieses Ziel aber als zunächst aussichtslos zurück und konzentrieren sich praktisch auf einen besonderen und besonders populären Punkt, wie die geheime Stimmabgabe, so könnten sie wohl Erfolg haben. Das Zentrum ist von je für die geheime Wahl gewesen; auch die Nationalliberalen haben sich soeben, unter dem Einfluß der Süddeutschen, dafür entschieden. Auch manche Konservativen sind dafür. Wenn der Wahlkampf in diesem Sommer also wesentlich auf die Frage zugespitzt wird: geheime oder öffentliche

Stimmabgabe, so wird sich für die geheime im nächsten Landtag eine große Majorität zusammenfinden, und hat sich das Abgeordnetenhaus erst in diesem Sinne mit Bestimmtheit ausgesprochen, so wird Fürst Bülow an diesem Punkt die Reform gewiß nicht scheitern lassen. Langsam und ohne Führung durch die Regierung werden wir also, wenn die Taktik der Freisinnigen und die Wähler nicht vollständig versagen, doch schließlich auf denselben Punkt kommen, auf den uns eine entschlossene Führung der Regierung schon heute hätte bringen können.

Der Vorteil dabei ist, daß Regierung und Konservative nicht in Reibung miteinander geraten, den Nachteil davon haben — die Reichsfinanzen.

Hätte der Herr Reichskanzler ohne Säumen in diesem Winter bereits die Wahl-Reform gemacht, wie er es ohne Verletzung konservativer Grundsätze und doch zur Befriedigung der Liberalen hätte tun können — Pluralwahl, geheime Abstimmung, Nicht-Aenderung der Wahlkreise bis auf einige Einzel-Korrekturen — so hätte er damit auch im Reichstag die Stimmung geschaffen, in der Parteien Steuern bewilligen. Daran ist jetzt vorläufig nicht zu denken. Zum wenigsten auf ein Jahr lebt das Deutsche Reich weiter auf Borg, vielleicht haben bis dahin auch die leitenden Finanzminister ein Programm zurechtgezimmert.

In Anbetracht, daß bei der bevorstehenden Wahlbewegung die Frage des geheimen Wahlrechts eine wichtige Rolle spielen wird und sich auch in den Kreisen der Gemäßigten zuweilen noch Stimmen für die Oeffentlichkeit der Wahl erheben, wollen wir die Gründe, die schon öfter in diesen „Jahrbüchern" für die geheime Abstimmung von mir selbst wie von andern ins Feld geführt worden sind, noch einmal zusammenstellen.

Eine Volksvertretung wird gewählt, um die Meinung und die Wünsche der Wähler möglichst genau, ungefälscht und ungeschminkt zum Ausdruck zu bringen. Das ist bei öffentlicher Abstimmung unerreichbar. Der Druck der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Abhängigkeiten, denen der Einzelne unterliegt, ist so ungeheuer, daß die wahre Meinung unter öffentlicher Abstimmung bei sehr vielen Wählern, vielleicht bei den meisten, sich nicht herauswagen kann. Die Erfahrung hat gelehrt, in andern Ländern wie bei uns, daß der Wahlterrorismus auch vor der äußersten Grausamkeit nicht zurückscheut. Wer die Macht hat, wendet sie an. Regierung und Magistrate gegen ihre Beamten, Arbeitgeber gegen ihre Arbeiter, Kunden gegen ihre Lieferanten, Gläubiger gegen ihre Schuldner, Besitzer gegen ihre Pächter, Arbeiter gegen ihre Genossen. In den ländlichen Wahldistrikten ist heute noch bei Gutsherren und Bauern die öffentliche Stimmabgabe populär, weil sie so ihre Tagelöhner und Knechte kontrollieren können. Umgekehrt hat jüngst die Sozialdemokratie bei einer beruflichen Abstimmung von Bergleuten in Westfalen die Oeffentlichkeit durchgesetzt, um die Minorität ihrer Genossen einzuschüchtern. Der Finanzminister von Rheinbaben hat, wie man sich erinnern wird, von einem unglücklichen polnischen Subalternbeamten verlangt, nicht etwa bloß, daß er

sich der Abstimmung enthalte, sondern daß er bei Verlust seines Amtes, das für ihn und seine Familie Brot und Existenz bedeutete, für die deutsche Partei stimme, und hat den vorgesetzten Provinzial-Steuerdirektor, der solche Maßnahmen nicht billigte, veranlaßt, sich pensionieren zu lassen. Der Landtag hat diese Erziehung des Beamtentums zu Ueberzeugungstreue, Charakterfestigkeit und nationaler Gesinnung vollkommen gebilligt und ein solches Beispiel wirkt für alle Angestellte, sei es des Staates, sei es Privater.

Man hat gesagt, daß das Gefühl der Verantwortlichkeit bei geheimer Abstimmung geschwächt werde. In Wirklichkeit ist es gerade umgekehrt: die persönliche Verantwortlichkeit hört bei öffentlicher Abstimmung nahezu auf, da die Einzelnen schlechterdings nicht in der Lage sind, sich der Gewalt, die über ihnen ist, zu entziehen. Hier und da opfert sich einmal ein Tollkühner, aber sein Schicksal wird den andern nur zum Beweis, daß der Kampf ein unmöglicher ist. Man fügt sich in das Unvermeidliche und legt die Verantwortung auf die Schultern derer, die diese Einrichtungen geschaffen haben und die Gewalt ausüben. Die öffentliche Wahl wird also zum Kampf der verschiedenen sozialen und wirtschaftlichen Potenzen, wobei der Einzelne so gut wie nichts mehr bedeutet und sich jedes Gefühls der Mitverantwortung entwöhnt. Der Abstimmende fragt nur noch, wer ihm mehr schaden kann, der Geistliche oder der Landrat, der Gläubiger oder der Kunde, der Brotherr oder der Verein der Arbeitskameraden. „Jede Oeffentlichkeit ist ein Zwang, sogar der stärkste Zwang, den es gibt. Freiheit kann nur da sein, wo die Oeffentlichkeit gänzlich ausgeschlossen ist, das heißt, wo höchstens vertraute Freunde oder Niemand anwesend ist.“ Der ehrliche Kampf der Meinungen und Ueberzeugungen vollzieht sich daher richtiger und zweckmäßiger, wenn die Person vollständig im Hintergrund verschwindet; die Oeffentlichkeit fälscht ihn.

Nicht anders steht es mit der Vorstellung, daß die geheime Abstimmung Lüge und Verstellung befördere, die öffentliche Wahrhaftigkeit und Gradheit. Ganz gewiß wird es bei geheimer Abstimmung nicht selten vorkommen, daß ein Untergebener anders abstimmt, als er seinem Vorgesetzten weismacht. Aber diese Fälle von Unwahrhaftigkeit verschwinden gegen den erstickenden Nebel von Heuchelei, den die öffentliche Abstimmung heraufweht. Wer anders abstimmt, als sein Gewalthaber wünscht, wird bei geheimer Abstimmung in den meisten Fällen damit davonkommen, daß er sich garnicht äußert, und die Wahrheit ist in dem wichtigsten Punkt auf alle Fälle zum Ausdruck gekommen, insofern der Wähler nach seiner Ueberzeugung gewählt hat. Bei der öffentlichen Abstimmung fallen allerdings die Fälle der Belügung fort, dafür aber haben wir die ungeheure Masse der überzeugungswidrigen Abstimmungen, wobei nicht ein Einzelner, sondern der Staat belogen wird.

Man kann dagegen einwenden, daß auf die Ueberzeugung der Einzelnen tatsächlich so viel nicht ankommt, daß diese Ueberzeugung häufig nichts als

Laune, Verstimmung, grobes materielles Interesse darstellt, daß der Zw
der Abstimmung daher garnicht so sehr die Meinung der Menge, die oh
dies leicht wechselt, sondern eben den Niederschlag der verschiedenen sozial
und wirtschaftlichen Potenzen darstellen soll, die sich bei der öffentlich
Abstimmung geltend machen. Das ist nicht so ganz unrichtig, aber d
auch nicht erschöpfend. Man wird es am besten so ausdrücken, daß
Meinung der ungeheuren Masse der Individuen naturgemäß sich
größeren Konglomeraten zusammenballt und von allgemeineren Mächt
Tendenzen und Interessen geleitet wird. Diese sollen zum Ausdruck g
bracht werden. Aber die Individuen ersterben in diesen Gruppen d
nicht völlig und sollen es nicht. Darauf beruht alles moderne Dase
Auch bei der geheimen Abstimmung machen sich die sozialen und wirtscha
lichen Potenzen aufs stärkste geltend: die Masse der Arbeiter stimmt
den Arbeitern, die Masse der Tagelöhner mit ihren Gutsherren, die Ma
der Beamten mit der Regierung auch wenn geheim gestimmt wird. W
abweicht, muß sich schon mit einer gewissen Vorsicht isolieren, damit sei
ganze Haltung, seine Gespräche und seine Gesellschaft ihn nicht verrate
Die öffentliche Abstimmung schärft die Gegensätze und bringt sie imm
gleich bis zum äußersten. Bei der geheimen Abstimmung ist ein frie
licheres soziales Dasein ermöglicht, indem man von dem Gegensätzlich
nichts weiß oder wenigstens nichts zu wissen braucht, wenn man es nic
wissen will.

Politisches Verantwortungs-Bewußtsein, Wahrheit, sozialer Friede si
alle besser gehütet, gedeihen sicherer bei geheimer Abstimmung als b
öffentlicher. Wenn jene Eigenschaften dem deutschen Nationalcharakt
eignen und eignen sollen, ist es auch allein die geheime Abstimmung, d
dem deutschen Nationalcharakter entspricht.

Es ist daher auch ein Irrtum, wenn man sich vorstellt, daß d
öffentliche Abstimmung ein wesentliches konservatives Interesse sei. E
trifft das noch zu für eine Anzahl ländlicher Kreise, wo man die Tag
löhner und Knechte bei öffentlicher Abstimmung besser in der Hand hat, u
es ist möglich, daß bei geheimer Abstimmung eine Anzahl von Beamt
gelegentlich sozialdemokratische Stimmzettel abgibt. Groß ist, wie die Reich
tagswahlen zeigen, der Schaden aber nicht, und er kommt garnicht in Betra
gegen den moralischen Schaden, den die öffentliche Abstimmung anricht
Vor allem aber wirkt in den eigentlich umstrittenen Wahlbezirken, d
städtischen, die öffentliche Abstimmung heute geradezu antikonservati
Sie verhindert hier die Rückbildung sozialistisch vergifteter Arbeiter
staatstreuer Gesinnung wegen des ungeheuren Terrorismus, den die Arbeite
vereinigungen ausüben und nicht nur Arbeiter, sondern auch Gewerb
treibende aller Art, selbst Aerzte stehen unter diesem Einfluß. Fürst Bi
marck war Anhänger der öffentlichen Stimmabgabe, weil er glaubte, d
behördlichen Druck dabei mit aller Kraft spielen lassen zu können. Ab
schon in seinen späteren Lebensjahren war diese Idee tatsächlich nicht me

ganz zutreffend und seitdem ist sie durch die Fortentwicklung der Dinge gänzlich überholt und darf ebensowenig als autoritativ ins Feld geführt werden wie etwa des Reichskanzlers ursprüngliche Ansichten vom Freihandel. Die Macht und der Einfluß der Gewerkschaften der Arbeiter sind auswärts wie bei uns mehr und mehr gewachsen und machen sich bei allen Wahlen aufs stärkste geltend. Um die Arbeiter diesem unerträglichen Drucke zu entziehen, hat die englische Regierung die öffentliche Stimmabgabe abgeschafft und damit wirklich erreicht, daß die Arbeiter wieder vielfach konservativ gesinnt haben. Auch die königlich sächsische Regierung, die gewiß konservativ gesinnt ist, macht in ihrer Denkschrift über das Wahlrecht vom 31. Dezember 1903 (Sächsische Landtagsakten Dekret, Nr. 24, S. 30) darauf aufmerksam, „daß in erregten Zeiten und auch jetzt schon in Orten und Stadtvierteln, in denen radikalere Richtungen die Oberhand gewonnen haben, andersgesinnte oft schon um ihrer wirtschaftlichen Existenz willen garnicht wagen dürfen, nach ihrer wahren Meinung zu wählen“ und empfiehlt deshalb die geheime Stimmabgabe.

Solchen Tatsachen und Aussprüchen sollte man sich auch auf konservativer Seite nicht verschließen und sich zum wenigsten nicht zu sehr festlegen auf der öffentlichen Abstimmung, die über kurz oder lang doch einmal aufgegeben werden muß. Die geheime Abstimmung ist in den weitesten Kreisen, namentlich auch der Beamten und der Lehrer, im höchsten Grade populär, und bei der nächsten Landtagswahl werden die Kandidaten scharf daraufhin examiniert werden. Man argumentiere nicht etwa: die Sozialdemokratie ist für die geheime Wahl, folglich nützt sie ihr, folglich müssen **wir** dagegen sein. Die Sozialdemokratie hat sich das Dogma der geheimen Wahl gebildet zu einer Zeit, wo sie noch schwach war und wo sie ihr deshalb in der Tat nützte. Auch heute hofft sie in manchen ländlichen Bezirken davon noch Vorteil und würde ihn auch haben. Aber die Wage steht schon lange wenigstens gleich, der Vorteil geht je länger je schneller in Nachteil über, und wenn man heute noch an der alten Lehre festhält, so ist der Hauptgrund, daß einmal gebildete Dogmen nicht so leicht aufgegeben werden können. Wir haben ja auch oben bereits ein Beispiel angeführt, wie schon heute die Genossen das Dogma verleugnet und öffentliche Abstimmung durchgesetzt haben. Für die Konservativen hat die öffentliche Abstimmung nie die Kraft eines Dogmas gehabt, sondern entsprang bloßen praktischen Erwägungen. Die Verhältnisse aber haben sich geändert; die praktischen Erwägungen sprechen heute in dem bei weitem größten Teil des Staates für die geheime Abstimmung. Je früher die Konservativen das erkennen und dann auch bekennen, desto richtiger werden sie handeln.

26. 1. 08. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Madjera, Wolfgang. — Briefe über das Christentum. 198. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag.
Mayer, Dr. Max Ernst. — Deutsches Militärstrafrecht I. II. je 80 Pfg. Leipzig, G. J. Göschen.
Misch, Georg. — Geschichte der Autobiographie. I. Band: Das Altertum. M. 8.— geb. M. 10.—. Leipzig, B. G. Teubner,
Moeller van den Bruck. — Die Deutschen. Unsere Menschengeschichte 4., 5, 6. Band. Minden i. W, J. C. C. Bruns.
Mörike, E., Brautbriefe. - Eines Dichters Liebe. In Leinwand geb. M. 8.50, in Leder M. 6.—. München, C. H. Beck.
Oto. — Recht muss Recht bleiben! Eine kritische Studie zur Polenfrage in Preussen 40 Pf. München, O. Th. Scholl.
Passarge, Dr. Siegfried. — Südafrika. Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde. 852 S., über 50 Abbildungen, 88 Karten. Brosch. M. 7,20, geb. M. 8.—. Leipzig, Quelle & Meyer
Pfannkuche, Dr. phil. A. — Gegen den Religionsschutz durch das Strafgesetz. M. 0.40. Halle a. S., Otto Thiele.
Protest gegen die Wahl des Dr. Wladyslaw Dulemba. Ein Bi d des Terrors und der Verbre hen, die zu Gunsten des Dr. Wladyslaw Dulemba anlässlich der Wahl in den österreichischen Reichsrat begangen. Zugleich ein Appell an das zivilisierte Europa Herausgegeben von den vereinigten ruthenisch (ukrainisch)-sozialdemokratischen, ruthenischen (ukrainischen) Stadt- und jüdisch-nationalen Wahlkomitees in Brzesany. 66 S.
Ranke, Friedrich. — Die Geschichte von Gisli, dem Geächteten. Aus dem Isländischen des 12. Jahrhunderts. (Statuen Deutscher Kultur Bd. 13.) M. 1.60. München, C. H. Beck.
Reichs-Arbeitsblatt. — Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Jahrg. 6, No. 11. 10 Pfg. Berlin, Carl Heymann.
Rieser, Ferdinand. — Des Knaben Wunderhorn und seine Quellen. M. 16.—. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.
Schurz, Carl. — Lebenserinnerungen. Band II. M. 9.—; geb. M. 10.—. Berlin, Georg Reimer.
Seltene Bücher und Handschriften. Katalog I. Berlin, Paul Gottschalk.
Storm, G. — Theodor Storm's Briefe in die Heimat. M. 5.—. Berlin, Karl Curtius.
Stutz, Dr. Ulrich. — Kirchenrechtliche Abhandlungen. Heft 45/46. M. 11.—. Heft 47 M. 7.80. Stuttgart, Ferdinand Enke.
Sulger-Gebing, Emil. — Philipp Otto Runge Gedanken und Gedichte. (Statuen Deutscher Kultur. Bd. 16.) M. 1.80. München, C. H. Beck.
Tönnies, Prof. Dr. Ferd. - Die Entwicklung der sozialen Frage. M. 0.80. Leipzig, G. F. Göschen.
Ular, Alexander. — Die gelbe Flut. Ein Rassenroman Geh. M. 5, geb. M. 6.50. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
Ullsteins Weltgeschichte. — Herausgegeben von Prof. Dr. von Pflugk-Harttung. Als erster Band soeben erschienen: Geschichte der Neuzeit. Das religiöse Zeitalter 1500—1650. J. v. Pflugk-Harttung: Entdeckungs- und Kolonialgeschichte. K. Brandi: Renaissance. Th. Brieger: Reformation. H. v. Zwiedineck-Südenhorst: Gegenreformation in Deutschland. M. Philippson: Gegenreformation in Süd- und Westeuropa. Berlin, Ullstein & Co.
Universität und Schule — Vier Vorträge, gehalten von F. Klein, P. Wendland, Al. Brandl, Ad. Harnack. 88 S Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.
Volkelt, Johannes. — Zwischen Dichtung u. Philosophie. M. 8.—. München, C. H. Beck.
Weber, Dr. A. — Die Grossstadt und ihre sozialen Probleme (Wissenschaft und Bildung, Bd. 83). Geh M 1—, in Originalleinenband M. 1.25. Leipzig, Quelle und Meyer.
Weber, A. O. — Nur nicht heiraten! Satiren. Illustriert von Hanns Anker. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.—. Berlin, Gustav Rieckes Nachf.

Wider den Pseudo-Monismus.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Als bei uns die ethischen Gesellschaften aufkamen, äußerte Heinrich von Treitschke einmal, daß man fernerhin Bedenken tragen müsse, sich der Bezeichnung „ethisch“ unbefangen zu bedienen, weil dieser Ausdruck durch seine einseitige agitatorische Ausnutzung wissenschaftlich entwertet worden sei. Nicht anders steht es heut mit dem Ausdruck „Monismus“.

Unter denen, die früher diesen Terminus arglos gebraucht haben, gibt es viele, die ihn jetzt bewußt vermeiden, seitdem er zum Schibboleth bestimmter pseudowissenschaftlicher Parteirichtungen erhoben worden ist. Das würde genügen, wenn es sich dabei nur um die gegenwärtige Strömung der Monistenbewegung selbst handelte. Je weniger man dieses so gräuschvoll auftretende Gewässer einzudämmen sucht, desto schneller würde es versanden. Von dieser Seite her läge also kein Grund vor, sich ernsthaft mit dem „Monismus“ zu befassen. Es ist ein anderer Anlaß, der energisch zur Behandlung dieses Problems auffordert: es ist der immer stärker sich regende Widerwille gegen die chaotische Zerfahrenheit, welche die gewaltsame Vorherrschaft des relativistischen Empirismus auf religiösem und wissenschaftlichem Gebiete hervorgerufen hat, — jenes Empirismus, der seinem wahren Charakter nach physiologischer und psychologischer Dualismus ist. Auch ohne genaue Einsicht in diesen eigentlichen Grund der gegenwärtigen Lebensverwirrung macht sich nach und nach wieder das tiefe Verlangen nach Einheit und Zusammenhang der Erkenntnis und des Handelns geltend, um über die Unseligkeit des gegenwärtigen Daseins hinauszukommen. Und, veranlaßt durch den tiefinnerlichen Gegensatz zu dem dualistischen Empirismus, nicht durch die Monistenvereinigungen, nimmt nun die Frage nach dem eifrig gesuchten Einheitsprinzip

die paradoxe Form an: ist die alles bestimmende Lebenseinheit i
Wahrheit auch eine „monistische“, „unitarische“ Einheit?

Versteht man nämlich unter Monismus schlechthin nur d
Bestreben, die Welt und alle ihre Lebensäußerungen einheitlich zu b
greifen, so erscheint es geradezu als selbstverständlich, daß diese Einh
die Grundforderung aller Wissenschaften ausmache. Zwar kann d
empirische Forschung zu dem Ergebnis kommen, daß der dualistisc
Gegensatz zwischen Denken und Ausdehnung, zwischen Materie u
Bewußtsein, zwischen Mechanismus und Freiheit nicht nur gege
wärtig unüberbrückbar sei, sondern es für den endlichen Versta
auch immer bleiben werde; aber die tief mit dem Leben verwachse
Ueberzeugung, daß es an sich eine solche, wenn auch uns nur a
näherungsweise erreichbare Einheit gebe, wird der Forscher nie völ
versinken lassen. Lediglich so genommen, ist die nähere Bestimmu
der Wissenschaft als Monismus eine leere Tautologie; denn Wisse
schaft heißt Streben nach Einheit alles Wissens.

Um die monistische Strömung der Gegenwart in ihrer wahr
Bedeutung zu erkennen, ist es zunächst nötig, diejenige Erkenntni
bewegung zu charakterisieren, gegen die sich ihr Widerspruch imm
energischer richtet, — gegen den dualistischen Positivismu
Das aber ist diejenige Richtung, welche die autonome Wisse
schaft auf die endliche Erkenntnis des empirischen Zusammenhang
der Natur und der Geschichte einschränkt und von diesem Stan
punkt aus das Dogma aufstellt, daß die dualistischen Erfahrung
gegensätze, weil sie empirisch unaufhebbar seien, überhau
niemals aufgehoben zu werden vermöchten. In diesem Sinne e
klärte Dubois-Reymond — vor einem Menschenalter der vielg
rühmte Wortführer des Positivismus — in seinen Vorträgen „D
Grenzen des Naturerkennens“ und „Die sieben Welträtsel“, d
ein solcher Gegensatz wie der zwischen Materie und Bewußtsein f
uns endgültig und unaufhebbar sei. Damit war denn nicht m
und nicht weniger gesagt, als daß es Wissenschaft nur vom En
lichen gebe, daß unsere menschliche Erkenntnis lediglich endliche E
kenntnis sei und daß das Unendliche, als die aufgehobene Einh
der endlichen Gegensätze, jenseits aller wissenschaftlichen Einsi
liege, eine ausschließliche Domäne des kirchlichen Dogmatismu
Als die Verkündigung dieser empiristischen Wissenschaftsbegrenzu
auf den großen Naturforscherversammlungen den stürmischen Beif
der fast einstimmigen Zuhörerschaft fand, wurde sich dieser erlauc
Areopag nicht zugleich auch bewußt, daß hierdurch gerade von d

sogenannten „exakten" Wissenschaft das natürliche Erkenntnisprinzip der mittelalterlichen Scholastik, freilich ohne das übergeordnete Komplement des übernatürlichen Offenbarungswissens, in aller Form wieder als die einzig wahre Methode aller Wissenschaft proklamiert worden war. Denn scholastisch ist der als unauflösbar festgehaltene Gegensatz zwischen der Erfahrungserkenntnis des Endlichen durch die natürl che menschliche Vernunft und der Erfahrung des Unendlichen durch kirchliche Offeubarung; scholastisch ist die inhaltliche Beschränkung der natürlichen Erkenntnis auf den physischen und historischen Empirismus und scholastisch-dualistisch ist die Verzichtleistung der Wissenschaft auf die selbständige, vom kirchlichen Dogmatismus unabhängige Erforschung der Einheit des Unendlichen und Endlichen, des Geistes und der Natur, des Bewußtseins und der Materie. Jene Uebereinstimmung der mittelalterlichen Scholastik mit dem modernen Positivismus inbezug auf diesen Punkt wird nur deshalb so leicht übersehen, weil beide einerseits an der Erkenntnis des Empirischen nicht das gleiche Interesse haben, und weil sie andererseits zu der Erfahrbarkeit des Unendlichen eine durchaus entgegengesetzte Stellung einnehmen. Thomas von Aquino erkennt eine doppelte Quelle des positiven Erkenntnisinhaltes für die Wissenschaft an: die natürliche Erfahrung und die Offenbarung, und er legt den Hauptwert auf das offenbarte Wissen von dem Unendlichen. Ein Positivist wie Dubois-Reymond schließt dagegen das auf Offenbarung beruhende Wissen gänzlich von dem Bereich der Wissenschaft aus und beschränkt die wissenschaftliche Erkenntnis allein auf das endliche, relative Wissen der natürlichen Vernunft. Soweit sich jedoch der Weg des Aquinaten von dem des berühmten Berliner Physiologen in allem anderen entfernt, so stehen sie doch darin brüderlich zu einander, daß sie das uns innewohnende Erkenntnisvermögen als solches nur für die selbständige Erforschung des endlichen, empirischen Daseinszusammenhanges, nicht aber auch für die der unendlichen Lebenseinheit als zureichend gelten lassen. In dem Punkt der Beschränkung unserer wissenschaftlichen Vernunfterkenntnis auf das endliche Erfahrungswissen ist der mechanistische und psychologistische Empirismus der Urheber einer Neoscholastik.

Daß es sich derart verhält, ist leider keine bloße Uebertreibung, sondern eine nur allzu fühlbare Realität. Denn darüber müssen wir uns doch einmal klar werden, daß der mittelalterliche Geist des Ultramontanismus seine siegreiche Wiedererneuerung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geistig einzig und allein dem Umstande ver-

die paradoxe Form an: ist die alles bestimmende Lebenseinheit ir Wahrheit auch eine „monistische“, „unitarische“ Einheit?

Versteht man nämlich unter Monismus schlechthin nur da Bestreben, die Welt und alle ihre Lebensäußerungen einheitlich zu be greifen, so erscheint es geradezu als selbstverständlich, daß diese Einhei die Grundforderung aller Wissenschaften ausmache. Zwar kann di empirische Forschung zu dem Ergebnis kommen, daß der dualistisch Gegensatz zwischen Denken und Ausdehnung, zwischen Materie un Bewußtsein, zwischen Mechanismus und Freiheit nicht nur gegen wärtig unüberbrückbar sei, sondern es für den endlichen Verstan auch immer bleiben werde; aber die tief mit dem Leben verwachsen Ueberzeugung, daß es an sich eine solche, wenn auch uns nur an näherungsweise erreichbare Einheit gebe, wird der Forscher nie völli versinken lassen. Lediglich so genommen, ist die nähere Bestimmun der Wissenschaft als Monismus eine leere Tautologie; denn Wissen schaft heißt Streben nach Einheit alles Wissens.

Um die monistische Strömung der Gegenwart in ihrer wahre Bedeutung zu erkennen, ist es zunächst nötig, diejenige Erkenntnis bewegung zu charakterisieren, gegen die sich ihr Widerspruch imme energischer richtet, — gegen den dualistischen Positivismus Das aber ist diejenige Richtung, welche die autonome Wissen schaft auf die endliche Erkenntnis des empirischen Zusammenhange der Natur und der Geschichte einschränkt und von diesem Stand punkt aus das Dogma aufstellt, daß die dualistischen Erfahrungs gegensätze, weil sie empirisch unaufhebbar seien, überhaup niemals aufgehoben zu werden vermöchten. In diesem Sinne er klärte Dubois-Reymond — vor einem Menschenalter der vielge rühmte Wortführer des Positivismus — in seinen Vorträgen „Di Grenzen des Naturerkennens“ und „Die sieben Welträtsel“, da ein solcher Gegensatz wie der zwischen Materie und Bewußtsein fü uns endgültig und unaufhebbar sei. Damit war denn nicht meh und nicht weniger gesagt, als daß es Wissenschaft nur vom End lichen gebe, daß unsere menschliche Erkenntnis lediglich endliche Er kenntnis sei und daß das Unendliche, als die aufgehobene Einhe der endlichen Gegensätze, jenseits aller wissenschaftlichen Einsich liege, eine ausschließliche Domäne des kirchlichen Dogmatismus Als die Verkündigung dieser empiristischen Wissenschaftsbegrenzun auf den großen Naturforscherversammlungen den stürmischen Beifal der fast einstimmigen Zuhörerschaft fand, wurde sich dieser erlaucht Areopag nicht zugleich auch bewußt, daß hierdurch gerade von de

sogenannten „exakten“ Wissenschaft das natürliche Erkenntnisprinzip der mittelalterlichen Scholastik, freilich ohne das übergeordnete Komplement des übernatürlichen Offenbarungswissens, in aller Form wieder als die einzig wahre Methode aller Wissenschaft proklamiert worden war. Denn scholastisch ist der als unauflösbar festgehaltene Gegensatz zwischen der Erfahrungserkenntnis des Endlichen durch die natürl che menschliche Vernunft und der Erfahrung des Unendlichen durch kirchliche Offeubarung; scholastisch ist die inhaltliche Beschränkung der natürlichen Erkenntnis auf den physischen und historischen Empirismus und scholastisch-dualistisch ist die Verzichtleistung der Wissenschaft auf die selbständige, vom kirchlichen Dogmatismus unabhängige Erforschung der Einheit des Unendlichen und Endlichen, des Geistes und der Natur, des Bewußtseins und der Materie. Jene Uebereinstimmung der mittelalterlichen Scholastik mit dem modernen Positivismus inbezug auf diesen Punkt wird nur deshalb so leicht übersehen, weil beide einerseits an der Erkenntnis des Empirischen nicht das gleiche Interesse haben, und weil sie andererseits zu der Erfahrbarkeit des Unendlichen eine durchaus entgegengesetzte Stellung einnehmen. Thomas von Aquino erkennt eine doppelte Quelle des positiven Erkenntnisinhaltes für die Wissenschaft an: die natürliche Erfahrung und die Offenbarung, und er legt den Hauptwert auf das offenbarte Wissen von dem Unendlichen. Ein Positivist wie Dubois-Reymond schließt dagegen das auf Offenbarung beruhende Wissen gänzlich von dem Bereich der Wissenschaft aus und beschränkt die wissenschaftliche Erkenntnis allein auf das endliche, relative Wissen der natürlichen Vernunft. Soweit sich jedoch der Weg des Aquinaten von dem des berühmten Berliner Physiologen in allem anderen entfernt, so stehen sie doch darin brüderlich zu einander, daß sie das uns innewohnende Erkenntnisvermögen als solches nur für die selbständige Erforschung des endlichen, empirischen Daseinszusammenhanges, nicht aber auch für die der unendlichen Lebenseinheit als zureichend gelten lassen. In dem Punkt der Beschränkung unserer wissenschaftlichen Vernunfterkenntnis auf das endliche Erfahrungswissen ist der mechanistische und psychologistische Empirismus der Urheber einer Neoscholastik.

Daß es sich derart verhält, ist leider keine bloße Uebertreibung, sondern eine nur allzu fühlbare Realität. Denn darüber müssen wir uns doch einmal klar werden, daß der mittelalterliche Geist des Ultramontanismus seine siegreiche Wiedererneuerung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geistig einzig und allein dem Umstande ver-

dankt, daß die gesamte Wissenschaft auf die Bahn des physiologisch psychologischen und historischen Positivismus geraten ist. Niem hat diesem Ultramontanismus größere Schrittmacherdienste gelei als diejenige Forschungsart, die das Dogma aufgestellt hat, es g keine andere Wissenschaft als nur jene von der Erfahrung des was meßbar und wägbar und durch sinnliche Zeichen feststellbar niemand hat ihn ferner mehr als die historische Theologie geförd die den Gegensatz zwischen der Glaubensoffenbarung und der V nunfterkenntnis wieder für unlösbar und nur als historisch dedu bar hingestellt hat; niemand vor allen Dingen auch als dieje Scheinphilosophie, welche die Physiologie der Sinne zur Gru lage und zum Kriterium aller philosophischen Erkenntnis zu ma bestrebt war. Denn das eben ist die geistige Lebensbedingung Ultramontanismus, daß er nur bestehen kann neben und über e Wissenschaft, die rein von sich — von dem immanenten Erkennt vermögen — aus auf die denkende Erfassung des Uebersinnlichen, endlichen verzichtet und es damit der Kirche unangetastet überl Das aber tut der Positivismus; er ist der Erkenntnis des endlichen gegenüber ausgesprochenermaßen agnostisch, unspekul sein Nichtwissen als wahre Wissenschaft rühmend, und er m gerade damit bewußt oder unbewußt dem kirchlichen Dogmatis das scholastische Zugeständnis, daß die geistige Vereinigung des E lichen und Unendlichen, des Zeitlichen und des Ewigen, des Men lichen und des Göttlichen jedenfalls nicht von der wissenschaftli Erkenntnis aus ursprünglich bestimmbar sei. Schreitet dann mechanische Positivismus auch dazu fort, die entgegengesetzte Positiv des religiösen Glaubensbestandes nicht nur als exakter Wissensc unzugänglich, sondern als bloßes Scheingebilde des menschli Gemütslebens auszugeben, so gerät er durch diese Grenzüberschreit seines endlichen Erkenntnisgebietes, aber auch nur dadurch, allerdi in einen prinzipiellen Gegensatz zum kirchlichen Dogmatismus. dessen auch eine solche Grenzüberschreitung muß dem Ultramonta mus hilfreich zugute kommen. Denn eben dadurch, daß diese als eine Ueberschreitung der wissenschaftlichen Kompetenz erweist, er sich in diesem Fall als die geistig überlegnere Macht, und er gibt zugleich damit als den Vertreter des wahren Positivismus zu erken weil er die Positivität der endlichen Wissensschaftserkenntnis nicht sondern auch die der unendlichen Offenbarungserkenntnis mit ander anerkennt und damit erst den Inbegriff alles Positiven ü haupt in diesem dualistischen Gegensatz umfaßt. Daraus ergibt

also, daß der Positivismus nur nach der Seite der endlichen, sinnlichen Erkenntnis hin Empirismus ist, daß er aber seine andere Seite, nämlich die Positivität der Offenbarung des Unendlichen, in dem kirchlichen Dogmatismus zu seinem dualistischen Komplement hat. Mag der einzelne unter diesen Forschern jenes Komplement immerhin ablehnen, der Positivismus als Ganzes erfordert es. Hält man aber das Ganze in diesen beiden positivistischen Gegensätzen dualistisch fest, so ist diese ihre beständig auf einander bezogene und doch nie völlig aufgehobene Zwiespältigkeit diejenige Grundform, die den wissenschaftlichen Geist des Katholizismus ausmacht. Der geistige Ultramontanismus ist der wahre Positivismus.

Der äußere Beweis, daß es so ist, liegt am deutlichsten darin zu Tage, daß der wissenschaftliche Ultramontanismus gerade diejenige Richtung am meisten bekämpft, die jenen dualistischen Positivismus in sich überwunden und aufgehoben hat, nämlich die spekulative Geistesbewegung, wie sie im Protestantismus religiös und in dem klassischen Idealismus von Kant bis zu Hegel philosophisch sich durchgesetzt hat. Diese spekulative Erkenntnis ist antiultramontan, weil sie antipositivistisch ist, und sie ist antipositivistisch, weil sie antiultramontan ist. Und das ist sie, weil sie jene dualistischen Gegensätze zwischen Vernunft und Offenbarung, zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit, zwischen Natur und Geist nicht bloß äußerlich auf einander bezieht, sondern von innen her in einer höheren Einheit versöhnt. Damit aber hebt der spekulative Idealismus die Selbständigkeit des kirchlichen Dogmatismus auf, während der Positivismus, der die Wissenschaft auf die bloß empirische Erforschung des Endlichen beschränkt, ihm die unbeschränkte Herrschaft in der Sphäre des Uebersinnlichen läßt. Es ist unmöglich, daß ein Forscher, der die von Kant über Fichte und Hegel fortführende Linie der Philosophie verfolgt, ein treuer Sohn der römischen Kirche bleibt; wohl aber ist es möglich, daß überall da, wo der empirische Psychologismus und überhaupt der sich in seinen endlichen Schranken haltende Positivismus herrscht, auch dem strenggläubigen Katholiken die Vertretung dieser die Erkenntnis des Uebernatürlichen ausschaltenden Wissenschaftsart wieder möglich wird. Solche Köpfe werden dann entweder gleich Willmann (Geschichte des Idealismus) einen Denker wie Kant geradezu als Verderber der Philosophie hinstellen, oder sie werden zum wenigsten bestrebt sein, etwa das, was Fichte oder Hegel dargetan haben, nicht mehr als wissenschaftliche Philo-

sophie gelten zu lassen. Für sie muß die Wissenschaft lediglic
die Erkenntnis der positiven Sinnenwelt beschränkt bleiben,
der Hierarchie die Herrschaft bleibe über das positiv (offenbarte) l
sinnliche. Eben dies ermöglicht aber der Positivismus, sofern e
gebracht wird, die Wissenschaft streng auf die Forschung de
Empirischen einzuengen. Und das war erreicht, sobald der U
gang vollzogen war von dem dogmatischen Positivi
August Comtes zu dem heut herrschenden empir
Psychologismus. Damit war die Grundlage gegeben, auf r
der Ultramontanismus sich mit der solchermaßen begrenzten W
schaft wieder ins Einvernehmen setzen konnte, weil sie ihn in
Form nicht mehr hinderte, die Herrschaft über die höhere S
des übersinnlichen, geistigen Lebens wieder ganz in mittelalt
Weise für sich in Anspruch zu nehmen. Wem anders als
Rückfall des wissenschaftlichen Geistes in die Einseitigkeit des p
logischen und psychologischen Empirismus verdankt es der
montanismus, daß Papst Leo XIII. in der Encyklika „A
Patris“ vom 4. August 1879 nun wieder unbedenklich den schola
Positivismus durch die Wiederaufrichtung der Philosophie des T
von Aquino als die unerschütterliche Wahrheit hinstellen i
Daß aber der Rückfall der Wissenschaft auf die Stufe des Positi
einen Sieg des Ultramontanismus zur Folge haben mußt
niemand schlagender als der katholische Gelehrte Gruber S. J
gelegt, der in seiner ausgezeichneten Schrift über die Geschichte
Gegenstandes (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-L
— 52) sich dahin zusammenfaßt: „In der katholischen K
ist der volle wahre „Positivismus“ verkörpert. Die g
Offenbarung, als deren Trägerin sie vor uns steht, ist das w
„Reale“; denn sie bildet einfachhin den Mittelpunkt aller W
keit, die uns in der Weltordnung gegenübertritt; — sie i
wahrhaft „Sichere“: die ganze Geschichte bildet eine groß
andere „Tatsächlichkeit“ an Gewißheit überstrahlende Beglau
derselben; — sie ist das wahrhaft „Präcise“: sie weist der M
heit inmitten des Babels der sich bekämpfenden menschlichen Mei
mit göttlicher Klarheit und Bestimmtheit den Weg, der sie zu
Wohle führt; — sie ist das wahrhaft „Organische“: sie all
die Macht, die Schranken, welche die Menschheit trennen, die G
sätze, welche sie spalten, den Klassen-, Rassen- und National
haß zu überwinden und die ganze Menschheit in einer großen G
familie zu sammeln; sie allein hat die Fähigkeit, aufzubauen, l

kräftige Schöpfungen zum Heile des einzelnen und der Völker zu begründen; — sie ist das wahrhaft „Nützliche“: sie allein besitzt in ihrer göttlichen Sendung, als die wahre Kirche Christi, das Geheimnis, dem Menschen auf allen Gebieten die Erlösung zu werden, ihn zu einer gewissen Vergöttlichung in wahrer Größe, Freiheit und Vollkommenheit emporzuheben und dadurch für die Zeit und Ewigkeit zu beseligen.“ So wird auch von dieser Seite her mit erwünschter Deutlichkeit zum Bewußtsein gebracht, daß der dualistische Positivismus der geistige Nährboden des Ultramontanismus ist.

Hieraus fließt für die moderne Kultur eine Einsicht von weltgeschichtlicher Bedeutung! Sie läßt sich kurz folgendermaßen umschreiben. Die Grundtendenz der abendländischen Kultur ist die allseitige Verwirklichung des Christentums, und das Christentum ist nichts anderes als die fortschreitende Vergeistigung des Menschen. Solange daher die große Masse der Menschheit noch auf dem empirischen, sinnlichen, positivistischen Standpunkt verharrte, konnte sich jene Kulturtendenz auch nur in der Weise verwirklichen, daß sich eine von den übrigen dualistisch ausgesonderte und sich dazu berufen fühlende Klasse von Menschen als positiv geistige Gemeinschaft der Sinnenwelt ebenso positivistisch gegenüberstellte und sich diese geistig zu unterwerfen suchte. Das war die universelle Aufgabe des katholischen Priestertums. Als dann aber gegen Ende des Mittelalters die Gesamtheit der abendländischen Menschheit tatsächlich verchristlicht war, so war damit auch jener Klassenunterschied prinzipiell aufgehoben, und dies kam weltgeschichtlich zum Ausdruck in der Proklamierung der Idee des allgemeinen Priestertums durch den Protestantismus. Von nun ab erwuchs dem Christentum neben der Erhaltung der bloß individuellen Vergeistigung aller, welche das Werk des Priestertums war, eine ganz neue Aufgabe, welche über den eigentümlichen Zweck der Kirche hinausgeht und damit auch dieser eine wesentlich veränderte Bestimmung gibt. Denn im Wesen und Begriff der Kirche liegt es, die Gesamtheit aller als Individuen lediglich außerhalb und gesondert von der Mannigfaltigkeit ihrer natürlichen, weltlichen Beziehungen in einer priesterlich organisierten Gemeinschaft religiös zu vergeistigen. Damit ist aber das universelle Ziel des Christentums nur halb erreicht, und zwar deswegen, weil auf diese Weise gar nicht der ganze Mensch vergeistigt wird. Gehört doch zum Wesen des Menschen nicht minder wesentlich als seine Individualität, daß er als solcher notwendig ein Glied gewisser naturgesetzlicher und geschichtlicher Gemein-

schaften, wie der Familie, der Nation, des Staates, ist. Erst mit der Vergeistigung dieser Lebensgemeinschaft ist daher auch der ganze Mensch vergeistigt. Das aber bedeutet geradezu die innere Aufhebung des positiven Gegensatzes zwischen Kirche und Staat, zwischen Priestertum und Laientum, zwischen Geist und Natur; und die Versöhnung dieser Gegensätze in einer höheren Einheit als eine allgemeinmenschliche und nicht mehr bloß priesterliche Angelegenheit ist die universelle Bestimmung des Protestantismus. Für ihn gibt es daher keine Priesterkirche mehr; sondern damit, daß alle seine Glieder ohne Unterschied des Standes Christenmenschen sind, wird die fortgesetzte Erhaltung dieser christlichen Vergeistigung zu einer allgemeinen Gemeindefunktion, die sich nur insofern noch als Kirche darstellt, als diese spezifische Funktion auch einer spezifischen Organisation bedarf, welche bestimmten, dazu qualifizierten Personen von der Gemeinde aus übertragen wird. Die schöpferische Aufgabe des Protestantismus aber liegt gar nicht mehr hierin, sondern vielmehr darüber hinaus in jener sittlichen Versöhnung zwischen der natürlichen und der religiösen Lebensgemeinschaft als der sittlichen Vergeistigung des Staates. Ist dies nun die Weltbestimmung des Protestantismus, die Menschheit über den Gegensatz des dualistischen Positivismus, den empirischen auf der einen und den hierarchischen auf der anderen Seite, hinauszuheben, so wird nunmehr auch die sich daraus ergebende Folgewirkung wie eine in den gegebenen Voraussetzungen fest begründete Regel der geschichtlichen Entwicklung verständlich werden: jeder Rückfall des Protestantismus aus dem die positiven Gegensätze aufhebenden Idealismus in den physiologischen und historischen Empirismus muß jedesmal auch die Wiedererstarkung der Hierarchie als des positiven Gegengliedes zur Folge haben.

Daß sich diese Erscheinungen wechselseitig bedingen, hat darin seinen zureichenden Grund, daß unsere Kultur eben christliche Geisteskultur ist. Sobald sich daher die Wissenschaft einseitig auf die Erkenntnis des sinnlichen Erfahrungszusammenhanges, des naturwissenschaftlichen und des geschichtlichen, beschränkt, so können unter dieser Sachlage die Geisteswirkungen des Christentums auch nur von der entgegengesetzten Seite der übersinnlichen Erfahrung, d. h. der priesterlichen Offenbarung her wirksam gemacht werden, und dies ist die alte Gerechtsame der Hierarchie. Mag daher in einem solchen Zeitalter der Wiedererneuerung des dualistischen Positivismus die von neuem zur Geltung gekommene Vorherrschaft des Ultramon-

tanismus schwer genug empfunden werden, so muß doch von tieferer Betrachtung aus anerkannt werden, daß sich hierin trotz alledem die weise Vorsehung des Weltgeistes unverkennbar bemerklich macht. Denn ohne dieses Gegengewicht würde uns der empiristische Druck des Positivismus für sich allein unaufhaltbar in den alle Kultur verschlingenden Abgrund des materialistischen und anarchistischen Troglodytentums hinabzerren. Man vergesse dabei eben nicht, daß der römische (lateinische) Katholizismus es ist, der den geschichtlichen Zusammenhang mit der antiken Geisteskultur unerschütterlich festhält; man vergesse ferner nicht, daß er durch seinen Universalismus oder kirchlichen Imperialismus die stärkste Gegeninstanz gegen die Ausbrüche egoistischen Nationalitätsdünkels ist, und man vergesse auch endlich nicht, daß der Protestantismus selber ihn zu seiner geschichtlichen Voraussetzung hat. Gewiß hat sich der Geist der Kultur längst über diese mittelalterliche Form erhoben; aber daß ihr Fortbestehen in den geschichtlichen Schwankungen der fortgeschritteneren Kultur noch immer ihr tieferes Existenzrecht hat, zeigt sich in solchen Zeiten, wo jene überholte Form wieder dadurch zu einer lebendigen Macht wird, daß die Wissenschaft auch ihrerseits wieder vom Idealismus zum Positivismus herabsinkt. So lehrt uns denn die Geschichte auch dies: es ist der alles bestimmende Geist der christlichen Gesamtkultur, der jedem erneuten Versuch der einseitigen empirischen Versinnlichung des Lebens mit einem geistigen Gegendruck von entsprechender Härte antwortet. Durch das Gegengewicht des kirchlichen Positivismus wird der geistige Grundcharakter der Entwicklung in einem Zeitalter des Materialismus und Empirismus wenigstens äußerlich gegen alle Gefahren sicher gestellt.

Eine solche harte Spannung der Gegensätze des Lebens ist aber auf die Dauer unerträglich, und diese Unerträglichkeit ist der innere, untrügliche Beweis dafür, daß alle diese Zustände eines dualistischen Positivismus nicht da sind, um endgültig zu beharren, sondern um wieder in einer höheren Einheit geistig aufgehoben zu werden. Dieser Trieb, einen bestimmten, sich gegenseitig bedingenden Gegensatz zu überwinden, macht den Wesensgrund alles wahren Monismus aus. Das ist es aber, was aller Pseudomonismus übersieht, daß die wahre Einheit nicht ein an sich seiendes Substrat, sondern, als seiend und nicht seiend zugleich, lebendiger Prozeß, Entwicklung, Negierung eines dualistisch bestimmten Daseins ist. Wenn daher die Kulturbewegung auch heut wieder von dem lebendigen Drange erfaßt ist, den sich in moderner

Form darstellenden Gegensatz zwischen dem empirischen Naturalism
und dem dogmatischen Supranaturalismus in einer höheren Einh
aufzuheben, so ist es nichts anderes als ein naiver Dilettantism
diese Wesenseinheit in der Voraussetzung eines irgendwie substanz
Seienden hypothetisch geltend machen zu wollen, statt sie als A
gleich, Resultat, Schluß eines zu innerer Harmonie kommend
Entwicklungsgegensatzes zu begreifen. Von dem zwiespälti
Positivismus auf eine Einheit als voraussetzungsweise an
nehmenden Grund rückwärts zu schließen, ist lediglich ein Rück
in jene alte, von Kant längst überwundene Metaphysik, und
ist dabei ganz gleichgiltig, ob dieser hypothetische Grund als beleb
Stoff oder als universeller Wille, universelles Bewußtsein, univers
Energie oder sonst etwas vorgestellt wird. Ein solcher Monism
hat uns heut nichts mehr zu sagen.

Aber mit dieser Ablehnung des Pseudomonismus ist noch nic
erreicht. Denn da sich gegenwärtig das Verlangen immer mächti
regt, nachgerade wieder über den empirisch-psychologischen und üb
empirisch-dogmatischen Dualismus hinauszukommen, so drängt
uns jetzt unumgänglich das Problem auf, für diese Geisteserhebu
das wahre Einheitsprinzip zu finden, das die Monistenbewegu
zwar suchte, aber grundsätzlich verfehlt hat. Das ist die wichtigs
ja die einzige wahrhaft schöpferische Aufgabe, welche he
die Philosophie zu lösen hat.

Wenn darauf hingewiesen wurde, daß wir uns heut ähn
wie der religiöse Protestantismus des 16. Jahrhunderts im Kam
gegen eine scholastische Erkenntnisrichtung befinden, so kann d
dabei zugleich die sehr charakteristische Wandlung, die sich seitd
vollzogen hat, nicht außer acht gelassen werden. Scholastisch
jedes dualistische Erkenntnisverfahren, jeder dualistische Po
tivismus. Sobald die Wissenschaftsmethode die einseitige Scheidu
in natürliche Erkenntnis und Offenbarungserkenntnis entweder di
wie im Mittelalter vollzieht, oder wie in der Gegenwart indirekt
Folge hat, so ist sie scholastisch. Nichts anderes ist die sachl
Bedeutung dieses Wortes. Wohl kann es eintreten, daß in die
Fall empirische Forscher für ihre Person die Offenbarungserkenn
als nichtig beiseite schieben; aber nicht darauf kommt es an, sond
dies ist vielmehr das Entscheidende und wird durch den geschichtli
Tatbestand erwiesen, daß das Gesamtleben im Fall der einseiti
Abgrenzung der natürlichen Erkenntnis aus dem allumfassen
Geistesleben stets die Wiederaufrichtung der ebenso einseitigen d

matischen Offenbarungsinstanz als entsprechende Gegenwirkung fordert. Kann man nun jenen den (empirisch) wissenschaftlichen Erkenntnisfaktor nennen, diesen aber den kirchlichen, so wird der Charakter der Gesamtrichtung von dem gegenseitigen Verhältnis abhängen, in welchem diese Faktoren zu einander stehen, und dadurch unterscheidet sich die Scholastik des mittelalterlichen von der des modernen Positivismus. Denn im Mittelalter hatte die Kirche, heut dagegen die Wissenschaft die führende Stellung. Die mittelalterliche Scholastik trug daher ein vorwiegend kirchliches Gepräge, während die des modernen Positivismus von der empirischen Wissenschaft bestimmt wird. Sollte daher jener altscholastische Positivismus prinzipiell aufgehoben werden, so mußte der kirchlich bestimmte Dualismus entsprechend durch einen kirchlichen Kampf überwunden werden, während umgekehrt der wissenschaftliche Dualismus unserer Tage nur philosophisch überwunden werden kann. Das ist die bedeutsame Wandlung, die sich seit der Reformation vollzogen hat: damals ging die Entscheidung von dem Geist der Kirche aus, heut von dem der außerkirchlichen Wissenschaft.

Demgemäß liegt die Führung dieses Kampfes nunmehr in der Hand der Grundwissenschaft oder der Philosophie. Verursacht aber ist dieser neuere Entwicklungsprozeß durch die fortschreitende Verselbständigung der empirischen Wissenschaften infolge der gesicherten Begründung ihrer besonderen Forschungsmethoden. Die jüngste Phase dieser Entwicklung ist die selbständige Konstituierung der Psychologie als empirischer Wissenschaft und der Versuch dieser Disziplin, sich selber zur Grundwissenschaft zu machen. Dadurch ist dann der alte Positivismus in der Gestalt des Gegensatzes zwischen dem empirisch sinnlichen und dem überempirisch vernünftigen Geist, wie desjenigen zwischen Leib und Seele, zwischen Erfahrung und Denken, zwischen natürlicher und offenbarter Geschichte in neuer Form erwacht, so daß die Entfaltung dieses psychologistischen Dualismus zugleich eine Verkümmerung des philosophischen Geistes mit sich brachte, während das lebendige Sehnen, über diese unheilvolle Zwiespältigkeit hinauszukommen, das Wiedererwachen der spekulativen Grundwissenschaft bedeutet. Daher ist es in der Tat das wichtigste Kulturproblem der Gegenwart, das methodologische Einheitsprinzip für die Aufhebung des psychologistischen Dualismus zu ermitteln. Der vulgäre Monismus aber sucht diesen Dualismus nicht dadurch zu überwinden, daß er methodisch über ihn hinaus und zur versöhnenden Aufhebung der empirischen Gegensätze fort-

geht, sondern daß er vielmehr hinter sie zurücksinkt, indem er aus einem voraussetzungsweise angenommenen Substrat abzuleit bestrebt ist. Diese seine Einheit liegt nicht vorwärts, sondern rü wärts; sie ist keine wirkende, sondern eine verwirkte, keine konkre sondern eine bloß hypothetische Einheit. Ein solches Verfahren entsprechend dem der vorkantischen Metaphysik ein willkürlich Dogmatismus, und darum ist dieser Monismus, philosophisch b trachtet, ein Pseudomonismus. Es muß daher von dem falsch an den wahren appelliert werden. Der unphilosophische Monismu muß philosophisch überwunden werden.

Die Lösung dieser gegenwärtig bedeutendsten Aufgabe hat z erst Arthur Drews, der hervorragendste unter den Anhänger Eduard v. Hartmanns, in Angriff genommen, indem er zu diese Zweck, einer äußeren Anregung folgend, mit einer Reihe ander unter dem Titel „Der Monismus" einen Sammelband von syst matischen Aufsätzen herausgegeben hat (Eugen Diederichs, Jen 1908). In der Vorrede erklärt er: „Das Wort „Monismus" i heute so sehr in aller Munde und es pflegen dabei so viele ve schiedene Standpunkte mit diesem Ausdruck bezeichnet zu werde daß man es nicht unzeitgemäß finden wird, wenn hier einmal de Versuch gemacht wird, die verschiedenen möglichen Auffassungsweise des Monismus klar zu sondern, die in ihm enthaltenen Möglich keiten bestimmt herauszustellen und jede einzelne derartige Möglich keit von einem ihrer Vertreter, sei es in systematischer, sei es i historischer Weise oder sonst irgendwie, entwickeln zu lassen. — Di Gegner des Monismus jubeln neuerdings, daß der Monismu widerlegt und seine Rolle ausgespielt sei; sie haben hierbei nur ein bestimmte Art des Monismus im Auge und triumphieren über di Abfertigung, die diesem von vielen Seiten zuteil geworden ist. Au den vorliegenden Beiträgen können sie ersehen, daß der monistisch Standpunkt auch noch ganz andere Auffassungsweisen zuläßt, al diejenige, die sie im Sinne haben, und daß der Monismus i Prinzip überhaupt nicht widerlegt werden kann, weil er unmittelba in der Organisation des menschlichen Geisteslebens selbst begründ ist und ebenso die Voraussetzung wie das Ziel aller wissenschaft lichen Erkenntnis darstellt". Faßt man den Ertrag dieses Sammel bandes ins Auge, so kommt man zu der Annahme, daß hier da System E. v. Hartmanns als der wahre Monismus erwiesen werde soll. Zwar schlagen nicht alle Abhandlungen ohne weiteres dies Richtung ein; aber der vorherrschende Gesamteindruck wird doch da

durch nicht verändert. Tiefe, eigene Töne finden sich namentlich in dem Aufsatz von Max Dreßler „Der Monismus des Gesetzes und das Ideal der Freiheit" und in dem von Chr. Schrempf „Monismus und Christentum". Die Hauptrichtung dieses Buches aber wird vornehmlich bestimmt durch die kritische Studie von Drews über „die verschiedenen Arten des Monismus", sowie durch diejenige von W. v. Schnehen über „Monismus und Dualismus", deren Auffassung sich auch Friedrich Steudel mit seiner Auseinandersetzung über „Monismus und Religion" angenähert hat. Daran schließen sich an die interessanten Ausführungen von L. Veeh über „Monismus und Individualismus", Otto Braun über „Monismus und Ethik", Karl Wolff über „Monismus und Kunst", Bruno Wille „Faustischer Monismus", sowie der naturphilosophische Dialog „Parmenides" von Karl Paul Hasse. Den Beschluß des Ganzen bilden ein paar liebenswürdige Blätter von Hans Thoma „Die sechs Schöpfungstage", die sich wie eine zarte Nachblüte von Herders „Geist der ebräischen Poesie" ausnehmen.

So schätzbar aber auch dieser Aufklärungsversuch über den in Frage kommenden Gegenstand ist, so habe ich doch nicht die Ueberzeugung gewinnen können, daß auf diese Weise der unklare, vulgäre Monismus mit seinem ganzen Gefolge von Irrungen und Wirrungen wissenschaftlich überwunden und das wahre Einheitsprinzip ans Licht gebracht wird. Mögen alle die in diesem Bande vorgetragenen Auffassungen und Anschauungen ihre Berechtigung haben, — ich will mich darüber in diesem Zusammenhange nicht aussprechen, — so kann ich doch nicht zugeben, daß die entscheidende Grundfrage nach dem Wesen und der Natur des wahren Einheitsbegriffes unter Zurückweisung der irreführenden Einheitsvorstellungen hier methodisch aufgenommen wäre. Aber der Herausgeber erklärt auch, daß die streng wissenschaftliche Begründung des Monismusgedankens nicht beabsichtigt gewesen sei, sondern nur eine allgemeine Aussprache der dazu herangezogenen Mitarbeiter. War es also nur um eine allgemeine Orientierung zu tun, so wäre es freilich unberechtigt, diesem Werk aus dem angeführten Mangel einen Vorwurf zu machen. Vielmehr kann es als ein Verdienst dieses Unternehmens bezeichnet werden, daß es die wissenschaftliche Erörterung des methodischen Einheitsproblems nunmehr notwendig macht. Der erste Schritt dazu ist aber die Beantwortung der anfangs bereits angedeuteten Frage: ist die allschöpferische und alles in sich begreifende Einheit ein unitarischer Monismus?

Darüber sei sogleich folgendes vorweg bemerkt. War e
fänglich geboten, das Einheitsprinzip lediglich als ein unitarisch
heißt, als ein allen Gegensatz ausschließendes ins Auge zu
so ist das Verharren auf diesem Standpunkt heut das Zeiche
sophischer Unkenntnis. Denn die Geschichte der Philosophie
minder als die der Religion hat den unitarischen Monismus
überwunden. Aber ehe dies geschehen konnte, mußten erst
Möglichkeiten erschöpft sein, an einem solchen Einheitsprinz
zuhalten, und bis dahin waren alle diese Versuche von echt
schaftlicher Bedeutung. Nachdem aber einmal die Unmöglich
unitarisches Einheitsprinzip geltend zu machen, erkannt war,
terisiert der Rückfall in dieses Verfahren den vulgären, un
phischen Monismus. Unitarismus ist Dilettantismus.

Die abendländische Philosophie hat damit begonnen,
die Möglichkeit, ein unitarisches Prinzip zu finden, nach
verschiedensten Seiten hin untersuchte. Die ältesten dieser
voran Thales von Milet, richteten ihre Forschung darauf au
belebten Stoffeinheit den universellen Zusammenhang vorst
machen. Es war dann der Fortschritt der Eleaten, daß
diese Möglichkeiten für die Wissenschaft endgültig erschöpften,
sie nicht nur alles wirkliche Dasein, sondern alles überha
mögliche in dem Begriff des Einen reinen Seins zus
faßten. Mit dieser Entdeckung des Begriffs begann ei
Epoche in der Entwicklung des europäischen Geistes; ja, sie
sich dadurch erst grundsätzlich von der asiatischen. Denn bi
hatte sich alle Erkenntnis nur auf die Wirklichkeit des irgend
irgendwann gegebenen Daseins gerichtet, der Begriff aber i
als diese Wirklichkeit, er ist die Einheit alles Wirklichen und
alles überhaupt Möglichen. Ist diese Entdeckung des Begri
leicht die wichtigste aller Geistestaten, so wird die Leistu
Eleaten dadurch nicht geschmälert, daß der Begriff als
Seins noch nicht in seiner ganzen Wahrheit erkannt ist. S
lich ist der Begriff noch mit einem Widerspruch behaftet, un
kaum zuviel gesagt, wenn behauptet wird, daß die ganze E
lung der Philosophie letzthin nichts anderes ist, als die fortsch
Aufhebung eben dieses Widerspruchs. Es war der methodische
gedanke der Eleaten, daß sie ihr Augenmerk nicht wie ih
gänger auf die Ableitung der Mannigfaltigkeit des Daseins a
voraussetzungsweise ebenfalls wieder irgendwie bestimmten T
einheit richteten, sondern daß sie zur Geltung brachten, die V

heit könne überhaupt durch keine Daseinsbestimmungen begrenzt sein, weil ihre alles in sich begreifende Allgemeinheit dadurch nur eingeschränkt würde. Sie mußten daher schlechthin alle Bestimmungen und zwar nicht nur die wirklichen, sondern alle möglichen überhaupt ausschließen, denn nur als diese, alle Determinationen negierende All-Einheit ist diese im Gegensatz zu jedem bestimmten Dasein rein absolutes Sein. Ist demnach dieses reine Sein der gesuchte Einheitsbegriff, so wird dadurch alle bestimmte Mannigfaltigkeit des Daseins von ihm ausgeschlossen, und daher haben denn auch die Eleaten jene sinnliche Unterschiedenheit für einen bloßen Schein, für ein leeres Nichts erklärt. Gibt es aber keinen Weg, die sinnliche Vielheit der Daseinsbestimmungen als die andere Seite der universellen Wirklichkeit aus dem eleatischen Sein abzuleiten, so erweist sich der Begriff in dieser Fassung auch als unzureichend, das Wesen und die Wahrheit ganz zu begreifen. So wird erst durch den alle Möglichkeiten oder Arten in sich schließenden Begriff des Seins die wahre Natur dieses Einheitsprinzips aufgedeckt, wonach das Sein eben darin besteht, daß es sein Gegenteil ausschließt; — also als Einheit die Vielheit, als Beharrlichkeit die Veränderlichkeit, als Materie das Immaterielle, als Bewußtsein das Unbewußte. Da nun aber die Wirklichkeit sich gerade als eine tatsächliche Einheit solcher Gegensätze darstellt, so ergibt sich daraus, daß das Sein, weil es das abstrakt Einfache ist, niemals und in keiner Gestalt, als Gattung oder Art, das universelle Einheitsprinzip sein kann. Dadurch also, daß die Eleaten den alles umfassenden Begriff als reines Sein erfaßten, stellte sich dann ein für allemal heraus, daß der das ganze Universum konstituierende Begriff mehr in sich begreifen müsse, als die einfache, unitarische Einheit des Seins. Es ist unphilosophischer Dogmatismus, das Sein in irgend einer Gestalt, sei es als Stoff oder als Bewußtsein oder auch negativ als Nichtbewußtsein, zum Grundbegriff aller Erkenntnis zu machen.

Wenn es demnach noch immer Versuche gibt, abermals wieder einen unitarischen Monismus aufzurichten, der irgend ein Sein als universelles Einheitsprinzip proklamiert, so hat sich der Philosophie die Unzulänglichkeit dieses Verfahrens schon vor mehr als zweitausend Jahren ergeben. Denn aus dem Widerspruch, mit dem der eleatische Begriff des Seins noch behaftet war, ist alsbald zur Einsicht gebracht worden, daß es etwas Höheres, Umfassenderes, Wirklicheres geben müsse als das einfache Sein. Welche Anforderung muß nun an dieses Prinzip gestellt werden? Keine andere, als daß

die Einseitigkeit, mit welcher der Begriff des Seins noch vorhan[d]
ist, aufgehoben werde. Ist also das Sein ganz allgemein d[as]
jenige, was sein Gegenteil ausschließt, so muß der wa[hre]
Begriff ein solcher sein, der mit dem Sein zugleich den Inbeg[riff]
alles Nichtseienden, dann weiter mit der Einheit die Vielheit,
der Beharrlichkeit die Veränderung, mit dem Bewußtsein das Ni[cht]
bewußte usw. in sich befaßt. Denn wir können den Begriff [der]
All-Einheit nur dadurch erkennen, daß wir ihn bestimmen; jede [Be]
stimmung, auch die allerallgemeinste des Seins, ist aber ihrer Na[tur]
nach schon eine Einschränkung, eine Negation des Begriffs sel[bst]
(omnis determinatio est negatio); die Wahrheit und schöpferi[sche]
Natur des Begriffs muß sich demnach darin zeigen, daß er mit je[der]
Bestimmung zugleich den Inbegriff dessen setzt, was von dem [all]
umfassenden Ganzen durch die betreffende Bestimmung ausgeschlo[ssen]
ist und diesen Gegensatz wieder aufhebt. So ist auch das S[ein]
eine solche Bestimmung, durch welche alles Nichtseiende (Verän[der]
liche, Bewegliche, Mannigfaltige) ausgeschlossen wird; infolgede[ssen]
muß der Begriff als das Ganze, wenn die Bestimmung des Se[ins]
besonders herausgehoben wird, zugleich den ganzen Inbegriff [des]
Nichtseienden damit zusammen nehmen, um sich als Ganzes zu [er]
halten. Auf welche Weise aber verlebendigt sich uns nun d[ie]
Macht des Allbegriffs? Durch die sinnlichen Empfindungen ni[cht],
denn diese erfassen immer nur die einfachen Bestimmungen uns[erer]
psychischen Organisation; durch Wahrnehmungen und Vorstellun[gen]
auch nicht, denn auch diese richten sich, wie zusammengesetzt [und]
weitreichend sie immer sein mögen, doch stets nur auf etwas [Be]
stimmtes und nie auf das Ganze. Es ist einzig und allein das Denk[en],
welches das Ganze beständig auf diejenige Weise zu erfassen imsta[nde]
ist, daß es mit jeder einschränkenden Bestimmung zugleich den [In]
begriff aller davon ausgeschlossenen wirklichen und möglichen Ge[gen]
bestimmungen dadurch zusammenzunehmen vermag, daß es in je[dem]
solchen Fall das kontradiktorische Gegenteil mitdenkt; — also [mit]
dem Sein das Nichtsein, mit dem Beharrlichen das Nichtbeharrl[iche]
oder Veränderliche, mit dem Bewußtsein das Nichtbewußtsein,
mit dem Denken selbst das Nichtdenkende. Dieses stets auf [das]
Ganze gerichtete Denken ist das spekulative oder philosophi[sche]
Denken, und es unterscheidet sich dadurch von dem psychologisc[hen]
Denken, das stets nur endliche Bestimmungen und ihr endli[ches]
Verhältnis zum Gegenstand hat und unfähig ist, das Ganze zu [be]
greifen. Der Widerspruch also, mit dem die eleatische Begriffsein[heit]

noch behaftet war, konnte nur dadurch beseitigt werden, daß die Philosophie statt des einfachen Seins das sein Gegenteil mitbegreifende Denken als das allschöpferische Einheits- oder Vernunftprinzip erkannte. Dieser den einseitig unitarischen Monismus des Seins im absoluten Denken aufhebende Schritt ist endgültig von Plato vollzogen worden. Das wahre Sein ist nicht das einfache Sein, sondern die sowohl das Sein wie das Nichtsein in sich begreifende Denkvernunft.

Es war dann Aristoteles, der durch eine umfassende Kritik der Erfahrung in seiner Metaphysik zeigte, daß die natürlichen Gegenstände nicht nur teilhaben an der Vernunft und den ewigen Vernunftideen, sondern daß sie letzthin überhaupt nichts anderes sind als ein Inbegriff von Gedankenbestimmungen. Das ist dann dasjenige, was der psychologische Kopf am schwersten zu fassen vermag, ja was ihm als solchem zu begreifen unmöglich ist. Der individuelle Verstand ist es freilich nicht, der die Natur als den Inbegriff aller Gegenstände erst erschafft; er findet sie immer bereits als gegeben vor, ebenso wie er selbst nur eine individuelle Begrenzung der Gesamtvernunft ist. Aber weil sich in ihm das allumfassende Denken an sich selbst und nicht, wie in der Natur, an dem Gegenteil, am Nichtdenkenden, seine Bestimmungen gibt, so ist die endliche Vernunft trotz ihrer Begrenztheit dennoch wesentlich identisch mit der Allvernunft. Und wegen dieser Wesenseinheit wohnt ihr die Möglichkeit inne, ihre eigenen endlichen Beschränkungen denkend aufzuheben und alsdann dem allschöpferischen Denken selbst nachzudenken. Weil sich der empirische Psychologismus nicht zu dieser Höhe philosophischer Erkenntnis zu erheben vermag, darum verhält er sich inbezug auf alles, was über die sinnliche Endlichkeit hinausgeht, ablehnend agnostisch. Er erreicht damit nicht einmal den schon im Altertum errungenen Höhepunkt der philosophischen Einsicht, und er hat mit all seinem Fleiß und all seiner Arbeit nichts dazu beigetragen, dasjenige Problem lösen zu helfen, mit dessen Aufstellung durch Aristoteles die schöpferische Philosophie der Hellenen ihren Abschluß gefunden hat. Diese Forderung aber geht dahin, das Denken des Denkens methodisch zu begründen. Erweist sich letzthin alles als ein Inbegriff von Gedankenbestimmungen, so ist das Denken des Denkens die Methode des wahren **Monismus**, durch welche die Einheit und der Zusammenhang des Gesamtwissens allein zureichend erkannt wird.

Nur in einem Punkt hat die ihre Fäden fortspinnende Ver-

nunftwissenschaft des Altertums die Gedankenarbeit des Aristoteles zwar nicht schöpferisch fortgesetzt, aber das bereits Vorhandene deutlicher veranschaulicht und schärfer formuliert, so daß diese Erkenntnis durch ihre festere Gestaltung schließlich eine weltgeschichtliche Wirkung von allertiefster Bedeutung ausgelöst hat. Was bei Plato und dem Stagiriten schon im einzelnen wirksam ist, das wird von der nachfolgenden Spekulation alsdann immer bestimmter grundsätzlich herausgehoben, nämlich daß die Einheitsnatur der allschöpferischen Denkvernunft nicht wie das Sein ein unitarischer, sondern ein trinitarischer Monismus ist. Diese die ganze Kultur umgestaltende Erkenntnis ist der Niederschlag und die Zusammenfassung der ganzen hellenischen Gedankenarbeit. Will man mit einem Wort sagen, wodurch die hellenische Philosophie die Grundlage für die gesamte Geistesentwicklung geschaffen hat, so ist es die Verlebendigung der Wahrheit, daß das trinitarische Denken die lebendige Natur der allbegreifenden Schöpfervernunft ausmacht. Das Altertum hat seine Philosophie mit dieser grundlegenden Erkenntnis beschlossen; das hatten bereits Hegel und in seinen späteren Schriften auch Schelling durchschaut; zuletzt noch hat dann Usener diese so bedeutungsvolle Gedankenentwicklung zum Gegenstand einer scharfsinnigen philologischen Untersuchung gemacht. Nicht eine subjektive Einbildung, sondern die universelle, von den Hellenen gestiftete Geisteskultur bringt zum Bewußtsein, daß jedes unitarische Einheitsprinzip sich als Pseudomonismus erweist, daß sich das wahre dagegen als ein trinitarischer Monismus zu erkennen gibt.

Aber diese letzte und reiffste Frucht des Hellenentums, die den Samen der wahren Geistessaat für die ganze Zukunft in sich barg, ist noch auf dem Baume der dogmatischen Metaphysik und nicht auf dem der infinitesimalen Logik groß gezogen worden; diese Einsicht ist nur als Tatsache veranschaulicht, aber nicht mehr methodisch begründet worden. Es war dem Altertum wie dem Mittelalter versagt, den trinitarischen Monismus, den sie als allbestimmende Tatsache zur Geltung brachten, als das Wesen und die Wahrheit der Denkvernunft nachzuweisen; diese methodische Begründung ist erst von Kant begonnen und von Hegel zu einem vorläufigen Abschluß gebracht worden. Gegenwärtig aber drängt alles dahin, diesen Entwicklungsfaden wieder aufzunehmen, um ebenso über den dualistischen Positivismus wie den unitarischen Monismus hinauszukommen. Will man einen Eindruck davon haben, wie weit es der hellenischen Philo-

sophie gelungen ist, die Grundwahrheit des trinitarischen Monismus metaphysisch zu veranschaulichen, so lese man vor allen Dingen Plutarch's Schrift de Isid. et Osir. (c. 36). Ihre weltgeschichtliche Verwirklichung aber hat diese trinitarische Vernunfteinheit zunächst darin gefunden, daß sie die religiöse Entwicklung mit der Kraft des denkenden Geistes erfüllt hat, den einseitigen, starren unitarischen Monotheismus des Orientes zu überwinden. Nur dadurch, daß das Chistentum diesen von den Hellenen nur metaphysisch erfaßten Grundbegriff der Dreifaltigkeit in der persönlichen Gewißheit des religiösen Glaubens allgemeinmenschlich verwirklicht hat, ist es zur Weltreligion, zur Religion des Geistes und dadurch zur absoluten Religion geworden. Durch den trinitarischen Monotheismus hat die europäische Kultur die Religion von der Ungeistigkeit des unitarischen Asiatismus befreit.

Es gäbe keine Geisteskultur ohne die Entdeckung des trinitarischen Denkens. Dieses ist die schöpferische Macht, durch welche die natürliche, sinnliche Form aller bereits vorhandenen Kulturgebilde fortschreitend vergeistigt wird. Die persönliche Grundlage aber, auf der sich dieser Vergeistigungsprozeß vollzieht, ist die Religion, weil das religiöse Bewußtsein der innere, persönliche Lebensquell ist, aus welchem dem Menschen der geheimnisvolle Trieb entspringt, sein eigenes Dasein mit der göttlichen Einheit des Ganzen glaubenstätig zu vereinigen. Darum mußte zunächst die Religion selbst vergeistigt werden, und dazu mußte erst diejenige Religion geschichtlich in die Erscheinung treten, die schlechthin die ganze Menschheit zu umfassen vermag durch die religiöse Aufhebung aller die Menschen als Menschen trennenden Schranken. Dazu genügte noch nicht die Durchbrechung der nationalen Abschließung, denn diese findet sich im Prinzip bereits im Alten Testament ausgesprochen; es war die viel tiefergreifende Umwälzung erforderlich, auch die noch im Judentum prinzipiell fortbestehende Ausschließung der Reinen von den Unreinen, der Gerechten von den Ungerechten der Frommen von den Unfrommen zu beseitigen durch die frohe Botschaft, daß ausnahmslos alles, was nur Menschantlitz trägt, auch die Zöllner und Sünder, ja der Mörder und die Ehebrecherin, zur Vereinigung mit Gott berufen seien. Diese schlechterdings alle persönlichen Gegensätze und zuletzt sogar das Sündige, Nichtreligiöse in sich begreifende Religion hat sich im Christentum geschichtlich verwirklicht. Es war daher diese Religion allein fähig, vergeistigt zu werden, weil sie allein auch die letzten Unterschiede der persönlichen Trennung aufhebt, und dieser

Prozeß vollzog sich in der Umgestaltung des unitarischen zum t
tarischen Monotheismus. Denn der unitarische ist noch ein s
Gegensatz ausschließender Monotheismus; er hebt die Tren
zwischen Gott und der Welt, zwischen Gott und dem Mens
zwischen den Auserwählten und den Nichtauserwählten nicht
sondern befestigt sie als immer seiende; er ist es, der den Geg
zwischen Gerechten und Ungerechten für alle Ewigkeit bestehen
und er prägt die Unaufhebbarkeit dieser Scheidung in der esc
logischen Vorstellung von Himmel und Hölle aus. Das trinita
Denken dagegen erfaßt Gott als ein seine Gegensätze nicht
schließendes, sondern einschließendes und sie daher versöhn
Wesen, er muß sie so fassen, weil nicht das einfache, starre (
sondern der das Ungeistige mitbegreifende und mit sich vereini
Geist oder die Denkvernunft die wahre All-Einheit ist. So n
sich denn auch der Gott des Christentums, der sich der Zöllne
Sünder erbarmt und alles in seine Gemeinschaft einschließt
eine Macht darstellen, die auch wirklich alle Gegensätze in sich
zuheben vermag, und ein solches Wesen ist er allein als trinitar
Geist. Der aus dem Hellenismus stammende Trinitätsgedank
daher die urchristliche Religion, die als solche nur eine dem Z
preisgegebene Erscheinung war, durch die Vergeistigung des G
begriffs aus der partikulargeschichtlichen Zufälligkeit in die w
schichtliche Allgemeingiltigkeit erhoben. Die erste große, unive
Wirkung des trinitarischen Monismus war die Vergeistigun
unitarischen zu einem trinitarischen Monotheismus.

Daß die christliche Religion also aus einer bloß geschicht
zur absoluten, d. h. geistigen Religion geworden ist, verdankt s
Kraft des hellenischen Denkens. Ueber diesen Punkt herrschen
heut noch dieselben irrtümlichen Auffassungen, denen entgeg
wirken bereits Schelling unternahm, als er in seinem letzten
sich zu der Erklärung gedrungen fühlte: „Wollte man die
von der Dreieinigkeit Gottes für eine speziell christliche halte
müßte man darunter eine solche verstehen, die durch das Chr
tum erst eingesetzt und zu glauben geboten worden sei. Allei
verkehrt dies sei, läßt sich auch dem Befangensten einleu
machen. Denn, nicht weil es ein Christentum gibt, darum ex
jene Idee, sondern umgekehrt vielmehr, weil diese Idee die ursp
lichste von allen ist, darum gibt es ein Christentum. Das Chr
tum ist ein Erzeugnis, eine Folge dieses ursprünglichen Ve
nisses. Die Idee dieses Verhältnisses selbst ist daher notw

älter als das Christentum, ja, inwiefern das Christentum im Laufe der Zeit nicht erscheinen konnte, ohne daß jene Idee schon im Anfang war, so ist diese Idee so alt, ja älter als die Welt selbst. Diese Idee ist das Christentum im Keime, in der Anlage; das historische Christentum, d. h. das Christentum, wie es in der Zeit erscheint, ist also nur eine Entwicklung dieser Idee, ohne welche es ebensowenig eine Welt als ein Christentum geben würde." Wer daher den Trinitätsgedanken glaubt leugnen zu müssen, weil er ihn selbst nicht begreift, der muß nicht nur das Christentum, sondern die ganze Menschheitsgeschichte ausstreichen. Die Weltgeschichte ist die Verwirklichung des trinitarischen Monismus.

Das erste grundlegende Ergebnis dieses Kulturprozesses war die Vergeistigung der Religion und die Ausbreitung ihrer Geistesherrschaft über das Abendland. Aber so wurde die trinitarische Vernunft nur von ihrer subjektiven Seite her in Anspruch genommen und als Faktum des persönlichen Glaubens zur Entfaltung gebracht. Als solche hat sie dann ihre geschichtliche Verwirklichung theoretisch in der kirchlichen Metaphysik (Dogma) und praktisch in der kirchlichen Kultusgemeinschaft gefunden. Als dann am Ende des Mittelalters dieser religiöse Vergeistigungsprozeß prinzipiell durchgesetzt war, brach nunmehr diejenige Weltepoche an, in welcher die entsprechende Vergeistigung der objektiven Lebensmächte, des Rechts-, Staats- und Wirtschaftslebens, ihren Anfang nahm. Damit war dann also etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Zeit gekommen, wo das geistige *trinitarische Denken* sich nicht mehr bloß in der Gestalt des subjektiven Glaubens verwirklichen konnte, sondern sich *zur objektiv wissenschaftlichen Form* erheben mußte. Jetzt erst machte sich infolgedessen die Notwendigkeit geltend, an die Lösung desjenigen Problems zu gehen, das Aristoteles und mit ihm das gesamte Altertum der Nachwelt gestellt hatte: das Denken des Denkens methodisch zu begründen. Die nacharistotelische Philosophie des Altertums hat dieses Problem durch ihre naturphilosophische Metaphysik nur für die äußere Anschauung zum Bewußtsein gebracht, und auch die Kirche hat es durch ihre geschichtliche Glaubensmetaphysik nur der inneren Wahrnehmung faßbar gemacht. Mit der Notwendigkeit, die Dreifachheit des Denkens für die menschliche Kultur objektiv zu begründen, ging die Führung der Geisteskultur an die Wissenschaft über.

Es mußte sich nunmehr also darum handeln, den alles bestimmenden Geist, der im christlichen Glauben nur subjektiv er-

griffen war, in dem Denken seines Denkens substanziell und sub
zugleich, d. h. absolut zu begreifen. Nach mannigfachen Präl
war dann Kant der Erste, der das Erkenntnisproblem so s
daß sich ihm die trinitarische Natur des Denkens als di
schöpferische Grundeinheit wieder philosophisch erschloß. Er
auf das von Aristoteles der Nachwelt überantwortete Problem,
daß er sich dieses Zusammenhanges bewußt gewesen wäre; e
vielmehr von ganz anderen Voraussetzungen dazu, und gerad
ist der beste Beweis dafür, daß es die innere Macht des De
selber ist, die zu dieser Fassung treibt. Kant ist es, der den G
gelegt hat zur methodischen Entwicklung des konkreten Denken
und ihm hat sich dabei sogleich die Dreieinigkeit oder Triplizitä
Denkens zu erkennen gegeben. Sie trat ihm entgegen in der
fachheit der Kategorien und dialektisch in dem Vernunftschem
Thesis, Antithesis und Synthesis, dessen wahrer, innerer Wert
erst von seinen Nachfolgern zur vollen Klarheit gebracht word
Aber wenn man das Trinitarische seiner Erkenntnismethode n
solchen einzelnen Punkten bemerkbar macht, so könnte es imm
noch als ein Schein von Recht gelten, daß Köpfe wie Schopen
dieses Verfahren als architektonischen Spieltrieb verspottet
So kann jedoch nur der reden, der den Grundcharakter der
nunftkritik völlig verkennt. Denn wer sich nicht an die
sondern an das Wesen hält, dem muß es einleuchten, daß s
mit der Hauptfrage der ganzen Kritik der reinen Vernunft
über allem unitarischen, psychologischen Denken der Vorgäng
trinitarische Natur des Denkens lebendig durchbricht. Kein P
logist, sondern nur ein wahrer Philosoph, — ein Philosop
selbst schon von der Dreieinheit des Denkens lebendig ergriffe
konnte die Frage stellen: „wie sind synthetische Urteile a
möglich?" — Sind Urteile überhaupt die Verknüpfung vo
dankenbestimmungen, so sind synthetische solche von entgegenge
Bestimmungen; a priori aber sind derartige Urteile, wenn nic
die synthetische Verknüpfung, sondern ebenso schon die Entgegens
der Urbestandteile nicht der Erfahrung, sondern dem Denken
entstammt. Das synthetische Urteil a priori geht demnach au
dem noch unbestimmten Begriff, bestimmt ihn sodann durc
gegensetzende Ur-Teilung und hebt endlich diesen Gegensatz du
Synthese in einer nunmehr bestimmten Einheit wieder auf.
ist die Dreieinheit der Denkvernunft, auf der Kants g
Erkenntniskritik beruht. Kant ist der Erneuerer des

tarischen Denkens, und er hat dieses Problem nicht nur einfach so wieder aufgenommen, wie es im Altertum liegen geblieben war, sondern er hat ihm aus eigener Kraft nun erst diejenige Fassung gegeben, die eine fortschreitende Entwicklung der methodischen Lösung ermöglichte.

Die Mängel, mit denen die Ausführung Kants behaftet war, haben darauf seine Nachfolger zu heben versucht, und diese Entwicklung ist dann mit Hegel zu einem vorläufigen Abschluß gekommen. Seine Logik ist der großartige Versuch, die Bestimmungen, die sich das Denken in seiner trinitarischen Dialektik selbst gibt, methodisch zu entwickeln und sie als die Wahrheit und Wirklichkeit des Seins zu begründen. Dieses Werk steht einzig da in der ganzen Weltliteratur. Es ist niemals vorher und niemals nachher wieder unternommen worden, das Denken des Denkens in der ganzen Fülle seiner die Einheit, den Zusammenhang und den Zweck der Allheit in sich begreifenden Schöpferkraft rein aus sich selbst zu entwickeln. Kant, Fichte und Schelling stehen, bloß individuell betrachtet, durchaus ebenbürtig neben Hegel; dieser Denker aber war dazu berufen, die gewaltige Gedankenarbeit jener seiner Vorgänger, ohne die seine eigene Leistung wenigstens so nicht möglich gewesen wäre, zu einem in sich abgerundeten Geistesgebilde zusammenzufassen. Wenn es erlaubt ist, diesen Vergleich zu ziehen, so kann man von ihm sagen, er steht neben seinen drei Vorgängern wie der vierte Evangelist neben den Synoptikern, mit dem er auch dies gemein hat, daß er der Verkünder des ewigen Logos ist. Nimmt man, wie es allerdings geschehen muß, die Geistesarbeit jener vier großen Denker als eine innerlich zusammenhängende Entwicklungseinheit, so war damit ein Ergebnis von universeller Wirkung erzielt, und es ist nur erstaunlich, wie das gerade von berufener Seite immer wieder verkannt wird. Denn nicht darauf kommt es bei dieser Schöpfung des klassischen Idealismus an, daß die Erkenntnisentwicklung damit für alle Zeiten zum Abschluß gebracht wäre, sondern das ist das wahrhaft Große, daß dadurch der denkende Geist der abendländischen Nationen theoretisch soweit in Freiheit gesetzt war, daß nun die Vergeistigung der objektiv-geschichtlichen Lebensmächte zielbewußt in Angriff genommen werden konnte. Es ist die epochemachende Wirkung des klassischen Idealismus, daß nach der Vergeistigung der Religion nunmehr die Vergeistigung der bis dahin auf bloß geschichtlicher Gewalt beruhenden Rechts-, Staats- und Gesellschaftsordnung aus der vernünftigen Selbstbestimmung heraus tatsächlich einzusetzen begann. Alle Klassen haben sich denkend organisiert.

Diese Ausdehnung der gesellschaftlichen Organisation auf
untersten Volksklassen und zwar auf Grund allgemeiner Vernu
prinzipien ist das charakteristische Wahrzeichen der Kulturentwickl
des 19. Jahrhunderts. Aber alle darauf gerichteten Bestrebun
bewegten sich solange in utopischen Phantastereien, bis ihnen
tiefere Erkenntnis der ewigen Natur des Denkens das wissensch
liche Mittel an die Hand gab, ihre praktischen Forderungen aus
Freiheit des Geistes heraus theoretisch zu begründen. Dieses Den
aber war nicht dasjenige des dogmatischen Rationalismus, auch n
dasjenige des empirischen Psychologismus, sondern es war
trinitarische Dialektik Hegels. „Der wissenschaftliche Sozialism
sagt Friedrich Engels, „ist nun einmal ein wesentlich deuts
Produkt und konnte nur bei der Nation entstehen, deren klass
Philosophie die Tradition der bewußten Dialektik lebendig erha
hatte: in Deutschland". Wie der metaphysische Trinitarismus
Altertums das Mittel wurde zur Vergeistigung der Religion, s
der logische der deutschen Philosophie dasjenige zur sittlichen V
geistigung der objektiven Lebensgemeinschaft. Der subjektiven V
lebendigung des Geistes im Gemüt aller Menschen durch
religiösen Kultus der Kirche entspricht seine objektive Verlebendig
durch die sittliche Organisation der Gesellschaft oder der Ar
aller für alle.

Noch immer hat sich das wahrhaft Große in der Geschi
dadurch zu erkennen gegeben, daß es Größeres hervorzubringen
mochte, als es selbst war. Das hat schon der vierte Evangelist
wußt, der seinem Herrn und Meister die Worte in den Mund l
„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: wer an mich glaubet, der
die Werke tun, die Ich tue, und wird größere tun als
Wenn daher etwas für den trinitarischen Idealismus spricht, s
es gerade dies, daß durch ihn geistige Kräfte in ungeahnter F
wachgerufen wurden, denen gegenüber sich seine eigene Form
als zu eng erwies. Durch jene methodische Begründung
schöpferischen Denkens war nicht nur die theoretische Erkenntni
den Stand gesetzt worden, tiefer in den inneren Zusammenhang
Natur und der Geschichte einzudringen, sondern vor allen Di
war dadurch auch in das praktische, werktägliche Leben nun erst
zündende Funken eingeschlagen, das Reich des Geistes durch
sich auf die Arbeit aller für alle gründende Vergesellschaftung
lich zu verwirklichen. Es war eine erstaunliche Entfaltung n
Lebenskräfte, und das Entscheidende dabei war dies, daß diese

wegung keinem anderen Quell entsprang als der denkenden Selbstbestimmung. Jene Ueberfülle neuer Lebensäußerungen hat dann aber das System des klassischen Idealismus gesprengt, und das hatte zunächst die Wirkung, daß sich die Wissenschaft wie das Leben nur noch auf dem Wege der endlichen Erfahrung vorwärts bewegte. Jedesmal aber, wenn die Kulturentwicklung in einen solchen Zustand geraten ist, wächst der Zwiespalt der inneren und äußeren Daseinsmächte von Tag zu Tag, und der Verlust der einheitstiftenden Geistesform hat jene quälende Unseligkeit zur Folge, die von der immer zunehmenden Trennung der Erfahrungsgegensätze hervorgerufen wird. Die Erfahrung hat es nur mit den Differenzierungsbestimmungen und ihrem Abhängigkeitsverhältnisse zu tun; Einheit stiftet allein der denkende Geist.

Wenn heut daher alles wieder dahin strebt, diese verlorene Einheit der Erkenntnis und des Lebens wiederzufinden, wie sollte sie da anders verlebendigt werden, als durch die Vertiefung und Erweiterung jenes geistigen Denkens, dem die schier unermeßlich gesteigerte Erkenntnisfülle der äußeren und inneren Erfahrungstatsachen selbst ihre Bewußtmachung verdankt! Das System des klassischen Idealismus hat sich gelöst; geblieben aber ist die unzerstörbare methodische Einsicht, daß das alles bestimmende Denken ein trinitarisches Denken, eine trinitarische Dialektik, ein trinitarischer Monismus ist. Wenn gesagt worden ist, daß der Sozialismus durch jene Dialektik aus dem utopischen Zustande zur Wissenschaft erhoben worden ist, so gilt das schlechterdings für alles bloße Erfahrungswissen. Auch dieses, sei es nun physiologischer oder psychologischer Natur, ist nur ein utopisches Wissen, solange es nicht durch das trinitarische Denken zur wirklichen Einheit gebracht ist. Die bloße Kenntnis der Erfahrungsgegensätze und ihres gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisses ist Wissen, aber keine Wissenschaft. Denn erst die durchgängig bestimmte Einheit des Wissens macht es zur Wissenschaft. Einheit aber wird allein vom Denken erzeugt, und dieser Zeugungsprozeß ist ein trinitarischer Prozeß. Der beklagenswerte Irrtum des psychologischen und historischen Positivismus bestand also nicht darin, daß er die Erfahrungskenntnis an sich zu erweitern suchte, sondern darin, daß er von dem methodischen Denken wieder in das unmethodische, von dem geistigen in das sinnliche (psychologische), von dem trinitarischen in das unitarische Denken zurückfiel und mit der Erfahrungsbeobachtung und einer psychologischen Erkenntnistheorie glaubte auskommen zu können. Der Ver-

such, die Wissenschaft positivistisch umzugestalten, ist auf der ganzen Linie gescheitert, und die Erhebung aus diesem Zusammenbruch ist bedingt durch die Rückkehr zum trinitatirischen Monismus.

Warum aber ist dieses das einzige Verfahren, durch das wir die Einheit und den Zusammenhang des Ganzen lebendig zu begreifen und in unserem eigenen Leben zu verwirklichen vermögen? — Wem dies aus der vorliegenden Darstellung noch nicht durchsichtig geworden ist, dem möge die Zusammenfassung folgender Thesen zur Richtschnur dienen.

Was die Einheit und den Zusammenhang des Ganzen stiftet, kann nur eine Schöpfertätigkeit sein, die nicht allein die jeweilig gegenwärtige Wirklichkeit, sondern mit dieser zugleich alle Möglichkeit überhaupt in sich begreift. Die Wirklichkeit allein ist nur das irgendwie bestimmte, endliche Ganze, und nur in ihrer Vereinigung mit dem Inbegriff alles Möglichen ist sie erst das unendliche Ganze. Die Vereinigung alles Wirklichen und Möglichen ist „Begriff". Dieser Begriff aber kann nicht ein solcher des bloßen Seins sein: also weder ein solcher, der als Stoff (Materie) oder psychisches Bewußtsein vorausgesetzt würde, noch auch ein solcher, der eine seiende Einheit von Gegensätzen (Stoff und Kraft, Stoff und Leben usw.) wäre. Denn das Sein ist das, was alle Gegensätze ausschließt; es ist das Einfache und Unveränderliche; es ist die abstrakte Wirklichkeit ohne die Möglichkeit des So- und Andersseins. Das Ganze aber ist nur dann die wahre, lebendige All-Einheit, wenn sich diese beständig neu hervorbringt; wenn die unendlichen Gegensätze nicht schon in ihr sind, sondern unaufhörlich durch sie erzeugt und wieder aufgehoben werden. Eben deswegen muß der alles Wirkliche und Mögliche in sich fassende Begriff ein Tätigkeits- und nicht ein Seinsbegriff sein. Da dieser also das Wirkliche mit in sich begreift, kann er nicht etwas bloß Jenseitiges sein, das alle Erfahrung überstiege, sondern er muß sich zugleich auch in dieser vergegenwärtigen und demnach auch dem Menschen erkennbar sein. Diese Bedingungen erfüllt nun allein der denkende Geist. Er ist Tätigkeit und zwar nicht einfache, endliche Tätigkeit, sondern stets auf das Ganze gerichtete unendliche Tätigkeit. Sein Denken ist die einzige von allen Tätigkeiten, welche schlechterdings alle Wirklichkeit und Möglichkeit zu umfassen vermag; denn das Denken des Denkens besteht eben darin, daß es sich als solches dem Nichtdenkenden entgegensetzt, es dadurch aber zu einem Gedachten macht und daher diesen Gegensatz wieder aufzuheben vermag. Der

Gegensatz des Denkens und des Nichtdenkens muß ja alles in sich begreifen, was es nur jemals geben kann, auch wenn sich unsere Erfahrung noch so sehr änderte; denn außerhalb dieser Sphäre kann nichts liegen. Das geistige Denken ist also das Denken zugleich seines eigenen absoluten Gegenteils, das dadurch, daß es als solches gedacht wird, wieder als Gegenteil aufgehoben und mit dem Denken konkret vereinigt wird. So tritt an die Stelle der ursprünglich unbestimmten All-Einheit nunmehr durch die Aufhebung jenes Gegensatzes eine bestimmte Einheit, und indem sodann dieses selbe Verfahren immer weiter fortgesetzt wird, treten nach und nach alle Bestimmungen zutage, die sich das Denken nur immer zu geben vermag. Die Entwicklung des ganzen Inbegriffs der Bestimmungen, die sich die All-Einheit durch das geistige Denken gibt, bildet den Gegenstand der trinitarischen Logik.

Was aber ist durch eine solche Logik erreicht? — Hegel glaubte, die ganze Wahrheit, auch die der Wirklichkeit, damit begriffen zu haben. In diesem Glauben liegt die Schranke seiner gewaltigen Denkarbeit, und hierin ist die Ursache enthalten, daß die Nachwelt sich gänzlich von ihm abwandte. Nicht was die Fachphilosophen, zumal die Psychologisten, gegen ihn einwandten, als sie sich gegen seine spekulative Methode als solche auflehnten, war das Entscheidende, sondern das Leben selber förderte einen nachdrücklichen Protest gegen seine Philosophie zutage. Denn gerade diejenigen Faktoren, von denen der moderne Mensch am tiefsten bewegt wurde, nämlich einerseits der starke Drang nach theoretischer und praktischer Erfahrungserweiterung und andererseits die groteske Steigerung des Individualitätsbewußtseins, sind in dem System dieses Denkens zwar zur sachlichen Behandlung, aber nicht zu ihrer vollen Würdigung gekommen. Die Erfahrung und der Individualismus sind durch Hegel nur von der Seite ihrer Zufälligkeit umschrieben, nicht jedoch von derjenigen ihrer Notwendigkeit begriffen worden, und darin offenbart sich zugleich ein Mangel der Methode.

Das ist nun der Punkt, an welchem der trinitarische Monismus von neuem einzusetzen hat, und damit ist in dem Vorhergehenden bereits der Anfang gemacht worden. Denn nicht, daß Hegel spekulativ verfuhr, war sein Fehler, sondern daß er noch nicht spekulativ genug war. Wovon wir uns befreien müssen, ist einerseits seine noch immer psychologisch gefärbte Dialektik und andererseits der alles ins Schwanken bringende Anfang seiner Logik. Es war ein Fehler, der sich dann bitter gerächt hat, daß er in

jenem Werk von dem Gegensatz des Seins und des Nichtseins (Nichts) ausging und daraus alle Denkbestimmungen abzuleiten suchte. Denn das Sein bleibt immer ein von der Erfahrung abstrahierter Begriff; es ist der Begriff der möglichen Erfahrung. Wenn daher die Denkbestimmungen an diesem Erfahrungsbegriff entwickelt werden, so kommt keins zu seinem vollen Recht, weder das Denken noch die Erfahrung. Sodann ist mit Recht eingewandt worden, daß aus dem Sein als solchem die Bewegung, der dialektische Prozeß, der Uebergang in das Nichtsein gar nicht erfolgen kann, außer sofern sich dieses fortschreitende Umschlagen in das Gegenteil lediglich in der subjektiven Betrachtung (Spekulation) des Philosophen, also psychologisch, vollzieht. Demnach ist es also in der Tat die wahre Aufgabe der gegenwärtigen Philosophie, die von Kant inaugurierte Methode des trinitarischen Monismus zu derjenigen Vollendung zu bringen, daß die Selbstentwicklung des Denkens nicht mit der Bestimmung des Seins beginnt, sondern das Denken des Denkens ungetrübt und unvermischt in seiner reinen Wahrheit und Wirklichkeit darstelle. Dann aber wird sich auch zeigen, daß diese trinitarische Logik zwar die Totalität alles Wirklichen und Möglichen in sich begreift, aber nur durch allgemeine, alles Besondere in sich negierende Bestimmungen. Und nur auf Grund dieser strengen Selbstkritik des logischen Entwicklungsprozesses wird es möglich sein, auch der Erfahrung und dem Individualismus ihre selbständige und notwendige Funktionsbestimmung in dem sich ewig neu erzeugenden System der All-Einheit anzuweisen. Wie dies zu machen sei, dafür ist in den angegebenen Thesen bereits der Weg vorgezeichnet: die Entfaltung der Logik hat nicht wie bei Hegel mit der leeren, abstrakten Bestimmung des Seins und dessen Uebergang in das Nichtsein zu beginnen, sondern mit dem Denken, das sich den unendlichen Inhalt der All-Einheit als das Nichtdenkende entgegensetzt und durch die Aufhebung dieses allgemeinsten Gegensatzes Schritt für Schritt zu immer konkreteren Bestimmungen fortschreitet. Ohne die Durchführung dieser trinitarischen Logik ist aller Monismus eine haltlose Utopie.

Damit ist das Problem des wahren Monismus gekennzeichnet und umschrieben, und nur dies sollte hier geschehen, um der bedenklichen Irrlichterei des vulgären Monismus entgegenzutreten. Was uns heut wie ein Alp auf der Seele liegt, was uns zu keinem wahren Lebensgenuß kommen läßt, das ist der schwer auf uns lastende Druck des dualistischen Positivismus auf allen Gebieten des

Lebens. Woran leiden wir denn gegenwärtig in unserem innersten Herzen als an dem dämonischen, unwahren Widerspruch zwischen Denken und Erfahrung, zwischen Glauben und Wissen, zwischen Staat und Kirche, zwischen Sozialismus und Individualismus! Ob klar oder unklar, bewußt oder nur halbbewußt, — alles ist von dem geheimnisvollen Drange ergriffen, jene die Lust am Leben im Innersten verkümmernde Zerklüftung energievoll zu überwinden. Wie aber kann das geschehen? Etwa durch ausgeklügelte Quacksalberrezepte, die marktschreierisch angepriesen werden, sei es zur Begründung einer neuen Religion oder einer neuen Weltanschauung oder einer neuen Lebenskultur? Da dürfen wir denn doch wohl die felsenfeste Zuversicht hegen, daß der Weltgeist solche Bocksprünge weder selbst macht, noch sie bei anderen zuläßt. Es ist lauter verlorene Liebesmühe, was nicht auf derjenigen Entwicklungslinie weiter gebildet wird, die nun die abendländische Kultur schon seit tausenden von Jahren eingeschlagen hat. Das Ziel aber, dem sie zustrebt, ist kein anderes, als die fortschreitende Verwirklichung des geistigen Menschen, subjektiv durch die Vergeistigung der Religion, objektiv durch die geistige Aufhebung der trennenden Schranken zwischen den Individuen und Nationen in der allgemeinen Vergesellschaftung der Arbeit. Wer eine neue Kultur entdecken will, dem soll dieses kindliche Vergnügen freilich unbenommen sein; auf daß wir aber wissen, wohin die wahre Kultur führt, hat die Weltgeschichte für die Stürme des Lebens drei alles überragende Leuchttürme errichtet: die Zusammenfassung der antiken Geisteskultur in seiner trinitarischen Metaphysik, die Vergeistigung der Religion durch den trinitarischen Monotheismus des Christentums und die Vergeistigung des psychologischen Denkens durch die Begründung der trinitarischen Logik in unserem klassischen Idealismus. Wahres Denken ist trinitarisches Denken.

Die Entdeckung Menanders.

Von

Friedrich Leo.

Vor wenigen Wochen hat sich das Merkwürdige ereignet, daß einer der großen Dichter der Weltliteratur, der Vollender einer der wichtigsten und in ihrer Wirkung erfolgreichsten literarischen Gattungen, der neuen attischen Komödie, wieder ans Licht getreten ist. Es läßt sich mit wenigen Worten andeuten, was die Gattung und was der Dichter bedeutet.

Das attische Drama umfaßt zwei von Ursprung und Wesen verschiedene Dichtungsarten: die Tragödie (der das Satyrspiel anhängt, nach Ton und Behandlungsart, nicht nach Stoff und Form verschieden) und die Komödie. Die Tragödie ist von der Gestalt, die sie durch ihren Schöpfer Aeschylos erhalten hat, nicht abgewichen; durch Euripides erhielt sie weder neue Form noch neuen Inhalt, aber einen neuen Gehalt: sie wurde eine Trägerin der neuen Gedanken, die das Athen des ausgehenden 5. Jahrhunderts bewegten. Indem sich die Menschen der alten Sagenwelt von der typischen Einfachheit und Größe des Denkens und Lebens entfernten, die Motive ihres Handelns vielfacher und ihre Erlebnisse verschlungener wurden, verwickelte der Dichter und entwickelte mit neuer Kunst Handlungen, wie sie wohl das tägliche Leben täglicher Menschen herbeiführen und erleben läßt.

Die Komödie, wie wir sie aus Aristophanes kennen, war solcher Wandlung nicht fähig. Sie war ihrer Natur nach ephemer, wie sie die Menschen des Marktes und die öffentlichen Ereignisse des letzten halben Jahres mit phantastischer Erfindung umwob. Daß große Dichter aus dem Gebilde des Tages für den Tag ein Kunstwerk für alle Zeiten gemacht haben, änderte nichts daran, daß die Gattung nur in dem Athen leben konnte, mit dem sie entstanden war. Als der peloponnesische Krieg dies Athen zu Grunde gerichtet

e, starben die Dichter der alten Komödie aus. Aber nun en andere Dichter und schufen das lustige Spiel zu einer neuen ttung um.

Den Weg hatte Euripides gezeigt; an seine letzte Phase schlossen) die neuen Dichter an und zogen die Konsequenzen, die der Tragödie ziehen versagt war. Denn die Tragödie durfte nicht die Menschen s Tages, wie sie lebten und sprachen, auf die Bühne stellen; uripides war bis an die Grenzen der Gattung gegangen, als er ine Helden und Könige an die Sphäre des täglichen Lebens fast › nah heranrückte, wie später Racine und Corneille dieselben Figuren n die Sphäre des Versailler Hofes. Aber die Personen der Komödie varen die Menschen des Hauses und der Straße von Athen; sie rauchte nur das Märchenhafte und Phantastische in Kostüm und Erfindung aufzugeben, und es stand ihr frei, den attischen Bürger und seine Umgebung in Erlebnissen darzustellen, wie sie jedem Bürgerhause der Tag brachte oder bringen konnte. Dazu kam ein zweites. Der Chor war das Ursprungselement der Tragödie; schon ihres und seines feierlichen Charakters wegen konnte sie ihn nicht fahren lassen, obwohl er für eine Handlung, die einfache Vorgänge des Lebens darstellen wollte, hinderlich war. Die Komödie hatte ein anderes Verhältnis zum Chor; sie durfte ihn aufgeben, und sie tat es zwar nicht mit einem Schlage, aber sie begann ihn aufzugeben von dem Tage an, da sie es unternahm, das wirkliche Leben im Drama zu gestalten.

Wir pflegen von Trauerspiel und Lustspiel zu sprechen; Aequivalente von Tragödie und Komödie sind diese Namen nicht. Viele Tragödien sind Trauerspiele furchtbarer Art, die meisten des Sophokles, die wir besitzen, einige des Aeschylos und Euripides; und die alte Komödie war durchaus Lustspiel. Aber dem Begriffe nach ist die Tragödie nicht Trauerspiel, die neue Komödie nicht Lustspiel. Hier ist der Punkt, wo die spätere euripideische Tragödie mit der neuen Komödie zusammentrifft. Tragödien wie Euripides' Helena, taurische Iphigenie, Jon nähern sich der Komödie sowohl durch die Handlungsweise der Personen wie durch die Verschlingung und Lösung der Handlung; viele Stücke der neuen Komödie, die wir kennen, nähern sich der Tragödie durch ernsthafte, den Lebensfrieden der beteiligten Personen bedrohende Komplikationen, durch unbesonnene Taten, pathetische oder moralische Wallungen und den gesteigerten Ton der innerlich gesteigerten Szenen. Nur stellt die Tragödie stets eine trojanische, thebanische, argivische Welt der Vorzeit mit Helden

und Heldinnen, Königen und ihrem Haushalt vor Augen, während Personen und Umgebung der Komödie stets die Athener und das Athen der lebendigen Gegenwart sind; nur bildet die Tragödie stets von der Dichtung gestaltete große Erlebnisse weiter, während der Komödie alles, was jeder täglich erleben kann, zu Gebote steht. Daraus folgt nicht, daß es tägliche Erlebnisse sind, aus denen sie jede Handlung aufbaut. Vielmehr sucht sie nach Motiven, die den Affekt in starke Bewegung setzen: ausgesetzte Kinder werden wieder gefunden, früh verlorene wiedererkannt, Motive wie sie die Tragödie mit Vorliebe ausgebildet hatte. Auch auf die Götterwelt der Tragödie verzichtet die neue Komödie nicht ganz: oft führt sie eine göttliche Person ein, die, mit dem geheimen Hergang der Dinge vertraut, den Zuschauern die Voraussetzungen der Handlung mitteilt.

So hatte ein Ausläufer der alten Komödie das alte Lustspiel im Anschluß an die junge Tragödie zum bürgerlichen Schauspiel umgebildet.

Dies ist die Gattung, deren Entwicklung Menander zwar nicht begonnen, aber vollendet hat, als deren Hauptvertreter er der griechischen und römischen Welt allezeit erschienen ist.

Menander war ein Knabe, als Alexander der Große starb, ein Mann unter dem Phalereer und dem Poliorketen Demetrios; Athen hatte die letzten Anwandlungen eigener Machtpolitik hinter sich, es war nun der Verwalter einer großen geistigen Erbschaft. Sophokles und Euripides hatten vor einem Jahrhundert gedichtet, ihre Verse reproduzierte der Poet, rezitierte der gebildete Knabe, zitierte jedermann; die Alten hatten Plato, die Jungen Aristoteles gesehen; Theophrast war Menanders Freund, Epikur sein Kamerad. Dies Athen war noch nicht ein Athen der Vergangenheit und Reminiscenz. Seine Philosophie streckte die Hände nach der Weltherrschaft aus, und neben sie trat mit leichterem, aber nicht weniger weit reichendem Anspruch Menanders Komödie.

Menander hat 30 Jahre lang gedichtet, das Altertum besaß von ihm 108 Komödien. Eine solche Menge von Produktion ist erklärt durch die Leichtigkeit der Erfindung: sowohl die Figuren als die Stoffe waren typisch, innerhalb stets wiederkehrender Linien wurde die feinste Kunst der Komposition und Charakterisierung in stets neuer Weise geübt; vor allem die Kunst der Sprache. Die Mannigfaltigkeit, der Geist, die Anmut der Charakterzeichnung und Sprachbehandlung Menanders war der gebildeten Welt der hellenistischen und römischen Jahrhunderte einer der Gipfel ihrer Kunst.

hat allen Klang und Sinn der griechischen Sprache bewältigt."
im Schatten einer blumigen Wiese, von sanften Lüften durch-
empfängt er die Seele." „Das Salz seines Witzes stammt
der Flut, der Aphrodite entstiegen ist." Solche Wendungen
man über ihn und Urteile, die ihm den Rang hinter Homer
n.

Den Ruhm der vielen, die vor und nach ihm dieselbe Dichtung
raten, hat er verdunkelt, jene, weil er sie übertraf, diese, weil sie
nicht erreichten. Ihn gegenüber den andern zu charakterisieren,
Phase der Entwicklung, die ihm gehört, zu umschreiben, wird
h künftig nicht leicht gelingen. Sicher ist es ihm eigen, daß er
großer Liebesdichter, der größte seiner und der hellenistischen
it, und damit überhaupt der griechischen Dichtung war. Unter
inen Komödien war kaum eine, deren Handlung sich nicht um die
iebesnöte eines jungen Paares drehte; die Rolle, die im modernen
Lustspiel von der Renaissancezeit her die Liebesgeschichte spielt, geht
auf Menanders Dichtung zurück; die Person des jungen Liebhabers
hat er für alle Zeit ausgebildet. Auch hierin war er der Nach-
folger des Euripides, der zuerst das Liebesmotiv im Drama heimisch
gemacht hat; auch hier zog er die Konsequenzen aus Euripides'
Dichtung, die zu ziehen dem Tragiker versagt war.

Liebespoesie hat nur unter günstigen Umständen durch die klöster-
liche Ueberlieferung des Mittelalters hindurch ihren Weg in unsere
Tage gefunden. Nachdem Menanders Komödien von Griechen und
Römern bis in die frühbyzantinische Zeit herein eifrig gelesen worden,
sind sie untergegangen bis auf einen Haufen von Zitaten, Lese-
früchten, geflügelten Worten. Nur Fetzen sind bisher aus dem
ägyptischen Sande gekommen, darunter der Schluß eines der Stücke,
die wir jetzt besser kennen. Nur dunkle Kunde kommt von Menander-
büchern, die es im 15. und 16. Jahrhundert gegeben haben soll.
Wir dürfen sagen, daß ihn seit tausend Jahren niemand gelesen hat.

Freilich hatte die literarische Bewegung dafür gesorgt, daß er
nicht ganz zu Grunde ging, weder er noch die neue attische Komödie
überhaupt.

Etwa ein Jahrhundert nach Menanders Geburt begann in
Italien eine eigene Literatur in der barbarischen Landessprache zu
entstehen. Dies Volk, mit den Römern im Zentrum, gab sich der
griechischen Kultur hin, aber es widersetzte sich der Hellenisierung
und erfand, um ihr zu entgehen, die Kunst der Uebersetzung. Seine
ersten Poeten reproduzierten das homerische Epos, die attische Tra-

gödie, die neue Komödie; sie taten es mit großer Freiheit und Kühnheit, Attisches abstreifend, Römisches auflegend: bald gewannen sie eine Kraft und Geschmeidigkeit der dramatischen Sprache, die ihren Produkten eigenes, bis heute dauerndes Leben gab, bis heute in den Komödien des Plautus und Terenz. Von jenem zwanzig, von diesem sechs Komödien sind erhalten, zum mindesten ein Drittel nach Menander gearbeitet, die anderen nach den Dichtern um ihn her oder die auf seinem Wege nachfolgten. Diese Komödien traten in den Tagen der Renaissance wieder in den Vordergrund des literarischen Lebens. Unter ihrem Einfluß steht die italienische Renaissancekomödie, die englische, französische, dänische Komödie, aus ihrer Wirkung sind Molière und Holberg hervorgegangen, die sich neben den Schatten Menanders gestellt haben. In dieser Linie steht das gesamte moderne Lustspiel der Weltliteratur, alles was man bürgerliches Schauspiel nennt eingeschlossen.

Wenn nun Menander heute nicht als Schatten, sondern in Fleisch und Blut wieder erscheint, so darf das wohl unser Blut in raschere Bewegung setzen. Denn hier winkt uns zweierlei: einmal die persönliche Erscheinung eines Dichters, der durch den Abglanz seines Wesens, von ferne wie durch einen Schleier leuchtend, zu den treibenden Größen der Weltliteratur gehört hat; sodann die persönliche Bekanntschaft mit Gedichten, die nun wohl erwarten lassen, daß sie etwas Neues und Großes nach dem Maßstabe der attischen Poesie ersten Ranges sein werden.

Aber wir dürfen den Ton nicht zu hoch spannen. Wir haben noch keine ganze Komödie, sondern Teile von vier Komödien, zusammen 34 Seiten zu je etwa 36 Zeilen, so daß das Ganze etwa 54 Seiten der Weimarer Goetheausgabe ausmacht. Aber wir haben doch, in griechischer Sprache, Stücke wie manchen herrlichen Torso mit Blick und Bewegung, während wir bisher nur abgeschlagene Füße und Hände hatten und sonst nicht etwa Gipsabgüsse, sondern Nachzeichnungen mit willkürlich veränderten Linien.

Vor etwa anderthalbtausend Jahren hat der Besitzer eines Hauses in der kleinen Stadt Aphroditopolis, westlich vom mittleren Nil zwischen Fluß und Wüste gelegen, auf ein großes irdenes Gefäß, das allmählich mit zurückgelegten Urkunden vollgestopft worden war, wie als Deckel die Reste eines schon damals recht alten Menanderbuches gelegt. Die Blätter waren lose und sind zum Teil neben das Gefäß gefallen, zu ihrem und unserm Schaden, denn die fette Erde hat den Stoff und die Buchstaben ver-

rben. Es war keine Rolle, wie gewöhnlich, sondern ein Buch, as Lagen von je vier Doppelblättern zusammengeheftet. Sieben Doppelblätter und sechs Einzelblätter sind gefunden worden.

Die glücklichen Finder sind Mitglieder des französischen Instituts n Kairo, die vor jetzt zwei Jahren, als ein Einwohner des Fleckens Kôm-Ishkaou auf dem Boden des alten Aphroditopolis sein Haus umbaute, die Erlaubnis erkauften, in die Tiefe zu graben, auf die Mauern eines römischen Hauses stießen und den schriftengefüllten Topf mit den Menanderblättern darauf und darum her fanden. Zwei Jahre hat die Entzifferung und der Druck gedauert, und jetzt halten wir den neuen Menander in Händen und können dem alten Aphroditopolitaner danken, der die Blätter nicht hat umkommen lassen, und dem Entdecker, der sie gerettet und herausgegeben hat.*)

Es ist zuerst der Anfang eines Stückes, eine Expositionsszene; daß wir die Handlung weiter verfolgen können, danken wir einer Inhaltsangabe in Versen, die voraufgeschickt ist. Dann zwei bis drei Akte eines berühmten Stückes, das von den Epitrepontes den Namen hat, d. h. von den beiden Männern, die einen dritten zum Schiedsrichter wählen; die Eingangsszene fehlt, aber dann beginnt das Erhaltene mit der großen Szene des Schiedsgerichts, von der wir als von einem Glanzstück Kunde hatten. Dann drei große Teile einer gleichfalls sehr berühmten Komödie, der Perikeiromene, des Mädchens, dem der eifersüchtige Liebhaber die Haare abgeschnitten hat. Endlich ein paar prächtige Szenenkomplexe eines vordem nicht bekannten Stückes, des Mädchens von Samos.

Es hätte nun keinen Zweck, Inhaltsangaben zu machen; der Leser würde vermutlich oft die Voraussetzungen der Handlung nicht erfreulich, ihre Motive eintönig finden. Ich bemerkte schon, daß es nicht die Erfindung der einzelnen Handlung ist, in der die Stärke dieses Dramas liegt. Es ist vor allem die Sprache, die Umgangssprache des gebildeten Atheners, stilisiert mit alle den Mitteln, aus all der Fülle heraus, die dem attischen Dichter zu Gebote stand, nachdem die Tragödie und Komödie, die Prosa des Thukydides und Xenophon, der Dialog Platons, die Rede und Redekunst des vierten Jahrhunderts aus so vielen Tiefen der attischen Sprache geschöpft hatten. Es ist ferner der Stoffkreis, der dem Dichter zur Gestaltung dient, das attische Leben, die attische Welt von der Scheide

*) Fragments d'un manuscrit de Ménandre, découverts et publiés par M. Gustave Lefebvre, inspecteur en chef du service des antiquités de l'Égypte. Le Caire 1907.

des 4. und 3. Jahrhunderts, eine Welt, deren moralisches Niveau wahrlich nicht hoch ist, soviel Moralphilosophie man auch in ihr treibt; vielmehr erkennt man aus diesen Komödien wohl am deutlichsten, woher es kam, daß die griechischen Stadtstaaten so rasch, nicht willenlos doch kraftlos, zuerst den Königen, dann den Römern zur Beute fielen; und erinnert sich, mit wie leidenschaftlichen Tönen sich die alte Komödie dem Verfall der alten Sitte entgegengeworfen hatte. Jetzt lebt die Jugend und entsagt nur unfreiwillig das Alter dem täglichen Genusse. Aber es ist eine Welt nicht nur des sinnlichen, auch des geistigen Behagens, und die Anmut, die sie ausstrahlt, ist nicht geringer als die des Schmuckes ihrer Häuser und Gräber. Dem Dichter gestaltete sich diese kleine Welt zur allgemeinen Welt, in der Menschenleben und Menschenschicksal, Schlechtigkeit und Tugend, Mißgeschick und Gelingen, Leidenschaft und Seelenruhe regellos vor seinen Augen spielten, um im Gedicht ihr wohlgeordnetes Widerspiel zu finden. Den Spiegel des Lebens nannten die Griechen Menanders Komödie, und einer seiner Interpreten fragte: „Du Menander und du Menschenleben, wer von euch beiden hat den andern nachgeahmt?" Es ist endlich diese Kunst, den Menschen zu schildern, von der wir nun sehen, warum die Griechen der Meinung waren, daß in ihr Menander all ihre Dichter übertreffe. Wir verstanden das schon aus Plautus und vor allem aus Terenz, der alle Bemühung darauf gerichtet hatte, die Charakterzeichnung des Originals in seiner Bearbeitung wiederzugeben; aber nun kommt die Sprache hinzu und erfüllt alles mit neuem Licht und Schwung. Von wenigen Strichen umrissen, durch die gesteigerte Handlung Zug um Zug hinzugewinnend leben diese Menschen vor unsern Augen: der bedächtige Hausherr, der in der Stadt den öffentlichen und privaten Geschäften nachgeht und draußen das Landgut verwaltet, der verdrießliche alte, der joviale städtisch gebildete, der bäuerlich knorrige Bürgersmann; die Matrone, die auf Sitte hält, die Schützerin der erwachsenen Kinder; der leichtfertig ins Leben stürmende, Freundschaft suchende und in Liebe vergehende Jüngling; der wie sein Herr philosophierende, der junge und listige, der verliebte Sklave, der alte Freigelassene und Vertraute des Herrn, die alte Dienerin, die Vertraute des liebenden Mädchens; der Hirt, der Köhler, der Koch, der Soldat, rasch zur Tat und rasch zur Reue: diese Menschen leben nicht mit einem aus einem Einzelfall heraus beobachteten, für den Fall zurechtgedachten Wesen; wie sie sind, stellen sie jeder einen Teil der Menschheit dar, einen

Teil vom Wesen der Jugend oder des Alters, vom Wesen menschlicher Hantierung und Gewöhnung, menschlicher Empfindung oder Gesinnung. Menander war nicht umsonst mit Theophrast befreundet, der seine Menschenbeobachtung in Schilderung von Charaktertypen niedergelegt hat. Hier ist es wissenschaftliche Beschreibung der menschlichen Psyche, bei Menander die Psyche selbst im Dichter offenbart, der über Reden und Handeln dieser Menschen in Haß und Liebe, Zorn und Güte, Ueberredung und Leidenschaft die Charis gebreitet hat, die nicht den einzelnen Menschen gehörte, aber die Charis der Dichters war.

Allein es wäre vergebene Mühe, durch Worte über Menanders Art und Kunst Aufklärung geben zu wollen; es durch eine Probe zu tun muß wenigstens der Versuch gemacht werden. Ich wähle dazu die Szene des Schiedsgerichts, von der oben die Rede war.

Der Schauplatz ist eine Dorfstraße in der Nähe von Athen, im Hintergrunde einige ländliche Wohnhäuser. Die Einleitungsszene ist vorüber. Der alte Smikrines befindet sich noch auf der Bühne. Er war aus seinem Hause gekommen, um in die Stadt zu gehen, aber durch eine Begegnung aufgehalten worden, die ihn in die übelste Laune versetzt hat. Wie er jetzt abgehen will, treten in heftigem Streit auf Daos, ein Hirt, und Syriskos, ein Köhler, beides hörige Leute; hinter Syriskos eine Frau mit einem Kind auf dem Arm.

Syriskos.

Du fliehst das Recht!

Daos.

Du greifst nach fremdem Gut!

Syriskos.

Du willst behalten was dir nicht gehört!
Ein Richter muß entscheiden.

Daos.

Mir ist's recht,
Ein Richter!

Syriskos.

Wer dann?

Daos.

Mir ist jeder gleich.
Und recht geschieht mir, warum mußt' ich auch
Dich ins Geheimnis ziehn?

des 4. und 3. Jahrhunderts, eine Welt, deren moralisches Niveau wahrlich nicht hoch ist, soviel Moralphilosophie man auch in ihr treibt; vielmehr erkennt man aus diesen Komödien wohl am deutlichsten, woher es kam, daß die griechischen Stadtstaaten so rasch, nicht willenlos doch kraftlos, zuerst den Königen, dann den Römern zur Beute fielen; und erinnert sich, mit wie leidenschaftlichen Tönen sich die alte Komödie dem Verfall der alten Sitte entgegengeworfen hatte. Jetzt lebt die Jugend und entsagt nur unfreiwillig das Alter dem täglichen Genusse. Aber es ist eine Welt nicht nur des sinnlichen, auch des geistigen Behagens, und die Anmut, die sie ausstrahlt, ist nicht geringer als die des Schmuckes ihrer Häuser und Gräber. Dem Dichter gestaltete sich diese kleine Welt zur allgemeinen Welt, in der Menschenleben und Menschenschicksal, Schlechtigkeit und Tugend, Mißgeschick und Gelingen, Leidenschaft und Seelenruhe regellos vor seinen Augen spielten, um im Gedicht ihr wohlgeordnetes Widerspiel zu finden. Den Spiegel des Lebens nannten die Griechen Menanders Komödie, und einer seiner Interpreten fragte: „Du Menander und du Menschenleben, wer von euch beiden hat den andern nachgeahmt?" Es ist endlich diese Kunst, den Menschen zu schildern, von der wir nun sehen, warum die Griechen der Meinung waren, daß in ihr Menander all ihre Dichter übertreffe. Wir verstanden das schon aus Plautus und vor allem aus Terenz, der alle Bemühung darauf gerichtet hatte, die Charakterzeichnung des Originals in seiner Bearbeitung wiederzugeben; aber nun kommt die Sprache hinzu und erfüllt alles mit neuem Licht und Schwung. Von wenigen Strichen umrissen, durch die gesteigerte Handlung Zug um Zug hinzugewinnend leben diese Menschen vor unsern Augen: der bedächtige Hausherr, der in der Stadt den öffentlichen und privaten Geschäften nachgeht und draußen das Landgut verwaltet, der verdrießliche alte, der joviale städtisch gebildete, der bäuerlich knorrige Bürgersmann; die Matrone, die auf Sitte hält, die Schützerin der erwachsenen Kinder; der leichtfertig ins Leben stürmende, Freundschaft suchende und in Liebe vergehende Jüngling; der wie sein Herr philosophierende, der junge und listige, der verliebte Sklave, der alte Freigelassene und Vertraute des Herrn, die alte Dienerin, die Vertraute des liebenden Mädchens; der Hirt, der Köhler, der Koch, der Soldat, rasch zur Tat und rasch zur Reue: diese Menschen leben nicht mit einem aus einem Einzelfall heraus beobachteten, für den Fall zurechtgedachten Wesen; wie sie sind, stellen sie jeder einen Teil der Menschheit dar, einen

Teil vom Wesen der Jugend oder des Alters, vom Wesen menschlicher Hantierung und Gewöhnung, menschlicher Empfindung oder Gesinnung. Menander war nicht umsonst mit Theophrast befreundet, der seine Menschenbeobachtung in Schilderung von Charaktertypen niedergelegt hat. Hier ist es wissenschaftliche Beschreibung der menschlichen Psyche, bei Menander die Psyche selbst im Dichter offenbart, der über Reden und Handeln dieser Menschen in Haß und Liebe, Zorn und Güte, Ueberredung und Leidenschaft die Charis gebreitet hat, die nicht den einzelnen Menschen gehörte, aber die Charis der Dichters war.

Allein es wäre vergebene Mühe, durch Worte über Menanders Art und Kunst Aufklärung geben zu wollen; es durch eine Probe zu tun muß wenigstens der Versuch gemacht werden. Ich wähle dazu die Szene des Schiedsgerichts, von der oben die Rede war.

Der Schauplatz ist eine Dorfstraße in der Nähe von Athen, im Hintergrunde einige ländliche Wohnhäuser. Die Einleitungsszene ist vorüber. Der alte Smikrines befindet sich noch auf der Bühne. Er war aus seinem Hause gekommen, um in die Stadt zu gehen, aber durch eine Begegnung aufgehalten worden, die ihn in die übelste Laune versetzt hat. Wie er jetzt abgehen will, treten in heftigem Streit auf Daos, ein Hirt, und Syriskos, ein Köhler, beides hörige Leute; hinter Syriskos eine Frau mit einem Kind auf dem Arm.

Syriskos.

Du fliehst das Recht!

Daos.

Du greifst nach fremdem Gut!

Syriskos.

Du willst behalten was dir nicht gehört!
Ein Richter muß entscheiden.

Daos.

Mir ist's recht,
Ein Richter!

Syriskos.

Wer dann?

Daos.

Mir ist jeder gleich.
Und recht geschieht mir, warum mußt' ich auch
Dich ins Geheimnis ziehn?

Syriskos (sieht den Smikrines).

Soll dieser da

Den Spruch uns tun?

Daos.

Nur zu.

Syriskos.

Mein werter Herr,

Mit Gunst, habt ihr ein wenig Zeit für uns?

Smikrines.

Für euch? Was soll's?

Syriskos.

Wir streiten um ein Ding.

Smikrines.

Was geht's mich an?

Syriskos.

Ein Spruch nach gutem Recht,

Den suchen wir. Mit Gunst, seid ihr pressiert?

Sonst tut uns den.

Smikrines.

Nichtsnutz'ges Galgenvolk,

Im Arbeitskittel, wie ihr seid, spaziert

Ihr her und führt Prozeß?

Syriskos.

Ach bester Herr,

Die Sach' ist kurz und klar, tut uns die Liebe.

Denkt nicht, wir sei'n zu schlecht, bei Gott! das Recht

Muß Recht sein jeder Zeit und jeden Orts,

Und dafür stehn muß wer des Weges kommt,

Als für der Menschheit allgemeine Sache.

Daos (beiseite).

O weh! kein übler Redner! Warum ließ

Ich ihn heran?

Smikrines.

So sagt: wollt ihr verbleiben

Bei meinem Schiedsspruch?

Syriskos.

Ja.

Smikrines.

Sei's drum, so will

Ich hören. Sprecht. Du, der du schweigst, zuerst.

Daos.

Ich hol' ein wenig aus, vor unserm Streit,
Damit ihr deutlich seht, wie sichs verhält.
Im dichten Busch, nah' bei den Höfen hier,
's mag einen Monat her sein, weidet' ich
Die Herde, bester Herr, ich ganz allein.
Da lag ein Knäblein, das man ausgesetzt,
Mit Kettlein um den Hals und solchem Schmuck.

Syriskos.

Um diesen geht's.

Daos.

Er läßt mir nicht das Wort.

Smikrines.

Sprichst du dazwischen, komm ich mit dem Stock
Dir an den Leib.

Daos.

Und das mit Recht.

Smikrines.

Nun sprich.

Daos.

Ich nahm es auf und trug's zu mir nach Haus.
Es aufziehn wollt' ich; so stand mir der Sinn.
Allein bei Nacht ging ich, wie's denn so kommt,
Zu Rat mit mir und überlegte: „Was
Soll mir die Not, das Kind im Haus? woher
Das viele Geld? wozu die Sorgen mir?"
In solcherlei Gedanken kam ich früh
Zur Weide wieder. An denselben Ort
Kam dieser ('s ist ein Köhler), wo er Stümpfe
Aussägen wollte. Nun, wir kannten uns
Schon längst, und schwatzten. Da er meine Stirn
Voll Sorgen sah: „Was sinnst du?" fragt er; ich
Darauf: „Mich plagt mein Fürwitz", und ich sag'
Ihm alles, wie ich's fand und mit mir nahm.
Er aber, eh' ich alles noch gesagt,
Legt sich aufs Bitten, und bei jedem Punkt:
„So soll dir's gut gehn, Daos", sprach er, „gib
Das Kindchen mir; so sollst du glücklich sein,
So sollst du frei sein. Sieh, ich hab' ein Weib"
(Er meinte die, die hier den Knaben trägt)
„Wir hatten auch ein Kind, das ist gestorben."

Smikrines (zu Syriskos).

Hast du gebeten?

Syriskos.

Ja.

Daos.

Den ganzen Tag
Ließ er mir keine Ruh und bat. Zuletzt
Versprach ich's, gab ich's ihm. Er ging und sagte
Vieltausend Dank. Er küßte, da er's nahm,
Die Hände mir.

Smikrines.

So tatst du?

Syriskos.

Ja.

Daos.

Er ging.
Heut mit der Frau auf einmal trifft er mich
Und hält mich an und will, daß ich die Sachen
Hergeb' (ein Plunder war's, ein Tand, ein Nichts),
Die bei dem Kinde lagen, als ich's fand.
Und als ich sage, nein, das Zeug behalt' ich,
Da klagt er über Unrecht Stein und Bein.
Doch ich behaupte, danken muß er mir
Was ich ihm abgab, da er bat; und wenn
Ich ihm nicht alles gab, so darf er nicht
Die Taschen mir durchsuchen. Hätten wir
Den Fund zu zweit getan, daß der Gewinn
Gemeinsam war, auch dann nahm dieser dies
Und jenes ich; nun da ich's fand allein,
Nun meinst du, dein sei alles, mein sei nichts?
Kurzum: frei gab ich dir vom Eignen ab;
Bist du's zufrieden, fordr' ich's nicht zurück;
Gereut es dich, so gib mir's wieder her,
Tu Unrecht nicht und dulde keins; doch alles,
Vom guten Willen dies, dies mit Gewalt
Erlangen sollst du nicht. Ich hab' gesprochen.

Smikrines.

Er hat gesprochen. Hörst du? hat gesprochen.

Syriskos.

Gut. Drum ist's nun an mir. Er hat das Kind
Allein gefunden. Alles was er sagt
Ist wahr, und wie er's sagt, so ist's geschehn.
Ich leugne nichts. Ich bat, ich flehte, so
Gab er das Kind mir; denn er redet wahr.
Da hat ein Hirt, dem dieser es erzählt,
Im selben Dienst wie er, mir kund getan,
Daß bei dem Kind ein Schmuck lag. Diesen Schmuck
Zu fordern ist der Knabe selber hier.
Gib mir das Kind, Frau. (Er nimmt das Kind auf den
Arm.) Daos, dieses Kind
Begehrt die Kettlein und Erkennungszeichen
Von dir zurück. Es sagt, sie seien ihm
Zum Schmuck bestimmt, nicht dir zum Unterhalt.
Ich aber, als sein Vormund, der ich bin,
Fordre mit ihm; du machtest mich dazu,
Da du mir's gabst. Und nun, mein werter Herr,
Müßt ihr zu Recht erkennen, wie ich meine,
Ob dieser Fund, Gold oder was es sei,
Wie's ihm die Mutter mitgab, wer's auch war,
Verwahrt soll werden für den Knaben, bis
Er groß gezogen, oder ob der Dieb,
Der ihn darum bestahl, bloß weil er's fand,
Das fremde Gut nun auch behalten soll.
Warum ich damals, als das Kind ich nahm,
Die Sachen nicht von dir verlangt? Da war
Für ihn zu reden noch nicht meines Amts.
Auch jetzt verlang' ich nicht mein eignes Teil.
„Gemeinsamer Gewinn?“ kein Wort davon.
„Er fand es?“ Wehrlos war, von dem er's nahm:
Das nenn' ich nicht gefunden, nein, entwunden.
Nun überlegt auch dieses, Herr. Das Kind
Ist, wie ich meine, guter Leute Kind;
Drum, unter Tagelöhnern aufgezogen
Wird's höher wollen, wenn das edle Blut
Es packt, ausziehn nach freier Knaben Art,
Wird Löwen jagen, Waffen tragen, laufen
Im Wettkampf. Herr, ihr wart wohl oft im Schauspiel,
Kennt die Geschichten all: vom Prinzen Neleus

Und Pelias*); die fand ein alter Mann,
Ein Ziegenhirt, im Arbeitsfell wie ich.
Doch da er merkte, daß sie bess'rer Art,
Erzählt' er treu, wie er sie aufgefunden
Und aufgenommen, gab das Säcklein auch
Mit den Erkennungszeichen, wohl verwahrt:
Da ward den Knaben Haus und Eltern kund
Und wurden Königssöhn' aus Ziegenhirten.
Hätt' aber Daos das Geschmeid' entführt
Und um zwölf Batzen für sich selbst verschachert,
Dann gingen sie durch's Leben unerkannt,
So brave Knaben und so edlen Bluts.
Drum ist's nicht recht, daß ich den Knaben hier
Aufziehe, während seiner Zukunft Heil
Daos entführt und in die Winde schlägt.
Den Bruder wohl, der seine Schwester freite,
Bewahrte solch ein Zeichen; jener fand
Und rettete die Mutter, der den Bruder.
Des Menschen Leben, von Gefahr umdrängt,
Verlangt Voraussicht, Herr, und Wachsamkeit,
Von fernher vorzusorgen, wie's nur geht.
Doch Daos sagt: „gib's wieder, wenn dein Teil
Dir nicht genügt", und meint, dies halte stich.
Nicht recht zu tun begehrst du jetzt das Kind
Auch noch dazu, da du des Kindes Gut
Zurückerstatten sollst; dann dürftest du
Es um so sichrer schäd'gen künftighin,
Dem jetzt sein Glück nicht alles hat geraubt.
Ich hab' gesprochen. Nun erwäg' und richte.

Smikrines.

Das Recht ist klar. Was bei dem Kinde lag,
Gehört dem Kind. Dies ist mein Spruch.

Daos.

Sehr wohl.
Allein das Kind?

Smikrines.

Nicht dir, der ihm zu nah tritt,
Sprech' ich es zu, nein, diesem, der ihm hilft
Und gegen dich des Kindes Sache führt.

*) Syriskos hat im Theater die Tyro des Sophokles gesehen: die behandelte die Wiedererkennung des Neleus und Pelias.

Syriskos.

Heil dir und Dank!

Daos.

Bei Gott, ein arger Spruch!
Ich, der ich alles fand, behalte nichts,
Und er, der gar nichts fand, soll alles haben.

* * *

Daos muß nun den Schmuck herausgeben; Syriskos nimmt ein Inventar auf, dazu kommt Onesimos, der Sklave von Smikrines' Nachbar und Schwiegersohn, und entdeckt unter den Sachen den Ring seines Herrn, der dann als Vater des Kindes erkannt wird. Das ist die Einleitung zur eigentlichen Handlung.

Die Uebersetzung ist nur ein Schatten, ohne Farbe und Rundung des Körpers; aber Menander hat seine ganze Wirkung auf die Weltliteratur durch Uebersetzungen geübt und wird das auch wohl ferner tun, wenn der ägyptische Boden uns ferner gnädig ist. Wer den Dichter in seiner Sprache genießen und empfinden kann, hat den doppelten Gewinn; aber er gehört der Kulturwelt und sie wird ihn wie einen trauten Bekannten in allen Zungen begrüßen.

Major v. Wrangel, der angebliche Urheber der Konvention von Tauroggen.

Von

Max Lehmann.

König Friedrich Wilhelm III. hatte unter seinen Flügel-Adjutanten einen Namens Wrangel: Ludwig August Friedrich Ernst von Wrangel. Wir wissen nicht viel von ihm. Ehe er „wirklicher Flügel-Adjutant" wurde (1809), war er Adjutant bei dem russischen General Bennigsen, unter dessen Kommando 1807 die letzten preußischen Feldtruppen standen. Im Jahre 1812 weilte er einige Wochen bei dem preußischen Korps, das auf Geheiß Napoleons in Kurland gegen die Russen focht. Während der Feldzüge von 1813 und 1814 führte er eine Küraſſier-Brigade. Nach dem Frieden wurde er Divisionär; als Gouverneur von Königsberg wurde er 1832 pensioniert. Das einzige zeitgenössische Urteil über ihn, das wir kennen, hat General Boyen gefällt, der Freund von Scharnhorst, der Kriegs-Minister Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV.: der Flügel-Adjutant Wrangel sei dem Könige hauptsächlich als eine Art von Lustigmacher angenehm gewesen*).

Wrangels Wirksamkeit erfuhr von seiten des Kronprinzen, des späteren Friedrich Wilhelms IV., eine (in ihren Einzelheiten nicht bekannt gewordene) Kritik, die ihn kränkte. Er schrieb an den Prinzen**)

---

*) Boyen, Erinnerungen 2, 25.

**) Dieser Brief sowohl wie das weiter unten besprochene Tagebuch sind veröffentlicht und verteidigt worden von Thimme (in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Band 13 und 18, sowie in der Historischen Zeitschrift, Band 100). Gegen dessen Behauptungen richten sich Hans Delbrück (Leben Gneisenaus, 1, 278 der 3. Aufl.) und sein Schüler Hans Andrees (in der Berliner Dissertation von 1907: „Der Einfluß des Flügeladjutanten Freiherrn Ludwig v. Wrangel auf die Konvention von Tauroggen"). — Bemerkenswert ist, daß der Verfasser der „Geschichte der Familie v. Wrangel" (1887), der sonst im Lobe seiner Helden recht freigebig ist, nicht wagte, die Angaben des ihm wohlbekannten (vgl. S. 793) Tagebuchs über die geheime Instruktion von 1812 zu wiederholen.

und zählte seine Verdienste um König und Vaterland auf. Es waren ihrer, abgesehen von den Kriegstaten, die er selber nur summarisch erwähnt, sechs. Eines von ihnen kommt als unpolitischer Art hier nicht in Betracht: er will Friedrich Wilhelm III. zur schleunigen Abreise an das Kranken- und Totenlager der Königin Luise vermocht haben. Ebensowenig zwei fernere Verdienste: er hat, im Auftrage des Königs, verschiedene Schriftstücke, darunter den preußisch-französischen Bündnis-Vertrag von 1812, dem russischen Gesandten überbracht und, ebenfalls auf Befehl, eine Zusammenkunft dieses Gesandten mit dem Könige vermittelt: subalterne Geschäfte, die uns nicht interessieren. Anders steht es mit den drei übrigen Taten. Er will im Jahre 1810 Preußen vor dem Abschlusse einer Allianz mit Frankreich bewahrt haben; er will im Frühjahr 1813 seinen König mit dem Zaren versöhnt haben; er vindiziert sich und dem von ihm geleiteten Friedrich Wilhelm III. das Zustandekommen der Konvention von Tauroggen.

Das Schreiben, das diese Behauptungen aufstellt, trägt das Datum des 18. Juni 1838, ist also mindestens 25 Jahre nach den Ereignissen aufgesetzt von einem Manne, der das dreiundsechzigste Lebensjahr überschritten hatte. Eine Mahnung für denjenigen, der weiß, wie oft im höheren Alter das Gedächtnis irre geht und versagt. Wirklich gewahrt man schon auf den ersten Blick die stärksten Versehen.

„Seine Majestät der König", schreibt Major Wrangel über das Jahr 1810, „sandten mich nach St. Petersburg, um dem dortigen Hofe die offizielle Anzeige des Hintritts der verewigten Königin zu übergeben, beauftragten mir*) indessen noch besonders, die wahren Gesinnungen des Kaisers Alexander zu erforschen, da seit der Entrevue desselben mit Napoleon eine auffallende Veränderung in seinem Benehmen eingetreten sei, die nur dem Aufenthalt in Erfurt zuzuschreiben wäre."

„Seit der Entrevue in Erfurt". Major Wrangel weiß also nicht, daß über diese Entrevue zunächst der Zar schriftlich sowohl wie mündlich Friedrich Wilhelm unterrichtet, daß dann auf die Einladung des Zaren das preußische Königspaar Wochen hindurch in Petersburg geweilt und daß während der Krisis des Jahres 1809 der König beständig mit dem Zaren korrespondiert hat**). Fast noch

*) Der Major lebte, wie manch andrer seiner Kameraden, mit der deutschen Grammatik auf gespanntem Fuß.

**) Bailleu, Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. mit Kaiser Alexander I. S. 180 ff. Mein Stein 2, 578.

mehr wird der Gläubigkeit des Lesers zugemutet, wenn Maj
Wrangel fortfährt und erzählt, er habe durch die aus Rußla
über die wahre Gesinnung des Zaren mitgebrachten Nachricht
bewirkt, daß die Verhandlungen über den Allianz-Traktat n
Frankreich, der „gerade abgeschlossen werden sollte", suspendi
wurden. Major Wrangel kam im Oktober 1810 aus Rußla
zurück, die Verhandlungen über ein französisch-preußisches Bündn
haben im Mai 1811 begonnen.*)

In das Gebiet des Grotesken hinein ragt, was Major Wran
über sein zweites Verdienst, über seine Wirksamkeit im Frühja
1813 berichtet. „Am 5. März 1813 sandten Seine Majestät m
nach Kalisch, um den Kaiser Alexander zu bewegen, den ers
Schritt zur Versöhnung zu tun, indem er die Reise nach Bresl
früher unternehme, als der König nach Kalisch reiste. Obgleich d
Personen schon mit einer abschlägigen Antwort von Kalisch zur
gekehrt waren, so gelang es mir doch, den Kaiser zu diesem Sch
zu bewegen, indem ich nur sein vortreffliches Herz in Anspr
nahm und jede politische Tendenz vermied, die nur gegen d
Wünschen des Königs entscheiden konnte."

Man stelle sich vor: die beiden Monarchen schmollend, d
eine in Kalisch, der andre in Breslau sitzend; keiner will zuerst
Hand geben: bis schließlich der Biedermann Wrangel sie versöh
Und wie glückt ihm das große Werk? „Indem ich jede politis
Tendenz vermied." Aber weshalb grollten denn die beiden? — M
ist versucht, an der Zurechnungsfähigkeit des Briefschreibers
zweifeln. Richtig ist nur, daß er diesmal so wenig wie 1810 ei
Auftrag hatte, der an die hohen Aufgaben der Politik heranreich
er hatte (was er übrigens unerwähnt läßt) die Ratifikation
preußisch-russischen Bündnisses zu überbringen**). Ich besorge, sc
zu viel Worte über den Gallimatthias verloren zu haben; aber
Apologeten alles Mögliche und Unmögliche in die Schriften ih
Opfer hinein und aus ihnen herauslesen, will ich daran erinn
(was freilich jedermann weiß), daß längst der „erste Schritt
Versöhnung" getan war, und zwar vom Zaren, der seit dem Okto
1812 dem preußischen Könige die Rekonstruktion seines Staa
anbot***).

*) Bailleu a. a. O. S. 205. M. Scharnhorst 2, 368 ff.
**) Bailleu a. a. O. S. 250.
***) Vgl. meinen Scharnhorst 2, 478 f. u. m. Stein 3, 196 ff.

Welches Vertrauen sollen wir nach diesen Proben von Zuverlässigkeit der Darstellung entgegenbringen, die Major Wrangel von seiner größten, an den Namen Tauroggen geknüpften Ruhmestat gibt? Wir könnten ihr nur dann folgen, wenn nachgewiesen würde, daß sie, andern, authentischen Quellen entnommen, in dem Briefe des Jahres 1838 eine Ausnahmestellung behauptet.

In der Tat hat sich im Nachlasse Wrangels ein mit Schreibpapier durchschossener Kalender des Jahres 1812 gefunden, in welchen der Besitzer so viel eingetragen hat, daß man berechtigt ist, von einem Tagebuche zu reden.

Indessen die wissenschaftliche Kritik darf auch vor dieser gleichzeitigsten aller Quellenarten nicht Halt machen. Welche Bürgschaften haben wir dafür, daß der Tagebuchschreiber seine Eintragungen wirklich Tag für Tag gemacht hat? Eine aufmerksame Lektüre des Tagebuchs, das der preußische Staatskanzler Hardenberg hinterlassen hat, zeigt, daß der Autor vor neuen Notizen die älteren durch Zusätze erweiterte; das Journal des Grafen Morray, das in der Schuldfrage der Maria Stuart eine Rolle spielt, ist entweder nie ein Tagebuch gewesen oder nachträglich interpoliert; wie stark hat Zar Peter I. das Tagebuch, das seinen Namen trägt, überarbeitet.

In vielen Fällen lassen sich die verschiedenen Schichten eines Tagebuches nur aus dem Inhalt erkennen; zuweilen sind wir aber so glücklich, auch äußere Merkmale zu besitzen, und das ist bei dem Wrangelschen Tagebuch der Fall.

Ein Teil des Tagebuches — wir folgen dem Bericht des Herausgebers — weicht nämlich von den übrigen Eintragungen insofern ab, als er statt der sonst flotten und festen Züge der Wrangelschen Handschrift aus dem Jahre 1812 eine zitterige, nicht immer leicht zu entziffernde Schrift zeigt, auch mit schwärzerer Tinte geschrieben ist. Wie auffällig nun, daß diese Verschiedenheit der äußeren Merkmale zusammenfällt mit einer sachlichen Differenz. Alles, was mit flotten, festen Zügen geschrieben ist, stellt sich dar als einzelne Worte oder kurze Notizen. Alles, was mit zitteriger Hand geschrieben, ist eine längere, zusammenhängende Darstellung, die dem Werke von Tauroggen gilt. Sie ist auf mehrere Tage verteilt; ihr erstes Stück folgt auf eine der mit flotter Hand geschriebenen Notizen. Es ist klar: sie ist späterer Zusatz. In welchem Jahre sie entstand, läßt sich nicht feststellen; aber der völlig veränderte Charakter der Handschrift weist in eine erheblich spätere

Zeit. Streitig mag bleiben, weshalb der Autor seine relativ ausführliche Darstellung in einen Kalender schmalen Formats geklemmt und auf verschiedene Tage verteilt hat. Diese Manipulation bleibt sehr befremdlich und man versteht, daß das Wort „Fälschung" gefallen ist. Jedenfalls ist sicher, daß diese spätere Schicht der Kalender-Eintragungen nicht benutzt werden darf, um Behauptungen des Briefes von 1838 zu stützen. Uebrigens wird sich sofort zeigen, daß die eine Quelle der anderen wert ist.

Im August 1812 — erzählt Major Wrangel — als er mit dem Könige zusammen in Schlesien gewesen, sei die Unterhaltung auch auf den Krieg gekommen, und Friedrich Wilhelm habe die Ansicht geäußert, daß Napoleon über alle Hindernisse triumphieren werde. Er aber, Wrangel, habe erwidert, Napoleons Marsch auf Moskau sei sehr gefährlich, namentlich da das preußische und österreichische Hilfskorps nicht ganz zuverlässig wären.*) Ein Wort gab das andere. Wenn nun, will Wrangel gefragt haben, die Franzosen zurückgingen, was solle dann General Grawert, der Befehlshaber des preußischen Korps, tun. „Sich wehren", habe der König anfangs erwidert. Wrangel aber will zäh geblieben sein und zwei Aeußerungen getan haben, die, wenn wahr, die entscheidende Wendung herbeigeführt hätten; er will gefragt haben, ob sich General Grawert mit den Russen in Preußen schlagen solle; er will erklärt haben, daß Grawert die Befehle des Königs für diesen Fall erhalten müsse. Friedrich Wilhelm habe anfangs gar nichts davon wissen wollen, sei sogar ungnädig geworden, schließlich jedoch habe er nachgegeben. Der Flügel-Adjutant der Führende, der König der Geführte. Friedrich Wilhelm, berichtet Wrangel weiter, habe ihm — am 12. August 1812 — den Auftrag gegeben, dem kommandierenden General des preußischen Korps in Kurland drei mündliche Weisungen zu überbringen. Als die wichtigste in jedem Betracht erscheint die, welche den General anwies, sich im Falle eines allgemeinen Rückzugs von den Franzosen zu trennen. Vergleicht man sie mit den angeblichen Aeußerungen von Wrangel, so fällt ihm auch hier das wesentliche Verdienst zu; die Trennung der Preußen von den Franzosen ist ja nichts anderes als die Ausführung des Ratschlags, welcher in der von Wrangel für sich beanspruchten Frage gelegen hätte: ob sich General Grawert in Preußen mit den Russen schlagen solle.

*) „es doch nie ganz mit ihm halten könnten."

Es war vorauszusehen, daß der kommandierende General nach der Legitimation des Flügel-Adjutanten fragen würde. Also, fährt Major Wrangel fort, habe ihm der König eine Kabinetts-Ordre an Grawert mitgegeben, durch welche der General angewiesen wurde, die von Wrangel mündlich überbrachten Befehle zu befolgen. Mit diesem Schreiben des Königs sei er nach Kurland gekommen, habe es General Yorck (der gerade an die Stelle des erkrankten Grawert trat) übergeben, der aber habe sich gesträubt, die mündlichen Weisungen des Monarchen auszuführen.

Bis hierher stimmen die Kalender-Eintragungen Wrangels und sein Brief an den Kronprinzen wesentlich überein, nur daß der Kalender mehr Einzelheiten über den Ursprung der Mission bringt. Dagegen über das letzte, wichtigste Stück der von Wrangel in Anspruch genommenen Tat beobachtet der Kalender tiefes Schweigen, so daß der Apologet nicht einmal diese Quelle für seinen Schützling ins Feld führen kann. Nur der Brief von 1838 redet, und zwar folgendermaßen.

Wrangel habe in seinen Bemühungen nicht nachgelassen und — lassen wir ihm wieder selbst das Wort: „nach 14 Tagen, immerwährenden Vorstellungen, gelang es mir, denselben zur Ausführung der königlichen Befehle zu bewegen, und eine Unterredung mit dem russischen General v. Essen fand zwischen den Vorposten statt, wo man sich gänzlich verständigte, und die ich eingeleitet hatte. Es ist daher nicht der General v. Yorck, der aus eigener Bewegung so handelte, sondern er folgte nur die Befehle des Königs, welche ich ihm überbracht hatte, deren wichtige Folgen zu bekannt sind, um sie weiter zu erwähnen."

Diese Sätze sind insoweit völlig klar, als sie das angebliche Verdienst des Briefschreibers zum Ausdruck bringen. Wie er vorher den König geleitet hat, so jetzt den General Yorck; nur daß der verständige König dem Mentor weniger Opposition macht als der borstige General: bei Friedrich Wilhelm III. hat die Wrangelsche Ueberredungskunst nur einen Tag nötig, um ans Ziel zu kommen, bei Yorck 14 Tage, und zwar Tage unausgesetzter Arbeit. Einige Bedenken erregen die Schlußworte, die hinweisen auf die Nachwirkung der Zusammenkunft des preußischen und des russischen Generals. Auffällig bleibt, daß die Konvention von Tauroggen hier so wenig wie in den andern Teilen des Briefes genannt wird. Daß sie aber gemeint ist, beweist der Satz, welcher von wichtigen Folgen redet, Folgen, die zu bekannt seien, um weiter erwähnt zu

werden: die Konvention von Tauroggen kannte jedermann
wie ist das Wort „Folgen“ zu fassen, in zeitlichem oder in
lichem Sinne? Jeder Zweifel wird gehoben durch den S
der Unterredung zwischen York und Essen habe man sich „
verständigt.“ Damit meint Wrangel die Befehle des pre
Königs, von denen er kurz vorher geredet hat. Er will sag
der durch mich bewirkten Unterredung verständigten sich der
und der preußische General über die Ausführung der du
erwirkten Befehle des Königs; damals ist das verabredet
was später der Inhalt der Konvention von Tauroggen wur
Eine Thesis, die alles umstürzt, was bisher über da
Ereignis behauptet und vermutet worden ist.

Unsere Kritik beginnt bei der Botschaft, die Major 2
nach Kurland brachte. Sie zerfiel, behauptet er, in zwe
einen schriftlichen und einen mündlichen. Der mündlich
zwischen Wrangel und York geheim bleiben und konnte
Existenz einen Augenblick zugegeben, zunächst wenigstens keine
in der Ueberlieferung zurücklassen, so lange nämlich, als
auf andre wirkte. Aber die Kabinetts-Ordre, die nach W
eigener Angabe nur ganz unverfängliche, nichts über den
der mündlichen Befehle verratende Sätze enthielt*)? Wo
An dem Tage, an welchem der König angeblich den groß
schluß faßte, am 12. August 1812, ist, wie die Registratur
ständigen Behörde ausweist, nur eine Kabinetts-Ordre
kommandierenden General des preußischen Korps in Kurl
gangen, die des Majors Wrangel gedenkt. Die Rolle, die
spielt, ist nicht ganz so erhaben wie die, welche er gespielt
will. Denn der König teilt in seinem Schreiben dem Gene
„Sie erhalten dieses Schreiben durch meinen Flügel-Adj
den Major v. Wrangel. Er soll bei Ihnen bleiben, bis S
anlassung haben, auch ihn mit einer wichtigen Depesche
zurückzuschicken.“ Das ist alles. Nichts von dem, was 2
den König in seiner Ordre sagen läßt.

Wenden wir uns nun den drei mündlichen Weisungen
Wrangel überbracht haben will, so lauteten sie nach
Angabe also: „1. alles Blutvergießen wo möglich so n

---

*) Wrangels Brief: „daß ich von der Willensmeinung Seiner Majest
richtet, die näheren Verhaltungsbefehle mündlich zu überbringen
tragt wäre — Wrangels Kalender: „daß Sie mündlich meine Bef
mitbrächten und er genau nach den Verhältnissen zu befolgen hätt

verhindern, als es die Ehre der Truppen erlauben würde; 2. im Fall eines allgemeinen Rückzugs sich von der französischen Armee zu trennen und das preußische Korps in Graudenz zu konzentrieren, ohne Franzosen oder Russen in der Festung aufzunehmen; 3. daselbst die weiteren Befehle des Königs abzuwarten."

Wenn man diese angeblichen Befehle im Zusammenhange der Ereignisse würdigt, die zur Konvention von Tauroggen geführt haben, so fällt zunächst auf, wie sehr sich der erste von dem zweiten unterscheidet. Unnützes Blutvergießen durch Konventionen zwischen den Vorposten zu verhindern, ist man auch in früheren Kriegen bemüht gewesen, ohne daß es dazu besonderer geheimer Weisungen des Staatsoberhauptes bedurft hätte; Yorck sagt einmal geradezu, solche Konventionen seien „in allen Kriegen üblich" gewesen*). Mehr noch: Yorcks Vorgänger, General Grawert, der sich bereits um den Abschluß eines Abkommens dieser Art bemühte, hat hierfür sogar die Zustimmung des französischen Marschalls erhalten, zu dessen Korps die preußischen Truppen gehörten**): so unverfänglich war die Angelegenheit. Sollte nun dem preußischen Könige und dessen militärischer Umgebung, die doch einigermaßen kriegskundig waren, die von Yorck als allgemein üblich bezeichnete Sitte unbekannt gewesen sein? Merkwürdig: wir haben eine Ordre Friedrich Wilhelms III. an Yorck, die sich nicht als geheim bezeichnet, vielmehr allen andern Ordres gleicht, die an die kommandierenden Generäle in Kurland ergangen sind, und sie sagt, was nach Wrangels Angaben geheimer Befehl gewesen wäre, ohne Umschweife: der König wünsche dies Blutvergießen in den täglichen, aufreibenden, zwecklosen Gefechten beendet zu sehen***). Und eine weitere Merkwürdigkeit: auch Yorck verhandelt die Frage des unnötigen Blutvergießens in Schreiben nicht etwa nur an den König, sondern auch an den preußischen Staatskanzler, und zwar nach jenem 23. August, an dem ihm Major Wrangel diese Frage zum Gegenstande einer geheimen Weisung gemacht haben will.†)

Völlig anderer Art ist der zweite Befehl: die Trennung von den Franzosen und der eigenmächtige Marsch auf Graudenz. Das

*) Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 13, 261.
**) Seydlitz, Tagebuch des preußischen Armeekorps unter Yorck 2, 58. Droysen, Yorck 1, 366.
***) Kabinetts-Ordre an Yorck, Teplitz 12. September 1812; bei Droysen, Yorck 1, 367.
†) Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 13, 261.

wäre keine rein militärische Maßnahme, sondern ein im höchsten Grade politischer Akt, das wäre der Bruch mit Frankreich gewesen; denn durch eine völkerrechtliche Bestimmung war der preußische König verpflichtet, sein Hilfskorps unter französischem Kommando zu lassen.*)

Daß Friedrich Wilhelm III. am 12. August 1812, als Napoleon siegreich in Rußland vordrang, eine solche Weisung sollte haben ergehen lassen, ist unbedingt ausgeschlossen für diejenigen, welche die Haltung des Königs in allen großen Krisen seiner Regierung unbefangen geprüft haben.**) Aber wir haben noch ein zweites Argument, und dessen Beweiskraft liegt nicht auf dem Gebiete der Charakterschilderung, das mancher als allzu subjektiv hier nicht wird betreten wollen.

Vierzehn Tage lang hat Wrangel nach seiner Versicherung General Yorck bestürmt, gemäß dem königlichen geheimen Befehle Nr. 2 die Festung Graudenz zu beschirmen, wenn es zum Rückzug

*) Convention, Paris 24. février 1812, Art. III: Ce contingent sera le plus que possible réuni dans le même corps d'armée et employé de préférence à la défense des provinces prussiennes, sans que S. M. le roi de Prusse entende par là gêner en rien les dispositions militaires de l'armée dans laquelle ses troupes seront employées. Clercq, Recueil des traités de la France 2, 357.

**) Wie weit Friedrich Wilhelm III. und sein Staatskanzler Hardenberg im Herbst und Winter 1812 von heroischen Entschlüssen entfernt waren, ist längst bekannt. Aber zwei besonders interessante, für jeden der beiden Autoren charakteristische Dokumente, die bisher unbekannt geblieben sind, mögen es von neuem erhärten. Am 6. September schrieb Hardenberg dem Könige: „Es scheint überhaupt viel Gewagtes in den Operationen Napoleons zu sein, da bei seinen großen und schnellen Fortschritten starke Armee-Corps in seinem Rücken sich befinden . . . Vermuthlich ist alles darauf berechnet, durch den Besitz von Moskau den Frieden so geschwind als möglich zu bewirken. Wenn der Kaiser Alexander aber fest bliebe und Unfälle im Rücken, späte Jahreszeit, auch große Volksmassen, denen es gelänge Enthusiasmus einzuflößen, hinzukämen, so könnten große Verlegenheiten für die französische Armee entstehen. Das Schlimmste für uns wird sein, wenn Besorgnisse dieser Art Napoleon bewögen, große Anforderungen zu neuen Hülfen und Opfern an uns zu machen." Echt Hardenbergisch: ein großartiger Anfang, ein dürftiger Schluß; viel Intelligenz, wenig Charakter. — Als einige Wochen später Napoleon die Verluste des preußischen Hilfskorps durch Nachschub ersetzt zu sehen wünschte, schrieb der König an Hardenberg (16. Oktober): längst seien hierzu alle Anordnungen getroffen, und ein Theil der Mannschaften würde ohne die von General Loison gemachten Schwierigkeiten bereits eingetroffen sein. „Ich hoffe," fuhr Friedrich Wilhelm fort, „so dem Wunsche des Kaisers Napoleon Majestät vollständig entgegen zu kommen, da mit dem Glücke und dem Erfolg Meiner Waffen auch die gemeinschaftliche Sache dadurch befördert wird." Eine wichtige Bestätigung der Behauptung Boyens (Erinnerungen 2, 147), daß im Laufe des Jahres 1812 die Stimmung des Königs dem französischen Kaiser günstiger geworden sei.

komme: endlich ist er am Ziel: York willigt in die Befolgung der königlichen Befehle, also auch in den Marsch auf Graudenz. Man sollte meinen, nun ist jeder Zweifel gehoben, kein Befehl, keine Bitte um Befehle, keine Belehrung, keine Warnung mehr nötig. Aber kaum sind einige Wochen verstrichen*), so fühlt sich York, als wenn niemals ein Wrangel bei ihm gewesen wäre, gedrungen, einen Immediat-Bericht in die Heimat zu schicken, durch den er, ohne Wrangel und dessen Mission zu nennen, die Aufmerksamkeit Seiner Majestät lenkt auf die Lage der Festung Graudenz, die bedroht sei, wenn es zum Rückzug komme.

Entweder hat Johann Gustav Droysen (dem wir die Kenntnis dieses Immediat-Berichts verdanken), durch schnöden Vertrauensbruch über Wrangels Brief und Kalender orientiert und von der ruchlosen Absicht erfüllt, Wrangel vorweg um seinen Ruhm zu bringen, den Immediat-Bericht Yorcks interpoliert, oder Major Wrangel hat — sich geirrt.

Nun aber die Krönung des Wrangelschen Werkes, jene Unterredung, in welcher der preußische und der russische General, die Konvention von Tauroggen vorweg nehmend, sich „gänzlich verständigten".

Wie denkt sich das Major Wrangel? Zu einer Verständigung gehören zwei, in diesem Falle sogar vier, die beiden Generäle und ihre Monarchen. Ueber die Preußen, König Friedrich Wilhelm und General York, hat Major Wrangel es übernommen, uns zu orientieren.

Freilich gerät er dabei mit sich selbst in Widerspruch. Die gänzliche Verständigung umfaßte nach seiner Darstellung sämtliche drei Weisungen des preußischen Königs. Die erste (betreffend die Vermeidung überflüssigen Blutvergießens) war ohne eine Abkunft mit dem russischen General nicht wohl sicher und wirksam durchzuführen. Dagegen konnte die zweite Weisung (Trennung von den Franzosen) mit Benachrichtigung der Russen oder ohne sie befolgt werden; im ersten Fall war klärlich eine besondere Ermächtigung vonseiten des preußischen Königs, eine vierte Weisung, nötig. Eine solche schließt Wrangel dort aus, wo er von der ihm für die kurländische Reise erteilten Instruktion redet; er setzt sie naiv dort vor-

*) Am 5. November 1812; Droysen, York 1, 395.

aus, wo er über die Unterredung zwischen York und Essen
richtet.

Weiter, wie sollen wir uns die Haltung des russischen Gene
Essen vorstellen? Der mußte doch eine Vollmacht seines Herrsc
gerade so gut haben wie York. Wie aber sollte er sie erlang
Er hätte nach der Wrangelschen Darstellung die preußischen
positionen erst am Tage der Unterredung (am 24. September)
fahren; denn bis dahin dauerte der „vierzehntägige" Widerst
Yorcks. Der russische Kaiser weilte damals in Petersburg, 600 K
meter weit entfernt; Tage mußten vergehen, ehe Essens Anfrage
Petersburg und die Antwort von Petersburg zurück war. Da bl
ja wohl, um die Wrangelsche Darstellung zu retten, nichts and
übrig als die Annahme eines Wunders: dergestalt, daß der
Wrangelschen Ideen erfüllte General York nur hinauszure
brauchte, um den russischen Kameraden bereits mit einer Instruk
seines Kaisers ausgerüstet zu finden, die es ihm möglich machte,
auf der Stelle mit seinem Partner „gänzlich" zu verständi
„Gänzlich" — auch über diejenige Weisung Friedrich Wilhelms
welche Russen und Franzosen auf gleichem Fuß behandelt s
wollte, indem beiden die Tore von Graudenz verschlossen ble
sollten? Und das soll ein Stück der vorweggenommenen Konven
von Tauroggen sein? In wem regte sich hier nicht der Wu
den Wortlaut der „gänzlichen Verständigung" kennen zu lernen

Aber dieser Wunsch bleibt unerfüllt. Denn zum Unglück
Wrangel, zum Glück für die historische Wahrheit haben wir
die Unterredung vom 24. September noch drei Zeugnisse: das
russischen Generals Essen, das des Adjutanten von York, M
Seydlitz, und das des großen Clausewitz, der damals in russis
Diensten stand. Sie stimmen darin überein, daß von irgend ei
Abkommen oder gar von einer gänzlichen Verständigung nicht
Rede war. Im Gegenteil, General Essen, dessen Zeugnis bei we
das wichtigste ist, schließt den Bericht an seinen Kaiser mit
resignierten Worten: „Ich konnte bemerken, daß man nicht r
auf Deutschland zählen kann, der Mut ist dort unwiderbrin
verloren."*)

*) Seydlitz, Tagebuch 2, 74. Clausewitz, Hinterlassene Werke (1835) S.
General Essen an den Zaren, 12. September (a. St.): J'en [vom Ge
York] ai appris différentes nouvelles [über die französische Ar
dont je joins ici une note particulière. Il m'assura aussi
Moscou a été occupé par l'ennemi le $\frac{2.}{14.}$ septembre à trois heure

Und wollte man annehmen, daß Wrangel sich in Zeit und Ort geirrt habe und die „Verständigung" zwischen Yorck und Essen anderswo und anderswie geschehen sei, so stände dem eine Erwägung von besonderem Gewicht entgegen, eine Erwägung, die wir bereits soeben hätten verwerten können. Es gab in Rußland Leute, die Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um das preußische Korps von den Adlern Napoleons loszureißen, die begierig lauerten auf jede Nachricht von dem heiß ersehnten Abfall, die in der Lage waren, solche Nachrichten zu erhalten, die weder Grund noch Neigung hatten, Dokumente, die diese Nachrichten brachten, vor den Augen der Nachwelt zu sekretieren. Das waren die preußischen Emigranten: an ihrer Spitze der Freiherr vom Stein, der tatsächlich das sogenannte Deutsche Komitee leitete: die Behörde, deren Hauptaufgabe war, die deutschen Truppenteile in Napoleons Heer zum Uebertritt ins Lager der Freiheit zu bestimmen. Aber vergebens durchforscht man die Aufzeichnungen Steins und seiner Freunde nach irgend irgend einem Hinweise auf eine Verabredung zwischen Yorck und Essen, wie sie Major Wrangel berichtet.

Endlich zeigt sich die Unmöglichkeit der von Wrangel erzählten Vorgänge auch von rückwärts, von einer Betrachtung des Zeitabschnittes aus, vor den sie der Erzähler verlegt.

Im letzten Monate des Jahres 1812, nachdem die Vernichtung der großen Armee Napoleons feststand, ist Friedrich Wilhelm III. befragt worden und selbst zu Rate gegangen mit seiner Umgebung über das dringende Problem der preußischen Politik: ob Lösung des französischen Bündnisses, ob Uebertritt ins russische Lager, ob Neutralität.*) Die Beratungen trugen den denkbar intimsten Charakter und schließen die Möglichkeit gänzlich aus, daß etwa hinter ihnen noch ein tieferes Geheimnis ruhe: wie sie denn auch erst nach einem halben Jahrhundert der historischen Forschung zugänglich gemacht sind. Es ist völlig undenkbar, daß hier die Mission von Wrangel, die diese Lebensfrage des preußischen Staates im Sinne der Neu-

l'après-midi; il ajouta qu'après la bataille de Mojaisk, il n'y a plus eu presque de combat, et que l'on ignore ce qu'est devenu le maréchal Koutousoff avec l'armée sous ses ordres; l'on croit que la paix va se faire maintenant, et que Napoléon n'exigera point de grands sacrifices. Voilà, Sire, ce que l'on m'a dit. Dans une conversation qui dura une heure, j'ai pu m'apercevoir qu'il ne faut plus compter sur l'Allemagne — le courage y est perdu sans retour. Dubrowin, Sammlung geschichtlicher Materialien aus dem Archiv der kaiserlichen eigenen Kanzlei S. 328 f.

*) Droysen, Yorck 1, 440 ff. M. Scharnhorst 2, 474 ff.

tralität zu entscheiden begonnen hatte, nicht irgend einmal zur Sprache gekommen sein sollte: wenn sie eben existiert hätte. Aber Yorck fragt beim Könige an, wie er sich zu verhalten habe: als wenn er nicht längst die Instruktion empfangen hätte, sich von den Franzosen zu trennen und auf Graudenz zurückzuziehen. Der König erklärt, sich mit Oesterreich verbünden und bei ihm selbst dann ausharren zu wollen, wenn es der französischen Allianz treu bleibe: er hatte wohl vergessen, daß er selber bereits den ersten Schritt von ihr zurück getan hatte, indem er Yorck durch Wrangel anweisen ließ, sich von den Franzosen zu trennen. Hardenberg, der preußische Staatskanzler, erklärte, man müsse sorgfältig darauf halten, daß Preußen gegenüber Frankreich nicht kompromittiert werde: hatte der König ihm, der damals sein volles Vertrauen besaß, gerade die Wrangelsche Mission vorenthalten?

Dasjenige, womit diese Beratungen endeten, der ebenso klägliche wie gefährliche Entschluß zu einer Vermittelung zwischen den Krieg führenden Mächten, er ist vereitelt durch die Konvention von Tauroggen.

Vergleichen wir sie mit den königlichen Befehlen, die Major Wrangel überbracht haben will, so weicht sie von ihnen auf das stärkste ab, insofern sie nichts weiß von einem Marsche auf Graudenz und von einer Schließung dieser Festung gegen Russen sowohl wie gegen Franzosen. Sie würde einen Berührungspunkt mit jenen Weisungen haben, insofern sie die Trennung des preußischen Korps von den Franzosen stipuliert. Diese Doppelnatur hätte, wenn vorhanden, zum Ausdruck kommen müssen in der Motivierung, die General Yorck seinem Werke zuteil werden ließ.

Yorck hat die Konvention Friedrich Wilhelm III. übersandt mit zwei Schreiben, die wir seit einem halben Jahrhundert kennen.*) Er sucht hier seine Tat zu rechtfertigen, ohne sich Täuschungen hinzugeben über ihre möglichen Folgen: er will dem Könige seinen Kopf zu Füßen legen, wenn er gefehlt haben sollte; er schwört, wenn vom Könige verurteilt, auf dem Sandhaufen die Kugel ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde erwarten zu wollen. Seine Darlegung gipfelt in dem Satze: „Der Schritt, den ich getan, ist ohne Befehl Ew. Majestät geschehen."**)

*) Droysen, Yorck 1, 492 ff.
**) Ebenso Yorcks Immediat-Bericht v. 4. Dezember 1812: „Ohne alle Instructions, ohne den geringsten Fingerzeig usw." Pertz, Stein 3, 247.

Wie? Das schrieb Yorck, nachdem er auf Weisung des Königs sich „gänzlich" mit den Russen verständigt oder — wenn wir von der haltlosesten der Wrangelschen Behauptungen einmal absehen wollen — nachdem er wenigstens die Befehle des Königs hatte wirken lassen als Saatkörner und Keime zu seinen eigenen zwar stark abweichenden, aber auch heilvollen Entschließungen? Unmöglich. In dem ersten Falle hätte er sich ein fremdes Verdienst ebenso lügnerischer wie thörichter Weise angeeignet; denn er lief ja Gefahr, von den wahren Urhebern der Konvention alsbald überführt zu werden. In dem zweiten Falle hätte er ebenso unklug wie unschicklich gehandelt, wenn er nicht zu seiner Rechtfertigung einfach gesagt hätte: „Das Wichtigste an der Konvention, die ich geschlossen habe, ist die Trennung meines Korps von den Franzosen. Ew. Majestät haben mir durch den Major Wrangel eine geheime Instruktion zukommen lassen; an der habe ich für das Wichtigste gleichfalls die Trennung von den Franzosen gehalten. Also haben Ew. Majestät selber einen hervorragenden Anteil an der Konvention, und ich darf hoffen, Indemnität zu erlangen für diejenigen Teile der Instruktion, die ich nicht ausgeführt habe." Und dann hätte die Angabe der Gründe folgen müssen, die den Marsch auf Graudenz vereitelten.

Yorck hat nicht so geredet, er konnte nicht so reden. Er konnte sich nicht wegen Unterlassung des Graudenzer Marsches rechtfertigen, er konnte die Wrangelsche Instruktion nicht einmal andeuten; denn sie hat niemals existiert, sie ist erfunden.

Aengstliche Gemüter werden fragen: wie war eine so ungeheuerliche Fabelei möglich? Sie seien an andere Legenden gerade über 1812 und 1813 erinnert, die sich finden in den Denkwürdigkeiten von Knesebeck und Schön; diese Jahre sind sichtlich ein guter Nährboden für derartige Gewächse gewesen. Möglich, daß der König und seine Flügel-Adjutanten im Sommer und Herbst darüber geredet haben, wie viel besser Preußen daran wäre, wenn das preußische Hilfskorps in Graudenz stände; möglich aber auch, daß Wrangels Behauptungen einfach aus der Luft gegriffen sind. Welche dieser Annahmen zutrifft, wird sich kaum je entscheiden lassen und ist im Grunde gleichgültig. Ein Interesse hätte die Frage nur, wenn es sich um eine bedeutende Persönlichkeit handelte. Wrangels politische Wirksamkeit aber bestand, so weit sie durch die echten Quellen verbürgt ist, in dem Ueberbringen von Dokumenten.

Im Jahre 1810 hatte er die Anzeige vom Tode der Königin Luise nach Petersburg, 1812 den preußisch-französischen Traktat und Stärke-Rapporte an den russischen Gesandten, in demselben Jahre Depeschen nach und von dem preußischen Hilfskorps in Kurland, 1813 endlich die Ratifikation der preußisch-russischen Allianz nach Kalisch zu bringen. Und so behält denn Boyen mit seiner niedrigen Einschätzung des Majors Wrangel vollkommen recht. Ein Depeschenträger, kein Urheber von Weltumwälzungen.

Das Urchristentum und die sozialen Fragen.

Von

Adolf Harnack.

Troeltsch, Ernst, Die Soziallehren der christlichen Kirchen I. (Aus dem „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik", herausgegeben von W. Sombart, M. Weber und E. Jaffé, Bd. 26, Heft 1 [1908], S. 1–55.)

Troeltsch hat mit diesem Aufsatz eine Reihe zusammenfassender Untersuchungen eröffnet, die nach dieser Probe das Beste versprechen. Der Fortschritt geschichtlicher Erkenntnis wird durch die Reduktion versuchter Ideen auf eine einfache und deutliche Einsicht, durch Sammlung verstreuter, bisher unsicher erfaßter Wahrheiten in einen Brennpunkt und durch kräftige Widerlegung schleichender, zäher Irrtümer und Halbwahrheiten ebenso befördert wie durch eine neue siegreiche geschichtliche Kombination. Eine solche findet man in der vorstehenden Untersuchung nicht, aber durch Reduktion, Sammlung und Widerlegung wirkt sie wie eine originale Konzeption, und ich zweifle nicht, daß sie für die theologische und nationalökonomische Forschung von großer Bedeutung werden wird. Im folgenden versuche ich es, die Hauptpunkte und Hauptvorzüge der Abhandlung zur Darstellung zu bringen. Zugleich werde ich die verhältnismäßig untergeordneten, aber doch nicht gleichgültigen Ausführungen berichtigen, die mir einer Korrektur zu bedürfen scheinen. Mit besonderer Freude darf ich dabei konstatieren, daß die Darlegungen des Verfassers in allen Hauptsachen mit den Erkenntnissen zusammenstimmen, die ich in meinen Vorlesungen über „das Wesen des Christentums" ausgesprochen habe. Diese Uebereinstimmung ist um so wichtiger, als Troeltsch diese Vorlesungen nicht berücksichtigt hat, sondern neben meiner „Missions- und Ausbreitungsgeschichte des Christentums" nur die im Jahre 1894 erschienene Abhandlung „die evangelisch-soziale Aufgabe im Lichte der Geschichte der Kirche" (Reden und Aufsätze, II. Bd., S. 23—76).

I.

In methodischer Hinsicht ist zunächst die scharfe Unterscheidung zu begrüßen, die der Verfasser zwischen der inneren soziologischen Auswirkung des Christentums als religiösen Phänomens und seinen sozialen Wirkungen nach außen macht. Beides wird bisher fast konstant durcheinandergeworfen, und dadurch ist eine große Unklarheit entstanden; denn die innere soziologische Auswirkung des Christentums ist fast vollständig von seiner Eigenart abhängig, die sozialen Wirkungen aber auch von den Zuständen, auf die es eingewirkt hat, und von den Reflexen, die es selbst betroffen haben. Indem Troeltsch diese und jene sauber scheidet, gewinnt er die prinzipielle Klarheit, die z. B. das bekannte Werk von Nathusius: „Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage" gänzlich vermissen läßt. Hier wird das Christentum im Handumdrehen ein Prinzip des sozialen Lebens überhaupt, weil es bestimmte Beziehungen zwischen den Gläubigen und eine bestimmte Art sozialer Betätigung von ihnen fordert und erscheint nun von Anfang an als energischer sozialer Faktor in allen denkbaren gesellschaftlichen Verhältnissen. Nun aber läßt sich Nathusius aus seiner Dogmatik noch daran erinnern, daß das, was das Christentum enthält, absolute und normative Bedeutung haben müsse. Damit ist dann sofort die Gegenüberstellung des Christlich-Sozialen und alles übrigen Sozialen gegeben und so ein Abgrund geschaffen, in welchem alle wirkliche Geschichte zu verschwinden droht. Auf der Gegenseite entwickelte sich freilich auch nichts besseres; denn indem hier das Christentum als religiöser Faktor entmannt und in bequemster Verallgemeinerung sofort und ausschließlich als ökonomisches Phänomen betrachtet wird, wird es als eine der in jener Zeit mit Notwendigkeit entstandenen kommunistischen Klassenbewegungen angeblich enthüllt, damit aber seiner Eigenart in kläglichster Weise beraubt. Wer mit gründlichen Kenntnissen der Geschichte des alten Christentums an das Bild tritt, welches die sozialistischen Dogmatiker von ihm zeichnen, erkennt es überhaupt nicht mehr wieder. Ein Wechselbalg ist an seine Stelle getreten, aber nicht einmal ein interessanter, vielmehr jener bekannte blutlose Schatten, der trotz seines großen Magens in keiner Periode Leben besessen hat, weil ihm Kopf und Herz fehlen, von dem uns aber eingeredet wird, er sei das einzig Lebendige in der Geschichte! Die Dogmatiker von beiden Seiten unterscheiden eben nicht die Sache in ihrer Eigenart und an sich von den Verknüpfungen, in die sie, sei es auch sofort, eingetreten ist. Sie stellen sich gar nicht

die Frage, ob das Christentum an sich, so starke soziologische Momente es von Haus aus umfaßt hat, sich nicht ganz inkommensurabel und disparat zu allem Sozialen, das es vorfand, verhielt, so daß jede Verknüpfung, in die es eintrat, notwendig bereits eine Modifikation bringen mußte. Die rationalistisch-kindliche Vorstellung, daß nur das Kommensurable wirksam werden könne, bezeichnet den Tiefpunkt geschichtlicher Betrachtung, weil es sich genau umgekehrt verhält, d. h. die großen Wirkungen sind stets die Folge paradoxer Ziele und Anforderungen, und der träge Fluß des „Weltlichen" ändert seine Richtung nur unter dem Wehen eines Geistes, der mit diesem „Weltlichen" nichts gemein hat. Der zweite Vers der Bibel: „Es war finster auf der Tiefe, und der Geist schwebte auf dem Wasser, und es ward Licht" — enthält mehr geschichtsphilosophische Weisheit als alle strebsamen Versuche, den Fortschritt der Dinge aus den rhythmischen Bewegungen des Chaos abzuleiten. Das Denken über Welt und Geschichte nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes, d. h. nach einem und demselben monistischen Schema, soll gewiß so lange geübt werden als es ausreicht; aber es in gewaltsamer und darum falscher Analogiebildung über alle Phänomene auszudehnen, heißt die eigene innere Verarmung zum Prinzip zu erheben und den Geist aus den Erscheinungen auszutreiben. Man erhält durch dieses Verfahren eine ebenso unwahre Geschichte wie durch die Einführung dogmatisch-theologischer Vorurteile.

Hier ist es nun von höchstem Belang, daß Troeltsch rund und zuversichtlich den Satz an die Spitze gestellt hat, daß die Predigt Jesu und die Bildung der neuen Religionsgemeinde keine Schöpfung einer sozialen Bewegung ist, das heißt, nicht aus irgend einem Klassenkampf hervorgegangen oder auf ihn zugeschnitten ist und überhaupt nirgends direkt an die sozialen Umwälzungen der antiken Gesellschaft anknüpft. Mit vollem Recht erklärt Troeltsch, „daß die gesamte urchristliche Missions- und Erbauungsliteratur innerhalb und außerhalb des Neuen Testaments von einer prinzipiellen sozialen Fragestellung nichts weiß, daß im Mittelpunkt überall rein die Fragen des Seelenheils, des Monotheismus, des Lebens nach dem Tode, des reinen Kultus, der richtigen Gemeindeorganisation, der praktischen Bewährung, der strengen Heiligkeitsgrundsätze stehen, daß von Anfang an keine Klassenunterschiede gemacht, sondern diese vielmehr in der großen Frage nach dem ewigen Heil und den inneren Gütern ausgelöscht worden sind." Der sicherste Beweis, daß dem so ist, liegt darin, daß nicht einmal die Askese

anfangs an und für sich ein Ideal war. Troeltsch stimmt also der Formulierung vollkommen zu, die ich an mehreren Orten, zuletzt in meinem Grundriß der Dogmengeschichte (4. Aufl. S. 15) gegeben habe: „Angesichts der sichersten Sprüche Jesu kann ein Zweifel darüber nicht walten, daß das einzige Ziel der Religion, wie Jesus sie gelehrt, darin besteht, daß der Mensch seinen Gott finde, erkenne, ihm sich ergebe und seinen Willen tue. Die Coeffizienten, ob jüdische Religion oder nicht, ob Askese oder Weintrinken, ob Weltflucht oder Weltherrschaft, sind letztlich gleichgültig: die Religion Jesu duldet diese Gegensätze, indem sie sie umklammert.“ Das, was Jesus wirklich bekämpft, ist der Mammonsdienst, das gottlose Sorgen und die unbarmherzige Selbstsucht, nicht aber vorhandene soziale Zustände, und das, was er durchsetzen will, ist die Gottesherrschaft in den Herzen, nicht aber ein neues soziales Programm; ja man kann geradezu sagen, daß das Evangelium einen Verzicht bedeutet auf jedes innerirdische Sozialideal, auf die politischen und ökonomischen Werte überhaupt (Troeltsch S. 30). Es stellt sich demgemäß als eine wirkliche Umwertung der Werte dar, d. h. es wird falsch beurteilt, wenn man annimmt, es weise die für den Menschen nicht erreichbare und doch so wünschenswerte Organisation innerweltlicher Werte an die Kraft der Gottheit, die sie nun wunderbar durchführen werde, nein — diese Werte selbst werden in ihrem Werte beanstandet und an ihre Stelle sollen die aus dem Gehorsam gegen Gott fließende Zuversicht zu Gott, der Seelenfriede und die Bruderliebe treten. In der ältesten Spruchsammlung, der gemeinsamen Quelle für Matthäus und Lukas, tritt das besonders deutlich hervor. Ebenso deutlich spricht aber dafür auch die wichtige Tatsache, die so oft übersehen wird, aber Troeltsch richtig hervorhebt, daß Jesus keineswegs alle zu seinen „Jüngern“ im Sinne der zwölf Jünger gemacht hat und machen wollte. Zur Nachfolge im engeren Sinn beruft er nur einige, andere läßt er an ihrer Stelle in Haus und Beruf und erkennt an, daß sie in eben dieser Stellung ihren Gott finden können oder schon gefunden haben. Der heilige Franciskus hat ihn also ganz richtig verstanden, wenn er es zuließ, daß neben den Kreis der predigend-reisenden armen Brüder ein weiterer Kreis von „Tertiariern“ trat, die in ihrem Stande blieben. Durch diese Zulassung dort wie hier ist aufs stärkste ausgedrückt, daß die Veränderung in den Werten, die Jesus verlangt, eine bestimmte soziale Neuordnung und Lage nicht fordert, um sich in den einzelnen durchzusetzen. Nur „leichter“ — was freilich nicht

gleichgültig ist — wird die Durchführung des göttlichen Willens in der Regel denen, die alles verlassen haben, als denen, die diesen Verzicht nicht geleistet haben.

Auf ein Doppeltes meint aber Troeltsch hierbei hinweisen zu müssen, nicht sowohl zur Einschränkung des Gesagten, als vielmehr um die konkrete Situation richtig zu fassen. Erstlich hebt er hervor, daß ein so geartetes Ideal, wie Jesus es vorgestellt hat, in seinem Ursprung und Fortschritt doch unter einer starken indirekten Wirkung der sozialen Lage stehen mußte, und ferner, daß es sich naturgemäß hauptsächlich an die Gedrückten und Kleinen wendete und daher zunächst eine an die Gedankenwelt und den Gefühlskreis der unteren Klassen sich richtende Volksbewegung hervorrufen mußte.

Was das Erste betrifft, so hat Troeltsch vollkommen recht: gewiß hat der Druck der Mächtigen und Reichen, der Stolz und die Hoffahrt der Pharisäer und Priester usw. die Predigt Jesu gegensätzlich bestimmt, aber der eigentliche Feind, den er auch an ihnen bekämpft, ist doch die blinde Selbstgerechtigkeit, die innere Verwahrlosung bei allem äußern Tun und die Unbarmherzigkeit. Und selbst bei der Unbarmherzigkeit denkt Jesus nicht ausschließlich an die Armen, welche durch sie geschädigt werden, sondern auch an die Reichen selbst, die in ihrer Untugend zur Hölle fahren. „Alles Eigentliche und Wesentliche“ — um mit Troeltsch (S. 29) zu reden — ergiebt sich auch hier aus der eigenen Dialektik der religiösen Ideen; denn dem Druck der Reichen und Mächtigen wird ja nicht als Ideal die Verheißung einer Welt der Gleichheit, Freiheit, Schmerzlosigkeit und die irdische Lebensbefriedigung durch göttlichen Wundereingriff entgegengestellt, sondern ein neues Ideal wird aufgerichtet: „Wer unter euch groß sein will, sei euer aller Diener,“ und „wer reich sein will, sei reich in Gott.“ Wenn es an einigen Stellen anders erscheint, so darf man unbedenklich annehmen, daß die Aussicht auf Wohlleben, auf „Essen und Trinken im Reiche Gottes“, wie sie übrigens auch in die Zukunft geworfen wird, als Bild dienen soll für die Freude, die aus dem Seelenfrieden quillt. Und selbst wenn man bei einem oder dem anderen Wort zweifeln müßte, ob diese Interpretation erlaubt sei, so wäre dasselbe als ein unüberwundener Rest zu beurteilen, und das Erz wäre hier noch „in den Gruben“. Eine große neue Bewegung ist doch nicht nach dem zu beurteilen, was sie noch stehen gelassen hat, sondern ausschließlich nach dem, was sie an Gewaltigem zum Ausdruck bringt! Eben darum ist die Beurteilung, die jüngst noch Kautsky und Kalthoff dem Wesen

der evangelischen Verkündigung und ihrem Ursprung haben z
werden lassen, eine so miserable, weil sie, unbekümmert u
wirklichen Befund in den Quellen und ohne Verständnis f
Selbständigkeit und Kraft religiöser und sittlicher Gedanke
Evangelium, weil es soziale Not und Druck zu einer seiner
aussetzungen hat, nur als eine proletarisch-sozialistische Be
zu verstehen vermögen und nach Schema K als eine der
gestrigen ökonomischen Erscheinungen behandeln.

Was das Zweite betrifft, so vermag ich Troeltsch nicht vollk
recht zu geben, obgleich er auch hier die gemeine Meinung ausgez
korrigiert hat. Man muß aber noch einen Schritt weiter
Die Behauptung, daß das Christentum zunächst die Religi
Gedrückten und Kleinen gewesen sei und daß in seiner ä
Literatur die Gedankenwelt und der Gesichtskreis der untern K
zum Ausdruck käme, bedarf der Einschränkung. Richtig ist
sowohl in Palästina als anfangs auch im Reiche sich die K
vornehmlich aus den unteren Ständen rekrutierten, aber ma
— wenigstens für das Reich, in Palästina mag es anders ge
sein — daraus doch nicht zuviel schließen. Gewiß — die S
und Reden Jesu setzen für ihr Verständnis neben einer ge
Kenntnis des Alten Testaments, die bei den Juden sicher wei
breitet war, lediglich ein bestimmtes Maß von „Herzensbil
voraus; aber fast alles, was wir sonst an urchristlichen
zeichnungen besitzen, zeigt eine unverächtliche mittlere Bildung.
Literatur läßt nirgendwo erkennen, daß sie aus einer proleta
Bewegung entstanden ist oder daß sie sich an Leute richtet, di
einfach als ganz ungebildet bezeichnen dürfte. Was Paulus
Adressaten zumutet — selbst wenn man ihn als Briefschreib
einen pädagogisch-unbekümmerten Mann hält, wozu aber kein
vorliegt —, übersteigt nicht nur weit den kindlichen Stan
Ungebildeter, sondern setzt Gemeinden voraus, deren Mitglie
der überwiegenden Mehrzahl ein respektables Verständnis b
haben müssen. Der Brief der Gemeinde von Rom an d
Korinth, der noch dem ersten Jahrhundert angehört, ist w
kein proletarisches Schreiben, sondern ein Schriftstück voll
und Kraft, und was Ignatius und „Barnabas“ den Gem
auftischen, gibt von ihrer Bildung einen respektablen Eindruck.
weiß man ja, in welch hohem Maße eine wirkliche religiöse B
und sittlicher Zartsinn Bildungsmängel in anderer Hinsicht
setzen vermögen. Aber auch wenn man das in Anschlag b

darf man doch mit großer Wahrscheinlichkeit angesichts der urchristlichen Literatur behaupten, daß man sich die urchristlichen Gemeinden niemals als fast ausschließlich aus armseligen Proletariern zusammengesetzt denken darf. Wüßten wir nicht aus bestimmten Angaben, daß sie sehr viele Proletarier gezählt haben, aus der Art und Höhenlage der Literatur könnten wir es nicht ersehen. Selbst eine solche Schrift, wie die des Hirten des Hermas, die literarisch die tiefste Stelle in der altchristlichen Literatur einnimmt, ist — abgesehen davon, daß sie eine Zusammensetzung der römischen Gemeinde zeigt, die bereits in alle Schichten eingreift — immer noch eine Urkunde für eine gewisse Bildung. Aber wie es auch mit der wirklichen Zusammensetzung der Gemeinden sich verhalten haben mag — eines zeigt die altchristliche Literatur aufs deutlichste: wenn es überwiegend Proletarier waren, so haben sie als Christen ihr proletarisches Klasseninteresse vollkommen eingebüßt und mit einem religiösen vertauscht, welches an dem „Klassenkampf" direkt gar kein Interesse mehr nahm. Weder Miserabilismus und Bettelei, noch andrerseits die Stimmung von Sklaven, die ihre Ketten brechen wollen, tritt uns entgegen, noch auch die dumpfe Unbildung kleiner Leute. Die „Dämonen" wollen diese Bataillone von Christen bekämpfen; ihr Klassenbewußtsein erschöpft sich in dem Bewußtsein, Bürger in der Gottesstadt und eines zukünftigen Aeons zu sein, und die reiche Bibelkenntnis, die mit höchstem Eifer auch bei Sklaven, Handwerkern und dienenden Frauen verbreitet wird, hebt auch diese Schicht aus dem Proletariat heraus. Sehr richtig macht übrigens Troeltsch (S. 19 ff.) darauf aufmerksam, daß der Zeiger der Zeit damals überhaupt nicht mehr bei sozialen Klassenkämpfen stand. In dieser Hinsicht war die Monarchie wirklich der Friede; das Kaiserreich hat der fiebernden Zeit dieser Kämpfe ein Ende gemacht und damit für die Interessen der Seelenentwicklung Raum geschaffen. In einer Anmerkung (S. 21 f.) vermutet übrigens Troeltsch selbst, daß im Orient die Hauptmasse der Christen — von Anfang an — in den Kreisen des kleinen Mittelstands zu suchen sein dürfte, und im Texte (S. 23) heißt es rund, daß die Gemeinden dort mehr mittelständische als eigentlich proletarische Züge tragen. Hiernach sind einige vorher und nachher von ihm ausgesprochene Sätze etwas zu berichtigen. Man braucht also unter dem Titel „Urchristentum und Proletariat" der falschen sozialistischen Geschichtsschreibung in keinem Punkte etwas nachzugeben: das eigentliche Proletariat hat niemals die Signatur der Gemeinden

abgegeben, und wer als Proletarier ihnen beitrat, wurde eben damit in eine höhere Schicht gehoben, ohne daß sich an seinem Stande etwas veränderte, vielmehr hob er nun selbst unabsichtlich diesen Stand. Ich vermute, daß dies überall auch bei denen der Fall gewesen ist, welche schon früher oder gleichzeitig den Synagogen im Reiche beitraten. Das Alte Testament und die jüdische Moral haben hier eine ausgezeichnete Rolle gespielt. Sofern sie nicht bei Leuten aus dem Mittelstande Jünger fanden, adelten sie sofort den Proletarier, der sich unter ihren Einfluß begab. Aber die Synagogen vermochten den Prozeß nicht zu Ende zu führen, weil sie national zu stark gebunden waren.

Das Aufkommen des Christentums ist also so wenig wie die starke jüdische Propaganda im Reiche direkt aus der Sozialgeschichte zu verstehen, sondern aus der Religionsgeschichte und — was man sehr stark betonen muß — aus dem Ringen nach einer höheren Sittlichkeit: der sittliche Mensch arbeitet sich in der Kaiserzeit als das Ideal für Jedermann empor; daran nimmt die christliche Bewegung den entschiedensten Anteil. M. E. wird das in unserer Kirchengeschichtsschreibung, aber auch in der Dogmengeschichte — denn auch dort gehört das hin — noch immer zu wenig betont, um von den Profanhistorikern ganz zu schweigen. Das Mittel- und Herzstück der christlichen Bewegung ist die Erhebung zu einer natürlich ganz in das Religiöse eingebetteten, weil einem außerweltlichen Ziele zustrebenden Moralität. Es ist es schon deshalb, weil darüber unter allen christlichen Parteien kein Streit gewesen ist und weil von Jesus bis Origenes dies in der Verkündigung im Vordergrunde steht. Das Christentum ist auf dem Grunde der Sündenvergebung die Botschaft von der Enthaltung und der Auferstehung, d. h. von der Enthüllung des Kerns des Menschen (er ist „besser als viele Sperlinge") oder von seiner Umschöpfung zu einem heiligen und darum dauernden Dasein.

Troeltsch kehrt nun in seiner Darstellung noch einmal zu den unteren Klassen zurück. Er meint, religiöse — wir fügen hinzu „und sittliche" — Neubildungen vollzögen sich in doppelter Weise, teils nämlich gingen sie aus von den Höhen der Bildung und Reflexion und greifen um sich als Kritik und Spekulation (Stoizismus usw.), teils seien sie als eigentlich schöpferische, gemeindebildende religiöse Grundlegungen das Werk der unteren Schichten; hier sei allein die Ungebrochenheit der Phantasie, die Einfachheit des Gemütslebens, die Unreflektiertheit des Gedankens, die Ur-

ichsigkeit der Kraft und die Echtheit des Bedürfnisses vereinigt, s denen heraus sich der unbedingte Autoritätsglaube an eine ttliche Offenbarung, die Naivität der Hingabe und die Intranzenz der Gewißheit bilden könne; dies gelte nun auch von der ristlichen Religion. Ich vermag ihm nicht ganz recht zu geben. ür sich steht Jesus, und auf die Judenchristen wird die Erwägung on Troeltsch zutreffen; auch hebt er richtig hervor, wie im 2. Jahrundert sich die Reflexionskultur mit dem Christentum verbindet ınd dieses stark genug ist, unter diesem Bündnis nicht zusammenzubrechen. Aber damit ist noch zu wenig gesagt. Auf die „Heiden" konnte die christliche Predigt niemals den Eindruck einer naiven Religion machen, die sich an die naive Religiosität richte — trotz des geschichtlich-mythologischen Stoffs, den sie mitbrachte. Sie konnte das nicht, weil sie als Monotheismus und spirituelle Moral an sich und zumal für die „Heiden" in der Sphäre der Philosophie lag (wie schon das Judentum) und diesen Charakter nie verlieren konnte, mochte ihr mythologischer, pneumatischer, sakramentaler und autoritativer Apparat noch so groß sein. Diese Religion richtete sich keineswegs an das naive religiöse Bewußtsein allein, sondern immer an ein reflektiertes zugleich. Wo jenes allein vorhanden war, konnte sie bei den Völkern keinen Eingang finden. Wir verdecken uns leicht diese Tatsache, weil wir für das, was Monotheismus und individualistische hohe Moral damals bedeuteten, kein unmittelbares Verständnis mehr besitzen — uns sind sie nicht mehr „Philosophie"! —, und weil wir die pneumatischen und mythologischen Bestandteile sämtlich zum „Naiven„ rechnen. Aber diese Naivität war damals auch in den höheren Schichten so weit verbreitet, daß sie kein Merkmal für die unteren Klassen ist, und die Annahme der monotheistischen Moral setzte damals eine solche Emanzipation von dem Landläufigen und Inferioren voraus, daß die untere Schicht eben durch sie bereits durchbrochen wurde. Auch darauf darf man sich nicht berufen, daß „die ganze altchristliche Literatur eine unterirdische, von der Bildungswelt lange nicht beachtete und nicht beeinflußte Volksliteratur war mit allen Eigentümlichkeiten der Volksüberlieferung, in der Sprache des Volkes und auf Bedürfnisse und Phantasie des Volkes überall bezogen"; denn diese Charakteristik ist nicht richtig. Richtig ist, daß die älteste Evangelienaufzeichnung — mit ihr sind wir wieder in Palästina — so beschaffen war, aber von welchen urchristlichen Schriftstücken diese Beschreibung sonst gilt, weiß ich nicht. Für sie alle oder fast

alle gilt vielmehr, daß sie ursprünglich überhaupt nicht „Literatur“ waren, sondern sehr gewichtige Gelegenheitsschriften, die später zu „Literatur“ gestempelt worden sind, weil sie autoritativen Charakter erhielten. Aber weder die Paulusbriefe, noch die katholischen Briefe noch die Schriften der apostolischen Väter und was wir sonst besitzen, können irgendwie als „Volksliteratur mit allen Eigentümlichkeiten der Volksüberlieferung“ bezeichnet werden. Sie gehören durchaus zur „Reflexionskultur“ und bezeugen an ihrem Teile, daß die Heidenkirchen ein rein „naives“ Stadium in ihrer Geschichte gerade am Anfang nicht besessen haben. Das Naiv-Pneumatische ist vielmehr in die religiöse Reflexion vollständig eingebettet. Erst als in der Mitte des 2. Jahrhunderts die schulmäßig-antike Reflexion hinzutritt, beginnt, als ihr Schatten und Widerspiel zugleich, die antike religiöse Naivität in den Kirchen selbständig Raum zu gewinnen. Vorher ist nur ihre Kraft in Anspruch genommen; ihr Inhalt mußte es sich gefallen lassen, mit Feuer und Schwert als „dämonisch“ von der reflektierten Religion ausgetrieben zu werden. Nicht erst die Apologeten also bringen die Reflexions-Religion und -Kultur hinzu — ihr Werk ist die wichtige Verbindung des Christlichen mit der griechischen philosophischen Schulwissenschaft —, sondern schon Paulus und alle die namenlosen ältesten Missionare erschienen den Griechen als Verkündiger einer — freilich mit Torheiten vermischten — „vernünftigen Gottesverehrung“, waren es auch wirklich, begannen sofort damit, auch den christlichen „Mythos“ dem Gedanken zu unterwerfen und zerstörten die heidnische religiöse Naivität. Die Momente in der christlichen Verkündigung, an welche diese Naivität sich noch immer anzuheften vermochte, sind am Anfang wenig zahlreich gewesen, und sie fand sie kaum noch heraus. Selbst die Hoffnung auf die Auferstehung des Fleisches war so eng mit Geistigem verknüpft, daß sie Vielen nicht wie ein Mythologumenon, sondern wie die Potenzierung eines Philosophumenon erschien und auch so wirkte, und die Hoffnung auf zukünftige Freuden war an so ernste Bedingungen innerer Umwandlung und Heiligung gebunden, daß ihr irdischer Glanz notwendig verblassen mußte. Mit Staunen sieht man, daß die griechisch-römische Welt in dem Jahrhundert zwischen den Jahren 50 und 150 von einer religiösen Botschaft erfaßt wird, die ihrer Naivität die größten Opfer aufnötigt und die zunächst wirklich nichts anderes ist als eine spirituelle, sittliche und religiöse Botschaft im schärfsten Gegensatz zur „Welt“. Man wird mit Troeltsch immer wieder darüber nachsinnen müssen, inwiefern das, was der griechische Mittelstand

in den vorhergehenden drei Jahrhunderten äußerlich und innerlich erlebt hatte, ihn durch die Auflösung der alten innerweltlichen Ideale für die Aufnahme der christlichen Verkündigung disponierte, aber man wird auch mit ihm sagen müssen, daß die Disposition und ihre Erfüllung direkt nicht kommensurabel gewesen sind. Die Disposition ist durch eine Reihe zusammenwirkender Momente herbeigeführt worden, in denen neben den religionsgeschichtlichen und politischen auch soziale eine große Rolle gespielt haben — die Erfüllung wurde in einer Verkündigung geboten, die prinzipiell alle nicht-religiösen Interessen, also auch die sozialen, negierte und abschnitt und die dabei keineswegs nur einen alten Mythos durch einen neuen ersetzte, sondern peremptorisch verlangte, alle geistigen und sittlichen Kräfte anzustrengen oder erst zu gewinnen und sich mit ihren Mitteln der Religion zu bemächtigen.

II.

„Es ist demnach ein Mißverständnis, an die Predigt Jesu, die dem allen zu Grunde liegt, in erster Linie „soziale" Fragestellungen heranzubringen", und es ist nicht weniger ein Mißverständnis, die älteste Verkündigung, wie sie zu den Griechen gekommen ist, prinzipiell unter sozialen Gesichtspunkten zu betrachten. Und dennoch haben sich aus der Predigt Jesu und aus der ältesten Verkündigung sofort höchst eigentümliche und wichtige soziale Erscheinungen entwickelt, ja sind ihr offenbar irgendwie wesentlich. Wie ist das zustande gekommen?

Jesus predigte die Nähe des Gottesreichs d. h. des Inbegriffs der vollendeten Gottesherrschaft und lehrte die Menschen, in seinem Tun bereits den Anbruch dieser Herrschaft erkennen. Diese Erkenntnis, vor allem aber die innere Bereitschaft in Demut, Sündenerkenntnis, Gottvertrauen und ungeteiltem Herzen bezeichnen die Anforderungen, die er stellt. Er sammelt aber auch die Menschen für dieses Reich und sieht in der sich vermehrenden Gemeinde schon die Vorausnahme desselben.

Die Grundforderung, die als das Tun des Willens Gottes bezeichnet wird, ist eine einheitliche und richtet sich ganz an die tiefste Gesinnung des Menschen; aber dabei ist dieses rein ethische Ideal „absolut durchdrungen von dem religiösen Gedanken der den Menschen innerlich durchschauenden und im Gewissensgebot an sich heranziehenden Gottesgegenwart und von dem Gedanken eines in der Selbstopferung für Gott zu gewinnenden unendlichen und ewigen

Wertes der Seele." Der Unterschied einer heteronomen und autonomen Moral ist hier wirklich aufgehoben. In der Demut fallen sie zusammen und in dem Charakter des Hungerns und Dürstens, den diese Moral hat. Eben darum schicken sich die Armen und Gedrückten leichter zu ihr als die anderen.

Troeltsch zeigt nun in ausgezeichneter Weise, wie sich aus dieser Wurzel einerseits ein unbegrenzter und unbedingter Individualismus entwickelt — der allem übergeordnete Wert der einzelnen Seele, wie sie diesen Wert aus der Verbindung mit Gott erhält und wie sie keine höhere, ja, so scheint es, keine andere Aufgabe hat als diese Verbindung zu bewahren —, aber andererseits auch ein starker Gemeinschaftsgedanke, nicht nur weil zu den in der Selbstheiligung für Gott befolgten Geboten auch die altruistischen Gebote überhaupt gehören, da auch in ihnen die Selbstverleugnung zum Ausdruck kommt, sondern auch weil die für Gott sich Heiligenden im gemeinsamen Ziel, in Gott, sich treffen. Troeltsch stimmt also dem Satze, wie ich ihn formuliert habe, daß die Verkündigung Jesu im Tiefsten individualistisch und im Tiefsten sozialistisch sei, durchaus zu, und er verwirft zugleich mit mir die Schopenhauersche Meinung, im Evangelium sei es doch letztlich auf Askese abgesehen; denn hierbei wird die Strenge einer positiven Forderung ganz unstatthaft mit einer fremden negativen (Selbstmortifikation) gleichgesetzt. Und auch darin sind wir gegenüber weit verbreiteten Irrtümern zu meiner Freude einig, daß man das ethische Ideal nicht aus der Eschatologie ableiten darf, so sehr man anerkennen muß, daß der Radikalismus dieses Ideals und die Unbekümmertheit Jesu um Möglichkeit und Durchführbarkeit ohne die Eschatologie nicht leicht zu verstehen ist: „der Boden, auf dem die ethischen Forderungen durchgeführt werden sollen, wird nicht lange dauern und hat keinen Wert in sich selbst." Endlich stimmen wir auch darin zusammen, daß man „das Evangelium" im einzelnen nicht systematisieren darf — so gewiß es sich auch auf einzelne sachliche Forderungen bezieht —, weil es sich schließlich in ihm doch nur um etwas Einfaches handelt, nämlich um das ungeteilte Herz und die unbedingte Unterwerfung unter den schaffenden und leitenden heiligen Liebeswillen Gottes.

Allein in der Durchführung dieses Gedankens scheint mir Troeltsch doch zu weit gegangen zu sein und — im Interesse, die Einheit und Wucht der evangelischen Verkündigung ans Licht zu stellen — ihren Absichten nicht ganz gerecht zu werden. Obgleich er sich gegen das Systematisieren verwahrt, treibt er es doch so weit, daß

die Forderung der Nächstenliebe und der Hilfsbereitschaft im Sinne Jesu in seiner Darstellung Schaden leidet. Gewiß kann man nachweisen, daß auch die Nächstenliebe als Exponent der Gottesliebe bei Jesus gedacht ist, und daß auch der Gedanke der Liebesgemeinschaft der Menschen untereinander von ihr abgeleitet wird. Welche trefflichen, aber auch welche verwüstenden Folgen in der Kirche diese Betrachtung gehabt hat, ist hinreichend bekannt. („Wenn wir Anderen etwas Gutes tun, tun wir es zu unsrem Vorteil", sagt schon Tertullian)! Aber Jesus ist an den schlimmen Folgen nicht Schuld. In seiner Predigt tritt die Nächstenliebe und die Pflicht der Hilfe schlicht und einfach auch als eine Pflicht auf, die ganz auf sich selbst beruht und nur ihr Vorbild an dem barmherzigen Wirken Gottes hat. Ja noch mehr — kann die Nächstenliebe als der Exponent der Gottesliebe aufgefaßt werden, so gilt auch das Umgekehrte: wo jene ist, ist alles, was nötig ist, vorhanden: ohne es zu wissen und zu wollen, haben die, welche Hungrige speisen und Nackte kleiden, dem Messias, d. h. Gott selbst gedient! Troeltsch aber polemisiert dagegen, daß ich im Sinne Jesu die Nächstenliebe auch selbständig neben die Gottesliebe gestellt habe, meint, daß ausschließlich ihre Unterordnung unter die letztere gelte, sucht die Forderungen der Hilfeleistung gegenüber den Bedürftigen und Elenden aus dem religiösen Grundgedanken ausschließlich abzuleiten und stellt es in Abrede, daß die Liebesgesinnung im Evangelium auch an dem Gedanken der Hilfe und Förderung um ihrer selbst willen hafte. „Sonst", fährt er fort, „wäre die Beschränkung auf reine Liebeserweisung und der Verzicht auf alle politisch-sozialen Reformforderungen gar nicht zu erklären. Die Liebe, wie sie Jesus vorstellt, hat immer einigermaßen den Charakter der Selbstüberwindung . . . sie ist um Gottes willen gefordert und nicht um des Menschen willen. Das gilt für Jesus und für die nächste Folgezeit."

Man muß zahlreiche Gleichnisse, Sprüche und Taten Jesu auf das Prokrustesbett spannen und sie ihres schlichten Sinns berauben, wenn man diese Worte gutheißen soll, und man muß noch viel zahlreichere Betätigungen der ältesten Christenheit ausstreichen oder umdeuten, wenn man dieser Behauptung beistimmen will. Troeltsch geht aber sogar so weit zu erklären, „der Satz Harnacks: „Wo der Christ klar erkennt, daß ein wirtschaftlicher Zustand zur Notlage für die Menschen (d. h. zunächst für die Brüder) geworden ist, da soll er nach Abhilfe suchen; denn er ist ein Jünger dessen, der ein Heiland war", hat für die alte Kirche nicht gegolten." Er hat

für Jesus und für die alte Christenheit in vollstem Umfange gegolten! Man soll die Nächsten nicht in Armut und im Schmutz liegen lassen, heißt es nicht nur im Hebräerevangelium, sondern auch die synoptischen Evangelien, vor allem das Lukasevangelium bieten ähnliche Mahnungen genug, und bis zu jenem Briefe Cyprians hin, der für einen als Christ aus seinem Stande ausgetretenen Schauspieler sorgt, ferner bis zu jenen Briefen aus dem 3. Jahrhundert hin, mit welchen zugleich reiche Unterstützungsgaben für überfallene und ruinierte Gemeinden mitgesandt wurden, will ich ihm Belege die Fülle für den inkriminierten Satz beibringen. Diesen Satz glaubt Troeltsch schon durch den Hinweis widerlegen zu können, daß, wenn er richtig wäre, die Kirche sich gegen die Sklaverei hätte wenden und überhaupt zu politisch-sozialen Reformforderungen (s. o.) hätte übergehen müssen. Hier hat den umsichtigen Gelehrten die Umsicht verlassen, und er ist in einen landläufigen Irrtum gestürzt. Daraus, daß die werktätige Nächstenliebe, welche schwere Notlagen neben sich nicht duldet, eine selbständige Forderung des Evangeliums ist, folgt noch keineswegs die Notwendigkeit, zu politisch-sozialen Reformen, am wenigsten zur Reform der Sklaverei vorzuschreiten. Das wäre ein Verbesserungsversuch an der „großen Welt“, die für den Christen nur als Stätte des Teufels existiert und dem Verderben geweiht ist, unter deren Pudenda übrigens die Sklaverei von den Christen höchstens an letzter Stelle genannt worden wäre. Das Auge des Christen sieht immer nur **Personen**, die unter wirtschaftlichen Zuständen leiden; ihnen aber soll geholfen werden.

Es bleibt also dabei, daß der Notlage der Nebenmenschen, in erster Linie der Brüder, durch Nächstenliebe zu steuern eine primäre Forderung des Evangeliums ist — unbeschadet dessen, daß sie **auch** aus der Gottesliebe im Sinne Jesu abgeleitet werden kann. Deshalb muß ich auch den andern Satz, den **Troeltsch** angreift, verteidigen: „Die Aufgabe war, irdische Not und Elend ebenso wie irdisches Glück für etwas Geringes zu achten **und doch** jeglicher Not zu steuern, das Haupt im Glauben mutig zum Himmel zu erheben **und doch** mit Herz und Mund und Hand auf dieser Erde für den Bruder zu arbeiten.“ **Troeltsch** bestreitet das „und doch“; teils läßt er das zweite Glied überhaupt nicht gelten, teils sucht er es dem ersten zu unterwerfen. Letzteres ist nicht unrichtig, wie wir gesehen haben, aber es genügt nicht; die Selbständigkeit der Forderung der Nächstenliebe ist daneben anzuerkennen. Bemerkt man aber, daß dadurch doch eine gewisse Duplizität in die Verkündigung Jesu komme, so will ich diese nicht

ganz ausschließen; die Lehre ist ja nicht „systematisch". Indessen ist die Duplizität gewiß nicht so stark, wie z. B. die in Luthers großer Schrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen", in der es ihm nicht gelungen ist, „den Knecht aller Dinge in der Liebe" und „den Herrn aller Dinge im Glauben" befriedigend miteinander zu verbinden oder jenen aus diesem wirklich abzuleiten. Aber man hat sich doch klar zu machen, daß wir hier vor den Pforten der letzten Dinge stehen, die in einer unergründlichen Tiefe ruhen — die Gottesliebe in ihrem Verhältnis zur Nächstenliebe! Wer das Problem durcherlebt und durchgedacht hat, kommt nicht dazu, es zu lösen, sondern zu der Stückwerk-Erkenntnis, daß sie zusammenfallen und doch nicht zusammenfallen. Man verwundet aber den tatsächlichen Befund, wenn man für Jesus und die älteste Christenheit behauptet, daß sie für sie so zusammengefallen seien, daß die Nächstenliebe um ihrer selbst willen keinen Spielraum besessen habe und nicht auch eine selbständige Forderung gewesen sei.

Hiermit ist bereits ausgesprochen, daß man die werktätige, jeder Not entgegentretende Nächstenliebe nicht nur als eine abgeleitete „soziale Anwendung" des Evangeliums betrachten darf, sondern daß sie als soziologisches Prinzip, welches teils aus der Gottesliebe folgt, teils auch sein eigenes Recht besitzt, in das Wesen des Christentums einzurechnen ist. So bildet sie einen wesentlichen Faktor zur Erzeugung des Universalismus des Evangeliums, der freilich primär eine Folge der Unterordnung unter Gott ist, vor dem alle in gleicher Bedürftigkeit stehen und dessen Vatergüte und Kraft sie in gleicher Weise erbitten.

Troeltsch geht nun weiter auf die Folgen ein, die sich aus der sozialen Anwendung des Evangeliums mit Notwendigkeit ergaben. Mit der eben dargelegten Einschränkung wird man ihm dabei gern folgen. Ich schließe mit einigen kurzen Ausführungen: Einerseits schwebt eine Art von „Liebeskommunismus" über der sich ausgestaltenden Entwicklung der christlichen Gemeinde, der sich aus dem Radikalismus der Gottes- und Nächstenliebe von selbst ergab, andrerseits konnte nicht leicht daran gedacht werden, diesen Liebeskommunismus tatsächlich zu verwirklichen, oder es mußte doch die Verwirklichung sofort wieder aufgehoben werden. Denn sobald man hier energischer wurde, stieß man erst recht auf die Welt und mußte sich — um es anders zu machen als die „Welt" — mit tausend Dingen befassen, mit denen man eben nichts zu tun haben wollte. Dazu kam, daß das als ganz nahe erwartete Weltende größere

Reformbestrebungen überhaupt niederhielt. Betete man täglich: „Kommen möge die Gnade und verschwinden möge die Welt; der Herr ist nahe", so war man nicht dafür disponiert, an den Zuständen überhaupt zu ändern. Die Folge war, daß das geschah, was in der stumpfen Welt doch das einzig Fördernde ist — man schickte sich, ohne es zu wissen und zu wollen, zu einer langsamen Umbildung im Rahmen des Gegebenen an, oder vielmehr zu einer allmählichen Versittlichung der Verhältnisse. Naturgemäß kam das zuerst der Familie zu gut, dann dem Verkehr in Handel, Wandel und Geselligkeit, in Treu und Glauben, in Reinheit und Friedfertigkeit, in Unterstützung und Hilfe. Am Ende des 2. Jahrhunderts haben das unbefangen Griechen und Römer anerkannt: „Sehet wie sie sich lieb haben und wie sie sich als Brüder betrachten", so sprach man in Karthago nach dem Zeugnis Tertullians von den Christen. „In gemeinschaftlichen Angelegenheiten setzen sie sich über alle Kosten hinweg und sind wie Brüder zusammengeschlossen", sagt Lucian. Alles ist freilich auf die Gemeinden in ihrem inneren Verhältnis unter sich beschränkt, aber diese Gemeinden wurden immer größer, und daneben fehlen doch auch Beispiele der Fürsorge für Andersgläubige nicht.

Der gewonnene Zustand war in sozialer Hinsicht — auf die Aktionsfähigkeit gesehen — der denkbar günstigste: über den Gemeinden als Ideal der Liebeskommunismus schwebend, stark genug, um sie nicht einschlafen zu lassen, aber viel zu hoch, um — unbedeutende Ausnahmen abgerechnet — zur Verwirklichung zu verführen; in den Gemeinden selbst kräftige sittliche Forderungen zur Heiligung des privaten Lebens, der Ehe, der Familie und des gesamten Verkehrs, aber angeschlossen an die wirklichen Zustände. Die neue Religion war von Anfang an oder wurde sehr bald in der Heidenkirche eine inbezug auf die sozialen Zustände konservative Macht, nicht nur in dem Sinne, in welchem jede sittliche Bewegung eine solche ist, sondern konservativ auch inbezug auf jede erprobte gute Sitte und Ordnung. Sie hatte und brachte neben der Ideologie ihres schwebenden Liebeskommunismus überhaupt kein ihr eigentümliches soziales Programm — ein solches erhielt sie erst ganz allmählich und schwerlich zu ihrem Vorteil aus der Berührung mit dem antiken Sozialismus und aus der Entwicklung der Askese —, sondern nur eine in ihren Wirkungen zweischneidige absolute Autorität, ferner Verbesserungen, Versittlichungen, Verinnerlichungen und eine tatsächliche Hilfleistung, die wahrscheinlich alles hinter sich ließ, was ähn-

liches im Reiche vorhanden war. Man kann über die Größe und den Wert der sittlich-sozialen Fortschritte, die unter solchen Umständen gemacht worden sind, verschieden denken; aber man soll den Tatbestand nicht verwirren, der hier vorliegt. Ihn in den Hauptpunkten richtig wiedergegeben zu haben, ist ein hohes Verdienst der an Umfang geringen, an Inhalt überaus reichen Abhandlung von Troeltsch.

Marwitz' Schilderung der altpreußischen Armee.

Veröffentlicht von

Friedrich Meusel.

Schon vor fünfeinhalb Jahrzehnten war unter dem Titel: „Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwigs von der Marwitz" ein knapper, künstlich zurechtgestutzter Auszug aus Marwitz' Selbstbiographie, seinen Tagebüchern und politischen Schriften veröffentlicht worden, als dessen ungenannter Bearbeiter sich Marcus Niebuhr, der Sohn des Historikers, damals Kabinettssekretär Friedrich Wilhelms IV., hat feststellen lassen.

Mit großem Geschick hatte Niebuhr es verstanden, die Marwitzschen Denkwürdigkeiten zu einer Art Tendenzschrift im Sinne der konservativ-feudalen Partei umzugestalten: alles, was dem Programm dieser eben gebildeten Partei widersprach, wurde geändert oder hinweggestrichen — abgesehen von den mancherlei sonstigen Rücksichten, die damals, namentlich für ihn in seiner Stellung, zu nehmen waren. Einige Beispiele für die Art dieser Veränderung statt vieler! Hatte Marwitz geschrieben: „Nachdem dieses für ganz Deutschland abgemacht schien, wurde in Berlin zur Entwerfung der ständischen Verfassung geschritten. Wenn man redlich dabei hätte zu Werke gehen wollen, so wäre es nach allem bisher Geschehenen ein sehr schweres Werk gewesen, welches aber doch, glücklich vollendet, heilbringend hätte werden können", so druckte Niebuhr, zugleich als Programm für die Zukunft: „. . . . geschritten. Das wird nach allem bisher Geschehenen ein sehr schweres Werk seyn, welches aber doch, glücklich vollendet, heilbringend werden kann." War bei Marwitz von „Revolution" die Rede, wobei er die Stein-Hardenbergsche Reform im Auge hatte, so ließ Niebuhr mit doppeltem Sperrdruck setzen: „Die **Revolution**, d. h. die nach Aufhebung aller alten Ordnungen eingetretene Schrankenlosigkeit", um den gleichgestimmten Leser an die Schrecken der Revolution von 1848 zu erinnern, und hatte Marwitz mit seinem

reimut gar einmal geschrieben: „Es war eine Revolution wie sie in muß", so machte sein Bearbeiter vorsorglich daraus: „eine evolution — wie sie allein erlaubt ist." Daß schließlich die itweisen liberalen Anwandlungen dieses märkischen Junkers, von 813/19, sein Ruf nach Verfassung, nach Schwurgerichten, Preß-reiheit u.s.w., sämtlich verschwiegen wurden, verstand sich von selbst: ätte man mit derartigen Aeußerungen eines der Väter der konser-ativen Partei doch Wasser auf die Mühlen der Gegner getrieben!

So ist das Buch in seiner völlig veränderten Neu-Ausgabe*) nicht ıur dem Umfang nach auf mehr als das Doppelte gewachsen, sondern ıuch der frühere Text bereits im ersten Bande an mehreren Tausend Stellen ein anderer geworden. Indem jetzt diese Memoiren — ähnlich wie die Boyens — von einer schonungslos scharfen Charakteristik Friedrich Wilhelms III. durchzogen sind, die vorher so gut wie völlig getilgt war, hat sich der Gesichtswinkel des Verfassers nicht unwesentlich verschoben, ja ist der ganze Charakter des Buches ein anderer geworden. Wir vermögen erst jetzt dem Leser ein wissenschaftliches Quellenwerk zu bieten, mit dessen Hilfe es möglich sein wird, in viel reicherer Weise als bisher die geistige Welt des märkischen Junkertums im Reformzeitalter darzustellen.

Es hat ja lange gewährt, bis die Historiker von Fach den alt-preußischen Junker haben würdigen lernen. Als zu Beginn der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts die wissenschaftliche Erforschung der Reformzeit begann, waren die neueren Historiker fast ohne Ausnahme politisch eifrige Verfechter des liberalen und nationalen Gedankens, die in den großen Reformern die Vorkämpfer ihrer eigenen Ideale erblickten, während ihnen das spezifische Preußentum, vor allem die preußischen Junker, als ein Hemmnis für die Verwirklichung dieser Ideale erschienen. Den Junkern der Reformzeit wurden nunmehr — wie einst von ihren Gegnern — auch von Männern der Wissenschaft die eigennützigsten Motive untergeschoben. Selbst Droysen, Yorks Biograph, suchte seinen Helden, dessen Anschauungen in allen wesentlichen Punkten mit denen von Marwitz z. B. übereinstimmten, von dem märkischen Adel scharf zu trennen, indem er schrieb: „So wenig würde es gerecht sein, wenn man den Widerspruch Yorks gegen die Legislation von 1808 mit denjenigen Richtungen identifizieren

*) Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. Bd. I, Lebensbeschreibung. Herausgegeben von Friedrich Meusel. Berlin, 1908, E. S. Mittler & Sohn. LVII und 736 S. 12 M., geb. 14 M.

wollte, die zur Wahrung des eigenen Vorteils anfangs in stillen Be
dächtigungen, bald mit wachsendem Trotz der Durchführung d
neuen Wesens entgegen traten."*)

Nicht zum mindesten das wachsende Verständnis für die Poli
und die Persönlichkeit des Fürsten Bismarck hat auch für die Wertu
des Altpreußentums und seines größten Vertreters, des Groß
Königs, andere Maßstäbe herbeigeführt. Heute ist die weit übe
wiegende Mehrzahl der neueren Historiker von der Tüchtigkeit d
preußischen Landedelmanns und seiner Bedeutung für die preußisc
Geschichte durchdrungen, wie denn Treitschke seinem Liebling, de
Reichsfreiherrn v. Stein, gegenüber bemerkt: dieses arme anspruch
volle Junkertum der Marken habe für Deutschlands neue Geschic
unvergleichlich mehr geleistet, als der gesamte Reichsadel.**) —

Als eine Ergänzung der Marwitzschen Memoiren, durch
wir den bedeutendsten Führer dieses landsässigen Adels im Refor
zeitalter in seiner ganzen Frische und Ursprünglichkeit, seiner knorrig
Eigenart — einen Vorläufer Bismarcks — kennen lernen, möch
ich den Lesern im Folgenden Marwitz' Schilderung der altpreußisch
Armee vorlegen. Sie ist in den Jahren 1832—34 verfaßt und h
— wie reichlich zwei Drittel des Stoffs — aus Raumgründen in d
Ausgabe fortbleiben müssen. Daß Marwitz auch hier, wie an d
übrigen Stellen seiner Schriften, wo er auf das preußische H
etwa der Jahre 1790/1806 zu sprechen kommt***), die Farben
hell aufträgt, zu günstig urteilt, versteht sich von selbst: die Ide
dieses Begründers und Vorkämpfers konservativer Parteianschauu
liegen auch militärisch z. T. in der Vergangenheit. Doch besaß
wir ein so anschauliches Gemälde z. B. der Revuen unter Friedr
dem Großen und Friedrich Wilhelm II., der Disziplin und
Geistes in der alten Armee, besonders der Kavallerie, der äuße
Erscheinung der Truppen u.s.w. noch nicht.

Marwitz hat 1791—1802 und 1805/07, als Junker beginne
zuletzt Major und Führer eines Freikorps, in der altpreußisc
Armee gedient, den größten Teil dieser Zeit bei den Gensd'arm

*) Droysen, York I², 210 (1851). Noch schärfer Häusser, Gesamm
Schriften Bd. II, S. 325 f.

**) Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert I⁶ S. 272. Vgl. auch das Feuille
von v. Petersdorff über Marwitz in der Kreuzzeitung vom 23.
Januar 1908.

***) Vgl. Lebensbeschreibung (Bd. I) S. 52 ff., 164 f., 255, 300 f., 442 f., 50
707 ff. und besonders den später erscheinenden 3. Band: Militärische Ta
bücher und Schriften Fr. Aug. Ludwigs v. d. Marwitz, 1805—16 (E.
Mittler & Sohn).

dem zweitvornehmsten Garde-Kavallerie-Regiment in Berlin, gestanden und schildert auch hier, mit hervorragender Beobachtungsgabe und ungewöhnlichem Gedächtnis ausgestattet, plastisch und farbenreich als Augenzeuge.

„Das Regiment Gensd'armes war das ehemalige Garde-Kürassier-Regiment seit Friedrich dem Ersten. Friedrich der Zweite hatte aber bei seinem Regierungsantritt nächst der neuen Garde zu Fuß auch eine neue Garde zu Pferde, die Gardes du Corps, errichtet, so daß die Gensd'armes seitdem den zweiten Rang in der Armee hatten und auch im Felde beständig mit den Gardes du Corps eine Brigade formierten.

Die Gensd'armes waren 750 Pferde stark, in 10 Kompagnien zu 75 Pferden. Zwei Kompagnien stießen beim Exerzieren immer zu einer Schwadron zusammen.

Chef war damals der General der Kavallerie von Prittwitz*), derselbe, der den König in der Schlacht bei Kunersdorf den Händen der Russen entrissen und dafür das Amt Quilitz**) (ein Geschenk von über 200 000 Thalern) bekommen hatte, Kommandeur war der Oberst von Holtzendorff.

Damals waren in der ganzen Armee sowohl der General, als auch der Oberst, Hauptleute und Kompagniechefs in ihren Regimentern. Ebenso war es bei den Gensd'armes. Die übrigen acht Kompagnien waren besetzt mit noch sechs Majoren oder Oberstleutnants und zwei Rittmeistern. Bei Zorndorf waren zwar alle Rittmeister Major geworden und es hatte so bleiben sollen, indessen waren doch wieder zwei Stellen eingegangen, wodurch aber doch noch zwei Stabsoffiziere mehr verblieben, als in jedem andern Kavallerie-Regiment. Außerdem waren noch sechs Stabsrittmeister, 14 Leutnants und 10 Kornetts, in Summa 40 Offiziere.

Diese Offiziere rangierten mit der Garde nach dem Patent, gegen alle andern Regimenter der Armee aber hatte immer der Offizier von der Garde oder von den Gensd'armes das Kommando, ohne Rücksicht auf das Patent.

Die anderen Regimenter hatten 5 Premierleutnants und dagegen nur 5 Kornetts, so daß man in den Gensd'armen zwar später Leutnant wurde; man kommandierte aber sogleich alle Leutnants

*) Joachim Bernhard von Prittwitz und Gaffron war 1762 Kommandeur der Zieten-Husaren, wurde 1774 zum Generalmajor und Chef der Gensd'armes ernannt und starb 1793 als General der Kavallerie.

**) Jetzt Neu-Hardenberg (Kreis Lebus).

von anderen Regimentern, wenn man im Dienst mit ihnen zusammenstieß, sie mochten nun Premierleutnants oder Sekondeleutnants sein.

Diese Prärogative erstreckte sich aber nur auf die drei unteren Offiziergrade, Kornett, Leutnant und Rittmeister, weil hier nur unbedeutende Kommandos vorfallen konnten. Sobald man Stabsoffizier war, hatte man seinen bestimmten Rang und Avancement durch die ganze Armee, und konnte keine Art der Anstellung zu einem höheren Kommando, als nach dem Patent, Anspruch geben.

Ueberhaupt gab es damals viele Ehrenansprüche, gegen welche niemand verstoßen durfte. In den Regimentern selbst war aller Dienst in Ehren- und Fatiguendienst geteilt. Die Ehre ging der Reihe nach von oben herunter. Dazu gehörten alle Kommandos gegen den Feind (und beim Exerzieren), alle Wachen, Standrecht, Kriegsrecht usw. Diese Dienste tat der älteste zuerst und der jüngste zuletzt. — Die Fatigue hingegen ging von unten herauf, also Transporte bei der Bagage, Revisionen von Montierungen, Lazaretten und dergleichen mußte der jüngste zuerst tun und der älteste kam zuletzt daran.

Jede Kompagnie war das Eigentum ihres Chefs, folgte seinem Range und avancierte also mit ihm. Z. B. die sechste Kompagnie (nach dem Range des Inhabers) stieß mit der ersten (der Kompagnie des Generals, Leibkompagnie) zur ersten Schwadron zusammen, ebenso die siebente mit der Kompagnie des Obersten zur zweiten Schwadron, dann die dritte mit der achten, die vierte mit der neunten und die fünfte mit der zehnten. Nun stand aber die erste oder Leibschwadron auf dem rechten Flügel des Regiments, die zweite Schwadron mit der Kompagnie des Obersten auf dem linken Flügel, die dritte Schwadron neben dem rechten Flügel, die vierte neben dem linken Flügel, die fünfte in der Mitte des Regiments. — In den Schwadronen aber von der Mitte bis zum rechten Flügel stand die älteste Kompagnie rechter Hand, in den beiden linken Flügelschwadronen aber linker Hand, weil die Flügel, als die gefährlichsten Posten, die Ehrenposten waren.

Demnach wechselten die Kompagnien ihren Platz, sobald eine Veränderung mit ihren Chefs vorfiel.

Jede Schwadron hatte bei den Kürassieren und Dragonern ihre Standarte. Die Husaren hatten keine. (Es ist auch absurde, denen Truppen welche zu geben, die zu Detachements bestimmt sind.)

Im Felde gaben die Husaren alle Patrouillen und Detache-

ments, die Dragoner die Feldwachen und die Kürassiere das Piket. Wenn aber die Waffengattungen nicht hinreichend waren, so konnte es auch kommen, daß die Dragoner patrouillieren und die Kürassiere die Feldwache geben mußten, niemals aber kamen Kürassiere zur Patrouille oder Husaren zum Piket. Die Gardes du corps gaben niemals etwas anderes als Piket.*)

Die Husaren wurden gar nicht zur Kavallerie gerechnet. Es hieß immer „die Kavallerie und Husaren".

Ulanen gab es dem Namen nach gar nicht, aber ein Regiment Bosniaken mit Lanzen, von 10 Schwadronen, welches zu den Husaren gerechnet wurde.

Jedes Husaren-Regiment hatte 10 Schwadronen (also 1500 Pferde). Zwei Dragoner-Regimenter waren ebenso stark. Die übrigen Dragoner- und alle Kürassier-Regimenter hatten fünf Schwadronen, 750 Pferde. Die Gardes du corps hatten nur 3 Schwadronen, aber jede zu 200 Pferden, und rangierten in drei Gliedern.

In der Kavallerie hatten also die Kürassiere den Vorrang. Die Gensd'armen ausgenommen (welche das zehnte Regiment waren), rangierten die Regimenter aller Waffen nach der Anciennetät ihrer Errichtung, also nach ihren Nummern. So mußten sie auch in der Ordre de bataille stehen, das älteste Regiment allemal auf dem rechten Flügel, und kein altes Regiment konnte ins zweite Treffen gestellt werden.

Es existiert noch eine Kabinettsordre von Friedrich dem Zweiten, wo er dem General Tauentzien (dem Vater des Grafen von Wittenberg) vorschreibt, in welcher Ordnung die Regimenter zur bestimmten Stunde auf dem Revue-Platz stehen sollten. Er schrieb dies auf der Reise und setzt hinzu:
„sollte ich mich hierbei in der Anciennetät der Regimenter geirrt haben, so werdet Ihr solches redressiren, da es nicht meine Meinung ist, hierdurch irgend einem Regimente einen tort zuzufügen."

Ebenso würde es eine Schmach gewesen sein, wenn man einen alten Soldaten hätte in das zweite Glied stellen wollen, wenn er einmal im ersten gewesen war. Ich bin mehreremal dabei gewesen, wenn der Rittmeister einen jungen hübschen Kerl und guten Reiter in das erste Glied stellen und einen alten, schon zusammengefallenen, in das zweite versetzen wollte, daß der Wachtmeister sagte:

*) Vgl. über den Vorpostendienst in der alten Armee Jany, Der Preußische Kavalleriedienst vor 1806 (Urkundliche Beiträge u. Forschungen z. Gesch. d. preuß. Heeres Heft VI) 1904, S. 72 ff.

„Ach, Herr Rittmeister! Das werden Sie doch nicht tun un
den alten Soldaten, der nun schon zwanzig Jahre im ersten Glie
reitet, um den rotznäsigen Rekruten, der noch keine fünf Ja
dient, so zurücksetzen!"

Dann blieb der Alte gewiß im ersten Gliede.

In der Attacke ritt der zweite Rittmeister (der älteste od
Major führte die Schwadron) mit den beiden Kornetts vor d
Standarte, der älteste Leutnant auf dem rechten Flügel, der jüng
auf dem linken. Der Stabs-Rittmeister schloß.

Da das äußere Ansehen der Truppen so ganz anders w
als jetzt, so will ich es auch beschreiben.

Ein Gensd'armes hatte ein lederfarbenes Kollett von stark
Kirsey*) (dies Zeug war so stark, wie ein Finger dick ist und e
zweistündiger guter Regen drang nicht hindurch); es war oh
Knöpfe, zugehakt und mit Borten besetzt, rot und gold. Krag
und Aufschläge waren rot. Um den Leib über dem Degenkopp
trug er eine rote Feldbinde. Der große Pallasch war kurz geschna
so daß man ihn zu Pferde ganz leicht ziehen konnte, daran ei
kleine Säbeltasche, oben dicht unter der Feldbinde; weiße leder
Beinkleider; steife Stülpstiefeln; ein breites Bandelier, mit Rot u
Gold besetzt, über die linke Schulter zum Einhaken des Karabiners
eine dergleichen Patrontasche über die rechte Schulter (so daß die
beiden Riemen sich kreuzten) — der Kartuschkasten hing also link
und mußte zum Laden vorgenommen werden —; schwarze Hals-
binde; das Haar frisiert und gepudert; einen langen Zopf, bis auf
die Leibbinde;**) ein dreieckiger Hut mit einem Federbusch. Im
Felde auf demselben ein eisernes Kreuz wider den Hieb.

Die Kürasse, halbe, schwarz mit Messing eingefaßt, waren eben
[kurz vor 1791] abgeschafft worden. Die Karabiner waren so groß
wie gute Jagdflinten. Die Pferde waren sämtlich große Rappen
oder Schwarzbraune. Die Trompeter ritten Hellbraune. Die
Schabracken und Pistolenhalfter waren blau, den Stern des
schwarzen Adler-Ordens darauf in Wolle gestickt. Die anderen
Regimenter hatten den Namenszug F. R.

---

*) Kirsey (der Kersey) ist ein grobes, geköpertes, stark gewalktes Tuch oder Wollenzeug.

**) Bekanntlich wurde der Zopf erst im Kriege von 1806/07 (Dezember bis Mai) abgeschafft. Vgl. Pertz, Gneisenau I, 141. Bailleu, Sitzungsberichte des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg, vom 12. Juni 1907. (Forsch. zur Brand.-Preuß. Gesch., Bd. 20, Anhang, S. 26 f.)

Die gelbe Lederfarbe des Kolletts wurde aber schon damals [etwa 1790] nicht mehr hübsch gefunden; in wenigen Jahren wurden sie schon weiß geliefert.

So waren alle Kürassier-Regimenter, nur die Farbe der Kragen und Aufschläge und danach die Borten verschieden.

Die Kollette der Offiziere hatten Kragen und Aufschläge von Sammt, statt der Borten breite goldene Tressen, das Degenkoppel ganz mit eben solchen Tressen besetzt, — die Schärpe um den Leib, welche aber viel breiter getragen wurde, als jetzt.

Der Beschlag der Kürasse war vergoldet gewesen, der Vorstoß roter Sammt.

Bei Hofe und anderen feierlichen Gelegenheiten außer Dienst hatten sie einen roten Rock mit blauem Kragen und Aufschlägen, goldenem Achselband, vorn sechs breite goldene Schleifen gestickt (brandebourgs), so breit bis an die Schulter, zwei dergleichen auf den Aufschlägen, zwei auf der Tasche und vier hinten.

Für gewöhnlich denselben roten Rock, ohne Stickerei, aber mit Achselband, vorn mit zweimal acht kleinen Knöpfen.

Außer Dienst einen blauen Leibrock mit rotem Kragen und Aufschlägen und einer Reihe Knöpfe, wie ihn jetzt [1832] beinahe die ganze Armee trägt.

Die Offiziere aller anderen Kürassier-Regimenter waren dem ähnlich gekleidet, nur daß sie keine rote Röcke hatten, sondern weiße, mit farbigen Kragen, Aufklappen und Aufschlägen mit Stickerei zum Staat, ohne Stickerei für gewöhnlich.

Das einzige Regiment in Kyritz*) hatte zitronengelbe Kolletts mit cramoisi-Kragen und -Aufschlägen und sah nicht am schlechtesten aus.**)

Alle diese Kleidungsstücke waren weit und durchaus bequem. Der enge Anzug kam erst nach und nach auf und ward erst unter dem jetzigen König allgemein eingeführt. — Daß man früher schon vom engen Anzug redete, rührte bloß daher, daß die bürgerliche Kleidung damals so überaus weit war (wovon man sich auf jedem

---

*) In der **Priegnitz**, Kürassierregiment, 1788—1797 von Marwitz' Oheim, Generalleutnant Gustav Ludwig v. d. Marwitz, kommandiert. (Vgl. **Marwitz'** Memoiren S. 12 f.)

) Vgl. auch die Schilderung der Uniform des Prinzen Louis-Ferdinand in **Marwitz' Memoiren ed. Meusel, Bd. I, S. 288 und die Abbildungen bei v. **Pelet-Narbonne**, Geschichte der Brandenburg-Preußischen Reiterei Bd. I (1905) S. 343.

alten Bilde überzeugen kann), daß die Uniform dagegen eng ersch
Die Disziplin war damals auch ganz etwas anderes als j
Sie war ganz einfach, der Vorgesetzte hatte zu befehlen, der Ur
gebene zu gehorchen. Daß man das allgemeine Landrecht h
studieren und jedesmal erst überlegen müssen, wie eine anzustell
Untersuchung wohl ablaufen könne, davon war gar keine R
Der gemeine Mann war weit weniger gequält und der Off
hatte viel weniger mit ihm zu tun, als jetzt. Alle die Plagen
der übergroßen Egalität, daß jede Schnalle und jeder Knopf
dem einen genau auf demselben Fleck sitzen muß, wie bei
andern, waren durchaus unbekannt, daher fielen die ewigen Be
tigungen und das beständige Vorpredigen über den Dienst g
weg; — letzteres vorzüglich daher, weil man alte Soldaten h
und jährlich nur wenige Rekruten. Diese wurden langsam dressi
man war zufrieden, wenn sie im zweiten Jahre mit in Reihe
Glied exerzieren konnten, sie lernten den Dienst aus Uebung
nicht wie jetzt von einem Schulmeister durch Fragen und Antwort
— jene aber erforderten nur wenige Nachhülfe, wenn sie ein
ausdressiert waren.

Allerdings bekam der Soldat Schläge, — bei den Gensd'arr
aber nicht mit dem Stock, sondern mit der flachen Klinge. Al
es ist durchaus unwahr, was spätere Schriftsteller oder nicht un
richtete Zeitgenossen, um ihnen angenehme Neuerungen anzuprei
verbreitet haben, daß er um jeder Kleinigkeit willen, aus La
und von jungen Offizieren, die allerdings oft erst aus den Kin
jahren heraustraten, hätte geschlagen werden dürfen. Es fiel kei
jungen Offizier ein, sich selber Recht zu verschaffen. Er mel
den Vorfall dem Rittmeister, und hätte er anders gehandelt
würde ihn dieser scharf dafür angesehen haben. Am wenig
konnte es ihm einfallen, seine Laune an einem alten Soldaten
zulassen, dazu war ein solcher ein viel zu geachteter Mann.

Schläge wurden ausgeteilt bei Vorfällen, die jetzt eine Un
suchung nach sich ziehen, und zwar nach Beschaffenheit der S
auf Befehl des Kompagnie-Chefs oder des Regiments-Kommande
— und wenn hierbei ein Soldat 10 bis 12 Hiebe empfing, w
das Point d'honneur darin bestand, sie ohne Murren oder
Klagen auszuhalten, so war diese Strafe für Leute, die vielle
kurz vorher von dem Bauer, bei dem sie gedient hatten, oder
dem Amtmann für ähnliche Fehler körperlich gezüchtigt wor
waren, eine gelindere und auch angemessenere Strafe, als

vielleicht 4 Wochen Untersuchungsarrest (durch die Faulheit des Auditeurs) und nachher noch 8 Tage auf Latten!*)

Auch wegen Nachlässigkeit beim Exerzieren, bei anerkannt faulen Subjekten oder Rekruten, wurden einzelne Hiebe, sogenannte „Jagdhiebe", ohne weiteres gegeben und halfen besser, als jetzt das Nachexerzieren, Gewehre putzen, in Parade-stehen und alle dergleichen sonderbar künstliche Strafen. Niemals aber geschahe es an einem alten Soldaten oder von dem ersten besten jungen Offizier.

Ich habe in meinen damaligen 12 Dienstjahren vielleicht nicht 12 Soldaten körperlich bestrafen sehen. Es war auch gar nicht nötig, weil ein jeder wußte, daß es ihm unfehlbar bevorstand, wenn er nicht unbedingt gehorchte. Bei der Infanterie, wo der Haufen größer war, wurde etwas mehr geschlagen, aber auch weder in dem Maße, noch so rücksichtslos, wie man zu verbreiten beflissen gewesen ist.

Desertion fand allerdings auch statt und wurde mit Spießruten, einer freilich barbarischen Strafe, belegt, aber die Desertion war auch nicht so arg, wie man nach dem darüber gemachten Lärm hätte glauben sollen. Es war freilich hart, daß der Ausländer zeitlebens und der Einländer 20 Jahr dienen mußte, aber die ordentlichen Subjekte standen sich so gut, weil sie wenig mit dem Dienst gequält wurden und ihre Zeit jeglicher Arbeit und jeglichem Gewerbe widmen konnten, daß es ihnen nicht einfiel, zu desertieren.**)

Bei den Gensd'armen ließen wir alle Deserteurs laufen und wurde ihnen niemals nachgesetzt. Wenn sie dessen ungeachtet wieder eingebracht wurden, wie meistenteils geschah, und Spießruten gelaufen hatten, durften sie nicht im Regiment bleiben, sondern wurden an die Infanterie abgegeben. Dasselbe geschah mit denen, die durch Standrecht zu Stockschlägen verurteilt worden waren.

Bei einer so genauen und so einfachen Disziplin war die persönliche Autorität sehr groß. Es fiel nicht vor, daß ein Gemeiner sich gegen einen Unteroffizier verantwortet hätte, und wenn der Wachtmeister Scherff, der noch den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, mit seinen langen Manschetten und seiner dicken Schreibtafel in den Stall kam, so machte es einen weit größeren

*) Vgl. hierzu auch Marwitz' Memoiren ed. Meusel I, 513 ff.

**) Ueber massenhafte Desertion in den polnischen Regimentern im Kriege vgl. Marwitz' eigene Schilderung a. a. O. S. 95, 98 f.

Eindruck, größere Stille und jeder putzte sein Pferd weit eifriger, als wenn jetzt der Rittmeister erscheint.

Ganz junge Offiziere wurden eigentlich wie in Lehrjahren begriffen betrachtet, man verlangte nicht viel von ihnen, sie maßten sich selten etwas an und daher fehlte es nicht an der äußern Ehrerbietung. Die wahre Autorität fand sich erst, wenn sie etwas verstanden, wenn sie einen Rekruten dressieren konnten, guten Reit-Unterricht gaben und ihren Zug bestimmt und sicher führten.

Ein Rittmeister hatte eine weit größere Autorität als jetzt ein General. Es war im Dienst ein unnennbarer, effektiver Abstand zwischen ihm und seinen Untergebenen; — nicht der scheinbare, der jetzt durch alle Grade bloß durch den örtlichen Raum sichtbar ist, auf welchem er seinen Platz hat, während der moralische Abstand in jedem Augenblick von dem schlechtesten Kerl überschritten werden kann, der pfiffig genug ist, sich hinter den Gleichheits-Theorien des allgemeinen Landrechts zu verstecken und die bekannte Rechtsregel zu befolgen: si fecisti, nega.*)

Der Regiments-Kommandeur hatte eine Stellung wie ein Gott, er hatte ganz eigentlich das Privilegium de non appellando. Wenn er einen Offizier sechs Wochen, zwei und drei Monat im Arrest wollte sitzen lassen, so konnte niemand etwas dagegen einwenden und nicht sicherer konnte dieser dazu gelangen, als wenn ein Bürger sich über ihn beschwert hatte.

Wenn gar der General Prittwitz auf der Parade oder beim Exerzieren erschien, so stand jedem im ganzen Regiment gleichsam der Atem still, alles hatte nur Augen und Ohren für ihn. Gleichwohl ließ er täglich, da er immer Offiziere bei sich zu Tische hatte, den jüngsten Kornett in seinem Hause vorangehen und folgte zuletzt. Jetzt sehen und sprechen die kommandierenden Offiziere die subalternen gar nicht, sie kennen sie nicht, dürfen sich aber auch nicht unterstehen, ihnen eine wohlverdiente Strafe aufzulegen.

Das Exerzitium war damals noch ganz Friedrichs des Zweiten auf blutige Erfahrungen gegründeten Einrichtungen gemäß, die durch Seydlitz, Zieten u. a. vervollkommnet waren. Es hatte nur den wirklichen Krieg, nicht einen bloß schönen Anblick, zum Ziele. Auf die Schnelligkeit der Bewegungen und den unwiderstehlichen Ungestüm des Angriffs wurde allein gesehen.

---

*) Marwitz hat in dieser Hinsicht nach 1815 wiederholt Verdruß gehabt; vgl. seine Memoiren S. 617 f. und über die abnehmende Disziplin die Ausführungen S. 513 ff., 604 f., 709 f.

Alle Schwenkungen geschahen von der Stelle aus im Galopp, in der Karriere aber, wenn die Truppe sich schon in Bewegung befand; der Aufmarsch in Zügen nach der tête, sei es nun in Schwadronen (damals „Schwadron formieren" genannt) oder im ganzen Regiment geschah ebenfalls in Karriere; — bei dem Deployieren rückten die Schwadronen ganz dicht aufeinander, brauchten also nur eine sehr geringe Tiefe, alsdann geschah das Deployement mit Rechtsum (oder Linksum) vom Fleck in voller Karriere, die sich erst in kürzeren Galopp verwandelte, wenn die deployierende Schwadron von den anderen demaskiert, also im Begriff war, selber Front machen zu müssen.*)

Die Attacke **) geschah en muraille, d. h. ohne irgend eine Intervalle zwischen den Schwadronen, und zwar war damals eben als Neuerung eingeführt, daß nach dem Aufmarsch, und vor dem Beginn der Attacke, nur Knie an Knie nach der Mitte des Regiments zusammengeschlossen wurde. Bis dahin hatten die Kürassiere Knie hinter Knie zusammengeschlossen.

Wer sich in der Attacke nach hinten ausdrängen ließ, sollte 20 Fuchtel bekommen. Es wurde für entehrend und für ein Zeichen von Hundsfötterei angesehen, aus der Flanke zurückgedrängt zu werden, weshalb ein jeder mit aller Gewalt seines Pferdes dahinstrebte, seinen Platz zu behaupten. Zwar durfte während des Trabes und Galopps auch niemand nach vorn herausbrechen (und der schließende Rittmeister war dazu da, um, wenn das Gedränge zu arg wurde, so viele Rotten wie nötig war, nach hinten heraus zu nehmen und sie im umgekehrten Fall wieder hineinzuschieben), wenn aber erst Marsch! Marsch! kommandiert war, so kam es garnicht darauf an, ob ein Klumpen nach vorn hinausbrach, sondern ein jeder hatte, ohne jede Rücksicht, nur die angestrengteste Karriere zu reiten, um zuerst in den Feind einzubrechen. Man wußte damals noch, daß der Klumpen, der in der Karriere nach vorn hinausbricht, eben derjenige ist, der das Loch in der feindlichen Linie macht.

Wenn man damals eine Kavallerie gesehen hätte, die im ruhigsten Trabe, selbst mit ganzen Schwadronen schwenkt, nur im Trabe aufmarschiert, im Trabe mit ganzen Zügen höchst langweilig deployiert, — zur Attacke Intervallen zwischen den Schwadronen hat, und dennoch nur Bügel an Bügel, oder vielmehr garnicht zu-

*) Vgl. hierzu Jany, der preuß. Kavalleriedienst vor 1806, S. 40 ff.
**) Vgl. Jany, a. a. O. S. 48 ff.

sammenschließt (welches sie auch nicht kann, weil kein Stiefel Knie des Reiters schützt) — wo es nicht nur erlaubt, sondern gar geboten ist, aus der Fronte zurück zu ziehen, sobald sich Spur von Drängen zeigt, — wo verlangt wird, daß selbst in Karriere, beim Einhauen, die Richtung beibehalten werde (zu wel Ende denn geboten werden muß, die raschen Pferde nicht ausla zu lassen, — woraus wiederum folgt, daß die faulen nicht a trieben werden); — und wo überhaupt nur gepredigt wird, „Ruhe und Richtung" die Hauptsachen bei der Kavallerie seie — so würde man gelacht und gesagt haben:

dies sei gar keine Kavallerie, sondern reitende Infanterie! R und Richtung seien allerdings, aber nur insofern vonnöten, ohne sie Ordnung und Aufmerksamkeit unmöglich würden, die Schnelligkeit, um unvermutet zu erscheinen, und der Un stüm, um unwiderstehlich einzubrechen, konstituierten erst das W einer wahren Kavallerie.**)

Damals beurteilte der höchste Befehlshaber, wenn er ein R ment inspizierte, selbiges und seine Attacke nicht, indem er sie se mitmachte und dann bloß danach urteilte, wie ruhig und wie richtet (unwirksam) das Regiment dabei blieb, sondern er ließ sich zu attackieren und urteilte danach: ob Lücken entstan und ob der Choc geschlossen und gewaltsam herangebracht wu

Ich habe in der Folge den besten Prüfstein darin gefun wenn man in der Mitte des Exerzierplatzes halten bleibt und Regimenter, von beiden Seiten her, auf einander attackieren l Dann erkennt man handgreiflich, welches Regiment das andere worfen haben würde, wenn es Ernst wäre, und welcher Komman das nicht vorzudemonstrierende Talent hat: „d'enlever une charg wie Napoleon es nennt. Denn erstlich wirft das geschlossene rasche Regiment allemal das flatternde und langsame und sod (beides auf beiden Seiten gleich gesetzt), wirft dasjenige, wo Kommandeur im richtigen Augenblick „Marsch! Marsch!" komm diert. Der es zu früh oder zu spät tut, wird geworfen. —"

An anderer Stelle seiner Memoiren (geschrieben Dezember 18 fährt Marwitz fort:

---

*) Diese Ruhe wird jetzt der Kavallerie auf ebenso lächerliche Weise gepr wie der Hauptstadt 1806, wie der Feind einrücken sollte, gesagt w „Ruhe sei die erste Bürgerpflicht!" [v. M.]

**) Vgl. über die Nachteile der Armeereform von 1807 ff. für die Kav auch Jany a. a. O. S. 37 f.

„Die Special=Revue wurde jährlich den 6. Mai, die große Revue den 21. bis 23. Mai gehalten. So habe ich sie von 1791 bis 1802 mitgemacht. Den 23ten kam jedesmal das große Avancement heraus, welches jetzt den 31. März (zum Andenken an den Einzug in Paris) geschieht und des Abends war Ball beim Könige.

Die Special=Revue wurde folgendermaßen gehalten. Das Regiment war abgesessen, besondere Pferdehalter angenommen; zu Fuß war es compagnieweise formiert mit Intervallen; die Offiziere und Unteroffiziere vor dem rechten Flügel der Compagnie in zwei Gliedern; die Ueber=Completten ohne Gewehr in der Intervalle; vor dem rechten Flügel des Regiments sämtliche Junker, sämtliche Rekruten und sämtliche übrigen Ausländer. Da nämlich jeder Kapitän oder Rittmeister die Hälfte seiner Mannschaft durch Werbung aus dem Auslande ersetzen mußte (bei den Gensd'armen geschah es gewöhnlich aus Berlin, weil diese Stadt cantonfrei war und also dem Auslande gleich gerechnet wurde) und keine Stelle vakant bleiben durfte, so mußte er allemal übrige Ausländer (über den Etat) haben und sie aus seiner Tasche bezahlen, um jeden Abgang sogleich decken zu können.

Der König kam nun an den rechten Flügel, stieg ab, besah erst die Junker, redete mit ihnen, besah dann die Rekruten und übrigen Ausländer und kommandirte alsdann selber: „Rekruten! Links um. Marsch!", worauf alles wieder in seine Compagnien eintrat. Hierauf ging der König an die Leib=Compagnie, besah erst die Offiziere, redete mit ihnen, dann die Unteroffiziere und dann ging er die ganze Compagnie langsam herunter, auch zwischen den Gliedern. Der General als Chef und der Kommandeur traten neben den Offizieren ihrer Compagnie in Reihe und Glied und begleiteten den König, so wie jeder Rittmeister ihn bis an den linken Flügel seiner Compagnie begleitete.

So nahm er alle 10 Compagnien durch, stieg am linken Flügel zu Pferde und der General ließ rechtsum kehrt machen, aufsitzen und das Gewehr aufnehmen. Alsdann kam die Remonte nach dem rechten Flügel und wurde einzeln vorgeritten, marschierte aber alsdann mit dem ganzen übrigen dritten Gliede nach Hause.

Die komplette Schwadron von 132 Pferden wurde nämlich so rangirt, drei Züge in drei Gliedern mit 12 Rotten giebt

3 × 36 = 108 Pferde
der 4te Zug 12 Rotten, zwei Glieder = 24 „
= 132*) „

Exerzieren tat die Schwadron aber nie anders als in zwei Gliedern.

Wenn solchergestalt das dritte Glied abgefertigt war, schwenkte das Regiment in seinen zwei Gliedern ab, marschierte, vom Chef geführt, da der Kommandeur seine Schwadron, als Rittmeister, führen mußte, in Zügen vorbei und formirte Schwadron, welches überhaupt bei keinem Vorbeimarsch unterlassen wurde. — Man hielt dafür, daß auf den jetzt [1832] gepriesenen ruhigen Schritt gar nichts ankomme und daß Cavallerie, wenn sie besehen würde, jedesmal zeigen müsse, wie rasch sie sei.

Bei der Infanterie wurde die Special-Revue genau ebenso gehalten. In Berlin war sie jederzeit den fünften Mai. — Hier traten der General, und wenn er Feldmarschall war, so wie der Regimentskommandeur, als Hauptleute bei ihren Compagnien ein und marschirten zu Fuß vorbei, mit Esponton und Ringkragen. Nur die Majors, die Bataillone führten, blieben zu Pferde.

Der Vorbeimarsch geschah in vier Zügen per Compagnie, damit sie kurz und genauer zu durchschauen waren und ohne Musik, weil kein Prunk gemacht, sondern der innere Zustand genau erforscht werden sollte.

Bei diesen genauen Besichtigungen und bei den Unterredungen mit den Offizieren und Junkern war es, wo Friedrich der Zweite bald Freude und Entzücken, bald Schrecken verbreitete. Er belobte, er beschenkte, er schalt, er jagte auch fort, was ihm nicht gefiel.

Friedrich Wilhelm der Zweite würde seine Soldaten-Ehre gekränkt geglaubt haben, wenn er in irgend einem Stück von den Gewohnheiten seines großen Oheims abgegangen wäre, oder seine Person mehr geschont hätte, als jener, wenn es ihm gleich bei seinem kolossalen Körperbau oft blutsauer wurde. Indessen verbreitete er jene Anspannung, die sein Oheim erzeugte, nicht, und die Fragen an die Offiziere und Junker fielen je länger je mehr weg.

Zu leugnen ist nicht, daß der König durch diese Spezial-Revuen unendlich mehr von dem Zustande seiner Regimenter erfuhr und seine Offiziere mehr kennen lernte, als jetzt durch das lärmende

*) Hierbei sind nicht mitgerechnet die 12 Überkompletten. Vgl. Jany, a. a. O. S. 38 f.

Blendwerk der sogenannten großen Paraden, welche die Russen von den Franzosen angenommen und in die größte Gleichförmigkeit gebracht haben. Von diesen haben wir sie 1807 entlehnt und nun erfährt der König von keinem Regiment mehr, als wie grade und gleichförmig angezogen es dasteht und vorbeimarschiert. Nicht einmal von dem Regimentskommandeur, viel weniger von anderen Offizieren, hört er ein anderes Wort als die Kommandowörter, die sie aussprechen müssen. —

Um nun noch einiges die Infanterie betreffende einzuschalten, will ich bemerken: daß unter Friedrich dem Zweiten jedes Regiment aus zwei Bataillonen Musketier und zwei Compagnien Grenadier bestand. Ein Bataillon Musketier hatte fünf Compagnien und die Grenadiere von zwei Regimentern stießen immer zu einem Grenadier-Bataillon von vier Compagnien zusammen.

Die Montierungen waren höchst verschieden und sehr leicht aus der Ferne zu erkennen. Um nur von den Offizieren als den in die Augen fallendsten zu reden, so hatten einige Regimenter ganz in Gold oder Silber gestickte Röcke, ohne Aufklappen, einige auf Brust und Taschen, andere vorn herunter und auf Taschen und allen Falten gestickt; — einige hatten gestickte Aufklappen von verschiedenen Farben, andere farbige Aufklappen, ohne Stickerei, mit Schleifen unterhalb der Aufklappe und hinten; einige farbige Aufklappen ohne alle Stickerei, noch andere ganz einfache Röcke ohne alle Stickerei. Einige Regimenter hatten gelbe Unterkleider, andere weiße, ein Regiment sogar rote; die meisten hatten eine ganz schmale goldene oder silberne Tresse um den Hut, einige auch eine ganz breite gebogene; einige Regimenter hatten auch Achselbänder und zwar waren es meist die Regimenter, deren Uniform keine Stickerei hatte, deren Offiziere durch die beiden letztgenannten Auszeichnungen kenntlich wurden.

Eine Generals-Uniform gab es nicht, jeder General trug die Uniform seines Regiments und die Feder im Hut, bei der Infanterie außerdem die breite, gebogene Tresse, selbst wenn das Regiment nur schmale Tressen um den Hut hatte. Wenn man also die Uniform eines Regiments kannte, so wußte man auch den Namen des Generals, der einem begegnete.

Außerdem gab es Garnison-Regimenter (im Kriege zur Besatzung der Festungen bestimmt); diese hatten keine Grenadiere und bestanden aus unsichern Ausländern und aus bestraften, von den anderen Regimentern abgegebenen Subjekten. Ihre Uniform

war Rock, Weste, Hosen, alles blau; — der Rock ohne alle Auszeichnung mit nur sechs Knöpfen, da alle anderen Regimenter deren acht hatten.

Alle alten Regimenter in der Armee (d. h. bis zum Regierungs-Antritt Friedrichs II. gestiftet) hatten rote Halsbinden, die Offiziere weiße und gelbe Espontons und Kurzgewehre, die neuen Regimenter hatten schwarze Halsbinden und schwarze Espontons. Die alten Regimenter wurden Musketiere genannt und hatten kleine dreieckige Hüte, die neuen hießen Füsiliere und hatten Mützen, den Grenadiermützen ähnlich, aber kleiner, die sehr gut aussahen. Man sagte, sie hätten diese gegen den siebenjährigen Krieg bekommen, wo die Preußischen Grenadiere schon im großen Ruf standen und von weitem schon an den Blechmützen zu erkennen waren, und wo nun diese Füsiliere für Grenadiere gehalten wurden.

Friedrich Wilhelm der Zweite veränderte die Organisation dahin, daß die combinirten Grenadier-Bataillone aufhörten, ebenso die Garnison-Regimenter. Statt dessen bekam jedes Regiment außer seinen beiden Musketier-Bataillonen noch ein Grenadierbataillon und ein sogenanntes Depot-Bataillon aus den unsichern Leuten, so daß damals also jedes Regiment aus vier Bataillonen bestand, jedes von vier Kompagnien. Auch errichtete er leichte Infanterie, die nun „Füsiliere“ genannt wurden, mit grünen Montierungen.

Er veränderte auch sämtliche Uniformen dahin, daß alles weiße Unterkleider bekam und alle Röcke Aufklappen, wodurch die Unterscheidung der Regimenter schon schwieriger wurde. Die neuen Uniformen waren zum Teil sehr geschmackvoll, bekamen aber ein nichtpreußisches Ansehen. Die Grenadier- und Füsilier-Mützen fielen weg und alles bekam sehr zweckmäßige, aber abscheulich häßliche Hüte, vorn und hinten in die Höhe geschlagen, die Grenadiere nur zur Unterscheidung einen kleinen federartigen Busch von Zwirn.

Die Dragoner waren gekleidet wie die Infanterie und hatten unter Friedrich dem Zweiten noch Trommeln und Pfeifen zu Pferde. Diese schaffte Friedrich Wilhelm ab und sie behielten nur noch Trompeten. Jedes Dragoner-Regiment hatte fünf, zwei derselben aber zehn Schwadronen.

Die Husaren waren sehr prächtig, in allen Farben, mit Gold oder Silber gekleidet und standen sämtlich auf zehn Schwadronen.

Mit der ganzen Kavallerie wurde keine Veränderung, weder in der Formation noch in den Montirungen, vorgenommen, weder von Friedrich Wilhelm dem Zweiten noch von dem Dritten, bis 1806.

Die eigentliche Exerzier-Revue [die große Revue] wurde in Berlin allemal den 21. bis 23. Mai gehalten. Es kamen dazu außer den sieben Regimentern, die in Berlin standen, noch die Regimenter Prinz Heinrich aus Spandow, Prinz Ferdinand aus Ruppin, Béville aus Frankfurt a. O., und Wunsch aus Prenzlau; dann außer den Gensd'armes und Zietenschen Husaren, die in Berlin standen, noch die drei Schwadronen Gardes du corps aus Berlin, Charlottenburg und Potsdam und das Marwitzsche Kürassier-Regiment aus Kyritz.

Das Garnison-Regiment Kowalsky aus Zielenzig*) rückte auch am 19. ein, um die Wachen zu besetzen, zog am zwanzigsten Abends auf Wache und wurde erst den 23. Abends wieder abgelöset, so daß es drei volle Tage auf Wache blieb. Späterhin kamen denn zu dem Zweck mehrere Depot-Bataillons, die sich ablösen konnten.

Den ersten Tag exerzierte die ganze Kavallerie gemeinschaftlich, morgens um vier Uhr und war um sieben Uhr fertig. Dann stand die Infanterie bereit und exerzierte ebenfalls in den Schulmanövern. Es dauerte bis ein oder zwei Uhr Mittags, bevor sie wieder in der Stadt war, weil der Vorbeimarsch in Parade im langsamen Schritt allein drei Stunden dauerte.

Dem König Friedrich Wilhelm wurde dies ungemein sauer, er strengte sich aber aufs Aeußerste an, um nichts zu versäumen, was sein Oheim getan hatte. Er war ein schlechter Reiter und mußte daher hartmäulige und dabei sehr starke Pferde haben, weil sie sonst die gewaltige Figur nicht tragen konnten und sich dennoch jede unrichtige Behandlung gefallen lassen mußten. So herrlich und wahrhaft königlich er zu Fuß aussah, so wenig kleidete ihn das Reiten; die eben beschriebenen Pferde konnten unmöglich angenehm gehen und fatiguirten ihn ganz ungemein.

Wenn nun damals die Kavallerie oder auch die Infanterie aufmarschiert war, so kannte man die Hülfe, sie in vorgeschobene feste Punkte einzurichten, noch nicht. Nur die Punkte, wo die Flügel angelehnt werden sollten, waren gegeben und es war das Geschäft des Kommandirenden, von der Mitte, nachdem er „Halt" kommandirt, nach dem rechten Flügel und dann die ganze Linie bis zum linken Flügel herunterzujagen und sie in diese beiden Punkte dadurch einzurichten, daß wer vor war, vor seinem Pferde zurückwich, und wer zurück war, an dasselbe herantrat. Dies ge-

*) In der Neumark, ö. von Frankfurt a. O.

schah nach jedem Aufmarsch und nach jeder Attacke. Ein jeder Schwadronchef mußte seine Schwadron und jeder Kommandeur sein Regiment auf diese Weise schon gerichtet haben, bevor der kommandirende General an selbiges herankam.

Dieses Geschäft hatte Friedrich der Zweite bis in sein höchstes Alter mit der größten Eleganz und Sicherheit in der Carriere oder wenigstens im gestrecktesten Galopp immer selbst besorgt, und Friedrich Wilhelm würde sich für einen schlechten Soldaten gehalten haben, wenn er es nicht auch getan hätte. — Wenn er sich nun gleich schon während des Aufmarsches immer nach dem rechten Flügel hinhielt und wenngleich der über 60jährige General Prittwitz, der hierin das größte Talent und das sicherste Auge besaß, nachdem er „Halt" kommandirt hatte, wie ein Pfeil nach dem rechten Flügel und bei dem Könige vorbei die ganze Linie hinunterschoß, wo es denn nie fehlte, daß sie wie eine Schnur gerichtet dastand, — so ließ der König sich sein Amt doch nicht nehmen und kam hinterher. Wenn er nun eine passable Carriere die drei Schwadronen Garde du Corps hinunter vollführt hatte, so war sein Atem weg, vor den Gensd'armen wurde der schwerfällige Galopp schon immer kürzer und wenn er gegen die Kürassiere von Marwitz kam, mußte er sich schon an den Sattelknopf festhalten, um nicht atemlos herunter zu fallen.

Bei der Infanterie war die Sache leichter, kein Gedränge und keine Unruhe in Pferden, weniger Staub, daher leichterer Ueberblick. Dafür war aber auch die Linie weit länger und der König war nicht im Stande, im raschen Galopp bis ans Ende derselben zu kommen.

Im ersten Treffen standen sechs Regimenter oder achtzehn Bataillone, es war also über eine Viertelmeile lang. Dennoch habe ich den Feldmarschall Moellendorff,*) zuletzt (gegen 1806) beinahe 80 Jahre alt, die volle halbe Meile, die dabei zu reiten war, bei jedem Exerzieren im vollen Rennen jedesmal zurücklegen sehen. Dieser große und wunderschöne alte Mann, einer der besten Reiter, die je geboren wurden, saß gewöhnlich auf einer mächtigen, äußerst rapiden und vehementen braunen englischen Stute, Cleopatra genannt, die er stets im vollkommensten Gehorsam hatte; nie hat ein Mensch gesehen, daß bei ihren heftigsten Bewegungen sein Gesäß

*) Marwitz hat, wie auch die folgenden Zeilen beweisen, Moellendorff dauernd geschätzt, trotz seines Versagens bei Erfurt. Moellendorffs Bild hängt noch heute in Marwitz' Arbeitszimmer, der Bibliothek des Friedersdorfer Schlosses.

sich auch nur eine Linie hoch im Sattel gehoben hätte. Wenn er den ersten Revuetag die Infanterie vor dem König vorbeiführte und die Cleopatra, die Janitscharenmusik dicht hinter sich, unter ihm tobte und doch nicht einen Schritt weit von ihrem Wege weichen durfte, bis er sie los ließ, und sie dann mit einigen gewaltigen Sätzen neben dem König war und nun so still stand wie ein Pfahl, so sah der alte Mann so kriegerisch prächtig aus, daß ganz Berlin herauslief, um ihn zu sehen.

Der König konnte es gewöhnlich nicht so lange zu Pferde aushalten, sondern stand während des Vorbeimarsches der Infanterie zu Fuß und nahm vor jeder Fahne mit dem herrlichsten Anstande den Hut ab, wo denn sein schweißbedecktes stark gepudertes Haupt über alle andern hervorragte.

Den zweiten Tag der Revue exerzierten Infanterie und Kavallerie zusammen Schulmanöver, welches damit endigte, daß die Infanterie in großen hohlen Vierecken, von zwei Bataillonen jedes, zurückging und die Kavallerie selbige unausgesetzt attackirte. Es kam darauf an, daß die Infanterie zur rechten Zeit Front machte, ihr Feuer im rechten Augenblick gab und daß dennoch jedes Carré mit den andern, die in dem Moment nicht angegriffen waren, in der Linie blieb und selbst bei Schwenkungen mit der ganzen Linie seinen Platz und Distance richtig behauptete, so daß alles genau paßte, wenn nachher deployiert wurde. Was jetzt mit den dick zusammengepackten Massen kinderleicht ist, war in den damaligen langen Fronten sehr schwer.

Für die Kavallerie war die Aufgabe, wie natürlich immer, marschierende Carrés zu attackiren, nie stehende, und entweder so rasch heranzukommen, daß die Infanterie nicht zum Feuer kam, oder ihr das Feuer abzulocken und den Chock erst zu geben, nachdem sie gefeuert hatte.

Den dritten Tag war Feldmanöver in zwei Korps gegen einander. Der König kommandirte das eine und der Feldmarschall das andere.

Ueberhaupt kann man sich nichts Kriegerischeres und Schöneres denken, als die damaligen preußischen Truppen. Lauter große starke Leute, — solche schwächliche Zwerge und unbärtige Bengel, wie jetzt, sah man nicht. Unter der Kavallerie bebte die Erde. Es war alles wie aus einem Guß. Und die pompeuse Ruhe der Infanterie. Es giebt nichts Imposanteres, als wenn eine solche Linie im langsamen Schritt heranrückt, weit imposanter, als der jetzige Ge-

schwindschritt, — dahinter die damaligen großen, tief tönenden Trommeln (die sich zu den jetzigen kleinen Klapperkasten verhalten wie ein Contra-Baß zu einer Bratsche!) —, welche den stolzen alten Fahnenmarsch vom rechten nach dem linken Flügel weithin hörbar, regelmäßig herunter rollen ließen, statt daß man jetzt nur ein barbarisches asiatisch-russisches Geklopfe hört. Und dann das regelmäßige Bataillons-Feuer, welches den Feind niederwirft, statt daß jetzt ich selbst vor französischen Carrés in dem miserablen Bataillenfeuer unbeschädigt gehalten und die französische Kavallerie sich eben so gefahrlos vor dem unsrigen habe herumtreiben sehen.

Oder, wenn ein solches Infanterie-Regiment, 39 Tambours voran und zwölf Fahnen hinter diesen, in die Stadt wieder einrückte mit jenem Fahnenmarsch, — so hatte es ein Ansehen von Unwiderstehlichkeit. Die vieille-Garde des Napoleon sah nachher ebenso aus. —

Vom 21ten bis 23ten September war immer Herstmanöver in Potsdam. Dort war alsdann eine große Masse von Truppen zusammen, da aber nur wenig Beurlaubte dazu eingezogen wurden, so waren die Regimenter lange nicht in ihrer kompletten Stärke; das Regiment Gensd'armes ungefähr 480 Pferde, ein Bataillon etwa zu 500 Mann. Es waren gewöhnlich dort:

1. Die Potsdamer Garnison:
   1 Bataillon erste Garde
   1 „ alte Garde (von Friedrich Wilhelm I.)
   3 Bataillone Regiment Garde (nach damaliger Formation.)
   3 „ Kronprinz, 3 Escadr. Gardes du corps.
2. Von der Berliner Garnison:
   12 Bataillons (vier Regimenter abwechselnd) 5 Escadr. Gensd'armes
   10 „ Zieten-Husaren.
3. Außerdem:
   3 Bataillons, Raumer aus Brandenburg 5 „ Marwitz-Kürassiere.
   5 „ Lottum-Dragoner aus Schwedt.

23 Bataillone 28 Eskadrons.*)

*) Also etwa 11 500 Mann Infanterie und (bei allen Kavallerieregimentern, wie bei den Gensd'armes, die Escadron zu 96 Mann gerechnet) 2690 Pferde, zusammen 14 190 Mann.

Die fremden Infanterie-Regimenter cantonirten in den Vorstädten, die ganze Kavallerie excl. der Gardes du corps und Husaren (welche letztere in den Dörfern standen) campirte in Zelten, da wo jetzt die mit Häusern bebaute Chaussee nach Brandenburg geht, mit dem Rücken an der Havel.

Den ersten Tag war jedesmal Schulmanöver, die beiden letzten Feldmanöver in zwei Corps. Sämtliche Offiziere von allen diesen Regimentern wurden die vier Tage (mit dem Tag des Einrückens) in den Schlössern an Königlichen Tafeln gespeiset, auch alle Fremde, die sich in großer Zahl als Zuschauer einfanden. Des Abends war freies Schauspiel für alle Offiziere im neuen Palais.

Damals [1791] habe ich zum erstenmal im Lager gestanden. Auch war es das letzte Herbstmanöver unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten, wegen der gleich darauf ausbrechenden Kriege. Unter dem jetzigen König wurden sie aber, von 1798 an, wieder regelmäßig gehalten."

An anderer Stelle (geschrieben Oktober 1834) fährt Marwitz in seiner Schilderung fort:

„Ich habe schon erwähnt, daß das Regiment Gensd'armes im Mai 1793 seinen Chef, den General von Prittwitz, verlor. Es blieb über ein Jahr vakant unter Führung seines Commandeurs, des Obersten v. Holtzendorff, der bald zum General avancirte. Im Winter zu 1794 bekam es den General von Elsner zum Chef,*) da dieser aber im Sommer schon eines von den vielen abgesonderten Kommandos in Polen bekam**) (wozu er sich, beiläufig gesagt, paßte wie die Faust aufs Auge), so blieben wir unter dem Befehl des Kommandeurs, unter welchem wir auch den Marsch nach Polen machten. So blieb alles ungefähr in der alten und strengen Verfassung.

Wie aber im Frühjahr 1795***) der General v. Holtzendorff ein eigenes Regiment bekam und die beiden auf ihn folgenden ältesten Stabsoffiziere†) versetzt wurden, bekamen wir den Obersten von

*) Karl Friedrich v. Elsner, 1794 Generalmajor, 1802 Generalleutnant und General-Inspektor der Kurmärkischen Kavallerie, 1806 verabschiedet, 1808 gestorben.

**) Vgl. hierzu Marwitz' Memoiren (1908) I, 92 ff.

***) 1797 müßte es heißen; Generalmajor v. Holtzendorff erhielt das Regiment Manstein (bestätigt durch gleichzeitige Aufzeichnungen von Marwitz). Er hat seine „Lebensnachrichten" zum größten Teil aus dem Gedächtnis geschrieben, so daß sich manche Irrtümer im Einzelnen finden.

†) Obrist v. Beulwitz und Obrist-Lieutenant von der Gröben (nach den Ranglisten von 1797 u. 1798).

Reitzenstein*) von Königin-Dragoner (oder damals noch Bayreuth) zum Commandeur und seitdem ging das Regiment in immer beschleunigtem Krebsgang seiner Auflösung entgegen.

Elsner nämlich war eigentlich ein braver aber sehr dummer und konfuser Mann, der die Vergleichung mit seinem Vorgänger Prittwitz auch in keinem einzigen Punkte aushalten konnte. Da er überdies mit keinem Exerzitium und noch weniger mit irgend einem Manöver Bescheid wußte und immer in sonderbaren Ausdrücken mit untergemischten unrichtig-französischen Brocken sprach, so war bald jede Achtung für ihn verschwunden und an deren Stelle trat Gespött über seine kuriosen Floskeln, welches sich bald in der ganzen Stadt verbreitete.

Reitzenstein dagegen kam aus der pedantischen Schule des Generals Kalckreuth**) und wollte durch uns ganz unbekannte Pedantereien im kleinen Dienst die Ordnung erhalten. Dabei war er hochmütig und sprach mit keinem Offizier (so wie es jetzt in der Armee Mode ist) und da Elsner auch Niemand bei sich sah, so fiel nach und nach das ganze Regiment auseinander, was in einer großen Garnison am meisten zu vermeiden ist, weil dort schon ein Jeder zu leicht seinen eigenen Weg und seine eigene Gesellschaft findet. Solchergestalt entstand ein Ueberdruß, so daß die besten Offiziere, einer nach dem andern, anfingen, abzugehen und als ob ein besonderer Unstern darauf ruhte, so waren die neu eintretenden Offiziere mit den seltensten Ausnahmen gleichsam eine ganz andere Sorte von Menschen, als die früheren, bequemer, selbstsüchtiger, unbekümmerter um den Dienst und aus so verschiedenen Gegenden zusammengelaufen, daß am Ende an eine Alt-Preußische Kameradschaft gar nicht mehr zu denken war.***)

Ich selbst wurde durch das hierdurch entstehende Avancement, nachdem ich ein Jahr überkompletter, 1½ Jahr der jüngste Cornette gewesen und in 2½ Jahr die übrigen 9 Cornettsstellen durchlaufen hatte, zu Anfang des Jahres 1797 Lieutenant, einige Monate bevor ich 20 Jahr alt war.

---

*) Heinrich August Friedrich von Reitzenstein (1747—1823), 1797 als Oberstleutnant Kommandeur der Gensd'armes, 1802 Generalmajor, 1804 Inhaber des Kürassierregiments Nr. 7 (Altmark).

**) Vgl. über ihn auch Marwitz' Memoiren S. 89, 401, 482 f.

***) Ueber die Gefangennahme des Regiment Gensd'armes bei Wichmannsdorf (27. Okt. 1806) vgl. Marwitz' von mir veröffentlichte anschauliche und drastische Schilderung in der Sonntagsbeilage zur Voss. Ztg. Nr. 17 vom 28 April 1907.

Es war ein Vorteil für mich, daß ich bei der Leib-Compagnie stand. Da ihr Chef (der General) sich um den innnern Dienst nicht bekümmern konnte, dieser vielmehr der Natur der Sache nach dem Stabsrittmeister überlassen blieb und der Zufall wollte, daß von 1797 ab selbiger das Canton (die Rekrutenaushebung für das Regiment) unter sich hatte, welches nötig machte, daß er beinahe den ganzen Sommer im Canton, also abwesend sich befinden mußte, so kommandirte ich immer ein Vierteljahr lang die Compagnie und lernte und lehrte so den Dienst von Grund aus. Bei einer jeden anderen Compagnie war der Lieutenant der dritte Offizier und kam niemals zum Kommando, weil nicht gestattet wurde, daß der Chef und der älteste Offizier zu gleicher Zeit abwesend waren.

Unter der neuen Regierung mehrte sich alsbald die Nachlässigkeit im Dienst. Friedrich Wilhelm der Zweite hielt immerdar die Einrichtungen Friedrichs des Großen aufrecht. Daß ein Offizier Urlaub bekam, war keineswegs etwas gewöhnliches. Vierzehn Tage im Jahr war schon viel, die meisten verließen ihre Garnison niemals. Zu längerem Urlaube, zu dem des Königs Erlaubnis nötig war, mußten schon ganz besondere Ursachen empfehlen, sonst erfolgte er nicht. Daß ein Offizier von Berlin nach Potsdam oder umgekehrt gekommen wäre, um dort die Truppen zu sehen oder auch sich zu amüsiren, war gradezu unmöglich. Der neue König aber ließ die Potsdamschen Offiziere den Winter über zu jedem Ball nach Berlin kommen, alsbald gingen auch die Berliner nach Potsdam; — königlicher Urlaub wurde mit der größten Leichtigkeit gewährt, zu Reisen ins Ausland, in Bäder wenn man nicht krank war, in Familien-Angelegenheiten, die nicht existirten, und die natürliche Folge war, daß auch die Regiments-Chefs aufhörten, im Urlaub-Erteilen schwierig zu sein; vier bis sechs Wochen wurden etwas Gewöhnliches, und da hiernach niemand gern dableiben und den Dienst allein versehen wollte, so entstand nach Beendigung der Revue ein wahres Drängen nach Urlaub. Jeder suchte dem andern den Rang abzulaufen. Dadurch fiel der Dienst aus einer Hand in die andere und wurde je länger je mehr vernachlässigt. Die fortwährende Kontrolle und die strenge Gleichförmigkeit nicht im Anzuge, sondern in der Behandlung der Soldaten, hörte auf.

Ich selbst habe diese Unordnung niemals benutzt, um so weniger, da meine unabhängige Stellung*) grade in die beste Urlaubszeit fiel.

*) Marwitz nahm 1802 zum erstenmal den Abschied, um zu heiraten und sein Gut selbst zu bewirtschaften.

Ungeachtet damals so eben die neumodische Faulheit einzureißen anfing, daß Offiziere Reisen und zwar Spazier-Partien zu Wagen machen, so hätte ich mich für einen Weichling gehalten, wenn ich irgendeine Reise oder Ausflug anders als zu Pferde gemacht hätte.*) Es gab noch mehrere Offiziere dieser Art. — Aber Schlafröcke (womit jetzt zum Skandal sogar junge Offiziere in ihren Zimmern umhergehen) hatte damals noch niemand, — wer auch Lust gehabt hätte, sich einen solchen Weibermantel zuzulegen, hätte es vor seinen Kameraden nicht gewagt. Zugleich aber war es eine Schande, langsam zu reiten und wenn einer hätte im Schritt einherziehen wollen, stundenlang, oder gar im Mantel, wie man jetzt spazieren reiten sieht, so wäre er ausgelacht worden; mir selbst aber war es schon in der Natur zuwider".**) — —

„In den Sommern 1797 und 1800 war ich mit 3 bis 400 Pferden des Regiments auf Grasung auf einem Bruchvorwerke bei Lebus. Bis dahin war die Sommerfutterung der Pferde mit Gras eine Last des Landes gewesen, indem Mannschaft und Pferde im Sommer bei den Bauern verteilt wurden. Man hatte dies als einen großen Druck verschrieen und Friedrich Wilhelm der Zweite hob es auf. — Dies war aber ein Blendwerk, denn die Bauern hatten damals keine anderen Abgaben, als die geringe [?] baare Contribution und Schoß und die Verpflegung der Cavalleriepferde das ganze Jahr hindurch. Wenn nun die Pferde nicht mehr auf Grasung lagen, so mußten sie in der Garnison mit Körnern gefuttert werden und die Bauern mußten um so viel mehr liefern.

An die Stelle dieser Fourage-Lieferung hatten die Städte die Einquartierung oder den Servis.

Jetzt also war dies nicht mehr, die Regimenter durften aber für den Wert der Rationen, die sie ersparten, Pferde gegen Bezahlung, also für eigene Rechnung, auf Grasung unterbringen. So war auch dieser Contract mit dem Königlichen Ober-Amtmann in Lebus geschlossen.

Die Pferde standen alle in großen Gebäuden auf demselben Hofe, der Oberamtmann ließ für die Mannschaft gegen geringe Bezahlung kochen. Ich selbst wohnte in Friedersdorf und ritt, so oft es möglich war, wenigstens aber die Woche zweimal hin, gewöhnlich mit Tagesanbruch, die Ueberfahrt über die Oder hielt oftmals auf, frühstückte dort erst, nachdem ich die Pferde revidirt und war um 11 oder 12 Uhr Mittags wieder zu Hause."

*) Vgl. hierzu Marwitz' Memoiren I, 50 f.
**) Vgl. Marwitz' Memoiren S. 649, Anm. 1.

Goethes Homunculus und Euphorion.

Von

Prof. Dr. Ernst Müller.

Unter den Gestalten des II. Teils des Faust nehmen Homunculus und Euphorion ein ganz besonderes Interesse für sich in Anspruch. Beiden liegt ein gewisses historisches Vorbild zugrunde. Jenen fand Goethe bei Paracelsus, dieser geht direkt auf die Faustsage zurück. Beide sind zwar scharf gezeichnet, aber sie enthalten so viel Dunkles, daß die literarische Forschung darüber noch lange nicht abgeschlossen ist. Die Kritiker müssen mit dem Goetheschen Herold in der Mummenschanz erklären (v. 5506 f.):

„Die Bedeutung der Gestalten
Möcht' ich amtsgemäß entfalten.
Aber was nicht zu begreifen,
Wüßt' ich auch nicht zu erklären;
Helfet alle mich belehren!"

Die Beachtung, die man in neuerer Zeit dem II. Teil des Faust in so reichem Maße geschenkt hat, hält immer noch gleich stark an. Die Ansichten über diese Tragödie gehen freilich nach wie vor weit auseinander. Während die einen Forscher die Einheit des Werkes rühmen, heben die andern die Planlosigkeit desselben hervor. Zu den ersteren gehören: Hermann Geist*), Veit Valentin**) und Hermann Baumgart***). So hoch diese den II. Teil des Faust stellen, so tief wird er von andern herabgesetzt. So sagt Eugen Reichel†): „Faust keine einheitlich durchgeführte Dichtung, kein in sich abgeschlossenes Kunstwerk, eine planlos widerspruchsvolle Ver-

*) Wie führt Goethe sein titanisches Faustproblem, das Bild seines eigenen Lebenskampfes, vollkommen einheitlich durch? Weimar, 1899.
**) Die klassische Walpurgisnacht. Leipzig, 1901.
***) Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert. 2. Bd. Die Erklärung des zweiten Teils des Faust. Königsberg i. Pr. 1902.
†) Fauststudien: Gegenwart (1903) 32 Nr. 26 f.

einigung von Einzelszenen, alle Kombination und alles Ringen na
Ergründung des Werkes vollständig zwecklos."

Ebenso nennt der Schweizer J. V. Widmann*), selbst ei
Dichter, den Faust II. Teil „trotz mancher Schönheiten ersten Ranges
ein in der ganzen Anlage und auch in vielen Einzelheiten verfehltes
mißlungenes, langweiliges und ödes Poem". Bei der Besprechung
von Baumgarts Buch sagt Richard M. Meyer**) mit Recht: „Ein
Gesamtplan lag Goethe sicher so wenig von vornherein klar vor
wie seinem strebend sich bemühenden Abenteurer." Ein Werk, an
dem Jahrzehnte gearbeitet wurde wie am Faust, kann nicht in den
Maße einheitlich sein, wie das Produkt einer ununterbrochenen ei
kürzeren Tätigkeit. Der bestimmte Plan, den sich der Dichter be
Beginn seines Werkes natürlich zunächst entworfen hatte, erlitt im
Laufe der Jahre immer wieder Aenderungen. Dadurch wurde die
Einheitlichkeit nicht größer.

Bei der Betrachtung von Faust II. darf man einerseits Goethes
Aeußerung, daß diese Tragödie viel Allegorisches und Symbolisches
enthalte, nicht außer acht lassen, aber man darf auch nicht vergessen,
daß diese Deutung erst dann mit einiger Sicherheit anzuwenden ist,
wenn die literar-historische Erklärung unzureichend ist.

Ein Muster einer solchen Erklärung hat ohne Zweifel der um die Goetheforschung hochverdiente Frankfurter Gelehrte Veit Valentin gegeben. Freilich hat er auch mit seiner Darstellung den meisten Widerspruch gefunden. Nach ihm soll der Homunculus im II. Akt vor allem den Zweck haben, die Wiederbelebung der Helena im III. Akt zu ermöglichen. Er hat damit einen alten Gedanken von Schnetger wieder aufgegriffen; aber trotz allem Scharfsinn und aller Gelehrsamkeit, die er aufgewendet hat, ist es ihm nicht gelungen, die Sache plausibel zu machen: Bei genauem Eindringen in den Gang der Handlung muß sich die Erkenntnis von der Unhaltbarkeit seiner Erklärung aufdrängen.

Wagner hat den Homunculus lediglich in der Absicht schaffen wollen, ein Naturgeheimnis zu enthüllen, ganz nach dem literarischen Vorbild. Weitere Gedanken liegen ihm in der Goetheschen Dichtung völlig fern. Vor allem denkt er nicht daran, dadurch etwa seinem Herrn, dem Faust, zur Helena zu verhelfen. Er kennt ja dessen Wunsch gar nicht. Homunculus ist nach seiner Entstehung sofort zur Tätigkeit bereit und möchte sich „zur Arbeit schürzen". Er fühlt

*) Der Bund 1898, Nr. 185/6.
**) Lit. Echo 1903, 5. Sp. 1033.

sich also im Bewußtsein aller Kräfte, die er braucht. Er denkt nicht daran, sich etwa noch vervollkommnen zu wollen oder zu können, sondern freut sich seines Daseins. Er begrüßt sofort den eben erschienenen Mephistopheles als Vetter und bittet ihn, ihm die Wege zu „kürzen". Die erste Gelegenheit, seine Geisteskraft zu zeigen, gewährt ihm der schlafende Faust, dessen Traum er enthüllt. Fausts Anblick erinnert ihn daran, daß eben jetzt klassische Walpurgisnacht sei. Dorthin solle man den Faust bringen, dort sei sein Element; dort könne er genesen. Wisse Mephisto ein anderes Mittel, so möge er es angeben, andernfalls aber ihm die Sache überlassen. Sein Vorschlag gefällt. Sie rüsten sich zur gemeinsamen Abfahrt. Wagner muß zurückbleiben. Die drei andern kommen glücklich bei Pharsalus an. Dort trennen sie sich. Jeder soll „sein eigen Abenteuer versuchen". Um sie wieder zu vereinen, soll Homunculus seine Leuchte tönend scheinen lassen.

Nachher treffen wir Homunculus unvermutet bei Mephisto. Auf dessen Frage:

> Woher des Wegs, du Kleingeselle?

(v. 7829) erklärt er (v. 7830 f.):

> „Ich schwebe so von Stell' zu Stelle
> Und möchte gern im besten Sinn entstehen . . . .
> Zwei Philosophen bin ich auf der Spur,
> Ich horchte zu, es hieß: Natur! Natur!
> Von diesen will ich mich nicht trennen,
> Sie müssen doch das irdische Wesen kennen;
> Und ich erfahre wohl am Ende,
> Wohin ich mich am allerklügsten wende."

Schon vorher hatte er zu Wagner gesagt (v. 6993 f.):

> „Indessen ich ein Stückchen Welt durchwandre,
> Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf das i.
> Dann ist der große Zweck erreicht;
> Solch einen Lohn verdient ein solches Streben:
> Gold, Ehre, Ruhm, gesundes langes Leben,
> Und Wissenschaft und Tugend — auch vielleicht."

In dieser Stelle ist offenbar noch von keiner Menschwerdung die Rede, wie er sie nach seiner soeben erwähnten Erklärung an Mephisto beabsichtigt. Warum will nun der Dämon ein Mensch werden? Was will er damit gewinnen? Menschengestalt hat er

von Anfang an: „Ein artig Männlein“ sieht Wagner in dem Glas (v. 6874). Und Thales sagt (v. 8133) zu Nereus:

„Der Knabe da wünscht weislich zu entstehen.“

Proteus sodann, zu dem sie Nereus schickt, ruft bei seinem Anblick erstaunt aus:

„Ein leuchtend Zwerglein! Niemals noch gesehen.“ (v. 8245)

Thales erwidert (v. 8246 ff.):

„Er fragt um Rat und möchte gern entstehen,
Er ist, wie ich von ihm vernommen,
Gar wundersam nur halb zur Welt gekommen.
Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften,
Doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften.
Bis jetzt gibt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär er gern zunächst verkörperlicht.“

Nachher redet er ihn als „allerliebster Junge“ an (v. 8267). Das Wort des Thales: „Er ist, mich dünkt, hermaphroditisch“ (v. 8256) fällt gegen alle diese Aussprüche kaum ins Gewicht. Die Phiole ist bis jetzt das Kleid, oder vielleicht kann man auch sagen der Leib des Homunculus. Durch sie wird er zusammengehalten. Doch hat er auch Macht über sie. Sie bildet mit ihm ein Ganzes. Gleich nach seiner Geburt entschlüpft sie dem Wagner. Homunculus ist fertig, ohne jede weitere Entwicklung bleibt er unverändert bis an sein Ende. Er kennt auch den Menschen und seine Eigenschaften, sein widerspenstiges Wesen usw. Und nun fragt man sich mit Recht: Wie sollte er, der den Menschen so genau kennt und so geringschätzig von ihm denkt, ein Mensch werden wollen? Zu welchem Zweck? Welchen Gewinn könnte er davon haben? Goethe hat offenbar selbst auch diesen Widerspruch empfunden, und darum läßt er den Proteus zu Homunculus sagen (v. 8330 f.):

„Nur strebe nicht nach höhern Orden:
Denn bist Du erst ein Mensch geworden,
Dann ist es völlig aus mit Dir.“

Das heißt also: Dann kannst du keine höhere Entwicklung mehr erreichen. Homunculus hätte also nur den einen Gewinn, daß er verkörperlicht würde. Er wäre dann Mensch, aber kein Dämon mehr, weil er in diesem Fall seine alte dämonische Natur aufgeben müßte.*)

*) Man gewinnt manchmal den Eindruck, als ob Goethe zweierlei: die Entstehung als Dämon und die Entstehung als Mensch absichtlich durcheinander geworfen hätte, um dadurch die Sache geheimnisvoller zu machen und das Interesse dafür zu steigern.

Auch noch ein anderes Diktum Goethes kommt hier in Betracht. Am 16. Dezember 1829 sagte er zu Eckermann: „Solche geistige Wesen, wie der Homunculus, die durch eine vollkommene Menschwerdung noch nicht verdüstert und beschränkt worden, zählte man zu den Dämonen . . .“ Nach diesen beiden Stellen begreift man nicht, warum der Homunculus als Mensch „entstehen“ will. Dieses Verlangen ist höchst sonderbar, da er doch mit Verstand und Scharfsinn reich ausgestattet ist. Was hülfe es ihm? Als Mensch müßte er doch die dämonischen Eigenschaften, die er besitzt, verlieren.

Goethe hat sich, wie mir scheint, mehr als man bis jetzt angenommen, von Paracelsus beeinflußen lassen. Dieser sagt von der „Generatio der homunculorum“*): „Aus solchen Homunculis werden, so sie zu männlichem Alter kommen, Riesenzwerglein und andere dergleichen große Wunderleute, die zu einem großen Werkzeug und Instrument gebraucht werden, die großen, gewaltigen Sieg wider ihre Feinde haben und alle heimlichen und verborgenen Dinge wissen, die allen Menschen sonst nicht möglich sind zu wissen . . .“ Aus dieser Stelle hat Goethe offenbar den Gedanken einer besonderen Entstehung des Homunculus gefaßt. Aber die Ausführung desselben hat er, so viel auch davon die Rede ist, unterlassen. Und warum? Sicherlich wohl, weil er eine solche Gestalt nicht brauchen konnte. Und doch glaube ich eine Nachwirkung der Stelle, wenn auch nicht im Homunculus, entdeckt zu haben. Die Wunderleute nämlich, die großen gewaltigen Sieg verleihen, erinnern an „die drei Gewaltigen“ im IV. Akt: Raufebold, Habebald und Eilebeute. Wenn wir dieselben auch im Alten Testament schon finden, so bleibt doch die Möglichkeit bestehen, daß die Anregung dazu auf die Paracelsus-Stelle zurückgeht, um so mehr, da diese Stelle auch das Vorbild für den Homunculus überhaupt ist.

Wie viel Goethe sich mit der Gestalt des Homunculus beschäftigte und wie schwer ihm die Ausführung wurde, zeigt das große Schema. In ihm tritt dieser Dämon gleich als wohlgebildetes Zwerglein aus dem gesprengten leuchtenden Kolben. Das ganze Motiv der Entstehung lag dem Dichter damals noch fern.**)

*) Vgl. Goethes Faust v. H. Baumgart, S. 173 f.
**) Vgl. Erich Schmidt: Goethes sämtliche Werke, Jubiläumsausgabe. 14. Bd., Faust II, S. 332.

Im ausgeführten Drama dagegen ist die vollkommene Entstehung, die Menschwerdung, das Ziel des Homunculus. Irgend ein anderer Nebengedanke läßt sich dabei schlechterdings nicht erkennen. Aber wie „entsteht" nun Homunculus? Oder vielmehr entsteht er überhaupt? Wer den Faust unbefangen liest, kann von einer Entstehung nichts entdecken. Homunculus vergeht im Meere. Wir hören nichts mehr von ihm. Wenn er im Meere „weislich" entstanden wäre, wie er wünscht, dann müßte er nochmals als solcher auftreten. Da dies aber nicht der Fall ist, und man doch annahm, daß Goethe seinen Plan auch wirklich durchgeführt habe, so kam man auf allerlei vage Vermutungen. Die merkwürdigste ist die von Schnetger, daß Homunculus der Helena-Embryo sei***). Valentin nahm den Gedanken wieder auf und brachte ihn mit Goethes naturwissenschaftlicher Spekulation in Einklang. Aber sein Versuch ist verfehlt, so geistreich er auch sein mag. Schon die Veranlassung, die den Homunculus ins Meer treibt, läßt sich damit nicht in Einklang bringen. Er geht nicht ins Meer, in die „Lebensfeuchte", um zu „entstehen" — diese Absicht hat er ganz vergessen —, sondern das „herrische Sehnen", die Liebe zu Galatea reißt ihn stürmisch dahin, so daß er an ihrem Muschelwagen sich zerschellt. Vor dieser Katastrophe hatte er sich aber stets ängstlich gehütet. Als ihn Thales zu Nereus führen will und dabei dessen „harten Kopf" fürchtet, sagt Homunculus (v. 8092 f.):

> „Probieren wir's und klopfen an!
> Nicht gleich wird's Glas und Flamme kosten."

Und nachher, als Thales ihn auffordert, den Proteus durch Flammen herzulocken, erwidert er (v. 8235 f):

> „Ergieß ich gleich des Lichtes Menge,
> Bescheiden doch, daß ich das Glas nicht sprenge."

Warum fürchtet er sich so davor? Offenbar, weil davon seine ganze Existenz abhängt. Sein Ende beweist es. Mit dem Zerschellen des Glases ist es aus mit ihm. Wir hören nichts mehr von ihm. Er verschwindet vom Schauplatz. Wie soll er nun der Helena-Embryo sein, zumal da der ganze Vorgang uns eher noch an eine Vermählung des Homunculus mit der Galatea als mit dem Meere denken läßt! Und selbst, wenn wir diesen Gedanken verwerfen, so ist doch sehr zu erwägen, daß Homunculus selbst entstehen, nicht andern, also auch nicht der Helena, zum Entstehen, d. h. Verkörper-

*) Vgl. Victor Michels, Neue Faustschriften, Euphorion 13, 631 (1906).

sichtwerden, verhelfen will. Das ist der Kernpunkt der Sache, daran ist festzuhalten.

Auch ein anderer Gedanke drängt sich auf, so absurd er vielleicht hier klingen mag, nämlich der: Durch die Vermählung, sei es mit dem Meer, sei es mit der Galatea, könnte nur eigentlich ein neuer Mensch entstehen. Wie sollte also durch Homunculus' Vermählung die längst geschaffene Helena entstehen? Sollte sie nochmals geboren werden? Wie haben wir uns das zu denken? *)

Ueber die Wiederbelebung der Helena erfahren wir überhaupt nichts. Sie steht bei Beginn des III. Akts fertig vor uns da. Nicht die geringste Andeutung über ihre Entstehung findet sich im Text. Goethe hatte zwar ursprünglich eine Szene bei Persephone geplant, aber sie wieder aufgegeben. Und warum wohl? Weil er sie für überflüssig hielt. Goethe sagt uns das ganz deutlich durch die Manto im II. Akt (v. 7490 f):

„Der dunkle Gang führt zu Persephoneien.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauscht sie geheim verbot'nem Gruß.
Hier hab' ich einst den Orpheus eingeschwärzt;
Benutz' es besser! frisch! beherzt!

Goethe dachte sich den Vorgang also gerade so wie bei Orpheus. Wie damals Eurydike, so kehrte jetzt Helena ohne weiteres als wirklicher Mensch ins Dasein zurück. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß, wenn Persephone dem Faust die Helena zurückgab, sie dieselbe ebenso verkörperlicht zurückgab, wie einst dem Orpheus die Gattin. Mit dem bloßen Schatten wäre keinem von beiden gedient gewesen. Man darf aus dieser Erwägung den sicheren Schluß ziehen, daß Goethe niemals einen Zusammenhang der Helena mit dem Homunculus geplant hatte. Damit fällt aber auch das ganze Problem in sich zusammen, das Valentin über die Entstehung der Helena durch Homunculus aufgestellt hat.

Die Valentin'sche Hypothese hat übrigens wenig Anklang gefunden. Sie steht auch so fern, daß man nicht leicht darauf verfallen kann, zumal da kein Grund dazu vorliegt. Hermann Geist **) sieht von einem solchen Zusammenhang gänzlich ab. Er sagt nur,

---

*) Und wenn Homunculus der Helenaembryo sein soll, so muß auch daran erinnert werden, daß dieser Dämon ganz ausgesprochen männlicher Art (vgl. S. 488 oben) ist, während die Helena ein Weib ist. Wie soll also der männliche Dämon der Embryo eines Weibes sein können!

**) A. a. O. S. 177.

Faust habe unterdessen auch ihre „Wiederbelebung“ erreicht. Weiter nichts. Baumgart *) äußert sich also: „Daß nun Helena wirklich wieder auf der Oberwelt erscheint, . . . ist die Folge der von Faust mit Manto unternommenen Beschwörungsfahrt.“

Sodann ist die weitere Bemerkung zu machen, daß auch nicht die leiseste Andeutung sich findet, daß Helena gleichzeitig mit des Homunculus Entstehung bezw. Vermählung mit dem Meere entstanden ist. Wohl schließt der II. Akt mit dem Zerschellen des Homunculus und der III. beginnt mit der neu erstandenen Helena, so daß also ein Zusammenhang zwischen beiden denkbar wäre, aber die Hadesfahrt des Faust mit der Manto fand längst vorher statt. Daher fragt man sich: Wozu hat denn Goethe diese Fahrt überhaupt ins Werk gesetzt, wenn sie unnötig war, wenn nicht Faust, sondern Homunculus es war, der die Helena ins Leben zurückgerufen hat? Eine Zusammenwirkung beider aber bei dieser Wiederbelebung ist doch wohl ausgeschlossen. Man müßte nur annehmen, daß Faust nur den Schatten der Helena erhielt und Homunculus ihn dann belebte. Dagegen spricht aber Goethes Erwähnung des Orpheus, wie oben (S. 491) ausgeführt ist. Auch sollte man in diesem Fall erwarten, daß Goethe seinen Faust dem Homunculus gegenüber einen darauf abzielenden Wunsch äußern ließe, um so mehr, da der Dämon ja Fausts Verlangen kennt. Aber davon findet sich auch nicht die leiseste Andeutung. Sodann fragt es sich sehr, ob die Schatten, die aus der Unterwelt heraufkommen, notwendigerweise in das Wasser oder durch das Wasser heraufkommen müssen. Denn das wäre nach Valentin stillschweigende Voraussetzung; aber sie widerspricht der griechischen Anschauung, der doch Goethe folgen mußte. Und darnach werden die Schatten durch Trinken von Blut wieder belebt.

Sodann ist zu bedenken, daß der III. Akt längst vor den beiden ersten fertig war, also längst, ehe der Homunculus geschaffen war. Hätte Goethe es für notwendig erachtet, die Wiederbelebung der Helena zu begründen, so hätte er dieses Motiv dem Beginn des III. Aktes eingefügt. Und wenn er eine Verbindung des II. und III. Aktes in der Weise für nötig gehalten hätte, daß Helenas Auftreten bezw. ihre Wiederbelebung damit begründet wäre, so hätte er ein unzweifelhaftes Mittel gewählt. Der Anschluß an Homers Nekyia (Odyssee lib. XI.) lag nahe.

*) A. a. O. S. 290.

Richard Weißenfels sagt in seiner Kritik von Valentins Schrift*): „Ich stelle nicht in Abrede, daß Goethe sich den Prozeß der Wiederbelebung so hätte vorstellen können, wie Valentin annimmt, aber dafür, daß er es im Faust getan hat, fehlt jeder Beweis." Und weiterhin: „Man gewinnt den Eindruck gewaltsamen Konstruierens und Formulierens, willkürlichen Deutens."

A. Gerber**) schließt aus der vollendeten Dichtung und den Paralipomena 1826—30, daß die einfache Entlassung der Helena aus dem Hades ihre Wiederbelebung nach griechischer Anschauung bewirkt habe, und verweist auf Helenas Entlassung zu Achilles auf die Insel Leuke. Valentins Hypothese sei aus subjektiven ästhetischen Voraussetzungen statt aus objektiv philologischer Forschung geflossen. Man kann noch hinzufügen: Hätte Goethe diese griechische Auffassung irgendwie nicht genügt, so hätte er ein anderes besseres Motiv erst finden müssen.

Sehr richtig urteilt J. Göbel***): „Der Zweck des Homunculus in der Oekonomie des Dramas ist erfüllt, als er Faust in das klassische Altertum geleitet hat. Als überflüssig gewordene Person findet er im Meere einen effektvollen Untergang." Von einer mystischen Vermählung mit dem Meere und den Folgen, die andere Ausleger an sie knüpfen, will Göbel nichts wissen. Den Rat, den Thales und Proteus dem Homunculus geben, sich im Meere zu entwickeln, nennt er einen lustigen Philosphenrat, einen blauen metaphysischen Dunst. Mit Recht bemerkt dagegen R. Weißenfels†), daß Goethe bei seiner bekannten Stellung zum Neptunismus diesen Rat nur ernst gemeint habe. Thales erschrickt, als er den Homunculus im Meere aufgehen sieht. Warum? Weil Homunculus ungestüm in „herrischem Sehnen" gleich ein der Galatea ebenbürtiges Wesen zu werden wünscht und dadurch das naturgemäße von Thales gewollte Entstehen zum menschlichen Individuum verfehlt. So Weißenfels. Nun erhebt sich aber die Frage: Warum läßt der Dichter seinen Homunculus nicht entstehen? Die Antwort auf diese Frage ist nicht schwer. Daß Thales erschrickt, ist eben der beste Beweis dafür, daß Goethe den Homunculus nicht weiter entstehen lassen wollte, weil er — nicht konnte. Das Auftreten des

*) Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 1901. Goethes Dramen Nr. 331 und 333.
**) Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 1903 a. a. O. Nr. 332.
***) Goethe-Jahrbuch 21, S. 208—223.
†) Vgl. Jahresberichte f. n. dtsch. Lit.-Gesch. a. a. O. Nr. 327.

Thales im letzten Moment gibt die Erklärung dafür. So wenig als die literarische Gestalt des Homunculus sonst irgendwo weiter ausgebildet worden ist, so wenig wollte und konnte Goethe über das überlieferte Vorbild hinausgehen, wenn man nicht etwa, wie erwähnt, an die drei Gewaltigen als freie Fortsetzung des Homunculus denken will. Denn sobald man diese Gestalt entstehen lassen will, muß sie absurd werden. Das hat Goethe klug vermieden. Konsequenterweise hätte er den Homunculus nach all dem, was er über die Kraft des Wassers gepredigt hatte*), „entstehen" lassen sollen. Aber im Augenblick der Ausführung kamen ihm allerlei Bedenken. Die Frage insbesondere: Was dann weiter mit ihm anfangen? ließ sich nicht befriedigend lösen. Es blieb ihm daher nichts übrig, als den Homunculus einfach verschwinden zu lassen. Das war entschieden der beste Ausweg. Darum läßt er den Thales über den unvermeidlichen Untergang des Homunculus erschrecken. Er deutet damit gewissermaßen sein eigenes Erschrecken über den Ausgang des Dämons, die Unmöglichkeit, ihn anders enden zu lassen, an und bricht so in feiner Weise ab.

Für die Auffassung des Homunculus ist das Verhalten des Proteus bezeichnend. Das Verlangen, als Mensch zu entstehen, muß dem Homunculus eigentlich vergehen, wenn er auf alles hört, was Proteus ihm vorhält. Gleich beim Zusammentreffen mit ihm äußert er sich also (v. 8260 f.):

„Im weiten Meere mußt Du anbeginnen!
Da fängt man erst im Kleinen an
Und freut sich, Kleinste zu verschlingen,
Man wächst so nach und nach heran
Und bildet sich zu höherem Vollbringen."

Dabei möchte man, falls Valentin mit seiner Hypothese recht hätte, fragen, wie Homunculus bei dieser Art von Entstehung Helena bilden sollte.

Nachher sagt Proteus (v. 8313 f.):

„Das Erdentreiben, wie's auch sei,
Ist immer doch nur Plackerei;
Dem Leben frommt die Welle besser . . ."

---

*) Vgl. besonders Vers 7856: „Im Feuchten ist Lebendiges erstanden". G. Witkowski weist in seinem Kommentar zum Faust (Leipzig 1906, II, 314 f.) auf die damaligen ontologischen und biogenetischen Anschauungen hin, denen auch Goethe huldigte. Man glaubte noch an eine Urzeugung, an eine Entstehung alles Lebenden aus dem Wasser.

Wie sollte da der Homunculus sich ins Erdenleben wagen wollen! Da sollte ihm doch alle Lust zur Entstehung als Mensch vergehen!

Und endlich läßt sich Proteus also vernehmen (v. 8327):

„Komm geistig mit in feuchte Weite,
Da lebst Du gleich in Läng' und Breite,
Beliebig regest Du Dich hier;
Nur strebe nicht nach höhern Orden:
Denn bist Du erst ein Mensch geworden,
Dann ist es völlig aus mit Dir."

Wie sollte also Homunculus daran denken wollen, ein Mensch zu werden, da Proteus, zu dem er doch ein ganz besonderes Vertrauen hat, ihm so sehr abrät und ihn direkt davon abzuhalten sucht. Proteus bietet alles auf, um dem Homunculus das Entstehenwollen zu entleiden. Sein letztes Wort an ihn lautet (v. 8461 f.):

„In dieser Lebensfeuchte
Erglänzt erst Deine Leuchte
Mit herrlichem Getön."

Also wieder kein Wort vom Entstehen als Mensch!

Damit ist nun zu vergleichen, was Thales, der doch auch das neptunistische Prinzip vertritt, sagt (v. 8469):

„Homunculus ist es, von Proteus verführt . . .
Es sind die Symptome des herrischen Sehnens,
Mir ahnet das Aechzen beängsteten Dröhnens, . .
Er wird sich zerschellen am glänzenden Thron."

Ist, fragt man sich, Proteus wirklich ein Verführer? Gewiß nicht. Es geschieht ja nur, was er schon vorher offen sagte: Proteus hat ihn aufs Meer verwiesen, wie Thales ebenfalls, und vor dem Menschwerden gewarnt. Damit stimmt sein ganzes Verhalten überein.

Und nun erhebt sich die Hauptfrage: Was veranlaßte den Dichter zu diesem Schritt? Ich meine die Sache liegt klar. Goethe wollte damit es entschuldigen, daß er den Homunculus nicht entstehen ließ. Und in der Tat kann man es nach den Ausführungen des Proteus nicht erwarten. Eine Frage ist freilich damit nicht beantwortet, nämlich die: Warum hat Goethe denn überhaupt dieses ganze Motiv mit dem Entstehen verwendet, wenn er es nicht durchführen wollte oder konnte? Wäre es nicht besser gewesen, er hätte es ganz bei Seite gelassen?

Ich gebe noch folgendes zu erwägen. Es war ein gefährliches Unternehmen für den Dichter, diese Idee mit dem Homunculus weiter auszuspinnen. Der Gedanke an und für sich ist schön poetisch. Aber es war sehr schwer, hierbei einen richtigen Abschluß zu finden, ohne ins Lächerliche zu geraten. Goethe hat darum den Homunculus einfach verschwinden lassen, da er mit ihm nichts weiter anfangen konnte. Eine völlige Durchführung eines solchen Plans mit einem künstlichen Menschen hätte notwendig komisch oder absurd wirken müssen. Darum ließ der Dichter diese Gestalt bei ihrem Streben nach völliger Ausbildung zugrunde gehen, nicht ohne anzudeuten, daß es mit ihr ebenso, wenn sie verkörperlicht wäre, aus gewesen wäre. Schwerlich hätte Goethe, wenn er einmal diesen Gedanken mit dem Homunculus ausgeführt hätte, anders enden können. Oder wie hätte er es anders machen können? Hätte er wirklich einen künstlichen Menschen aus dem Homunculus machen und ihn auftreten und handeln lassen können? Schwerlich hätte Goethe mit dieser Lösung sich und andere befriedigt. Daher blieb ihm nichts übrig, als so, wie er es getan, den Homunculus enden zu lassen.

Dafür, daß Homunculus für die Wiederbelebung der Helena bestimmt gewesen sei, fehlt jede Unterlage. In diesem Fall würde man von Anfang an einen bestimmten Zweck, ein Ziel in dem Handeln des Homunculus sehen müssen. Dem ist aber nicht so, und man kann nicht einsehen, warum Goethe dieses Ziel hätte verheimlichen sollen. Im Gegenteil, man erkennt deutlich, daß der Homunculus zwei Ziele verfolgt: erstens soll er den Faust nach Griechenland bringen und zweitens will er selbst „entstehen". Dieser letztere Gedanke kommt ihm erst auf griechischem Boden, nachdem er also seinen ersten Zweck erfüllt hat. Dort trennt er sich von Faust und Mephistopheles.

Letzterer sagt (v. 7064 f.):

„. . . . jeder möge durch die Feuer
Versuchen sich sein eigen Abenteuer.
Dann, um uns wieder zu vereinen,
Laß Deine Leuchte, Kleiner, tönend scheinen."

Homunculus erwidert:

„So soll es blitzen, soll es klingen."
(Das Glas dröhnt und leuchtet gewaltig.)

Nun vereinen sich aber die drei niemals mehr; mit Mephistopheles trifft Homunculus zusammen, aber zufällig. Es

fragt sich also: Warum hat Goethe dieses für die Handlung überflüssige Zwiegespräch eingefügt? Darf man etwa daraus schließen, daß er eine solche Begegnung ursprünglich geplant und nur wieder aufgegeben hat? Ich glaube es nicht. Denn dann hätte er ohne Zweifel nachher diese Stelle getilgt. Warum also? Welchen Zweck verfolgt der Dichter damit? Offenbar soll damit gesagt werden, daß die drei Abenteurer planen, nachher wieder zusammenzukommen, um etwa gemeinsam ihre Rückkehr ins Werk zu setzen. Da das aber nicht geschieht, so muß der Zweck ein anderer sein. Vielleicht sollte damit die Selbständigkeit und Freiheit der beiden Handelnden gewahrt bleiben und der Untergang des Homunculus als ein nicht beabsichtigter, zufälliger angedeutet werden.

Neuestens hat V. Michels*) sich über die Valentinsche Hypothese also geäußert: „Es scheint mir ein nicht kleines Verdienst, daß Valentin dem fatalen Homunculus, der für eine bloß episodische Figur bedenklich viel Platz beansprucht, energisch zu Leibe gegangen ist. Aber auch mir hat Valentin nicht alle Rätsel gelöst, eher neue geknüpft.“ Insbesondere fragt er: „Wenn man allenfalls zugestehe, daß Helena ihre Körperlichkeit dem Homunculus verdanke, woher stammt die Körperlichkeit ihrer Frauen?“ Ich meine, diese Frage, die V. Michels ganz konsequenterweise stellt, verrät eben aufs deutlichste, daß Goethe gar nicht daran dachte, den Homunculus als Helena-Embryo zu behandeln, denn sonst hätte er sich eben auch diese Frage stellen und sie zu lösen versuchen müssen.

Vielleicht darf man auch auf die Art hinweisen, mit der Goethe in der „Klassischen Walpurgisnacht“ verfährt. Dort läßt er nämlich den Faust, die einzige irdische Gestalt unter den mythologischen Wesen, auf dem Chiron reiten (v. 7333 f.). Chiron mußte also feste Gestalt besitzen. Das ist notwendige Voraussetzung. Ob Goethe sich dessen wohl bewußt war? Aus diesem Vorgang darf man aber vielleicht auch auf Helena einen Rückschluß machen. Goethe dachte sie sich sicher ebenso wie den Chiron ohne weiteres als wirkliches Wesen von Fleisch und Blut. Sagt er doch auch sonst einmal von ihr (v. 7439):

„Der Dichter bringt sie, wie er's braucht, zur Schau.“

Ganz klar hat sich Erich Schmidt**) ausgesprochen, wenn er sagt: „Soll der kleine fabrizierte Dämon hier wirklich „entstehen“

*) Neue Faustschriften: Euphor. (1906), 13. Bd., S. 621 ff.
**) A. a. O. S. XXV. (Einleitung.)

oder soll er vergehen? Das herrische Sehnen treibt ihn ungestüm gegen Galatees Muschelthron, sein Glas zerschellt — wir können schwerlich glauben, daß er nun in der „Lebensfeuchte" den Mangel seiner Halbexistenz nachholt, vielmehr wird er an der schönste Ausgeburt des Meeres zunichte." Dazu fügt er dann als Ergebnis seiner Untersuchung die Worte *): „Eine knapp erschöpfende Formel gibt es für den Homunculus nicht, und die spätere natur philosophische Behandlung seines Werdebrangs hat nur der abstrakte Tiefsinn in die Interpretation zwängen können. Homunculus ist die aus dem zerschellten Glas ins Meer ergossene, als Helena wieder erscheinende Lebenskraft!"

Ein Gegenstück zu Valentins ist H. Baumgarts Erklärung. Er sagt **): „Die Handlung vollendet sich! Aber nicht findet Homunculus seine Entstehung, indem er nach dem ihm innewohnenden Prinzip für sich selbst sich zur Großgestalt auswächst, sondern indem das in ihm gesammelte feurige Streben und Sehnen, durch die liebeerweckende Schönheit zur Flamme entfacht, sich entzündend in die gesamte poetische Entwicklung verbreitet." Das ist nun einmal eine richtige symbolische Erklärung. Aber welcher literarisch Gebildete wird auch bei dem eindringendsten Studium des Faust leicht auf diesen Gedanken verfallen? Baumgart hat in seinem schönen Buch viel wertvolles Material geliefert, aber mit dieser Deutung dürfte er wohl wenig Beifall finden. In seiner weiteren Ausführung sagt er (S. 280): „Die deutsche Anakreontik hatte vor den Tagen des jungen Goethe schon recht zierliche Gestalt angenommen — man denke an Georg Jacobi — ein mitunter gar anmutig in der Retorte sich bewegendes Knäblein —; die schwungvolle Ode hatte in ernstem, starkem Streben zum Höchsten lebendige Kraft gewonnen, immer doch noch durch die Umhüllung schulmäßiger Tradition, durch das trennende Medium reflektierter Empfindung geschieden von der unmittelbaren Berührung mit der wirklichen Welt . . . Da sprengt Goethes jugendlicher Genius die Hülle, die auch ihn noch eine Zeitlang beengte, die aber durch ihn schon herrlicher zu leuchten und zu tönen begann. Es sind die Symptome des herrischen Sehnens, die nun überwältigend hervorbrachen; und wohl paßt das Bild von dem Aechzen beängsteten Dröhnens, wenn, wie im „Werther", der Naturlaut leidenschaftlichsten Empfindens von dem Zauber der Schönheit durchglüht, die Geister bis zum

*) A. a. O. S. 332.
**) A. a. O. S. 279.

Taumel überwältigt und dahinreißt." Also wäre Goethe selbst der Homunculus, wie etwa sein Euphorion der Dichter Byron. Das läßt sich hören; allein es fragt sich nur, ob wir Goethe eine solche Selbstverherrlichung zuschreiben dürfen. Es ist doch etwas anderes, wenn Goethe in der Gestalt des Faust seinem eigenen titanenhaften Ringen und Streben Ausdruck gibt, als wenn er im Homunculus sich selbst als den Helden der deutschen Dichtkunst darstellen wollte. Das eine ist des großen Dichters würdig, das andere nicht. Wir sehen daraus, daß mit solchen Auslegungen nicht immer viel ausgerichtet wird.*)

Andererseits gibt Baumgart **) noch eine andere Deutung des Homunculus: „Der springende Punkt, das lebengebende Motiv in Goethes Symbol des Homunculus ist der Gedanke, daß der im gelehrt-kritischen Verständnis lebendig gewordene Geist der Antike nun im Begriff ist, durch dieses selbst körperliche Gestalt anzunehmen, so daß aus der produktiven Kritik kritische Produktion sich gestaltet. Der in diesem kritik-geborenen Schaffen waltende lebendige Geist der Antike ist Homunculus, der, kaum entstanden, alsbald über das Niveau seines Erzeugers hinausstrebt." Da fragt man billig: „Wie reimt es sich, daß dieser selbe „Geist der Antike" sich mit dem Altertum vermählen will, um zu „entstehen"? Also daß derselbe Geist wieder in sein Element zurückkehrt? Und dann ferner: Wenn Goethe selbst auch der Homunculus sein soll, wie lassen sich diese beiden Anschauungen vereinen? Ist das möglich? Läßt der einfache Sinn des Textes überhaupt eine solche Deutung zu?

Ferner fragt man sich: Was hätte dieser „Geist des Altertums" mit Mephisto zu tun, der v. 6949 sagt: „Mich widern schon antikische Kollegen"? Wie könnte er ihn „Vetter" nennen? Nach Baumgart ***) verhilft ihm Mephistopheles zur Wirklichkeit. Das scheint nun aber zunächst fraglich. Zwei Stellen kommen dabei in Betracht. Mephistopheles erscheint, während Homunculus in der Phiole bereitet wird. Kaum geschaffen, sagt der Dämon zu ersterem (v. 6885 ff.):

„Du aber, Schalk, du Vetter, bist du hier?
Im rechten Augenblick, ich danke dir.

*) Richard M. Meyer nennt Baumgart in seiner Anzeige des Buches „Literaturphilosoph". Lit. Echo 5, Sp. 1033 (1903).
**) Vgl. A. a. O. S. 174.
***) A. a. O. S. 177.

> Ein gut Geschick führt dich zu uns herein;
> Dieweil ich bin, muß ich auch tätig sein.
> Ich möchte mich sogleich zur Arbeit schürzen.
> Du bist gewandt die Wege mir zu kürzen."

Diese Stelle läßt den Gedanken, daß Mephisto den Dämo mit erschaffen hat, absolut nicht aufkommen.

Die andere Stelle ist dem Mephistopheles in den Mund gelegt. Er spricht am Schluß der Szene: ad spectatores (v. 7003):

> „Am Ende hängen wir doch ab
> Von Kreaturen, die wir machten."

Diese Stelle muß freilich auf eine Mitwirkung des Mephistopheles gedeutet werden, und Goethes Aeußerung zu Eckermann am 16. Dezember 1829*) bestätigt dies. Allein Goethe sagt in derselben Stelle zu Beginn ausdrücklich: „Ich dächte, man hätte eine Weile daran zu zehren." Darnach liegt die Sache offenbar nicht so einfach als es scheint. Denn warum hätte Goethe so gesprochen, wenn die Sache ganz klar wäre? Nach dem Gang der Handlung will erst der geschaffene Homunculus die Hilfe des Mephistopheles in Anspruch nehmen. Aber in Wirklichkeit hilft Mephistopheles nicht, sondern Homunculus handelt selbständig, und der erstere fügt sich ihm sogar willig. Und da wird dann sein Ausspruch von der Abhängigkeit von den eigenen Kreaturen verständlich. Vielleicht hat auch der Anblick Wagners, der sich nur schmerzlich von Homunculus trennt, dabei mitgewirkt.

Außerdem kann noch eine dritte Stelle in Betracht kommen. Als Mephisto bei Wagner eintreten will, möchte ihm der Famulus den Eintritt verwehren, weil sein Herr nicht gestört werden dürfe. Da entgegnet Mephistopheles (v. 6683 f.):

> „Sollt er den Zutritt mir verneinen?
> Ich bin der Mann das Glück ihm zu beschleunen."

Damit kann wiederum auf eine gewisse Mitwirkung des Mephistopheles hingewiesen sein. Aber absolut klar und deutlich wird die Lage auch durch diese Stelle nicht. Goethe hat wohl absichtlich sich etwas dunkel ausgedrückt, und ursprünglich war ja sein Plan, den Homunculus ganz allein durch Wagner entstehen zu lassen.

Schließlich ist auch noch das spätere Verhalten des Mephistopheles zu beachten. Als ihm nämlich Homunculus mitteilt (v. 7830—41), daß er entstehen und zu dem Zweck sich an die

*) Vgl. Erich Schmidt a. a. O. S. 335.

zwei Philosophen Thales und Anaxagoras wenden wolle, die das irdische Wesen kennen müßten, da erwidert Mephistopheles (v. 7841 ff.):

„Das tu auf Deine eigne Hand.
Denn, wo Gespenster Platz genommen,
Ist auch der Philosoph willkommen . . .
Wenn Du nicht irrst, kommst Du nicht zu Verstand.
Willst Du entstehen, entsteh auf eigne Hand!"

Nun fragt man: Wenn wirklich Mephistopheles nach Goethes Darstellung den Homunculus erschaffen hat, weshalb gibt er ihm jetzt den Rat, er solle selbst entstehen? Warum will er ihn von Thales abhalten? Und weiter: Warum weiß Homunculus mehr als Mephistopheles, der ihn erschaffen? Und endlich: Wie sollte Homunculus selbst entstehen, ohne fremdes Dazutun? Das sind lauter Fragen, die kaum zu lösen sein dürften. Sie sind aber deshalb von Wichtigkeit, weil wir daraus ersehen, wie unklar und verschwommen die Verhältnisse liegen.

Wie viele Deutungen der Homunculus schon erfahren hat, ist geradezu erstaunlich. Weiße*) sagt: Er ist . . . „die hypostasierte Gestalt von Faustens gegenwärtigem, nach Gebärung einer neuen und unerhörten geistigen Wesenheit ringenden Seelenzustande." Leutbecher: Er ist die „Personifikation des . . . Seelenzustandes in Faust." H. Düntzer: Er ist „das besonnene . . . nach der idealen Schönheit hingetriebene Streben." Horn: „Die Sehnsucht nach dem Werden des Schönen." Röscher dagegen: „Die Sehnsucht, die sich Fausts bemächtigt und ihn nach dem gelobten Lande der Kunst hinzieht." Schnetger-Valentin: Der Helena-Embryo. Hartung: „Ein Geschöpf der Phantasie des Mephistopheles und dennoch sein Beherrscher." Rosenkranz: „Ein komischer Kleiner, der sich am Schlusse als Eros manifestiert." K. Köstlin: „Eine unerquickliche Künstelei, eine Spottfigur . . . die an dem Widerspruch leidet, komisch und nicht komisch zugleich zu sein." Deycks: „Ein Elementargeist, vielleicht der Feuerkönig oder das Feuer." Fr. von Sallet: „Die Poesie des 18. Jahrhunderts vor Goethe und Schiller. Julian Schmidt: „Die griechisch romantische Poesie." Kreyßig: „Eine lebendige Leuchte, die dem Genius den Weg in Regionen weist, welche das Schicksal dem Forscher verschließt." B. Taylor: „Das ästhetische Prinzip in Goethes eigenem

*) Vgl. für das folgende: B. Taylor, Goethes Faust, 1. u. 2. Teil, 2. Aufl., 1885, S. 176 f.

Innern, das zu einem freien, frohen und harmonischen Da
zu entwickeln strebt."*) Unter den neueren Forschern urteil
Fischer: „Um vorwärts zu kommen, brauchen wir einen T
einen rein geistigen, leicht orientiert und orientierend,
Situation und ihre nächsten Ziele durchschaut und erke
gleichsam frischweg von der Münze kommt, leuchtend, strahl
von den menschlichen Erbfehlern nichts hat, nichts von de
heit und von dem Brett vor der Stirn: das ist der Hom
wie Goethe denselben in genialer Weise geschildert hat."*
Heidelberger Philosoph verzichtet also auf eine besondere Char
des Homunculus. Dagegen nennt ihn K. J. Schröer: „
geist des Humanismus", „Er ist nur ein Gedankending
werden, d. i. Realität gewinnen".***)

Eine etwas an Lautbecher (s. oben) erinnernde Erklär
der treffliche Goetheforscher G. Witkowski. Er sagt (Goethe
„Die . . . Eigenschaften des Homunculus . . . Tätigkeitst
Sehnen nach vollkommener körperlich-geistiger Existenz . . . s
die beiden Triebe, die in diesem Stadium der Handlung F
herrschen, und so wird die Homunculushandlung zur erlä
Parallele der Haupthandlung."

Eine neue symbolische Deutung, die sich mit keiner
genannten deckt und die zweifellos vor vielen den Vorzug
gibt mir der Herausgeber dieser Zeitschrift in die Hand. Er
sich in einer Korrespondenz mit mir über den vorstehenden
also: „Der Homunculus ist die Wissenschaft vom klassischen A
die philologische Gelehrsamkeit, die uns wohl in jenes Gef
überführt, ohne die wir nimmer dahin gelangen könnten,
doch häufig das volle Menschentum fehlt. Homunculus ist
schöpf Wagners, fühlt wohl den Trieb in sich, sich Gal
vermählen, geht aber dabei zugrunde, da ihm die Kraft
Er ist ein Kunstprodukt in einer Glasflasche. Um eine
oder Helena zu erringen, muß man ein Faust sein . . .
Wissenschaft der Philologie mit ihrer ungeheuren Arbeit und
anschauung liegt gleichzeitig etwas Uebermenschliches und
menschliches."

---

*) Vgl. B. Taylor a. a. O., S. 205, vgl. 178.

**) Goethe-Schriften von Kuno Fischer. Dritte Reihe, 9. Bd., S. 774 ff

***) Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklä
K. J. Schroer, Leipzig, 5. A. 1907. S. XIX.

Die gelehrte Schauspielerin Maria Pospischil*) erklärt: Homunculus ist die „vulkanistische Theorie". Man sollte freilich eher erwarten, daß Goethe die neptunistische Theorie besonders darstellen würde. Homunculus ist eine Lieblingsfigur Goethes, der vor ihr eine „Art von Respekt" hatte.**)

Wie haben wir nun die große Verschiedenheit der Deutungen des Homunculus zu erklären? Offenbar liegt die Schuld daran nicht an den Kritikern, sondern in der rätselhaften Gestalt des Homunculus selbst. Diese Figur ist eben schwer zu deuten, wenn überhaupt zu lösen. Sie umfaßt zu vielerlei, als daß eine Deutung für alles passen würde. Sie wird durch keine ganz erschöpft. Es war in der Tat auch für den Dichter, und wenn er auch ein Goethe war, schwer, eine solche gegebene Figur in der Weise zu verändern, daß sie eine ganz bestimmte andere Gestalt annahm. Der Dichter war durch die bereits vorhandene Figur mehr oder weniger in seiner Darstellung gehemmt und beschränkt.

Schließlich seien noch einige allgemeine Betrachtungen angefügt. Der Gedanke, daß Homunculus „entstehen" wolle, kommt ganz unvermittelt und überraschend. Wir hören anfangs nichts davon. Der kleine Dämon wollte tätig sein. Bei dieser seiner Absicht war es ihm sehr willkommen, dem Faust helfen zu können. Was bringt ihn nun plötzlich auf den Gedanken, entstehen zu wollen? Auf das Vorbild von Paracelsus haben wir schon hingewiesen. Aber trotzdem bleibt Goethes Verfahren dunkel. Es ist keine Entwicklung zu sehen. Homunculus war nach der Ankunft in Griechenland mit dem Vorschlag des Mephisto einverstanden, daß jeder allein sein Abenteuer suchen solle. Das geschieht dann und bei dieser Gelegenheit muß also Homunculus erst auf diesen Gedanken gekommen sein. Die Unterhaltung der Philosophen Thales und Anaxagoras wirkte für ihn bestimmend, „denn sie müssen doch das irdische Wesen kennen" (v. 7839). Aber Mephistopheles rät ihm, auf eigene Faust zu entstehen. Dieser ist aber mit diesem Vorschlag nicht einverstanden. Er folgt dem Thales, der ihn auf das Wasser als die Quelle alles Lebens hinweist. Und nun sollte man meinen, eine neue Gestalt entstünde nach so vielen Vorarbeiten. Aber davon ist nichts zu sehen. Im Meer verschwindet Homunculus. Was soll nun diese Gestalt? Es kann nicht wundern, wenn die seltsamsten Versuche zur Er-

*) Volkstümliche Erklärung von Goethes Faust I und II, 1902. S. 172 und 185.
**) B. Taylor a. a. O. S. 175.

klärung gemacht wurden. Aber keiner davon paßt vollständig. Wohl läßt sich die eine oder andere Stelle durch diese oder jene Deutung erklären, aber eine durchgreifende, alles umfassende Erklärung ist noch nicht gefunden, wird sich auch nicht finden lassen; die schwankende Gestalt des Homunculus, der jede Festigkeit fehlt, läßt auch keine feste Deutung zu. Wie dieser Feuerdämon schließlich im Wasser zerfließt, so ist er auch überhaupt keine feste Gestalt. Die Hauptabsicht, die der Dichter mit dieser Figur verfolgte, war doch lediglich die Schaffung eines künstlichen Menschen. Wie sollte nun ein solcher etwas Besonderes darstellen können! Auch dieser künstlich ins Leben gerufene Mensch sollte die gleichen Fähigkeiten, wie die anderen Menschen besitzen. Aber genau genommen hat Wagner keinen Menschen geschaffen, wie er wollte, sondern einen Dämon. Dieser will, freilich ohne jeden Vorgang bei anderen Dämonen, erst ein Mensch werden. Da drängt sich eben immer wieder die Frage auf: Wäre das Gewinn für ihn? Wäre das wirklich eine höhere Stufe der Entwicklung für ihn? Ein völliges „Entstehen", nach dem er so sehr trachtet? Wäre es nicht vielmehr ein Rückschreiten? Der Mensch nimmt doch erst nach seinem irdischen Dasein geistige Gestalt an. Und dieser Dämon-Homunculus will und soll den umgekehrten Weg einschlagen. Von der Ausführung dieses Gedankens ist freilich nicht die Rede. Sie war von Anfang an ausgeschlossen und mußte es sein. Wie sollte denn dieser Homunculus-Mensch beschaffen sein? Welche Fähigkeiten sollte er denn noch erlangen? Goethe wäre selbst in Verlegenheit gewesen, wenn er diesen Plan hätte ausführen sollen. Darum brach er am geeigneten Punkt ab, so daß den Vermutungen Tor und Tür geöffnet blieb. Diese Gestalt, mehr Dämon als Mensch, ein Zwitterding, läßt so viel Deutungen zu, als die Phantasie ausheckt. Keine paßt und keine versagt ganz. Man wird dabei an ein Rätsel erinnert, das verschiedene Lösungen gestattet, von denen jede zu passen scheint und doch nicht richtig ist, weil das Rätsel selbst ein unlösbares Geheimnis in sich birgt.

Eine dem Homunculus verwandte Gestalt ist der Euphorion. Gleich nach seiner Geburt springt er von seiner Mutter Schoß weg zu seinem Vater, also ganz so wie der Homunculus den Händen Wagners entschlüpft. Dann springt er auf den festen Boden, der schnellt ihn empor, so daß er wie ein Ball hüpft. Er wirft sich in die Lüfte, bis er endlich herabstürzt und stirbt. Das Hüpfen gehört zu seinem Lebenselement wie das Schweben zu dem des Homunculus.

Ueber die Bedeutung des Euphorion hat sich Goethe Eckermann gegenüber am 20. Dezember 1829 klar also ausgesprochen: „Daß in der Maske des Plutus der Faust steckt und in der Maske des Geizes der Mephistopheles, werden Sie gemerkt haben. Wer aber ist der Knabe Lenker? Ich zauderte und wußte nicht zu antworten. ‚Es ist der Euphorion!' sagte Goethe. Wie kann aber dieser, fragte ich, schon hier im Karneval erscheinen, da er doch erst im dritten Akt geboren wird? Der Euphorion, antwortete Goethe, ist kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen. Es ist in ihm die Poesie personifiziert, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist. Derselbige Geist, dem es später beliebt, Euphorion zu sein, erscheint jetzt als Knabe Lenker, und er ist darin den Gespenstern ähnlich, die überall gegenwärtig sein und zu jeder Stunde hervortreten können."

Von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir den Euphorion betrachten. Goethe bezeichnet ihn als den „Knaben Lenker". Dieser ist die Poesie im allgemeinen, während Euphorion, der nach Goethe den Byron darstellt, die Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit der Poesie zum Ausdruck bringt. Der Knabe Lenker sagt selbst von sich (v. 5573):

> „Bin die Verschwendung, bin die Poesie;
> Bin der Poet, der sich vollendet,
> Wenn er sein eigenst Gut verschwendet."

Seine Aehnlichkeit mit dem „Knaben Lenker" zeigt ein kurzer Vergleich. Von letzterem heißt es (v. 5537):

> „Halbwüchsiger Knabe bist du, doch die Frauen
> Sie möchten dich ganz ausgewachsen schauen,
> Du scheinest mir ein künftiger Sponsierer,
> Recht so von Haus ein Verführer."

Dieselben Eigeschaften treffen wir auch bei Euphorion. Auch er ist ein Knabe (v. 9599) und sehr liebegierig (v. 9790 ff.).

Allein nicht bloß der Knabe Lenker erinnert an den Euphorion, das ist noch viel mehr bei dem Homunculus der Fall. Beide sind von großer Liebessehnsucht erfüllt. Von Homunculus heißt es (v. 8467):

> „Bald lodert es mächtig, bald lieblich, bald süße,
> Als wär' es von Pulsen der Liebe gerührt."

Und von Euphorion v. 9794 ff.:

> (Ein junges Mädchen hereintragend.)
> „Schlepp ich her die derbe Kleine
> Zu erzwungenem Genusse;

> Mir zur Wonne, mir zur Lust
> Druck ich widerspenstige Brust,
> Küss' ich widerwärtigen Mund,
> Tue Kraft und Willen kund."

Beide sind hüpfende Gestalten. Homunculus ist überhau[pt] schwebend und entschlüpft gleich anfangs den Händen Wagne[rs] (v. 6903 f.) und Euphorion springt gleich nach seiner Geburt [von] seiner Mutter Schoß weg zu seinem Vater (v. 9600) usw.

Eine andere Eigenschaft, die beide gleich auszeichnet, ist [der] Feuerglanz. Homunculus leuchtet mit demselben; seine Leuchte [läßt er] tönend erscheinen, um ihn mit Faust und Mephistopheles wieder vereinen (v. 7066). Seine Leuchtkraft zeigt sich besonders am En[de] seines Auftretens (v. 8458 f.). Von Euphorion lesen wir (v. 962[3]):

> „Denn wie leuchtet's ihm zu Haupten? Was erglänzt, ist schwer zu sagen,
> Ist es Goldschmuck, ist es Flamme übermächtiger Geisteskraft?"

An seinem Ende strahlt sein Haupt, ein Lichtschweif zieht nac[h] (Szenische Bemerkung nach v. 9900.) Das Ende beider zeigt gro[ße] Aehnlichkeit: Der eine zerschellt an Galatees Muschelthron, de[r] andere stürzt tot von der Höhe, beide infolge ihres maßlosen Strebens. Der Euphorion ist eine Art Homunculus. Er ist ebenso plötzlich entstanden und gleich fertig: Der erstere ist eine gewisse Fortsetzung des letzteren. Daran darf man vielleicht um so eher denken, als mit der Vermählung des Homunculus nicht alles geschehen ist. Letzterer ist Mensch, möchte aber erst recht „entstehen". Das ist beim Euphorion schon geschehen. Schon diese Tatsache, die uns Goethe nahelegt, läßt Valentins Hypothese als unhaltbar erscheinen. Es ist unmöglich, daß Helena aus der Vermählung des Homunculus mit dem Meere entstanden sein kann, zumal da das keine Entstehung wäre, wie Homunculus sie für sich wünschen müßte. Man braucht aber deshalb durchaus nicht anzunehmen, daß Euphorion der „verkörperlichte" Homunculus ist, so nahe dieser Gedanke auch liegt. Goethe läßt diese Idee absichtlich in der Schwebe, nennt er doch auch den Euphorion den wieder auferstandenen Knaben Lenker. Euphorion kann als die literarische Fortsetzung des Homunculus bezeichnet werden und in diesem Sinne bildet er gewissermaßen dessen Verkörperung. Natürlich ruht diese Annahme auf der Voraussetzung, (Vgl. Goethes Brief an Eckermann vom 20. Dez. 1829), daß der Faust II als ein zusammenhängendes Ganzes, ohne Rücksicht auf die Entstehung der einzelnen Teile, betrachtet wird.

Das Kontraktkuliwesen.

Von

Dr. Robert Schachner, Heidelberg.

Das neunzehnte Jahrhundert prangt im Ruf und Namen als das Jahrhundert der Sklavenbefreiung. Stolz hebt sich das Haupt des Kirchenfürsten im Purpur, wenn er der nimmer müden Mühe des Kardinals Lavigheri denkt. Der Engländer rühmt sich seiner philanthropischen Gefühle, mit denen er der großen Tat zum Durchbruch verhalf, und preist sich obendrein gerecht, da er die westindischen Pflanzer entschädigte. Der Amerikaner denkt des Blutes seiner Söhne, das für jenes Werk der Menschenliebe vergossen wurde. Roms alte Kirche, Englands Diplomatie und Amerikas Schwert haben die Menschenjagden in Afrika geendet, die willenlosen Arbeiter zu freien Menschen gemacht und eine alteingewurzelte Produktionsform aus dem Bereich der Kulturnationen gebannt. Das zwanzigste Jahrhundert ist verwundert, wie so spät sich jener Humanismus Bahn brechen konnte, es fühlt sich erhaben über jene Rückständigkeit in der Weltmoral — dabei hat es ein Gebreste am Körper haften, das in häßlichen Zügen an die Sklaverei erinnert: das Vertragskulisystem. Seine Heimat ist Asien, Afrika und die Südsee; die in Kultur zurückgebliebenen Völker, wie Chinesen, Indier, Malayen, Neger und Südseeinsulaner sind ihre Opfer; es hat vielfach das Erbe der Sklaverei angetreten, sich dort eingefunden, wo jene vertrieben wurde. Das formelle Einverständnis der Angeworbenen ist um so geringer einzuschätzen, je niedriger ihr Kulturstand ist. In der Südsee spielt der Branntwein noch eine Rolle in der Betörung der Insulaner; im besten Fall ist es das kindliche Verlangen nach verlockendem Flitterwerk, das die Zustimmung zur Eingehung eines mehrjährigen Arbeitsverhältnisses herbeiführt. In Indien, China, Afrika, den malayischen Staaten verführt die Vorschußsumme, die wie ein müheloser Erwerb aussieht, da man sich ihr Verdienen nicht ver-

gegenwärtigt. Die Tragweite der eingegangenen Bindung wi kaum irgendwo überschaut.*) Im besten Fall weiß man, daß m jahrelang in einem fremden Lande zu einem gewissen Lohn arbeiten hat; meist bleiben Art der Beschäftigung und ihre B dingungen unbekannt. Tausende von Chinesen erlitten Prügel- u Gefängnisstrafe für ihre Weigerung die unbedacht und unwisse beim Vertragsabschluß in China übernommenen Pflichten in Sü afrika zu leisten.

England hat den Kuliagenten das Handwerk am wirksamst gelegt; es hat nicht nur die Verschiffung nach fremden Lände untersagt, auf die sich die Ueberwachung ihrer Staatsangehörig nicht erstrecken kann, sondern es stellte diese Geschäfte in Ind unter scharfe behördliche Ueberwachung, eigene staatliche Kommissi verfolgen die Kulianwerbung bis in die kleinsten Einzelheiten u suchen dem mangelnden Verständnis der Eingeborenen für Konsequenzen ihrer Rechtsgeschäfte durch die Bekanntgabe all Vertragsbedingungen in Schrift und Wort entgegenzukommen. Tro dem sind Mißbräuche und Ungesetzlichkeiten nicht verhindert.

China hat sich schon in einer Konvention mit Frankreich un England vom 5. März 1866, die freilich nicht ratifiziert wurde, di Ueberwachung der Auswanderung durch seine Behörden sicher wollen; bis in die neueste Zeit ist sein Bestreben hiernach durch Rücksichten aller Art beeinträchtigt worden, und erst so energischen Männern, wie Yuan-shi-kai, dem heutigen chinesischen Ministerpräsidenten, ist der altangestrebte Schutz seiner eigenen Bevölkerung in größerem Umfang gelungen.

Das Bestreben der Heimatsländer der Kuli, diese vor schlechter Behandlung zu schützen ist durch philanthropische Regungen bei den Regierungen der Empfangsgebiete, freilich in recht unzureichendem Maße, gestützt worden. In den englischen Kolonien geht behördliche Ueberwachung der Behandlung Hand in Hand mit der behörd-

*) In der dem Reichstag vorgelegten Denkschrift für Deutsch-Ostafrika findet sich ein besonders krasser Fall von Kulianwerbung: Die gewöhnliche Verpflichtungsperiode eines Meyamwesi beträgt 6 Monate. Damit sind indes nicht Kalendermonate. sondern Zeiträume gemeint, die je dreißig Arbeitstage enthalten. Da Sonntage, Regentage, Krankheitstage und Ruhetage in die Verpflichtungszeit nicht eingerechnet werden, außerdem für jede Rupie Vorschuß die Verpflichtungsdauer sich um 2 Monate verlängert, so kommt es vor, daß ein Mann, der 6 Monate zu bleiben gedachte, jahrelang an die Plantage gefesselt ist, und wenn er endlich des langen Wartens müde entläuft seines gesamten Lohnes, der erst am Ende der Verpflichtungszeit gezahlt wird, verlustig geht. Nachtrag des Verfassers.

lichen Ueberwachung der Versendung, freilich bezieht sich das nur auf eigene Staatsangehörige, um chinesische Vertragsarbeiter kümmert sich die Regierung nicht. In Holländisch-Indien ist die Anwerbung der Aufsicht eines Staatskommissars unterstellt, der hauptsächlich Chinesen und Javaner für Sumatra anwirbt; er soll sich auch um ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen kümmern. Die höchst ungünstigen Verhältnisse der Vertragsarbeiter hier, ihr massenhaftes Hinsterben in den Bergwerksgebieten haben der niederländischen Kolonie einen schlimmen Namen eingetragen. Nicht viel besser ist es der südafrikanischen Regierung gelungen, die Kuliquartiere am Rande zu beaufsichtigen; der Jahresbericht des staatlichen Arbeitsamtes in Johannesburg für 1905/06 zeigt die Willkür, mit der die Chinesen behandelt wurden, und wie alle die Vorkehrungen, die zu ihrem Rechtsschutze getroffen wurden, sich als wertlos ergaben. Was helfen die klarsten Verträge, wenn die Aufseher der Quartiere (compounds) ihre tatsächliche Macht mißbrauchen, ein unerhörtes Truksystem begünstigen, die Beschwerdebüchsen erbrechen und den deshalb widerspenstigen Chinesen schuldlos züchtigen oder ins Gefängnis werfen lassen.

Auch Deutsch-Samoa hat seinen staatlichen Chinesenkommissär, der indessen keine genügende Stütze für die Chinesen gegen ihre europäischen Arbeitgeber ist. Die Vertragsbedingungen waren so ungünstige und die Unzufriedenheit der Chinesen mit ihrer Behandlung so groß, daß die meisten Chinesen des ersten Transportes, der im Jahre 1906 seinen Termin erschöpft hatte, die Heimbeförderung verlangten. Damals hatte die Regierung bereits Anlaß, gegen die Unternehmer Stellung zu nehmen, und ihr lebhafter Wunsch ist es, das Chinesenelement wieder auszuschalten oder doch wenigstens bedeutend günstigere Vertragsverhältnisse zu normieren, doch werden diese Bestrebungen durch mächtige Einflüsse in Berlin gekreuzt.

Was auch immer versucht worden ist, dem Arbeitsverhältnis menschenwürdige Formen zu geben, es blieb erfolglos.

Zwischen Herrn und Arbeiter baut sich keine Brücke gemeinsamen Empfindens und Denkens, für die eine gemeinsame Sprache die unerläßliche Vorbedingung ist: das Verhältnis bleibt sachlich, vertragskalt und wird feindselig.*) Das Züchtigungsrecht, das dem Herrn als Disziplinarrecht zusteht, erweitert die Kluft, da von seinem

*) Für Südafrika weist man darauf hin, daß der Basuto oder Zulu dem Weißen noch näher steht als der Chinese mit seiner schwer lernbaren Sprache und völligen Eigenart in Sitte und Wesen.

Gebrauch zu seinem Mißbrauch ein kleiner Schritt. In Samoa
man noch die rein formelle Farce, daß der Gouvernements
gefragt werden soll, wieviel Streiche das arme Opfer vertra
kann. Die Hilflosigkeit in der Geltendmachung seiner Rechte
in Abwehr von Unrecht führt zu großen Uebelständen, bricht
Konflikt in der ersten Zeit des Dienstverhältnisses aus, so gesta
sich die mehrjährige Dienstzeit zur unerträglichen Qual, die den
zum Verbrecher und Mörder seiner Peiniger machen.

Der südafrikanische Regierungsbericht entrollt ein düste
Bild, das in gleicher Weise für alle anderen Gebiete mit Ku
gelten muß:

Wird ein Chinese angeklagt, ist er schon verurteilt. Das eur
päische Gerichtsverfahren ist für ihn unverständlich, und selbst gut
unparteische und unbestochene Dolmetscherhilfe, an der es gebricht
vermögen ihm nicht zu helfen. Meist versetzt ihn schon die Anklag
in einen gleichgültigen Fatalismus. Abgesehen von ungerechten
Anklagen sind Irrtümer über die Identität des Angeklagten sehr häufig, solche führen auch oft zu ungerechtfertigter Verlängerung der Inhaftierung. Das Gefühl dieser Rechts- und Hilfslosigkeit steigert sich oft zur Verzweiflung und findet in Aufständen und blutigen Rachetaten ihren Ausfluß. Nicht weniger als 524 Chinesen von 45 000 suchten sich im ersten Halbjahre ihrer Anwesenheit in Südafrika und seitdem jährlich zwei von 100 Arbeitern durch Desertion der unerträglichen Lage zu entziehen.

Die große Anzahl der Verbrecher unter den Vertragskuli läßt sich freilich nicht dadurch allein erklären, sondern hat vor allem noch darin ihren Grund, daß sich unter ihnen eine Menge von fragwürdigen Elementen befindet; denn tüchtige Arbeiter finden in der Heimat meist auch ihren Lebensverdienst, und gerade für China hat seit einigen Jahren die Mandschurei als Zielpunkt freier Wanderarbeiter die Anziehungskraft der Kuliwerber gemindert.

Der Hauptfehler wird da gemacht, wo Staatskommissäre sprach- und landesunkundig nach China sich zur Anwerbetätigkeit begeben und von ihren chinesischen Unteragenten mit dem schlimmsten Menschenmaterial versorgt werden. Wo europäische Privatfirmen tätig werden, fehlt es oft ebenso an Sachkenntnis, daneben steht aber noch der skrupellose Wunsch, möglichst viel zu verdienen, was mit den Interessen der Kulinachfrage in Gegensatz steht.

Der langjährige britische Resident von Selangor, Mr. Conway Belfield, hat aus seinen reichen Erfahrungen mit dem chinesischen

Kuliwesen in den malayischen Staaten die Kenntnis erworben, daß das chinesische Kuligeschäft in europäischen Händen immer ein Mißerfolg ist; die Einführung solcher Arbeiter müsse man voll verantwortlichen chinesischen Unternehmern überlassen, will man nicht den verbrecherischen Auswurf der Städte, krankes und schwaches Pack zugeführt erhalten.

Die südafrikanische Statistik beweist die Richtigkeit dieser Anschauung; wenn in einem Jahre bei 47600 Kulis nicht weniger als 13532 Verurteilungen vorkamen, worunter 26 Morde, 7 Mordversuche und 210 Einbrüche stehen, so mag die Qualität des Materials damit geschildert sein; dabei mußten 1659 Personen wegen Krankheit oder körperlicher Schwäche heimgesandt werden. Bezeichnend ist die Aeußerung der China Review vom 5. November 1904: „Die Aenderung des Standpunktes des Vizekönigs von Kanton in der Kulifrage ist nicht ohne Zusammenhang mit der Frage, für die Gefangenen und andere unerwünschte Elemente, die in den letzten Zeiten der Regierung durch Aufstände schwer zu schaffen machten, ein Ausgangstor zu finden." Die Exportfirmen, deren Tätigkeit erst sehr stark gehindert war, bekamen nun Menschen die Menge, die sie nach Südafrika versandten.

Die niederen Löhne, die in Deutsch-Samoa gezahlt werden, vermögen natürlich auch nur bedenkliche Elemente anzuziehen, und die verbrecherischen Neigungen der Vertragskuli machen den Behörden große Schwierigkeiten. Es ist mir zwar hier keine Statistik zu Hand, aber wohl noch das Bild vor den Augen, daß ich einige Dutzend chinesische Strafgefangene am Hafen Apias Wegarbeiten machen sah, wo doch nur wenige Hundert der Zopfträger insgesamt in der Kolonie tätig sind.

Ein Auswanderungsagent, der 15 Jahre in alle Teile der Welt Kuli sandte, erzählte mir, wie sich die Werbelisten füllen: Angsterfüllt kommen Verbrecher, die der Sühne ihrer Tat sich entziehen wollen, an die Tore des Bureaus; bei dem Bade, dem sich alle Arbeiter vor der ärztlichen Untersuchung zu unterziehen haben, sieht man die aufgebrannten chinesischen Verbrechermerkmale; im Heimatlande zu nichts gut, verachtet und verfolgt, oft vom sparsamen Mandarinen unter der Bedingung der Auswanderung aus dem Gefängnis entlassen, sucht er Dienst über dem Meer; Deserteure, denen der Soldatendienst nicht mehr gefällt, kommen in Scharen; nordchinesische Briganten, denen bessere Sicherheitsverhältnisse den Verdienst rauben, reihen sich ihnen an — ein buntes Volk, das sich in starkem

Prozentsatz unter die Personen mischt, die aus Not oder rein ökonomischen Gründen Vertragsdienste nehmen: diese aber suchen sich soweit als möglich die besten Werbegebiete aus, die unter den Chinesen sich bekannt machen.

Daß es mit der Anwerbung malayischer Kuli wenig besser steht, lehrt eine Erfahrung, die vor einigen Jahren eine Firma in Deutsch-Neuguinea zu machen hatte: Der Werbeagent hatte die Verpflichtung, im Innern des Landes brauchbare Plantagenarbeiter zu suchen und füllte seine Listen auch mit solchen: dann aber entließ er gegen Rückgabe eines Teiles des Vorschusses eine erhebliche Anzahl und ersetzte sie durch Verbrecher und Tagediebe, die ihm die Polizei in Batavia gegen ein Trinkgeld zuführte.

Auch die Anwerbung auf den Südseeinseln erhält eine große Anzahl von gewalttätigen Menschen, die, von Blutrache bedroht, die Sühne ihrer Taten zu fürchten haben.

Die notgedrungene Eingehung eines Vertrages, der Verbrecher dem heiß gewordenen Heimatboden entziehen soll, ist natürlich auch eine schlechte Voraussetzung für gewissenhafte Erfüllung ihrer übernommenen Pflicht.

Die Dauer der Arbeitsverträge läuft zwischen 3 und 5 Jahren, meist ist die vorzeitige Auflösung vonseiten des Arbeiters nicht vorgesehen; wo es geschah, wie in dem Kulivertrag nach Südafrika, ist die Geltendmachung dieses Rechtes tatsächlich kaum durchführbar, aber auch schon nach dem Wortlaut der Bestimmungen der Unmöglichkeit nahe kommend. Danach kann der Arbeiter jederzeit, ohne Angabe eines Grundes, seine und seiner Familie Rücksendung verlangen, doch muß er erst alle für die Ausreise entstandenen und die Heimreise erwachsenden Auslagen einzahlen; die Kosten einer Sonderreise, also nicht im billigen Massentransport, sind ihm kaum erschwinglich.

Während in Samoa und Neuguinea die Rücksendung auf Kosten der Pflanzer erfolgt, haben in den anderen Tätigkeitsgebieten die Kuli selbst dafür aufzukommen. Wo ihnen die Ansässigmachung verboten ist, wie in Südafrika und in Samoa, führt die Pflicht, heimzukehren, oft zu Erneuerung der Verträge, bei denen die Unternehmer ihren Vorteil wahrnehmen können: denn viele dieser Leute ziehen es vor, lieber einen Vertrag irgendwelcher Art zu unterzeichnen, als sich der heimatlichen Gerichtsbarkeit oder Rache durch ihre Rückkehr auszuliefern. Andere scheuen die weite Fahrt im menschengefüllten, krankheitsschwangeren Schiffe — starben doch bei

einem Transport nach Durban von 1049 Personen nicht weniger als 40 allein an Beri-Beri —; wieder andere sind durch die erste Vertragsarbeitszeit an Kraft und Leistungsfähigkeit schon so gebrochen, daß sie den überschaubaren Rest ihres Lebens mit niederstem Solde sich begnügen. Der Tag, mit dem der farbige Arbeiter seine Heimatküste verläßt, ist oft der letzte seiner Willensfreiheit.

Das Bild der Sklaverei taucht vor uns neu verjüngt auf: Nur was dort kraft Gesetzes galt, ist hier durch die Tatsache geschaffen: die Rechtlosigkeit des Arbeiters. Die zeitliche Beschränkung, die jener gegenüber als Vorzug erscheint, ist in Wirklichkeit ein Nachteil. Die Sklaverei war ein Lebensverhältnis, man suchte die Arbeitskraft möglichst lange zu erhalten, damit nicht der Sklave vorzeitig in Kräfteverfall kommt und als träger Kostgänger dem Herrn auf der Schüssel sitzt. Mit dem Vertragskuli wird Raubbau getrieben, man sucht in der Vertragszeit das höchstmögliche Arbeitsquantum aus ihm herauszupressen und ihn so billig als möglich zu verpflegen, gerade so, daß er eben die Vertragszeit überdauert.

Die vielgerühmten „humanen“ Vertragsbedingungen für Südafrika sehen nur Schlafzellen von 30 zu 15 Fuß in Mannshöhe für 20 Mann vor, und die Sterblichkeit von 2% — 935 Todesfälle auf 47 595 Kuli — sagt genug über die Lebens- und Arbeitsbedingungen. Die chinesischen Behörden haben immer einen schweren Kampf, zureichende Verpflegungsklauseln in die Verträge zu bringen; so bemühte sich der Vicekönig Shum in Canton in den afrikanischen Exportkontrakt die regelmäßige Verabreichung von Schweinefleisch als Bedingung hineinzubringen: die Werbeagenten wußten dies mit Hilfe der Consuln abzuwenden.

Der patriarchalische Zug, der in der Sklaverei bestand, hat keine Stätte in der Vertragskuliwirtschaft. Ein fremdsprachiger Arbeiter ist kurzzeitig eingestellt, und die Gefühlskälte und Vertragsstrenge, die unser Jahrhundert dem weißen Arbeiter schon entgegenbringt, trennt in eisiger Schärfe Herrn und Knecht. Willkür und Tropenkoller haben ein leichtes Feld. Ein Arbeitssystem, das aber gute und philanthropische Gebieter braucht, um überhaupt menschenwürdig werden zu können, muß aus dem Rahmen des kulturellen 20. Jahrhunderts verschwinden.

Sentimentale Erwägungen dieser Art werden vom kolonialen Unternehmertum kurzer Hand abgewiesen; die Regierungen verschließen sich ihnen nicht minder, wo sie die Entwicklung ihrer Kolonien von dem Kulisystem abhängig glauben. Wie man die Sklaverei

als eine wirtschaftliche Notwendigkeit angesehen hat, so geschieht heute noch vielfach mit dem Vertragskuliwesen, doch bereits dämm die Erkenntnis, daß es nicht nur unnotwendig für die Unterneh sondern weiterhin höchst schädlich für das Gesamtinteresse der lonien ist.

Dieses Arbeitersystem wird von der Anschauung getragen, dadurch große Lohneinsparungen erfolgen: In den malayisc Staaten beziehen chinesische Vertragsarbeiter 4 bis 5 mexikanis Dollar das Monat, freie chinesische Arbeiter 60 bis 75 Cents Tag, bekommen also in einer Woche den Monatsgehalt jen Tamilen und andere Indier erhalten bei Vertragsarbeit 27 30 Cents den Tag, in freier Arbeit bis zu 35 Cents. Die Arbei leistung der Vertragsgebundenen steht aber weit hinter der fre Arbeiter; er weiß sich sicher vor Entlassung und gibt das niedri mögliche Arbeitsquantum; da der Arbeitseifer durch keine Präm angestachelt wird, sondern der Lohn die ganze Vertragszeit, u beschadet Quantität und Qualität der Leistung, gleich bleibt, s leisten die Arbeiter, ob jung, ob alt, kräftig oder schwach, klug ode ungeschickt, eine gleiche Erfüllung der gleich bezahlten Pflicht: ein Durchschnittsleistung, die sich dem langsamsten und schlechteste Arbeiter anpaßt. Die Peitsche des Aufsehers vermag daran wenig zu ändern. Diese praktischen Erfahrungen haben in den malayischen Staaten zur Einführung freier Arbeiter geführt, und Mr. Belfield weist eingehend darauf hin, daß die Vergleichungen beider Arbeitsarten zur Erkenntnis geführt haben, daß sich das Vertragskulisystem als zu kostspielig gezeigt hat und nur für den chinesischen Unternehmer, der mit allen Schlichen der Arbeiter vertraut ist, sie mit seinem Truksystem umklammert und sonst noch allen möglichen rechtlosen Gewinn aus ihnen zu ziehen versteht, sich als vorteilhafter erweist.

Für Java und die Südseeinseln wird über Mangel an freien Arbeitern geklagt. Man wirft der ansässigen Bevölkerung vor, daß sie unbrauchbar ist, nur arbeitet, um sich den Magen zu füllen, und sich zu keiner regelmäßigen Dienstleistung bequemen will. Die Unwahrheit dieser Behauptung ist hinlänglich dadurch bewiesen, daß dieselben Menschen, denen dieser Vorwurf gemacht wird, von anderen Ländern zu Vertragsdiensten begehrt werden. Die als „träge“ verschrieenen Javaner werden von Belfield als zuverlässige Arbeiter geschildert, die in den malayischen Staaten als Straßenarbeiter, Gärtner, in den Reisfeldern und ähnlichen Kulturen treffliche Dienste

kriten. Die Bergwerksbesitzer in Sumatra nannten die Malayen zu schwach zu Bergwerksarbeiten und begehrten mit dieser Begründung die Einfuhr von Chinesen, anderseits sind aber Malayen auf dem Festland in den Schachten tätig. Der Direktor einer javanischen Zuckerfabrik bestätigte mir, daß sich die einheimischen Arbeiter schnell an eine regelmäßige Beschäftigung gewöhnen.

Die Pflanzer der Südseeinseln sagen dem Kanaker gleiche Fehler nach, und doch haben diese sich als treffliche Arbeiter in Queensland beim Zuckerbau ein halbes Jahrhundert hindurch bewährt. In den Burenstaaten hat Negerarbeit trefflich geleistet, wozu England Chinesen haben zu müssen vermeint.

Die Samoaner belegt man mit gleichem Vorwurf; bis zum Jahre 1900 aber konnte die Kolonie ohne chinesische Arbeiter sich trefflich entwickeln. Erst als die Insel deutsch wurde, hat die Deutsche Samoagesellschaft über den Kopf der lokalen Kolonialverwaltung hinaus und gegen ihren Willen die Aufhebung des Gesetzes, das der Einführung von Chinesen nach Samoa entgegenstand, erwirkt. Im amerikanischen Samoa ist man bis heute mit einheimischen Arbeitern zufrieden. Auch die Tongainseln mit ihrer rassenverwandten Bevölkerung haben ihre ertragsreichen Plantagen zu erlangen vermocht, obwohl es bis heute verboten ist, asiatische Arbeiter einzuführen.

Die Zuführung fremdländischer Vertragsarbeiter liegt nicht in der Unmöglichkeit, ortsangesessene Kräfte bekommen zu können, sondern in dem Wunsche, ein willenloses Menschenmaterial zu besitzen, über das man wie über eine Sache verfügen kann und wobei man bei Mißhandlungen nicht der Gefahr unangenehmer gerichtlicher Verfolgungen ausgesetzt ist, wie bei einheimischen Arbeitern. Wurzellose, er Sprache unkundige Vertragskuli, ohne Helfer und Richter, erfüllen diesen Zweck am besten. Wenig verschleiert ist dieser Gedankengang, wenn die Bergwerksbesitzer Sumatras neben dem Grunde zu geringer Körperkraft den Vorwurf erhoben, daß die Indianer zu stolz und unabhängig seien, auch zu rasch nach dem Messer griffen. In Südafrika hat man aus gleichem Grunde die Kaffernarbeit mit chinesischer vertauscht, obwohl sich diese teurer stellt, die Zuführung jener auf rund 3 £, die der Chinesen auf 11 £ zu stehen kommt. Die Einfuhr chinesischer Kuli zum Bahnbau in Japan Jahre 1907 beruhte auf dem gleichen Begehren nach willenlosem, gefügigem Arbeitermaterial. (Konfliktsgefahren à la San Franzisko und Vancouver haben freilich ihre baldige Rücksendung veranlaßt.)

Die ehrenhaften Unternehmer, die ihre Arbeiter menschlich behandeln und keine unehrlichen und ungesetzlichen Vorteile aus ihnen ziehen wollen, wie das gegenüber Vertragsarbeitern durch das Trucksystem überall, besonders auch in den Südseeinseln geschieht, hätten ein Verbot der Einfuhr fremder Arbeiter, wo heimische sich finden, nicht zu scheuen, andere aber zu schützen kann nicht Aufgabe einer Kolonialverwaltung sein.

Daß hochgezahlte und freie Arbeit immer die wertvollste ist, zeigt uns aber die Erfahrung in Australien, wo der Uebergang des Zuckerbaues von schwarzen auf weiße Arbeiterdienste sich ohne den gefürchteten Ruin der Plantagen vollziehen konnte. Auch Mr. Creswell vermochte mit Erfolg in Südafrika den Bergbau mit weißen Händen zu betreiben.

Damit aber erschöpft sich für die Kolonialverwaltungen die Betrachtung des Vertragskulisystems nicht. Die Gesamtinteressen der Kolonie und ihrer Entwicklung sind durch die Einführung fremder, besonders asiatischer Kuli auf das Bedenklichste bedroht.

Während in Südafrika und Samoa die Kuli nur Wandergäste sind, haben sie in den malayischen Staaten, in holländisch Indien und auf dem englischen Südseebesitz Niederlassungsfreiheit, die von ihnen in weitgehendem Maße benutzt wird. Auch in Natal hatte die Ansiedelungsfreiheit der ehedem eingeführten indischen Kuli mit deren Verbleib im Arbeitslande geendet. In Fidji sind heute bereits die Indier die Hälfte der eingeborenen Bevölkerung, in Selangor, für das uns statistische Angaben vorliegen, ist das chinesische Element in einem Zeitraum von zehn Jahren zu einer Macht geworden, der gegenüber die ansässigen Malayen verschwinden, auch die Indier werden jene bald an Zahl übertreffen.

	1891	1901
Europäer	190	551
Malayen (einschließlich zugewanderter Archipelmalayen)	26 578	40 640
Chinesen	50 844	109 598
Tamilien und andere Indier	3 592	16 847

Bei dem starken Widerstand des führenden chinesischen Staatsmannes Yuan-shi-kai gegen die Versorgung von Ländern, die Niederlassung verbieten, mit chinesischen Arbeitern, den er der Verschiffung von Kulis nach Panama mit Erfolg entgegensetzte, eröffnet sich die Perspektive der Asiatisierung aller Länder, die sich ihrer weiterhin bedienen wollen.

Die malayischen Staaten, holländisch Indien, Natal und Fidji haben durch die Ansiedelung der Asiaten die koloniale Kulturarbeit von Europäern untergraben, sie in Handwerk, Handel und Industrie bedrängt und verdrängt; am schlimmsten zeigt sich das in Java, wo das Rückgrat der Kolonie, das überall in einer europäischen Kernbevölkerung beruht, gebrochen ist und die schwer zu beherrschenden Asiaten neben die widerspenstigen Eingeborenen sich stellen.

Den schlimmen Folgen der Ansässigmachung steht aber die Rückwanderung als schwer wiegender Nachteil nach anderen Richtungen zur Seite. Millionen Pfund Sterling verlassen besonders mit den Chinesen die Arbeitslande und bauen die Wirtschaftskraft fremder Staaten auf. Würden einheimische Arbeiter beschäftigt werden, würden die Kapitalien im Lande bleiben und das Wirtschaftsleben stärken und fördern. Aus diesem Grunde allein sind vom Standpunkt der Kolonialverwaltungen bodenständige Arbeiter zu wünschen.

Die niederen asiatischen Elemente bringen Verbrechen und Laster in die Arbeitslande; Opium und Spiel ziehen mit den Chinesen in die Ferne, ihre und der Indier Unmoral und Krankheiten finden Eingang bei den naiven Urvölkern. Von den bedeutenden Spar-Summen, die aus Südafrika heimgebracht werden, soll ein großer Teil den Kaffern im Spiel abgewonnener Arbeitsverdienst sein. Verbote, sich am Handel zu beteiligen, blieben undurchführbar, man fand stets Mittel und Wege hierzu, und sei es nur, um sich mit Opiumgeschäften oder Veräußerung gestohlener Dinge zu bereichern.

Die Vertragsarbeiter nehmen während und nach ihrer Vertragszeit den Eingeborenen auf allen möglichen Wegen den Verdienst; als Lohnarbeiter drücken sie auf den Arbeitsmarkt und zwingen die freien Arbeiter, zu niedrerem Lohn zu arbeiten, als ihrer Arbeitsleistung entspricht; im Klein-Handel sind die Asiaten so verschlagen, daß ihnen kein anderer gleichkommt; in den malayischen Staaten, Java, Fidji, ist deshalb auch der eingeborene Händler überall vom Chinesen und Indier verdrängt. Der Haß der ansässigen Bevölkerung gegen ihre weißen Herren hat sich überall, wo er mit dem Verlust seiner Selbständigkeit noch die asiatische Kuliarbeit erdulden muß, so gemehrt, daß verzweifelte Aufstände erfolgten und stets zu befürchten sind, in denen die Kolonialverwaltungen von jenen Elementen, die sie veranlaßten, keine Hilfe zu erwarten haben. Die Verhältnisse in Java sind sicherlich durch die Erbitterung der Malayen gegen die asiatischen Bedränger im Lebenserwerb verschlechtert worden, und auch in Samoa hat die deutsche Regierung durch die

sofortige Zulassung der Chinesen nach Einräumung der alleinigen Ober-Hoheit die Sympathien der Eingeborenen verscherzt. Wer unseren Besitz in der Südsee besucht hat, weiß, mit welchem Haß der Samoaner auf den Chinesen blickt und wie viele — in eitlem Wahn freilich — mit dem Tode Mataafas auf eine Revolution hoffen, die ihnen Deutschland und seine Chinesen vom Halse schaffen soll.

Leider stellen sich Europas Diplomaten in den Dienst dieses Menschenhandels und halten mit dem Ansehen ihrer Kulturstaaten die gefährlichste Quelle in China offen. Das Reich der Mitte hat sich immer ablehnend gegen die Versendung seiner Söhne gehalten. Zugrunde lagen erst wohl primitive wirtschaftspolitische Anschauungen, wonach die größte Summe produzierender Faktoren einem Lande die größte Blüte zu geben vermögen. (Man wird hierbei an ein anderes seltsames Verbot errinnert, das sich der Ausfuhr von Lebensmitteln entgegengestellte, um Nahrungsmittel in genügender Menge und zu billigem Preise dem Inland zu erhalten.) Ohne Zweifel könnte China sein Volk selbst brauchen und steht die Auswanderung der wirtschaftlichen Entwicklung des Reiches entgegen. Wohl sind einige Teile Chinas, besonders im Süden, übervölkert, aber auch hier ist dies nur relativ durch den Mangel industrieller Tätigkeit veranlaßt; andere Teile Chinas sind einwohnerarm, so liegen selbst in der Hauptprovinz Chili ungeheure Flächen in den Berglanden brach, die heute schon der Landwirtschaft zugänglich gemacht werden können, beim Uebergang Chinas zu Weide- und Forstwirtschaft vielen Millionen Leben und guten Verdienst gewähren würden. Die Auswanderung hält die innere Entwicklung Chinas zurück und wird schon deshalb von den leitenden Vizekönigen und den Beamten der Zentralregierung bekämpft. Den phantastischen Ammenmärchen der Uebervölkerung steht die Tatsache der Entvölkerung gegenüber. Diese auf wirtschaftliche Gründe basierte Gegnerschaft gegen die Auswanderung wurde durch die schlimmen Erfahrungen, die chinesische Vertragsarbeiter zu machen hatten, zur entschiedenen Stellungnahme gegen die Anwerbung von Kontraktkulis. Hatten vorerst nur einzelne Vizekönige diese Politik, so ist mit der Stärkung der Zentralgewalt, dem erwachenden Bewußtsein der nationalen Einheit und der wachsenden Selbsteinschätzung, womit auch die niedere, verachtete Stellung solcher Arbeiterschaft unverträglich erschien, der Widerstand gegen das Vertragskulisystem allgemein geworden. Es benötigt aller diplomatischen Künste und Kraftproben der Diplomaten, ihre kuli-

verfrachtenden Landsleute in ihrem „gesetzmäßigen Erwerbe" zu schützen. Als Yuan-shi-kai sich im Jahre 1904, wo er noch in Tientsin als Vizekönig saß, der Verschiffung von Chinesen nach Südafrika widersetzte, da ihm die Garantien für menschenwürdige Behandlung seiner Landsleute nicht gegeben schienen und auch das Ansiedelungsverbot nach Ablauf des dreijährigen Vertrages für China unwürdig und beleidigend schien, bedurfte es aller dunklen Mittel der Händler und der kraftvollen Beihilfe der Diplomaten, um den Waipupu, den Staaatsrat in Peking, zu anderer Stellungnahme zu bewegen. Die Kulifrage bildet in der chinesischen Presse ein ständiges Mittel, Haß und Feindschaft gegen die Europäer zu säen, die weit das überwiegt, was aus Mißgriffen der Missionare entspringt.*)

Wenn die Diplomatie den idealen Zielen der Christianisierung ihre Dienste leiht, so kann man das gerechtfertigt finden, nicht aber, wenn sie in der Stützung einer der bedenklichsten Erwerbsarten ihre kostbaren Kräfte verschwendet.

So steht das Vertragskulisystem als eine Einrichtung da, deren der anständige Unternehmer nicht bedarf, die nur dem Plantagen- oder Bergwerksbesitzer Vorteile bietet, der um Mittel und Wege, sich zu bereichern, nicht verlegen ist. Regierungen, die sich in die Dienste jener stellen, schaden den Interessen ihrer Kolonien, und wenn sie in Peking ihren schützenden Mantel über das verachtete Gewerbe ausbreiten, dem Ansehen und der Wahrhaftigkeit europäischer und christlicher Kultur.

Peking, Oktober 1907.

Die Schriften, auf die Bezug genommen ist, sind:

Annual Report of the Foreign labour Department. Johannesburg 1905/06. Eyre and Spottiswoode.

Handbook of the federated Malay States compiled by Conway Belfield, British Resident of Selangor. London, Edward Stanford second Edition 1904.

Zeitungsartikel: Die Chinesenarbeit auf Somoa in Der ostasiatische Lloyd, Shanghai, 2. August 1907.

Mein Aufsatz „Tonga" in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 17. VI. 1907 und „Neujapan und Neuchina" in der Frankfurter Zeitung vom 9. IV. 1906.

---

*) Ein Beispiel für viele, wie eine für das niedere Volk geschriebene Zeitung, der Jik-jih-hsin unterm 7. November 1904 über Kulianwerbung schreibt: Werber zerren in Tientsin die Leute in ihre Bureaux, mißhandeln sie bei Widerspruch und führen sie dann mit Peitschen in der Hand nach Hotung (dem Einschiffungsbureau), gerade als ob sie Sträflinge oder Vieh vor sich hertrieben.

Notizen und Besprechungen.

Brief.

St. Petersburg, 24. (11.) Januar 1908.
Kasanplatz 1.

Hochgeehrter Herr Professor!

Durch die gegen meinen Wunsch und Willen geschehene, durch ein beiderseits unverschuldetes Mißverständnis in der telegraphischen Korrespondenz verursachte Veröffentlichung des Wortlautes einer Zuschrift des Sekretariates im russischen Finanzministerium, als Anhang zu meiner Studie über „Die Finanzlage Rußlands“ im Januarheft 1908 Ihrer „Preußischen Jahrbücher“ ist die, weder in Ihrer noch in meiner Intention gelegene Auffassung entstanden, als sei meine Arbeit durch das Finanzministerium veranlaßt, oder beeinflußt worden; daß somit die genannte Behörde für meine Ausführungen eine Gutheißung oder Verantwortlichkeit übernommen hätte.

Pflicht der Wahrheitsliebe verlangt die Feststellung, daß die von mir geschehene Veröffentlichung von der ersten Absicht ihrer Entstehung bis zum letzten Interpunktionszeichen in der Niederschrift, ganz besonders jede darin enthaltene Behauptung und daran geknüpfte Folgerung, aus meiner eigenen Intention entstanden und festgestellt sind.

Nur allein das statistische Material, die in dem Artikel enthaltenen Ziffern konnte ich natürlich nicht frei erfinden, sondern mußte mir diese bei den verschiedenen, vom Finanzministerium ressortierten Behörden und Instituten erbitten, bezw. aus den dort geführten amtlichen Nachweisen zusammenstellen. Die hierfür von mir erbetene Erlaubnis war an die selbstverständliche Bedingung geknüpft, daß die von mir dem amtlichen Material entnommenen Ziffern und Angaben vor der Veröffentlichung einer Nachprüfung auf ihre Richtigkeit unterliegen. — Das ist geschehen und über meine weitere Bitte mir auch von dem Sekretariat des Finanzministeriums bestätigt worden.

Irgend ein weiterer Zusammenhang zwischen dem russischen Finanzministerium und meiner Veröffentlichung besteht nicht; insbesondere kann auch von einer noch so entfernten Verantwortlichkeit des Finanzministeriums für etwaige Unzulänglichkeiten meiner Ausarbeitung gewiß nicht die Rede sein.

Was nun die von Ihrem Herrn verantwortlichen Redakteur an meine Erörterungen geknüpfte Kritik betrifft, deren Schwergewicht sich gegen die

Unvollständigkeit meines Materials richtet, so hat schon der geschätzte Herr Verfasser am Schlusse seiner Gegenausführungen in von mir dankbar empfundener Loyalität mich zur Ausfüllung der nach seiner Meinung bestehenden Lücken eingeladen. Dieser von Ihnen, hochverehrter Herr Professor, brieflich wiederholten gütigen Aufforderung werde ich in Bälde entsprechen: so schnell, wie es die Gründlichkeit der damit verbundenen Untersuchungen und Studien gestattet.

In ausgezeichneter Hochschätzung

Ihr aufrichtig ergebener

Dr. A. Polly.

Amerikanische und deutsche Hauswirtschaft.

Eine Entgegnung.

Der im Februarheft der Preußischen Jahrbücher von Dr. Wolfgang Max Schultz veröffentlichte Artikel über „Amerikanische und deutsche Hauswirtschaft" enthält neben seiner interessanten wertvollen Orientierung über amerikanische innerhäusliche Verhältnisse doch eine einseitige Kritik, eine ungerechte Geringschätzung des deutschen Haushaltungsapparates zugunsten des amerikanischen, die nicht unwidersprochen bleiben darf.

Der Verfasser behandelt das Thema im wesentlichen als „Dienstbotenfrage". Er stellt als vorbildliches Beispiel den amerikanischen Haushalt ohne Dienstboten hin. Er betont die dadurch früher geweckte Selbständigkeit der Kinder, die Hilfsbereitschaft des Mannes in wirtschaftlichen Arbeiten, die Rührigkeit und Elastizität der Frau, und die praktischere zeitsparende und vereinfachte Art des ganzen Hauswesens. Endlich hebt er als ethisches Motiv hervor die soziale Gleichstellung aller Arbeitenden, denn dadurch, daß die Klasse der Dienenden fehlt, kann ein Herrschergefühl bei den anderen Klassen nicht aufkommen.

Alle diese Gründe werden Europäer kaum überzeugen können. Für uns hat es den Anschein, als wollte der Verfasser aus der Not eine Tugend machen. Der Dienstbotenmangel besteht in Amerika deshalb, weil eben keiner in persönliche Dienste treten will. Es ist vernünftig, wenn die Amerikaner sich damit so praktisch wie möglich abfinden, aber ihnen darin nachzueifern, brächte europäisch zugeschnittenen Familien einen zweifelhaften Gewinn. Ein deutscher und ein amerikanischer Haushalt läßt sich nicht von denselben Gesichtspunkten aus betrachten und sich nicht in dasselbe Maß zwingen. Zugegeben, daß die häusliche Lebenshaltung des Arbeiters angenehmer und erleichterter ist, als die unseres Arbeiterstandes, so steht die ganze Klasse des kleinen und mittleren Bürgerstandes in Deutschland auf einem bedeutend höheren Niveau, gerade durch die Art ihres Heimlebens. Unser gebildeter Mittelstand ist aber der Träger unserer Kultur. Man schalte aus unserem deutschen Mittelstande die dienstbaren Geister aus und setze amerikanische Zustände dafür, — und Frauen wie Männer und Kinder würden zum Proletariat herabsinken, geistig sowohl wie ethisch.

Es wäre ein Hemmschuh jeder Kultur. Kinder, die schon in schulpflichtigem Alter einen Teil der Haushaltungsobliegenheiten aufgehalst bekommen, entziehen notgedrungen der Schule Zeit und Kräfte. Unsere Gymnasien sind so eingerichtet, daß sie keine Nebenpflichten vertragen; die wenigen freien Stunden, die sie den Schülern lassen, gehören dem Vergnügen, dem Sport und der Erholung. In Amerika ist das anders; da sind die Gymnasiasten mit 12 oder 13 Jahren mit der Schulweisheit zu Ende; und auch bis dahin gibt es kein so intensives Lernen wie hier. Unsere Hausfrauen aber würden, wenn sie in einem größeren Hauswesen alles ohne Dienstkräfte allein tun müßten, selbst zu Haussklavinnen werden. Die ganze Last des Kochens, Aufräumens, Kinderwartens und Repräsentierens, wie es unsere Bürgerfrauen gewohnt sind, würde sie frühzeitig zu gealterten, abgearbeiteten und abgehetzten Geschöpfen machen, oder aber die Behaglichkeit des deutschen Heims würde verloren gehen. Gerade, daß wir geschulte Köchinnen und Hausmädchen haben, erleichtert der Hausfrau ihr Amt; es ermöglicht ihr, die Erziehung der Kinder zu leiten und sich den Interessen des Mannes und ihren eigenen zu widmen. Daß in der deutschen Küche den größten Teil des Tages über gekocht wird, daß der Tisch sorgsam gedeckt wird, daß zur Reinhaltung der Zimmer und Möbel genügend Zeit verwendet wird, daß die Einrichtung selbst nicht nur aus den entbehrlichen Möbeln besteht, sondern daß zu dem Unentbehrlichen das Nützliche, zu dem Nützlichen das Schöne hinzugefügt wird — das alles sind keine rückständigen Einrichtungen, sondern Kultur-Symptome, die wir nun und nimmer preisgeben sollten. Aber der Amerikanismus wird mit einem solchen Nimbus umgeben, daß wir schließlich noch dahin kommen werden, zu glauben, die Wiege der Zivilisation habe in Amerika gestanden und wir Jung-Europäer müßten uns von drüben die Maximen unseres Denkens und Handelns holen. Amerika mag Trumpf sein in allen anderen Dingen, inbezug auf Häuslichkeit ist es eine Karrikatur.

Unrichtig ist auch die Behauptung, der deutschen Manneswürde müsse es widerstreiten, häusliche Arbeit zu verrichten. Nicht der Manneswürde — denn der Arbeiter hilft seiner Frau; und wir haben auch deutsche Köche und Hausknechte, Offiziersburschen usw., die sich alle nicht durch ihre Arbeiten in ihrer Manneswürde verletzt fühlen —, wohl aber dem männlichen Intellekt. Sollen unsere Gelehrten, Richter, Lehrer usw. ihre Zeit mit mechanischen häuslichen Arbeiten verbringen? Ihre Zeit und Kräfte für Dinge vergeuden, die eben tausend andere ebenso, wahrscheinlich sogar weit besser, tun könnten? Auch unsere Kaufleute verlangen, wenn sie spät abends heimkommen, Ruhe und Bequemlichkeit und nicht einen leeren Tisch, auf dem statt des Tischtuches eine „praktische“ Wachslederdecke liegt, auf die sie selbst erst das nötigste an Tellern und Gläsern stellen müssen. — Die Schablonisierung des Begriffes „work“ ist ein Armutszeugnis für den Amerikaner. Es läßt sich nicht alles nivellieren und uniformieren; gerade die Nuancierungen und Differenzierungen sind ein

Charakteristikum des durchgeistigten und verinnerlichten Menschen. Man braucht keine Wertskala zwischen geistigem und körperlichem „work“ anzustellen, aber ein Unterschied besteht doch, der respektiert werden will. Der eine ist qualifiziert zum Messenger boy oder zum Boardinghouse-Kellner, der andere hat in seinem Hirn eine merkwürdige Anlage, mathematische Berechnungen anzustellen und chemische Gesetze zu entdecken. Gerade dadurch, daß jeder an seinen Platz gestellt ist, sich jeder in einem Spezialgebiete ausbildet — und wenn dieses Spezialgebiet Kuchenbacken oder Wäschebügeln ist —, werden gediegene Leistungen erzielt.

Wir achten auch unsere Dienstmädchen, wenn sie tüchtig in ihrem Fache sind, denn sie sind uns in diesem einen Fach eben überlegen. Wir könnten ihre Arbeit nicht so gut verrichten wie sie. Und damit fällt auch der ethische Einwand gegen Dienstboten.

Die verächtliche Bemerkung über deutsche Wäscheschränke dürfte auch nicht am Platze sein. Es ist nicht jedermanns Geschmack, sich mit zwei Hemden und Kragen abzufinden; man will mitunter auch dreimal pro Tag wechseln oder wenigstens die Möglichkeit dazu haben. Jede Gastlichkeit hört auf, sobald die Hausfrau besserer Kreise gezwungen wird, mit der Tischwäsche zu sparen oder nach Tisch zu verschwinden, um die Teller zu waschen. Für die Repräsentation und das Aesthetische in der Häuslichkeit bleibt da kein Raum; in Amerika mag das nicht als Mangel empfunden werden; aber daß es in Amerika so wenig Künstler, Maler, Philosophen und Dichter gibt, wird uns erklärlich, wenn wir bedenken, daß work dort eben work ist, d. h. Arbeit, die in Geld umgesetzt werden kann. — Das Schlagwort „Time is money“, d. h. die in Arbeit umgesetzte Zeit bringt Geld, hat auch nur eine sehr bedingte Wahrheit. Die Zeit der einen ist Groschenwert, die eines anderen Silberlinge, die eines Dritten Gold, aber es gibt auch Menschen, deren Zeit mehr als Money ist. Als Beweis für die Richtigkeit des amerikanischen Arbeitsbegriffes zitiert der Verfasser zum Schlusse Goethes bekanntes Wort: „Es ist ganz gleich, was ich treibe — ob ich Verse mache oder Töpfe drehe.“ Vollkommen gleich, nur mit dem Unterschiede, daß die Werke des Topfdrehers recht zerbrechlicher Art sind und ein kurzes Dasein haben und die Verse Goethes eben unsterblich sind. — Aber ein Amerikaner würde den Wert und die Arbeit Goethes danach zu berechnen suchen, wieviel Kapital er aus seiner Arbeit geschlagen, wieviel andere Arbeitskräfte er eventuell erspart hat. Else Croner.

Literatur.

Hans von Bülow. Briefe. VI. Band. Meiningen 1880—1886. Herausgegeben von Marie v. Bülow. 415 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Im Herbst 1907 ist der sechste Band der Bülowbriefe erschienen. Die berufsmäßige Kritik hat sich mit diesem Bande bis jetzt auffallend

wenig beschäftigt. So nimmt ein Nichtkritiker, ein Enthusiast das Wort dazu. Einer, der in fieberhafter Erregung den Offenbarungen des genialen Musikinterpreten gelauscht hat, der Hans von Bülow die weihevollsten Stunden seines Lebens verdankt, dem sich nun aus diesem Briefbande das Bild der zarten, gewaltsamen, kapriziösen, großen Persönlichkeit des Unvergeßlichen zu einem Ganzen verdichtet hat, dem von neuem vor die Seele getreten ist, was wir mit diesem Unersetzlichen verloren haben. Er will mit diesen Zeilen einen Kranz auf Bülows Grab legen.

Wenn E. T. A. Hoffmann mit Worten versucht hat, den tiefsten, innersten Gehalt Beethovenscher Instrumentalmusik aufzuschließen, Bülow hat es durch die Tat erreicht. In das gotterfüllte neue Reich Brahmsscher Instrumentalmusik führte Bülow als erster mit der ganzen impetuosen Gewalt seiner Künstlerseele, einem Eroberer gleich, die musikalische Welt hinein. Er wand den Lorbeer um des großen Freundes Stirn. Er siegte, weil er alle Kräfte seines Geistes, seiner Seele, seines hinreißenden Temperamentes, seines hellseherischen Künstlertums rücksichtslos für seine Idee einsetzte, sein eignes Ich aufreibend, zernichtend. Sein Wort: „Die Menschen zählen überhaupt erst, wenn sie, einer Idee dienend, hingebend in ihr aufgehen", hat sich tragisch an ihm selbst erfüllt. Er zählte als der Ersten Einer, aber seine schrankenlose Hingabe führte zu seiner Vernichtung.

Er begann als Dirigent dieses Werk seines Lebens mit der Meininger Kapelle, mit der Waffe, die er sich selbst geschmiedet. In die Misere, in die Kämpfe, in die Siege, welchen die Welt in atemlosem Staunen folgte, leitet uns der sechste Band. In die glanzvollen Triumphe des Künstlers, in die Leiden des seelisch und körperlich zarten Menschen.

Der Mensch Bülow! ein Kapitel für sich! und in diesem sechsten Band ein neues Blatt in dem Kapitel. Bülow ein leidenschaftlich Liebender, ein Begehrender. Sein ganzes Wesen klammert sich an diese Neigung, um sein so oft von den Wogen hin und her geschleudertes Lebensschiff an ihr fest zu verankern. Köstlich, wie in den Briefen an die Braut emporquillt aus der Seele Tiefen, was edel, gut und freundlich ist. Er will der Braut die Schärfen seines inneren Menschen nicht verhüllen, er will sie aufdecken, aber die Gewalt der Liebe reißt die sich aufsträubenden Stacheln hinweg, ehe sie verwunden können. Aus der Fülle der Zeugnisse seiner Lebensbeziehungen leuchten und schimmern diese Brautbriefe in poetischer Verklärung. Welch ein anderes Bild doch als jenes, das sich aufrichtet aus dem übrigen Briefwechsel. Höchst Liebenswertes und höchst Abstoßendes dicht nebeneinander, geistig positiv Bedeutendes neben zersetzendem Sarkasmus, sprühende Laune neben düsterster Melancholie, alles aber Leben gewinnend auf dem Boden hohen, sittlichen Ernstes, unantastbarer Vornehmheit der Gesinnung. Eine Persönlichkeit, die wunderbare, scheinbar unversöhnliche Gegensätze in sich vereint. Wie rührend ist des Mannes Bereitschaft, Anderer Lasten zu tragen, sein aus der Seele quellender Drang, zu helfen und zu lindern. Wie köstlich und großzügig die

Anerkennung für jedes echte Talent. Als er d'Albert spielen hörte: „den jungen Eugen d'Albert kennen gelernt, spielen gehört. Von Gottes Gnaden. Das ist, der da kommen mußte." Kleine, liebenswürdige Züge zeigen, wie innig sein Herz an seinen Freunden hing. Daß die Freunde die Freundschaft dieses Mannes zu bewerten wußten, daß sie sein feines Innenleben erfaßt hatten, erhellen die Antworten. So schreibt Karl Hillebrand: „Du versteckst nur die gesunde Originalität und Kraft Deiner natürlichen Gedanken und Empfindungen unter allerlei weit hergeholten, bizarren Arabesken, Paradoxen, Spielereien, die dann die Esel für das Wirkliche halten, während das doch erst nach Abkratzen der Palimpseste zu finden ist. Warum aber machst Du ihnen so viel Mühe? Denkst Du, nur wir Eingeweihten brauchen zu wissen, was im Grunde ist?" Das war das Urteil eines scharfsinnigen Freundes, der Bülow liebte und schätzte. Sein Urteil wird immer und immer wieder bestätigt. In den zärtlich huldigenden Briefen an seine blinde Mutter, in den Aeußerungen des Vaterstolzes und der Vaterliebe für sein Lieblingskind Daniela, in den sorgsamen, taktvollen Anordnungen für seine Musiker, und tief und tragisch in seiner Liebe zu Wagner. Herzzerreißend bricht diese unerschütterte Liebe bei Wagners Tode durch, wirft Bülow nieder zu langer, schwerer Krankheit.

Im Jahre 1885 in Petersburg sucht ihn sein Vetter Bernhard von Bülow im Hotel auf. So kurz die Begegnung ist, sie wird jeden interessieren. „Wir gefielen uns beide leider zu gut," schreibt Bülow, „leider", weil das aneinander Gefallen finden nicht ausgenützt werden konnte wegen der Kürze der Zeit. Bülow ahnte nicht, daß dieser Vetter dereinst an der Stelle seines gefeierten Helden stehen würde, des Helden, dem er — kraft eigner Gnaden — die Eroica gewidmet hat. Unvergeßlich wird jedem, der ihn miterlebt hat, der Augenblick dieser Bülowhandlung bleiben, in dem die ganze Impulsivität des Künstlers ausbrach. Ob diese Impulsivität jetzt, da „der netteste Vetter, der ihm jemals vorgekommen", der Verkennung und unverständiger, kurzsichtiger Beurteilung ausgesetzt ist, ihm auch ein Blitzlicht zur Erhellung der Situation entzünden würde? Vielleicht würde er an geeigneter Stelle mit der Proklamierung des Wahlspruchs der Bülows zünden, „alle Bülow'n ehrlich", die einzige Tradition, von der Bülow sagt, daß er sie respektiere.

Die Vorrede und der verbindende Text sind mustergiltige Zeugen einer gewissenhaften, mit dem Herzen geleisteten Arbeit. Die Herausgabe gerade dieses Bandes war eine schwere Aufgabe für die Herausgeberin. Sie hat die Aufgabe gelöst mit dem Heroismus einer großen, alles überwindenden Liebe, mit selbstloser Hingabe, mit dem Takt der schwergeprüften Frau, die durch die Prüfungen himmelhoch hinweggetragen ist über alles Persönliche, über alles, was Ereignis war, zu der Höhe, wo das Vergängliche zum Gleichnis wird. Auch sie dient, indem sie ihrem Manne durch die Herausgabe seiner Briefe ein Denkmal setzt, einer Idee, dient ihr bis zur Hingabe ihrer selbst. Margarete Danneel.

Heinrich Bredow, Lieder eines Heimkehrenden. Hamburg, Conrad, H. A. Kloß. 1908.

Manchem dürfte der Lyriker, der sich hier zum ersten Male hervorwagt, nicht modern genug sein. Ich schätze ihn eben deshalb. Bredow künstelt nicht, er hascht nicht beständig nach neuen Wendungen, die, nebenbei bemerkt, weit leichter zu finden sind, als der schlichte, treffende Ausdruck. Es wird jetzt so eifrig nach lyrischem Neuland gesucht, daß die alten, anmutigen Pfade der Dichtung zu veröden drohen. Bei Br. ist alles von wohltuender Natürlichkeit. Und nicht nur in der Sprache. Das Exzentrische liebt er nicht, nichts Rohes, Widriges stört bei ihm, es dürfte in der ganzen Sammlung kein Gedicht geben, das das Gefühl beleidigt und das man hinwegwünscht. Ist auch natürlich nicht alles gleich gelungen, so merkt man doch überall, daß man es mit einem gereiften Manne zu tun hat. Der Titel „Lieder eines Heimkehrenden“ ist in diesem Sinne wohl berechtigt. Dabei sind die sorgsam gebauten Verse voll Melodie. Br. besitzt in hohem Grade jenes Gefühl für Rhythmus, das wohl geübt, aber nicht erlernt, wohl empfunden, aber nicht definiert werden kann.

Innige Wärme, milde, wiewohl nicht leidenschaftslose Sehnsucht und leise Resignation ist der Grundton der Liebeslieder. Aber auch bittere, anklagende Töne mischen sich ein, und schneidende Kälte und Härte deutet auf mancherlei Enttäuschungen hin. Erfreulich stehen daneben Gedichtchen voll leisen Humors. Auch einige Epigramme, die der Dichter seiner Sammlung einverleibt hat, sind mehr gutmütig als verletzend. Doch fehlt es auch nicht an recht ausgelassen lustigen Sachen.

Ueberhaupt ist das Bändchen sehr abwechslungsreich und bringt weit mehr, als der Titel verheißt: neben Liedern und, wie gesagt, Epigrammen auch eine Anzahl erzählender Gedichte und sogar zwei dramatische Kleinigkeiten. Unter den erzählenden Gedichten scheinen mir einige nicht minder gelungen als die lyrischen: packend im Inhalt, abgerundet in der Handlung, von dramatischer Lebendigkeit und einheitlich in der Stimmung. Auch hier wechselt Ernstes und Heiteres.

Dem Büchlein ist eine weitere Verbreitung zu wünschen. Namentlich wird es Frauen viel Genuß bereiten. Ernst Müller.

Jocza Savits. Von der Absicht des Dramas. (Dramaturgische Betrachtungen über die Reform der Szene, namentlich in Hinblick auf die Shakespearebühne in München.) München 1908. Verlag Etzold & Co.

Unter den Versuchen, dem deutschen Theater in seinem derzeitigen Zerfall Halt und Weg zu geben, nimmt dies Buch einen ehrenvollen Platz ein. Ein Theatermann von so leidenschaftlichem und ausgebreitetem Bildungsinteresse, wie diese dramaturgischen Gänge es voraussetzen, ist an sich selten; seltener, daß ein solcher, ohne die Selbstsüchte der Rampe und

die **Anmaßungen der** Kulisse, welche heut den Szenenhandwerksmeistern **durch Autoren und** Publikum fast aufgenötigt werden, die Gesetze der **Bühne wieder von** der dramatischen Dichtkunst selbst empfangen will und **zwar von der höchsten,** nicht von einer schon akkommodierten. Der **Erneuung des Theaters** aus dem Geist Shakespeares gilt das Werk und mit **zwei Fronten wird** der Kampf geführt; einmal gegen die Szeniker, die das **Drama als Unterlage** für den Pomp sinnlicher Fertigkeiten ansehen, gegen **die Ansprüche** auf Illusion, gegen den Versuch, mit der Wirklichkeit durch **technische Erfindungen** zu wetteifern. Savits dringt auf Vereinfachung, **die der Bühne** ihr symbolisches Gewicht zurückgebe und sie (statt zum **Selbstzweck**) **wieder** zum Mittel mache, das Geistigste der Dichtung zu **verkörpern, das** Dasein aus Elementen der Wirklichkeit aber nach anderen **Schöpfungsprinzipien** neu zu formen. Was zugunsten einer **sinnbildlich-einfachen Bühne** und gegen jeden falschen Naturalismus (mag er sich mit **„Milieu“,** Historik oder „Stimmung“ drapieren) gesagt worden ist, hat **Savits** zusammengetragen, durch eigne Gründe verknüpft, und mit **energischem** Feuer vorgebracht — zu weitläufig vielleicht denen, die es **längst als** selbstverständliche Wahrheit fühlen, immer noch nicht eindringlich **genug für die** Praktiker, die es angeht und die täglich neue Zirkusfeerien **ersinnen. Gewichtiger noch** ist der zweite Kampf des Verfassers, nicht nur **gegen eine** Mode, sondern gegen die Theorie, die das Drama als Dichtung **und das** Drama als Bühnenwerk trennt und so dem Theater seine besten **Möglichkeiten** zu verkümmern droht, indem sie die Dichtung nach zeitlichen **oder räumlichen** Schranken richtet, anstatt aus ihrem Organismus heraus **der Bühne** den freieren Organismus zu entwickeln. Es handelt sich hier **um Goethes** klassizistische Stellung zu Shakespeare: seinen verunglückten Eingriff in „Romeo und Julia“ und den Aufsatz „Shakespeare und kein **Ende“.** Der Kampf gegen Goethes Autorität ist tapfer und hier berechtigt, **denn es gilt die bis** ins Kleinste reichende Gesetzlichkeit und Notwendigkeit **von Shakespeares** Haupt-Schöpfungen zu verteidigen, denen allerdings durch **jedes Abbröckeln** und Umbiegen Unrecht geschieht, als Gedichten wie als **Stücken. Doch** war Goethe in dem Fall kein Betrachtender, sondern ein **Handelnder, brauchte** also kein Gewissen zu haben; dem Imperator eines **klassizistischen Kunstreichs** waren alle früheren Großmächte nur Material. Nicht **als Theaterleiter** — als Klassizist hat er Shakespeare verkannt und **verstümmelt, ihn** ins Begrenzte, Faßliche, Kommensurable zusammenziehen **wollen. Dabei hat** er einen selbstherrlichen Organismus verletzt, aus **denselben Grund,** weshalb er Kleist aus seiner Welt verwies. Gebietern wie **Goethe muß** solche Gewaltsamkeit zugestanden werden, nur darf sie kein **Gesetz für Kleinere** und für Massen sein, und jede Stimme dagegen hat **Gewicht, wenn** sie durch Ernst, eignen Sinn und Gründe sich rechtfertigt. **Gegen Goethes Theorie** und deren Einfluß ficht Savits mit Waffen seiner **Erfahrung für den** Buchstaben Shakespeares, wie gegen die Ausstatter mit **Waffen seiner Bildung** für Shakespeares Geist. Beide Male leitet ihn ein

gründlicher Begriff von der Einheit und den organischen Gesetzen drama
scher Kunst, keine empirischen Stoppeleien, Bedürfnisse, Liebhabereien. S
großes Erlebnis ist Shakespeare. Der ist der eigentliche konkrete Mitt
punkt, um den sich der reiche Inhalt des Buches ordnet. Mit Rec
denn Shakespeare bleibt nicht nur Schöpfer der neuen dramatischen W
sondern noch immer ihr höchstes und vollständigstes Sinnbild. Seit er
Grundformen geschaffen, den weitesten Kreis gezogen, ist zu seinem drama
schen Reich keine neue Provinz mehr erobert worden, wenn auch einze
seiner Gebiete intensiver bebaut wurden. Als Dramatiker sind un
großen germanischen Dichter, bis Ibsen, Vasallen des Britten, (von ih
menschlichen, dichterischen, philosophischen Eigenherrlichkeit wird hier nat
lich abgesehen). Der Dramaturg hat also das Recht, die deutsche Dram
als abgeleitet, als Nuance, als Mode zu behandeln und die Normen
Theaters, das Maß für Theorie und Praxis an jenem einzigen dramatisc
Urphänomen aufzusuchen, das die moderne Welt der antiken entgeg
zusetzen hat. Auch deswegen ist Shakespeare die gegebene Mitte für
Erörterungen, von der Frage nach dem Wesen des Dramas bis
Einzelne der Regie hinein, weil nur ihm das All ganz Drama gewor
ist, nur ihm das Drama notwendiger und erschöpfender Ausdruck ist, l
weil er zugleich der vollkommenste Schöpfer und das vollkommenste (
schöpf der dramatischen Weltkraft ist.

Das Buch ist nicht von einem Schriftsteller oder Berufsraisonn
verfaßt (gewisse Weitschichtigkeiten im Aufbau, im Zitieren verraten es,
der Titel, der nicht genau gewählt ist: „Sinn" oder „Zweck" des Dra
muß es heißen, „Absicht" kann nur ein Subjekt haben). Es enthält v
mehr den Niederschlag langjähriger Erfahrung eines sehr nachdenklid
belesenen, gebildeten Praktikers, den es drängt, Gedanken die er nich
Tat umsetzen durfte wenigstens im Wort festzuhalten, wie wohl
Staatsmänner ihre Muße zu einer Deutung ihres tätigen Lebens
nutzen. Bei Savits ist nicht von privaten Erinnerungen die Rede, sond
von einem Durch- und Ueberblicken des geistigen Bezirks dem sein Wi
geweiht war. Daß sich dabei der Verfasser, Mitbegründer der Shakespe
bühne, auf persönliche Absichten und Erfahrungen bezieht, dient als
wünschter, faßlicher Anhalt. Er hält sich an das Feste, Gestaltete, be
sich innerhalb einer klassisch gewordenen Bildung und gediegenen Tradi
begründet seine Ansichten aus der Historie und läßt das unser
problematische oder modische heutige Wesen aus seinem Gesichtskreis.

Der Wert des Buchs beruht auf seinem Ernst, seiner Reichhalti
an Wissen und Ansichten; nicht auf deren allgültige Richtigkeit komm
an, vieles, besonders in der Begründung, gehört einer dogmati
Aesthetik an, die wir nicht mehr gelten lassen. Aristoteles und Le
sind uns keine Gesetzgeber mehr. Das Werk ist, trotz der vielen Zi
selbständig durchgedacht und von einer unbedingten Hingabe an die K
erfüllt. Den Praktiker kann es fruchtbar über sein Handwerk nachsi

lehren, dem Aesthetiker sind solche Bücher immer wertvoll als Brücken zwischen der Theorie und ihrer Verwirklichung.

Können wir den Glauben des Verfassers an das Theater teilen? Was wir jetzt sehen ist trotz guter Einzelkräfte und -Wünsche ein anspruchsvollerer Zirkus — Schau und Kitzel für übersättigte oder abgehetzte Mengen. Eine Neugeburt des Dramas ist nur zu erwarten von der tiefsten Umwälzung der ganzen Gesellschaft. Bis dahin allerdings läßt sich das Theater auf ein wenigstens anständiges Niveau heben und darauf halten, wenn man die jetzt mißbrauchten und entstellten Formen wieder mit dem dichterischen Geist füllt, der sie schuf und das Wort, den Vers wieder Fleisch werden läßt. Dazu bedarf es eines reinen und neuen Verhältnisses zu der noch lebendigen Vergangenheit.

Dr. Friedrich Gundelfinger.

Gertrude Atherton: Ancestors (Die Ahnen). London, Murray. 1907.

Ein neuer Roman von Mrs. Gertrude Atherton wird von ihren vielen Freunden in Deutschland, dem Vaterlande ihrer Wahl, immer mit Interesse gelesen. Man weiß, daß man darin nicht bloß die psychologisch feine Schilderung eigenartiger Menschen, sondern daneben auch meist einen für die Gegenwart bedeutsamen Stoff findet: so behandelt der Roman „Amerikanische Frauen und englische Gatten" die Vermögensjagd des englischen Adels in Amerika, „Senator North" den korrupten Parlamentarismus ihres eigentlichen Vaterlandes, „Aristokraten" den Libertinismus in den obersten Gesellschaftskreisen Londons und New Yorks; „Beherrscher von Königen" die weltumspannenden politischen Pläne der amerikanischen Milliardäre, und der neueste Roman, „Die Ahnen (Ancestors)", mancherlei.

Zunächst das „moderne" Weib, das aus einem vermeintlichen Sklavenverhältnis sich zu befreien sucht und dasselbe Recht, dieselbe Macht erstrebt, wie sie der Mann bisher allein besessen haben soll, während es keinem Einsichtigen verborgen sein kann, daß in Wirklichkeit die kluge Frau — und dumme Menschen können nicht herrschen —, die zugleich ein echtes Weib war, immer eine Herrschermacht über die Seelen ihrer Umgebung ausgeübt hat, eine kaum fühlbare, und doch tiefgehende, beglückende Macht, wie sie dem Manne ganz unerreichbar ist. Mrs. Atherton motiviert diese auf Erfahrungs- und Denkschwäche beruhende Geistesrichtung in ihrer kalifornischen Heldin, Isabel Otis, durch eine in häßlicher Knechtschaft verbrachte Jugend: sie ist als Kind die Hüterin eines trunksüchtigen Vaters gewesen und mit ihm aus gesellschaftlich glänzenden Verhältnissen in die Armut hinabgesunken; sie hat ausgestoßen, vereinsamt mit ihren Sorgen leben müssen; und als sie nach dem Tode ihres Vaters durch Erbschaft und den energischen Betrieb eines Hühner-Ranch in wenigen Jahren zur Wohlhabenheit gelangt ist, ist sie nicht geneigt, die erworbene Selbständigkeit ganz oder zum Teil an einen Mann abzutreten, zumal sie als junges

Ding durch die unbesonnene Liebschaft mit einem jugendlich aufgemunterten älteren Lebemanne sich beinahe unglücklich gemacht hätte. So ist sie denn persönlich gegen die Ehe eingenommen, aber darum nicht etwa für die freie Liebe; Mrs. Atherton ist geistig zu gesund, um, wie vor einigen Jahren Grant Allen, eine temporäre epidemische Verrücktheit zum Gegenstande einer ernsthaften Dichtung zu wählen, und die rohe Betonung des Naturtriebes liegt ihr als bewußter Vertreterin einer höheren Kultur ganz fern. Isabel läßt ihr altes Geburtshaus in San Francisco mit allem modernen Komfort ausstatten und hofft, mit ihrem selbsterworbenen Gelde dort einmal eine führende gesellschaftliche Rolle zu spielen. Schließlich geht sie mit einem entfernten englischen Vetter, der auf eine geldlose Peerschaft verzichtet hat, um einen alten Familienbesitz in Kalifornien, einer benachbarten Ranch, zu bewirtschaften, doch eine Ehe ein, die von ihrer Seite zwar nur als eine Kameradschaft beabsichtigt ist, aber sich natürlich durch die Macht der tatsächlichen Verhältnisse zu einer vollkommenen Ehe entwickeln wird. Zu bedauern ist, daß die Dichterin den falschen Standpunkt ihrer Heldin nicht durch deren Sinnesänderung infolge einer wirklichen Leidenschaft schlagend widerlegt hat. So läßt uns dieses Verhältnis bei allem Interesse, das wir dem geist- und charaktervollen Mädchen schenken, ziemlich kalt. Der gelungenste Teil ist der Anfang, wo wir die Heldin auf dem Landschloß ihrer Verwandten in England finden und die oberste Gesellschaft Englands in ihrer sittlich wenig anziehenden Gestalt kennen lernen. Das feinste Charakterbild des Romans ist das der Mrs. Kaye, einer aus fragwürdigen gewerblichen Kreisen stammenden, sehr reichen jungen Witwe, die mit raffinierter Energie nach dem Titel einer Gräfin oder Marquise strebt, die aber trotz ihres Geistes, ihrer Bildung und ihrer üppigen Schönheit den Zug der Gewöhnlichkeit als Kainszeichen ihrer Herkunft mit sich herumträgt.

Wir würden bedauern, daß wir von diesem geschickt ausgeführten Bilde der höchsten englischen Gesellschaft nach dem ersten Viertel des Buches fortgezogen werden, wenn wir nicht in viel interessantere, weil uns viel weniger bekannte Verhältnisse eingeführt würden: in das heutige kalifornische Leben, wie es sich im Laufe eines halben Jahrhunderts dort in Francisco, in den Kleinstädten und auf den Ranches entwickelt hat. Auf diesen eigentlichen Hauptgegenstand der Darstellung und die damit verknüpfte dichterisch großartige Schilderung des Erdbebens von Francisco, welches Mrs. Atherton miterlebt hat, sei besonders aufmerksam gemacht. Etwas intensiver und angenehmer Unterrichtendes ist über Kalifornien meines Wissens bisher nicht geschrieben worden. Hermann Conrad.

Rudolf Presber. Die sieben törichten Jungfrauen. 6. Auflage. Berlin W. 30, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Ein Buch von Rudolf Presber erregt immer große Freude. Wer vergäße nicht gern, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Sorgen und Ent-

täuschungen der Gegenwart? Und es gibt wenig Bücher, die mehr geeignet sind, die pessimistischen Anwandlungen zu verscheuchen, die auch den geborenen Optimisten überkommen, wenn er dem Weltlauf nachsinnt. Sein goldener Humor muß jedem, der nicht ein zu galliges Temperament hat, manch herzliches Lachen abgewinnen, und seine Satire und Ironie sind mit so viel Schelmerei und Grazie gepaart, daß auch diejenigen, die sie treffen, sich wohl kaum eines behaglichen Schmunzelns dabei erwehren können. Trotz ihrer Torheiten und Fehler hat er die Menschen lieb und zeigt sie uns immer von einer Seite, daß auch wir sie lieb haben müssen, und so macht er uns nicht bloß fröhlich, sondern auch besser. Welche der Geschichten von den sieben törichten Jungfrauen dem Leser am besten gefallen wird, ist schwer zu sagen: vielleicht sind es die beiden Geschichten von Tinchen Tüppelmann und den Zwillingen Adam und Eva, bei denen man, wie es bei dem echten Humor meist der Fall ist, mit dem einen Auge weint, während man mit dem andern lacht, vielleicht ist es die letzte Geschichte „Fatma", die nur Heiterkeitserfolge erzielt, vielleicht noch eine andere. In allen zeigt sich der Verfasser als ein warmherziger, witziger Mensch, der mit hellen Augen in die Welt schaut und sich ihrer freut trotz der Schatten, die sie verdüstern.

Sehnen und Suchen. Die Geschichte einer Entwicklung von Johannes Jakobsen. Erstes und zweites Tausend. Flensburg. Verlag von G. Soltau.

„Sehnen und Suchen" ist die zweite Abteilung des Romans „Zwischen zwei Meeren", dessen erste Abteilung „Ebbe und Flut" im vergangenen Jahre in den Preußischen Jahrbüchern gewürdigt worden ist. Mußte von diesem Werke gesagt werden, daß die Ereignisse von 1864, 66 und 70, die darin an uns vorüberziehen, ihm das Hauptinteresse verleihen, daß es mehr ein Produkt nationaler Gesinnung und überlegenden Verstandes als dichterischer Phantasie und Gestaltungskraft sei, und daß die darin auftretenden handelnden Personen weniger Individualitäten mit warm pulsierendem persönlichen Leben als Vertreter einer geistigen Richtung, Gefäße für einen bestimmten Gedankeninhalt seien, so muß dies von „Sehnen und Suchen" erst recht gesagt werden. Die Charakterschilderung nicht nur der Nebenpersonen, sondern, was schlimmer ist, auch die der Hauptperson entbehrt der psychologischen Tiefe und außerdem ist es dem Verfasser nicht gelungen die Entwicklungsgeschichte des jungen Theologen Hans Johannsen aus dem Staruper Pastorat, das wir aus „Ebbe und Flut" kennen, in organischen Zusammenhang zu bringen mit den Zeitereignissen, durch deren Schilderung er uns ein vollständiges Kulturbild der Epoche geben wollte, mit der sie zusammenfällt. Daß er uns die Schrecken der Sturmflut an der Küste der Ostsee im Jahre 1872 schildert, soll nicht getadelt werden, denn wenn sie auch keinen Einfluß auf die Entwicklung des Gymnasiasten Hans Johannsen haben, da dieser sich nicht den Kopf darüber zerbricht,

wie sich ein solches Ereignis mit Gottes Güte vereinigen läßt, wie einst der kleine Wolfgang Goethe, obgleich er viel jünger war, nach dem Erdbeben von Lissabon, so erlebt er sie doch mit, und sein Elternhaus hat vorübergehend darunter zu leiden; aber was haben die Kämpfe der Aegypter und Engländer gegen den Madhi mit seiner Geschichte zu tun? Von den beiden Schleswig-Holsteinern, die dabei beteiligt sind, kennt er den einen überhaupt nicht, und den andern hat er als Gymnasiast gekannt und seitdem gänzlich aus den Augen verloren. Daß er sich zuweilen fragt, was wohl aus ihm geworden sein mag, ist doch kein Grund, daß nicht ihm, sondern nur uns diese Frage durch eine ausführliche Schilderung von dessen Abenteuern im Pharaonenlande beantwortet wird. Das Problem, dessen Lösung das Ziel seines Suchens und Sehnens bildet, ist nicht ein religiöses, wie man von einem jungen Manne, der nicht aus Neigung, sondern nur auf Wunsch seiner Eltern Theologie studiert hat, wohl annehmen könnte, sondern das Rassenproblem, das zuerst durch den Grafen Gobineau und später durch H. St. Chamberlains Einfluß der Gegenstand so vieler leidenschaftlicher Erörterungen geworden ist. Mit diesen beiden Größen ist er der Ansicht, daß der germanischen Rasse die Weltherrschaft bestimmt ist, und sein Ideal ist, daß das deutsche Volk, in dessen Adern viel slavisches und semitisches Blut fließt, sich durch engen Anschluß an seine reinrassigen Vettern, die Niederländer und die Skandinavier, verjünge. „Norwegens und Schwedens heilige Felsengebirge sind der Stammsitz der Edelrasse der Germanen; dort fließt der ewige Jungbrunnen germanischer Kraft, und der Weg dorthin führt über Schleswig-Holstein." Wer „Ebbe und Flut" gelesen, wird sich erinnern, daß mit diesem Gedanken die Rede ausklang, die der Kopenhagener Professor Ebbesen hielt, als er seine Hochzeit mit der blonden Marie aus Hadersleben feierte. „Sehnen und Suchen" schließt auch mit einer Hochzeit, aber nicht mit der des Helden, sondern mit der eines Schiffkapitäns, der die Nichte und Pflegetochter des Pastors Johannsen heimführt. Hans aber feiert an diesem Tage seine Verlobung. In ihm hat von jeher das Bild eines Mädchens gelebt, schön „wie Freias Lichtgestalt, deren Goldhaar glänzt wie wabernde Lohe", und nachdem er alle seine Examina glänzend bestanden, hat er sie gefunden, und nun sitzt sie am Hochzeitsmahl an seiner Seite, und er hält, wie einst der dänische Professor, eine feurige Rede auf die Zukunft Allgermaniens, die „klang wie Skaldenruf, und es rauschte darin voll und kräftig wie Frühlingsstürme in Ygdrasils Zweigen". Es wird aber im Reden des Guten in dem Roman zu viel getan, und die Handlung kommt darüber zu kurz. Man könnte an dessen nationaler Tendenz nur dann seine Freude haben, wenn es dem Verfasser gelungen wäre, sie ohne alle Vordringlichkeit in den Lebensbildern seiner Hauptgestalten zum Ausdruck zu bringen. Das ist nicht der Fall, und so bleibt der Kunstwert dieses Zeitromans entschieden hinter den Anforderungen zurück, die man an einen solchen zu stellen berechtigt ist.

Französische Lyrik alter und neuer Zeit in deutschen Versen von **Joseph Jaffé**. Hamburg. Im Gutenberg=Verlag. Dr. Ernst Schultze. 1908.

Uebersetzungen von französischen Gedichten sind kaum noch zeitgemäß. Als der neusprachliche Unterricht in unseren höheren Schulen noch sehr im Argen lag und meist leeres grammatisches Stroh darin gedroschen wurde, ließ sich annehmen, daß eine ganze Anzahl Gebildeter froh war, sie durch Uebersetzungen kennen zu lernen; aber seitdem die Lektüre im Mittelpunkt dieses Unterrichts steht und nicht nur Prosaschriftsteller, sondern auch viele Gedichte gelesen und durchgearbeitet werden, ist es schade, Kraft und Zeit auf die Wiedergabe von Gedichten zu verwenden, die jedermann, der sich für sie interessiert, lieber im Original liest. Außerdem ist die französische Lyrik, wie groß auch die poetische und sprachliche Begabung des Uebersetzers sein mag, nicht ins Deutsche zu übertragen, ohne daß das Reizvollste, der Wohllaut und das spezifisch Nationale im bildlichen Ausdruck, dabei verloren geht. Was die vorliegende Sammlung betrifft, so begegnet man darin Dichtern, wie François Villon, geb. 1431, und Clément Marrt, geb. 1409, die selbst für die Franzosen längst tot sind, und man fragt sich erstaunt, wie der Uebersetzer hat annehmen können, daß das sechs Seiten lange Lehrgedicht:

„Mich reut, daß ich in jungen Tagen
Gescheut hab' jede ernste Pflicht" usw.

von dem ersteren und das fast ebenso lange von dem letzteren: „An den König, als ich bestohlen worden war" für Deutsche des zwanzigsten Jahrhunderts noch Leben und Wert haben könne. Die gefeierten Dichter des vorigen Jahrhunderts aber, wie Béranger, Victor Hugo und andere, sind ja längst und zum Teil meisterhaft übersetzt, wie auch die liebe Schuljugend, die sich das zur Erleichterung von häuslichen Aufgaben zunutze macht, schon sehr wohl weiß. Einen großen Raum in der Sammlung nehmen Gedichte von Charles Baudelaire und Paul Verlaine ein. Ueber den ersteren hat das Januarheft der Preußischen Jahrbücher eine Abhandlung gebracht, die seine unglückliche Veranlagung und Entwickelung ohne alle Voreingenommenheit analysiert und seine Gedichte mit feinster Sachkenntnis einschätzt, und demnach muß es sehr zweifelhaft erscheinen, ob es wohlgetan ist, diesen Dichter, dessen Empfindungen ungesund und voll perverser Künstlichkeit sind, dessen religiös=mystisches Symbol der Satanismus ist, der, wie ein französischer Kritiker gesagt hat, von einem sensualisme effréné ist, auch denjenigen Söhnen und Töchtern unsres Volkes zugänglich zu machen, die nicht französisch gelernt haben. Und mit Paul Verlaine steht es nicht viel anders. Auch er war ein décadent der wie Charles Baudelaire und Guy de Maupassant infolge seines ausschweifenden Lebens in der Nacht des Wahnsinns geendet hat, und seine Gedichte können weder Götter noch Menschen erfreuen. Ueber die Wiedergabe der von dem Uebersetzer getroffenen Auswahl jedoch noch eine Bemerkung. Er erklärt

im Vorwort, daß er „den Grundsatz genauer Nachbildung von Versmaß und Reimverschlingung streng durchgeführt habe“, selbst auf die Gefahr hin, dadurch beengt zu werden. Unter diesem Grundsatz haben Treue und Wohllaut der Uebersetzung vielfach gelitten.

In dem Sonnet „Après Trois Ans“ lauten die beiden Dreizeiler:

> „Les roses comme avant palpitent; comme avant,
> Les grands lis orgueilleux se balancent au vent.
> Chaque alouette qui va et vient m'est connue.
>
> Même j'ai retrouvé debout la Velléda
> Dont le plâtre s'écaille au bout de l'avenue,
> — Grêle, parmi l'odeur fade du réséda.“

In der Uebersetzung:

> „Ich kenne jede einzige Lerche, die hier fliegt,
> Die Rosen zittern immer noch, vom Wind gewiegt,
> Der durch das Geißblatt rauscht, das in die Höhe klettert;
>
> Dort hinten steht die alte Velleda sogar,
> Der Gips ist nur ein wenig mehr noch abgeblättert,
> Und die Reseden duften noch — — — ganz wie es war.“

sind die grands lis orgueilleux weggefallen, obgleich das Bild „vom Wind gewiegt“ auf sie viel besser paßt als auf die Rosen (von dem eingeschmuggelten Geißblatt gar nicht zu reden), und der Endreim Velléda, der von sanftem Wohllaut ist, und den der Dichter nur wegen des odeur du réséda gewählt hat, da es höchst unwahrscheinlich ist, daß in einem französischen Garten ein Gipsbild der germanischen Seherin steht — die Diana von Versailles gehört viel eher dahin —, geht gänzlich verloren. Auch auf die kraß naturalistischen Gedichte des französisch sprechenden Vlämen Emile Verhaeren werden die meisten Freunde der Poesie gewiß gern verzichten. Aber die Deutschen können das Uebersetzen nun einmal nicht lassen, und auch die Halbdeutschen, wie Joseph Jaffé, nach dem accent aigu auf seinen Namen zu urteilen, wahrscheinlich ist, scheinen diese Liebesmüh nicht zu scheuen, obgleich sie meist eine verlorene ist.

Söhne ihrer Väter. Roman von Max Kretzer. Jauer, Leipzig, Berlin. Verlag von Oskar Hellmann.

Ein größerer Gegensatz als zwischen diesem Roman und „Sehnen und Suchen“ ist kaum denkbar. In letzterem ein Ueberschwang von Idealismus und Pathos, unter dem die Wirklichkeitstreue leidet, im ersteren ein Gemälde wüster Kulturbarbarei und Entartung, das einem bange machen könnte um Deutschlands Zukunft, wenn man sich nicht zum Troste sagen dürfte, daß sie sich doch verhältnismäßig auf nur wenige Angehörige der oberen Zehntausend erstrecken, und daß sie in allen Millionenstädten diesseits und jenseits des Ozeans anzutreffen sind. Wir sind gewohnt, daß in

Kretzers Romanen das Proletariat mit seiner Not und seinem Elend im Vordergrunde steht: diesmal versetzt er uns in Kreise, in welche die nicht dazu Gehörigen nur dann einen Blick tun, wenn vor Gericht ein Spielerprozeß oder eine Ehebruchstragödie verhandelt wird, bei dem die vornehmsten Namen genannt werden, in den Klub der Trostlosen, den exklusivsten Klub Berlins, zu dem nur entartete Genußtrottel gehören, deren Geist schwach und deren Fleisch willig ist, und die von ehrlosen Spekulanten mit und ohne Titel ausgebeutet werden. Die Schilderung ihrer Verschwendungssucht, Liederlichkeit und Faulheit läßt sich wohl kaum durch irgend welche Idealität des Gemüts verklären, und so fehlt in der ersten Hälfte des Romans jener Reiz, den er nicht entbehren kann, wenn er nicht von einem Werke der Dichtung zu einem Werke schaler nackter Prosa herabsinken soll. Erst als er uns von Berlin W. nach Berlin N. versetzt, gewinnt seine Darstellung eine wohltuende Wärme, und man fühlt ihr an, daß die Motive, die er darin verwertet, aus der Tiefe des eignen Erlebens aufsteigen. Da M. Kretzer zu den Naturalisten gerechnet wird, sei noch rühmend hervorgehoben, daß er verfängliche Dinge niemals ausführlich schildert, sondern immer mit Diskretion behandelt. Das Problem des Romans ist schon im Titel ausgesprochen, es ist das uralte und doch ewig neue von dem Gegensatz zwischen dem Vater, der den eigenen Sohn nicht versteht und ihn in Bahnen zu zwingen sucht, die er weder gehen kann noch will. Der Vater, ein Eisenkönig des westlichen Deutschlands, ist ein Urbild der Gesundheit und Kraft, ganz Tatenmensch und Gewaltnatur, der Sohn ein Schwächling, aber nicht ohne dichterische Begabung, zwar angekränkelt von der Fäulnis der Gesellschaft, in die er geraten ist, aber doch noch nicht zugrunde gerichtet, so daß er sich schließlich aus dem Sumpf herausarbeitet, in dem er zu versinken drohte, und daß der Trinkspruch eines armen hungernden Idealisten aus Berlin N.: „Nieder mit den Trostlosen! Hoch die Trostreichen, die Beharrlichen und Geduldigen!“ fortan sein Wahlspruch wird. Unnötig zu sagen, daß ein tapferes, gesundes Mädchen, das er ehrlich liebt und zu seiner Frau erwählt, den Anstoß zu dieser Wandlung gibt. Man folgt der Entwicklung der Handlung bis zum Schluß mit stets gesteigertem Interesse.

Arthur Schnitzler. Eine kritische Studie über seine hervorragendsten Werke von **Alexander Salkind**. Berlin-Leipzig. Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1907.

Der Verfasser dieser Studie sieht in Arthur Schnitzler einen der Großen, deren Name die Jahrhunderte überdauert; aber es ist immer gewagt, „aus den Summanden der Gegenwart eine Bilanz für die Zukunft zu ziehen“, und auf keinem Gebiete mehr als auf dem litterarischen.

Wenn sich nicht nur die Berliner Bühnen, sondern auch die seiner Vaterstadt Wien ziemlich ablehnend gegen seine Stücke, — es sind meist nur Einakter — verhalten, so liegt es gewiß nicht daran, daß es sich in den

meisten um sehr heikle Probleme handelt, denn erstens kann das heutige Theaterpublikum in dieser Beziehung sehr viel vertragen, und zweitens versteht es Arthur Schnitzler, der bei den Franzosen in die Schule gegangen ist, meisterhaft, die gewagtesten Situationen mit so viel Grazie und Geist zu behandeln, daß man sich ihrer Frivolität kaum eher bewußt wird, als bis sie vorüber sind, sondern doch wohl hauptsächlich daran, daß sie zu wenig dramatisch sind und mehr Stimmung als Handlung enthalten, so daß sie gelesen mehr wirken, als gesehen. Der Novellist ist größer in ihm als der Dramatiker; aber auch seine Novellen, unter denen wahre Kabinettsstücke von Stimmungskunst sind, werden im nächsten Jahrhundert wohl kaum noch gelesen werden. Wer liest heute noch Ludwig Tiecks Novellen, die einst für Perlen der erzählenden Poesie galten? Arthur Schnitzler ist von Beruf Arzt und hat als solcher mehr Gelegenheit zu psychologischen und sozialen Studien als die Nur-Dichter; aber die Einblicke, die er bisher in das menschliche Herz und die verschiedensten gesellschaftlichen Kreise getan hat, scheinen ihn um alle Lebensfreudigkeit und -hoffnung gebracht zu haben. In seinen Novellen sowohl wie in seinen Einaktern klingt immer ein Unterton von müder Resignation und tiefer Schwermut, und mit Resignation und Schwermut erobert man weder Mit- noch Nachwelt: das tut nur jener Mut, der aus dem Glauben stammt, daß schließlich doch das Gute siegen und dem Edlen endlich der Tag kommen wird. Daß er das Wiener „süße Mädel" oder „Mizi" zu einer literarischen Figur gemacht und es, wie einst Alexandre Dumas fils durch seine Kameliendame die vornehme Courtisane, die geistreich zu plaudern versteht, auf die Bühne gebracht hat, ist für diese auch kaum ein Gewinn. Da es sehr schwer ist, einen Dichter, der noch mitten im Schaffen begriffen ist und von dem niemand bestimmt sagen kann, ob er nicht noch einen ganz anderen Weg einschlagen wird, als den, dem er bisher gefolgt ist, richtig einzuschätzen, hätte A. Salkind vielleicht besser getan, mit seiner kritischen Studie über Arthur Schnitzlers hervorragendste Werke noch etwas zu warten. Die ihn bewundernde Clique umhüllt den lebenden Dichter meist mit einem so dichten Weihrauchnebel, daß auch das schärfste Auge ihn kaum richtig zu sehen vermag, und erst wenn sich dieser zerstreut hat und man die nötige Distanz zu seinem Bilde gewonnen hat, sieht man ihn so, wie er wirklich war. Der buchhändlerische Erfolg der Studie wird bald erweisen, ob das litterarische Publikum schon jetzt einen Wegweiser zur Würdigung des Wiener Dichters mit Freude begrüßt oder nicht.

Romantiker-Briefe. Herausgegeben von Friedrich Gundelfinger. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena. 1907.

Diese ebenso interessante wie reichhaltige Auswahl von Briefen — es sind ihrer 322 — aus dem Kreise derjenigen Romantiker, die sich um die Gebrüder Schlegel gruppierten, „will eine Geschichte der frühromantischen Bewegung ersetzen und uns ihre Hauptvertreter in persönlichen Bekennt-

nissen zeigen." Die Umstände hielten die Romantiker viel getrennt, und die Briefe, die sie mit einander austauschten, dienten ihnen als Ersatz der ihnen unentbehrlichen Lebensgemeinschaft: sie geben uns ein getreues Bild ihrer Anschauungen und der Atmosphäre, in der sie sich bewegten und machen uns ihr Wesen und ihre Bestrebungen deutlicher, als es die Werke tun, die sie hinterlassen haben, und die nur noch von Literaturfreunden gelesen werden. Zur Einführung in die Briefe hat der Herausgeber ihnen eine feinsinnige, geistreiche Abhandlung über die romantische Schule vorausgeschickt, die so viel versprach, aber, abgesehen von den Anregungen auf den verschiedensten Gebieten, die ihr zu verdanken sind, so wenig geleistet und weder große Menschen noch große Werke hervorgebracht hat, deren Kreis jedoch „das höchste geistige Niveau erreicht hat, das bis dahin einem Bildungskreise in Deutschland vergönnt war." Die interessantesten der vorliegenden Briefe sind unbedingt die von Karoline Schlegel, von denen sich manche durch den Reiz ihrer Sprache und die ihnen innewohnende Poesie zu kleinen Kunstwerken erheben. Mit Recht ziert ihr Bild die Sammlung; sie war die typisch romantische Frau, die an Bedeutung alle anderen Frauen ihres Kreises überragte. Ihr Bild und ihre Briefe machen den Zauber begreiflich, den sie auf alle, Männer wie Frauen, ausübte, die mit ihr in Berührung kamen. Der Herausgeber, dem sie es auch angetan hat, nennt sie „ein elementarisches und mit Verhängnis geladenes Wesen, voll Zauber und Verderben, voll tröstlicher Weisheit und ruhigen Kindersinns; mit jeder Lockung und Gefahr der Sinnlichkeit durchtränkt, ganz Leib und doch bis in die Fingerspitzen beseelt, ein rührendes und ein mächtiges Geschöpf." Da man sich die meisten Romantikerbriefe bisher aus Büchern zusammensuchen mußte, die man meist nur in größeren Bibliotheken findet, so hat sich Friedrich Gundelfinger um alle, die dazu weder Zeit noch Gelegenheit haben, ein entschiedenes Verdienst erworben, indem er es ihnen durch seine Auswahl von Briefen ermöglicht hat, sich aus diesen Zeugnissen persönlichen Lebens mühelos ein Bild zu machen von einer kulturhistorisch und literarisch gleich interessanten Bewegung, die nicht tragisch unterging, sondern kläglich im Sande verlief, weil die, welche sie hervorriefen, „mit Gewalten spielen wollten, die mächtiger waren als sie, weil sie Grenzen und Dinge, die *sind*, leugneten und ihre sehr bedingte Menschlichkeit nicht nur zum Maß, sondern auch zum Inhalt der Welt machen wollten." Wer den vorliegenden Band Briefe mit Interesse gelesen hat, wird dem zweiten Band, der ihm folgen soll, mit Spannung entgegensehen: er soll nach der Verheißung des Herausgebers darstellen, wie die ersten romantischen Anstöße fortgewirkt haben in der zweiten Romantik oder in versprengten Individuen.

Marie Fuhrmann.

Religionsgeschichte.

Mag. theol. Karl Konrad Graß, Privatdozent in Dorpat. Die russischen Sekten. Erster Band: die Gottesleute oder Chlüsten, nebst Skakunen, Maljowanzü, Panijaschkowzü u. a. Leipzig. J. C. Hinrichs. 1907. X und 716 Seiten. Preis M. 15, geb. M. 16.

Der Verfasser dieses Werkes, der bedeutendste unter den jüngeren baltischen Theologen, die aus der Schule Alexanders von Oettingen hervorgegangen sind, beschäftigt sich seit Jahren mit dem Spezialstudium des russischen Sektenwesens und hat außer dem vorliegenden Bande über die Chlüsten bereits wichtige Vorstudien über das Skopzenwesen erscheinen lassen. Innerhalb der russischen Kirche müssen scharfe Unterschiede gemacht werden, zwischen den verschiedenen Richtungen der sogenannten „Altgläubigen", die sich nicht in der Lehre, sondern im Ritus von der griechisch-orthodoxen Großkirche unterscheiden und die daher im Russischen auch genauer „Staro-Obrjadzy" (Obrjad-Ritus) genannt werden, und den eigentlichen Sekten. Das Graß'sche Werk hat es seinen Anlagen nach nicht mit den rituellen Dissidenten, sondern mit den eigentlichen Sektierern zu tun. Dem vorliegenden ersten Band über die „Gottesleute" oder Chlüsten soll demnächst der zweite über die „weißen Tauben" oder Skopzen folgen.

Die Arbeitsleistung, die bei Graß vorliegt, ist eine geradezu erstaunliche, und zwar nicht zum mindesten wegen der merkwürdigen Verhältnisse im russischen Buchhandel. Es ist nicht möglich, sich in Rußland das vollständige Material für eine wissenschaftliche Arbeit durch die Vermittlung öffentlicher Bibliotheken oder durch die Verlagsbuchhandlungen zu beschaffen. Graß schreibt über diese Verhältnisse: „Es gibt in Rußland keinen einzigen theologischen Verlag, die Verfasser sind genötigt, ihre Bücher selbst drucken zu lassen und an die Sortimentsbuchhandlungen zu versenden. Einige Jahre nach ihrem Erscheinen sind sie aus ihnen bereits wieder verschwunden und seitdem allenfalls noch in Antiquariaten (gewöhnlich zu bedeutend erhöhtem Preise) erhältlich. Ob es ganz so in den übrigen Wissenschaften steht, vermag ich nicht zu übersehen, soweit die Sektenliteratur in sie hineinschlägt, war es der Fall. Ja es gibt auch nur eine einzige speziell theologische Buchhandlung in Rußland, die von Tusow in Petersburg. Sie läßt es sich zwar angelegen sein, alles was an theologischen und religiösen Büchern erscheint, zu sammeln, aber auch sie bietet nur die Literatur der letzten Jahre. Ich bereiste nun Petersburg, Moskau, Nischi-Nowgorod und Kasan, besuchte alle Buchhandlungen und Antiquariate, in Moskau auch die wöchentlichen antiquarischen Wochenmärkte, nahm alles, was ich fand, aber die Ausbeute war sehr gering. Auch von den Büchern und Broschüren (aus dem großen Katalog von F. Sacharow „Literatur der Geschichte und Widerlegung des russischen Raskol", 1887-1900, über 700 Seiten stark) war nur der kleinere Teil noch zu finden. Die gekennzeichneten Verhältnisse haben aber zur Folge, daß das meiste irgendwie Wissenschaftliche, was in Rußland geschrieben

wird, in den sehr zahlreichen und umfangreichen Zeitschriften erscheint die — besonders in den Beilagen — ganze Bücher mit eigener Paginierung enthalten. Ja die selbständig erscheinenden wissenschaftlichen Bücher sind auch zum großen Teil nur Separatabzüge solcher Artikelserien. Aeltere Jahrgänge dieser Zeitschriften sind aber so gut wie gar nicht mehr auf dem Büchermarkte zu haben (auch in den Redaktionen nur ausnahmsweise)." Unter solchen Verhältnissen war es für den Autor notwendig, nicht nur die großen Petersburger Bibliotheken, die der Akademie der Wissenschaften und die kaiserliche öffentliche Bibliothek, sondern auch die Moskauer und speziell die der geistlichen Akademieen in St. Petersburg und Kasan selbst aufzusuchen und dort das vorhandene gleichfalls nicht ganz vollständige Material durchzusehen. Was das bedeutet, mag man unter anderem aus der einen Tatsache entnehmen, daß sich in den hunderten von Bänden der russischen Eparchial-Zeitschriften fast nie ein Inhaltsverzeichnis findet! Nur die weitgehende Unterstützung der russischen Bibliotheksverwaltungen und die Erlaubnis, namentlich die Akademie-Bibliothek ohne Beengung durch irgendwelche Formalitäten zu benutzen, konnte eine solche Arbeit, wie Graß sie geleistet hat, überhaupt ermöglichen. Nachdem er das veröffentlichte Material und in einigen Spezialfällen auch ungedruckte Akten durchgearbeitet hatte, suchte er noch im Kaukasus, der gegenwärtigen Hochburg des russischen Sektentums, persönlich mit den Sektierern Fühlung zu gewinnen, besuchte ihre heiligen Orte in Moskau, Kostroma, Kineschma, Jurjewez, Kasan, informierte sich bei Personen, die aus eigener Erfahrung Kenntnis von dem aktiven Sektentum hatten und konnte dann auf diese Weise zu der ausführlichen historischen und systematischen Darstellung seines Stoffes gelangen. Religionswissenschaftlich ist die Arbeit in hohem Grade bedeutsam und wichtig, und das ist auch der Grund, weshalb ich es unternehme, die Aufmerksamkeit der Leser der Preußischen Jahrbücher auf sie zu lenken. Der Boden des russischen ekstatischen Sektierertums ist jedem, der nicht zugleich über eine gute Kenntnis der russischen Sprache und eine gute, philologische Bildung verfügt, ein vollkommen unzugängliches Gebiet. Er weist aber auch in allgemein religionsgeschichtlicher Beziehung so merkwürdige, für die Beurteilung des Christentums wie aller empirischen Religionen nach der historischen wie nach der prinzipiellen Seite so bedeutsame Erscheinungen auf, daß wir dem Verfasser für die Mühe dankbar sein müssen, mit der er den spröde geformten und schwer zugänglichen Stoff der abendländischen Wissenschaft zugänglich gemacht hat.

Graß vertritt mit guten Gründen die Meinung, daß der letzte Ursprung der russischen Chlüstensekte in der altchristlichen Gnosis zu suchen ist und daß wir es hier mit dem letzten lebendigen Ausläufer derselben zu tun haben, der gleichzeitig mit dem Christentum überhaupt in das russische Mittelalter eingedrungen ist und sich dort, durch die Ritenreformation des Patriarchen Nikon im 17. Jahrhundert und durch das Ein-

dringen der Europäisierung zu verstärktem Leben entfacht, bis auf unsere Tage erhalten hat. Er weist sehr überzeugend auf die grundsätzliche Uebereinstimmung der religiösen Geheimlehre des Chlüstentums mit der Arkandisziplin verschiedener gnostischer Richtungen, namentlich der Bogomilen, hin. Die Scheidung der Andachtsversammlungen in öffentliche und geheime, welche letztere nur als eigentliche Gottesdienste gelten (die ersteren nur als Werbeversammlungen), die lange stufenweise Vorbereitung der neu Aufzunehmenden, die feierliche umständliche Aufnahme unter strengem Schwur, den neuen Glauben geheim zu halten, die Zurückführung des letzteren auf eine Geheimlehre Jesu Christi, das daher stammende Hochgefühl gegenüber der Großkirche und zum Teil auch das heuchlerische Sichhalten zur Großkirche als letzte Konsequenz der Arkandisziplin, läßt sich ganz in derselben Weise bei den Ausläufern der Gnosis, bei den Euchiten und Bogomilen, zum Teil auch bei den Paulikianern und Katharern nachweisen, wie bei den russischen Chlüsten. „Das Göttliche offenbart sich nur im Verborgenen und kann nur im Verborgenen ergriffen werden. Wer das Geheimnis bricht, beleidigt die Gottheit und veranlaßt, daß sie sich zurückzieht." Diese Vorstellungen liegen aufs deutlichste dem chlüstischen Glauben und seiner Arkandisziplin zugrunde. Ist es schon an sich überaus unwahrscheinlich, daß sich diese Zug für Zug mit der gnostischen übereinstimmenden Institution unabhängig von ihr entwickelt haben sollte, so weist auf die Nachwirkung der Gnosis noch etwas ganz anderes hin, nämlich die chlüstische Christologie (Seite 642).

Nach der Legende der Chlüsten gehen ihre Ueberlieferungen zurück bis in die Zeit des Großfürsten Dimitri Donskoi, der die Tartaren zum erstenmal in der berühmten Schlacht auf dem Schnepfenfelde (1380) besiegte. In jene Zeit versetzten sie den ersten Christus ihrer Gemeinschaft, Awerjan. Ein anderer Christus, Jemeljan, habe in Moskau zur Zeit Iwans des Schrecklichen gelebt. Eine historische Kontrolle über diese ersten Nachrichten, die auch eine dramatische Szene von dem Zusammentreffen des irdischen Zaren Iwan mit dem himmlischen, dem Chlüstenchristus, enthalten, ist nicht möglich. Die Legende erzählt, daß die „jüdischen", d. h. die ungläubigen Bischöfe der falschen Großkirche mit dem Patriarchen, dem „Wolf Nikon", von Awerjan und den Gottesleuten erfahren und den Christus dem Zaren ausgeliefert hätten.

Es sprach der Zar Iwanuschka
Zu dem himmlischen Zaren selbst:
„Geht der Wahrheit gemäß, Wanjka, das Gerücht,
Daß Du geschickt zum Prophezeihen geworden?"
Es antwortete ihm der Herrscher Väterchen
Mit seinen allerreinsten Lippen:
„Du selbst bist Wanjka, und bist Wanjka liederlicher Zar!
Selbst trinkst Du, Wanjka, menschliches Blut:

Aber Menschenfleisch nimmst Du zum Imbiß.
Ich bin nicht Wanjka, sondern Iwan, doch nicht der Vorläufer,
Sondern der Heiland selbst, Christus Gottessohn."

Ergrimmt wollte der Zar den Christus mit seiner eisernen Krücke durchbohren, da erschien ihm der Heiland selber im Gesicht anstatt Jemeljans, der vor ihm stand, drohte ihm mit dem Finger der rechten Hand und der irdische Zar stürzte vor dem himmlischen nieder:

„Geh, Heiland, nach allen vier Seiten
Mit allen Deinen zwölf Aposteln,
Mit Cherubin und Seraphim,
Mit Engeln und Erzengeln,
Und mit der ganzen himmlischen Macht."

Die ersten als historisch anzusprechenden Nachrichten über die Chlüsten führen in die Zeit des Zaren Alexei Michailowitsch, des Vaters Peters des Großen, in das Jahr 1645. In diesem Jahre sei auf Bitten der Gottesleute Gott Zebaoth auf feurigen Wolken in einem feurigen Wagen, umgeben von Erzengeln und der ganzen himmlischen Macht, auf dem Berg Gorodina im Gouvernement Wladimir herabgekommen, und als sich die himmlischen Kräfte wieder erhoben hatten, blieb der höchste Gott sichtbar in der Gestalt des Bauern Danila Philipowitsch zurück, der von da ab bei den Chlüsten als Herr Zebaoth, als lebendiger Gott, galt. Jene Gottesleute, heißt es, die den Gott Zebaoth herabriefen, seien Asketen aus den großen Wäldern am Berge Gorodina gewesen, die letzten Vertreter des alten wahren Glaubens (d. h. also der von früher her überlieferten Geheimlehre), die als solche die erste Herabkunft Gottes seit seiner Menschwerdung „in Jerusalem" erlebt hätten.

Graß verfolgt nun in einer äußerst genauen und bis in alle erreichbaren Details eindringenden methodischen Untersuchung die historische Glaubwürdigkeit der Legende und die nachweisbare Geschichte der Sekte im 18. und 19. Jahrhundert (Seite 1—252). Es fällt dabei manches sehr interessante Licht auf die Religionsprozesse und Sektenverfolgungen in dem Rußland des 18. und 19. Jahrhunderts und auf die unerklärliche Kraft, mit der sich derartige religiöse Geheimbildungen trotz aller Verfolgung und trotz ihres dem kulturellen Tiefstand des russischen Lebens scheinbar so ganz und gar nicht adäquaten inneren Gehalts doch von Generation zu Generation fortpflanzen und an Verbreitung zunehmen. Ueber die Lehre der Chlüsten bemerkt Graß zu Beginn des zweiten Abschnitts seiner Arbeit zutreffend, daß es den russischen Religionshistorikern und Sektenforschern deshalb so schwer falle, eine derartige Erscheinung richtig zu erfassen und darzustellen, weil sie von vornherein gewöhnlich den Fehler machten, die Sektierer, mit denen sie es zu tun haben, auf diejenigen Dogmen hin zu examinieren, die im Mittelpunkt des Dogmas der orthodoxen Kirche stehen: die Lehre von der Trinität und von den zwei Naturen in Christo. An

diesen haben aber die Sektierer gar kein spezifisches Interesse. Die Lehre der Chlüsten hat nichts mit der Christologie und Theologie der Großkirche zu tun, sondern sie enthält den Glauben an die Rettung der Seele durch den Anschluß an das im Verborgenen existierende Reich Gottes. Zu diesem geheimen Reich gehören die einzelnen Chlüstengemeinden, „als die Gärten, in denen allein die Frucht des Geistes reifen kann." Zum Eingang in dieses Reich gehört die Erfahrung des Geistes Gottes, und das Mittel, um zu dieser Erfahrung zu gelangen, sind die religiöse Ekstase, die Askese und die Geheimhaltung der Lehre. Die Askese besteht vor allen Dingen in der absoluten Enthaltung nicht nur vom außerehelichen, sondern auch vom ehelichen Verkehr zwischen Mann und Weib und in der Enthaltung von berauschenden Getränken, in strengem bis ins Extrem gesteigertem Fasten und dergleichen mehr. Im siebenten Himmel wohnt der Geist Gottes, die Taube oder der „helle Falke", der „geflügelte Adler". Er kommt nicht sanft vom Himmel herab, sondern wild reißt er den Menschen mit sich fort. Es kommt darauf an, ihn von seinem Wohnsitz im siebenten Himmel herabzulocken. Ein Mittel dazu ist das Gebet, vor allen Dingen das sogenannte „Gebet Jesu", nicht das Vaterunser, sondern ein besonderes chlüstisches, das in verschiedenen Varianten existiert, so z. B.:

Komm zu uns, Herr Jesus Christus,
Gib zu uns den Gottessohn,
Erbarme Dich, Herrscher, unser!
Allerheiligste Gottesmutter,
Bitte für uns, Licht,
Deinen Sohn, unsern Gott.
Die Welt ist durch Dich gerettet,
Unsere, der Vielsündigen, Seelen auf der Erde,
Auf der feuchten Erde, dem Mütterchen, der Ernährerin.

Das Hauptmittel aber ist die „Radenije", der religiöse Tanz, nach dem vermeintlichen Vorbilde Davids, der vor der Bundeslade her tanzte. Auch bei dem ersten Pfingstfeste haben die Apostel nach dem Glauben der Chlüsten den heiligen Geist durch Tanzen vom siebenten Himmel herabgelockt. „Daß der Geist in dem Tanzenden zu wirken anfängt, ist äußerlich schon daran zu merken, daß das Tanzen ein so rasendes Tempo annimmt, wie es dem Menschen in gewöhnlichem Zustande nicht möglich wäre. Greise, die sonst kaum zu gehen vermögen, können doch durch den Geist schnell tanzen. Ferner aber äußert sich die Gegenwart des Geistes im Menschen dadurch, daß dieser in Zittern verfällt, sich schüttelt, Krämpfe bekommt, mit dem Munde schäumt und schließlich zur Erde fällt. Der Geist Gottes hat dann Geist und Leben des Menschen vollständig überwunden. Die Wirkung des heiligen Geistes wird durch Chlüsten, die später zur Großkirche übergetreten sind, wie ein Rausch geschildert. Der Geist macht die Gläubigen unempfindlich gegen äußere Einwirkungen, so gegen

die Kälte. „Als wir uns der Radenije mit aller Leidenschaft ergeben hatten", erzählt ein früherer Chlüst, „lief jemand in die Versammlung mit der Meldung, daß die Gebietsbeamten kommen. Sofort flog der Geist aus dem Propheten fort, da er fremde Leute nicht leiden kann, und dieser ging in die Wohnstube, um die Beamten zu empfangen; wir aber flohen, bloß mit dem schweißdurchnäßten Tanzhemde und der Unterwäsche bekleidet zum Dorf. Obgleich der Schnee bis zu den Knien ging und es 25 Grad fror, war uns nicht kalt, sondern wirklich heiß; es schien uns, als ob die Gnade uns erwärme. Am anderen Tage versammelten wir uns um die unterbrochene Unterhaltung fortzusetzen, damit der Teufel nicht lache." Der Höhepunkt des Ergriffenseins vom Geist ist die Vision, in der die Chlüsten Gott oder Christus oder den Satan von Angesicht zu Angesicht sehen. Sie sagen zu den Rechtgläubigen: uns erscheint Gott selbst und wir sehen ihn, aber ihr seht euren Gott nie! In ihren Liedern heißt es:

> Gehe, Brüderchen, tanze,
> Ergreife vom lebendigen Gott Besitz!
> Es ging der Bruder hin, tanzte,
> Und ergriff vom lebendigen Gott Besitz.

Nach der chlüstischen Lehre werden Christus und Gott Zebaoth selber in den Führern der wahren chlüstischen Kirche fortgesetzt Mensch. Auch Jesus von Nazareth war bis zu seinem dreißigsten Jahre, in dem der Geist Gottes sich auf ihn niederließ, ein gewöhnlicher Mensch. Gott und Christus können gleichzeitig in mehreren Menschen wohnen, woher es kommt, daß es nicht nur nach einander, sondern auch neben einander eine ganze Anzahl von Chlüsten-Christussen und Göttern Zebaoth gegeben hat, und noch gibt. Das Werk des Geistes, den außer den Inkarnationen Gottes und Christi auch noch die Propheten der einzelnen Gemeinden herabzurufen imstande sind, ist die Abtötung des sündigen Fleisches, das oft als die sündige Martha (Maria und Martha, die Schwestern des Lazarus bezeichnet wird. Auch die Radenije, der religiöse Tanz, soll bis zur äußersten Erschöpfung des Fleisches fortgesetzt werden, und um die Wirkung zu verstärken, geißeln sich die Chlüsten oder schlagen sich mit den Händen. Darnach sind sie auch Chlüsten, d. h. Geißler, benannt. Die Vorstellungen des Chlüstentums über das Verhältnis von Geist und Fleisch sind rein dualistischer Natur. Von jedem in die Gemeinschaft eintretenden wird zuvor verlangt, nach den Geboten absoluter Enthaltsamkeit zu leben. „Das eheliche Leben ist vor den Leuten eine Abscheulichkeit, vor Gott eine Nichtswürdigkeit; der heilige Geist schafft das eheliche Leben nicht nur ab, sondern erklärt es für schimpflich, übergibt es der Verfluchung, dreifachem Fluche, vierfachem Fluche." Da die Chlüsten meist dem Bauernstande angehören, so brauchen sie um der ökonomischen Notwendigkeiten des landwirtschaftlichen Lebens willen eine Gefährtin, eine „geistliche

Schwester". Das kann auch nach der Bekehrung die vordem angetraute Frau sein. Aber das ganze Leben im Fleisch ist im Grunde ein Uebel. Der Heilige, der die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse auf das niedrigste Maß einschränkt, dessen Körper immer mehr zusammenschrumpft, immer mehr das sichtbar wird, was er seinem Wesen nach ist, ein Grab der Seele, das ist das Ideal. Die faktische Sittlichkeit der Chlüsten steht im allgemeinen hoch, aber sie hat nicht das aktive Sittlichkeitsideal des Evangeliums, sondern sie folgt im Prinzip dem passiven asketischen Ideal der Leidenswilligkeit.

Unter den von Graß in großer Anzahl mitgeteilten religiösen Liedern der Chlüsten sind nicht wenige von einer imponierenden und hinreißenden Gewalt des religiösen Ausdrucks — nur daß es an manchen Stellen nötig ist, sich über scheinbare Wunderlichkeiten der Uebertragung aus dem Russischen hinwegzusetzen, die aber darauf berechnet sind, eine nicht nur sinngetreue, sondern auch möglichst wörtliche Wiedergabe des Inhalts zu ermöglichen. Darauf zielt es auch ab, wenn Graß den im Russischen vielfach gebrauchten Reim dadurch andeutet, daß er die betreffenden Reimworte in wörtlicher Transkription bei jeder Verszahl in Klammer notiert. Für den Kenner des Russischen ist dieser Hinweis wertvoll und angenehm; des Russischen nicht mächtige Leser werden möglicherweise dadurch zuerst etwas gestört werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses erste große Werk über ein so schwer zugängliches, für die Religionsgeschichte aber eminent wichtiges Gebiet von der deutschen Wissenschaft in ausgiebiger Weise fruchtbar gemacht wird. Nach der Probe von wissenschaftlicher Gründlichkeit, die Graß mit diesem ersten Bande geleistet hat, darf man nur auf das Lebhafteste wünschen, daß auch der Band über die Skopzen und die ihnen verwandten Sekten, die in mehrfacher Beziehung ein noch größeres allgemeines Interesse beanspruchen können, in nicht zu ferner Zeit erscheinen möge. Paul Rohrbach.

Geschichte.

Georg Perl: Briefe der Marquise von Pompadour. Mit Porträt. Leipzig. Verlag von Heinrich Schmidt und Carl Günther. 1907.

Die Briefe sind unecht.

Graf Paul Philipp von Ségur: Erinnerungen. Bearbeitet von Friedrich M. Kircheisen. Hamburg, im Gutenberg-Verlag. Dr. Ernst Schultze 1908.

Das Original der Ségurschen „Erinnerungen" ist 1873 erschienen, im Todesjahre des Verfassers. Dieser hatte sich schon ein halbes Jahrhundert vorher literarisch berühmt gemacht durch seine „Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812", die in der Ursprache 16 Auflagen erlebt hat und mehrfach ins Deutsche übertragen worden ist. Die „Erinne-

rungen" sind schon früher teilweise ins Englische übersetzt worden; die vorliegende Uebersetzung und Bearbeitung für deutsche Leser stellt ein Excerpt dar, welches den Umfang des Werks von sieben Bänden auf einen reduziert.

Die „Erinnerungen" sind dem Ségurschen Buch über 1812 nicht gleichwertig, aber bei dem Interesse, welches die Aera Napoleons I. dem modernen Lesepublikum einflößt, wird auch das minder hervorragende Werk des hochbegabten kaiserlichen Adjutanten in Deutschland einen großen Leserkreis finden und zwar mit Recht. Der Erfolg der Kircheisenschen Bearbeitung und Uebersetzung könnte vielleicht nur scheitern an dem miserabeln Deutsch, gegen das um der Ehre unserer Sprache willen Protest erhoben werden muß.

Dr. Friedrich Neubauer, Direktor des Lessing-Gymnasiums in Frankfurt am Main: Preußens Fall und Erhebung 1806—1815. Mit zahlreichen Abbildungen im Text, 19 Karten und 14 Beilagen. Berlin 1908. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Eine wissenschaftliche Bedeutung besitzt das Buch nicht, aber das ist auch garnicht seine Tendenz. Es ist mehr ein buchhändlerisches als ein literarisches Unternehmen. Die Illustrationen bilden die eine Hälfte des Gebotenen, der Text die andere. Es handelt sich also um eine Art von patriotischem Bilderbuch. Dieses vorausgeschickt, muß man sagen, daß die Neubauersche Darstellung bedeutende Vorzüge besitzt. Der Verfasser schreibt mit gutem Geschmack, er ist nicht arm an Geist, und wenn seine Auffassung auch oft durchdringendes pragmatisches Verständnis vermissen läßt, so ist seine Gelehrsamkeit doch echt und lebensvoll. Zu Geschenken an die reifere Jugend und wohl auch an höhere Altersklassen wird sich das glänzend ausgestattete Geschichtswerk gewiß in vielen Fällen eignen.

Gustav Just: Als die Völker erwachten. Literarische Bewegung und Zeitstimmung in Deutschland und Oesterreich vor Beginn des Feldzugs 1809. C. W. Stern Verlag. Wien und Leipzig 1809.

Mit warmem Patriotismus schildert der Verfasser, wie nach dem Preßburger Frieden die neuen Ideen in Oesterreich eindrangen, alle Stände und selbst die Regierung ergriffen, wie die letztere durch Errichtung der Landwehr und den Geist ihrer innerpolitischen Aktion überhaupt die nationalen und liberalen Tendenzen hervorrief, welche die Hofburg später so beharrlich bekämpft hat. Das Justsche Buch lehrt keine neuen Tatsachen, ist aber gleichwohl dankenswert, weil es einen weniger beachteten und dabei hochwichtigen Teil der deutschen Geschichte in helleres Licht stellt.

Friedrich v. Nottbeck, Reservefähnrich der russischen Armeeinfanterie: Erlebnisse und Erinnerungen aus dem russisch-japanischen Kriege. Berlin-Leipzig. Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Der Verfasser wurde in der Schlacht am Schaho verwundet, lag dann

sieben Wochen in Tieling im Hospital, schlug einen ihm bewilligten viermonatlichen Erholungsurlaub aus und kehrte anstatt dessen in die Front zurück. Er erhielt den Armeeorden IV. Klasse mit der Aufschrift: „Für Tapferkeit" und focht dann wieder in der Schlacht bei Mukden.

Diese martialischen Eigenschaften bilden aber keineswegs den Kern der Natur des jugendlichen Verfassers, der sich auf dem Felde der Ehre nur aus Pflichtgefühl hervorgetan hat. Im Grunde genommen wird Nottbeck von humanitär-literarischen Tendenzen beherrscht. Die Greuel des Krieges faßt er in einer sehr positiven Weise auf und schildert sie mit großer Anschaulichkeit. Ueberhaupt hat der junge Balte die Kunst meisterhaften Erzählens seinen russischen Mitbürgern abgelauscht.

Es ist selbstverständlich, daß die Erinnerungen des Reservefähnrichs uns über den Zusammenhang der Ereignisse in strategischer Hinsicht nicht belehren können. Dagegen bestätigt das Nottbecksche Buch die in den „Preußischen Jahrbüchern" immer vertretene Auffassung, daß die russische Armee trotz ihrer Niederlagen nicht unterschätzt werden darf. Nottbeck selber stellt theoretische Raisonnements nicht an, aber jene Schlußfolgerung springt uns fertig und greifbar entgegen aus den Tatsachen, welche der Autor ohne jede politische oder wissenschaftliche Tendenz auch scheinbar kunstlos und doch mit bedeutender plastischer Kraft dem Leser vorträgt.

An einem sehr wichtigen Punkt setzt Nottbeck auch mit militärischer Reflexion und Kritik ein; er streift nämlich bei Gelegenheit die Schwerfälligkeit der russischen Taktik. Indessen folgt aus der Nottbeckschen Darstellung selber, daß auch diese Schwäche der russischen Infanterie nur eine relative ist, und daß man sich die Disqualifikation des russischen Soldaten für moderne Gefechtsarten und Waffen nicht zu kraß vorstellen darf.

Ueber die Intendanturverhältnisse sagt der Verfasser: „Ein Hauptverdienst von Kuropatkin und später Linewitsch bestand darin, daß die Truppen zu essen hatten. Gewiß kam es vor, daß sie nicht die volle, vorgeschriebene Ration erhielten, ja beim Rückzug von Mukden sahen unsere Leute fünf Tage keinen warmen Löffel, aber im allgemeinen konnten sie sehr zufrieden sein. Außer ihrer Fleisch- und Roggenbrotportion erhielten sie zweimal täglich eine Suppe und oft auch noch Tschumisa- oder sogar Reisbrei. Ferner gab ihnen das Regiment freiwillig, aus eigenen Mitteln, Tee, Zucker und Tabak. Ein Murren habe ich zuweilen gehört, wenn die Brodrationen etwas knapp ausfielen oder der Brei anstatt mit Butter oder Schmalz mit Bohnenöl angerichtet war. Im allgemeinen ißt der russische Bauer zehnmal schlechter zu Hause, wie er im Kriege gegessen."

Eine nicht unbedeutende Rolle für die gute Ernährung der russischen Armee spielte nach Nottbeck der Keta, ein lachsartiger Fisch, der im Sungari und Amur sehr häufig vorkommt, und der den Truppen in gesalzenem Zustande geliefert wurde. Emil Daniels.

Politische Korrespondenz.

Oesterreich-Ungarn als Gesamtstaat. — Der Weg nach dem Balkan. — „Pangermanistische Anschläge"? — Das allgemeine Wahlrecht in seinen Wirkungen auf den Ausgleich und die militärischen Fragen. — Das Deutschtum in Süd- und Westungarn. — Krise des ungarischen Parlamentarismus.

Es ist an dieser Stelle schon darauf hingewiesen worden, worin eigentlich die größte Bedeutung der für Oesterreich und Ungarn in Aussicht genommenen Einführung des allgemeinen Wahlrechts lag, eine Bedeutung, die weit über die nächsten politisch-praktischen Folgen hinausgeht: die Völker der Doppelmonarchie wurden, trivial ausgedrückt, auf andere Gedanken gebracht, vielmehr ein Gedanke, aus den geistigen Strömungen der Gegenwart geboren, sollte die Bürger alle dies- und jenseits der Leitha durchdringen, sie endlich erobern und womöglich ablenken von der ermüdenden alleinigen Konzentrierung auf das ewig unlösliche Nationalitätenproblem, ja diese Ablenkung sollte vielleicht unmerklich das Gewirr von Nationalitätenfragen unter neue aussichtsvollere Aspekte stellen. Wenn der Gedanke einschlug, so war damit an sich der Beginn einer neuen Aera für das Habsburgerreich markiert, weil die Idee, herüber und hinüber fluktuierend, das Gefühl der Gesamtstaatlichkeit wieder beleben, um nicht zu sagen aufs neue erzeugen mußte. In Oesterreich ist das Wahlrecht schon zur Tat geworden, in Ungarn ist's en marche. Und siehe da, noch ist diese vielversprechende Idee nicht im ganzen doppelstaatlichen Gemeinwesen ausgereift, da sehen wir sie fortzeugend Gutes gebären. Der Kampf für und gegen das allgemeine Wahlrecht brachte die österreichischen Völker in heftige innere Emotion, und da wurden neue Kräfte frei, die Menschen wurden empfänglicher gemacht für neue Gedankenkreise. Oesterreich — und hier erweitert sich uns der Begriff zum traditionellen der Gesamtmonarchie — scheint nach der Auffassung seiner Bürger wieder einmal etwas wollen zu dürfen. Die Balkanpläne des Barons Aehrenthal wären zu andern Zeiten, noch vor zwei, drei Jahren, vom ganzen Lande nur mit einem grimmigen Hohnlachen aufgenommen worden. Eine andere Aufgabe des Staates kannte man ja gar nicht, als die Beschäftigung mit der Nationalitätenfrage; sie ist natürlich auch jetzt nicht aus der Welt geschafft, aber sie wird gewissermaßen nur nebenamtlich behandelt. Sie bleibt eine ernste, eine Lebensaufgabe, aber

durch die nachhaltige Anregung des sozialen Instinktes innerhalb des ganzen Staatsvolkes ist das Verständnis auch für andere große Aufgaben des modernen Lebens erweckt worden. Das Schlagwort von der friedlichen wirtschaftlichen Expansionspolitik findet in den sozial interessierten Massen einen gut vorbereiteten Boden, und die Idee der Reichseinheit erfährt in diesem auf gemeinsame Ziele gerichteten Streben neue Stärkung. Das Wort Aehrenthals, daß Oesterreich-Ungarn durch den Besitz Bosniens auch ein Balkanstaat geworden sei, eröffnet neue ungeahnte Perspektiven: was doch so klar zu Tage lag, wirkt, in Worte gefaßt und mit konkretem Inhalt erfüllt, beinahe wie eine Offenbarung, befreiend von der Enge und Schwüle der häuslichen Mißhelligkeiten und Wege weisend zu einer großzügig gedachten Zukunft.

Es ist gar keine Frage: Oesterreich litt an der Bescheidenheit, der Beschränktheit seiner Lebensaufgabe; es marterte sich an dem Gedanken, ob es überhaupt lebensfähig sei, fast zu Tode, und nun, da es gefunden hat, daß es auch noch eine andere Mission habe, als sich mit der Frage eines kümmerlichen Seins oder Nichtseins abzuquälen, sind natürlich auch die mißgünstigen Nachbarn, die diesen „Staat auf Kündigung" eben wegen seiner rührenden Anspruchslosigkeit so liebenswürdig fanden, sehr überrascht und ungehalten ob seines gesteigerten Selbstgefühls; sie hätten ihn so gerne erbschleichend weiter protegiert, um im gegebenen Augenblick, wenn der still erhoffte Zusammenbruch kam, sich als nächstbeteiligte mitfühlend Leidtragende mit ihren Rechtsansprüchen zu melden.

Die geplante Eisenbahn von Bosnien nach Mitrowitz, die dann in weiterer Folge Oesterreich auf diesem Wege mit Saloniki und endlich mit Athen handelspolitisch verbinden soll, ist noch lange nicht gebaut, aber indem der Sultan türkischen und österreich-ungarischen Ingenieuren die Erlaubnis zur Trassierung der Bahn gab, konnte immerhin schon mit einigem Recht von einem „Wiedererwachen österreichischer Auslandspolitik" gesprochen werden, von der die übrigen Balkanstaaten eine friedliche Angliederung an Europa unter den vorteilhaftesten Bedingungen erwarten dürfen. Die damit verbundene Zivilisierung des Balkans macht freilich denen einen Strich durch die Rechnung, die auf den Moment lauerten, um im Namen der Zivilisation dreinzufahren und sich ihr Beutestück zu holen, wenn die wachsende türkische Ohnmacht den schicklichen Vorwand böte. Daher die laute Entrüstung dieser Enttäuschten darüber, daß Oesterreich sich mit einem Male seiner Hamletnatur entäußern will. Wenn nun diese plötzliche Aktionslust vorzugsweise gerade dem Deutschtum zu gute kommen sollte, wenn wirklich, wie ein slawisches Mitglied der Delegation prophezeite, „deutscher Geist, deutsche Kraft und Energie einen Triumph feiern werden", so ist das doch wahrlich nicht eine Schuld der Deutschen; in dem sich entfaltenden freien Wettbewerb wird es eben nur darauf ankommen, wer der wirtschaftlich Tüchtigste und Agilste ist. Ist es der Deutsche, so mag man sein kulturelles Vordringen immerhin eine Erscheinungsform des

„Dranges nach Osten“ nennen, anklagen dürfen aber die Benachteiligten nur ihre eigene Unzulänglichkeit im Streite der Kräfte.

* * *

Noch lange bevor diese Zukunftspläne Oesterreich-Ungarns von Baron Aehrenthal in der Delegation vorgetragen wurden, hatte sich zufällig der Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher“ einem Interviewer der „Neuen Freien Presse“ gegenüber im allgemeinen im Sinne einer Erweiterung der Interessensphäre der Monarchie nach dieser Richtung ausgesprochen und damit den in einer ganzen Reihe von Artikeln entladenen Zorn des „Budapesti Hirlap“ erregt, weil Professor Delbrück gleichzeitig das Magyarentum, das durch seine Nationalitätenpolitik die Kräfte einer Reichshälfte bindet, als Hindernis solcher Entwicklung bezeichnet hatte. Das genannte Organ der ungarischen Regierung verfiel auf den geistreichen Gedanken, in Deutschland werde für „Großösterreich“ Propaganda gemacht, weil man dies „für die geeignetste Uebergangsform zum Ausbau des pangermanischen deutschen Reiches halte“. Und darum wünsche Delbrück „die Vernichtung des Magyarentums“. Das „Echo de Paris“ saß dann dem ungarischen Kollegen behende auf, den Gedanken in eigner Regie zu einer „Vernichtung Ungarns“ fortspinnend und Klage führend über also enthüllte „pangermanistische Anschläge“. Die Sache wurde dadurch noch amüsanter, daß zwei Wochen vorher Professor Delbrück, von einem Vertreter der „Indépendence Belge“ ausgefragt, sich in sehr bestimmter positiver Form über die Lebensfähigkeit der Donaumonarchie geäußert hatte, deren Nationalitätenkämpfe durch das allgemeine Wahlrecht gemäßigt und so eine Verständigung der verschiedenen Volksstämme vorbereiten würden. Das also sind in magyarischer Lesart die „pangermanistischen Anschläge“. Bei solcher Kunst der Interpretation und Information versteht man erst die Forderung der Unabhängigkeitspartei, daß im literarischen Bureau des Auswärtigen Amtes eine Hofratsstelle für einen ungarischen Publizisten zur Information des Auslandes geschaffen werde. Vorläufig hat sich die ungarische Regierung nur damit begnügt, einen dortigen federgewandten Ministerialrat nach Berlin zu verpflanzen, der bei hiesigen Blättern, die sich für solche Liebesdienste zugänglich erweisen, schon mit seiner Tätigkeit eingesetzt hat. Der betreffende Mann ist jedenfalls bei seiner aktenmäßig festzustellenden Vielseitigkeit die brauchbarste Persönlichkeit, denn er wurde seiner Zeit vom Ministerium Fejérváry ins ungarische Preßbureau berufen, um — gegen die jetzt herrschende kossuthistische Koalition die ausländische Presse zu beeinflussen. . .

* * *

Auch in der Beurteilung des neugeschaffenen Ausgleichs bekannte sich Freiherr v. Aehrenthal zu einem Optimismus, den man bisher an dieser Stelle nicht gewohnt war. Der gemeinsame Minister sprach frohgemut die Hoffnung aus, daß sich auch nach Ablauf des jetzigen Ausgleichs, im Jahre 1917, „ein Tor für einen neuen Ausgleich“ finden lassen werde, und das kränkte die „unabhängigen“ Regierenden in Pest gar sehr, weil sie sich doch

gerne den Anschein geben, als ob die Idee der Trennung von Oesterreich, die sie gegenwärtig zurückstellen mußten, um sich bei der Macht zu erhalten, in absehbarer Zeit wieder zum Leben erwachen werde. Davon dürfte aber später noch viel weniger die Rede sein, wenn das allgemeine Wahlrecht nun endlich auch in Ungarn eingeführt und das ungarische Abgeordnetenhaus durch zahlreiche ausgleichsfreundliche Elemente aus den Reihen der Nichtmagyaren gestärkt wird. Unter diesen werden die Deutschen eine hervorragende Stellung einnehmen, wenn es wahr ist, daß nach dem neuen Entwurf alle Bürger, die das 24. Lebensjahr erreicht haben und lesen und schreiben können, das Wahlrecht erhalten sollen. Nach einer auf sozialdemokratischem Weg an die Oeffentlichkeit gelangten Statistik des Innerministeriums würden nämlich dann — ohne Anwendung unehrlicher Wahlkreisgeometrie! — auf die ungarländischen Deutschen etwa 15 % der Mandate entfallen, auf die Magyaren etwa 60 % und auf sämtliche Nichtmagyaren also 40 % von insgesamt 413 Abgeordneten des eigentlichen Ungarn (mit Ausschluß Kroatiens). In merkwürdigem Kontrast zu dieser Zusammenstellung steht allerdings die Ankündigung des Kultusministers Apponyi, daß das allgemeine Wahlrecht etwa 40 nichtmagyarische und 40 sozialdemokratische Vertreter in den Reichstag brächte. Mit solchem Zuwachs werden sich aber selbst die bescheidenen Deutschen nicht zufrieden geben. Eben hat in Ungarisch-Weißkirchen die „Ungarländische Deutsche Volkspartei“ in einer von etwa 1200 Deutschen besuchten Versammlung, die aus den verschiedensten Teilen des Banats und der Batschka beschickt war, ihre Stimme für das allgemeine, geheime, direkte und gleiche Wahlrecht erhoben und zugleich die Schaffung „gerecht und zweckmäßig eingeteilter, völkisch möglichst einheitlicher Wahlkreise“ gefordert. Wir sehen, das Verlangen nach „nationaler Abgrenzung“ wird auch hier deutlich rege; die österreichische Bewegung hat jenseits der Leitha rasch Schule gemacht. Die südungarischen Deutschen werden gewiß ihre Bemühungen um Befestigung ihres politischen Einflusses fortsetzen; ihre Position ist schon jetzt eine wesentlich bessere als noch vor wenigen Monaten, da ihnen noch die Abhaltung von Parteiversammlungen behördlich rundweg verboten wurde. Die Versammlung in Weißkirchen fand unter polizeilicher Assistenz statt, und damit ist die Landespartei offiziell anerkannt.

* * *

Auch von den anderen Deutschen ist Erfreuliches zu hören. Die Deutschen in Oedenburg haben es durchgesetzt, daß im Munizipalausschuß der Stadt von den Beamten Referate auch in deutscher Sprache zu erstatten sind. Der Beschluß wurde in einem konkreten Falle mit 37 gegen 18 Stimmen gefaßt, und der Obergespan war klug genug, dem gesetzlich gerechtfertigten Verlangen nichts in den Weg zu legen. Bisher kannten diese Deutschen solche Bedürfnisse nicht. Ein schlimmeres Schicksal hatten die Deutschen in einer Gemeinde des Schümegher Komitats, die an den Bischof von Vesprim eine Eingabe richteten, worin sie um deutschen

Gottesdienst in der katholischen Kirche baten. Sie sind, wie magyarische Blätter melden, „wegen ständiger Aufreizung gegen die ungarische Staatsidee" (!) vom Staatsanwalt unter Anklage gestellt worden. Damit wird allerdings die Aufreizung dieser Deutschen zu gesteigertem Nationalgefühl am zuverlässigsten besorgt. Gerade so wie bei den übrigen Nichtmagyaren. Hier — unter den Rumänen und Slowaken — wird die Sache in großem Stil betrieben. Was in der letzten Zeit an Preßprozessen gegen slowakische und rumänische Blätter geleistet worden ist, spottet jeder Beschreibung. Die kossuthistische Regierung hat sich eben dies für sie unbestrittenste Gebiet ausgesucht, um ihre „nationale" Gesinnung zu manifestieren, nachdem sie in den eigentlichen Prinzipienfragen, Oesterreich gegenüber, Schritt für Schritt zurückweichen mußte.

Wie es scheint, ist ihr dies Schicksal auch in den militärischen Fragen beschieden. Die Kossuthpartei hätte gern noch vor der Wahlreform, nach deren Zustandekommen die Aussichten auf Trennung der Armee sehr herabgemindert werden, die vielbegehrten „nationalen Konzessionen" unter Dach gebracht, um dem künftig weniger „einheitlich nationalen" Parlament gegenüber das selbständige ungarische Heer auszuspielen, und Graf Apponyi wußte schon zu erzählen, daß die magyarische Dienstsprache „auf dem Wege sei", aber der Reichskriegsminister, Graf Schönaich, hat darauf im Heeresausschuß der österreichischen Delegation prompt geantwortet, daß er, „für diesen Ausdruck selbstverständlich nicht einstehen könne", und in einem andern Entschluß der Delegation erklärte derselbe Minister, daß innerhalb des Heeres kein Teil die magyarische Kommandosprache bekommen werde. Zwar setzte er hinzu, daß er keine Zukunftsmusik machen könne, weil es sich bei den sogenannten nationalen Zugeständnissen zum großen Teil um Kronrechte handle, aber es ist doch nicht anzunehmen, daß Kaiser Franz Josef jetzt die Flinte ins Korn wirft, wo die Prinzipien der am Ruder befindlichen Kossuthisten sich von Tag zu Tag mehr der Umbildung fähig erweisen!

* * *

Die Magyaren sind im Begriff, ein zweischneidiges Schwert zu schärfen, dessen Führung grade ihre Hoffnungen auf die Armee mit einem Male und für absehbare Zeiten vernichten könnte. Sie wünschen eine radikale Aenderung der parlamentarischen Hausordnung, vermöge deren jede Opposition gegen einen den Minoritätsparteien nicht genehmen Gesetzentwurf mundtot gemacht werden kann. Zunächst ist ja die Maßregel gegen die anrückenden „Nationalitäten" gedacht; sie soll die unbequemen Wirkungen des allgemeinen Wahlrechts paralysieren. Aber auch in magyarischen Kreisen macht man sich darauf gefaßt, daß gelegentlich auch militärische Vorlagen mit Hilfe dieser Geschäftsordnung durchgepeitscht werden könnten, und so werden die nächsten Tage im ungarischen Abgeordnetenhaus ein ganz ergötzliches Schauspiel bieten: die magyarischen Ultrachauvinisten und diejenigen Magyaren, die noch Sinn haben für den unvergänglichen Wert

verfassungsmäßiger Rechte, werden Schulter an Schulter mit den verhaßten Kroaten und mit der vielleicht noch weniger geliebten Nationalitätenpartei die geplante Revision der Hausordnung obstruieren. Von allen drei Seiten wird der schonungsloseste Kampf gegen das Maulkorbgesetz angekündigt. Man kann dem großen Ringen auch vom Standpunkt des Deutschtums füglich mit einer gewissen Zuversicht entgegensehen. Denn der Versuch, die künftigen Errungenschaften des allgemeinen Wahlrechts durch die neue Hausordnung illusorisch zu machen, muß den Widerstand auch der Deutschen gegen dies doppelzüngige Regime mächtig steigern, muß der jungen Bewegung unter diesen Volksgenossen treffliche Nahrung geben; anderseits bringt die Aufwerfung der Frage Zwiespalt ins magyarische Lager, und es wäre sogar denkbar, daß bei dieser Gelegenheit unter den einsichtigeren magyarischen Politikern ein Verständnis für die berechtigten Forderungen der Nichtmagyaren aufzudämmern beginnt. Und wird die neue Hausordnung mit all ihren drakonischen Härten durchgedrückt, nun dann wird sich ja wohl auch einmal der Meister finden, der entsprechenden Gebrauch davon macht, wie ihn sich die Schöpfer dieses parlamentarischen Absolutismus heute nicht träumen lassen.

20. Februar. Lutz Korodi.

Die Balkanbahnprojekte und die politische Lage im Orient. — Russische Kriegsgerüchte und russische Finanzen. — Koloniales.

Durch die Erklärung des Freiherrn von Aehrenthal über den bevorstehenden Bau einer Bahn durch das Sandschak von Nowibasar ist die Diskussion der Balkanfragen ganz plötzlich wieder in lebhaften Fluß gekommen, und die erst mit auffallendem Eifer verbreiteten, dann wieder halb dementirten Nachrichten über türkische und russische Truppenbewegungen haben, obwohl sie von vornherein den Verdacht weniger eines militärischen als eines politischen Manövers erregten, die Erörterung noch widerspruchsvoller gestaltet. Die formelle Grundlage für das Recht des Bahnbaus im Sandschak besitzt Oesterreich-Ungarn bekanntlich durch den Berliner Kongreß von 1878. Ebenso kann als bekannt angesehen werden, weshalb es solange von seinem Recht keinen Gebrauch gemacht hat. Die Interessen Oesterreichs und Ungarns sind in der Frage einer durchgehenden Bahnverbindung zwischen den zisleithanischen Ländern und dem ägeischen Meere einander entgegengesetzt. Zur Zeit führt die einzig vorhandene Magistrallinie von Wien über Budapest und Belgrad nach Nisch. Hier gabelt sie sich auf serbischem Boden nach Saloniki (über Ueskäb) und nach Konstantinopel (über Sofia, Philippopel, Adrianopel). Das Aehrenthalsche Projekt dagegen wird nach seiner Verwirklichung eine von Budapest und Ungarn unabhängige direkte Verbindung: Wien, Graz, Agram, Sarajewo, Mitrowitza, Ueskäb, Saloniki herstellen, auf die auch der durchgehende Verkehr von Frankreich, der Schweiz und Italien her direkt (über Triest auf

Agram) einmünden wird. Allerdings ist hierfür nicht nur die Erbauung des fehlenden Verbindungsstücks zwischen Uwac und Mitrowitza notwendig — etwa so viel wie von Dresden nach Prag, aber durch ein sehr schwieriges Gelände — sondern auch die Umwandlung der bosnischen Kleinbahnspur in ein dem Groß- und Schnellverkehr gewachsenes Gleis. Wenn Ungarn diesem Gesamtprojekt jetzt zugestimmt hat, so ist das natürlich auch als ein Ergebnis des kürzlich abgeschlossenen österreich-ungarischen Ausgleichs zu betrachten, der dadurch für Oesterreich noch etwas günstiger wird, als es ursprünglich schien.

Als eine Errungenschaft des Berliner Kongresses hat Oesterreich nicht nur das Recht auf den Eisenbahnbau im Sandschak von Nowibasar erhalten, sondern auch Montenegro die Verpflichtung auferlegen können, seine zukünftigen Bahnen nur im Einverständnis mit Wien herzustellen. Die österreichische Politik besitzt also ein Vetorecht gegen jeden ihr unbequemen Bahnbau in Montenegro. Es mußte daher sehr auffallen, daß kürzlich unter italienischen Auspizien ein von der Küste des adriatischen Meeres nach Montenegro hinein gerichteter Bahnbau beginnen konnte, ohne daß ein österreichischer Protest erfolgte. Die italienische Bahn geht von dem kleinen Hafen von Antivari aus (die Stadt Antivari liegt eine Stunde landeinwärts) und hat zum vorläufigen Zielpunkt Virbasar am Nordende des Skutarisees, gleichfalls auf montenegrinischem Gebiet. Von dort soll sie zunächst nach Cettinje geführt werden, aber ihre eigentliche Bestimmung ist natürlich die zukünftige Aufschließung von Albanien. Man weiß, daß Albanien für die italienische Politik den Ersatz für Tunesien bilden soll, das durch die Unfähigkeit und Aengstlichkeit der italienischen Staatsmänner zur Zeit des Berliner Kongresses dem Königreich verloren ging, und für Abessinien, das festzuhalten die Finanzkraft und das militärische Ehrgefühl der Nation nicht ausreichten. Für Oestereich ist es natürlich eine absolute Unmöglichkeit, die italienische Herrschaft auf beiden Seiten des adriatischen Meeres zu dulden. Im Besitz der albanischen Küste könnte Italien jederzeit den Adriaschlauch zuschnüren und den österreichisch-ungarischen Seehandel von Triest und Fiume „wie in einem Sacke" ersticken. Eine vortreffliche Darstellung dieses Sachverhalts und der gesamten österreichitalienischen Beziehungen unter dem Gesichtspunkt der Prätensionen Italiens auf Albanien, West-Mazedonien samt der Herrschaft in der Adria wie des sogenannten Irredentismus hat kürzlich Baron v. Chlumecky gegeben.*) Der Verfasser deckt rückhaltlos die ganze Schärfe der bestehenden Gegensätze zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Königreich auf und resumiert den österreichischen Standpunkt dahin, daß es ein Nachgeben gegenüber Italien im Sinne der Auslieferung Albaniens und der Adria nicht geben kann. Er tadelt auch sehr entschieden, daß man in Wien von dem be-

*) Leopold Freiherr von Chlumecky, Oesterreich-Ungarn und Italien. Das westbalkanische Problem und Italiens Kampf um die Vorherrschaft in der Adria. Leipzig und Wien. 1907.

stehenden Vetorecht gegen den italienischen Bahnbau von Antivari aus keinen Gebrauch gemacht hat. Vielleicht aber handelt es sich hier um Zug gegen Zug. Es ist wenigstens auffallend, daß zwar die russische und französische Presse wegen der Sandschakbahn Lärm schlagen, die italienische aber, die das ganze Projekt mit Rücksicht auf Albanien viel näher angeht, bis vor kurzem viel ruhiger war.

Von Rußland aus ist nun die Parole ausgegeben, daß der neuen österreichischen Verbindung zum ägeischen Meer eine Donau-Adriabahn, die quer zu jener verlaufen würde, entgegenzusetzen sei. Das könnte entweder durch eine Verbindung des rumänischen oder des bulgarischen Bahnnetzes mit Uesküb geschehen, auf das die natürlichen Verbindungslinien von Osten und Nordosten her hinführen; doch würde zu einer Bahn Sofia—Uesküb das Einverständnis der Türkei gehören, während sich, wenn das bestehende Stück von Nisch nach Uesküb benutzt wird, Rumänien und Serbien bis dorthin allein verständigen können. Von Uesküb zum adriatischen Meere ist die Genehmigung des Sultans nicht zu umgehen, sei es, daß man den Anschluß an die Italiener durch Montenegro suchen, sei es, daß man Valona, Durazzo, San Giovanni di Medua erreichen will; der Hafen von Dulcigno ist für die Einmündung einer Bahn ganz unbrauchbar. Oesterreich-Ungarn kann sich alles, was östlich der neuen zukünftigen Zentrale nach Saloniki gebaut werden soll, gerne gefallen lassen; eine Bahn durch Albanien, die an einem Punkt der adriatischen Küste münden sollte, der unter italienischer Kontrolle steht (das wäre in Montenegro der Fall) oder leicht unter solche genommen werden könnte, müßte es auf das Schärfste bekämpfen, weil sie für die italienische Politik den bequemsten Weg zur weiteren Verfolgung des Ziels eröffnen würde, Abanien zur offiziellen Interessensphäre Italiens zu machen — wie denn die seit der montenegrinischen Heirat mit ausgesprochenem Eifer betriebene Balkanpolitik Italiens, im Verein mit dem geradezu leidenschaftlich propagierten Dogma vom „mare nostro" (scil. die Adria), dem Irredentismus, den Festungsbauten und Manövern an der österreichischen Grenze und den maritimen Rüstungsplänen, dem Bundesverhältnis zu Oesterreich nur eine sehr kritische Prognose zu stellen erlaubt. Italiens Ziele auf der Balkanhalbinsel gefährden nicht nur sein Verhältnis zu Oesterreich, sondern sie haben auch das Motiv, erst für die bekannten Extratouren mit Frankreich und dem Zweibund, dann für den Anschluß an die englisch-französische Entente im Mittelmeer abgegeben, der in dem Verhalten der italienischen Politik auf der Konferenz von Algeciras so auffallend hervortrat und durch den englischen Flottenbesuch in den italienischen Gewässern im vergangenen Jahre seine offizielle Bekräftigung fand. Schon im Jahre 1896 definierte der italienische Ministerpräsident Rudini das Verhältnis Italiens zum Zweibund und zum Dreibund folgendermaßen: „Ich beabsichtige . . ., den Dreibund ungeschmälert zu erhalten, mit fester Hand an der von ihm gewollten durch die noch gültigen Verträge festgelegten Politik zu halten. Aber ich

will sie in dem Sinn auslegen und die Politik in der Weise leiten, daß durch sie die guten Beziehungen zu Rußland und zu Frankreich nicht gestöct werden, Beziehungen, die ich immer freundschaftlicher gestalten will, aufrichtig und, ich möchte sagen, herzlich freundschaftlich." Bald darnach während der Wirren in Kreta stand Italien bekanntlich nicht auf Seiten Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, von denen die Rechte der Türkei anerkannt wurden, sondern es schloß sich der auf die Vereinigung Kretas mit Griechenland abzielenden französischen und englischen Politik an. Chlumecky in der bereits erwähnten Schrift weist nach, wie eine Reihe von Persönlichkeiten, die vordem durch ihre Opposition gegen den Dreibund und noch mehr durch ihre Agitation für die italo-albanische Politik sich hervorgetan hatten, nach einander an einflußreiche Stellen im Ministerium des Auswärtigen gelangten. Sehr auffallend waren auch die Aeußerungen Delcassés gegenüber einem italienischen Journalisten in Paris zu Anfang Januar 1902. Dieses Interview wurde im „Giornale d'Italia" folgendermaßen wiedergegeben: Das englisch-französische Abkommen betreffend das Hinterland von Tunis und Tripolis habe den Anstoß zu dem italienisch-französischen Abkommen wegen Tripolitanien gegeben. Die Herstellung des Gleichgewichts der italienischen und französischen Interessen an der ganzen Küste bis Marokko sei leicht gewesen, da die italienischen Interessen hauptsächlich im Osten, die französischen aber im Westen lägen. . . . Der heiße Wunsch Frankreichs sei jetzt die Aufrechterhaltung des status quo. Auch bezüglich des Balkans habe der Minister erklärt, sollten sich Italien und Frankreich einigen. Keine andere Macht würde besser als Frankreichs Verbündeter Rußland die Bestrebungen Italiens auf dem Balkan, speziell in dem Gebiet zwischen Macedonien, Serbien und dem adriatischen Meer, verstehen und begünstigen können.*) Delcassé dementierte diese Mitteilungen in der „Agence Havas", aber das „Giornale d'Italia" hielt sie aufrecht, und sie entsprachen so sehr dem ganzen Geiste der Delcassistischen Politik, daß man sie dem Sinne nach wohl für zuverlässig wird ansehen müssen.

Montenegro bildet das politisch-dynastische Bindeglied zwischen Italien und Rußland. Rußland kann nichts dagegen, wohl aber sehr viel dafür übrig haben, wenn der alte Fürst Nikita Petrowitsch, den Kaiser Alexander III. seinerzeit den „einzigen wahren Freund" nannte, oder sein Nachfolger auf dem montenegrinischen Fürstentum, d. h. ein Schwager des Königs von Italien, eines Tages Fürst von Montenegro und Albanien unter italienisch-russischem Protektorat wird. Montenegro-Albanien als italienischer und Bulgarien als russischer Schutzstaat würden im Verein natürlich auch auf die Verhältnisse in Serbien jederzeit eine revolutionierende Wirkung ausüben können. Oesterreich-Ungarns Zukunft auf der Balkanhalbinsel wäre damit schlechthin tötlich getroffen. Nicht nur die Adria würde ein geschlossenes italienisches Meer werden, sondern auch die Verbindung mit Saloniki wäre im höchsten Grade gefährdet.

*) Schultheß-Roloff, Geschichtskalender, 1905. Seite 236 f.

Man wird sich erinnern, daß das nahe zeitliche Zusammentreffen zwischen der Inspektionsreise eines russischen Großfürsten nach Bulgarien und dem Besuch des Generals French in St. Petersburg nach dem englisch-russischen Abkommen über Persien als auffällig bemerkt wurde. General French ist von Petersburg aus gleichfalls auf eine Inspektionsreise nach den großen südrussischen und kaukasischen Garnisonen und von dort nach Persien gegangen, und in der englischen Presse wurde Rußland, als die Schwierigkeiten zwischen dem Schah und seinem Parlament akut zu werden schienen, offen genug aufgefordert, von dem Recht des Einmarsches in Nordpersien, das ihm der Vertrag mit England gewähre, sobald es ihm notwendig schiene, Gebrauch zu machen. Die Idee, daß das Eindringen der türkischen Truppen in Nordwestpersien, das zur Besetzung der bedeutenden persisch-kurdischen Stadt Saudsch-Bulak und des ganzen benachbarten Grenzgebiets geführt hat, damit in irgendwelchem Zusammenhang stehen könnte, liegt ja, äußerlich betrachtet, gleichfalls nahe. Weiter wird auf die zweifellos stattgehabten türkischen Truppenbewegungen und Verstärkungen in den Vilajets von Wan und Erzerum hingewiesen, und in der letzten Zeit ist ganz plötzlich von russischer Seite der Verdacht proklamiert worden, daß die Türkei aggressive kriegerische Absichten auch gegen die russische Kaukasusgrenze habe. Die russische Regierung hat sogar das erheiternde Schauspiel aufgeführt, sich von der Kommission der Reichsduma für die Landesverteidigung die Entsendung von 60000 Mann Truppen nach dem Kaukasus bewilligen zu lassen, und die darnach verfügte Dementierung der militärischen Maßnahmen konnte unmöglich überzeugend wirken.

Daß in Rußland, namentlich in gewissen Hofkreisen, bei der sogenannten Generaladjutantur und bei einem Teil der extremen Rechten, die Idee besteht, noch einmal, wie 1877 ja mit einem gewissen Erfolge geschah, den Ausweg aus den inneren Schwierigkeiten durch eine auswärtige politische Aktion zu suchen, ist richtig. Jene beiden großen Mängel des türkischen Verteidigungssystems gegenüber der russischen Front, auf die ich bereits vor sechs Jahren in den Jahrbüchern hingewiesen habe, und die auch sonst bekannt sind: die absolute Mangelhaftigkeit der Bosporusbefestigungen und der Festungswerke von Erzerum, bestehen auch jetzt noch. Angenommen, daß Rußland auf dem Schwarzen Meer über eine Flotte verfügte, die es nach dem Ausmarsch aus den Kriegshäfen von Sewastopol und Nikolajew gelingt, nach dem Bosporus zu dirigieren, statt daß sie Odessa und Batum bombardiert, so würden die Schiffe für die Forcierung der Meerenge kein ernsthaftes Hindernis finden. Auch Erzerum könnte sich gegen moderne Belagerungsartillerie nicht lange halten. Das kaukasische Straßen- und Eisenbahnnetz ist von früher her in bewußter und strategisch wohl durchdachter Weise auf den Einmarsch nach Armenien und Anatolien hin ausgebaut. Die Frage ist nur, was dann militärisch weiter geschieht. Auf die Flotte kann überhaupt nicht gerechnet werden. Die Verschlußteile der Schiffskanonen sowie gewisse Teile der Schiffsmaschinen und des Dampf-

steuerapparates, ohne die die Schwarzmeerpanzer weder fahren noch schießen können, sind von der Flotte heruntergenommen und liegen, wie auch bei der baltischen Flotte in Kronstadt, an Land unter Bewachung für zuverlässig geltender Truppen. Die Regierung wird es nicht wagen können, die Schiffe auszurüsten und in See zu schicken, zumal die Panzerflotte natürlich auch die Aufgabe übernehmen müßte, einen großen Transport von Landungstruppen zu decken. Allein ein paar meuterische Torpedoboote könnten da eine unsagbare Verwirrung und ungeheures Unheil anrichten. Den Durchmarsch zu Lande nach Konstantinopel werden Rumänien und Oesterreich-Ungarn kaum gestatten, und dem Ausgang eines Landfeldzugs in Anatolien, wo es sich nach der Einnahme von Erzerum noch um den Vormarsch auf der beinahe 800 Kilometer langen Strecke nach Angora bis zum Beginn der anatolischen Bahn handelt, vermag nach den Erfahrungen des russisch-türkischen Krieges von 1877/78 und denen des Feldzugs in der Mandschurei niemand mit besonderer Zuversicht entgegenzusehen. Nach dieser Richtung hin jetzt schon in eine nähere Erörterung der strategischen Möglichkeiten einzutreten, ist es übrigens auf jeden Fall viel zu früh. Viel näher, als der ernsthafte Gedanke an einen Türkenkrieg würde es vom russischen Standpunkt aus liegen, die so plötzlich aufgekommenen Kriegsgerüchte dazu zu benutzen, um den voraussichtlich doch nicht mehr lange aufschiebbaren Beginn des Staatsbankerotts durch einen plausibeln Vorwand politischer Notwendigkeit zu begründen. Ob eine solche finanzpolitische Aktion jetzt schon unmittelbar bevorsteht, wird davon abhängen, ob und welche Aussichten auf weitere Anleihen bestehen. Nach dieser Richtung hin herrscht noch Dunkel. Herr von Mendelssohn ist im Februar in St. Petersburg gewesen — ob zu dem Zweck einer Rücksprache über die Form des Arrangements für den Fall, daß die Barzahlungen sistiert oder eingeschränkt werden müssen, oder um neue Anleihemöglichkeiten auszumitteln, steht dahin. Was aus den 800 Millionen Francs Schatzscheinen wird, die im Jahre 1909 in Paris fällig werden, weiß noch niemand. Das russische Finanzministerium sprengte im Januar das Gerücht aus, diese Anleihe solle aus einer kurzfristigen in eine langfristige verwandelt werden. Von anderer Seite hieß es, die fünfprozentigen Schatzscheine sollen in viereinhalbprozentige russische Rente konvertiert werden, was aber ohne Zustimmung der Gläubiger gleichfalls nicht möglich ist. Vorläufig scheint es, als ob noch keine haltbaren Aussichten auf ein neues Milliardendarlehen oder auf eine günstige Konvertierung der kurzfristigen Schuld bestehen. Diese letztere allein würde der russischen Regierung auch nicht viel helfen, weil sie damit noch kein bares Geld in die Hände bekäme, dessen sie doch so dringend bedarf. In der im Sinne der russischen Interessen schreibenden Finanzpresse fallen jetzt eigentümliche Wendungen auf. So liest man z. B. folgende Darlegung: „Seit Jahren leidet der internationale Geldmarkt an einer chronischen Krankheit die man am besten als „das russische Alpdrücken" bezeichnet. Beinahe jedes Jahr kommt Rußland mit einer neuen Anleihe

heraus, und das Bewußtsein, eine Milliarde nach der andern schlucken zu müssen, lastet natürlich schwer auf den Märkten. Schlucken müssen sie aber jede neue Anleihe, denn eine runde Weigerung würde die Sicherung der alten Anleihen gefährden. Nicht etwa aus Gründen einer finanziellen Impotenz Rußlands. Den Zinsendienst kann Rußland jederzeit aus den Staatseinkünften decken, wenn es den Bahnbau, der heute fast vollkommen aus Staatsgeldern bestritten wird, der privaten Initiative überläßt. Am Können würde es also nicht liegen, wenn eines Tages der viel-berufene Bankerott eintreten sollte, sondern an der Staatsraison, die noch in keinem stark verschuldeten Lande gezögert hat, die Schonung der nationalen Steuerkraft gelegentlich über die Pflichten gegen das Ausland zu stellen. Unter Umständen kann ja eine Zahlungseinstellung ein eminent politischer Akt und eine große Klugheit sein".*) Auch sonst hört man jetzt die Melodie anklingen, finanziell könne Rußland alles leisten, was verlangt wird, aber wozu es sich aus politischen Gründen möglicherweise entschließen würde, das stehe allerdings auf einem anderen Blatt. Auch mein Nachwort im Januarheft der Preußischen Jahrbücher zu dem Artikel von Dr. Polly ist mehrfach wegen seiner angeblichen Schwarzseherei angegriffen worden, so z. B. von Wittschewsky im „Tag". Ich will auf das meiste davon nicht näher eingehen, weil es an sich belanglos ist, so z. B.: der Versuch von Wittschewsky, das Buch von Oserow, das auf der ausgiebigen Benutzung der Akten der Reichskontrolle fußt, als die „Tendenzbroschüre eines ultraliberalen russischen Professors" zu zitieren. Wittschewsky beruft sich aber mir gegenüber weiter darauf, ich hätte zum mindesten die Verpflichtung, in das amtliche Material selbst Einsicht zu nehmen. Die Budgetberichte des Finanzministers, die Ausweise der Reichsbank und die Rechenschaftsberichte des Reichskontrolle seien keine Geheimschriften. Ich glaube, die russischen Publikationen auch ohne Herrn Wittschewskys Aufforderung genügend zu kennen, möchte ihm aber außerdem noch einen Passus aus der Schrift des Gießener Professors der Staatswissenschaften, Biermer, über das russische „amtliche Material" zitieren.**) Biermer schreibt — in richtiger Einschätzung der Kompetenzen der Duma gegenüber dem Budget: „Das russische Reich ist kein Verfassungsstaat, es fehlt also die parlamentarische Aufsicht ganz. Ob es ein Rechtsstaat ist, darf füglich bezweifelt werden. Immerhin haben sich die Finanzminister der letzten Jahrzehnte, namentlich v. Bunge (1882—1887), Wyschnegradsky (1887—1892), Witte (1892—1903) und Kokowzew (1903—1905) bemüht, budgetrechtliche Grundsätze nach dem Muster konstitutioneller Staaten zur Anwendung zu bringen. Rein äußerlich betrachtet, unterscheidet sich das russische Budget von dem westeuropäischer Staaten nicht sehr erheblich. Die in Verfassungsstaaten übliche

*) Die Bank. Monatshefte für Finanz- und Bankwesen. Zweites Heft. Februar 1908, Berlin. Seite 191.

**) Biermer, Der Streit um die russischen Finanzen der Gegenwart und die neue Milliardenanleihe. Gießen, 1906. 2. Auflage. Seite 24 ff.

Finanzrede des Ministers, womit er den Voranschlag vor der Oeffentlichkeit begründet, fehlt auch in Petersburg nicht, nur ist dieses Exposé ein „alleruntertänigster Bericht“ an den Zaren, und daneben her gehen Beratungen im Reichsrat, die aber in der Regel geheim gehalten werden, wenn nicht das Sitzungsprotokoll, wie es bei der denkwürdigen Plenarsitzung vom 20. Dezember 1902, die die Ouvertüre zu Wittes Abgang bildete, geschah, durch Diebstahl oder Indiskretion auf den Redaktionstisch eines sozialdemokratischen Verlegers flog. Hier zeigten sich ganz eigentümliche Widersprüche zwischen dem Immediatbericht an den Kaiser und demjenigen, was der Finanzminister im obersten Beratungskolleg, dem Reichsrate, etwa unserem Staatsrate vergleichbar, zu sagen sich verpflichtet fühlte. Die Abschlußzahlen der russischen Reichskontrolle (Oberrechnungskammer) und Reichsrentei (Reichshauptkasse) werden dagegen veröffentlicht, ja man legt Wert darauf, daß diese Abrechnungen auch im Auslande weite Verbreitung finden. Sieht man sich diese Budgetrechnung etwas näher an, so fällt — und das ist eine Spezialität des Witteschen Finanzsystems — der häufige, ja man kann sagen, fortgesetzte Wechsel in der Berechnung auf. Immer wieder werden neue Methoden erfunden, und schließlich kann man die Tabellen mehrerer Jahre garnicht mehr mit einander vergleichen. Selbst in den Voranschlägen werden die Abschlußzahlen der Vorjahre verschieden angegeben. So stimmen z. B. in einem Fall von den 25 Positionen des Kriegsministeriums 13 mit denen im Vorjahre nicht überein. Eine geradezu unglaubliche Willkür in der Berechnungsart beherrscht den Eisenbahnetat, nach der Eisenbahnverstaatlichung der wichtigste. Der Buchwert der Staatsbahnen wird durch Addition sämtlicher Ausgaben, auch derjenigen, die alljährlich wiederkehren, also laufende Betriebsausgaben sind, auf ganz mechanischem Wege rechnerisch gewonnen. Nicht einmal der Reingewinn des Staatsbahnbetriebs erscheint als eine feste Größe. Für das Jahr 1896 gibt es drei verschiedene Zahlen, die zwischen 24,8 und 11,3 Millionen Rubel, d. h. zwischen 53,6 und 24,4 Millionen Mark, schwanken. Obgleich doch nach Abschluß eines Rechnungsjahres die Reichskontrolle wissen müßte, was für die einzelnen Etatsposten verausgabt und vereinnahmt worden ist, findet man in jeder neuen Budgetabrechnung andere Summen für die Vorjahre. Als Entschuldigung gibt man an, daß man die Berechnungsart habe ändern müssen, jedenfalls ein sehr probates Mittel, um das russische Budget zu einem Buch mit sieben Siegeln zu machen. Russische Finanzpolitiker haben sich wiederholt bemüht, den Schleier zu heben. Sie haben „revidierte“ Rechnungen aufgestellt, und seither ist es üblich geworden, mit „gereinigten“ und „ungereinigten“ russischen Staatsbilanzen zu arbeiten. Ganz reinlich sind wahrscheinlich beide nicht.“

Das Verhältnis zwischen den russischen amtlichen Finanzschriften und der Wirklichkeit läßt sich aber auch noch unter anderem durch ein sehr interessantes Beispiel illustrieren. Bekanntlich wird von den zugunsten Rußlands tätigen Federn die Bedeutung des Eisenbahndefizits für die

russische Finanzwirtschaft immer noch bestritten. So z. B. auch Polly im Januarheft der Preußischen Jahrbücher, Seite 110 f. Man sollte das an besser orientierten Stellen nicht mehr tun, seitdem das von Viermer erwähnte, auch von mir seinerzeit in den Preußischen Jahrbüchern auszugsweise bekannt gemachte Protokoll der Reichsratssitzung vom 30. Dezember a. St. 1902 durch die „Oswoboschdenije" veröffentlicht wurde. Dort gab der Finanzminister Witte im Gegensatz zu seinen jahrelangen für die Oeffentlichkeit berechneten Täuschungsversuchen die Tatsache des sehr großen Eisenbahndefizits zu. Für 1900 gab er es auf 2,6 Millionen Rubel an, für 1901 auf 32,9 Mill. Rubel, für 1902 auf 45 Mill. Rubel, für 1903 erwartete er 51 Mill. Rubel, für 1904 über 60 Mill. Rubel, für 1905 über 84 Mill. Rubel. In Wirklichkeit sind auch diese Angaben Wittes im Reichsrat noch nicht vollkommen aufrichtig gewesen, namentlich nicht seine Behauptung, vor 1900 habe es kein Eisenbahndefizit gegeben. Zu Anfang 1906 erwog man im russischen Finanzministerium ernsthaft den Gedanken, den Bankerott durch Sistierung der Barzahlungen einzuleiten. Oserow bestätigt das, wie ich im Januarheft dieses Jahres erwähnt habe, ausdrücklich, aber auch manche Veröffentlichungen des Finanzministeriums schienen bereits darauf vorbereiten zu sollen. Die Pariser Milliardenanleihe ließ dann die akute Sorge noch einmal zurücktreten. Aus jener Zeit aber, wo die Einstellung der Barzahlungen bevorstand, stammt der Budgetbericht des Finanzministers für 1906 an den Zaren. In diesem Schriftstück*) stand die endliche authentische und offizielle Auskunft über den wahren Umfang des Eisenbahndefizits. Auch Martin in seinem immer noch sehr empfehlenswerten Buch**) hat diesen Budgetbericht benutzt. Darnach besteht die Unterbilanz beim Betrieb des russischen Staatsbahnsystems schon seit 1887, mit alleiniger Ausnahme des Jahres 1896. Es hat 1900 61,6 Millionen Rubel ausgemacht, 1902 sogar 114, 1904 beinahe 93 Millionen Rubel — also sehr viel mehr, als der Finanzminister Witte in der Reichsratssitzung „vertraulich" zugab. Von 1887—1904 hat es zusammen 758 Millionen Rubel und im Durchschnitt der Jahre von 1900—1904 ca. 75 Millionen Rubel jährlich betragen. Heute ist es demnach seit 1887 bereits mindestens bei einer Gesamtsumme von einer Milliarde Rubeln angekommen. Daß ein Staat, dessen wirtschaftliche und finanzielle Zustände ohnehin so erschüttert sind, wie es bei Rußland der Fall ist, nicht auf die Dauer eine jährliche Unterbilanz von 175 bis 200 Millionen Mark allein bei seinem Eisenbahnwesen ertragen kann, liegt auf der Hand. Schon in jener Reichsratssitzung vom 30. Dezember 1902 wurde die Notwendigkeit eingesehen, daß schleunige und energische Maßnahmen zur Beseitigung des Eisenbahndefizits getroffen werden müßten, um das Gleichgewicht des Budgets nicht zu gefährden. Gleichzeitig wurde

*) Rapport du Ministre des Finances à S. M. l'Empereur pour l'exercice. 1906. p. 76.

**) Die Zukunft Rußlands, Leipzig 1906, Seite 94 f.

beschlossen, den Kaiser um den Befehl zu bitten: „Es als unabänderliche Richtschnur für die Minister und Ressortchefs zu erklären, daß sie mit Rücksicht auf die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts zwischen den ordentlichen Staatsausgaben und Einnahmen die allerenergischsten Anstrengungen machen sollten, um das Wachstum der Ausgaben in den ihnen anvertrauten Ressorts aufzuhalten." Der ganze Tenor des Protokolls beweist, daß man im Schoße der russischen Regierung schon ein Jahr vor dem Ausbruch des japanischen Krieges anfing, die Finanzlage als besorgniserregend einzusehen, und daß die enormen vom Minister Witte zugestandenen, aber immer noch nicht an die Wirklichkeit heranreichenden jährlichen Defizits der Staatseisenbahnen die hauptsächlichste Unterlage für diese Besorgnis bildeten.

Die Behauptung, daß die Einsichtnahme in das russische amtliche Material geeignet sei, zu einem weniger kritischen und weniger pessimistischen Urteil über die finanziellen Verhältnisse Rußlands zu führen, als ich es mir bisher habe aneignen können, wird also durch eben dieses amtliche Material, zu dem die Reichsratsprotokolle und die offiziellen Budgetberichte des Finanzministers doch wohl gehören, nicht gerade bekräftigt. Im Gegenteil. In Rußland wechseln auch auf anderem Gebiet, als dem der Finanzen, in der Statistik manchmal ganz merkwürdig vorübergehende Perioden der Aufrichtigkeit mit dem für gewöhnlich geübten System der Verschleierung aller unbequemen Daten. Ich erinnere an das bekannte Beispiel von der Sektenstatistik. Der Oberprokureur Pobjedonoszew pflegte in seinem jährlich an den Kaiser erstatteten Bericht die Zahl der Sektierer stets bis auf Hunderte, Zehner und Einer genau mit etwas weniger als einer Million für das ganze Reich anzugeben. Schon in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts war aber einmal eine wirklich ehrliche Enquete über den Umfang des Sektierertums veranstaltet worden, die damals etwa zehn Millionen Sektierer ergab, und diese Zahl war während der liberalen Aera nach dem Regierungsantritt Alexanders II. einmal auch publiziert worden. Später fand man es aber doch wieder bedenklich, und während in Wirklichkeit die Zahl der Sektierer durch die neuaufkommende Bewegung der Stundisten und verwandter Richtungen um Millionen wuchs, verschwand die alte Ziffer aus den offiziellen Berichten, und gleich dem unsterblichen einen Kosaken, der früher als ständiger offizieller Gefallener der Verlustliste während der Kämpfe mit den kaukasischen Bergvölkern unter Kaiser Nikolaus I. figurierte, wurden mit unerschütterlicher Ruhe wiederum Jahr für Jahr die 930 000 und einige Sektierer des Oberprokureurs der heiligen Synode der Oeffentlichkeit präsentiert. Aehnlich ist es wohl auch mit dem Zugeständnis des Milliardendefizits der Eisenbahnwirtschaft im Jahr 1906 gewesen, als man vorübergehend die Lage bereits für so schwierig hielt, daß man glaubte, die Oeffentlichkeit allmählich auf den Staatsbankerott vorbereiten zu müssen. Wenn jetzt nicht noch in letzter Stunde eine neue Anleihe, sei es auch zu den

schlimmsten Bedingungen, glückt, so wird man bald wieder ähnliche Stimmen von russischer Seite hören, und sie könnten dann schwer ein besseres Motto finden, als das von den „allgemeinen" politischen Notwendigkeiten, von dem Zwang der Rücksichtnahme auf die „auswärtige Lage", auf die Möglichkeit, daß Rußland angegriffen werden könnte, wofür der Goldbestand unter allen Umständen zu reservieren sei, usw.

Abgesehen von dieser Gedankenreihe, scheint es aber, daß in der auswärtigen Politik im Augenblick überhaupt Wichtiges vorgeht oder in Vorbereitung begriffen ist. Es ist höchst auffallend, daß gerade jetzt ein russischer Flottenbesuch im Tyrrhenischen Meer stattfindet, bei dem die Offiziere des russischen Geschwaders zu einem Galabesuch beim italienischen Hofe nach Rom kommen und die russische Botschaft in Rom ein großes russisch-italienisches Fest veranstaltet. Nachdem die italienische Presse zunächst eine offenbar nicht uninspirierte Zurückhaltung gegenüber den österreichischen Eisenbahnprojekten auf der Balkanhalbinsel geübt hat, erhebt jetzt der Abgeordnete Cirmeni in dem Turiner Blatt „Stampa" die Forderung, man solle sich nicht durch die Liebenswürdigkeiten des österreichischen Ministers des Auswärtigen darüber täuschen lassen, daß Italiens Interessen gefährdet seien. Es stehe seit zehn Jahren fest, daß Oesterreichs und Italiens Interessen am Balkan unvereinbar seien, und im Augenblick sei Italiens Platz entschiedener als je an der Seite Englands, Frankreichs und Rußlands. Gerade jetzt, wo der russische Flottenbesuch stattfinde, müsse die Wiederannäherung Rußlands an Italien (durch das Unterbleiben des Zarenbesuchs in Rom infolge der Taktlosigkeiten der italienischen Sozialisten und der unbefriedigenden Haltung des damaligen Ministeriums war zeitweilig eine starke Erkältung eingetreten) auf jeden Fall gefördert werden. Zu der Proklamation dieses Systems: England, Frankreich, Italien, Rußland, paßt auch die mehr als kühle Stellungnahme Englands zu den österreichischen Plänen. Man erklärt von dort aus fälschlich, daß die österreich-ungarische Eisenbahnpolitik formell zwar durch den Berliner Vertrag gedeckt, im gegenwärtigen Augenblick aber geeignet sei, die gemeinsame Aktion der Mächte wegen der Justizreformen in Mazedonien zu durchkreuzen. In der mazedonischen Frage drängen die Westmächte unter Führung Englands immer schroffer vorwärts, und die Tatsache, daß Rußland sich ihnen jetzt anzuschließen scheint, wird nicht anders als in Verbindung mit dem englisch-russischen Abkommen über Persien und den mittleren Osten beurteilt werden können. Daß der russisch-englische Vertrag nicht ohne Rückwirkung auf die türkischen Verhältnisse bleiben kann und wahrscheinlich nach dieser Richtung hin gleich anfangs besondere vertrauliche Vereinbarungen enthielt, geht schon aus dem Zusammenhang zwischen der englischen Politik in Indien, Südpersien, Arabien und Aegypten hervor, die zur Herstellung eines großen geschlossenen südasiatisch-ostafrikanischen Machtgebiets rings um den Indischen Ozean auf die Einbeziehung der Region von Bagdad in diese Interessensphäre be-

dacht sein muß. Mit Recht sieht die Pforte in der Nachgiebigkeit gegenüber den Ansprüchen der vier Ententemächte in der mazedonischen Frage nur den ersten Schritt zur faktischen Autonomie Mazedoniens, und ganz besonders widerwärtig ist dabei dem Sultan noch die Tatsache, daß das Programm der Mächte den Forderungen des Korans über den Gerichtsstand der Gläubigen widerspricht. Damit aber wäre die orientalische Frage an ihrer zur Zeit empfindlichsten Stelle angeschnitten. Noch ist die formelle Einheit der Großmächte in dem Notenwechsel mit der Pforte über Mazedonien gewahrt, aber die Gruppierung: England, Frankreich, Rußland, Italien auf der einen, Deutschland und Oesterreich-Ungarn auf der anderen Seite, ist doch deutlich erkennbar. Daß von seiten der Westmächte hierbei auf eine Lösung des mazedonischen Problems hingearbeitet wird, die den Interessen Oesterreich-Ungarns entgegengesetzt wäre, ergiebt sich aus der Natur dieser ganzen Konstellation und ihrer Entstehung, die mit der des englischen Einkreisungssystems gegenüber Deutschland identisch ist, von selbst. In diesem Spiel gilt Rußland soviel, wie man ihm auf der Gegenseite noch an materieller Aktionsfähigkeit zutraut. Die Einsicht in seine wahre politische und finanzielle Lage wird geeignet sein, uns von der Beeinflussung unserer Anschauungen durch Besorgnisse vor dem russischen Machtfaktor soweit wie nötig frei zu halten.

* * *

Staatssekretär Dernburg hat seine ostafrikanischen Reiseeindrücke in der Budgetkommission des Reichstags wiedergegeben und der Abgeordnete Dr. Semler hat einen vortrefflichen Vorschlag für Südwestafrika gemacht. Das Exposé des Herrn Staatssekretärs, das als Anlage zum Protokoll der 55. Sitzung der Kommission für den Reichshaushalts-Etat vom 18. Februar 08 gedruckt ist, ist ein Dokument von hoher Bedeutung für unsere Kolonialpolitik. Es gibt einleitend eine finanziell sehr erfreuliche Uebersicht über die Handelsbewegung, die eigenen Einnahmen und Ausgaben von Togo, Kamerun und Ostafrika und geht dann zu einer ausführlichen Darlegung des Autors über die in Ostafrika zu befolgenden wirtschaftlichen und politischen Methoden über. Herr Dernburg bezeichnet seine Politik selbst als negerfreundlich im Sinne von negererhaltend, insofern als die Eingeborenen in unseren Kolonien einstweilen das größte Aktivum seien, über das wir dort verfügen. Vieles ist darin richtig, vieles schlechthin unwidersprechlich, alles ist in geistreicher und geschickter Weise gesagt. Herr Dernburg beansprucht auf Grund der von ihm persönlich in Ostafrika gewonnenen Anschauungen ein umfassendes Urteil über die Verhältnisse, ein besseres als das vieler sogenannter „alter Afrikaner". Wenn man weiß, was für Leute sich nicht selten zu den „alten Afrikanern" rechnen, so wird man dem beipflichten können — mit dem Vorbehalt, daß es aber auch jetzt noch immer einige ältere Afrikaner gibt, als der Herr Staatssekretär ist. Solche werden sich z. B. über eine Kleinigkeit wundern, die Herrn Dernburg in Mißbehagen versetzt hat: die Nilpferdpeitsche

von Daressalam. Wer in Deutschland von der Nilpferdpeitsche liest, ist geneigt, sich darunter ein furchtbares Instrument von mehreren Metern Länge vorzustellen. Ich vermute, daß der ostafrikanische Kiboko nichts anderes ist, als unser südwestafrikanischer Sjambok, d. h. eine aus Flußpferdhaut geschnittene Reitgerte von der üblichen Länge und Stärke. In Windhuk und allen übrigen Plätzen Südwestafrikas, in Transvaal, in Transoranje, in der Kapkolonie trägt man den Sjambok vielfach wie bei uns einen Spazierstock; es ist eine Art südafrikanischer Dandyartikel, der nur beim Reiten zur wirklichen Anwendung kommt. Man verscheucht auch einmal einen Kafferntöter damit oder klopft auf den Busch, um ihn auf Gewürm zu untersuchen. Daß ein Eingeborener damit gehauen wurde, habe ich, außer wo es sich um den amtlichen Vollzug einer zudiktierten Strafe handelte, bei Zivilpersonen nicht gesehen. Wenn die Praxis in Ostafrika eine ähnliche ist, dann scheint mir der dortige Kiboko in der Tat nicht im geringsten ein Argument für die besondere Neigung der dortigen Weißen zur Mißhandlung von Eingeborenen zu sein. Indes dies ist ja nur eine nebensächliche Kleinigkeit. Von großer Bedeutung dagegen ist es, daß in der Erklärung des Herrn Staatssekretärs jede grundsätzliche Aussprache über das moralische Recht der weißen Rasse auf die Inanspruchnahme einer erhöhten Arbeitsleistung der schwarzen Rasse, und zwar gegebenenfalls auch eine zwangsweise Inanspruchnahme, fehlt. Das ist etwas auffallend, denn von der grundsätzlichen Meinung über das Verhältnis von Rasse zu Rasse unter diesem Gesichtspunkt der Arbeitsverpflichtung wird notwendigerweise die praktische Wirtschafts- und Eingeborenenpolitik abhängen. Je nachdem ob man sich den Herrn Staatssekretär als Anhänger oder als Bestreiter dieser prinzipiellen Arbeitsverpflichtung als Folgerung aus der — mindestens vorläufigen — rassenhaften Minderwertigkeit des Negers vorstellt, wird man seine Erklärung in der Budgetkommission mit einer ganz verschiedenen, ja teilweise direkt entgegengesetzten Interpretation zu lesen haben. Die kolonialpolitisch interessierten Kreise wären Herrn Dernburg sehr dankbar, wenn er sich dazu herbei ließe, ein klares und grundsätzliches Wort über seine Stellung zu diesem Problem zu sagen. Sobald das da ist, und zwar in positivem Sinne, wird man sich über alles andere leicht verständigen.

Die Nationalzeitung vom 15. Februar d. J. bringt eine Zuschrift zum Kolonialetat vom Reichstagsabgeordneten Dr. Semler, der bekanntlich nicht nur Kamerun und Togo, sondern auch Südwestafrika selbst besucht hat. Dr. Semler betont gleichfalls, wie ich es schon vor zwei Monaten in den Jahrbüchern getan habe, daß der Reichstag mit der Forderung von 25 Millionen für 4000 Mann Schutztruppe in Südwestafrika für das kommende Etatsjahr vor keine leichte Entscheidung gestellt wird. Er schreibt: „Ich stehe nicht an auszusprechen, daß ein jährlicher Militäretat nur für die südwestafrikanische Schutztruppe von 25 Millionen nicht in dem richtigen Verhältnis zu dem Werte der Kolonie steht." Im Zusam-

menhang hiermit macht Herr Dr. Semler einen Vorschlag, dem man in seiner überraschenden Einfachheit nur auf das Rückhaltloseste zustimmen kann: wenn schon einmal die Kolonialverwaltung eine so hohe Belastung des südwestafrikanischen Schutztruppenetats für notwendig hält, dann wenigstens die jetzt bevorstehende Ablösung von 880 Köpfen nicht wie bisher aus Reitern, sondern aus Pionieren und Eisenbahntruppen bestehen zu lassen und diesen von vornherein die Aufgabe zuzuweisen, den notwendigen weiteren Eisenbahnbau in der Kolonie — d. h. zwischen Keetmanshoop und Windhuk — in Angriff zu nehmen. Die Argumente, die der Verfasser für seinen Vorschlag vorbringt, sind schlechthin schlagend, und es ist unmöglich, daß von einer sachverständigen Seite irgend etwas Haltbares gegen sie vorgebracht werden kann. Da diese Eisenbahntruppen im Notfall dem Gouvernement natürlich auch als bewaffnete Macht zur Verfügung stehen, so wird es meines Erachtens vollkommen ausreichen, wenn außer ihnen noch eine Truppe von 2000 Mann sowie der erforderlichen Artillerie in Südwestafrika unterhalten wird.

Paul Rohrbach.

Ostmarken-Vorlage. — Der neue Reichsschatzsekretär und die allgemeine Politik.

Das Schicksal der Ostmarkenvorlage ist noch immer höchst zweifelhaft. Die Kommission des Herrenhauses hat die Enteignung ungefähr in dem Sinne, wie es in diesen „Jahrbüchern“ vorgeschlagen wurde, beschränkt, indem sie allen Besitz, der seit mehr als zehn Jahren in derselben Familie ist, von der Enteignung ausgenommen hat. Nur der Besitz also, der erst vor kurzem in andre Hand übergegangen oder der künftig ver- und gekauft wird, ist der Möglichkeit der Enteignung ausgesetzt. Damit sind die moralischen Bedenken gegen die ganze Prozedur auf ein erträgliches Maß eingeschränkt. Aber freilich, ob damit im ganzen etwas gewonnen ist, ist sehr zweifelhaft, denn die Waffe, die die Regierung mit einem solchen Gesetz in die Hand bekommt, ist sehr wenig wirksam. Das ganze Odium aber und die ganze Gefahr des Prinzips einer Enteignung aus Parteigründen bleibt bestehen. Es bleibt bestehen, daß, wenn früher nur enteignet werden durfte zu Gunsten der öffentlichen Gewalt, künftig ein Mann enteignet werden könnte, bloß weil er Sculzki heißt, zugunsten eines andern, der Schulz heißt. Auch viele Politiker, die die Enteignung aus nationalen Gründen für notwendig halten, sind doch der Meinung, daß es besser sei, den Vorschlag der Herrenhauskommission abzulehnen, da der Gewinn dem Spiel nicht entspreche. Man arbeitet wohl noch an einem Kompromiß, etwa die zehnjährige Schutzfrist auf fünfzehn oder zwanzig Jahr herabzusetzen, aber je länger die Verhandlungen dauern, desto mehr zeigt sich, wie sehr die öffentliche Meinung gegen das ganze Projekt ist. Man fühlt, daß selbst in der schärfsten Form für das Nationalitätenproblem selbst auf

diesem Wege bei der ungeheuren Stärke der polnischen Bevölkerung in Preußen unmöglich etwas Wesentliches geleistet werden kann und die Verletzung des Rechtsbewußtseins, so sehr diese Empfindung heute im deutschen Volke auch abgestumpft ist, macht sich doch in offenbar steigendem Maße geltend. Namentlich in der Provinz Posen selbst wächst die Protestbewegung von Tag zu Tag. Eine große Versammlung der deutschen Bürgerschaft der Stadt Posen hat sich mit allen gegen zwei Stimmen gegen die Enteignung erklärt und nachdem zuerst der Oberamtmann Fuß mit seiner Broschüre von höchster Leidenschaft fast allein zu stehen schien, treten jetzt Hunderte und Aber-Hunderte von Unterschriften deutscher Grundbesitzer gegen die Enteignung hervor. Der Oberpräsident von Waldow tut was er kann, um den Strom zu dämmen, aber es ist alles vergeblich. Einer der Führer der Bewegung trat unter der persönlichen Einwirkung des Oberpräsidenten mit einer öffentlichen Erklärung von der Agitation zurück, aber nach zwei Tagen erließ er eine neue Erklärung, in der er seine Unterschrift aufrecht erhielt. Der Verfasser der Broschüre „Landlose Polen", die ich herausgegeben habe, ist trotz seines harmlosen Pseudonyms „Wilhelm" glücklich entdeckt und sofort aus der Provinz fortversetzt worden. Ohne schärfste Anziehung der Zügel scheint die Provinz nicht mehr zu regieren zu sein. Auch die Professoren der Akademie müssen sich in acht nehmen, in ihren Vorlesungen etwas unliebsames zu sagen. Die Hakatisten tun natürlich was sie können, um den Eindruck hervorzubringen, daß trotz allem die deutsche Bevölkerung der Provinz hinter der Regierung stehe. Die Unterzeichner der Petition gegen die Enteignung werden in den nationalen Zeitungen persönlich verunglimpft und verdächtigt, und eine Deputation ist bei dem Oberbürgermeister von Posen erschienen, um ihn als Mitglied des Herrenhauses für die Enteignung zu stimmen. Aber unglücklicherweise hatte man beobachtet, wer diese Deputation, die die Meinung des Posener deutschen Bürgertums zum Ausdruck bringen sollte, bildete — es waren lauter Regierungsbeamte. Von den Konservativen bis zu den Freisinnigen ist eben das Deutschtum der Provinz, mit Ausnahme der ausgesprochenen Hakatisten, durchweg entweder zurückhaltend oder offen und entschieden gegen die Enteignung. Diese Tatsache wird auf die Entscheidung des Herrenhauses und schließlich auch des Abgeordnetenhauses, wenn die Vorlage noch einmal an dieses zurückkommt, doch wohl nicht ohne Wirkung bleiben. In einem von großer politischer Klugheit zeugenden Artikel hat denn auch die Kreuzzeitung der Regierung bereits den Rat erteilt, die Vorlage zurückzuziehen; eine Niederlage liege darin nicht, denn die Wirkung, auf die es hauptsächlich ankam, den Polen zu zeigen, welche Waffen die Regierung im äußersten Fall noch im Arsenal habe, sei erreicht, man könne, wenn sich auch jetzt noch kein Friede herstellen lasse, wieder auf die Enteignung zurückgreifen, vorläufig aber solle man einmal suchen, so auszukommen.

* *
*

Unsere innere Situation charakterisierte ich im letzten Heft prinzipiell dahin, daß der Herr Reichskanzler in vorsichtiger Abwägung der Kräfte der verschiedenen Parteien sich nach wie vor wesentlich zu den Konservativen halte, den Durst der Freisinnigen mit einigen auf die Zunge gespritzten Tropfen lindere und auf diese Weise die Existenz des Blocks zwar schütze, ihn aber auch vor jeder Tätigkeit an seinen eigentlichen Hauptaufgaben, der Reform des Wahlrechts und der Schaffung neuer Steuern bewahre. Der Versuch, die Wahlrechtsfrage durch eine Volksbewegung in Fluß zu bringen, ist völlig gescheitert; weder die Sozialdemokraten noch die Freisinnigen haben irgend etwas imponierendes zustande bringen können. Das Volk verhält sich in dieser wichtigen Angelegenheit so gut wie gleichgültig.

In der Finanzfrage ist nach langem, langem Zaudern und Suchen ein wichtiger Schritt geschehen durch die Ernennung eines neuen Reichsschatzsekretärs. Das würde an sich noch nicht so viel bedeuten, denn Herr von Stengel war für seinen Posten in hohem Grade geeignet und hat so viel in ihm geleistet, wie ein Mann nur leisten kann. Mit so guten Hoffnungen man auch eine schon vielfältig bewährte jüngere Kraft wie Herr Sydow in dem neuen Amt begrüßen mag, die Person vermag an dieser Stelle wenig, worauf es ankommt, ist allein die parlamentarische Taktik. Wir brauchen 400 Millionen Reichssteuern und es ist deutlich genug, auf welchem Wege sie zu beschaffen sind: Zigarren-Banderolensteuer, Spiritus-Monopol, vielleicht verbunden mit Petroleum-Monopol, Biersteuer, Reichs-Erbschaftssteuer, Beschränkung des Intestat-Erbrechts der Seitenverwandten auf den fünften Grad (Vetter des Vaters). So ungefähr lautete schon Herrn von Stengels Programm — weshalb hat er es nicht durchsetzen können? Der wesentliche Punkt bei der Ernennung des Herrn Sydow ist zu sehen in seiner gleichzeitigen Ernennung zum preußischen Staatsminister. Diese Stellung hat keiner der bisherigen Reichsschatzsekretäre gehabt, sie ist aber politisch von höchster Wichtigkeit, denn sie bedeutet nichts anderes, als daß dem neuen Schatzsekretär die Möglichkeit gewährt und damit die Aufgabe gestellt werden soll, den Widerstand, der bisher im preußischen Staatsministerium der Reichsfinanzreform in den Weg gelegt wurde, niederzukämpfen und zu brechen. Es ist seit langem klar, daß der Vater aller Hindernisse der preußische Finanzminister, Herr von Rheinbaben, ist. Die Reform der preußischen Einkommensteuer, gegründet auf eine völlige Trennung der Besteuerung der Aktiengesellschaften von der Besteuerung der physischen Personen ist eine Idee, deren Fruchtbarkeit auf der Hand liegt, aber das preußische Finanzministerium kommt damit nicht vom Fleck. Eine schärfere Trennung des Eisenbahnetats von dem allgemeinen Etat ist im Abgeordnetenhause wiederholt in Anregung gebracht und gefordert worden; wer sich widersetzt, ist der Herr Finanzminister. Eine Reichssteuerreform hat, wie alle Welt seit Jahren weiß, schlechterdings keine Aussicht, wenn sie nicht mit einer scharfen Heranziehung der großen Vermögen, sei es in einer Reichsvermögenssteuer, sei es der Ausdehnung der Reichserbschafts-

steuer, verbunden ist; wer sich ohne jeden tieferen sachlichen Grund, aus bloßem agrarisch-kapitalistischem Vorurteil widersetzt, ist Herr von Rheinbaben. Hier also hat Herr Sydow den Kampf aufzunehmen, und zu diesem Zweck ist er nicht bloß Staatssekretär, sondern auch Staatsminister geworden. Hinter Herrn von Rheinbaben freilich steht das Gros der konservativen Partei, die heute noch, ermutigt durch die Nachgibigkeit des Reichskanzlers, ihre Macht im Abgeordnetenhause rücksichtslos und schonungslos in allen Ressorts handhabt. Selbst Herr Holle, der neue Kultusminister, hat keine volle Gnade vor ihren Augen gefunden, und während die Liberalen außer sich sind, daß auch die angebliche Konzession mit dem Rücktritt des Herrn Studt sich als eine Täuschung erwiesen und Herr Holle ganz im Geist seines Vorgängers weiterregiert, so nehmen die Konservativen die Gelegenheiten wahr, dem Herrn Minister durch diesen oder jenen Beschluß zu zeigen, daß sie mit dem Zentrum zusammen im Hause die Majorität haben, und daß sie nach wie vor auf der Verwaltung seines Ministeriums im Geiste dieser Kombination bestehen.

Es ist leicht zu kritisieren, aber man sieht, es ist nicht leicht, bei derartig zusammengesetzten Parlamenten in Deutschland-Preußen zu regieren, im Reich mit den Freisinnigen Steuern zu konstruieren und in Preußen den Kultusminister unter der konservativ-klerikalen Fuchtel stehen zu lassen. In diesem Sommer haben wir die neuen Wahlen zum Abgeordnetenhause noch nach dem alten System, es wird von unendlicher Tragweite sein, ob die preußische Wählerschaft die heutigen Majoritätsverhältnisse bestätigt oder ob selbst dieser Wählerschaft endlich die Geduld reißt. Das preußische Volk? Ja, wenn man in Preußen das Volk ernstlich fragte, dann hätten wir schon längst andere Zustände. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Anders, Erwin. — Schwarzenbergs Disposition für den 14. Oktober 1813. Berliner Dissertation. Berlin, Landsbergerstr. 108, Wilhelm Pilz.

Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. — Herausgegeben von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé. XXVI. Band. 1. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Bamberger, Georg. — Erbrechtsreform. Ein sozialpolitischer Vorschlag zur Befestigung der Reichsfinanzen. 78 S. Berlin, J. Guttentag.

Bendixen, Dr. Friedrich — Das Wesen des Geldes. Zugleich ein Beitrag zur Reform der Reichsbankgesetzgebung. M. 1.40. Leipzig, Duncker & Humblot

Berger, Arnold, E. — Die Kulturaufgaben der Reformation; M. 6.—. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungs-Jahren 1901 bis 1905. II. Teil.

Bernoulli, Carl Albrecht. — Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. Eine Freundschaft. M 7.50, geb. M. 9.—. Jena, Eugen Diederichs.

Bertholet, A. — Religionsgeschichtliches Lesebuch. M. 6 60, geb. M. 8.—. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Breslauer Studien zur Geschichte. 1. Heft. Ludwig, Dr. Victor. — Ueber Friedrich Wilhelms IV. Stellung zur Preussischen Verfassungsfrage. M. 8.—. Breslau, Trewendt & Granier.

Breslauer Studien zur Geschichte. 2. Heft. Thierse, Dr. Paul. — Der nationale Gedanke und die Kaiseridee bei den Schlesischen Humanisten. M. 4.50. Breslau. Trewendt & Granier.

Brunner, Dr. Georg. — Die religiöse Frage im Lichte der vergleichenden Religionsgeschichte. M. 1.80. München, C. H. Beck.

Büchner, Dr. Wilhelm. — Fauststudien M. 1.80. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf.

Burckhard, Max. — Das Theater. (Die Gesellschaft Bd. XVIII.) M. 1.50, geb. M. 2.—. Frankfurt a. M, Rütten & Loening.

Comenius, Joh. Amos. — Das Labyrinth der Welt. M. 6.—, geb. M 8.—. Jena, Eugen Diederichs.

Carare, J. — Gedanken über Inhalt und Bedeutung der Wassertaufe. M. 1.— Berlin, Hermann Walther

Dähnhardt, Oskar. — Natursagen. Eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden, herausgegeben von Oskar Dähnhardt. Band I Sagen zum Alten Testament. Geh. M. 8.—, geb. M. 10.50. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

—,— Schwänke aus aller Welt. Geb. M. 3.—. Leipzig, B G. Teubner.

Denkschrift betreffend die Entwickelung des Kiautschou-Gebiets in der Zeit vom Oktober 1906 bis Oktober 1907. Berlin, Reichsdruckerei.

Deutsche Arbeit. — Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrg. 7, Heft 5. M. 1.20. Prag, Karl Bellmann

Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern. I. Band. M. 18,50. geb. M. 16,50. Jena, Eugen Diederichs.

Donatello. — Des Meisters Werke in 277 Abbildungen. Herausgegeben von Paul Schubring. Geb. M. 8.—. (Klassiker der Kunst, Bd. 11.) Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Dokumente frühen deutschen Lebens. Erste Reihe: Das deutsche Lied, geistlich und weltlich bis zum 18. Jahrhundert. Katalog III M. 8.—. Berlin, Martin Breslauer.

Ewald, Dr. Oscar. — Kants kritischer Idealismus als Grundlage von Erkenntnistheorie und Ethik. M 10.—. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Fischer, Friedrich. — Unser alte Fritz. M. 1.50. Dresden, E. Pierson.

Fischer, Kuno. — Ueber David Friedrich Strauss. Gesammelte Aufsätze. M. 8.60. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbh.

Fried, Alfred H. — Die zweite Haager Konferenz, ihre Arbeiten, ihre Ergebnisse und ihre Bedeutung. Brosch. M. 3.50, geb. M. 5.—. Leipzig, B. Elischer Nachf.

Fridrichowicz, Dr. Eugen. — Kurzgefasstes Compendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort. Bd. I, Theoretische Volkswirtschaftslehre. Zweite umgearbeitete Auflage. Geb. M. 4.—. Berlin, R Trenkel.

Geffcken, J. — Christliche Apokryphen. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. herausgegeben von Fr. Michael Schiele. 1. Reihe, 15. Heft). 70 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr.

v. Gerlach, Helmuth. — Das Parlament (Die Gesellschaft, Bd. XVII). M. 1.50, geb. M. 2.—. Frankfurt a. M. Rütten & Loening.

Glocke, Die, Monatshefte für Literatur und Wissenschaft. Heft XI. Jahrespreis 3 Dollar. Für das Ausland 4 Dollar. Einzelheft 25 C. Evanston-Chicago. U. S. A. Verlag der Glocke.

Gurlitt, Ludwig. — Die Schule (Die Gesellschaft Bd. XVI). M. 1.50., geb. M. 2.—. Frankfurt a. M. Rütten & Loening.

Hoffmann, Adalbert — Johann, Christian Günthers Schulzeit und Liebesfrühling. Ein Beitrag zum Lebensbild des Dichters. M. 2.—. Jauer, Oskar Hellmann.

Hoffmann, Karl. — Zur Literatur und Ideen-Geschichte. Zwölf Studien. 163 S. Charlottenburg, Günther'sche Buchhandlung.
Hochland. — Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst, Herausgegeben von Karl Muth, V. Jahrgang, 5. Heft. Vierteljährlich M. 4.—. Einzelheft M. 1.50. München und Kempten, Jos. Kösel.
Huch, Ricarda. — Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Brosch. M. 4.—. Leipzig, H. Haessel.
Jahresbericht und Mitteilungen der Handelskammer zu Cöln. 1906—07. Heft 5. Cöln, M. du Mont Schauberg.
James, William. — Pragmatismus. Deutsch von Wilhelm Jerusalem. M 5.—, geb. M. 6.—. Leipzig, Dr. Werner Klinghardt.
Jaurès, Jean. — Histoire Socialiste (1889—1900) Tome XI, La Guerre Franco-Allemande (1870—1871) par Jean Jaurès. La Commune (1871) par Louis Dubreuilh. Paris, Publications Jules Rouff et Cie
Katalog der Bibliothek des Vereins für die Geschichte Berlins. Bearbeitet von Hugo Guiard. 285 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Kelter, Edmund. — Ein Jenaer Student um 1630. Mit 27 Abbildungen M. 2.50, geb. M. .50. Jena, Eugen Diedrichs.
Landauer, Gustav. — Die Revolution. (Die Gesellschaft Bd. XIII. M. 1.50, geb. M. 2.—. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
Lasson, Georg. — Hegel. (Aus der Gedankenwelt grosser Geister Bd. 4.) Br. M. 2 50, geb. M. 3.—. Stuttgart, Robert Lutz.
Laube, Heinrich. — Gesammelte Werke in fünfzig Bänden. I. bis III. Band. Leipzig, Max Hesse.
Mädchenbildung. Die höhere, — Vorträge gehalten auf dem Kongress zu Kassel am 11. und 12. Okt. 1907. M. 1.80 Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.
Meyer, Friedrich. — Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek M. 25.—. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung.
Mielke, R. — Das deutsche Dorf. (Aus Natur- und Geisteswelt, Band 192.) Leipzig B. G. Teubner.
Mitteilungen. der Handelskammer Graudenz. Herausgegeben von der Handelskammer als ihr amtliches Organ. III. Jahrgang No. 2. Graudenz, Januar 1908.
Münz, Dr. Wilhelm. — Einsames Land. Erzählungen und Stimmungsbilder. M. 2.50 M. Frankfurt a. M., J. Kauffmann.
Müller, S. — Technische Hochschulen in Nordamerika. (Aus Natur und Geisteswelt 190 Bd.) M. 1.—, M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herrn Dr. Paul Rohrbach, Berlin-Friedenau, Isoldestr. 1.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Paul Rohrbach,
Berlin-Friedenau, Isoldestr 1. Telephon: Amt Friedenau 739.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr 14.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertzweiunddreißigster Band.

April bis Juni 1908.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1908.



Inhaltsverzeichnis

des

132. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.



Kirchliche Armenpflege.

Von

Professor D. Simons.

Eine besondere kirchliche Armenpflege neben der bürgerlichen wird von vielen für durchaus unnötig gehalten, auch von solchen, die keine Kirchenfeinde sind. Versuche, sie einzuführen, gelten als ein Zeichen von Engherzigkeit, von geistiger Rückständigkeit in einer Zeit, deren Zug so deutlich auf interkonfessionelle Wohltätigkeit sich hinbewege; wo sie aber noch bestehe, da könne sie nichts besseres tun, als in der bürgerlichen aufzugehen, vorausgesetzt, daß diese gut organisiert sei; denn dann genüge diese vollauf. In der Stadt, die durch die Organisation ihrer bürgerlichen Armenpflege Weltruf erlangt hat, ist man anderer Meinung. Das Elberfelder System ist vortrefflich, und es ist für viele Städte vorbildlich geworden. Aber eben dort denkt man nicht daran, die kirchliche Armenpflege deswegen eingehen zu lassen, sondern hat sie seither erneuert und ausgebaut. Und das ist nicht eine Privatliebhaberei des Wuppertals; von anderen Städten, die jenes System eingeführt haben, z. B. Leipzig, gilt das Gleiche.

Denn die bürgerliche Armenpflege für sich allein genügt nicht. Sie beruht auf Gesetz; die bürgerlichen Gemeinden sind gesetzlich gehalten, ihre Armen zu unterstützen. Das weiß in der Regel auch der Arme, und obschon er nicht gerade vor Gericht als Kläger auftreten kann wegen versagter Unterstützung, so kann er doch auf mancherlei Weise vorstellig werden, so daß sein Anspruch auf Unterstützung einem Recht darauf nahe kommt. Jedenfalls nimmt er den ihm bewilligten Satz als etwas, das ihm zukommt, ohne Dankbarkeit. Gegen wen auch sollte er sie empfinden? Staat und Stadt stehen ihm zu fern oder doch unpersönlich gegenüber, als daß er dankbare Gesinnung gegen sie hegen könnte; auch nur flüchtige Dankesgefühle erwarten, wäre hier zu viel verlangt, wenn doch

selbst der Gebildeten Dankbarkeit gegen diese Wohltäter sehr kühler Art zu sein pflegt. Der städtische Armenpfleger aber war zur Annahme seines Amtes verpflichtet — nur aus zwingenden Gründen ist Ablehnung der Wahl statthaft — und daß, was er austeilt, nicht aus seiner Tasche kommt, weiß jeder Arme. Es ist aber Dankbarkeit zu wünschen, nicht um der Geber, sondern um der Empfänger willen, damit durch die äußere Hilfe oder mit ihr auch innerlich etwas bewirkt oder doch angebahnt werde. Dazu kommt, daß die bürgerliche Armenpflege nur so viel bewilligen darf, wie zur Bewahrung vor dem Hungertode unerläßlich ist, abgesehen von dem, was etwa der Armenarzt verordnet. Anderenfalls würden ja wer weiß wie viele, die jetzt noch arbeiten, es vorziehen, als Pensionäre der Armenverwaltung zu leben. Schließlich ist daran zu erinnern, daß die Unterstützung von dieser Seite erst eintreten darf, wenn eigentliche Verarmung, die Unfähigkeit, sich selbst oder die Familie zu ernähren, festgestellt ist, nicht früher. Aus all diesen Gründen ist eine Ergänzung erforderlich durch eine Armenpflege, die auf freier Liebestätigkeit beruht, die zwischen Gebenden und Empfangenden ein festeres und innerlicheres Band zu knüpfen imstande ist und nicht so leicht eine Abstumpfung des Ehrgefühls mit sich bringt, die, wo es angebracht ist, reichlicher geben kann, und die auch da schon eintreten darf, wo es noch nicht zum Aeußersten gekommen ist. Nach solcher Ergänzung, so scheint es, braucht niemand erst zu fragen; wir haben ja die Privatwohltätigkeit. Aber was sie leistet, entbehrt in der Regel des Planes, des Zusammenhangs, kommt über die Art des Zufälligen, weil auch von jeweiliger Stimmung Abhängigen nicht hinaus. Darum hat sie sehr häufig demoralisierende Wirkung. Der eine Geber weiß nicht, daß und was der andere gegeben hat. Wer darum von den Armen „darauf zu laufen“ versteht, wie das Volk sagt, bekommt von dem Einen und dem Anderen, dem Dritten und dem Vierten. Die Zeitungsnotizen von Bettlern, die sich ein Vermögen zusammengebettelt haben, oder von solchen, die durch den Ertrag ihres Gewerbes erlesene Genüsse sich zu leisten vermochten, überraschen den nicht, der weiß, wie gedankenlos, planlos, leichtfertig gegeben wird. Und wer in einer Kirchgemeinde seelsorgerisch gearbeitet hat, der macht die Erfahrung, daß zu den Gemeindegliedern, die am meisten Mühe machen, den anspruchsvollen, arbeitsscheuen, lügenhaften, ja raffinierten, die Armen gehören, die durch ungeordnete Wohltätigkeit verdorben sind. Privatwohltätigkeit als bloßes Almosen durch die Tür oder auf der Straße hält Menschen

in der Armut drunten, von denen nirgendwo geschrieben steht, daß sie arm bleiben müssen, speist den Leib und läßt die Seele darben, lähmt die Tatkraft und stützt die Herrschaft des Branntweins. So hart es klingt, so richtig ist es, daß nächst dem Laster die Wohltätigkeit in ihrer gewöhnlichen Ausübung das Verderblichste ist. Einer der treuesten und tätigsten Freunde der Armen, von Bodelschwingh, wird nicht müde, vor dem Almosengeben zu warnen, aber selbst viele kluge Leute können sich von diesem gefährlichsten Mittel der Wohltätigkeit nicht trennen, weil es das bequemste ist.

Der Privatwohltätigkeit der Einzelnen gegenüber stellt die durch Vereine einen Fortschritt dar, aber groß ist er nicht; viele Mängel und Schäden kehren auf dieser Stufe wieder, wie zahlreiche Beobachtungen und Erfahrungen unerquicklichster Art beweisen. Wenn etwas geeignet ist, von flachem Optimismus zu kurieren, gegen eine nur in der „edlen Humanität" wurzelnde Wohltätigkeitsübung nachdenklich zu stimmen, ja daran irre zu machen, dann ist es eingehendere Tätigkeit in der Armenpflege der großen Städte. Vor Jahren machte einiges Aufsehen eine kleine Schrift „Die Sünden der Armen", deren Verfasser sich nicht nannte. Da wurde aus ziemlich umfangreichem Material sehr viel Unerfreuliches, Widerwärtiges mitgeteilt und daraus wurden Schlüsse gezogen: Das Mitleid mit den Armen sei unstatthaft; die lebten oft viel behaglicher als viele im Mittelstand. Von Dankbarkeit sei keine Rede bei ihnen; ehe man fortfahre sie zu unterstützen, müsse man eine gründliche Aenderung von ihnen fordern. Es sei heute Mode geworden, die Besitzenden anzuklagen, ihnen alle Schuld an unserer sozialen Misère aufzubürden, man solle gerecht sein und auch den Armen ihre Sünden vorhalten. Der Verfasser redete sich in großen Eifer herein und bemerkte gar nicht, daß seine Schrift zur schärfsten Kritik nicht der Armen wurde, sondern der Besitzenden und ihrer an den Armen durch ihre vielen Vereine ausgeübten Wohltätigkeit, zur schlagenden Rechtfertigung der Kritik, die unsere durchschnittliche Vereinswohltätigkeit gegen sich herausgefordert hat. Es scheint ja, als hätten wir es herrlich weit gebracht, wenn z. B. ein Dutzend von Vereinen oder noch mehr, einer nach dem andern, sich mit ein und demselben bedürftigen Kind befaßt; für jede Hilfeleistung in jedem Lebensalter ist ein besonderer Verein da. Aber es bedarf nicht besonderen Scharfblicks, um zu erkennen, daß, mag auch jeder Verein seine Aufgabe erfüllen, die Zersplitterung nicht heilsam ist. Wie Spielbälle gehen die Wohltätigkeitsobjekte aus der Hand des einen Vereins in die des anderen,

keiner sieht sich nach ihnen um, wenn seine Spezialhilfe geleistet ist. Der Mangel an Plan, an Zusammenhang im Helfen liegt auf der Hand; zu einer durchgreifenden Hilfe kommt es nicht, vielmehr stellen sich auch hier die nachteiligen Folgen der Zersplitterung ein, wie sie schon Schleiermacher in seiner ausgezeichneten Predigt über die christliche Wohltätigkeit mit Meisterhand gezeichnet hat. Wenn die Linke nichts weiß vom Liebesdienst der Rechten, so ist es gut, wenn aber der eine Verein gar keine Kunde hat von dem, was der andere an Unterstützung verausgabt und wen er unterstützt, so ist das vom Uebel. Wie leicht es manche Armen fertig bringen, von verschiedensten Seiten zu gleicher Zeit Unterstützung zu erlangen, wie ein und dasselbe Kind drei oder mehr Konfirmandenkleider bekommt, ein und dieselbe Familie so und so viele Weihnachtsbescheerungen, das weiß, wer in großstädtischer Armenpflege gearbeitet hat.

Indessen, die Vereine können in ein Einvernehmen mit einander treten, sich genaue Mitteilungen machen, oder eine Zentralstelle, sammelt alles Material und erteilt Auskunft. Solche Wohltätigkeitszentralen bestehen ja in manchen Großstädten, und ihre Arbeit ist dankenswert. Eine Kontinuität der Hilfeleistung können sie aber nicht zustande bringen, und auch der andere Schaden bleibt bestehen, daß den Verein mit seinen Pfleglingen kein innerliches Band verknüpft. Das Verhältnis bleibt das von Subjekten und Objekten der Wohltätigkeit. Eine Anzahl von Leuten ist vereinigt durch das sehr ehrenwerte Bestreben, einer Anzahl ihrer Nebenmenschen etwas Gutes zu tun. Welchen? das findet sich; denen, die sich melden, oder die einzelne Mitglieder als bedürftig kennen oder die von dritter Seite empfohlen werden. Eine tiefere Verpflichtung, ein bestimmter Beruf auf seiten des Vereins liegt nicht vor. So kann denn auch, wenn morgen einige besonders leistungsfähige Mitglieder verziehen oder sterben, der Verein sich auflösen und seine Stätte kennt ihn bald nicht mehr. Viele dieser Vereine bilden sich und vergehen, wie am Strand Sandhügel zusammen- und auseinandergeweht werden. Sie sind keine historischen Gebilde. Solche sind die christlichen Gemeinden. Sie sind nicht von gestern her, und daß sie über morgen hinaus noch sein werden, ist bei ihnen wahrscheinlicher als bei vielen Vereinen. Die Unterstützung aber wird in ihrer Mitte ausgeübt nicht von Subjekten an Objekten, sondern von Gemeindegliedern an Gemeindegliedern. In ihnen kann darum die Armenpflege anders als von seiten der Vereine geschehen, sie kann eher mit erzieherischer Wirksamkeit verbunden sein. Was

die Vereine an solcher leisten, ist gleich Null. Ist es immer wieder die Eine Gemeinde, die an denselben Familien durch ihre Organe jahraus, jahrein in den verschiedensten Fällen bei allen möglichen Bedürfnissen eintritt und arbeitet — welch ein ganz anderes Kennenlernen, welch ganz andere Möglichkeit, erzieherisch einzuwirken, ist da vorhanden! Bei den Vereinen bleibt leicht die Prüfung der Verhältnisse oberflächlich, weil kein näherer Zusammenhang besteht zwischen dem Verein und dem Armen, der dem Verein ja nicht angehört. Nur zu leicht geht hier die Liebestätigkeit in die Breite statt in die Tiefe. Sie bringen es nicht zu der Sammlung von Erfahrungen, die nötig ist, um wirklich der Armut beizukommen. Ja, so hart es klingt, diese zersplitterte und zersplitternde Vereinstätigkeit hat einschläfernd gewirkt. Wenn fleißige und gesunde Familienväter eine Familie von mittlerer Größe nicht ernähren können, so weist das auf soziale Schäden hin, auf Verkehrtes im Bestand und Betrieb unseres wirtschaftlichen Lebens. Nun geben die vielen Vereine jeder ein Teilchen Zulage zum ungenügenden Arbeitslohn, keiner kümmert sich recht um die Gesamtlage der Familie, keiner gewinnt eine Gesamtanschauung von ihrer ökonomischen Not. Eine solche ist aber zu gewinnen, wenn ein und derselbe in den verschiedensten Fällen wieder und wieder einzutreten hat. Der wird, wenn die Familie, deren Haupt gesund und arbeitsam ist, wieder und wieder der Unterstützung bedarf, sehen und sagen, daß hier etwas faul ist im sozialen Organismus, und dem Streben nach ausreichendem Lohn kann so moralische Unterstützung, u. U. direkte Förderung zuteil werden. Dem Gesunden Arbeit mit ausreichendem Lohn, dem Kranken, Schwachen, Arbeitsunfähigen oder nur in beschränktem Maß zur Arbeit Fähigen Unterstützung — das ist das Ziel. Was dies Ziel verdeckt, auf dem Weg dahin aufhält, muß weichen, so gut es gemeint sein mag. Auf diesen Gesichtspunkt wie auch auf die meisten anderen hat Sulze seit Jahren aufmerksam gemacht und auch in seinem neusten ausgezeichneten Buch über die Reform der evangelischen Landeskirche wieder darauf hingewiesen.

Ein Haupthindernis für wirksame christliche Liebestätigkeit ist das Sichverlassen auf unpersönliche Formen der Hilfeleistung, weil man von seinen eigenen Angelegenheiten zu sehr in Anspruch genommen ist, während es doch keinen anderen Weg wirklicher Hilfe gibt, als daß sich der Geber in lebendige und persönliche Beziehung zum Empfänger setzt. Dieser Erkenntnis leistet ein großer Teil der Wohltätigkeit, wie sie von Vereinen, nicht von allen, aber von vielen,

betrieben wird, keinen Vorschub. Und nun gar diese Veranstaltungen, bei denen sich die „gute" Gesellschaft unter Beteiligung von Damen der „höheren" Gesellschaft köstlich amüsiert zum Besten der Armen! Wer wirklich der Armut ins bleiche Antlitz geschaut hat, ist dazu nicht mehr imstande. Von den barmherzigen Tänzern und Tänzerinnen aber wollen viele die Armut gar nicht sehen. Man zahlt sein Billet zum Wohltätigkeitsfest und dann geht es nach der Melodie:

Voller Mitleid und Erbarmen
Lindern wir das Elend gern,
Und dabei bleibt man den Armen
Immer so behaglich fern.

An Wunsch und Bitte, daß die wohltätigen Vereine ihre Tätigkeit gründlich revidieren, die Wahl ihrer Mittel der allersorgfältigsten Prüfung unterziehen, daß vor allem die Kreise, die sich als christlich bezeichnen, keinen Vorspann suchen bei Eitelkeit und Ehrsucht und dem, was Kant „Ehrenwahn" nannte, hat es nicht gefehlt. Aber besser als kritisieren, bitten, wünschen ist es, anstelle des Mangelhaften, ja Schädlichen, das Bessere zu setzen. Das Bessere ist Armenpflege der Kirchgemeinden.

Solche Armenpflege ist nötig auch um der Gemeinden willen. Sie gewährt ihnen ein Feld zur Betätigung; bleibt es unbebaut, so hat die Gemeinde nicht nur den Schaden, daß sie die Frucht nicht empfängt, die hier zu ernten war, sondern auch den anderen, daß ihre Kräfte aus Mangel an Arbeit erschlaffen, ihre Organe verkümmern. Sie darf doch auch ihre eigene Predigt nicht unwirksam machen. Versammelt sie sich im Gemeindegottesdienst, um sich im Glauben zu stärken — so ist es doch der Glaube, der in der Liebe tätig ist. Dann darf sie es aber nicht einzelnen überlassen, ob sie so tätig sein wollen, sondern als Gemeinde hat sie ihre Liebe zu betätigen, und dazu bedarf sie der Armenpflege. Durch sie erweist sie sich als christliche Gemeinde auch außerhalb des Gottesdienstes, durch sie erreicht sie einen festeren Zusammenhang ihrer Glieder. Gemeinsame Arbeit verbindet; ist dies schon bei körperlicher Arbeit der Fall, so gilt es noch mehr von geistiger, und ganz besonders von solcher, die nicht aus Eigennutz oder Ehrsucht geschieht. Auf die Frage, wie man aus Leuten, die mehr oder weniger regelmäßig in eine Kirche gehen, eine Gemeinde mache, lautet die Antwort: durch kirchliche Armenpflege. Wo es gelang, diese zu wecken oder ihre Leistungen zu steigern, traten die einzelnen sich näher, merkten, daß sie zu

einander gehörten und daß solche Zusammengehörigkeit ein Gut ist. Harnack hat einmal gesagt, die Diakonie sei stets eine Folge des gesamten Zustandes der Kirche; die fehlende zu ersetzen, die mangelhafte zu korrigieren, die schwache zu stärken sei allezeit eine Aufgabe, die sich nur indirekt lösen lasse. Man werde die christliche Gemeinde nicht durch die Einführung einer kirchlichen Diakonie erziehen können, sondern man werde sie zuerst zu einer solchen erziehen müssen. Dies Urteil trifft sicherlich zu bei Massenparochien. Wenn aber Gemeinden da sind, die auf diesen Namen, sei's auch nur annäherungsweise, Anspruch erheben können, dann wird man sie zur Diakonie dadurch erziehen, daß man mit der Einführung einer solchen den Anfang macht da, wo sie noch nicht ist, und sie erweckt, wo sie eingeschlafen ist. Auch diese Kinder werden gehen lernen, wenn man sie auf die Füße stellt. Dabei ist die Meinung nicht die, es solle das glücklich interkonfessionell gewordene Armenwesen wieder verkirchlicht, konfessionalisiert werden. Unter keinen Umständen darf die kirchliche Armenpflege darauf ausgehen, die bürgerliche zu verdrängen oder einzuengen oder in den Augen der kirchlichen Leute herabzusetzen. Denn die bürgerliche ist nicht nur nötig um der Gesamtheit willen, sondern auch um der kirchlichen selber willen. Fehlt sie, und die kirchliche soll ihre Arbeit mit übernehmen, so steht diese vor Aufgaben, die sie ihrer Natur nach nicht erfüllen kann: sie kommt aus der Richtung, büßt an Frische, Zartheit, Innigkeit ein, wie das z. B. an der alten niederrheinischen Gemeindearmenpflege deutlich zu sehen ist. Statt die bürgerliche Armenpflege zu befehden oder auch nur mißgünstig anzusehen, hat die kirchliche sie als unentbehrliche Mitarbeiterin zu begrüßen und, wie es in alten Kirchenordnungen öfters heißt, freundliches Einvernehmen („Goode correspondentie") mit ihr zu halten. Das ist nicht immer ganz leicht. Denn diese ist nicht selten geneigt, die kirchliche als überflüssig oder sich selbst doch als die eigentliche und die kirchliche als eine Privatliebhaberei frommer Kreise anzusehen. Oder auch sie sucht das, wozu sie verpflichtet ist, auf die kirchliche abzuschieben. Es kommt vor, daß ein städtischer Armenpfleger die Unterstützung herabsetzt, „weil der Arme ja noch etwas von seiner Gemeinde bekomme". Dazu ist er nicht berechtigt. Am besten wird dem dadurch vorgebeugt, daß das kirchliche Almosen niemals als ein für allemal feststehendes, als eine Art kirchlicher Rente, auf die der Empfänger sicher rechnen kann, sondern nur von Fall zu Fall bewilligt wird, zu besonderen Zwecken. Also bedeutet unsere Forderung kirchlicher

Armenpflege keine Beeinträchtigung der bürgerlichen; sie ist auch kein Hineinzerren des konfessionellen Gegensatzes in das Freigebiet der Wohltätigkeit, keine Verkirchlichung oder Konfessionalisierung des Armenwesens, sondern eine Ergänzung, allerdings eine solche, die vieles, was von Vereinen oder Einzelnen planlos oder ohne Zusammenhang geschieht, in sich aufzunehmen berufen ist.

Die Gestalt wird nicht überall die gleiche sein. Es mag auf dem Lande die eine oder andere kleine Gemeinde neben einer bürgerlichen Armenpflege eine zweite ähnliche Organisation nicht aufbringen können, und was der Pfarrer etwa mit einem Mitglied des Kirchenvorstandes für die Armen tut, mag hier ausreichen. Anderswo ruft die Not gebieterisch nach mehr. Im Adreßbuch einer großen Stadt hieß es bei den Vororten: Die Armenpflege besorgen Herr und Frau Pfarrer N., Herr und Frau Pfarrer O. u. s. w. Nur auf diesen Schultern sollte die gesamte Armenpflege, die bürgerliche von der kirchlichen ungetrennt, inmitten stark proletarisierter Bevölkerung ruhen. Das hieß deren Leistungsfähigkeit überschätzen. Sie genügten längst noch nicht für die kirchliche allein und genügen auch in der Mehrzahl anderer Gemeinden nicht; noch andere Kräfte aus der Gemeinde sind hinzuzurufen. Frauen werden in der Regel zuerst dazu bereit sein. Aber dabei darf man sich nicht beruhigen. Auch Männer müssen herbei, sie sind im Kampf gegen die Armut unentbehrlich. In den niederrheinischen Gemeinden „unter dem Kreuz“ war von Calvin und Laski her der Diakonat als unumgänglicher Bestandteil ihrer Kirchenordnung eingepflanzt. Und hier wurzeln die Bestimmungen über kirchliche Armenpflege, wie sie in der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung enthalten und von da in die neueren Verfassungsgesetze der meisten deutschen Landeskirchen übergegangen sind, allerdings nicht ohne eine Einbuße auf diesem Wege zu erleiden. Für die östlichen preußischen Provinzen lautet die Bestimmung der Kirchengemeinde- und Synodal-Ordnung in § 17: „dem Gemeindekirchenrat liegt die Leitung der kirchlichen Einrichtungen für die Pflege der Armen, Kranken und Verwahrlosten ob.“ Aber Leitung ist hier mehrdeutig, man kann sehr viel, aber auch sehr wenig darunter verstehen, und vielfach waltet die zweite Auslegung. Anders, wenn von den Kirchenvorstehern einige ausdrücklich als Armenpfleger gewählt werden, damit sie nun persönlich um die Armen sich bekümmern. Die können auch die Wähler daraufhin sich ansehen, ob sie sich für dieses Amt eignen. So bestimmt es die rheinisch-westfälische Kirchenordnung, wenn sie als Mitglieder des Presbyteriums

außer Pfarrern, Aeltesten und Kirchmeistern die Diakonen bezeichnet; mindestens ein Diakon gehört zum Kirchenvorstand auch der kleinsten Gemeinde. Es handelt sich also um die Durchführung des Diakonats als eines Teils der Gemeinde-Organisation. Organisationsfragen gelten manchen als etwas ganz Untergeordnetes. „Leben, Geist, Persönlichkeiten, die müssen es tun". Nun liegt es nicht so fern, auf die Erfolge, die Triumphe hinzuweisen, die Rom einerseits und andererseits die Sozialdemokratie ihrer Organisation verdanken. Sie ist allerdings auf beiden Seiten bedingt durch eine Folgsamkeit, wie sie auf evangelischem Boden weder zu erlangen, noch auch nur zu verlangen ist. Und Evangelische müssen ihrer Art getreu bleiben. Aber das dürfen sie doch nicht vergessen, daß in diesem irdischen Dasein gewisse Formen und Normen nicht zu entbehren sind. Der Geist wehet zwar, wo er will, aber er braucht Organe, und soll sein Wirken einer ganzen Gemeinschaft zu gut kommen, soll ein Gemeindeleben sein, das nicht von der Hand in den Mund lebt, sondern in dem eine Generation der andern vorarbeitet, in der Kinder ernten, was Väter säeten, in dem Erfahrungen gesammelt und verwertet werden können, dann bedarf es einer Gliederung, einer Anzahl von Aemtern. Es steckt ein Korn Wahrheit in der Forderung des Irvingianismus: Wiederbelebung der Aemter. Wer den Irvingianismus ablehnt, braucht darum dies Wahrheitsmoment nicht verloren gehen zu lassen. Es gilt, den in der Gemeinde vorhandenen Kräften eine Tätigkeit zu schaffen, die Schätze zu heben und auszumünzen, die in jeder Gemeinde liegen. Indem man nun die Kräfte in die Form des Amtes faßt, nimmt man der Sache, um die es sich handelt, das Zufällige, Gelegentliche, sorgt man dafür, daß die Personen geschulte Nachfolger finden; ohne Aemter liegt das, was Einzelne tun, auf den Einzelnen. Scheiden sie aus, so fällt die Arbeit oft in sich zusammen.

Andere wollen auch Organisation, aber im großen Stile: Einigung der Landeskirchen, Synodaltag, „Weltbund", dafür sind sie zu haben. Von oben nach unten oder doch gleich recht in die Weite soll es gehen. Gemeindeorganisation ist ihnen viel zu unbedeutend, weil Gemeinde ein viel zu enger Bereich ist. Aber die evangelische Kirche wird sichtbar, wirksam in den Gemeinden. An ihnen ist viel versäumt, in ihnen ist stille, geduldige Arbeit zu tun. Geduld und Stille ist aber nicht jedermanns Ding. Daß Organisation noch nicht lebenspendend wirkt, brauchen wir uns nicht erst sagen zu lassen. Aber jede Gemeindeverfassung, Erzeugnis des in der Ge-

meinde waltenden Geistes, spricht nun zu der in ihr verfaßten Gemeinschaft, spricht zu ihr von ihrer Eigenart, die sie erhalten muß, von der Aufgabe, die sie zu erfüllen hat, und ist darum mindestens ebenso Bildnerin eines Gemeingeistes, wie sie Frucht eines solchen ist.

Die Bedeutung des Kirchenvorstandes ist in vielen Gemeinden noch nicht erkannt, in anderen ist die Erkenntnis, die früher da war, verschüttet; zur Verwaltungsbehörde ist er zusammengeschrumpft. Ein großer Teil der Gemeinde weiß und erfährt von seiner Tätigkeit so gut wie nichts, glänzt darum auch bei den Wahlen regelmäßig durch Abwesenheit. Namentlich sind es die kleinen Leute, die oft nicht einmal von seiner Existenz eine Ahnung haben. Eine Aenderung, Besserung zu bringen, dazu ist eines der Mittel die Durchführung des Diakonats. Denn die Diakonen als solche, dem Kirchenvorstand zugehörig, gehen in der Gemeinde umher, gewinnen also Kenntnis von vielen Vorkommnissen, Bedürfnissen, Mängeln, Schäden, Wünschen, lernen etwas von der Stimmung und Haltung der Gemeinde durch persönliche Berührung kennen. Vieles erfährt ja auch der Pfarrer, wenn er Seelsorger ist, aber die Diakonen hören manches, was zum Pfarrer nicht dringt, dem sich die Leute gern von ihrer besten Seite zeigen. Darum hat ihre Tätigkeit auch eine soziale Bedeutung. Sie sind durch ihre Besuche bei den Armen, deren Lage, deren Klagen sie zu prüfen haben, instand gesetzt, über einiges von dem, was in den untersten Kreisen sich regt, sich ein Urteil zu bilden. So können sie der kläglichen Unkenntnis bei vielen, die oben stehen, abhelfen, schiefe Urteile richtig stellen, Mißverständnisse bekämpfen, können heraushören, wenn Berechtigtes in den Klagen und Anklagen der Unteren vorhanden ist und es vertreten, wenn es einfach auf die Liste sozialdemokratischer Ansprüche geschrieben werden soll.

Wo kirchliche Armenpflege Wirklichkeit werden will, da soll sie nicht ängstlich nach einem Schema fragen; aber sie wird doch gut daran tun, aus der Geschichte zu lernen und darum einige Gesichtspunkte zu beachten, die sich z. B. auf dem klassischen Boden der Gemeindearmenpflege, dem niederrheinischen, als wertvoll ergeben haben.

Die Diakonen, oder wie man sie sonst nennen mag, müssen dem Kirchenvorstand als vollberechtigte Mitglieder angehören, schon um die Armenpflege als wichtigen Zweig des Gemeindelebens zu kennzeichnen. Besondere Sitzungen sind hiermit nicht ausgeschlossen; aus ihnen heraus können die schwierigeren Fragen an den Gesamtvorstand gelangen.

Nicht nur Anträge haben die Diakonen zu stellen, sondern die Unterstützungen selbst zu bewilligen, damit sie nicht die Freude an ihrer Arbeit verlieren. Diese Unterstützungen müssen in jeder Sitzung aufs neue beschlossen werden; das veranlaßt zu fortgesetzter Aufmerksamkeit und Prüfung und verhindert es, daß die Armen sich als Pensionäre der Armenkasse betrachten und lässig werden in dem, was sie selbst noch zur Besserung ihrer Lage tun können.

Auch die Austeilung der Gaben geschieht am besten durch die Diakonen selbst. Es liegt ja sehr nahe, daß der Pfarrer beim Besuch eines Armen, die Not wahrnehmend, nachdem er ihm zugesprochen hat, auch eine Gabe reicht. Da geschieht es leicht, daß das nächste Mal der Arme, auf abermalige Unterstützung hoffend, das Wort des Pfarrers eben nur in Kauf nimmt; das Andere ist ihm das Wichtigere, und bleibt dies Andere aus, so tritt Verstimmung ein. Auch Gaben von Gemeindegliedern gehen am besten durch die Hand der Diakonen. Auf einer wallonischen Synode des 16. Jahrhunderts wurden die, welche ihre regelmäßigen Gaben nicht dem Diakonen geben wollen, sondern selbst austeilen, mit Kirchenzucht bedroht: „seront suspendus comme mesprisans l'élection des Diacres et l'ordre ecclesiastique", — eine Maßregel, die, so wenig sie heute auch nur diskutabel wäre, für jene Wallonen mit ihrem energischen Gemeindebewußtsein charakteristisch ist. Und es verkörpert sich in ihr ein gesundes Gefühl dafür, daß in die Liebestätigkeit Sentimentalität und Eigenwilligkeit sich nicht eindrängen sollen.

In der alten niederrheinischen Kirche war als Wahlverfahren Kooptation häufig, wobei der Gemeinde ein Einspruchsrecht zustand. Heutzutage ist die Wahl auch der Diakonen durch die Gemeinde das Richtigste. Denn dadurch wird von vornherein die Gemeinde ins Interesse gezogen, die Armenpflege als Gemeindesache dokumentiert. Dabei wird in Berücksichtigung des Umstandes, daß die Kirche sich in weiten Volkskreisen erst wieder Vertrauen erringen muß, das Maß der Kirchlichkeit, das man von den zu Wählenden verlangt, nicht zu hoch zu greifen sein: ja man sollte Männer von diesem Amt nicht ausschließen, deren bisherige Kirchlichkeit zu wünschen übrig läßt, wenn sie im übrigen durch Unbescholtenheit, Ehrenhaftigkeit, durch ein ihnen in öffentlichen Angelegenheiten geschenktes Vertrauen sich als des kirchlichen Ehrenamtes nicht unwürdig erweisen. Nicht als ob die Kirchlichkeit für kirchliche Amtsträger als überflüssig zu erachten, lebendige Kirchlichkeit nicht ein lebhaft zu wünschendes Ziel sei. Aber wie die Dinge liegen, muß man viel

fach zufrieden sein, wenn Männer der genannten Art sich bereit erklären, und man darf hoffen, daß sie in der Erfüllung der mit diesem Amt verbundenen Pflichten mehr Interesse fürs kirchliche Leben, mehr Freude auch an seinen Gottesdiensten gewinnen werden. Erfahrungen dieser Art sind vielfach gemacht worden. Das Interesse für eine Gemeinschaft und ihre verschiedenen Lebensäußerungen beginnt bei vielen von dem Zeitpunkt an, von dem ab sie für diese Gemeinschaft etwas zu tun bekommen. Also heißt es, die Tore nicht zu eng machen. Die enge Pforte der Bergpredigt ist mit der, welche zur Beteiligung am Gemeindewesen führt, nicht ohne weiteres identisch; vielmehr wird von dieser das Dichterwort gelten:

Wollt ihr in der Kirche Schoß
Die Zerstreuten wieder sammeln,
Macht die Pforten weit und groß,
Statt sie selber zu verrammeln.

Die Zahl der Familien oder Personen, die ein Diakon zu besuchen und zu pflegen hat, muß klein sein. Ueberlastung hat entweder oberflächliches Abmachen zur Folge, oder führt dazu, daß nur noch Rentner für das Amt zu haben sind. Auf regelmäßige Besuche ist zu halten. Wenn das Elberfelder System dem Armenpfleger zumutet, daß er alle vierzehn Tage die Armen aufsucht und den Tag im Personalbuch notiert, so wird monatlicher Besuch in unserem Falle nicht zu viel verlangt sein.

Geldmittel werden in den meisten Gemeinden durch Sammlung beim Gottesdienst beschafft, noch nicht in allen. Es sollte kein Gottesdienst geschehen ohne die ausdrückliche Bitte, nicht „für unsere Armenpflege“, sondern „für unsere Armen“, diese Menschen von Fleisch und Blut; „unsere lieben Armen“ sagten die Alten. Freilich, der altehrwürdige Klingelbeutel ist störend und kommt darum mehr und mehr in Abgang. Aber statt dessen nur Büchsen an den Ausgängen anbringen, genügt nicht; die Diakonen — nicht etwa Küster und andere Angestellte — müssen die Gaben einsammeln. In englischen und amerikanischen Kirchen reichen sie einen Teller in jede Bank, den einer dem andern weitergibt; das geschieht z. B. in durchaus würdiger, ja feierlicher Weise in der amerikanischen Kirche in Berlin; oder die Diakonen nehmen beim Schluß des Gottesdienstes den Platz an den Türen ein, wie fast überall im Westen, aber auch anderswo. Die Ausgaben der kirchlichen Armenpflege von den Kirchensteuern zu bestreiten, heißt ihr ein gut Stück ihres Wertes rauben. In vielen Gemeinden haben nach Aufhebung der soge-

nannten freiwilligen Liebesgaben für die Geistlichen die wirklich freiwilligen Gaben für die Gemeindearmen an Häufigkeit und Höhe zugenommen.

Unentbehrlich ist die Mitarbeit der Frauen. Wie vieles gibt es hier, was das weibliche Auge rascher und deutlicher sieht, oder, wenn nicht sieht — heraus fühlt es die Frau oft eher als der Mann, wo der wunde Fleck ist und wie am besten zu helfen. Auch hat sie für Hilfeleistung bei Alten, Gebrechlichen, Kranken die geschicktere Hand. Aber nicht nur dazu kommen Frauen in Betracht, sondern die geeigneten sind zur Mitarbeit in der Organisation der Armenpflege in den Kirchenvorstand zu wählen. Gegen die Frau als Predigerin bestehen gerechtfertigte Bedenken. Aber im Gemeindekirchenvorstand sollten geschulte und erfahrene Frauen Sitz und Stimme haben. Ihre Aufgabe würde es u. a. sein, die geeigneten weiblichen Hilfskräfte für die Krankenpflege der Gemeinde aufzusuchen und anzuweisen und die Armenpflege dem Ziel näherzubringen, daß jede arme Person oder Familie eine verheiratete oder unverheiratete Frau als Helferin zur Seite hat. Will man das einen Ueberfluß von Aufsicht nennen, so ist zu erwidern, daß der beste Mensch verdirbt, wenn er keine Aufsicht hat, also auch wohl der beste Arme. Tatsächlich wird das Verhältnis aus dem einer bloßen Aufsicht sich umwandeln in ein persönlicheres, herzlicheres, bei dem nicht nur der eine Teil empfängt.

Eine Aufgabe der Frauen ist die Weihnachtsbescherung für die Armen. Jahr für Jahr wiederholt sich noch an vielen Orten der Unfug der öffentlichen Christbescherungen. In mehr oder weniger breiter Oeffentlichkeit wird dafür gesammelt, in großem Saale eine ganze große Schar von Bescherenden und Empfangenden vereinigt, mit Gesängen, Deklamationen, Ansprachen bedacht. Aber daran denkt man nicht, ob bei den so Beschenkten das Feingefühl, das Ehrgefühl abgestumpft, Neid und Unzufriedenheit geweckt wird. Als eine wahre Befreiung ist es noch allemal empfunden worden, wenn man von dieser üblen Form zur Bescherung in den Häusern überging durch die Frauen der Gemeinde, denen je eine arme Person oder Familie in Pflege gegeben ist fürs ganze Jahr, die darum wissen, was am meisten nottut und es den Armen bringen ohne allen Lärm, so, wie es sich für das stille Fest gebührt.

Bei vielen wohlmeinenden und wohltätigen Menschen findet sich die Neigung, wenn es sich um den Kern der Liebestätigkeit, um das Persönliche handelt, sich vertreten zu lassen; der persönliche

Verkehr mit den Armen geschieht dann durch die „Schwester“ oder durch den „Bruder“, den Stadtmissionar. Diese Neigung wird dadurch bekämpft, daß Männer und Frauen aus der Gemeinde zu Besuch und Pflege der Armen in beträchtlicher Zahl herangezogen werden. Was die Gemeinde durch freiwillige Helfer und Helferinnen aus ihrer eigenen Mitte heraus leisten kann, dafür sollte sie nicht „Brüder“ und „Schwestern“ von draußen her in Anspruch nehmen. Wenn statt dessen viele Fäden persönlicher Berührung sich knüpfen herüber und hinüber, so kann sie anfangen, das zu werden, was eine Christengemeinde sein soll, eine Gemeinschaft des Dienens und Helfens, ein Hort für die Schwachen, eine Zuflucht für die, welche allein nicht mehr vorwärts kommen. So stellt die Kirche ihr uraltes Bündnis her, das Bündnis mit den Armen. Es mag dann auch durch die Predigt der Tat manch einer gewonnen werden, an dem die Predigt des Worts wirkungslos niedergleitet. Aber keine Armenpflege zur Erhöhung des Ansehens der Kirche, zur Propaganda für irgend ein Kirchentum! Sondern das ist das Ziel, daß von den Armen die einen wieder auf eigene Füße zu stehen kommen, die, bei welchen dies nicht möglich ist, an der Gemeinde ihren Halt finden. In der Gemeinde aber wird durch solche gemeinsame Tätigkeit bei vielen die Erkenntnis geweckt oder befestigt, daß sie trotz der Verschiedenheit der Richtungen zusammengehören, weil größere Stärke und Tiefe als Glaubensformeln der Glaube hat, der zur Liebesarbeit treibt an den „geringsten Brüdern“.

Gottesliebe und Nächstenliebe.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Zwischen Troeltsch und Harnack ist es zu Verhandlungen darüber gekommen, ob im Christentum die Nächstenliebe neben der Gottesliebe als selbständiges Prinzip zu gelten habe oder nicht. Dieser Gegenstand berührt uns alle aufs tiefste; er macht ein Grundproblem der gesamten Kultur des Christentums aus, und daher wird es erforderlich sein, daß wir über diesen prinzipiellen Punkt neben der Darlegung des geschichtlichen Befundes durch diese Männer auch zu einer prinzipiellen Entscheidung kommen.

Was erscheint dem warmen, lebendigen, opferwilligen Humanitätsgefühl zunächst einleuchtender, als daß die werktätige Nächstenliebe auch für den Christen eine selbständige, primäre Forderung sei und bleibe! Dazu kommt, daß es dem kenntnisreichen Historiker ein Leichtes sein muß, jene Gefühlsansicht mit einer erdrückenden Fülle tatsächlich vorgebrachter Argumente und tatsächlich vorgekommener Beispiele zu stützen. Und das wichtigste vielleicht ist dies, daß die katholische Kirche die prinzipielle Selbständigkeit der werktätigen Nächstenliebe bis auf den heutigen Tag als einen Grundpfeiler ihres ganzen Baues behütet und bewahrt.

Wie aber ist es dann zu verstehen, daß nicht nur Paulus und Luther, sondern im letzten Grunde auch Augustinus nicht die Nächstenliebe, wohl aber ihr Recht, ein selbständiges Prinzip zu bilden, als schlechthin unvereinbar mit dem Wesen des Christentums hingestellt haben? Im Anschluß an den Satz des Paulus, daß wir gerecht werden ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben, ist Luther zu der Behauptung fortgeschritten, daß auch das beste Werk nur eine läßliche Sünde sei (opus bonum optime factum est veniale peccatum). Wer dies nur so buchstabengläubig hinnimmt und sich dadurch nicht in seinem sittlichen Bewußtsein zunächst einmal

bis in die Wurzeln erschüttert fühlt, der kann nur ein oberflächlicher Mensch sein. Je tiefer man dann aber in diesen Zusammenhang eindringt, desto lichtvoller bricht die Erkenntnis durch, daß das sittliche Bewußtsein gerade erst dadurch zum Begriff seiner vollen Wahrheit gekommen ist, daß seine prinzipielle Selbständigkeit aufgehoben worden ist. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen?

Es gibt kaum einen anderen Satz der Bibel, der von den Vertretern des gesunden Menschenverstandes so bewundert worden ist als das Gebot: liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Will man das eigene Recht der werktätigen Nächstenliebe zum Ausdruck bringen, so wird man es in dieses Wort zusammenfassen müssen. Aber gerade an diesem Grundgesetz tritt der angedeutete Widerspruch am krassesten zutage. Es ist, als ob uns die ganze Paradoxie des Lebens und der Geschichte entgegenträte, wenn gerade auf Grund der eindringlichsten Erwägung gesagt werden muß, daß die Forderung „liebe deinen Nächsten wie dich selbst" vom Standpunkt des Christentums aus ebensowohl als sittlich wie als unsittlich, als christlich und als völlig unchristlich aufgefaßt werden kann. Denn sie ist, von dieser Warte aus betrachtet, in der Tat unsittlich und unchristlich, sobald sie als ein eigenes, für sich stehendes, ursprüngliches Prinzip herausgestellt wird. So aber ist jene Grundbestimmung weder im Alten noch im Neuen Testament zur Geltung gebracht worden; sondern dadurch, daß die Forderung „liebe Gott über alles" vorangestellt wird, kann die der Nächstenliebe nicht als primäres, sondern nur als sekundäres Prinzip in Anspruch genommen werden. Die Gleichheit zwischen diesen beiden Prinzipien ist keine mathematische, sondern eine Entwicklungsgleichheit, in der vergegenwärtigt wird, wie das Allgemeine (die Gottesliebe) sich zu seinen Entwicklungsbestimmungen (der Nächstenliebe und der Selbstliebe) entfaltet.

Die werktätige Nächstenliebe ist Sünde, zum wenigsten eine läßliche Sünde, wenn sie nicht lediglich aus der Gottesliebe entspringt. Von dieser fundamentalen Wahrheit des Christentums läßt sich auch nicht ein Jota abmarkten, wenn man nicht in die Verdunkelungen des Semipelagianismus geraten will. Das ist der Punkt, um den es sich handelt, und Klarheit darüber kann nur aus der Zentralidee des Christentums, aus der Rechtfertigung im Glauben, geschaffen werden. Die totale Erneuerung des Lebens durch das Christentum beruht gerade auf der Verlebendigung des Bewußtseins, daß nicht nur der sündig ist, der ungerecht handelt, sondern sogar auch der, welcher einerseits negativ durch Vermeidung des Unrechts,

andererseits positiv durch selbständige Leistungen der werktätigen Nächstenliebe sein menschliches Handeln rein von sich aus bestimmt. Gerade durch dieses harte, ja widersinnig erscheinende Urteil erhebt sich das Christentum erst zu dem Standpunkt der absoluten Sittlichkeit. Wieso? Einfach deshalb, weil derjenige, der sich von sich aus zu guten Werken bestimmt, trotz alledem und alledem noch seine Gerechtigkeit will und diese seine Gerechtigkeit gesondert von der Gerechtigkeit Gottes und von derjenigen seiner Mitmenschen zu behaupten sucht. Das aber ist trotz aller guten Zwecke eine selbstsüchtige Gerechtigkeit; selbstsüchtig deswegen, weil sie, selbständig genommen, nur die eigene, nicht die Gerechtigkeit des Ganzen erstrebt. Und dadurch hat dann das Christentum gleichzeitig die tiefe Wahrheit ans Licht gebracht, daß die werktätige Nächstenliebe, durch welche sich diese Gerechtigkeit verwirklicht, im letzten Grunde doch nichts anderes ist als die nur anders gerichtete Selbstliebe. Die gemeinsame Wurzel dieser auf sich selbst gestellten Selbst- und Nächstenliebe ist aber die natürliche Selbstsucht als der Urquell aller Sünde. Mochte sich der Heide in stolzem Selbstbewußtsein genügen lassen an der auf der werktätigen Nächstenliebe beruhenden Gerechtigkeit, — es war das Höchste, was die natürliche Menschheitsentwicklung sittlich zu erreichen vermochte —, so brach doch im Christentum die höhere Erkenntnis durch, daß auch diese Gerechtigkeit nur eine sündige Gerechtigkeit ist.

Es war der weltbewegende Fortschritt, der zuerst von Paulus begrifflich formuliert worden ist, daß derjenige Mensch nimmermehr gerecht zu werden vermag, der seine Gerechtigkeit wolle, sondern nur derjenige, der unter völliger Verzichtleistung darauf einzig und allein die Gerechtigkeit Gottes verwirklichen wolle. Denn nur aus der Gerechtigkeit Gottes läßt sich wahrhaft und wirklich bestimmen, was in jeder Beziehung gut und dementsprechend ein gutes Werk ist; das Gute dagegen, das durch die werktätigen Triebe meines Gerechtigkeitssinnes erzeugt wird, ist nur ein scheinbar Gutes, weil meine eigene Persönlichkeit als der Maßstab dieses Guten nur eine endliche, beschränkte und daher nur scheinbar gute Bestimmung ermöglicht. Um die wahre Gerechtigkeit in mir und durch mich zu vergegenwärtigen, muß ich mich erst über meine endliche Persönlichkeit zu der unendlichen Persönlichkeit Gottes erheben, und die Wurzel dieser Gerechtigkeit ist nicht der Gerechtigkeitssinn oder das Gerechtigkeitsgefühl, sondern der Gerechtigkeitsgeist. Durch Sinn und Gefühl ist mein Ich als endliches, psychisches Wesen bestimmt, und daher ist auch das

Gute, das daraus entspringt, ein nur in endlicher Bedeutung Gutes, als solches aber im höheren Lichte der göttlichen Wahrheit überhaupt kein Gutes, sondern ein solches, das nur vorübergehend den Schein des Guten annimmt. Das wahrhaft Gute ist nicht dasjenige der endlichen Ziele und endlichen Zwecke, d. h. das bloß Nützliche und Angenehme, sondern es ist das von den endlichen, sinnlichen, psychischen Schranken freie oder unendlich Gute. Infolgedessen wird es auch nicht durch den Gerechtigkeitssinn, sondern durch den Gerechtigkeitsgeist hervorgebracht, weil sich Sinn und Gefühl nicht durch sich selbst, sondern nur durch den Geist zum Unendlichen bestimmen. Weil aber der Geist Gott ist, darum kann das wahrhaft Gute und Gerechte auch nur aus der Gottesliebe und nicht aus dem eigenen Recht der werktätigen Nächstenliebe des Menschen erfolgen. Lassen wir diese werktätige Nächstenliebe auch in einem noch so begrenzten Sinne als primäre Forderung neben der Gottesliebe bestehen, so heißt das nicht mehr und nicht weniger, als daß wir hierin noch immer den Menschen als Menschen zum Maßstab der Dinge machen. Damit aber hat das Christentum prinzipiell aufgeräumt, und der Christ hört in dem Grade auf Christ zu sein, als er wieder davon abweicht, daß nicht der Adam, sondern der Christus in ihm die alles bestimmende Persönlichkeit sei. Diese Idee, aus der das ganze Christentum gezeugt ist, brach zum erstenmal wie das Licht der Sonne aus dem morgenfrischen Nebel hervor, als Plato dem Protagoras das sieghafte Wort entgegenhielt, daß nicht der Mensch, sondern der Gott das Maß aller Dinge sei (ὁ δή θεός ἡμῖν πάντων χρημάτων μέτρον ἄν εἴη μάλιστα, καὶ πολὺ μᾶλλον ἤ πού τις, ὥς φασιν, ἄνθρωπος).

Christ ist nur der, der da aufhört *sich* zu wollen und der allein Gott will; der da aufhört *seine* Gerechtigkeit zu wollen und der allein die Gerechtigkeit Gottes will; der da aufhört *seine* Liebe zu verwirklichen und der allein die Liebe Gottes verwirklicht. Denn allein der Wille Gottes ist der wahrhaft gute Wille; die Gerechtigkeit Gottes die allein wahre Gerechtigkeit und die Liebe Gottes die allein wahre Liebe. Neben diesem Willen, neben dieser Gerechtigkeit und Liebe Gottes kann *mein* Wille, wie *meine* Gerechtigkeit und *meine* Liebe schlechterdings und in keiner Beziehung mehr bestehen. Damit aber wird dem Menschen vom Christentum scheinbar etwas geradezu Ungeheuerliches zugemutet. Er soll gerade das, was ihm das Schönste, Teuerste und Seligste des Lebens scheint, bis auf den letzten Rest preisgeben; er soll *sich*, *seinen* Willen, *seine* Liebe

bedingungslos drangeben und so sich selbst aufheben und seinem natürlichen Ich absterben. Bis zu dieser Todesforderung ist keine Religion vorgeschritten, und es konnte es auch keine als nur diejenige, welche uns zugleich mit der beseligenden Ueberzeugung zu erfüllen vermochte, daß wir gerade durch diesen Tod erst zu dem wahren Leben auferstehen, und daß wir in dieser Wiedergeburt nur um so reicher wiederempfangen, was wir zum Opfer gebracht haben. Es konnte nur geschehen durch die Verlebendigung des unerschütterlichen Gottvertrauens, daß der Gott, der Geist ist, nicht auf sich beschränkt bleibt, sondern von sich aus seine Verwirklichung in mir, in meinem Nächsten, im Menschen überhaupt vollzieht und dadurch von neuem eine Selbst- und Nächstenliebe wiedergebiert, die nun ihr schöpferisches Prinzip nicht mehr in mir, sondern in ihm selbst hat und nicht aus der Selbstsucht, sondern aus dem allumfassenden Liebeswillen des göttlichen Geistes geboren ist. Was durch das Christentum erst offenbar geworden ist, das ist eben der felsenfeste Glaube, daß Gott gar nichts anderes mag, als daß er mich will und wie mich den Menschen überhaupt, den Christus. Und weil ich das als Christ weiß, darum kann ich es getrost daraufhin wagen, in der Hingabe an diesen Vatergott meinen Willen, meine Gerechtigkeit, meine Liebe gänzlich aufzuheben, weil ich mein Leben in dem Glauben habe, daß ich durch mein Aufgehen in dem Geist Gottes, durch die Vereinigung mit seinem Willen jenen göttlichen Geisteswillen ergreife, der auch mich will und mich nun nicht mehr als Gottes sündigen Widersacher, sondern als seinen wiedergeborenen Sohn. Im Geiste kann ich mich nur wollen, weil und wie Gott mich will, nicht wie ich mich will; und da Gott meinen Nächsten ebenso will, wie er mich will, so muß die aus diesem Geiste entspringende Selbstliebe die Nächstenliebe notwendig einschließen. Und diese aus der Gottesliebe entspringende Nächstenliebe ist erst die wahrhafte und vollkommene Nächstenliebe, weil ich in ihr meinen Nächsten nicht liebe, wie ich ihn liebe (nach dem Grade meiner zufälligen Neigung oder aus knechtischem Gehorsam gegen das moralische Gesetzesgebot), sondern wie Gott ihn liebt, der mich und dich und jeden ganz will. Sobald ich neben der Gottesliebe das eigene Recht werktätiger Nächstenliebe auch nur in den leisesten Zügen festhalte, verliere ich darüber beides, die wahre Gottesliebe und die wahre Nächstenliebe.

Das Christentum mußte also die Selbständigkeit der werktätigen Nächstenliebe gerade deshalb aufheben, weil sie in doppeltem Sinne für die menschliche Entwicklung ein Hindernis ist: ein Hindernis

meiner Rechtfertigung und Versöhnung und ein Hindernis der Verwirklichung wahrer Nächstenliebe. Denn die Idee der christlichen Rechtfertigung besagt, daß der Mensch solange ungerechtfertigt bleibe, solange er noch in irgend einer Form seine eigene Gerechtigkeit und nicht einzig und allein die Gerechtigkeit Gottes will. Erst wenn er in dem gläubigen Vertrauen zu dem Vatergeiste Gottes ganz auf die Verwirklichung eigener Gerechtigkeit verzichtet und lediglich die Verwirklichung der Gerechtigkeit Gottes als seine Lebensbestimmung erfaßt, hat er darin zugleich seine Rechtfertigung und Versöhnung, weil dadurch Gottes Gerechtigkeit zu seiner Gerechtigkeit wird, und weil dieser selbe Prozeß die Versöhnung des göttlichen und menschlichen Willens bedeutet. Solange der Mensch aber an der werktätigen Nächstenliebe als einer primären Forderung neben der Gottesliebe festhält, geht er dadurch noch immer auf die eigene Gerechtigkeit aus und schließt so den Rechtfertigungsprozeß aus der göttlichen Gerechtigkeit heraus von sich aus. Sodann wird die wahre Nächstenliebe auf diesem Wege gar nicht verwirklicht, weil die Werktätigkeit sich auf den Nächsten unmittelbar nur als Objekt und nicht als Person, wirklich und nicht persönlich bezieht und dadurch die innere Aufhebung des Gegensatzes meiner Person zu der meines Nächsten doch nicht bewirkt. Eben deswegen besteht die Verklärung des sittlichen Bewußtseins durch das Christentum gerade darin, daß es die Gottesliebe zum ausschließlichen Prinzip der Nächstenliebe gemacht hat, weil ich dadurch, daß ich den Willen Gottes mir ganz zu eigen mache, in dem unendlichen Liebeswillen aufgehe, der ebenso wie er mich, meine Person will, auch die Person meines Nächsten will. Und so wird erst durch die aus der Gottesliebe fließende Nächstenliebe die letzte und widerstandsfähigste Scheidewand zwischen Person und Person niedergerissen. Erst in diesem Punkt offenbart sich die geheimnisvolle Kraft des Christentums auch in der ganzen Tiefe ihrer sittlichen Bedeutung. Es ist nie ein größerer Fortschritt in der sittlichen Erziehung des Menschengeschlechtes gemacht worden als dadurch, daß die werktätige Nächstenliebe als selbständiges Prinzip aufgehoben und durch das aus der Gottesliebe entspringende Prinzip der persönlichen Nächstenliebe überwunden wurde. Es ist daher das Problem der wahren Beziehung von Gottesliebe und Nächstenliebe mit nichten ein unlösbares Problem, denn das Christentum ist diese Lösung.

Ueber Wunder.

Von

Emil Lucka.

Will man sich klar machen, was eigentlich gemeint ist, wenn man von einem Wunder spricht — wobei die Möglichkeit seines Eintretens vorerst nicht in Frage kommt — so wird man gut tun, den subjektiven Zustand des Wundergläubigen und das Gefühl des Wunderbaren, das ihn beseelt, scharf von dem objektiven Tatbestand zu sondern, der im Begriff des Wunders zusammenzufassen ist. Wir wollen vor allem theoretische Einsicht in diesen objektiven Tatsachenkomplex zu gewinnen suchen, die uns durch historische Anknüpfungen erleichtert werden wird; und uns sodann der subjektiven Bewußtseinslage derer zuwenden, die an Wunder glauben oder nicht glauben, die ein Wunder wünschen oder fürchten, die den seelischen Wert des Wunders verstehen oder nicht verstehen. Wie bei den meisten Phänomenen wird sich auch hier der wissenschaftliche Begriff mit der seelischen Realität nicht decken.

1.

Unsere ganze Wissenschaft, vor allem die Wissenschaft von der Natur, soweit sie in Formeln darstellbar ist, steht auf dem Boden der unverbrüchlichen Kausalität, ist selbst nichts anderes als das System aller aufeinander bezogenen natürlichen Ursachen und Wirkungen. Wollen wir uns nun denken, daß die ununterbrochene Kette von als Wirkungen aufgefaßten Phänomenen, die selbst wieder Ursachen anderer Phänomene werden, plötzlich an irgend einer Stelle einen Riß bekäme und ein Ereignis einträte, das aus den vorhergegangenen und gleichzeitigen schlechterdings nicht kausal begriffen werden kann, so wären wir gezwungen, theoretisch von einem Wunder zu sprechen. Ob dieses frei eingetretene Ereignis für uns Menschen hohe Bedeutung hat oder völlig belanglos ist, gleichviel:

in dem Augenblicke müßte es ein Wunder, eine Negation aller wissenschaftlichen Voraussetzungen genannt werden, wo es als prinzipiell unverständlich und unerklärbar anzuerkennen ist, wenn also nicht nur die momentan verfügbaren Mittel unserer Erkenntnis versagen, uns die Stelle dieses Ereignisses im allgemeinen Kausalzusammenhang begreiflich zu machen; sondern wenn angenommen werden müßte, daß ein Element aus der lückenlosen Kette von Ursachen und Wirkungen, als die sich unserer wissenschaftlichen Betrachtung die Welt darstellt, herausfalle. In einer solchen prinzipiellen Unvereinbarkeit irgend eines Geschehens mit dem inneren, gesetzmäßig erfaßbaren Zusammenhang alles Geschehenden, wäre der Begriff des Wunders festgelegt.

Aus dieser Definition, die kaum Widerspruch erwecken dürfte, geht zwingend hervor, daß der Gedanke eines Wunders den Begriff der notwendigen Naturgesetzmäßigkeit zur Voraussetzung hat. Das Wunder ist ja gar nichts anderes, als eine Ausnahme vom Naturgesetz (oder allgemeiner und unverbindlicher: vom Kausalgesetz). Wo also die Erkenntnis von der Gesetzmäßigkeit in der Welt als wissenschaftliche Grundvoraussetzung oder als lebendiges Gefühl noch nicht feststeht, kann auch der Gedanke einer Ausnahme von ihm nicht gefaßt werden. Der Negerstamm, der nicht weiß, daß die Ueberschwemmung seines Dorfes durch einen Wolkenbruch im fernen Gebirge bewirkt worden ist, sucht, dem Bedürfnis der menschlichen und der höheren tierischen Natur folgend, eine Ursache für dieses verderbliche Ereignis und findet die einfachste darin, daß irgend ein böser Geist beleidigt worden ist, der sich nun rächt. Diese Erklärung ist der Negerwissenschaft durchaus nicht wunderbar: sie ist ihr sogar die angemessenste. Denn der böse Geist ist ebenso gut eine Potenz in der Welt wie der Wolkenbruch. Wäre das Unwetter über dem Dorfe niedergegangen, ohne Schaden anzurichten, so hätte man wahrscheinlich nicht weiter nach Ursachen geforscht; weil aber der Kausalitätstrieb einmal geweckt ist, so bietet sich ihm der rachsüchtige Geist als natürlichste Auflösung seines Fragens dar. Es ist durchaus kein übernatürlicher Eingriff, der hier angenommen wird. Der unzivilisierte Mensch hat den Gedanken der immanenten Naturkausalität noch nicht kennen gelernt; er besitzt nur den angeborenen Fragetrieb, noch nicht die Methode, ihn zu befriedigen. Er kann also auch keine Ausnahme von einer Gesetzmäßigkeit statuieren, die er nicht kennt. Für ihn gibt es kein natürliches und kein übernatürliches Geschehen, nur ein instinktives Gefühl, daß jedes Ereignis

durch irgend etwas hervorgebracht worden ist. Nach welcher Regel aber die Ursachen aufzusuchen seien, weiß er nicht, außer bei Ereignissen, die er selbst absichtlich bewirkt hat oder die er nach der Analogie seines eigenen Tuns unmittelbar deuten kann. Erst wenn das Denken die Einsicht in die strenge Gesetzmäßigkeit alles Geschehens erlangt hat, ist es prinzipiell imstande, den Gedanken einer Ausnahme hiervon überhaupt zu bilden. Der Begriff der Naturkausalität ist aber noch nicht sehr alt: Galilei und Kepler haben ihn konsequent auszugestalten begonnen, Newton hat ihn für die mechanische Naturwissenschaft festgelegt, und erst Kant hat ihn dem System der Wissenschaften als Mittel der Erfahrung zugrunde gelegt.

Die Wissenschaft ist nichts anderes als die konsequente, bewußte und methodische Anwendung des Kausalitätsgedankens auf die verschiedenen Gebiete des Seins, und erst mit dem Begriff des Naturgesetzes ist der Begriff einer Ausnahme davon, des Wunders, möglich gemacht worden. Die moderne Naturwissenschaft ist also die Voraussetzung des Wunders. Dieser Gedanke ist nicht so paradox, wie es den Anschein hat. Denn obschon mit dem Begriff der Naturgesetzlichkeit die Denkbarkeit einer Ausnahme von ihr gegeben wird, so liegt es eben im Wesen der modernen (gegenüber der antiken) Naturwissenschaft, diese denkmögliche Ausnahme ihrer Wirklichkeit nach zu verneinen. Die Naturwissenschaft beruht ja auf der Zuversicht, daß alles Geschehen nach Gesetzen vor sich geht, die dem menschlichen Geist erfaßbar sind. Parallel mit dem siegenden Bewußtsein der undurchbrechbaren Kausalität entwickelte sich historisch in Geistern, denen die harte Notwendigkeit des Geschehens nicht wohl erträglich war, immer wieder das Bedürfnis nach unnatürlichem oder widernatürlichem Geschehen — zwei psychische Nuancen für die gleiche Sache — das auf verschiedene Weise Befriedigung suchte, ohne doch vor den überlegenen Waffen der Gegner Stand halten zu können.

So lange einer Zeit oder einem einzelnen Menschen das gedanklich vermittelte oder gefühlsmäßig lebendige Verständnis der Naturgesetzlichkeit fehlt, kann es auch nicht zu der Ueberzeugung kommen: hier liegt ein Wunder vor. Wenn sich trotzdem das staunende Gefühl geltend macht: ein Wunder! so findet dies seine theoretische Rechtfertigung darin, daß die Gesetzmäßigkeit auf vielen Einzelgebieten der Natur vielfach geahnt und gewußt ist, lange bevor das Prinzip des allgemeinen Kausalzusammenhanges begriffen

war. Und dieses Gefühl des Eingreifens einer fremden, höheren Macht in die Natur tritt besonders bei Vorgängen auf, die den Menschen seit jeher vertraut waren und deren natürliche Zusammenhänge sie aus den Erfahrungen des Alltags genau kannten. Denn dem einzelnen Menschen der konkreten Kulturstufe vertreten Spezialfälle das allgemeine Kausalprinzip. Wasser in Wein umzuwandeln, mußte als Wunder angesehen werden, denn nach den ältesten Erfahrungen stand die Unmöglichkeit eines solchen Vorganges fest. Hier gilt also die Ausnahme von einer zufälligerweise bekannten Naturregel als Wunder; dagegen werden analoge oder noch unbegreiflichere Vorgänge, wie die Verwandlung eines Menschen in ein Tier oder in einen Dämon, wo das Bewußtsein des natürlichen Zusammenhanges nicht so fest im Gefühle saß, wie bei Wasser und Wein, ruhig hingenommen, ohne sonderliches Staunen zu erregen. Denn man war doch nicht allzu sicher, auf welchen Gebieten der Natur immanente Kausalität herrsche; man besaß einige zusammenhanglose Erfahrungen, die durch eine entgegengesetzte ganz wohl umgestoßen oder richtig gestellt werden konnten. Weiß man aber erst einmal, daß jede einzelne Tatsache der Wissenschaft, daß die Wissenschaft als Gesamtsystem nur durch die Voraussetzung ermöglicht wird, das natürliche Geschehen erleide keine einzige Ausnahme, so bekommt der Gedanke einer solchen Ausnahme erst die ganze seelische Wucht, das Pathos, das mit dem Eintreten eines Wunders verknüpft ist.

Dieses Bewußtsein von der schweren Bedeutung eines wirklichen Wunders mußte allen früheren Zeiten fehlen und hat ihnen tatsächlich gefehlt, weil die naturwissenschaftlichen Voraussetzungen nicht vorhanden waren, die seit Kant zu allgemeinen erkenntnistheoretischen vertieft worden sind. Nur weil man dies übersieht, pflegt man frühere Jahrhunderte, vor allem das Mittelalter, als abergläubisch und wundersüchtig zu bezeichnen. Das Mittelalter ist nicht abergläubisch; es denkt nur nicht wissenschaftlich, sondern begnügt sich damit, den eingeborenen Kausalitätstrieb auf die naheliegendste Weise zu befriedigen, die hier die kirchlich-religiöse ist. Die Beulenpest bricht über Europa herein; zur Erklärung eines solchen Unglücks ist aus der ganzen seelischen Disposition der Zeit heraus der Gedanke der natürlichste und befriedigendste, daß die Sünden der Menschen durch ein göttliches Strafgericht heimgesucht werden sollen. Das Kausalitätsbedürfnis geht den gangbarsten Weg, den religiösen. Ihn abergläubisch nennen, heißt den Menschen des zwölften

Jahrhunderts vorwerfen, daß sie den Pestbazillus nicht gekannt haben. Und so ist es mit allen wunderbaren Ereignissen, die von Heiligengeschichten und Chroniken, ungesondert von natürlichen, berichtet werden. Daß der große Komet oder die Epilepsie (die „heilige Krankheit" der Alten) religiöse Gründe habe, wird nur von uns wunderbar gefunden, weil wir den erzeugenden Begriff des Wunders, den des Naturgesetzes, besitzen. Dem mittelalterlichen Menschen waren seine Ursachen nicht weniger natürlich und einleuchtend, als uns die Hyperbelkurve des Kometen und die elektrischen Theorien, die wir auf Grund unserer allgemeinen Ueberzeugung von der Gesetzmäßigkeit im Weltall dem Astronomen glauben. Seine Lehren stimmen eben zu unserem Weltbilde nicht minder gut, als die Erklärung aus dem göttlichen Zorne zum Weltbild des Mittelalterlichen stimmt. Ebenso hat das Weltbild der Griechen aus lauter Deutungen bestanden, die wir wunderbar nennen müssen. Die Götter rufen Naturereignisse nach ihrem Belieben hervor; durch die Verlegung der Ursachen in den Willen menschenähnlicher Wesen sind ihre Wirkungen noch weniger wunderartig, vielmehr durchaus menschlich begreiflich. Die spezifische ethisch-religiöse Tönung der christlichen Wunder fehlt hielt vollständig.

Noch als letztes Beispiel dafür, wie wenig das spezifische Gefühl des Wunders (das uns noch beschäftigen wird) bei den Uebernatürlichkeiten des Mittelalters im Spiel ist, möchte ich auf die Weltkarten jener Zeit verweisen. Uebereinstimmend mit antiken Vorstellungen finden sich neben den Namen der bekannten Länder ohne besondere Grenzen die Länder der Greifen, der hundsköpfigen Menschen, der Magnetberg und anderes mehr. In der See leben Meerkönig, Meerbischof und Meertürke. Die Geographen hatten zweifellos nicht die Absicht, Wunderbares zu berichten, ihnen lag vielmehr nur an der Mitteilung von Tatsachen. Allerdings hat das Mittelalter viel von Wundern zu erzählen gewußt; aber dieses Wort hat nicht die prinzipielle Bedeutung, die anfangs festgestellt wurde. Es ist einfach das Absonderliche und Nicht-Alltägliche, beinahe mit dem Morgenländischen übereinstimmend, das, was man gern wissen möchte und nicht weiß. In diesem Sinn existiert ein Buch des berühmten Albertus Magnus („De mirabilibus mundi"). Von einem prinzipiellen Unterschied zwischen Natürlichem und Wunderbarem kann nicht die Rede sein.

Abergläubisch oder wundersüchtig könnte man mit Recht nur den nennen, der sich den Gedanken der lückenlosen Kausalität angeeignet

hat und trotzdem Ausnahmen von ihr für möglich hält. Der Bauer und der unwissende Kleriker sind es kaum: wenn ihnen auch ihre Zeit die Möglichkeit der Kausalitätserkenntnis an die Hand gibt, so machen sie doch keinen Gebrauch davon und wissen konsequenterweise weder von Naturgesetz noch von Wunder. Ihnen sind manche Erklärungen natürlich, die uns wunderbar dünken, weshalb wir sie ablehnen.

Die allgemeine Naturgesetzlichkeit ist nur ein Prinzip der menschlichen Vernunft überhaupt, nicht aber seelische Realität im konkreten Individuum. Welches die Repräsentanten dieser Idee im Einzelnen sind, ist sehr verschieden — wie bereits an einigen Beispielen angedeutet wurde —. Wenn für die reife Erkenntnis ein Wunder nur bestände, wo alle Naturgesetzmäßigkeit durchbrochen und aufgehoben wäre, so liegt für das Fühlen des einzelnen Individuums die subjektive Schwelle des Wunderbaren nicht so tief. Dem Bauern gilt es als selbstverständlich, daß aus dem Weizenkorn eine Aehre aufwächst, daß Katzen lebendige Junge gebären, Hühner Eier legen. Aber erzählte ihm jemand, die Paradiesvögel wüchsen auf Bäumen oder die Salamander entständen unmittelbar aus dem Schlamm eines Sumpfes, so würde er das vermutlich nicht für abnorm halten. Ja, er ist ganz überzeugt, daß alles mögliche Ungeziefer durch Urzeugung entstehe, wo er doch nicht weit zu dem Schluß hat, daß alles Lebendige von Lebendigem abstammt. Und so haben die meisten Menschen nur gewisse Einzelheiten des Naturzusammenhanges wirklich in sich aufgenommen und würden deren Verletzung als Wunder empfinden. Das allgemeine Prinzip ist ihnen nichts unmittelbar Erlebtes, wenn sie es auch vielleicht öfters aussprechen gehört haben. —

Wenn wir aber fragen: worauf beruht letztlich diese unsere Ueberzeugung, daß die Welt als ein System von geordneten Zusammenhängen erfaßt werden könne, so müssen wir mit der modernen Erkenntnislehre antworten, daß diese erste Voraussetzung der Wissenschaft nicht mehr bewiesen werden kann, sondern in unserem Willen zu erkennen gegründet ist und eine Forderung darstellt, die wir an die Welt richten.*) Wenn die Welt für uns erkennbar sein soll, wenn Wissenschaft möglich sein soll, so müssen alle Weltelemente untereinander in solchen Funktionalbeziehungen stehen, die wir mit den Mitteln unseres Verstandes als gesetzmäßig begreiflich auffassen

*) Vgl. z. B. Sigwart, Logik, 2. Band §. 62.

können. Unsere Zuversicht an die Erkennbarkeit der Welt ist also mit der Ueberzeugung von den kausalen Zusammenhängen aller ihrer Inhalte identisch. Und diese Zuversicht ist ein Glaube. Wir glauben, daß Gesetzmäßigkeit im Universum herrscht, weil wir den Willen haben, das Universum zu erkennen; wir treten daher an jedes neue Gebiet von Inhalten mit dieser Forderung heran, daß auch hier erkennbare und formulierbare Gesetzmäßigkeit zu finden sein werde. Dieser Glaube ist nicht mehr theoretischer, wissenschaftlicher Natur, er beruht vielmehr auf einem Postulat, das uns die Erkenntnis der Welt als zu realisierende Aufgabe stellt.

Es ergibt sich hieraus, daß in letzter Linie ein Glaube, nämlich der an die lückenlose Gesetzmäßigkeit des Geschehens, einem anderen, dem an das mögliche Eingreifen transzendenter Mächte in den natürlichen Weltlauf, gegenübersteht. Und es könnte scheinen, als gäbe es keine weitere Instanz, die zwischen den beiden Willensrichtungen, dem Willen zum Gesetz und dem Willen zur Ausnahme, die Entscheidung treffen dürfte. Aber es ist schon gesagt worden, daß der Glaube an Gesetzmäßigkeit erst die Erkenntnis möglich macht, und das Wollen der Erkenntnis ist ein Teil der menschlichen Aufgabe überhaupt. Der Wille zur Ausnahme vom Gesetz aber — denn ein Wille zur absoluten Gesetzlosigkeit ist mit dem menschlichen Denken, das instinktiv nach Verallgemeinerungen sucht, unverträglich — der Wille zur Ausnahme ist aber immer ein Wunsch nach Zerstörung des Ganzen zugunsten von Einzelnem, und zwar meistens zugunsten von persönlichen Zwecken. Das wissenschaftliche Forschen ist theoretisches Handeln und als solches ein Teil des Handelns nach Zwecken im allgemeinen. Auf dem Gebiet des praktischen Handelns erweist sich folgerichtig der Wille, vom Gesetz (das hier Menschensatzung ist) eine Ausnahme für den Einzelnen zu statuieren, als Prinzip des Verbrechens. Denn der Verbrecher will die Ausnahme vom allgemeinen Gesetze zu seinem Nutzen; und es ist die Regel, daß der Wundersüchtige dasselbe will, wenn wir auch noch andere Möglichkeiten zu erörtern haben werden. Er hofft und glaubt, daß auch das allgemeine Naturgesetz eine Ausnahme gestatten werde, zu seinem eigenen Vorteil oder zugunsten irgend einer Sache, etwa einer Religion, und verneint so die Wissenschaft ihrem Prinzip nach. Die seelische Voraussetzung des (theoretischen) Wunderglaubens ist demnach der Zweifel, denn der Glaube an die Ausnahme ist nur etwas Negatives — über seinen positiven Wert auf ethisch-religiösem Gebiete wird noch zu sprechen sein — und mit dem Zweifel an der

Gültigkeit des Naturgesetzes gleichbedeutend. Nicht der Gläubige verlangt Wunder zu sehen, sondern der Ungläubige, der Zweifler, und er ist bereit, sich durch derartige Argumente zu einem Glauben bekehren zu lassen, der aber naturgemäß wieder nur ein theoretisches Für-Richtig-Halten sein kann. Der Glaube an die Einheitlichkeit des Geschehens, auf dem alle theoretische Erkenntnis beruht, fehlt ihm; er kann auch an Ausnahmen glauben, wenn sie ihm wahrscheinlich gemacht werden. Denn das ist eben das Charakteristische des Zweifels: er versteht nicht, daß die theoretische Erkenntnis nicht auf sich selbst ruhen kann, daß nicht ein logischer Komplex über dem andern bis ins Unendliche stehen kann, wie der indische Elefant auf der Schildkröte; sondern daß das ganze System eine Basis haben muß, die in einem allgemeinen vorwissenschaftlichen Postulate besteht. Der Zweifler, der als nur -theoretischer Mensch charakterisiert werden kann — und bedeutende Forscher gehören hierher —, will sich auch noch diese Voraussetzungen theoretisch bestätigen lassen. Und die Unfähigkeit zum Glauben als grundlegender Funktion, die notwendig den Wahrheitsbegriff selbst zerstören muß — konkrete Beispiele aus der Erkenntnistheorie der Gegenwart könnten dies belegen — ergibt den Skeptizismus als Hauptstamm mit dem Nebenschößling des Aberglaubens. Der Zweifel als die negative Funktion κατ' ἐξοχήν in seiner Gestaltung als Unfähigkeit, an die Grundlage der Wissenschaft zu glauben, ist beider Voraussetzung. (Mit dem Zweifel als Negation aller Positionen überhaupt haben wir jetzt nicht zu tun.)

Der Skeptizismus besitzt nicht die Zuversicht an die Erkennbarkeit der Welt; die Forderung, mit der die Wissenschaft an die Natur herantritt — daß sie nämlich in Gesetzen erfaßbar sei, die vom Erkenntnisvermögen begriffen werden können —, bleibt ihm fremd: sondern er glaubt, daß Gesetzmäßigkeit nichts anderes sei, als die Zusammenstellung und Verallgemeinerung oft gemachter Beobachtungen, daß die Naturgesetze nur die Bedeutung hätten, viele Einzelfälle unter einem einfachen Beispiel, einem Gedankenmodell, zu denken, daß sie nur vorstellungsparenden, „ökonomischen" Wert hätten. Dem Skeptiker ist Erkenntnis nicht ein notwendiges Postulat, das zu seiner Erfüllung Gesetzmäßigkeit überhaupt statuiert (nicht das einzelne Naturgesetz, das ja empirisch gefunden wird), weil ihm sonst nicht Genüge geschehen könnte; die Erkenntnis ist ihm vielmehr entweder ein freies Spiel, ein ästhetischer Luxus oder ein angemessenes Mittel, sich in der Welt zu orientieren und die Natur

zum Nutzen des Menschen zu beherrschen: niemals also in sich selbst gegründete Aufgabe und Selbstzweck, sondern Dienerin des ästhetischen oder des praktischen Triebes. Dem wirklichen Skeptiker muß der innerliche Glaube an die Aufgabe der Menschheit fehlen, die auf dem einen Gebiet eben Erkenntnis ist. Ihm hängt das Theoretische haltlos und sinnlos im Leeren und er ist gezwungen, die unstillbare Frage nach dem Warum? in fremde Gebiete überzuleiten.

Was dem Skeptiker theoretische Argumente leisten, die immer auf theoretischem Gebiete bleiben müssen und zu keiner weiteren Verankerung führen können, das verlangt der Abergläubische von Wundererscheinungen. So wenig wie der Skeptiker vermag er die Gesetzmäßigkeit der Welt aus seinem eigenem Willen zur Erkenntnis heraus zu postulieren. Aber wissenschaftlich weniger erfahren als sein Geistesverwandter, nimmt er unbedenklich Ausnahmen an, deren Tragweite und ontologisches Pathos er nicht begreift. Beide werden sich immer auf dem höheren, „voraussetzungsloseren" Standpunkt dünken, denn sie halten — sind sie konsequent — die Gesetzmäßigkeit für ein unbewiesenes Vorurteil, das jeden Augenblick durch bessere Erfahrungen widerlegt werden könnte. Jede Argumentation hingegen müßte sich theoretischer Mittel bedienen, und hier handelt es sich um die Basis alles Theoretischen, um die Voraussetzungen der Erkenntnis. Sie wird erst durch die Forderung der Gesetzmäßigkeit möglich gemacht, die wir an die Welt stellen. Skeptizismus und Aberglaube aber meinen, Verallgemeinerungen aus der Erfahrung, die wohl auch einmal nicht zutreffen könnten, seien systematische Erkenntnis. —

2.

Bisher war unsere Aufmerksamkeit vorwiegend dem objektiven Wunderbegriff zugewandt, wenn auch schon immer das Bewußtsein, das Gefühl des Wunderbaren in der lebendigen Menschenseele zur Erläuterung miteinbezogen wurde. Objektiv hat sich uns das Wunder als etwas Negatives dargestellt, als Verneinung der Wissenschaft, als Riß im Gewebe der Ursachen und Wirkungen, der, einmal geschehen, das ganze Netz unverläßlich machen müßte. Aber in der Seele dessen, der an das Wunder glaubt, der es erhofft, hat es durchaus positiven Charakter, ist es ein Erlebnis von eigener ausgezeichneter Charakteristik, von hohem Wert. Für den Wundergläubigen ist es durchaus nicht gleichgültig, an welcher Stelle der Riß eintritt; ihm ist das Wunder ein Eingreifen übernatürlicher,

göttlicher Mächte in den als mechanisch empfundenen Naturablauf, das nur in den wichtigsten Augenblicken aus einer höheren Absicht heraus erfolgt, das eine tiefe Bedeutung für den so Ausgezeichneten oder für die ganze Welt besitzt. Es ist das sichtliche Anzeichen eines göttlichen Willens, das transzendenten Wert in Anspruch nehmen muß. Wo der Glaube an ein solches Wunder besteht, ist er mit dem Glauben an eine Vorsehung verbunden, die dem Einzelnen zuliebe die Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens umgeht, die ihm in wichtigen Momenten der Entscheidung direkte Kunde durch Orakel, Donner und Blitz sendet, um einen schwankenden Entschluß in einer Richtung zu befehlen, über eine Tat Beifall oder Mißbilligung auszusprechen. Alle die kleinen abgläubischen Fragen des täglichen Lebens gehören hierher. Die Schwere und Verantwortlichkeit der Entscheidung wird so abgewälzt, der Zweifel jeder ernsten Entschließung erleichtert.

Das spezifische Gefühl des Wunderbaren, die subjektive Reaktion gegend irgend ein Ereignis als außerhalb des Naturmöglichen stehend, hat einen größeren Umfang, als man gemeiniglich annehmen könnte. Fast jedes Erlebnis, das scheinbar unerklärlich in den gewohnten gleichmäßigen Lauf des Alltags eingreift, wie absichtlich und bedeutungsvoll, kann in dem so gestimmten Gemüt die Saite anklingen lassen, die für gewöhnlich ruht: das ist wie ein Wunder. Jeder Romantiker und viele junge Menschen, die ja meist Romantiker sind, treten in einen neuen Tag hinein, in ein neues Land, vor einen neuen Menschen mit der geheimen Hoffnung, das Unerhörte, das Wunderbare werde sich erfüllen. Der romantische Dichter, der die blaue Blume sucht, sucht das Wunder, das, was in der Welt nach ihrem uns bekannten Ablauf niemals geschieht. Und tritt in die durstige offene Seele des Einzelnen ein derartiges Ereignis, so wird das Gefühl lebendig, daß ein Wunder wahrhaftig geschehen sei. So ist es oftmals mit der ersten Liebe. Ein ganzer Komlex von Gefühlen, der bis dahin unbekannt war, entfaltet sich intensiv in rascher Folge, denn alle primären Gefühle müssen ja erlebt werden; eine Unterweisung durch Bericht oder Lektüre gibt es da nicht. Und eine seelische Revolution wie die erwähnte bringt oft noch andere tiefere Gefühlslagen zum erstenmal in lebendiges Mitschwingen. Das religiöse Empfinden, das Verständnis für Naturschönheit wird vielleicht aufgeweckt, ein Gefühl hebt das andere und der Hauch des Wunderbaren schwebt über der ganzen Region. Dieses Gefühl ist hier vollkommen gerechtfertigt. Denn es treten im Seelenleben Ele-

mente auf, die prinzipiell anders sind, als die bisher Gekannten, als die Alltäglichen, Natürlichen. Das Uebernatürliche ist ja ein relativer Wert; es ist für jeden das, was über die ihm geläufigen Geschehnisse prinzipiell hinauszugehen scheint.

Wir haben gesehen, wie sich dem Menschen früherer Zeit, dem mittelalterlichen besonders, alle anerkannten übernatürlichen Ereignisse nicht eigentlich als Wunder, sondern nur als Merkwürdigkeiten, als Aventüren darstellten. Der prinzipielle Strich zwischen Möglichem und Unmöglichem war noch nicht gezogen. Aber das Gefühl des Wunderbaren, das sich Einzelnem gegenüber nicht oder kaum regte, war über die ganze Welt wie ihr tieferer Sinn, ihre Bestimmung vor Gott, ausgegossen. Das Wunderbare war in die religiös-metaphysische Weltanschauung so eingewachsen, daß es am Einzelnen kaum mehr zur bewußten Abhebung kam. Die allgemeine Macht der Religiosität — und auch des Aberglaubens — ist in Zeiten umso größer, die Natürliches (in unserem Sinn) von Uebernatürlichem nicht zu sondern wissen. Da kann es keine religiöse Gleichgültigkeit und keinen Unglauben geben, weil ein solches Verhalten nirgends eine Stütze fände. Die Durchdringung von Irdischem und Ueberirdischem ist nicht Glaube, sondern Tatsache, die jeden Tag an allen möglichen Ereignissen verifiziert werden kann. Und an Offenkundigem zweifeln zu wollen, mußte als das Symptom teuflischer Besessenheit angesehen werden, als identisch mit dem Zustand, den wir heute irrsinnig nennen. So finden wir das Gefühl des Wunderbaren, das im Besonderen nicht auftritt, als einen allgemeinen Hauch des Geheimnisvollen wieder; ein frommes Gefühl erfüllt die Seelen, daß jedem einzelnen ein wunderbares Schicksal aufgespart sein kann, und es ist die wichtigste Sorge des Menschen, sich in diesem Gewebe von Unbegreiflichkeiten göttliche Hilfe zu sichern. Man braucht Amulette und geheimnisvoll geweihte Waffen.

Der innigen Durchdringung von Natürlichem und Uebernatürlichem entsprechend wurden gern Orte dem Göttlichen geweiht, wo sich etwas Wunderbares ereignet hatte. Nach dem Glauben des Volkes, der sich in Sagen und Legenden erhalten hat, waren auch die übernatürlichen Mächte an gewisse, uns unbekannte Gesetze gebunden; sie konnten sich nicht an jeder beliebigen Stelle manifestieren, oder bewiesen wenigstens eine bestimmte Vorliebe für einzelne Stellen. So wird nicht selten erzählt, daß durch wiederholte Erscheinungen und Träume solange auf einen Ort hingewiesen worden

ist, bis da eine Kultstätte errichtet wird, die sich späterhin durch wunderbare Heilungen usw. bewährt.

Es ist höchst wesentlich, wie das allgemeine Schema des Wunders, die Durchbrechung des Naturgeschehens an einer Stelle, konkret erfüllt, von welcher Macht und in welchem Sinn der Naturlauf unterbrochen wird. Daß es eine übernatürliche Macht sein muß, steht fest. Aber hier sind zwei Möglichkeiten denkbar, oder genauer, die unbestimmte Macht kann an einen bestimmten Ort gebunden sein, an das Innere des Menschen. Aus der allgemeinen Denkbarkeit des Wunder-Geschehens tritt somit als besonderer Fall das Wunder-Tun heraus. Die übernatürliche Macht ist ja hier nur an einer Stelle lokalisiert, in der Seele des Menschen, so daß ein prinzipieller Gegensatz zwischen beiden Fällen kaum besteht.

Wenn aus dem Gebiet des Transzendenten her ein Faktor plötzlich und für immer unerklärbar in die Welt hineingriffe, wenn die Welt ein Wunder erlitte, ohne daß eine Potenz ihrer selbst es hervorgebracht hätte, so wäre dies ein Vorgang, über den nichts weiter gesagt werden könnte, der als Vernichtung unseres aufs Gesetzmäßige eingestellten Erkennens angesehen werden müßte. Wird aber ein solches Wunder von einem Menschen aktiv und absichtlich hervorgebracht, so würde es von dem Gefühl größerer Verständlichkeit begleitet sein, da wir den Urheber kennen. Und es war nun immer der Glaube aller Völker, daß solche Eingriffe eines Menschen in den Naturablauf durch gottähnliche oder durch teuflische Kräfte erfolgen könnten. Macht über die Natur ist seit jeher der Wunsch der Menschen gewesen, die moderne Technik ist seine Inkarnation. Aber ihre Macht hält sich im Rahmen des Naturgesetzes und kann nicht darüber hinaus, das heißt gegen dasselbe. Sie ist eine Ueberlistung und Zähmung der Natur mit den ihr abgeborgten Mitteln, aber keine Vernichtung. Von dem Wundertäter, der analog dem Verbrecher gegen menschliche Satzung bewußt Ausnahmen vom Naturgesetz erlangen will, ist nicht zu sprechen. Der Volksglaube hat ihn zum Zauberer vertieft, der im Bunde mit teuflischen Mächten das Naturgesetz zum eigenen Genuß oder zur Gaukelei vernichten kann. Ihm gegenüber steht der Heilige, der nach der Ueberzeugung der Völker durch die reine, übermenschlich starke Kraft seines Willens ein Wunder schafft, damit das Göttliche offenbar werde. Von solchen Wundern ist die Geschichte aller Religionsgründungen voll. Mit der Vorstellung eines vollkommenen Menschen, eines Heiligen, ist der Gedanke verknüpft, daß er vom Naturgesetz unabhängig gedacht

wird, daß er Wunder zu wirken vermag. Dies ist nicht nur seine äußere Legitimation vor dem Volke, sondern gleichsam seine innerste Essenz, der sichtbare Ausdruck des gewonnenen Sieges. Die Kraft seiner Persönlichkeit ist größer als die Gesetze der Natur. Der vollkommene Mensch wird so als Herr der Natur gedacht. Wie zum Begriff einer zivilisatorisch vollendeten Menschheit die Beherrschung der Natur nach deren eigenen Gesetzen gehört, so ist es dem Begriff eines in ethisch-religiöser Beziehung vollkommenen Menschen wesentlich, gegen die Idee des mechanischen Gesetzes, ohne Beziehung zu ihr Macht zu besitzen. Dem wissenschaftlich-technischen Ideal, die Natur geistig ganz zu durchdringen und nach den Zwecken des Geistes die Kausalität der Natur zu lenken, steht das religiöse Ideal gegenüber, den Funktionalbeziehungen überhaupt enthoben zu sein und nicht mehr von mechanischen Gesetzen abzuhängen, sondern nach ethischen Zwecken Abhängigkeiten zu setzen.

Je mehr sich die Vorstellung eines heiligen Menschen gereinigt hat, desto näher kommt sie der des Mystikers, um schließlich mit ihr zusammenzufallen, wobei allerdings der Unterschied bestehen bleibt, daß der Schwerpunkt beim Mystiker ins Sein fällt, das an sich genügt und keine weitere Manifestation in der Welt braucht; der Heilige aber, ebenso wie der Gottgesandte, der Apostel, findet sein Wesen im Tun, sollte sich dies auch im vollendeten Lebenswandel und in der Lehre erschöpfen. Er bedarf der Wirksamkeit um seiner Idee ganz zu entsprechen, der Mystiker findet in bloßer innerer Betrachtung Genüge. Auch die Mitteilung seiner Erlebnisse an andere ist nicht erforderlich; wo sie besteht, kann gewissermaßen schon von einer Entstellung der reinen Idee des Mystikers gesprochen werden, die sich am intensivsten im Schweigen, im bloßen So-Sein erfüllt.

Vielleicht ist das Phänomen eines wahrhaft guten Menschen so selten, daß es schon wie außerhalb des natürlichen Weltgeschehens erscheint, daß der vollkommene Mensch gewissermaßen selbst schon eine Ausnahme von der menschlichen Organisation, also ein Wunder darstellt. Und so können auch manche seiner Aeußerungen als exempt vom Gewohnten, als Wunder angesehen werden. Von jedem Religionsstifter werden Wunder verlangt, ebenso gut heute (in Amerika) wie einst. Denn wie er als vollendeter Mensch über der Natur steht, wird ihm auch eine Macht angemutet, die das Naturgesetz brechen kann. Dieses Gefühl von der Uebernatürlichkeit eines vollendeten Menschen drängt dazu, schon seine Empfängnis und

Geburt als ein nach Naturgesetzen unbegreifliches Ereignis anzusehen, so daß er gewissermaßen ab origine ein Wunder ist. Dieses selbe Bedürfnis nach der ungewöhnlichen, wenn auch nicht übernatürlichen Abstammung des Menschen, der anders ist, hat Wagner bewogen, Siegfried als das im Ehebruch erzeugte Kind eines Geschwisterpaares darzustellen, dessen Vater nach der Erzeugung, dessen Mutter nach der Geburt stirbt. (Wobei es sich nur um unsere heutige Auffassung handelt und es gleichgültig ist, daß ähnliche Ehen einst nichts Seltenes gewesen sind.)

Der echte Glaube an die übernatürliche Kraft des vollkommenen Menschen ist, wie die Geschichte lehrt, meistens bald ausgeartet und veräußerlicht worden. Denn was die lebendige Kraft des Heiligen vollbracht haben sollte, wurde mechanisch auf seinen Körper und weiterhin auf jeden Gegenstand, mit dem er in Berührung gekommen war, übertragen. So veränderte sich der Glaube an die übernatürliche Macht des sittlichen Willens in Reliquienkult und Fetischismus.

Wenn wir uns nun dem Zentrum dieser Kraft zuwenden, dem seelischen Zustand dessen, der reinen Herzens ein Wunder zu wirken glaubt, so ist vor allem klar, daß seine Absichten über jedes persönliche Interesse erhaben sein müssen. Sein Bewußtsein ist von der Gewißheit der göttlichen Kraft, die ihn erfüllt und trägt, in solchem Maße beherrscht, daß ein zweifelnder Gedanke als unbegreifliches Paradoxon erscheinen müßte. Das Individuum sieht sich selbst nur noch als das Werkzeug an, dessen sich die göttliche Macht zu ihren höheren, Menschen vielleicht unbegreiflichen Absichten bedient. Denn nur von dieser transzendenten Macht aus gesehen sind die Naturgesetze wie nicht vorhanden. Dem gläubigen Wundertäter muß das andächtige Staunen, das seine Kraft hervorruft, ganz unverständlich sein, denn er fühlt sich mit jener übernatürlichen Macht so eins, er ist mit ihr so sehr dem Naturablauf fremd (in den Augenblicken, wo er seine Kraft besitzt), daß ihm sein Verhalten als das einzig Natürliche erscheinen muß.

Die entgegengesetzte seelische Disposition, wunderähnliche Taten zu wirken, läge in einer derartigen Konzentration und Stärkung der Persönlichkeit, daß sie gewissermaßen ohne Hilfe, durch eigene Willenskraft über den Naturlauf siegte. Von indischen Yogis wird aus vertrauenswürdigen Quellen (neuerdings durch den ehrwürdigen William James, allerdings nicht aus eigener Anschauung) berichtet, daß sie durch bloße Konzentration des Willens einen ganz erstaun-

lichen Grad von Herrschaft über den eigenen Körper (als Teil der Natur) gewinnen, wie wir es für undenkbar hielten. Ein solches seelisches „training“ ist nun, solange von einer prinzipiellen Veränderung der Naturkräfte nichts Verbürgtes bekannt ist, nur als deren radikale Beherrschung, nicht aber als Wunder anzusprechen, wenn auch die äußeren Begleitumstände manchmal eine gewisse Aehnlichkeit zeigen. Inwieweit aber dieses Verhalten, wo der Sieg über die Natur durch Willenskraft errungen wird, mit dem vorher besprochenen, wo die subjektive Ueberzeugung einer göttlichen Einwirkung besteht, bei scheinbarer Polarität doch etwa wesentlich verwandt sein mag, das muß dahingestellt bleiben. Denn die psychologische Analyse findet einen entgegengesetzten Zustand vor, hier Zurücktreten des Ich-Bewußtseins und des Ich-Gefühls bis zur körperlichen Unempfindlichkeit und zur Aufhebung der empirischen Persönlichkeit: dort höchste Sammlung und Aufgipfelung des Ichs. Ob und wie weit hinter diese seelischen Realitäten noch zurückgegangen werden kann, ist eine offene Frage. Sie führt direkt in die Frage hinein, wie tief die Individualität in den Weltgrund hinabreicht, ob eine letzte metaphysische Einheit nicht nur besteht, sondern auch in der realen Welt wirksam werden kann oder ob die letzten Elemente des Seins individuell, monadenhaft gedacht werden müssen. Dann wäre die Frage nach ihrem Einwirken in die Welt allerdings mit erledigt. Aber diese tiefste Frage ist zweifellos nicht theoretisch zu lösen; nur das persönliche Weltbewußtsein des Einzelnen, sein Kredo und seine Wertung dem Ganzen gegenüber kann sich hier noch entscheiden: ob Persönlichkeit allem Einheitsehnen zum Trotz als höchster Wert gelten soll (denn etwas anderes wird ja schließlich nicht bekannt, wenn die metaphysischen Fragen im Spiele sind); oder ob die Individuation mit all ihrem Leiden in einem Urschoß versinken soll. Vielleicht ist auch — zwischen Leibniz und Schopenhauer — ein mittlerer Weg gangbar, eine Versöhnung dieser beiden letzten Wunschrichtungen möglich, welche die Individualität in allen ihren Ansprüchen wahrt und doch eine Einheit herstellt, einen Schlußakkord, der jeden einzelnen Ton in seiner Besonderheit erklingen läßt und doch aus der unlösbaren Harmonie aller besteht.

Auf dem Bewußtsein der Freiheit vom Naturgesetze sind die Systeme der großen deutschen Metaphysiker aufgebaut, die alle im Wunder gipfeln. Fichtes großer Gedanke war, die ganze Natur nach Postulaten der Freiheit umzugestalten und zu besiegen. Für Schopenhauer wird die übernatürliche Kraft des Heiligen der Schluß-

stein und Höhepunkt seines Systems: der unbegreifliche, durchaus transzendente Vorgang, daß natürliche Motive des Wollens als „Quietive“ wirken, muß sich im vollendeten Menschen realisieren, damit er der Qual des allgemeinen Kreisens enthoben werde. Es ist ja tief innerlich konsequent, daß ein derartiges gegennatürliches Ereignis, wie die Vernichtung der Weltsubstanz, des Willens zum Leben im Einzelnen oder im Universum nur durch ein Wunder eintreten könne. Und was Schopenhauer in philosophischem Radikalismus aufzeigt, das verlangt das Volk von einem heiligen Menschen gern als Legitimation seiner Berufung; ob er nämlich stärker sei als die Natur, ob er sie durch ein Wunder zu überwältigen vermöchte. Die inhaltliche Erfüllung zu diesen Postulaten der deutschen Metaphysiker ist in der letzten Szene des Faust gegeben. Nach der immanenten Lösung des Menschheitsproblemes durch die nimmermüde Betätigung aller Kräfte bis zum letzten Augenblick des Erdenlebens tritt das heimlich Erhoffte, das Wunder ein: eine andere, bis dahin unsichtbar gebliebene Welt öffnet sich über der irdischen und krönt ein Menschenleben, das sich im Schaffen aufgezehrt hat, durch die endgültige Aufnahme in eine neue Ordnung der Freiheit, die der Lebende nicht hätte fassen können.

Läßt man aber auch in Abweisung aller metaphysischer Lehren die Freiheit als unbewiesen dahingestellt sein, so konzentrieren sich nichtsdestoweniger der Gedanke und das Gefühl, Macht über die Natur hinaus und vor allem über die Natur in sich selbst gewinnen zu wollen, immer mehr nach innen und treten schließlich als sittlicher Wille zur Freiheit, das heißt als Wille zum Wunder in eine unantastbare Position, die durch den ausgesprochenen und prinzipiellen Verzicht auf theoretische Evidenz ihres seelischen Wertes nicht mehr verlustig gehen kann. Der Wille zur Freiheit gehört einer ganz neuen Kategorie an, die ihren Rechtsgrund in sich selbst besitzt, als Erlebnis unmittelbare Wirklichkeit nicht von irgend woher beansprucht, sondern selbst ist, eine Realität, die jeder theoretischen Instanz und somit jeder wissenschaftlichen Methode völlig fremd gegenüber steht, in einer eigenen Seinsschichte verläuft und nie in irgend einen wie immer gearteten Zusammenhang, weil prinzipiell isoliert, eingeordnet werden kann. —

Ein Hexenprozeß aus „der guten alten Zeit".

Von

Dr. Chr. Waas (Mainz).

Vor mir liegt ein umfangreiches, verschnürtes Bündel Akten aus dem Archiv der ehemals freien und des Reiches Stadt Friedberg in der Wetterau. Mit feiner Hand, die in ihren geschwungenen Zügen und kunstreichen Schnörkeln den Stadtschreiber verrät, ist auf den zerrissenen, graublauen Umschlag geschrieben, wovon die alten, vergilbten Papiere handeln:

Peinliche Acten. Zauberey betr. Barbara 1663.

Ein Hexenprozeß also! Sollen wir den Knoten des mürben Bindfadens öffnen? Warum sie wieder heraufbeschwören, jene aberwitzigen Greuel einer Zeit, hierin so verrucht und verrückt, die wir in gemütlicher Unkenntnis doch so gern die „gute alte Zeit" nennen?

1663! Wir sind ja im Zeitalter des Großen Kurfürsten, der den deutschen Namen zuerst wieder zu Ehren brachte und allen Verfolgten in seinem Lande eine Freistätte bot, da Paul Gerhardt seine innigen, ergreifenden Herzenslieder dichtete, da Leibnizens Genius der Philosophie in Deutschland den Boden bereitete. Ist es möglich? In diesen Jahren noch ein Hexenprozeß? Laßt uns doch sehen, was diese Blätter behandeln!

Die Schnüre sind gefallen. Wir beginnen zu lesen. Möhlich gewöhnt sich unser Auge an die Schrift jener Zeit und unser Sinn an die altertümliche und mit vielen fremden Brocken vermischte Ausdrucksweise. Es stört uns auch nicht mehr die vollkommene Abwesenheit irgend einer Rechtschreibung. Wir vergessen die Form über dem Inhalt ganz. — Ja, wahrhaftig, es ist wirklich ein Hexenprozeß! Wir lesen und lesen. Und wie wir so Blatt um Blatt umwenden:

„Der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an."

„Wer Hexenprozesse studiert, glaubt sich — nicht inmitten der Angeklagten, sondern der Richter — unter ein Geschlecht versetzt, das alle edlen menschlichen Anlagen: Vernunft und Gerechtigkeit, Scham, Wohlwollen und Mitgefühl erstickt hat, um dafür alle teuflischen in sich großzuziehen. Aus der Sphäre, die vielleicht den meisten Menschen die teuerste und erhabenste des Lebens bedeutet, aus dem Heiligtume der Religion, grinst dem Beschauer ein Medusenhaupt entgegen und hemmt ihm das Blut in den Adern. Unter christlichen Völkern, im Schoße einer tausend Jahre alten Kultur, ist vom 15. bis ins 18. Jahrhundert hinein der Justizmord zur stehenden Einrichtung erhoben, hunderte und tausende von Unschuldigen, meistens Frauen, werden nach ausgesuchten Martern des Leibes und unnennbaren Seelenqualen auf die grausamste Weise hingerichtet. Die Tatsache ist so ungeheuerlich, daß nur die verwandten Verfolgungen Andersgläubiger damit verglichen werden können, alle anderen Verirrungen des Menschengeschlechtes aber daneben zurücktreten. Eine Welt scheint uns bereits von diesen Greueln zu trennen!“ *)

Eine Welt der Gesinnung und Gesittung, eine Welt fortschreitender Menschlichkeit trennt uns von dem Zeitalter der Hexenprozesse, aber nur eine ganz kurze Spanne in der Menschheitsgeschichte. Denn nicht nur bis ins 17. Jahrhundert, nein, noch im Jahrhundert Friedrichs des Großen, — natürlich nicht in seinen Staaten, — noch im Zeitalter des jungen Goethe fanden Hexenprozesse statt. Es sind gerade 133 Jahre, daß in Deutschland die letzte Hexe verbrannt wurde: es ist Anna Maria Schwägelin, die 1775 in der Fürstabtei Kempten den Holzstoß bestieg. Und noch sieben Jahre später, 1782, fiel in der Schweiz, und zwar im Kanton Glarus, das letzte Opfer dieses scheußlichen Aberglaubens, der — seien wir ehrlich! — in manchem abgelegenen Dorfe noch heute fortlebt.

Aus mancherlei trüben Quellen war der blöde Wahn von der Hexerei geflossen. Allerlei altgermanisch heidnische Vorstellungen von der Macht übernatürlicher Wesen, die Menschen und Saaten schädigen konnten, wurden von der Kirche mit dem Teufelsglauben

*) Riezler: „Geschichte der Hexenprozesse in Bayern“, S. 1. Daneben ist hauptsächlich benutzt: Hansen: „Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter.“ — Die Akten gehören dem Friedberger Geschichts- und Altertumsverein, in dessen Sitzung vom 19. März 1900 Herr Stadtra Falck aus ihnen berichtet hat. — Für das Volkskundliche sei auf Wuttke „Deutscher Volksaberglaube“ verwiesen.

verbunden, der gegen Ende des Mittelalters immer fürchterlichere Formen annahm. Solange aber das altdeutsche Gerichtswesen gehandhabt wurde, konnte es nicht leicht zu ausgedehnten Verfolgungen kommen. Das deutsche Prozeßverfahren war gerade für die der Zauberei Angeklagten günstig. Es mußte ein Ankläger auftreten und die Beschuldigung erheben. Wo aber kein Ankläger, da kein Richter! So lautet der altdeutsche Rechtsatz. Kam es zur Klage und leugnete der Beschuldigte, so mußte ein Gottesurteil entscheiden. Es war in diesem Falle gewöhnlich die sogenannte Wasserprobe. Der Angeklagte wurde, an einem Seil befestigt, in ein Wasser geworfen. Ging er unter, was wohl regelmäßig eintrat, so galt er als unschuldig, wurde emporgezogen und freigesprochen, während der Ankläger bestraft wurde. Diese merkwürdige Wahrheitsprobe beruhte auf dem Volksglauben, daß das Wasser keinen Verbrecher bei sich behält.

So ist also nicht das Mittelalter — von vereinzelten Prozessen abgesehen — die Blütezeit, wenn man so sagen darf, der Hexenverfolgungen gewesen, wie oft angenommen wird. Diesen traurigen Ruhm haben vielmehr die nun folgenden Jahrhunderte der neueren Zeit. Das ausgehende Mittelalter hat aber den Hexenwahn ausgebildet, in ein System gebracht, ihm die kirchliche Weihe gegeben und dem Volke eingepredigt, daß Alt und Jung, Hoch und Niedrig, Gelehrte und Ungelehrte schließlich felsenfest daran glaubten. Als dann ein neues Recht eingeführt und zugleich ein dem altdeutschen Gericht fremdes und unerhört grausames Prozeßverfahren angewandt wurde, da waren alle Vorbedingungen zu jenen Massenverurteilungen und -Hinrichtungen gegeben. Und nunmehr wurden Jahrhunderte lang, Jahr für Jahr, gestützt auf die kirchliche Lehre aller christlichen Bekenntnisse in Deutschland und die jetzt von wahrer Teufelsangst befallene öffentliche Meinung, tausende und abertausende von Justizmorden verübt und zwar in allen rechtlichen Formen.

Drei Umstände waren es also, die diese Entwicklung zum Schlimmen und Unheilvollen herbeiführten. Zunächst und vor allem die Tätigkeit der mittelalterlichen Kirche. Der altdeutsche Volksglaube kannte und verfolgte zwar den schädigenden Zauber, wußte aber nichts von Teufelsbund und Teufelsbuhlschaft, von Hexenausfahrten durch die Luft und Hexenversammlungen. Alle diese Wahnvorstellungen, die sich allmählich und vereinzelt und zwar aus den Ketzerverfolgungen herausgebildet hatten, wurden gegen Ende des 15. Jahrhunderts von

Theologen, besonders aber von den berüchtigten päpstlichen Inquisitoren, den deutschen Dominikanern Institoris und Sprenger, deren Orden ja die Verfolgung jeder Ketzerei oblag, zusammengefaßt. Mit Feuereifer verbreiteten sie den neuen Aberwitz auf ihren ausgedehnten Reisen durch Predigt, Folter und Brand über einen großen Teil von Deutschland und verarbeiteten ihn mit erstaunlicher Spitzfindigkeit und diabolischer Tücke zu einem Lehrgebäude des Hexenglaubens und der Hexenverfolgung. Da die beiden Inquisitoren aber in ihren Prozessen gerade bei einzelnen kirchlichen Behörden auf Widerstand stießen, erwirkten sie 1484 von Papst Innocenz VIII. die nach ihren Anfangsworten bezeichnete Bulle „Summis desiderantes affectibus“, worin der größte Teil des Hexenwahns als berechtigt anerkannt wird. Gestützt auf diesen päpstlichen Erlaß, konnten die beiden Dominikaner nunmehr daran gehen, die wissenschaftliche Welt, die kirchlichen und weltlichen Gewalten über das zu verfolgende Laster zu unterrichten. Aus den Erfahrungen ihrer Prozeßpraxis und mit dem ganzen Aufgebot ihrer gelehrten Kenntnisse verfaßten sie den 1487 erschienenen „Malleus maleficarum“, den „Hammer der Hexen“, eine systematische Darstellung der Hexerei, verbunden mit einer genau ausgearbeiteten praktischen Anleitung zum Hexenprozeß: ein Buch von ebenso „stupender wie stupider Gelehrsamkeit“, das mit Hilfe der neuen Kunst des Buchdrucks in Tausenden von Exemplaren verbreitet wurde und Auflage über Auflage erlebte. Aus ihm schöpften die Hexenrichter ihre Weisheit, und in jedem Prozesse, bis in das 18. Jahrhundert hinein, — auch in dem unsrigen, — können wir die Spuren dieses fürchterlichen Buches feststellen. Gerade 1669 ist es noch einmal gedruckt worden. Es sei auch erwähnt, daß neulich eine mit ausgesuchter Sorgfalt ausgestattete moderne deutsche Uebersetzung erschienen ist.*) In denselben Jahren also, da Columbus eine neue Welt entdeckte und das klassische Altertum mit seiner Dichtung, seiner Kunst und Wissenschaft wiedergeboren zu werden schien, da wurde Europa mit den aberwitzigsten Wahnvorstellungen und Greueltaten durch dieses Buch erfüllt.

Sodann wurde in derselben Zeit das natürliche Rechtsgefühl des deutschen Volkes erschüttert durch die Einführung des römischen Rechts, das den Behörden eine ungeheure Macht verlieh und die

*) Der Hexenhammer von Jakob Sprenger und Heinrich Institoris. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt. Berlin, H. Barsdorf.

alten Anschauungen des Volkes über den Haufen warf. Die Rechtsprechung wurde nun ausgeübt von einem zwar grundgelehrten, aber in fremdem Formenkram erstarrten und gefühllosen Richterstand. Unter Berufung auf die unerbittlich grausamen Gesetzesparagraphen der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V., die Carolina (1532), und selber ganz und gar erfüllt von dem Hexenglauben, hatte er den Willen und auch die Macht mit Feuer und Schwert gegen die vermeintlichen Unholdinnen vorzugehen.

Dazu kam schließlich, daß auch die Prozeßformen andere wurden, und das hing wieder mit der Tätigkeit der Inquisitoren zusammen. Da diese die Hexerei mit der Ketzerei zusammenwarfen, gegen die sie die Folter anwandten, wurden die Hexenprozesse genau wie die Ketzerprozesse geführt, d. h. mit der Folter, während die Gottesurteile mit ihren Proben von der Kirche verworfen wurden. Nicht ein privater, sondern ein amtlicher Ankläger erschien, er forderte zu Angebungen auf, sammelte die Anzeichen des vermuteten Verbrechens, unterwarf die Beschuldigten, wenn sie leugneten, der Tortur und geleitete die so Ueberführten auf den Scheiterhaufen. So wurde das altdeutsche Klageverfahren mit seinem Gottesurteil verdrängt durch den Inquisitionsprozeß mit der Folter, der nun auch von den weltlichen Gerichten übernommen wurde, nachdem durch die Reformation in Deutschland die Inquisition lahm gelegt war. Auch die Carolina bestimmte die Anwendung der Folter und setzte auf Zauberei den Feuertod.

Leider hat in allem dem der Sieg des Protestantismus in Deutschland keine, aber auch gar keine Besserung gebracht. Er konnte es zunächst auch gar nicht, da die Grundlage, der Glaube an die Persönlichkeit des Teufels, und der ganze Hexenwahn, wie er von der alten Kirche übernommen war, von den Reformatoren festgehalten wurde, und da man auch auf den Kanzeln der neuen Kirche weidlich verketzerte und verfluchte, vermaledeite und verteufelte. „Es gehört zu den traurigsten Zügen in der deutschen Entwicklung, daß der Protestantismus dieses Erbstück der römischen Kirche ohne Bedenken in vollem Umfang übernahm, . . . daß die christlichen Konfessionen, die sich sonst auf Leben und Tod bekämpften, auf diesem Gebiet der Dogmatik in schauerlicher Eintracht vereint, in den Hexenverfolgungen wetteiferten."

Nach den von den Dominikanern um die Wende bis 15. Jahrhunderts angestellten massenhaften Hexenbränden erleben wir grade gegen Ende des nächsten Jahrhunderts, im Zeitalter der Gegen-

reformation, eine neue Verfolgungsepidemie, und zwar in evangelischen wie in katholischen Ländern. Wurde doch damals (1572) sogar eine deutsche Fürstin, die Herzogin Sidonie von Braunschweig-Kalenberg, des Teufelsbundes bezichtigt und mußte flüchten; und ein deutscher Fürstensohn, der spätere Herzog Max von Baiern, wohnte 1590 in Ingolstadt persönlich Folterungen von Hexen bei und berichtete darüber an seinen Vater. Die tollsten Orgien aber wurden damals im Erzbistum Trier veranstaltet, wo Kurfürst Johann von Schönberg, der seit 1581 regierte, innerhalb 6 Jahren aus wenigen Ortschaften 368 Personen verbrennen ließ.

Das 17. Jahrhundert erlebt dann eine dritte Hochflut von Massenverfolgungen. In diese fällt auch unser Prozeß. Es ist eine Wirkung der Greuel des 30jährigen Krieges, daß zugleich mit einer erschreckenden Sittenlosigkeit, Verrohung und allem möglichen Aberglauben, auch der Hexenwahn von neuem die Gemüter des deutschen Volkes ergriff und Prozeß auf Prozeß heraufbeschwor. So wurde in Salzburg von 1677—81 ein Riesenprozeß geführt, wobei mindestens 100 Menschen hingerichtet wurden, darunter ein 10jähriger Knabe und eine 80jährige Greisin. Einmal wurden 7 Bettelbuben zugleich verbrannt. Ist es doch grade eine Eigentümlichkeit dieser späteren Verfolgungen, daß ihnen besonders viele Kinder zum Opfer fielen! Wer einmal diese Hexenangst des nach 30 schauerlichen Kriegsjahren ganz verzweifelten, fast tierisch gewordenen Volkes kennen lernen will, das von dem Wahne gepackt, in wilder Wut, auch ohne Richter und Henker, mordete, der lese Wilhelm Raabes meisterliche Novelle: „Else von der Tanne."

So war auch die Gemütsverfassung der Bevölkerung, die Anschauung der geistlichen und weltlichen Behörden in der Stadt, wohin uns die alten vermoderten Akten des Jahres 1663 führen.

Auch die freie Reichsstadt Friedberg in der Wetterau, einige Stunden nördlich von Frankfurt a. M. gelegen, evangelischen Glaubens, war, wie die meisten der ehemals so stolzen Städte unseres Vaterlandes, nach dem 30jährigen Kriege ganz verarmt und heruntergekommen. Sie zählte nur noch etwa 2000 Einwohner, die neben ihrem Handwerk hauptsächlich Ackerbau trieben und sich in den schweren Zeitläuften kümmerlich durchs Leben schlugen. In aller Armut lebte aber noch ein gewisser Stolz in diesen kleinen Städten. Mit der Erinnerung an eine ruhmreiche Vergangenheit verband sich bei den wohlweisen und gestrengen Stadtvätern Friedbergs ein rührender Eifer, die jetzt fast wertlose, aber recht kost-

spielige Reichsfreiheit zu bewahren und sie vor allem gegen die Uebergriffe der benachbarten Reichsburg gleichen Namens zu sichern. Die Stadt besaß die hohe Gerichtsbarkeit über Leben und Tod: das peinliche Halsgericht. Es wurde von den Schöffen, d. h. den älteren Ratsherrn, an deren Spitze der ältere Bürgermeister stand, und dem Schultheißen gehandhabt.

Und damit nahm man es bitter ernst in der freien Stadt Friedberg, wie auch anderwärts im heiligen römischen Reiche deutscher Nation. Zwar galt auch hier der Satz: „Die Friedberger hängen keinen, sie haben ihn denn.“ Aber wenn sie einen wirklichen, oder auch nur vermeintlichen Malefikanten hatten, so hingen sie ihn gewiß, d. h. wenn er ihnen nicht wieder durchging.

Das war allerdings bei den armen Hexenweibern nicht zu befürchten, zumal wenn sie von dem Scharfrichter und Schinder, der lieber kurzweg „der Meister“ genannt werden wollte, und der auch das Foltern mitbesorgte, gehörig gebäumelt, an den Beinen zerquetscht und gestreckt worden waren. Eher mußte man Sorge tragen, daß sie sich nicht Leids antaten, was hin und wieder vorkam und für die größte Bosheit erachtet wurde.

Auch Friedberg hat schon vor 1663 seine Hexenprozesse gehabt und wacker diese Zauberinnen und Unholdinnen verbrannt. Wenn auch kein Hexenturm mehr daran erinnert, die Chroniken wissen doch noch einiges in ihrer erschrecklich summarischen Weise davon zu erzählen: So wurden 1574 am 28. Mai 2 Weiber, die Seipen Margarete und Kraften Kintz als Hexen an Stützeln verbrannt. 1595 brachte sich die Benderin im Rübenloch (einem Gefängnis) selbst um. Paul Schwarzen Frau wurde in einer Hütte verbrannt „als ihr verdienter Lohn.“ „1618 zu Christi Himmelfahrt“, heißt es, „hat sich die Hertzegin, eines Steindeckers Wittib, im Gefängnis erhängt, war eine Hexin, hat Mann und Weibspersonen, auch Vieh mit Gift getötet. . . . Ist auf der Erden hinausgeschleift und unter dem Galgen verbrannt worden.“

Aus den Kriegsjahren selber berichten die Chroniken nichts von neuen Hexenverfolgungen, es haben wohl auch keine stattgefunden. Man hatte eben keine Zeit dazu unter all den Bedrückungen durch Einquartierungen der fremden Kriegsvölker, den Belagerungen, Erstürmungen, Plünderungen. Wurde die Stadt doch hintereinander die Beute der Spanier, der Schweden, der Kaiserlichen, der Hessen!

„Gott lob, nun ist erschollen, das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen die Spies' und Schwerter und ihr Mord.“

So singt Paul Gerhardt in seinem Preislied auf den westfälischen Frieden. Der Mord der Schwerter ruhte nun allerdings eine Weile. Dafür aber erhob sich in dem armen gesunkenen Deutschland ein anderer Mord wieder, ein scheußlicherer, der der Foltern und der Hexenbrände.

Auch die Wetterau wurde von neuem von dem Hexenwahn ergriffen. Bekannt durch Glaubrechts Erzählung ist Lindheim, dessen Hexenturm jetzt noch gezeigt wird, wo 1650—3 und 1661—4 der Oberschultheiß Geiß gegen Männer und Weiber wütete. Im Amte Bingenheim, das nur aus wenigen Ortschaften bestand, fielen dem Amtmann Caspari innerhalb 6 Jahren, von 1653—9, sage und schreibe 56 Menschen zum Opfer, darunter auch einige Mägdlein, die, aus besonderer Gnade, weil sie noch Kinder und „in ihrer Kleinheit zur Uebeltat verleitet worden", nicht verbrannt, sondern mit dem Schwerte gerichtet und in Särgen — auch das war eine Gnade! — an der Kirchhofsmauer begraben wurden. Der barmherzige Richter!

Da konnte auch Friedberg, die Hauptstadt der Wetterau, nicht ganz zurückbleiben. War doch eben im Jahre 1658 bei einem Mordprozeß gar Erstaunliches an Zauberstücken an den Tag gekommen. So bekannte einer der Mordgesellen, der Flurschütz Niclas Rheinländer, „nachdem er gehörig gedäumelt, er könne gezaubern und habe vom kleinen Häns chen, dem Jäger zu Höchst, das Freischießen gelernt, dabei der h. Dreifaltigkeit abgeschworen und in des Teufels Namen 3 Schüsse getan: den einen gegen Gott, den zweiten gegen die Sonne, den dritten gegen den Mond." Er hätte auch dem Teufel zugetrunken, der dann erklärt hätte: „Nun bist du mein!" Der mörderische Freischütz wurde gerädert.

Die Stimmung war also jetzt auch in Friedberg für einen Hexenprozeß, wovon man so lange nichts mehr gehört hatte, wieder außerordentlich günstig. Es brauchte nur aus einem, vielleicht ganz harmlosen Vorfall gegen eine übel beleumundete alte Frau ein Stadtgeschwätz zu entstehen, und der Antrieb zu einer Untersuchung wegen Zauberei war gegeben. Die Folter sorgte dann für die nötigen Bekenntnisse, und ein neuer Scheiterhaufen konnte aufflammen; denn nichts, keine öffentliche Meinung, keine Behörde, geistlichen oder weltlichen Standes, war da, dies zu verhindern. Hat doch von dieser Zeit der edle Jesuit, Friedrich Graf von Spee, einer der ersten Bekämpfer der Hexenverfolgungen, das Wort gesprochen: „Das Volk denkt mehr an den Teufel als an Gott!"

Dieses neue Opfer des Hexenwahns in der freien Reichsstadt Friedberg ist eben die Barbara, von der unsere Akten handeln. Sie beginnen mit einem Heft Protokolle über die ersten Verhöre, aus denen wir die Vorgeschichte des Prozesses entnehmen müssen. Das erste (mit einigen Kürzungen und Uebersetzung der lateinischen Floskeln) lautet folgendermaßen:

„Geschehen im neuen Rathaus zu Fridberg, den 5. September 1663. Anwesend die Herren Bürgermeister und die 3 Schöffen Hartmann Vietor, Joh. Helwig May und Adam Heyderich. Schreiber Joh. Leininger (der Stadtschreiber). In der Untersuchungssache:

Weilen Hanß Kaspar, Simplicy Reinhardts, Bürgers und Schneiders alhier, junges Söhnlein von 3 Jahren, bey anderen Kindern uff offener Gassen gesaget, es könte Mäuserchen machen, und solches dessen Eltern der Obrigkeit auch mit bestürztem Gemüth und Trehnen geklaget, als hat man die Eltern und das Kind miteinander uffs neue Rathaus kommen lassen. Welche, im Beisein der Herren, das Kind examiniert, sagt: Die Barba, so sich bei ihnen im Haus uffhalte, hette ihm in dem Stall einen großen, schwarzen, stoltzen Mann gezeigt, welchen Aepfel vor die Augen gehalten, und hette die Barbara ihm Wasser uff den Kopf geschütt. Als man es aber gefraget, ob dann die Barb es auch Mäuserchen lernen machen und wie? hatt es zwar nicht herausgewolt, endlich aber gesagt, die Barb hette rundum einen Kreis, wie es dann mit den Fingerchen gezeiget, gemacht. Hatt auch bei Gegenüberstellung mit der Barb ihr ins Gesicht gesagt, als es gefragt worden, ob die Barb Wasser uffs geschüttet und wohin: „Uff den Kopf", und das mit dem schwarzen stolzen Mann wiederhohlet. Wie man aber das Kind in ihrem Gegensein über die Mäuserchen, ob es dieselben machen könte, und wer es gelernt? gefragt, hat es nichts reden wollen, sondern endtlich gesaget, die Barb schwiege, und sie allezeit angesehen."

Darauf wurde Martin Schönberger, der Hausbesitzer, vernommen: „Verschienen Donnerstag were er in sein Haus zu Simplicio Reinharden kommen, da hette obgedachtes Kindt mit den Kleyderchen uff der Wiegen gelegen, welches der Vatter außziehen und mitt ihm beten wollen. Da hette das Kindt gesagt: Dort bey dem Fenster sitzt ein Butzemann! und hette anfangs nicht beten wollen, worüber sie alle beyde sehr erschrocken. Endtlich aber hette es mitt dem Vatter gebett: und darüber eingeschlafen.

Weilen nun dieses Gespräch von der Barb also gangen, so hette er, Schönberger, gestrigen Tages derselben außgeboten (d. h.

die Wohnung gekündigt). Sie were aber dahinden in den stall gangen, welcher er nachgefolgt, und ein Geschwätz in dem Stall gehört, als wenn ihrer drey miteinander geredet. Wie er aber den Stall uffgethan, da were niemand mehr als sie, Barbara, in dem Stall gewesen."

Der Metzger Philipp Pimpert bezeugt, er habe ihr am zweiten Pfingsttag auf ihrer Stube ins Gesicht gesagt: „Wann sie in Wehrheim geblieben, so were sie längst verbrannt." Davon wollte Barbara aber nichts mehr wissen. „Und als ihr vorgehalten worden, ob sie dann nicht wüßte, daß sie längst im Geschrey gewesen, sagt sie: Wie ihr Bruder zu Wehrheim were verbrandt worden, da hetten die Leuthe gesagt: Sie, Barbara, müßte es auch können. Aber ihr Stiefbruder hette solches in Holland gelernt. Wie man ihr nun vorgehalten: Weilen ihr solches vorgerücket, warumb sie ihr Ehr nicht defendirt, hatt sie geantwortet: Was sie als eine arme Frau thun solte?"

Das Kind, das sich inzwischen wohl beruhigt hatte, wird nun nochmals befragt und sagt nun: „Die Berb het Mäuserger gemacht und weren auch große Mäuserger uff der Erde gelauffen."

Auch schon vor 30 Jahren soll Barbara, wie jetzt der Behörde angegeben worden war, einem Bäcker Hans Dieterich in der Burg ein Kind verzaubert haben. Darüber sagt die Mutter, jetzt Witwe Margarete Kloß, folgendes aus: „Wie sie Hans Dieterichen, ihren ersten Ehevogt, Bäcker in dem Schloß, zur Ehe gehabt, da hette einmahlß, ungefehr umb 1630 herumb, ermeldte Barbara, welche den Thurmann (Türmer) uff dem hindersten dicken Thurm in Ehe gehabt, Kindtbett gehabt, und weilen dermahlen bräuchlich im Schloß gewesen, daß die Kindbetterleuthe oder Gäste, jedwedder ein halb Viertel Weins verehrt, hette sie dergleichen gethan. Wie sie nun den Tag hernacher ihre Flaschen wieder uff dem Thurm gehohlt und ihrem Kindtmägdlein, welches kürzlich Michaelen, den gewesenen Kantzleyknecht in der Burg geheurabtet, uff das Kind, so dermahlß ein Jahr und fünff Wochen alt gewesen, Achtung zu geben befohlen, were ihr das Kindsmägdlein balt mit dem Kind uff den Thurm gefolget, und hette vermutlich dieselbe, als sie es auß der Wiegen uffgehoben, nicht gesegnet. Dann als es mitt dem Kind in die Thurmstube kommen, hette Barbara demselben uff die Achsel mit der Hand geschmissen und gesagt: Es juckt das Kind gewiß! Sie aber zur Antwort geben: Das Kind hat ja kein Grind an sich! — Den andern Tag hette das Kind unter solchem Arm ein groß Blas,

nachgehend uff der Hand und am gantzen Leib lauter Blasen, so gelb und blau gewesen, bekommen und were den dritten Tag daruff gestorben. Sie hette aber bey keiner Obrigkeit deswegen geklaget, sondern solches Gott befohlen.“

Nach diesem ersten Verhör mußte Barbara „bey Verlust Hab und Güter“ angeloben, aus der Stadt nicht zu entweichen und sich jederzeit auf Begehren wieder zur Vernehmung zu stellen.

Das arme Weib war, wie wir gelesen, von ihrem Hausherrn auf die Straße gesetzt worden und irrte mit ihren Habseligkeiten in der Stadt herum, ohne neue Unterkunft zu finden. Eine Frau, bei der sie anklopfte, sagte ihr geradezu, sie könne sie nicht aufnehmen, „denn sonsten die Leuthe sagen möchten, weil sie in einem solchen Geschreyhe käme: sie wäre auch der Leuthe“ (d. h. sie sei auch eine Hexe). Sie mußte also derweilen ihr Bett auf die Straße machen.

Am 7. September wurde Michael Hildebrand, der städtische Schweinehirt, ein Landsmann Barbaras, aus Anspach im Taunus, Amt Wehrheim, gebürtig, vernommen. „Sagt: ihr Vatter Stoffel Camberger hette ein böß Geschreyhe gehabt und einsmahlß sein (Zeugens) Altmutter etwas in ein Ohr sagen wollen, worüber sie das Gehör verlohren. . . . So hette man auch nicht viel Guts von der Inquisitin (der Beklagten) selbsten gesaget. Wie denn auch ihr Bruder wehre verbrandt worden.“

Inzwischen war den untersuchenden Herrn die Kunde von einem gar erstaunlichen Vorfall mit der Barbara zu Ohren gekommen, der sich am Walpurgi-Abend vor etwa 8 Jahren abgespielt haben sollte, als sie noch bei Hartmann Turn, dem Totengräber, wohnte. Darüber bezeugte in einem 3. Verhör am 8. September der 72-jährige Totengräber folgendes: „Vor ungefähr 8 Jahren hette er sie in sein Haus auffgenommen und ihr uff ein Jahr die Herberge versprochen. Weilen aber sein Sohn Hanß zu ihnen kommen und ihnen gesaget, die Frau habe ein böß Geschreyhe, worumb er sie uffnehme, und sie selbsten auch mitteinander den Walpurgi-Abendt von den Hexen geredet, daß sie des Nachts uff dem Hexentanz lustig sein würden, hette sie daruff gesaget: Er werde sie wohl hören niederliegen, welche Wort ihnen mißfallen, und hette er sie daruff vor der Zeit wieder auß dem Hauß geschafft.“ — Seine Frau aber, die krank war und zu Hause vernommen werden mußte, wußte die Aussage ihres Ehevogtes noch folgendermaßen zu ergänzen: „Ermeldte Barbara hette uff Walpurgi-Abendt, alß sie in weyland Herrn Peter Huten seel. Hauß reiben sollen (d. h. wohl Geschirr

putzen) und sie solches ungern gethan, hette sie Peter Huten Frau wieder gehen lassen. Wie sie nun wieder heim kommen und sie von den Hexen geredet, hette Inquisitin gesaget: Sie wolte ihre Schuhe butzen und schlafen gehen. Were auch daruff in ihr Kammer gangen und, ohnerachtet sie sonsten in Brauch gehabt, jederzeit bey nächtlicher Weil ein Licht zu brennen, hette sie doch desmahlß keines gehabt, sondern were gantz still in der Kammer gewesen. Deswegen sie über eine Zeit hernach vor ihr Kammer gingen und ihr geruffen. Sie hette ihr aber keine Antwort geben. Wie sie nun auch hieruff schlafen gehen wollen, da hette sie vor ihrem Fenster her einen schwarzen Rab fliegen sehen. Welches sie ihrem Manne angezeigt, der es ihr aber ausreden wollen, sagend, es were eine Eul gewesen; sie aber gesagt, es were schwarz gewesen. Des Morgens hernachen hette sie Inquisitin gefragt, wo sie gewesen, daß sie ihr nicht geantwortet, wie sie ihr zugerufen. Da hette sie gesagt: Sie hette geschlafen und es nicht gehört."

Mit diesen letzten Aussagen waren nun nach Ansicht der Untersuchungskommission die Verdachtsmomente gegen Barbara so gehäuft, daß man sie nicht länger auf freiem Fuße belassen zu können glaubte. Sie wurde daher nach Schluß des Verhörs verhaftet und aufs Rosengärtchen auf der Mainzer Pforte ins Gefängnis gesetzt. Damit sie sich nichts antue, wurden ihr Messer, Schlüssel, Gürtel und anderes abgenommen.

Mittlerweile war auch Antwort von Wehrheim eingetroffen, wo man angefragt hatte, ob nicht bei den dortigen Hexenprozessen auch auf Barbara ausgesagt worden sei, „wie dieses Orts die gemeine Sage gehe." Die Protokolle dieser Prozesse von 1633/4 und 1651 enthielten aber gar nichts gegen sie selber — sie hatte ja auch damals die Heimat schon verlassen — nur seien ihre Eltern des Lasters bezichtigt und ihr Bruder am 12. Dezember 1651 hingerichtet worden.

Um nun ganz sicher zu gehen, wurden, wie üblich, die Protokolle der bisherigen Voruntersuchung an die Juristische Fakultät der Universität Gießen überschickt, die am 14. September antwortete, daß nunmehr „mit dem peinlichen Inquisitional-Prozeß . . . wohl verfahren werden könne." Vorher sollte noch genauer der Diffamation ihres Ursprungs", d. h. ob sie nicht durch die Prozesse ihres Vaters und Bruders belastet sei, und überhaupt ihrem Leben und Wandel nachgespürt werden. Auch sollte in ihrer „Fahrnüß nach einigen der Zauberey verdächtigen Sachen fleißig nachgesuchet

werden.“ Alles soll sorgfältig ad acta gebracht werden. „Sodann möchte und könnte zur peinlichen Frage geschritten werden.“

Nach diesem Gutachten der hochgelahrten und weisen Herren zu Gießen wurde denn nun auch verfahren.

Die Witwe Klotz, dieselbe, die der Barbara die Verhexung ihres Kindes vorwarf, wußte außerdem noch von einem anderen Zauberstück zu erzählen, das allerdings auch schon 30 Jahre zurücklag. Darüber wurde sie dann am 18. September abermals vernommen: „Wie der Herr Ober-Amtmann Roßenbach seel. vor dießem mitt seiner ersten Eheliebsten, auch seel., im Schloß gewohnet, da hette die Adeliche Frau ein Verdacht uff Inquisitin bekommen, alß sei ihr eine Schweitzer Kuh verzaubert und die Milch genommen, derowegen solche Adeliche einsmahlß in der Küchen mitt Ihrer Köchin gewesen und in einem eisern Topf Milch über dem Feuer gehabt, die adeliche Frau mit einer Sichel und die Köchin mitt einem Messer in solche Milch gehackt und gestochen. Worzu sie und ihr erster Hauswirth seel., einen Krug zu hohlen, kommen. Da hette die Adeliche Frau gesagt: Sie wolten der Hex ein Zeichen anhenken, daß sie gewiß daran denken solte. Sie und ihr Haußwirth hetten zugesehen und gelacht. Wie sie aber mitt dem Krug herauß gewesen, hetten sie das Thor zugemacht, da were die Inquisitin, wie sie nachgehendts von der Adelichen Frauen gehöret, anfangs vor das Thor, und als sie dardurch, weilen es verriegelt, nicht ankommen, vor das Küchenfenster kommen und hette Feuer begehrt; hette ihr keines geben und nachgehends offentlich gesagt, sie hette ihr den Flecken im Aug angehengt. Were allezeit, so lang, als sie in der Burg, in einem bösen Geschwäze gewesen, dann gesagt worden: sie und ihr Mann weren Hexerey halber von Wehrheim hinweg gezogen.“

Bei der Gelegenheit gab auch der Gerichtsknecht Görg Diemer folgendes zu Protokoll: „Vor dreyen Tagen, alß er ihr das Essen bracht, hette ihr Kind, so gleichwohl vor etlich und zwantzig Jahren gestorben, und die Nacht zu ihr ins Gefängniß kommen, ihr nackend uff dem Schloß gelegen und sie getröstet.“ Nur gab der Biedermann nicht an, daß es ein Traum gewesen, den ihm die einfältige Frau erzählt hatte. Er ließ vielmehr das Gericht auf dem Glauben, er habe das mit eigenen Augen gesehen.

Die Juristenfakultät hatte einen genaueren Bericht über ihre verdächtige Herkunft aus einer Hexenfamilie als notwendig bezeichnet. Der traf nun am 26. September aus Wehrheim ein. Hier hatten

auf Ersuchen von Friedberg aus die beiden Amtskeller zwei bejahrte und angesehene Männer aus Anspach, dem Geburtsort der Barbara, vernommen. Diese hatten aber über die Angeklagte selber nichts Nachteiliges aussagen können. Sie sei etwa vor 34 oder 35 Jahren mit ihrem ersten Mann aus dem Dorf weggezogen und nur bisweilen zur Kirchweih heimgekommen. „Als der erste Prozeß im Amt geführt worden, were sie bereits außer Lands gewesen.“ An ihren Bruder Bast (= Sebastian), der verbrannt worden war, erinnerte sich der eine Zeuge noch, er sei aber ihr Stiefbruder gewesen; desgleichen wußte er auch von ihrem Vater Stoffel (= Christoph) Camberger noch mancherlei zu erzählen: „Er sei gar schlecht gewesen, weil die Leut ihn davor gehalten, daß er sich zur Katzen machen und auf den Dächern laufen könne.“ Er habe sich in der Wetterau mit Dachmacherei ernährt und sei nach Bockenhausen im Amt Idstein gezogen.

Auch ihre Habseligkeiten wurden nun durchsucht, ob sich nicht etwas Teufelsmäßiges darunter fände. Die 27 Reichstaler Bargeld, auf die man natürlich sofort Beschlag legte, kamen zur Deckung der bisher entstandenen Kosten sehr gelegen. Zwei Dukaten erhielten davon gleich die Gießener Herren Juristen für ihr treffliches Gutachten. Wichtiger noch war aber ein anderer Fund, wegen dessen die Beklagte am 28. September nochmals vernommen wurde: „Barbara auß dem Gefängniß herußgebracht und mitt dem under ihren Mobilien gefundenen kleinen Döpflein, worein ein wenig gelber Salben gewesen, confrontirt. Sagt, es were Brandsalbe, und Herr Joh. Philips Gößwein, Apotheker in Gießen, hette solche under sie, Herrn Joh. Gößweins seel. Wittib und Joh. Hermann außgetheilt. Und berufte sich vielmahliß uff Gott, der wüßte, daß sie fromb were. Und als ihr etliche indicia vorgehalten worden, hatt sie daruff mitt diesen Worten herausgefahren: Sie wolte sich balt erhenken und wolte, daß sie hexen könte! Endtlich aber bath sie umb Verzeihung und sagte: Hette sie was geredt, so were sie zornig gewesen. Sie wolte sich an ihre fünf Hauptstück des Christlichen Cathechismi halten, und begehrte nicht zaubern lernen.“

Damit war die Voruntersuchung abgeschlossen. Für die untersuchenden Herren war nun kein Bedenken mehr vorhanden, daß das bisher gewonnene Material zur Erhebung der Anklage vollauf genüge. Das Protokoll schließt: „Hierauff ist beschlossen worden, daß man die Inquisitin wieder in ihr Gefängniß führen und inzwischen Fiscalem et Defensorem bestellen sollte.“ Der Fiskal hatte die

Aufgabe unseres Staatsanwalts, der Defensor die des Verteidigers.

Der 1. Akt der Tragödie war aus, der eigentliche Prozeß konnte beginnen.

So viel Erstaunliches und für uns Menschen des 20. Jahrhunderts Unbegreifliches die Akten bisher auch ergeben haben, es ist in dem Ganzen kein Zug, der über das Gewöhnliche bei diesen Prozessen hinausginge. Ja man kann sagen — und das gilt auch für den ganzen weiteren Verlauf —, wir haben hier den Typus des Hexenprozesses vor uns. Er bietet dem Kenner dieser Dinge nichts neues, umso lehrreicher ist er gerade deshalb für alle, denen dies Gebiet der Kulturgeschichte fremd ist. Auch die Volkskunde, der man sich heute mit liebevollem Eifer widmet, schöpft aus solchen Akten mannigfache Aufklärung. Die ganze Welt des alten und noch heute teilweise vorhandenen, aber ängstlich verborgenen Aberglaubens steigt hier frei und offen herauf. Sollte es sich nicht verlohnen, sie einmal festzuhalten, zu bannen?

Barbara Camberger, aus Anspach im Taunus gebürtig, mochte etwa 60 Jahre alt sein. Sie hatte früh ihre Mutter verloren und eine Weile ihrem Vater die Haushaltung geführt, bis sie Nikolaus Hoffmann, der Türmer auf dem heute Adolfs-Turm genannten hinteren „dicken Turme" in der Burg Friedberg, heiratete. Um 1630 hat sie die Heimat verlassen. Nach dem Tode ihres ersten Mannes führte sie Heinrich Wendel aus Nauheim, Bürger in der Stadt Friedberg, heim. Auch er starb bald. Kinder hatte die Witwe Wendel auch nicht durch die schweren Zeiten — es sind die letzten Jahre des 30jährigen Krieges — durchgebracht. Sie lebte allein und ohne Angehörige in der Stadt bei armen Bürgersleuten in einer gezinsten Stube, ging auf Tagelohn und half auch in reichen Häusern in der Küche aus: So bei dem Ratsherrn Peter Hut, und 7 Jahre wohnte und diente sie bei der Witwe des Apothekers Gößwein. Sie war fleißig und sparsam, darin konnte ihr niemand etwas nachsagen. Sie besuchte auch, nach Aussage aller Zeugen, die sie kannten, regelmäßig den Gottesdienst und ging auch häufig zum Tisch des Herrn. Kurz, sie hätte ein bürgerlich ehrbares Leben bis an ihr seliges Ende führen können, wenn eben nicht der böse Leumund, das Geschreie, wie es in den Akten heißt, gewesen wäre. Das aber war die Grundlage des Prozesses, die Ursache ihres schmählichen Todes.

Woher kam das böse Geschrei? Nun, sie brachte es eben aus

der Heimat mit. Sie war an sich schon des Lasters der Zauberei verdächtig durch Abstammung aus einer Hexenfamilie.

Der Hexenhammer besagt: „Der Richter muß Acht haben auf die Familie und die Nachkommen einer verbrannten oder gefangenen Hexe, weil diese meistens auch der Hexerei ergeben sind.“ So hat es sich auch dem Volksglauben eingeprägt: Die Zauberei vererbt sich; das Kind empfängt sie schon als Gabe mit der Muttermilch Ja, es gibt ganze Familien im Rufe der erblichen Hexerei. Das ist mit ein Erklärungsgrund für die Massenhinrichtungen. Die Richter ruhten häufig nicht eher, bis die ganze Familie, die einmal ein Opfer gestellt hatte, vertilgt war.

Der Vater der Barbara war zwar 1633 dem Scheiterhaufen entgangen, obschon auf ihn bekannt worden war. Er war in eine andere Gegend fortgezogen. Der Bruder aber wurde 18 Jahre später in einen Prozeß verwickelt und mußte den Feuertod sterben, nicht ohne sich vorher das Geständnis erpressen zu lassen, seine Großmutter sei schon eine Hexe gewesen. Es ist nun erklärlich, weshalb Barbara gleich aussagt, ihr Bruder habe die Zauberei auswärts, in Holland, gelernt. Sie wollte den Verdacht um ihrer selber willen von der Familie ablenken. Als ihr dann doch der Prozeß gemacht wird, da jammert sie beweglich über ihren „bösen Vater“: ihm hat ja auch sie ihren schlechten Leumund und ihre Verurteilung in letzter Linie zu verdanken. Was man ihm sonst nachsagte, war, er könne sich in eine Katze verwandeln und auf den Dächern laufen, — für einen Dachdecker keine üble Kunst. Hier haben wir es mit dem uralten, fast bei allen Völkern verbreiteten Glauben zu tun, daß Menschen Tiergestalt annehmen können und darin Unheil anrichten. Am bekanntesten ist der Werwolf, der Menschenwolf. In diesem Worte bedeutet der heute unverständliche erste Teil so viel wie „Mann“, ebenso wie in „Wergeld“. Die Verwandlung in Katzen, Tiere der Freia, war aber, wie der Hexenhammer betont und in vielen Prozessen festgestellt wurde, eine besondere Liebhaberei der Hexen. Im Jahre 1901 wurde in einer Zeitung geklagt, daß dieser Glaube immer noch in dem Dorfe Wölfersheim bei Friedberg verbreitet sei. Obschon das Unglück über ihren Bruder erst lange nach ihrem Wegzug von Anspach hereingebrochen war, wurde doch auch über sie selber in der neuen Heimat genug geklatscht; bald wußte man auch in Friedberg, das ja nur wenige Wegstunden von Anspach entfernt ist, alles, was von ihrer Familie gesagt wurde. Der Schweinehirt, ihr Landsmann, wird schon dafür gesorgt haben.

Daß der Klatsch, diese Pest der kleinen (und auch der großen) tädte, bei diesen Prozessen eine Hauptrolle gespielt hat, ist ganz eifellos. Irgend ein unerklärlicher Vorfall, eine Krankheit oder n rasches Sterben bei Menschen und Vieh, auch langes Siechtum, ıd gleich heißt es: „Das kann nicht mit rechten Dingen zuge-ıngen sein!“ Was aber heute nur noch in einem Hinterwäldler-ɔrf leise gemunkelt wird, das erscholl damals laut auf allen Gassen: Das hat eine Hexe getan! Wo ist sie?“ Vornehm und gering, war kein Unterschied! Die adlige Frau von Rosenbach in der urg hatte eine Schweizerkuh. Die gab eines Tages weniger Milch s gewöhnlich. Sie ist verhext! Das steht fest, mag nun die Hexe r einige Schwanzhaare ausgerissen und unter das Futter gemischt ɔer eine Kröte unter der Schwelle vergraben haben, wie noch eutiges Tages auf dem Lande geglaubt wird; der Milchzauber ge-ɔrt ja zum ältesten Bestand der Hexerei. Was tut nun die edle ame? Wie es die Bauernweiber noch heute in der Wetterau achen: „Wenn Vieh behext ist, so stellt man eine Pfanne über ıs Feuer und hackt mit der Grassichel hinein; die erste Person, e dann kommt, ist die Hexe.“ Nach dieser Bauernregel verfährt un Frau von Rosenbach: Sie kocht die Milch ein und sticht, ge-einsam mit ihrer Magd, mit Sichel und Messer hinein. Das muß un die Unholdin am eignen Leibe spüren. Und richtig, gleich stellt e sich auch selber ein. Es ist Barbara; sie bittet um einen Gegen-and, was sie — auch nach heutiger Vorstellung — besonders ver-ichtig macht. Sie fühlt sich auch tatsächlich „getroffen“. „Von en Stichen in die verzauberte Milch hat sie ihren Flecken im Auge avon getragen. Am roten Auge erkennt man ja die Hexe“, so ınnte die adlige Frau bei anderen Weibern rühmen. — Auch die erhexung von Ziegen spielt im weiteren Verlaufe des Prozesses ne große Rolle.

Ein Kind ist, kurz nachdem es von der Barbara berührt worden ar, an den Blattern gestorben. Im Odenwald spricht man noch eute über kleine Kinder folgenden Segen gegen Hexen:

> „Ich lege dich in Gottes Macht, in Gottes Kraft, in Christi Blut,
> „Daß dir kein Mensch nichts Böses tut.

Das Kindermädchen hatte es wohl, wie die Mutter später ver-ıutete, ungesegnet aus der Wiege gehoben, da mußte der Zauber m so wirksamer haften. Zwar fiel der plötzliche Tod des Kindes erade in die Pestjahre vor 30 Jahren; daran erinnerte sich aber

jetzt niemand mehr. Daß die Mutter davon schwieg, ist begreiflich: sie wollte die Hexe ja brennen sehen. Aber auch der Herr Verteidiger, der der Angeklagten gestellt wurde, hat später kein Wort darüber verloren. Die Barbara hatte zwar keine Zauberformel gesprochen, sondern nur gesagt: „Es muß das Kind jucken!“ Allein nach dem Hexenhammer ist schon Grund zum „höchsten Verdacht“, wenn z. B. eine Frau zur andern gesagt hat: „Du wirst bald sehen, was dir geschieht!“

Das Volk dachte nicht nur mehr an den Teufel als an Gott, es redete auch mit wonnigem Gruseln und mit Vorliebe von Hexen und Hexereien. Wie viel ist davon nicht in unserer Umgangssprache hängen geblieben! Ein stechender rheumatischer Schmerz ist „ein Hexenschuß“. Will etwas nicht gehen: „Es ist ganz verhext, eine verteufelte Geschichte!“ „Sie hat's ihm angetan“, sagen wir auch heute noch, wenn auch in freundlicherem Sinne. Kann man nicht von der Stelle: „Man ist wie gebannt, im Bannkreis einer Person.“ Wenn es toll zugeht, ist es „ein wahrer Hexensabbat!“ Du mußt dir es gefallen lassen, Beschwerde hilft nichts: „Verklag' die Hex' beim Teufel!“ „Mal' den Teufel nicht an die Wand, sonst kommt er!“ Sprich lieber seinen Namen gar nicht aus, nenn ihn „Gottseibeiuns, den Bösen.“ Und was dergleichen Worte und Redensarten mehr sind.

Am Walpurgi-Abend sitzen der Totengräber und seine Eheliebste beisammen, und da unterhalten sie sich natürlich von den Hexenfahrten und -festen, die ja heute Nacht stattfinden.

Walpurgi, die Nacht vor dem 1. Mai, das altgermanische Frühlingsfest der Heidenzeit, wo die Gottheiten der erwachenden Natur bei Opfern auf Waldeshöhen verehrt wurden! Das Christentum leugnete zwar nicht die alten Götter, es bezeichnete sie aber als Teufel und Unholdinnen und verlegte auf die nächtliche Feier des Frühlings den Hexensabbat, wo alle Zaubermächte losgebunden sind, wo die Hexen zu Tanz, Schmaus und fleischlicher Wollust mit Satan zusammenkommen. Niemand hat sie je unterwegs gesehen. Sie müssen also durch die Lüfte fahren; auf einem Besen — er war einst der Freia geweiht — oder auf dem Tiere des alten Gewittergottes Donar, dem Bock, der jetzt ein wahres Teufelsvieh geworden war. Auch fliegen sie als Raben: Wodan hatte ja zwei dieser Vögel bei sich. In ihre Gestalt verwandeln sich auch verdammte Seelen gern, wie die im „wütenden Heere“ des wilden Jägers, dem Wodansheere.

In der Hexenküche und der Walpurgisnacht im 1. Teile des Faust hat Goethe den ganzen Zauber beschworen:

„Wo sind denn eure beiden Raben?“ fragt die Hexe den Mephisto, den sie nicht gleich erkannt hat. — Bei der Fahrt nach dem Blocksberg ruft er Faust zu:

„Verlangst du nicht nach einem Besenstiel?
„Ich wünsche mir den allerderbsten Bock.

Er preist ihm die Freuden, die sie erwarten:

„Man tanzt, man schwatzt, man kocht, man trinkt, man liebt!“

Auch die Wetterau hat ihren Blocksberg. Im Frauenwald bei Nauheim und auf der Ockstätter Heide ist Barbara gewesen, wie sie später auf der Folter bekennt.

Wir sehen nun, warum der Totengräber die arme Frau, die bei ihnen in Miete wohnt, ausforscht, weshalb sie so früh von der Arbeit heimkomme; wie seine würdige Gattin ihr nachschleicht und durchs Schlüsselloch sieht: „Läßt sie wie gewöhnlich ihr Licht brennen?“ Nein! „Legt sie sich zum Schlafe nieder?“ — Es ist alles still. Höchst verdächtig! — Und als gar ein Vogel am Fenster vorbeifliegt, da mag der Mann noch so oft sagen: „Es wird eine Eule gewesen sein,“ für sie steht es fest: „Er ist schwarz, es ist ein Rabe gewesen; nichts anderes!“ Kein Zweifel mehr: „Die Berb ist auf den Hexentanzplatz geflogen!“ Und gleich wird ihr die Wohnung aufgesagt. „Man könnte selber in ein böses Geschrei kommen; man will mit solchem Hexenpack nichts zu tun haben.“ Natürlich hat die gute Totengräbersfrau ihre Wahrnehmungen in der Walpurgisnacht nicht für sich behalten. Am nächsten Morgen wird es schon die halbe Stadt gewußt haben, wo die Wendelin die letzte Nacht gewesen ist.

„Die Salbe gibt den Hexen Mut,“ singt der Chor der Hexen in Goethes Walpurgisnacht. Zum Fliegen müssen die Glieder gehörig mit Hexensalbe eingerieben werden. Die stammt vom leibhaftigen Gottseibeiuns selber und dient auch zu jeder anderen Uebeltat. Als daher das Töpfchen mit gelber Salbe unter den Habseligkeiten der Barbara gefunden wurde, da war die Besitzerin schon so gut wie gerichtet.

Immer mehr war das böse Geschrei, der Stadtklatsch, um das arme Weib angeschwollen. Es brauchte nur ein Anlaß zu kommen und Anzeige gemacht werden, und es lag Stoff genug zu einem Prozeß vor. Wurden doch die Behörden häufig geradezu durch den

Klatsch und das Drängen der Bevölkerung zum Einschreiten genötigt! So hatten 1597 in einem Amte der Wetterau die Untertanen ihre Regierung „zu unterschiedlichen Mahlen supplicirt, daß die von den jüngst verbrannten Hexinnen angegebenen und sonst verleumbdten Unholdinnen Gott dem Allmächtigen zu Ehren und gemeiner Wohlfahrt zum Besten ausgerott werden mögen."

Die Anzeige gegen die Witwe Barbara Wendel erfolgte durch einen geängstigten Vater. Kinder in den Satansbund durch die Teufelstaufe aufzunehmen und sie zu Untaten anzulernen, galt als Hauptaufgabe der Hexen. Sie mußten doch Nachwuchs heranziehen, damit die Hexerei nicht aussterbe. Die Kinder machten eine förmliche Lehrzeit durch, und zwar lernten sie zuerst Mäuse machen. So geringes Vieh hervorzuzaubern, wurde wohl für eine Kleinigkeit geachtet. Das ist noch vor einigen Jahrzehnten als lebendiger Volksaberglaube festgestellt worden. „Lauf hin und komm wieder zu mir!" ist die Zauberformel fürs Mäusemachen. In Kölner Prozessen von 1629 und 1638 gestanden Kinder, sie brauchten bloß Rosinenkraut zu reiben und es auf die Erde zu werfen und zu rufen: „Jock, Jock!", dann wären die Mäuse fertig. In dem Puppenspiel von Dr. Faust will Mephisto das Kasperle diese Kunst lehren. Ist er doch der Gebieter alles Ungeziefers:

„Der Herr der Ratten und der Mäuse,
„Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse,

wie er sich selber in Goethes Faust nennt. In einer Unmasse von Prozessen kamen derartige Anschuldigungen vor, besonders in Baiern, wo noch 1715—19 in Freising und Wasserburg Schulkinder, die Mäuse gemacht haben sollen, verbrannt wurden. Auch in der Nähe von Friedberg war, kurz vor unserem Prozeß, in Bingenheim dasselbe Zauberstück mehrfach ein Anklagepunkt gewesen. In den späteren Verhandlungen gegen Mitschuldige der Barbara werden auch Zeugenaussagen über Wandläuse (Wanzen) in einem bestimmten Hause mit Sorgfalt protokolliert. Daß Prozesse gegen Kinder immer häufiger wurden, ist schon bemerkt worden. 1629 war in Köln gar ein besonderes Buch darüber erschienen: „Neuer Traktat von verführter Kinder Zauberei."

Kein Wunder, daß dem biederen Schneidermeister Reinhard mit dem Vornamen Simplicius, angst und bange wurde, wie das Gespräch sich verbreitete, sein 3-jähriges Söhnchen Hans Caspar habe auf der Gasse zu anderen Kindern gesagt, es könne Mäuserchen machen. Wahrscheinlich war der Kleine schon von dummen Weibern,

ß auch von der Barbara selber, die bei ihnen im Hause wohnte, Schwätzereien vom Teufel und von Hexenstücken gefüttert worden.) Aussage der Zeugen ist das Kind oft genug mit dem Butze- n geschreckt und auch von der Wendelin selber, wie sie im Ver- erklärte, mit allerlei Schnickschnack fürchten gemacht worden. leicht ist es dann einmal auf der Straße von Spielkameraden agt worden: „Kannst du nicht Mäusercher machen? Bei euch nt ja eine Hexe!“ Es brauchte nur „Ja!“ zu sagen und in licher Naivität damit wichtig zu tun, und die Buben erzählten n zu Hause, was sie von dem Kinde des Schneiders, bei dem die Hexe wohnte, gehört hatten. Als nun der Knabe eines nds nicht beten wollte und den Butzemann am Fenster sitzen da kannte der zu Tod erschreckte Vater kein Halten mehr. Er zunächst zum Pfarrer, wie wir aus seiner Zeugenaussage er- en. Der fand den Fall auch höchst bedenklich. Sie gingen mit dem Kinde zum älteren Herrn Bürgermeister, der sofort Untersuchungskommission einsetzte. Alles, was der Junge aus- , ist natürlich von den Kameraden, den Eltern, den Nachbarn, Pfarrer, den Gerichtsherren aus dem Kinde heraus- oder viel- in es hineingefragt worden. Damit beginnen die Akten unseres esses.

Und was geschieht? All das neidische und gehässige Geschwätz Klatschweiber, die stammelnden Worte eines 3jährigen Kindes, unsinnige Wahn wird von den hochweisen Ratsherren mit em Eifer zu Protokoll genommen. Glaubten sie ja doch selber, e so wie ihre Mitbürger, in aller Unbefangenheit an die Wirk- it der Hexerei. Jeder neue Prozeß schien den Wahn immer zu erhärten, und dem zur Hinrichtung herbeigeströmten Volke en jedesmal die Geständnisse der Hexen, auf die sie in den gingen, in allen ihren Punkten vorgelesen. Man braucht sich über die große Sachkenntnis, die das Publikum über Hexen- hatte, nicht zu wundern. Die Regierungen sorgten dafür, alles das ins Volk kam. So erklären sich auch die vielfach einstimmenden Aussagen der Verurteilten.

Und die gelehrten Herren Juristen an den Universitäten? Noch Jahre 1621 hatte, gerade in Gießen, ein Professor in einem chten über einen Hexenprozeß zu äußern gewagt, es seien alles Illusionen. Jetzt, im Jahre 1663, war ein so erleuchteter in der dortigen Fakultät nicht mehr vorhanden. Die Herren n sich die Akten schicken, sie studierten sie, sie empfahlen einige

weitere Verhöre, sie forderten die Beobachtung einiger Formalitäten, und dann war auch ihrer Weisheit letzter Schluß: die Anwendung der „peinlichen Frage", die Folter. Das Gutachten aber ward mit dem ersparten Gelde des armen Weibes bezahlt.

Und der Verteidiger, der der unglücklichen Person gestellt wurde? Es war ein Advokat, der dabei nicht viel zu verdienen hatte. In den Grundanschauungen mit aller Welt einig, nahm er, wie sie alle, die Geständnisse der Gefolterten als Wahrheit an, machte sachliche Einwendungen gar nicht und glaubte seine Pflicht erfüllt zu haben, wenn er zu guterletzt im Namen seiner Klientin um „ein gnädiges Urteil" bat.

Noch ist kein Lichtblick, keine Spur einer nahenden besseren Zeit zu bemerken!

Am 5. Oktober wurde Barbara wieder aufs Rathaus geführt. Der eigentliche Prozeß begann. Gewiß war die ganze Stadt auf den Beinen, um die „Rattenmacherin", wie man sie hieß, zu sehen. Ihres Schicksals schon gewiß, wankte die Unglückliche dahin, verfolgt von den Schimpfworten der bösen Weiber und dem Geschrei der Gassenbuben, die ihr das „Hex, Hex!" in die Ohren gellen ließen.

Es handelte sich eigentlich nur noch um Formalitäten, wenn sich die Sache auch noch geraume Zeit hinauszog. Diese Formalitäten sind aber gerade das Charakteristische, denn unter ihnen wurden damals Jahr für Jahr Tausende von Menschenleben abgetan.

Feierlich beginnt das neue Protokoll mit einer Anrufung Christi in lateinischer Sprache. Es geschah ja alles zu seiner und Gottes Ehre: „Im Namen unseres Herrn Jesu Christi, des höchsten Richters! Amen." „Geschehen under dem alten Rathauß alhie zu Friedbergk, den 5. Oktobris 1663. Die Herrn Schöffen saßen uf der weißen Bank an der gewöhnlichen Gerichtsstätt vor den Fenstern hero und Herr Schultheiß Johannes Beccius in der Mitte, welcher alß er ein weiß Stäblein in der Hand und das Peinliche Halßgericht im Nahmen Ihrer Kayserl. Majestät, unseres allergnädigsten Herrn geheget, fing Fiscalis, Herr Engelbrecht Weyland an, alß folgt . ."

Der Amtsankläger übergab also „im Nahmen Herrn Burggraffen, Bürgermeister und gemeinen Raths den ehrenfesten, fürsichtigen hochgelährten und wohlweißen Herrn" seine peinliche Klageschrift, „nicht in Gestalt und Form eines herrlichen **libelli**, sondern allein schlechter und summarischer, doch wahrhaffter Erzehlungsweiß

angener Geschichte", wie er selber demutvoll bemerkt. Sie ent=
t 46 Punkte, die er sich „bedinget darzuthun und zu erweisen."
hat aus den Akten der Voruntersuchung alles zusammengelesen,
s die Beklagte nur irgend belasten konnte: Das böse Geschrei,
Verbrennung des Bruders, er bezichtigt auch die Altmutter, den
ter der Hexerei. Es sei aus dem Naturrecht bekannt, daß die
nder gemeiniglich ihren Eltern nacharten und mehr zum Bösen
s zum Guten geneigt sind. Dann kommt die Verzauberung der
uh, die Verhexung des Kindes der Witwe Klotz, das Ereignis in
r Walpurgisnacht, die Teufelstaufe des kleinen Reinhard und das
läuserchermachen. Er vergißt schließlich auch nicht, ihr vorzu=
erfen, daß sie ihr eigenes verstorbenes Kind zu sich ins Gefängnis
iert hätte.

„So bittet demnach Fiscalis, Ihr Herren Richter und Schöffen
llet in Recht erkennen, erklären und aussprechen, daß Peinl.
flagte Barbara der Zauberey und anderer Uebelthaten hochver=
)tig und deßwegen, zu Außbringung und Erkundigung der Wahr=
zu strenger, harter und peinlicher Frag zu verdammen seye,
nach Befindung sententiiren, daß P. B. wider die heilige gött=
Schrifft, geist= und weltliche Rechten gröblich mißhandelt und
)egen andern zum abscheulichen Exempel, ihrer selbsten aber zu
'erdienter Strafe an Leib und Leben als eine Hexin und
berin zu strafen seye."

Darauf tritt der Verteidiger, Herr Erasmi, auf, ebenfalls mit
n Pack von artikulierten Fragen, die sich auf allerlei Einzel=
n beziehen, und die dazu dienen sollen, die Inquisitin „alß ein
unverständig Weibsperson" zu entlasten.

Barbara wird nun auf alle diese Fragen vernommen. Sie
„sie wehr nicht lang bey ihrem Vater gewesen, wehr balt hin=
ommen, und könte ein böser Vater auch ein gut Kind ziehen."
s ihr vorgeworfen wird, leugnet sie. Es sei alles nicht wahr,
eien lauter Lügen. Reinhards Kind hätte sie einmal im Beisein
Mutter und des Schneidergesellen fürchten gemacht, indem sie
Röcke über den Kopf gestürzt und sich Nußschalen vor die Augen
lten. Das Kind könne gar nicht Mäuschen machen. „Die
ern hetten das Kind vorgenommen und ihm Dreck geben und
en gesagt, es solle Mäuserchen machen. Es hette aber Kuchen
aus gemacht. Der Nachbar hette dem Jungen sogar ein Geld=
ck versprochen. (Davon hatten die guten Eltern allerdings nichts
raten.)

Die Vernehmung der Barbara war also ergebnislos gewesen. Das Gericht beschloß daher, die Zeugen zu verhören.

Während dieser Sitzung hatte sich aber ein Zwischenfall ereignet: Barbara war in Ohnmacht gefallen. Das wurde nun mit geradezu diabolischer Verruchtheit ausgedeutet. Ein besonderer Bericht darüber liegt bei den Akten:

„Relation.

„Was sich . . . vor gehegtem peinlichen Halßgericht begeben und offentlich zugetragen, also daß es mit Verwunderung und Bestürtzung Herrn Schultheißen und Schöffen, ja des gantzen Umbstands anzusehen gewesen:

Nach ihrer erstatteten mündlichen Antwort uf die übergebenen Artikel ist sie anfangs roth, balt daruf aber wieder bleich im Gesicht worden und hat mit ihrem rechten Daumen in ihrer linken Hand angefangen zu grübeln, daruf beede Arm, welche ihr etwas schwartz worden, von sich und den Oberleib etwas hinder sich gestrecket, zugleich auch ihr Angesicht dergestalt verstellet und die Augen im Kopf verwendet, alß ob sie gantz entzücket wehre, wie solches mit Verwunderung anzusehen gewesen. Alß sie nun eine Zeit lang also geseßen, hat sie mit den Füßen und Armen begunt zu zittern und daruff mit heiserer Stimme zu reden angefangen, sagend: „Meutergen! O Vatter! O bößer Vatter! O nicht rechter Vatter!" Und als man ihr hierüber zugeruffen, was ihr sey, ob sie irgend ein Anliegen hette und solches offenbaren wolte, sie auch etlich mal geschüttelt und gerüttelt, hatt sie daruff kein Antwort geben, sondern noch eine ziembliche Zeit also mit verstarrtem Angesicht und offenem Mund uff dem Stuhl sitzen blieben.

. . . . Wie sie nun hieruff ein wenig wieder zu ihr selbst kommen, hat sie ihr vorig Gesicht allgemach wieder bekommen . . . . Und alß sie hieruff gefragt worden, ob sie denn wüßt, daß ihr Vatter böß gewesen, antwortet sie: Die Herren sagten's ja! Und fiel daruff von dem Stuhl uff ihr Knie nieder und hub ihre Hände auf gen Himmel, alß ob sie beten wolte. Sagte aber nichts mehr alß „O Jesusgen, daß mir so Unrecht geschieht!"

Nach gehaltenem Gericht ist sie über vorige Verstellung und Ungeberdung zur Rede gesetzet worden, hat es aber nur mit dem entschuldigen wollen, daß, weilen sie noch nichts geßen hette, so wehre ihr übel worden."

Der Herr Fiskal aber nahm als neuen Punkt in sein Anklage-

register auf, sie hätte vor Augen des Gerichts mit dem Teufel Buhlschaft getrieben!

Am 10. Oktober wurden die Zeugen vernommen, nachdem „die Mannsbilder mit Ufreckung ihrer beeden vorder Finger in der rechten Hand, die Weibsbilder aber mit Uflegung ihrer rechten Hand uf die linke Brust" vereidigt worden waren. Auch dabei kam nichts neues heraus. Die Zeugen bestätigten im allgemeinen und einzelnen ihre früheren Aussagen, die sie schon in der Voruntersuchung gemacht hatten. Der Vater des kleinen Mäusemachers erklärte, er wolle die Hexe „selbsten helfen arkebusieren, wann er Herr über sie wehre!" Er hätte ihr nie getraut, „weilen sie so schmeichlerisch mit seinem Kind umbgangen." Alle bekennen, daß die Barbara seit langem im Geschrei sei; einige geben auch zu, daß sie ihr feind seien. Die Frömmigkeit der Beklagten konnten auch diese Zeugen nicht in Abrede stellen. Aber auch das weiß der Amtsankläger nach altem Rezept rund zu machen. Er bemerkt in seiner Probationsschrift vom 13. Oktober: „Ob auch wohl Defensor fürgibt und von theils Zeugen nicht negiret worden, daß die Inquisitin fleißig zur Kirchen und dem h. Abendmahl gangen und umb deßwegen für fromm zu halten sey, solhes folget dahero gar nicht. Denn gemeiniglich die fürnembsten Hexen solches zu thun pflegen, damit sie für fromm und gottesförchtig möchten angesehen werden. Wie Herrn Defensori und anderen ehrlichen Leuten ein dergleichen Exempel selbsten wol bewust und bekandt ist, daß vor kurzen verschienenen Jahren eine Weibspersohn zu Melbach, Bill Elß genannt, vom Pfarrer und der gantzen Gemeinde daselbsten das Zeugniß gehabt, daß sie fleißiger als andere Leut zur Kirchen und h. Abendmahl kommen auch fein beten können, und doch dabey ein Ertzhex und Zauberin gewesen, auch deßwegen hingericht und justificirt worden. Dann auch der Satan selbsten sich in einen Engel des Lichts verstellen kann."

Nach mehrmaligem bedeutungslosem Schriftenwechsel zwischen Ankläger und Verteidiger und nachdem ein angesehener Jurist der Nachbarschaft, Dr. Causenius von Laubach, befragt worden war, erteilte die Gießener Fakultät folgenden Bescheid: „Würde und wolte Peinl. Beklagtin, auff vorgehendes nochmahliges umbständliches Erinnern, fleißiges nachdrück- und bewegliches Zusprechen auch Bedrohen der Marter, der bezüchtigten Uebelthat und Lasters der Zauberey in Güte nichts gestand thun, so möchte sie mit der Schärfe ziemblicher Weise angegriffen und befraget werden. Und ergehet alsdann, was Recht ist, von Rechtswegen."

Es machte die Richter in ihrer Voreingenommenheit auch nicht im mindesten stutzig, daß der Apotheker Ambrosius Conrad Leschhorn die vermeintliche Hexensalbe der Barbara „als eine rechte natürliche erkannt hatte.“ Man ließ diesen einen Punkt fallen, es blieb ja noch genug übrig. Auch der Verteidiger erklärte nun, am 24. Oktober, „daß er nichts ferneres zu beweisen wüste.“ Wenn das hohe Gericht mit seiner Weisheit zu Ende war, mußte die Folter heran; so war es Brauch „in der guten alten Zeit“. Auch die alte Barbara Wendel, die Hexe, die Rattenmacherin von Friedberg, war jetzt „technisch reif für die Folter“.

„Jemanden auf die Folter spannen“ — wir wissen heutzutage kaum mehr, was das besagen will! Eher erhält einen Begriff davon, wer in einem Museum, vielleicht auf der Burg von Nürnberg, die dort aufbewahrten Instrumente der Tortur genau betrachtet und sich ihre Verwendung ausdenkt. Noch werden mancher Orten, auf dem Speicher eines alten Rathauses oder in der Rumpelkammer eines Schlosses solche Werkzeuge der Justiz früherer Zeiten gezeigt.

Die übliche Form der Folterung hatte 5 Grade. Zuerst wurde der Angeklagte seelisch erschüttert. Der „Meister“ mußte vor seinen Augen die Instrumente herbeibringen, sie gebrauchsfertig machen und ihm die Prozeduren ausführlich beschreiben. Das nannte man „die Territion“, die Einschüchterung. Doch konnten diese Präliminarien auch weggelassen werden.

Nach der Seele kam der Leib daran! Was die menschliche Phantasie von Grausamkeiten und Peinigungen ersinnen konnte, wurde in raffiniert erdachter Steigerung an den Körpern der Unglücklichen ausgeübt, im Namen des Rechts. Mit dieser Henker-Routine verband sich eine noch empörendere Heuchelei. Getreulich folgte man hierbei, auch noch im 17. Jahrhundert, den Bräuchen der Ketzerinquisitoren und den Anweisungen der Verfasser des Hexenhammers. „Die Kirche dürstet nicht nach Blut!“ Nach diesem alten Grundsatze suchten sie in ihrer Barmherzigkeit bei der Folterung jedes Blutvergießen zu vermeiden, desgleichen brachten sie auch ihre Opfer lieber durch Feuer ums Leben.

Bei der Tortur durften also „nur“ die Glieder durch Daumenschrauben und spanische Stiefel oder Beinkrebse langsam zerquetscht, die Gelenke durch eine Zugvorrichtung aus den Fugen gezerrt, Keile zwischen Nägel und Fleisch eingetrieben und die beiden Achselhöhlen mit Pechfackeln abwechselnd versengt werden. Dabei floß ja kein Blut. Das waren die vier Grade der eigentlichen

ig. Rutenhiebe wurden nicht besonders gezählt, sie waren
ieben des Richters gestellt. Die frommen Männer in geist=
die weltlichen Gerichten entschuldigten diese Grausamkeiten
daß ja der Teufel in den Leibern der Hexen stecke und sie
nd gefühllos mache. Man kämpfe also mehr mit Satanas
den Gefolterten.

: Tortur war, was aus dem Wesen der Anklage einleuchtet,
Hexenprozeß eine Notwendigkeit. Da naturgemäß für die
en der Hexerei keine Zeugen und kein Tatbestand vor=
waren, mußte ein Geständnis aus den Angeklagten erpreßt
in des Worts wahrer Bedeutung; denn ohne Geständnis
rurteilung! Das ganze Prozeßverfahren zielte also darauf,
da die Wahrheit zu ermitteln, sondern ein Schuldbekenntnis
ngen. Hatte aber ein Angeklagter einmal die Folterkammer
so kam er regelmäßig als geständiger Verbrecher heraus,
nicht in der Folter blieb. Hielt er auch einen oder mehrere
us, so ließ der Richter doch weiter foltern, nur um sich
jen zu müssen, er habe einen Unschuldigen martern lassen.
zwar verboten, eine Tortur zu „wiederholen", aber „fort=
" war nirgends untersagt. So mußte, wenn man es nicht
r außergewöhnlich starken Natur zu tun hatte, jede Folterung
m Geständnis, jeder Prozeß mit einer Verurteilung enden.
ihr frommen Weiber," rief zu Garmisch in Baiern 1590 eine
lte von der Richtstätte den Umstehenden zu, „flieht über alle
denn wer dem Züchtiger in die Hände fällt und an die
Marter kommt, die muß sterben!"

Macht des mit solchen Beweismitteln ausgestatteten Richters
grenzenlos. Und er war sich dessen auch bewußt. Rühmte
auch einmal einer, wie Spee erzählt, daß er mit seiner
eden, der in seine Hände fiel, und wenn es der Papst wäre,
xenmeister stempeln würde!

„Laßt alle Hoffnung fahren, die ihr hier eintretet!"

chdem Barbara bereits 7 Wochen in dem Gefängnis gesessen
m endlich am 26. Oktober ihr Tag heran. Schon lange
vor diesen Stunden gezittert haben, denn sie wußte ihr
ja schon voraus. Ein schwaches, durch die lange Haft in
teren Loch mürbe gemachtes altes Weib, konnte sie dem
nicht mehr viel Arbeit machen.

hren wir zu unseren Protokollen zurück:

„Geschehen Montag vor gehegtem peinlichem hohen Halßgerich den 26. Oktobris 1663 . . . Fiscalis bath uf wohlertheilten Be scheids würkliche Vollziehung und Execution. Defensor mußte ge schehen lassen, was mit Recht erkant war. Alß das Urthell publici und geöffnet worden, haben die Diener die Inquisitin heruff i das Ruhestüblein gebracht. (Es werden die Mitglieder des Gericht hofes aufgezählt: der Vertreter des Burggrafen, der Schultheiß, d beiden Bürgermeister und 4 Schöffen). Und ist ihr vielfältig b weglich zugesprochen und sie treulich verwarnt worden, sie sol Gott und der Obrigkeit die Ehr geben und ihres Leibes schonen Weilen sie aber in Güte nichts bekennen wollen, so hat Meist Niklaus Burger, Scharpfrichter, zuvörderst . . . angelobt, alles, wa er von der Inquisitin hören möchte, bis in die Grube verschwiege zu halten, und daruff uff Befehl die Tortur vorgenommen, wie folgt

Erstlich hat er ihr ein Seil umb den Leib und sie an di Wand gebunden, zum andern hat er ihr die Hände zusammen ge bunden und ein Daumen-Eisen an beide Daumen angelegt un selbiges etliche mal zugeschraubt, auch solches gar wieder abgeschlagen Hat aber in der Marter jederzeit gerufen: „O Gott, o lieber Vate o Jesuschen! Ich kann nicht gezaubern! O du liebes Jesuschen erbarm dich doch mein! Ich kann nicht gezaubern!“ Nach de Marter hat sie gar nicht bekennen wollen. Derowegen Meiste Niklaus die Daumen-Eisen wieder angeschraubt und ihr die Auge verbunden; hat aber in der Marter jederzeit gerufen: „O du liebe Jesuschen, erbarm dich mein! O du barmherziger Vater, erbarm dich mein! O du bist doch mein Vater!“ Nach abgenommenen Daumen-Eisen hat sie abermal nichts bekennen wollen, daß also de Meister die Daumen-Eisen zum dritten Mal angelegt und etwas härter als vorhin geschraubt, hat aber vielfältig geschrieen: „O ih falschen Ankläger, Gott wird euch strafen, daß ihr mich so falschlich angeklagt! O du frommer Vater! O du liebes Jesuschen, erbarm dich doch mein! Soll ich sagen, ich könnte zaubern und kann's doch nicht!“ . . . „Soll ich mich denn selbst an den Galgen bringen!“ Und als der Meister das Eisen härter zugeschraubt, hat sie gesagt, er sollte es uff tun, so wolte sie es sagen.

Wie es nun uffgewesen, sagt sie: „Wie soll ich nun sagen?“ Und sagt daruff, es wehre nun 10 Jahr, alß sie verführt worden und wehre uff dem Schloßthurm geschehen. Ihr Mann wehre da bey gewesen und wehre nun 25 Jahre, daß ihr Mann gestorben. Ihr Mann hette sie solches gelernt. — Hat aber wieder daruff so

[t gesagt, sie müste was sagen, daß sie davon käme; welches sie,
s die Daumen-Eisen wieder an- und ziemblich zugeschraubt worden,
ederhohlet und vielmahls gesagt: „O du Vater, aller frommen
iristen Vater, erbarm dich mein!“ Und weilen ihr hieruff die
aumen-Eisen abgethan worden, hat sie vielmahls gesagt: „Ach, du
bes Jesulein, erbarm dich doch mein!“

Der erste Grad der körperlichen peinlichen Frage hatte die
ichter nicht befriedigt. Barbara hatte zwar gestehen wollen, aber
h sofort in offenbare Lügen verwickelt, wie die Zeitangaben be-
eisen. Zugleich ersieht man aus diesen wenigen Aeußerungen schon,
ß die Gefangene nicht erzählte, wie es im Protokoll steht, sondern
ich allen Einzelheiten ausgefragt wurde: „Wann bist du verführt
orden? — Wo ist es geschehen? — Wer ist dabei gewesen? —
er hat dich das Zaubern gelehrt?“ — Da ihr Mann aber bereits
t 25 Jahren tot war, konnte er sie nicht vor 10 Jahren zur
auberei verführt haben. Sie hatte sich also gleich auf Wider-
rüchen ertappen lassen und mußte daher nach einer kurzen Pause
m zweiten Grad der Folterung unterworfen werden. „Unglück-
he, warum hast du nicht gleich beim ersten Schritt über die
rkerschwelle dich schuldig bekannt!“ ruft Spee in seinem 1631
schienenen Buche gegen die Hexenverfolgungen aus. Er wußte
s seinen Erfahrungen als Beichtvater, daß sie alle schuldlos waren,
d konnte ihnen doch nur den einen Rat geben, sich sofort schuldig
bekennen, um sich die Qualen der Tortur zu ersparen.

Es muß, um die nun folgenden Geständnisse richtig beur-
len zu können, Nachdruck darauf gelegt werden, daß ihr Inhalt,
e wir schon gesehen haben und auch sonst wissen, durch die Fragen
s Richters bestimmt ist. Und zwar wurde gewöhnlich ein zu
chen Zwecken zusammengestelltes, meist sogar gedrucktes Frage-
rmular, „ein Hexen-Interrogatorium“, benutzt, deren Verwendung
n den Behörden ein für alle Mal angeordnet war. Was Bar-
ra also fernerhin aussagt, ist nichts anderes als eine Folge von
ntworten auf ein Schema von Fragen, woraus dann der Protokoll-
hrer ein zusammenhängendes Bekenntnis gemacht hat. Die Ant-
orten sind also suggeriert. Das ist ein weiterer Grund, warum
i allen diesen Prozessen so auffallend gleichmäßige Aussagen
macht werden. Man hat daraus noch neuerdings schließen
ollen, es müsse doch etwas Wahres — wenn auch nur in der
inbildung der Hexen — daran sein. Das ist aber nachweisbar
n Trugschluß. Die Gleichmäßigkeit der Geständnisse ist vielmehr

auf die überall benutzte Frage-Schablone zurückzuführ
übrigen war den Beschuldigten ja auch im Voraus beka
man von ihnen hören wollte. Das sagten sie natürlich,
rascher von der Folterbank loszukommen. So erklärte ei
Angeschuldigte, als sie ihre früheren Bekenntnisse widerrief,
eben gewußt, daß man den Hexen gewöhnlich solche Dinge
lege; deshalb hätte sie in ihrer Angst auch Aehnliches bek

Aber die vielen Namen von Mitschuldigen, die kö
nicht im Schema gestanden haben! Nun, die Gemarterte
eben auch Namen von Genossen und Genossinnen angeb
kamen sie wieder auf die Folter. Daß sie dabei auch ihre
lichen Rachsucht zu fröhnen suchten, ist begreiflich.

Und alle die abgeschmackten Einzelheiten, erweckten
Zweifel? — Bei diesen Juristen, studierten wie nicht s
nicht den geringsten. Derselbe Nikolaus Arnold, der al
Bürgermeister allen diesen Verhören beiwohnte, hat uns
erhaltene Chronik hinterlassen, in der er zum Jahre 1667 u
und mit rührendem Ernste erzählt, wie sich in dem Rat
alter Mann habe sehen lassen, dem eine Hexe eine lebendige
in das linke Bein gezaubert habe. Der also Verhexte b
eine obrigkeitliche Bescheinigung darüber. Wer das in eine
langen Berichte niederschrieb, der glaubte auch alles, was
Weib in ihren Folterqualen zusammenphantasierte.

„Ueber eine gute halb Viertelstunde hat ihr Meister
an den rechten Fuß den Beinkrebs angelegt; hat sie viel
rufen, er solte abthue, sie wolte alles sagen. „Sie wehre
und in ihrer Heimath gelernt. Eine Frau, Lentzens Hans
greth, in Anspach hette sie zaubern gelernt, und wehren me
dabei gewesen (folgen mehrere Namen). Lentzens Hans
gereth hette sie in ihrem Haus zu Anspach in Teuffel
heißen niederliegen, und hette dem Teuffel, so in Gest
schwarzen Mannes gewesen, zusagen müssen, und hette
Teuffel getaufft mit Wasser und hette ihr uff die Achsel
Nadel ein Zeichen gemacht". — Hat sich aber keines fund

Sie hatte also wieder gelogen, denn der Meister fan
körperlichen Besichtigung jenes Mal nicht. Auch das
Hexenhammer anbefohlen, den Körper der Unholdinnen g
untersuchen, ob sich nicht ein Hexenmal finde, eine Stelle,
Böse die Seinen mit einem Griff seiner Klauen oder son
zeichnet habe. So konnte natürlich jede Narbe als Teufelsstigm

„Und als hierüber der Beinkrebs härter zugeschraubt, hat sie schrecklich geschrieen. Und als man gefragt, wie sie zu solcher Zauberey kommen, hat sie in der Marter gesagt, sie hette gesagt: „Ich sage Gott ab und dem Teuffel zu“. Hieruff hat der Meister den Krebs uffgethan, und als sie die Umbstände nicht erzehlen wollen, selbigen fortgerückt und wieder zugeschraubt . . . Und als sie nicht sagen wollen, wie sie zaubern gelernt, hat ihr der Meister auch den andern Beinkrebs angelegt. Darauf sie vielmals in der Marter gerufen, sie wehre ja des Teuffels. Sie hette eine Kuh verzaubert. Ihr Buhl (— ihr teuflischer Liebhaber) hette Hänsgen geheißen und sie Jöschelgen genant. Hierbey waren die Beinkrebs wieder etwas uffgemacht. Hieruff haben die Herren Examinatoren einen Abtritt genommen (sie werden sich wohl etwas gestärkt haben), und nach genommenem Abtritt sie in Güte ferner examinirt.“

Barbara bekennt nun mit allen Einzelheiten, wie es bei ihrer Taufe, den Hexensabbaten und ihren Zaubereien zugegangen sei. Sie sei einmal in ihrer Jugend in das Haus des Lentzen Hans spinnen gegangen, dessen Sohn sie lieb gehabt; da wäre der Teufel gekommen und hätte ihr einen Reichsthaler gegeben. Wie sie den später aus dem Sack herausgezogen hätte, wäre es ein Blatt gewesen; (die alte Geschichte von dem Teufelsgeschenk, die sich in vielen Hexenprozessen und Volkssagen findet.) — Dann hätte sie der Teufel getauft mit den Worten: „Ich taufe dich in Teufels Namen, und du sollst mir folgen!“ Die Hausfrau sei ihre Patin gewesen („ihr Götchen“) und habe ihr den Namen „Markloff“ gegeben. — (Es ist der auch in der Wetterau übliche Volksname des Eichelhähers, der als Teufelsvogel gilt.) — Sie hätte auch Gott absagen müssen. „Wollte aber von keinen Formalien wissen.“ Dann hätten sie Hochzeit gehalten, hätten Wein gehabt, aber beim Zutrinken einander nicht gesegnet. Sie nennt auch ihre Brautführer und muß angeben, wer der Koch und der Spielmann gewesen sei. Der Pfeifer hätte sie und den Teufel zusammen gegeben. Als Morgengabe hätte ihr der Teufel eine schwarze Büchse mit Gift geschenkt, womit sie Kühe und Schweine vergiftet hätte. Sie wäre auch öfters auf den Hexentanz ausgefahren uud zwar auf die Heide bei Ockstadt und in das Frauenwäldchen hinter Nauheim. Sie wehre uff einem Bock, so Hörner gehabt und schwarz gewesen, bei der Nacht umb 12 Uhr uff den Tanß geritten“. Die alte Hutin vor dem Mainzer Tor, die Witwe Hut, hätte ihr Hexensalbe gegeben und sei mit ihr aus ihrem Schornstein herausgeritten und zwar auf einem Besen. Diese wäre

überhaupt ihre Obristin und Königin und zöge mit einer Fahne auf. Sie nennt auf Befragen weiterhin eine Menge Friedberger Bürger — unter anderm „den dicken Schlosser aus der Ufergasse" — und Frauen und Ockstädter Bauern und Mädchen, die bei den Tänzen gewesen.

Schließlich kann sie nicht weiter, sie bricht wieder ohnmächtig zusammen. Bis sie wieder zu sich kommt, ziehen sich die Herren in die Ratsstube zurück. Darauf beginnt das Verhör von neuem, das von nun an als ein „freiwilliges" bezeichnet wird. Sie wird nun auch auf die Artikel des Anklägers vernommen, die sie jetzt alle als wahr zugibt. Sie hätte Reinhards Knaben wirklich taufen wollen, und zwar auf den Namen „Gackelchen", die alte Hutin und der Teufel seien dabei gewesen. Sie hätten es aber nicht vollführen können, denn es seien gute Leute dazugekommen. Und so bekennt sie alles, was man nur haben will: die Verhexung des Kindes der Witwe Klotz, die Unzucht mit dem Satanas, der unsichtbar geblieben sei, vor den Schöffen usw.

„Und als man P. Bekl. endlich gefragt, ob die Hexenleuthe nicht auch ihre eigenen Teuffelspfaffen hätten, weilen der Teuffel dem höchsten Gott sonst alles mit der Taufe und Copulation nachahmete? hat sie daruff zwar wankelmütig und zweifelhaftig geantwortet: Sie dächte, Herr Hartmann Vietor, einer von den Herren Examinatores, so zugegen, wehre ihr Pfaff. Welcher sich aber sogleich verantwortet, zu ihr sagende: „Das lügst du als ein Erzhex, und wirst dieses an deinem letzten End noch verantworten müssen!"

Das Verhör der Gefolterten hatte also mit einer für die Herren Richter recht peinlichen Szene abgeschlossen. Die Hexe hatte es gewagt, einen der Herren selber als Teufelspfaffen anzugeben. Nicht genug damit! Als man sie einige Tage später, am 31. Oktober, ihr ganzes Bekenntnis, diesmal ohne Folterung als „freiwilliges" wiederholen ließ (genau nach Anweisung des Hexenhammers), da sagte sie, auch Herr Johann Helwig May, ebenfalls einer ihrer Richter, sei auch auf den Hexentänzen dabeigewesen. Die alte Hutin, die sie als Hauptthexe angegeben hatte, war aber gleichfalls eine hochangesehene Frau, die Witwe eines Ratsherrn und Bürgermeisters der Stadt. Und mustert man die übrigen Namen genau durch, so kommen noch Mitglieder von weiteren drei Ratsfamilien darunter vor, die alle mitschuldig sein sollten.

Es war ein verzweifelter Plan, den die Angeklagte in ihren

Todesängsten gefaßt hatte. Sie wollte offenbar den halben Stadtrat, ja die Richter selbst in ihren Prozeß verwickeln. Sie hoffte, dann würde die ganze Sache niedergeschlagen werden und sie selbst freikommen. — Das arme Weib hat sich arg verrechnet. Die hochweisen, ehrenfesten und fürsichtigen Herren hatten ein einfaches Mittel, der Sache ein Ende zu machen.

Die Hexe war ja in allen Formen überführt, d. h. bei der peinlichen Frage und in „freiwilligen" Bekenntnissen geständig gewesen. Und schließlich hatte sich auch das unumgänglich notwendige Teufelszeichen an ihrem Leibe noch gefunden; will sagen, sie hatte sich nicht noch mal untersuchen lassen, sondern es selber gezeigt: „Der Teuffel hette zu ihr gesagt, als sie verführt worden: „Da zeichne ich dich, daß du mein bist". Und zeigte das Stigma vorn under dem linken Arm, worin Meister Nikolaus eine ziembliche Sticknadel, so über Glieds lang, bis an den Kopf gesteckt. Hat aber nichts empfunden, auch kein Blut geben. Als er aber ein wenig davon die Nadel angesetzt, hat sie gleich gezuckt". Das mußte so sein; denn genau so, buchstäblich so stand es im Hexenhammer geschrieben. Sie war also auch gezeichnet, vom Satanas selber zur Hexe gestempelt. Was brauchte man mehr?

Es verschlug den Herren bei dem jetzigen Stand der Dinge auch gar nichts, daß den Leuten aus dem Heimatdorfe der Barbara, die man in Wehrheim hatte vernehmen lassen, gar nichts von den angeblich dort verübten Zaubereien bekannt war. Einer sagte ganz bieder und ehrlich: „Er wüßte von keiner Verzauberung einiges Viehs, weder Kühe, Ochs oder Schweins. Stürbe zu Zeiten wohl Viehe, wüßte aber niemand, obs verzaubert worden oder natürlich gestorben. Sie würde sichs wohl nicht gerühmt haben, wenn sies schon gethan". — Tut nichts, sagten sich die wohlweisen Herrn in Friedberg, die Hexe wird verbrannt!

Aber die vielen Mitschuldigen, auf die Barbara bekannt hatte, was sollte mit denen geschehen? Es war ja die Eigentümlichkeit dieser Hexenverfolgungen, daß jeder einmal eingeleitete Prozeß immer neue gebären mußte. Regelmäßig wurde so lange in die armen Weiber mit der Folter gedrungen, bis sie weitere Teilnehmer an den satanischen Sabbaten nannten. Darum war gerade die Ausbildung der Lehre von den Hexenversammlungen so grauenhaft verhängnisvoll geworden. In manchen Gegenden waren bei einem einzigen Prozeß auf Grund dieses Wahnes halbe Dörfer ausgetilgt worden.

„Die Zunge eines gefolterten Weibes vermochte Hunderten Tod und Scheiterhaufen zu bringen.“

Sollte das jetzt in Friedberg auch so geschehen? Vor der Frage stand der Stadtrat nun. Da war es denn wirklich ein glücklicher Umstand, daß Barbara auch vornehme Ratsfamilien, ja zwei ihrer Richter genannt hatte. Sich selber konnte sie damit nicht herausreißen, wie sie wohl erhofft hatte; aber die anderen waren gerettet, da der Rat natürlich bei so bewandten Sachen eine ausgedehnte Untersuchung nicht zuließ. In Baiern erzählte man sich einen ähnlichen Fall. „Der Graf von Oettingen hat sich stark vorgenommen, dergleichen zauberische Personen in seinem Gebiet ganz und gar auszurotten; hat es auch etliche Jahre getrieben — bis auf seine Frau Gemahlin bekannt wurde!“

Daß die beiden Herren aus dem Richterkollegium sofort aus dem Spiel gelassen wurden, war selbstverständlich. Von ihnen ist in den Akten keine Rede mehr. Die Frau Stadtrat Hut, die doch so schwer belastet war? Tatsächlich ergaben die nächsten Verhöre, wobei eine ganze Reihe von Zeugen gegen sie aussagte, Bedenkliches genug: Eines Morgens nach Walpurgi waren Vogelnester und allerlei Unrat auf dem Herd in ihrer Küche gefunden worden, was natürlich auf nächtliche Fahrten durch den Kamin schließen ließ. Ein Geißlein war an einer Speise, die von ihr stammte, eingegangen. Sie hatte sich mit der Barbara Vertraulichkeiten erlaubt, die den anderen Mädchen aufgefallen waren. Genug Verdachtsgründe, die jedes arme Weib aus den niederen Klassen auf die Folterbank geliefert hätten. Die Sache wurde für den Stadtrat immer peinlicher. Was tun?

Am 23. November ließ der ältere Bürgermeister sämtliche Herren, Schöffen wie gemeine Ratspersonen zu einer außerordentlichen Sitzung laden. Er eröffnete: „Es wehre notori, daß durch sonderbahre Schickung Gottes des Allerhöchsten man uff die Spur des abscheulichen Lasters der Hexerei sofern kommen, daß nicht allein die inhaftirte arme Sünderin Barbara sich dieses Lasters theilhaftig zu sein bekandt, sondern auch verschiedene Zauberthaten, so nicht nur von ihr, sondern auch anderen denuncirten Persohnen begangen sein sollen, angezeigt. So wolte man von den Herrn sampt und sonders vernehmen, was ihre Meinung sey, ob man das Werk eyfrig prosequiren und verfolgen solle“. Da gaben die Ratsherrn, einer nach dem andern, mit festen und ernsten Worten ihre Ansicht dahin ab: „Man solte nur in Gottes Namen fortfahren, denn Gott sey im Spiel.“

Also soll es nun der Witwe eines der ihren an den Kragen
n? — Weit gefehlt! Wie der Beschluß gemeint war, ersieht
schon äußerlich an den Protokollen. Das ganze Blatt über
Vernehmung der Hutschen Witwe ist herausgeschnitten. Sämt-
übrigen Stellen, die auf sie gehen, sind nachträglich einge-
mert; und es findet sich die Bemerkung dabei, sie seien auch
der Aktenversendung an die Fakultät weggelassen worden.
ließlich heißt es: „Die Confrontation der Barbara mit Herrn
er Huten sel. Wittib ist gewisser Ursachen halber eingestellt
den.“ Eine besondere Verfügung darüber steht nicht in den
en.

Und doch, ein Opfer mußte der Barbara noch folgen. Die
er verdächtige Frau aus der Ratssippschaft wurde verschont.
mit sich die Herren aber mit ihrem unter so viel frommen
rüchen gefaßten Beschlusse nicht lächerlich machten, griffen sie
ür aus der ganzen Schar der von der armen Sünderin ange-
enen Genossinnen ein anderes Weib ihres Schlages heraus, der
h schnell mit ihr der Prozeß gemacht werden sollte. Es war die
hter Else, wie sie gerufen wurde. Sie schrieb sich — wenn sie
rhaupt schreiben konnte, was billig zu bezweifeln ist — Knorr
war die Witfrau des Scharfrichters selig. Ihre Spezialität
te das Verhexen von Geißen und die Erzeugung von Wanzen
, wovon erstaunliche Dinge in den Protokollen vermeldet werden.
Hauptsache war wieder: das böse Geschrei. Eine „vilis per-
a“, ein schlechtes Weib, wird sie in den Akten genannt. Auch
ihr Wandel nachweislich nicht ganz ohne Fehler. Im Jahre
3, als die Spanier in Friedberg lagen, hat sie sich sehr ent-
enkommend gezeigt, wie ein Chronist berichtet: „Auf dato den
Junj haben meine Herrn Richter-Elsen auf die Pfordten lassen
n, wegen daß sie zwei Weibspersohnen über Nacht geherbergt
Die selben die ganze Nacht ein Gelauff und Hurerey ge-
ben. Hat sie ein Tag und Nacht gesessen.“ Solche Personen
man bei einem Hexenbrande gern heraus, um sie bei der Ge-
nheit mit los zu werden.

Jetzt wurde bei den Verhören von den Herren als besonders
dächtig wahrgenommen, daß sie keine Tränen vergießen konnte,
iel sie auch preßte: „Sie hat keine Trähne fallen lassen, sondern
Maul und die Zähne etlich mal zusammen gebissen, auch solches
ht uff thun können oder mögen.“ Hexen haben keine Tränen,
r die allgemeine Anschauung.

Am 25. November wurde auch sie festgenommen und „Rosengärtchen", das ihr ja nicht unbekannt war, gesetzt, wä[h]
die Barbara nun das „Rübenloch bezog, ein weniger luftiges, aber um so sichereres Haftlokal, von dessen Beschaffenheit man nach dem Namen ein Bild machen kann. Wie die beiden W[eiber] nun einander gegenübergestellt wurden und eine die ander[e] Erzhexe beschimpfte, wäre ergötzlich zu lesen, wenn es nicht g[ar] traurig wäre. Die Else war aber, im Gegensatz zu der Ba[rbara] eine halsstarrige und hartschlägige Person, die es dem Meister [nicht] so leicht machte. Sie mußte „etliche Mal mit dem Daumstoc[k und] den spanischen Stiefeln wohl angezogen werden. Hat aber [nichts] bekannt." Der Bettelvogt, der sie bewachte, hatte auch vie[l Be]schwernisse mit ihr. Einmal kam er ganz entsetzt zu den [Herren] aufs Rathaus gelaufen mit der Kunde, sie setze sich nachts im [Bett] aufrecht und rufe: „Komm Teufel, komm!" und winke dabei m[it der] Hand zu sich. Sie wurde darauf an Händen und Füße[n ge]schlossen. Eines Morgens, etwa 14 Tage nach der Hinrichtun[g der] Barbara, fand er sie tot in ihrer Zelle. Der Teufel, den si[e ge]rufen, hatte sie geholt, ehe die Herren mit ihr fertig waren. [Sie] wurde auf der Schindkaute begraben.

Die Richter Else hatte also in ihrer Böswilligkeit den [Herren] nicht den Gefallen getan, sich mit der Barbara zusammen [ver]brennen zu lassen, um der Stadt weitere Kosten zu ersparen.

Die waren aber durch die vielen Schreibereien, die te[uren] Rechtsgutachten und die Gebührnisse der Advokaten und des M[eisters] stark angewachsen. Man hatte gedacht, „der Sache bis zum Christfest abgeholfen zu haben." Es wurde aber Neujahr und [der] Januar 1664 über den vielen Weitläufigkeiten mit der verst[orbenen] Else, und die Barbara saß immer noch unverbrannt im Rübe[nloch]. Sie war längst zu sterben bereit und hatte mit Gott und der [Welt] abgerechnet. Sogar ein Testament hat sie gemacht, worin sie [...] und Pfarrer bedenkt und ihren Hausrat und ihr Bett dem Ge[richts]büttel vermacht, der doch so schlecht gegen sie ausgesagt hatte.

Schließlich dauerte es den Richtern aber doch zu lange. [Den] Urteilsentwurf von der Fakultät hatte man ja längst in Hä[nden]. Die Gießener Herren hatten sich selbst für die arme Sünderin [ver]wandt und vorgeschlagen, ihr zur Verkürzung der Schmerzen [ent]weder vorher das Haupt abzuschlagen und nachher mit dem K[örper] zu verbrennen, oder ihr vor der Verbrennung einen Beutel [mit] Pulver, „wie auch sonsten wohl bräuchlich", anzulegen. Desgl[eichen]

hatte der Verteidiger in einer „Demütigen und flehentlichen Bittschrift umb ein gnädiges Urtheil" gebeten, in Anbetracht ihrer Geständnisse und Reue Milde walten zu lassen.

Am 20. Januar 1664 wurde abgeschlossen: „Weilen die Unkosten mit der Peinl. Bekl. viel zu hoch hinan gelauffen und die Stadt solche nicht länger ertragen können, haben die Herrn Bürgermeister, Schultheiß und Seniores (= Schöffen) sich mit einander verglichen, daß die eingeholte Endurthell Freytags den 29. bey gehegtem hohen Peinl. Halßgericht solte publicirt und die Execution vollzogen werden."

Am 27. wurde ihr dieser Beschluß im Beisein des Pfarrers angesagt. „Sie möchte ihren schweren Fall und abscheuliche Sünden bereuen, beweinen, dem höchsten Gott mit bußfertigen Trenen abbitten und sich zu einem seeligen Stündlein schicken und bereiten. Woruff sie ahnfangs stillgeschwiegen, nachgehends uff Zusprechen des Herrn Pfarrers den Herrn zurücksagen lassen, sie wünsche ihnen Glück, Heyl und Segen und thäte sich bedanken. Sie hätte hieruff längst Verlangen getragen."

Der 29. Januar im Jahre des Heils 1664 kam heran. Das letzte hohe Peinliche Halsgericht wurde über sie gehegt und gehalten. Zum letztenmal las der Fiskal seine Anklage-Artikel vor, und die Beklagte beantwortete sie samt und sonders mit Ja. Nun wird ihr das Urteil eröffnet: „In peinlichen Sachen Fiscalis Herrn Burggrafen, Bürgermeister und gemeinen Raths dieser des h. Reichs Stadt Friedberg ex officio Amts-Anklägers an einem, entgegen Barbaram Cambergerin, weyl. Heinrich Wendels nachgelassener Wittib, Peinl. Bekl. am andern Theil; wird von uns Schöffen dieses des H. Reichs Peinl. hohem Halsgerichts auf eingeholten Rath der Rechtsgelährten hiermit zu Recht erkandt, daß ermeldete P. B. Barbara, Heinrich Wendels Wittib, nach deme sie bey ihrem gethanen Bekandtnus itzo vor gehegtem Gericht abermahl verharret, wegen ihrer mit dem leybigen Teuffel gemachten Verbündtniß und gehaltener unmenschlicher Gemeinschaft, auch begangener und bekandter Zauberey, ihr zu wohlverdienter Straf und anderen zum abscheulichen Exempel, mit dem Feuer vom Leben zum Tod, jedoch daß sie zuvorderst strangulirt und ihr ein Pulversack an den Halß gehengt werde, hinzurichten und zu strafen sey. Alß sie dann hiermit darzu also erkandt und verdammt wird.

V. R. W. (Von Rechts wegen).

Hieruff ist die Urthell offentlich abgelesen und publicirt worden. Daruff ist der Stab vom Herrn Stadtschultheißen gebrochen, ihr vor die Füße geworffen und sie dem Nachrichter, das abgelesene Urthell an ihr zu exequiren, überliefert worden.

Woruff P. W. uff die Knie gefallen, sich gegen die Schöffen des Urthels bedankt und ihnen Glück und Segen gewünschet." —

Hier enden unsere alten Akten. Das übrige war Sache des Meisters Niklaus und seiner Gesellen. Daß alles geschehen ist, wie es das Urteil aussprach, lesen wir in Arnolds Chronik. Wie sie sich in den letzten Stunden gezeigt hat, wird sie auch in den Tod gegangen sein: ruhig und gefaßt, ergeben in ihr Schicksal und vom himmlischen Richter einen anderen Spruch erwartend.

Der furchtbare Wahn hatte ein neues Opfer verschlungen, ein neues zu den vielen, vielen!

Der Holzstoß aber, auf dem am 29. Januar 1664 die arme Witwe Barbara Wendel verbrannt worden, war der letzte, den der Hexenglaube in der alten Reichsstadt der Wetterau entzündet hatte.

Die klassische englische Bildnismalerei.

Von

Albert Dresdner.

Wenn nach einem Worte des Novalis jeder Engländer eine
ist, so kann man auch bei der englischen Kunst mit Fug von
insularen Charakter sprechen. Obgleich sie sich mit den Ten=
und Leistungen der festländischen europäischen Kunst oft und
berührt, so hat sie doch an ihrer Entwicklung nie völlig teil=
men, sondern in Zielen und Interessen, in Stärken und
chen stets eine entschiedene Abgeschlossenheit behauptet. Ja,
eugt sich diese Abgeschlossenheit auch äußerlich und räumlich
daß die Werke keiner andern Kunst so kompakt im Lande
Entstehung vereinigt geblieben sind, wie die der englischen
. Man kann auf dem Kontinente die japanische Kunst allen=
eichter studieren, als die Englands; selbst die größten euro=
n Sammlungen verfügen nicht über mehr, als einzelne Bei=
des britischen Kunstschaffens. Unter diesen Umständen mußte
utsche Kunstfreund die schöne, von der Berliner Akademie der
veranstaltete Ausstellung älterer englischer Kunst, deren An=
ein Verdienst des Grafen Seckendorff ist, dankbar als einen
n Glücksfall schätzen. Wenn die britische Landschaftsmalerei
r Ausstellung nur spärlich und unvollkommen vertreten war,
die treffliche und ungewöhnlich reiche Auswahl von charakte=
n und zum Teil vorzüglichen Werken der klassischen Por=
nschule Englands eine höchst günstige Gelegenheit, sich von
schichtlichen Stellung und Leistung dieser Schule, sowie von
ersönlichkeiten ihrer bedeutendsten Künstler eine zuverlässige
uung zu bilden. Daß diese Gelegenheit nicht unbenutzt bleibe,
i so wünschenswerter, als das Verständnis der klassischen
hen Bildnismalerei für die richtige Erkenntnis der Entwicklung
anzen modernen Kunst von Belang ist. Weist doch auch der

erstaunliche, fast unvergleichliche Erfolg, den die Ausstellung hatte, darauf hin, daß diese Engländer uns noch etwas mehr und etwas anderes sind, als bloß historische Erscheinungen.

I.

In den Jahren 1760—1764 wohnten einander auf Leicester-fields, dem heutigen Leicester Square, in London die beiden bedeutendsten und gefeiertsten Künstler gegenüber, die England damals besaß: Hogarth und Reynolds. Nach der Natur der Dinge müssen sie miteinander gelegentlich in Berührung getreten sein, aber über Beziehungen rein äußerlicher Art ist es zwischen ihnen nie hinausgekommen. Sie waren nach ihren Persönlichkeiten, ihrer Lebensführung, ihren Anschauungen und ihrer Kunst zu verschieden, um ein Verhältnis zueinander zu finden. Ja, wenn man ihr Schaffen vergleichend betrachtet, so möchte man fast an der Tatsache zweifeln, daß sie beide Kinder desselben Volkes und (wenngleich zwei verschiedenen Generationen entstammend) derselben Zeit gewesen seien. Hier die Welt Hogarths: bürgerlich und selbst plebejisch, kräftig-derb bis zur Roheit, voll von energischer, oft dramatischer Bewegung; eine Welt, so erfüllt von Eitelkeiten und Torheiten, von Lastern und Verfehlungen aller Art, von Trunk- und Spielsucht, Ehebruch und Liederlichkeit, daß uns selbst der Humor des Künstlers nicht mit ihr versöhnen kann. Dort aber die durchaus vornehme, wohlanständige und gemessene Welt des Reynolds, an Würde und an Anmut reich, eine Kulturwelt von sicherem Gleichmaße, die hoch über den Sphären Hogarthschen Lebens schwebt und nichts von alledem kennt oder kennen will, was so recht eigentlich den Gehalt des Daseins der Menschen Hogarths ausmacht. Keine Brücke scheint von dieser Welt zu jener zu führen; und doch zeigt eine tiefere historische Betrachtung, daß diese beiden antipodischen Künstler im Grunde genommen demselben Ziele zugestrebt haben — freilich von entgegengesetzten Seiten, mit grundsätzlich verschiedenen Methoden und schließlich auch mit ungleichem Erfolge.

Seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts hatte der französische Geist, endgültig und in feinster Form verkörpert in der Rokokokultur, sich eine beinahe unumschränkte Herrschaft über Europa erobert. Das Denken, die Literatur, die Kunst, schließlich aber alle Lebensformen selbst, bis in die kleinsten hinein, trugen den Stempel des Rokokos. Auf dem Kontinente kam seine Herrschaft geradezu einem Banne gleich, und es hat langer und schwerer Kämpfe bedurft, ehe

ontinentalen Völkern — Deutschland vor allem — gelang,
den Fesseln dieser durch ihre vollkommene Durchbildung und
:inheitlichkeit überaus mächtigen Romanenkultur zu befreien.
: Held dieses Freiheitskampfes des germanischen gegen den
jen Geist war unser Johann Sebastian Bach, der aus der
nes religiösen und protestantischen Empfindens heraus den
ligiösen Nihilismus des Rokokogeistes überwand; später
Rousseau und Winckelmann das Werk fort. Alles, was bei
Philosophie, Dichtung, Kunst und Leben wahrhaft modern ist,
diesem Gegensatze und Kampfe seine Existenz. In England
Sache etwas anders. Auch über den Kanal war freilich der
he Geist gedrungen, auch auf die britische Kultur hatte er
influß ausgedehnt. Aber während er die Kultur der konti-
Völker gleichsam infiltriert und in der Wolle gefärbt hatte,
er bei dem Inselvolke doch nur ein Firnis, eine Schale,
r ein urwüchsiges, kraftvolles nationales Leben sich als un-
:ter Kern erhielt und regte. So konnte es geschehen, daß
, wie Hettner gezeigt hat, mit am zeitigsten in die Be-
gegen das Rokoko eintrat und schon seit den Tagen des
Defoe den Ruf nach Ursprünglichkeit, nach Rückkehr zur Natur
)en dann Rousseau aufgenommen hat. Ganz richtig hat
auch Hogarth in diese Bewegung eingeordnet. Indem
statt jenes eleganten Theaters eines müßigen Gesellschafts-
das den einzigen Schauplatz der internationalen Rokokokultur
das einheimische Leben in seiner ganzen Kraft und Derbheit
:, indem er zum Helden seiner Kunst die mittleren und
Gesellschaftsklassen machte, die im Rokoko zur Rolle von
ı verurteilt waren, indem er der ästhetischen Fiktion das
Leben und einem bis zur Künstlichkeit durchgebildeten und
'ten Stile einen unerschrockenen Naturalismus entgegensetzte,
: sich bewußt und entschieden in Opposition zum französischen
Er brachte für seine Aufgabe nicht gemeine Fähigkeiten mit:
ene Schärfe und Selbständigkeit der Beobachtung, eine solide
sche Schulung und eine höchst achtungswerte Unbefangenheit
ische auch in der malerischen Auffassung. Und dennoch bleibt
:m Werke eine Zwiespältigkeit, die er nicht zu überwinden
t hat. Denn er war selbst vom Rokoko keineswegs unbe-
eblieben: die Gestalten und die Gesichtszüge seiner Menschen,
men, in denen sich ihr Leben bewegt, vermögen seinen Ein-
cht zu verleugnen. Man darf ihn in dieser Hinsicht Bach

vergleichen, in dessen Werken gleichfalls Geist und Form des Rokokos oft genug vernehmbar werden. Allein während der deutsche Tonmeister aus urschöpferischer Gewalt heraus das fremde Element siegreich überwand und es durch ein neues Ideal ersetzte, war Hogarth gerade die höchste, die entscheidende Gabe und Gnade des Künstlers versagt: die Fähigkeit der Bildung eines neuen positiven Ideals. Es ist derselbe Mangel, der einen ihm verwandten großen englischen Geist des 19. Jahrhunderts kennzeichnet: Dickens, gleich Hogarth ein Beobachter von außerordentlicher Treffsicherheit, durchaus originell, unerschöpflich in der Erfindung, prägnant in der Charakteristik, reich an echtem Humore — aber unfähig, die Fülle der Erscheinungen und Gestalten zu verdichten zu einem ihm eigentümlichen, allen verständlichen Edelbilde des Menschen, in dem er die ihm am fruchtbarsten und vornehmsten erscheinenden Züge und Fähigkeiten des englischen Menschen typisch zusammengefaßt hätte. Daran ist auch Hogarth gescheitert. Denn sein Humor ist eher zersetzender, satirischer Natur; und was er uns etwa an vorbildlichem Menschentume vorführt, das ist der brave Bürgersmann, der es durch Fleiß und Wohlverhalten zum reichen Mann und selbst zum Lord Mayor bringt — also eine durchaus philiströse, platt moralistische Vorstellung, wie sie dem ganzen moralisierenden Zuge seines Schaffens entspricht. Er überzeugt uns wohl davon, daß im englischen Volkstume eine mächtige, noch unverbrauchte Kraft lag; allein diese Kraft äußert sich noch als Barbarei, insofern sie, undiszipliniert und unorganisiert, sich in Leidenschaften und Ausschweifungen verliert und sich nicht in den Dienst schöpferischer Kulturaufgaben stellt. So behält Hogarths Werk trotz des Reichtums menschlicher Verhältnisse und Beziehungen, den es offenbart, für uns einen fremdartigen, einen sehr insularen Charakter; und Goethe hat diesem Gefühle treffenden Ausdruck gegeben, indem er Hogarths Schilderungen und Gestalten, neben den „einfachen reinen Zustand“ des Deutschen gehalten, als exzentrische Fratzen bezeichnete.

Die Aufgabe nun, an der Hogarth erlag, hat Reynolds von der entgegengesetzten Seite her ergriffen — und gelöst. Er und die, die sich ihm anschlossen und nachfolgten, haben das Rokoko, den französischen Geist für England überwunden; nicht, indem sie ihn in trotziger Opposition ignorierten und auszuschalten versuchten, wie Hogarth, sondern indem sie ihn mit dem eigentlich nationalen Wesen verschmolzen und eine glückliche Synthese beider in einem Ideale des englischeu Menschen schufen.

Reynolds hat, so viel ersichtlich ist, von der gleichzeitigen
inzenden Rokokokunst in Frankreich wenig gehalten, und in seinen
oretischen Auseinandersetzungen spielt sie kaum eine Rolle.
nnoch durchdringen Geist und Stil des Rokokos sein ganzes
haffen. Auf der Ausstellung befand sich die Skizze einer weib-
jen Halbfigur (Nr. 48), die so ganz den Charakter des franzö-
hen Rokokos trägt, daß man die Arbeit, wären Auffassung und
nselführung leichter, ich möchte fast sagen: exzentrischer, wohl als
nzösisch ansprechen könnte. Die „Robinetta“ und die „Schlange
Grase“ der National Gallery sind nicht viel anderes, als Rokoko-
yllen im Schäferstile. Doch es erübrigt sich, die Aufzählung
zelner Werke zu verlängern, da doch offensichtlich Reynolds'
nze Auffassung des Menschen sich eng an die des Rokokos an-
ließt. Denn auch er und mit ihm die klassische englische Porträtisten-
ule überhaupt betrachten den Menschen und stellen ihn vor allem
Weltmann dar. Sie alle löschen die Züge des Leidens und der
ttäuschung aus den Gesichtern aus und geben ihnen gern ein
rbindliches und anmutiges Lächeln. Sie alle legen Wert auf
te Haltung und gute Manieren und erheben auch den bescheideneren
irgersmann in eine vornehme Sphäre. Hat sich auch, wie sich
ld zeigen wird, der Typus wesentlich verändert, so halten sie doch
erhaupt am Typus fest und ordnen ihm die Individualität ein.
n naivsten und unmittelbarsten spricht sich der Rokoko-Charakter
Gainsboroughs Schaffen aus, und hier ist er auch wiederholt be-
rkt worden (vgl. z. B. die Biographie des Lord Sutherland
ower S. 4). Seine Gestalten haben durchaus die ästhetische
eganz und Feinheit, die sorglos-vornehme Existenz des Rokokos;
ne „Musidora“ ist ein englischer Watteau, und auch als Land-
after begann er mit der Schilderung heiterer, friedlicher, goldiger
zenerien, die die Bühne eines idyllischen Schäferlebens bilden.

Es ist dieser innige Zusammenhang der englischen Porträt-
lerei mit dem Geiste und der Kunst der Rokokos meines Wissens
her nirgends gebührend betont worden, und doch bildet seine
kenntnis die Voraussetzung, um die Grenzen der englischen Kunst
d um ihre eigentlich neue Leistung zuverlässig festzustellen. Diese
ue Leistung besteht nämlich in einer inneren Umgestaltung und
ationalisierung des Rokokotypus, die, so vorsichtig sie auch vor-
nommen wurde, dennoch tief genug ging, um einer Befreiung
eichkommen, und die insofern für die ganze fernere Entwickelung
r europäischen Kunstgeschichte von Bedeutung wurde, als hier

überhaupt zum ersten Male dem Rokoko ein positives neues Ideal entgegengestellt wurde.

Ganz allgemein kann man diese Umgestaltung als eine Rückkehr zur Natur, zum Individuellen und Charakteristischen bezeichnen. Hierin treffen sich die beiden Antipoden Hogarth und Reynolds; nur bedeutete freilich „Natur" für jeden der beiden etwas anderes. Hogarth suchte das Individuelle und Charakteristische in seinen höchstgesteigerten, ja in seinen hypertrophischen Formen: im Grotesken und Barocken; und mit der Vorliebe eines Spötters holte er die schwachen Seiten und die komischen Züge an den Menschen heraus. So war es unvermeidlich, daß seine Gestalten die Grenze der Karikatur streiften und oft sie überschritten. Reynolds aber war ein viel zu echter und viel zu weiser Künstler, um so leichten Herzens das kostbarste Erbe der künstlerischen Arbeit von Jahrhunderten preiszugeben: den Typus, den menschlichen Typus, der für die Menschendarstellung in der Kunst etwa das bedeutet, was die grammatischen Grundformen für die Sprache oder (worauf Kunowski hingewiesen hat) die Begriffe für das Denken. Nun war aber der Typus, den die Ueberlieferung Reynolds bot, völlig verkünstelt und erstarrt. Die Männer und Frauen des Rokokos waren nur noch Porzellanfiguren, Puppen eines Marionettentheaters, hohle ästhetische Formen ohne Lebenskraft und ohne Gehalt. Demgegenüber griff der Engländer resolut auf sein heimisches Volkstum zurück; aber es waren dessen vornehmste, bedeutendste und fruchtbarste Elemente, an die er sich hielt und durch die er den Typus verjüngte. Bei Reynolds und seinen Genossen und Nachfolgern erscheinen zuerst in der bildenden Kunst Europas wieder Individualitäten — Menschen, deren Züge nicht nach der Konvention einer Gesellschaftsform geprägt sind und einander ähnlich sehen, wie ein Abguß dem andern, sondern die die Merkmale persönlichen Lebens tragen. An die Stelle der morbiden Eleganz und des verlogenen Schäfertums der Rokokomenschen tritt ein neuer Schlag von durchaus gesunden, rüstigen, vollblütigen und zuweilen apoplektischen Freilufts- und Sportsmenschen, die sich gern im Reit- oder Jagdkleide mit ihren Flinten, Bogen oder Lieblingshunden zeigen. Sie haben nicht mehr — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — die liebenswürdig-elegante Wurstigkeit, die für den Kavalier des Rokokos de rigueur war, nicht mehr die Affektation, als ob ihnen, ein geistreiches Bonmot etwa, eine Amour und einen gelegentlichen Degenstichwechsel mit einem Nebenbuhler ausgenommen, alles gleich-

ƺ sei, sondern sie zeigen Selbstbewußtsein, persönliche Würde Willen. Ueberdies ist ihr ganzer Habitus sittlich reinlicher. n der Abbé Galiani hat den Franzosen zugerufen: „Ihr seid s mehr, wenn ihr nicht mehr die Lehrmeister der Laster seid!" Kunst kannte und anerkannte sittliche Normen und Grenzen aupt nicht; sie war nicht sowohl unmoralisch, als amoralisch, ihre Menschen gaben, auch ohne geradezu lasterhaft zu sein, ch genug zu erkennen, daß sie nichts für unerlaubt hielten dem Langweiligen und dem Geschmacklosen. Auch hierin st sich das englische Porträt als natürlicher, gesünder. Seine aktere sind weniger kompliziert, als die des Rokokos, ja man sie im Vergleiche zu jenen gern manchmal primitiv nennen; sie besitzen Offenheit, Redlichkeit, Zuverlässigkeit — es sind aupt wieder sittliche Charaktere. Mit einem Worte: die ganze ssphäre ist eine andere geworden. Mit Recht machte das is, das Reynolds nach seiner Niederlassung in London von n Gönner, dem Admirale Keppel, malte, Sensation; denn es allerdings etwas Neues, was daran in Erscheinung trat. Der die Uniform nicht zum Spaße oder aus Mode, sondern er wirklich, was er schien: ein unternehmender Seemann — oder jedenfalls Einer, der zum Befehlen, zu kühnen Wagnissen und llen Entschlüssen geboren war, ein tätiger Mensch, der in der gkeit sein Leben und seine Befriedigung suchte. Und diese Auf- ng des Menschen als tätigen Menschen bleibt im englischen nisse seit Reynolds vorherrschend, obgleich seine Vertreter nur ahmsweise — und dann nicht immer mit Glück — soweit ge- en sind, den bürgerlichen Beruf des Einzelnen bestimmter zu kterisieren. Der Kunst des 19. Jahrhunderts, und zwar zuerst deutschen Bürgerkunst, ist diese fernere Determinierung vorbe- n gewesen.

Es ist diese Individualisierung des Typus in den englischen nerbildnissen stärker und konsequenter durchgeführt, als in den enporträts. Der Ruhm der englischen Schule beruht ja so eigentlich auf ihrer Darstellung der Frau; und zwar insofern Recht, als in ihr zuerst jene Form der Frau sichtbar wird, die ller Einseitigkeit sich doch als das künstlerisch vollkommenste rne Frauenideal erwiesen hat. Dennoch sehe ich die wahre ke und Leistung der klassischen englischen Porträtisten vielmehr Männerbildnisse, das eine größere Freiheit und individuelle Durch- ng aufweist. Es würde einer eigenen Untersuchung bedürfen,

zu zeigen, daß sich die Ideen und Formen des Rokokos überhaupt in der Auffassung der europäischen Frau und in ihrem Leben bis tief ins 19. Jahrhundert hinein weit hartnäckiger erhalten haben, als beim Manne. Das ist ja auch insofern ganz natürlich, als die Rokokokultur so recht eine Frauenkultur war — eine Kultur, deren Mittelpunkt die Frau bildete und die alles auf die Frau bezog. Genug, die Darstellung der Frau hat bei den Engländern weit strenger den Rokokocharakter bewahrt, als die des Mannes; es ist ja bezeichnend, daß gerade der größte Frauenmaler der Schule, daß Gainsborough dem Rokoko am meisten verhaftet geblieben ist. Allein auch hier macht sich der Wandel doch deutlich fühlbar. Wenn das französische Rokoko im Grunde überhaupt nur Frauen gemalt hat — denn auch die Männer tragen bei ihm fast alle weibliche oder gar weibische Züge —, so erscheinen bei den Engländern die Frauen den Männern näher gerückt durch den Hauch von Frische und Natürlichkeit, der durch ihre gepuderte Eleganz und den ästhetischen Müßiggang hindurchbricht. Auch sie lieben das Leben im Freien und die körperlichen Uebungen: Reynolds' Lady Hamilton (von 1779) zeigt sich zu Pferde neben ihrem Gatten, und von Hoppners im Parke spazierender Lady Julia Manners (Nr. 86 der Ausstellung) geht ein köstlicher Duft würziger Frische aus. Schließlich ist zu erinnern, daß Raeburn zuerst wieder die charaktervollere Schönheit gereifter älterer Frauen zu ihrem Rechte gebracht hat. Vor allem aber ist es ein Zug, der auch zur Individualisierung der Frau im englischen Porträt entscheidend beigetragen hat — und das ist der den Männer- und Frauenporträts gemeinsame Zug der Hervorhebung des Nationalen. Nichts zeugt beredter von der außerordentlichen Macht, die das französische Rokoko in Europa ausgeübt hat, als die Tatsache, daß es die nationalen Unterschiede nahezu vollkommen auszulöschen und durch die Rokoko- d. h. die französische Schablone zu ersetzen vermocht hat. Die Menschen eines französischen Malers oder Goyas (in seiner Rokokoperiode) oder Johann Friedrich August Tischbeins sehen sich erstaunlich ähnlich: alle sind oder wollen sein Frauen und Männer von Welt à la française. Da war es denn kunst- und kulturgeschichtlich eine Tat, daß die Engländer mit der Selbstverständlichkeit eines stolzen und seiner selbst gewissen Volkstums ihren Menschen die Merkmale ihrer Nationalität und Rasse gaben. Dies echte und unverkennbare Engländertum, das wie ein Grundton durch alle Bildnisse der Schule hindurchgeht, ist aber nicht etwa nur die Summe der von den englischen Künstlern neu

eingeführten, bisher charakterisierten Eigentümlichkeiten, sondern es besteht auch in den körperlichen Formen und Merkmalen, die lange nationale Erlebnisse und Schicksale an den Zügen der Volksgenossen herausgemeißelt hatten. Wenn dieser englische Menschentypus bis dahin noch nicht zur Erscheinung gebracht worden war, so mag sich dies daraus erklären, daß die Künstler, die bis dahin auf englischem Boden geschaffen hatten, fast durchweg Ausländer gewesen waren oder unter ausländischem Einflusse gestanden hatten: Holbein, van Dyck, Sir Peter Lely, Sir Gottfried Kneller. Auch kann man vielleicht annehmen, daß das Engländertum sich geistig und körperlich erst im Laufe des 18. Jahrhunderts endgültig konstituiert habe. Wenn aber Hogarth, der den nationalen Typus doch jedenfalls schon vor Augen gehabt haben muß, ihn, so viel ich sehen kann, nirgends klar und konsequent zum Ausdrucke gebracht hat, so beweist das, daß seine Entdeckung und Verkörperung als freie geniale Tat des Reynolds und der ganzen englischen Porträtistenschule zu schätzen ist.

Dieser englische Mensch nun, der so in die Welt der Sichtbarkeit eingeführt wird, war — das muß mit allem Nachdrucke hervorgehoben werden — in dem Zeitpunkte seiner Erschaffung durch die Künstler eine künstlerische Abstraktion. Es ist nicht glaublich, daß die Zeitgenossen des Reynolds und Gainsborough, Männer und Frauen, in der Wirklichkeit des Lebens den Bildern geglichen hätten, die diese Künstler von ihnen hinterlassen haben. Eine Engländerin, die das Bildnis einer ihr bekannten Dame von der Hand Sir Joshuas sah, bestätigte ihre Schönheit, bemerkte aber zugleich, die Dargestellte habe Tennis zu spielen und Beefsteak zu essen gepflegt (vgl. Skipton, Hoppner, S. 17). Und nicht nur das Tennisspielen und Beefsteakessen hat Reynolds und die gesamte englische Schule fast durchgängig ignoriert, sondern überhaupt all' die Derbheit, Ausschweifung, Exzentrizität und den Mangel an Selbstbeherrschung an ihren Landsleuten, kurz: alle jene Züge, deren Hervorhebung Hogarths eigentliche Stärke und Freude bildete. Darf man den Briefen Sir Horace Walpoles trauen, so hatten die Engländer in den Tagen Georgs III. und Georgs IV. noch erheblich mehr Hogarth- als Reynolds-Stil. Allein gerade darin liegt die durchaus schöpferische Leistung der klassischen englischen Bildnismalerei, daß sie sich über Hogarths rohen Empirismus und Naturalismus zu idealbildender Kraft erhob. Daß sie durch die äußeren Formen der Desorganisation und Wüstheit des englischen Lebens hindurchdrang zu dem Kerne wahrhaft großer, edler und fruchtbarer Eigenschaften, der sich

im englischen Volke barg. Daß sie alle jene unerfreulichen Erscheinungen erkannte als die zügellosen Aeußerungen einer mächtigen inneren Kraft, die sich nur noch nicht selbst erkannt und noch keine würdigen Aufgaben gefunden hatte. Und daß sie endlich den Mut, die Konsequenz und die Klarheit hatte, das von ihr erschaute innere Ideal des Engländertums, dem offensichtlichen Widerspruche der gemeinen Realität zum Trotze, als die wirkliche, die geistige Realität zu behaupten und ihm als solcher Gestalt und Leben zu verleihen. Es wäre irrig, zu behaupten, daß die englische Kunst dies Ideal „gemacht" habe. In der Macht der Kunst liegt es nicht, die Kräfte und Ideen zu erzeugen, aus denen sich ein neues Volks- und Kulturideal konstituiert. Das ist vielmehr die Aufgabe des politischen, des sozialen, des religiösen Lebens, der Philosophie und der Dichtung, und auch in England hatten diese Faktoren in langer gemeinsamer und sich wechselseitig innig beeinflussender Wirksamkeit bis etwa gegen 1750 alle die einzelnen Züge herausgearbeitet, die dann den Idealtypus des englischen Menschen charakterisierten. Allein diese Züge waren disjecta membra, unverschmolzen, unorganisiert und daher zunächst in dem Grade unwirksam, daß sie die englische Volkskraft nicht vor unfruchtbarer Vergeudung und Selbstzerstörung zu wahren vermochten. Hier trat nun die bildende Kunst in ihre Mission ein und vollendete, was noch zu vollenden war, indem sie die disjecta membra aller in England erweckten und bereitgestellten echten Kulturideen und Kulturpotenzen zusammenfaßte, organisierte — zu einem einheitlichen, aus eigener Kraft lebendigen Bilde schuf. Nur ein Element ist in diesem Bilde neu hinzugetreten, und das ist, um mich eines Vergleiches aus der Technik der Malerei zu bedienen, das Bindemittel, durch das alle Charakterzüge des nationalen Genius zum Ganzen verschmolzen wurden. Es war eine wahrhafte Kulturtat Reynolds' — denn ihm muß sie doch nach der Lage der Dinge durchaus zugeschrieben werden —, daß er die Notwendigkeit der Aufnahme kontinentaler d. h. romanischer Form- und Kulturelemente zur Vollendung des englischen Menschenideals erkannte. Es scheint, daß das Engländertum erst durch die Befruchtung mit dem romanischen Geiste die ihm tief eingeborene Barbarei überwinden und kulturfähig werden kann. Dreimal ist eine Befruchtung dieser Art erfolgt: zuerst, als das Normannentum sich in England festsetzte; dann durch das Eindringen der Renaissance, deren Frucht auf englischem Boden Shakespeare war; zuletzt in der Einführung des Rokokos in das moderne englische Kulturideal durch

die Malerei. Wir müssen doch im Sinne Goethes sagen, daß der englische Mensch, wie er bei Hogarth erscheint, uns kaum verständlich und fast unleidlich ist. Indem ihn nun aber die Kunst mit einem Tropfen Rokoko-Oeles salbte, wurde er bestimmter in die europäische Kultur eingeordnet, wurde er uns näher gerückt, gewann er endlich eine vornehme Liebenswürdigkeit und weltmännische Anmut, durch die manche Härten seines Wesens in erwünschter Weise gemildert werden. So bildet diese seine Form die Voraussetzung für den weitreichenden und überaus bedeutsamen Einfluß, den die englische Kultur während des 19. Jahrhunderts auf ganz Europa in den verschiedensten Gebieten hat ausüben können. Denn einmal sichtbar gemacht und aufgestellt, wirkte das Edelbild des modernen Engländers durchaus in der Weise, wie Goethe im „Winckelmann" entwickelt hat: „Das hervorgebrachte Kunstwerk erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Tatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Zukünftige begriffen ist." Also erkannte auch die englische Nation in dem durch die Kunst gebildeten Ideale die fruchtbarsten und höchsten Möglichkeiten ihres Wesens und stellte sich die Verwirklichung dieses Ideals im Leben zur Aufgabe. Nachdem die gewaltige Kraftanspannung der napoleonischen Kriege und der schweren inneren Kämpfe im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts den Engländern Gelegenheit gegeben hatte, gleichsam ihren Ueberschuß an Säften auszuarbeiten, tritt im englischen Leben als festgeprägte Erscheinung, als der Auszug und die Quintessenz des nationalen Charakters und der nationalen Leistungsfähigkeit der Typus des modernen englischen Gentlemans in die Erscheinung — die Verwirklichung des englischen Kunstideals.

Auch in technischer Beziehung hat Reynolds zielbewußt darnach gestrebt, die englische Kunst in engere Fühlung mit der des Kontinents zu setzen. Freilich darf man nicht vergessen, daß die künstlerische Tradition im Lande selbst lebendig geblieben, daß der goldene Eimer der Ueberlieferung seit den Tagen van Dycks von einem Geschlechte dem andern zugereicht worden war. Mit Stolz hat sich Reynolds selbst einen Großenkelschüler des vlämischen Meisters genannt. Wenn er also daran ging, die Kunst van Dycks zu ihrer Quelle selbst zurückzuverfolgen und daher auf die italienische Renaissance zurückgriff, so verfuhr er nicht, wie einer, der sich die Sprache eines ihm fremden Stammes künstlich zu eigen macht, sondern er vertiefte dadurch die einheimische Tradition auf eine na-

erstaunliche, fast unvergleichliche Erfolg, den die Ausstellung hatte, darauf hin, daß diese Engländer uns noch etwas mehr und etwas anderes sind, als bloß historische Erscheinungen.

I.

In den Jahren 1760—1764 wohnten einander auf Leicesterfields, dem heutigen Leicester Square, in London die beiden bedeutendsten und gefeiertsten Künstler gegenüber, die England damals besaß: Hogarth und Reynolds. Nach der Natur der Dinge müssen sie miteinander gelegentlich in Berührung getreten sein, aber über Beziehungen rein äußerlicher Art ist es zwischen ihnen nie hinausgekommen. Sie waren nach ihren Persönlichkeiten, ihrer Lebensführung, ihren Anschauungen und ihrer Kunst zu verschieden, um ein Verhältnis zueinander zu finden. Ja, wenn man ihr Schaffen vergleichend betrachtet, so möchte man fast an der Tatsache zweifeln, daß sie beide Kinder desselben Volkes und (wenngleich zwei verschiedenen Generationen entstammend) derselben Zeit gewesen seien. Hier die Welt Hogarths: bürgerlich und selbst plebejisch, kräftig-derb bis zur Roheit, voll von energischer, oft dramatischer Bewegung: eine Welt, so erfüllt von Eitelkeiten und Torheiten, von Lastern und Verfehlungen aller Art, von Trunk- und Spielsucht, Ehebruch und Liederlichkeit, daß uns selbst der Humor des Künstlers nicht mit ihr versöhnen kann. Dort aber die durchaus vornehme, wohlanständige und gemessene Welt des Reynolds, an Würde und an Anmut reich, eine Kulturwelt von sicherem Gleichmaße, die hoch über den Sphären Hogarthschen Lebens schwebt und nichts von alledem kennt oder kennen will, was so recht eigentlich den Gehalt des Daseins der Menschen Hogarths ausmacht. Keine Brücke scheint von dieser Welt zu jener zu führen; und doch zeigt eine tiefere historische Betrachtung, daß diese beiden antipodischen Künstler im Grunde genommen demselben Ziele zugestrebt haben — freilich von entgegengesetzten Seiten, mit grundsätzlich verschiedenen Methoden und schließlich auch mit ungleichem Erfolge.

Seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts hatte der französische Geist, endgültig und in feinster Form verkörpert in der Rokokokultur, sich eine beinahe unumschränkte Herrschaft über Europa erobert. Das Denken, die Literatur, die Kunst, schließlich aber alle Lebensformen selbst, bis in die kleinsten hinein, trugen den Stempel des Rokokos. Auf dem Kontinente kam seine Herrschaft geradezu einem Banne gleich, und es hat langer und schwerer Kämpfe bedurft, ehe

durch die weise Fähigkeit zu lernen, als durch Ursprüng-
. Wie Raffael hat auch er sich immer dankbar zu seinen
rn bekannt. Wie jenem, so sind auch ihm Glück und Erfolg
Anfang an durch sein ganzes Leben treu geblieben. Fast von
Tage an, da der noch nicht dreißigjährige Künstler sich 1752
ltig in London niederließ, behauptete er die Stellung des ersten
s seines Landes. Aber während Raffael in der Blüte seiner
dahingerafft wurde, konnte Reynolds ein langes Leben zu
leben und in gleichmäßiger und beharrlicher Arbeit das unge-
Werk von etwa 2000 Gemälden vollenden. Wenn sich ein erstaun-
oßer Prozentsatz von guten und von hervorragenden Arbeiten
dieser Riesenzahl findet, so ist dies auf den Umstand zurück-
en, daß Reynolds jeder Aufgabe den gleichen Ernst, die
, nie ermüdende Gewissenhaftigkeit widmete. Ihm machte es
Unterschied, wer ihm saß; man wird dem Bildnisse einer
gin von seiner Hand keine größere Sorgfalt der Arbeit an-
, als dem Porträt einer begehrten Beauté, wie Nelly O'Brien
Kitty Fisher. Am 13. Juli 1789 wurde es ihm, während er
m Porträt einer jungen Dame arbeitete, mit einem Male
vor dem linken Auge. „Jedes Ding nimmt ein Ende, ich
das meinige erreicht", — so sprach er ruhig, legte den Pinsel
und hat ihn nie wieder ernstlich aufgenommen (vgl. Arm-
s Biographie, S. 192 der deutschen Ausgabe). In diesen
n hat man, wie mir scheint, den ganzen Reynolds. Er ver-
e die Herrschaft über sich: er war sich immer gleich, von
ungen unabhängig; er kommandierte die Malerei. So viel
inem Leben und seinen Schöpfungen erkennbar wird, haben
schaften ihn nie aufgewühlt. Frauenliebe hat keine tiefere
in seinem Leben hinterlassen, und all die schönen Frauen,
n gesessen haben, scheint er mit keiner anderen Empfindung,
r unbeirrbarer Sachlichkeit, betrachtet zu haben. Er zog den
ig mit Männern dem mit Frauen vor, und so ziemlich alles,
urch Geburt, Stellung oder Geist im damaligen England her-
te, gehörte zu seinem engeren oder weiteren Umgang. Alle
cten gern mit dem höchst gastfreundlichen, geistvollen und
n Präsidenten der Akademie, aber eine tiefinnerliche Freund-
hat ihn mit keinem, auch mit Johnson nicht, verbunden. Er
ch nie hin. Man hat darum ihn und seine Kunst kühl ge-
, aber es wird schwer, diese Bezeichnung auf einen Mann an-
den, der in zahllosen Bildnissen so viel echte Liebenswürdigkeit

und so viel männliche Würde an den Tag legt, der eine so hohe Verehrung des wahrhaft Bedeutenden bezeugt, wie es das berühmte Porträt der Sarah Siddons bekundet, der nicht müde wurde, die Unschuld und Natürlichkeit des Kindes, vom Säuglingsalter an, mit reinem und wahrem Sinne zu schildern, der schließlich so viel Feuer und Kraft in seiner Farbe verrät. Ich möchte ihn eher eine objektive Natur nennen, von einem Schlage, von dem die Kunstgeschichte in Tizian einen zweiten klassischen Vertreter aufweist. Tizian wie Reynolds — sie kannten beide die dämonische Leidenschaft nicht, mit der sich Rembrandt, der Seelensucher, in die Erscheinungen hineinwühlte, um sie sich ganz zu amalgamieren und sie nicht anders von sich zu geben, als in der Form eines persönlichen Bekenntnisses. Ebensowenig besaßen sie den strengen und hartnäckigen Forschergeist Dürers, der die Objekte mit dem Glauben und dem Feuer eines Alchemisten zerlegte und analysierte, um ihr geheimes Formgesetz zu ergründen. Von ihnen beiden kann man vielmehr eher sagen, daß sie als höchst aufmerksame und innerlich gelassene Beobachter die Erscheinungen umschritten; und wenn ihnen ihr innerster Kern unzugänglich blieb, das letzte Geheimnis der Seele sich ihnen nicht erschloß, so haben sie doch bei ihrem Verfahren eine Fülle edelster Schönheit entdeckt, deren Reiz in ihrer gesunden sinnlichen Klarheit, in ihrem ganz in sich geschlossenen, sich selbst erklärenden und sich selbst genügenden Sein zu beruhen scheint. Es war Wahlverwandtschaft, was Reynolds zu dem Meister von Venedig hinzog.

Und doch hat er Tizians und der ganzen venezianischen Schule in seinen „Discourses“ immer nur mit einer gewissen Reserve gedacht und nie ein Hehl daraus gemacht, daß seine vollste Liebe und Verehrung nicht ihr, sondern der römischen Schule Michelangelos und Raffaels gehöre. Es war ein Zwiespalt in ihm, hervorgerufen durch den Gegensatz von Können und Wollen, von Natur und Ideal. Die Natur hatte ihn als Koloristen geschaffen, wie denn überhaupt die englischen Künstler an koloristischer Begabung durchweg einen hohen Rang behaupten; allein um so lebhafter drängte es ihn über seine Grenze hinaus nach der sicheren Beherrschung der Form, die er bei den Römern fand. Er war ein geborener Porträtist, aber sein mit tiefer Ehrfurcht und inniger Liebe gehegtes Ideal war das freie Schaffen der Phantasie, das an den Erscheinungen der Sinnenwelt den ganzen Umkreis des Innenlebens offenbart. Führte Wahlverwandtschaft ihn zu Tizian, so war es die Sehnsucht, die ihn

u Michelangelo zog. Auf dem Gebiete seiner angeborenen Begabung
war sein Instinkt untrüglich, und wir bewundern die Sicherheit, mit
der er sich eine vorzügliche Methode des Studiums der venezianischen
Gemälde bildete (Armstrong S. 32) und mit der er später die Ergebnisse
dieses Studiums selbständig zu verarbeiten wußte. Aber
im Reiche der Form und der Phantasie traute er seinem Instinkte
nicht und ließ sich durch Modeanschauungen irre machen: so schämte
r sich beinahe, daß ihm Raffael, der Heilige des orthodoxen Klassizismus,
an Größe und Originalität hinter Michelangelo zurückzustehen
schien (ebenda S. 26). Zeit seines Lebens hat er in diesem
Punkte zwischen seinem eigenen Urteile und dem der Mode geschwankt;
aber zuletzt hat er sich doch entschlossen zu Michelangelo bekannt,
mit dessen Namen er die letzte seiner akademischen Reden schloß und
dessen Büste er auf seinem Selbstbildnisse als Präsident der Akademie
anbrachte. Sein eigenes Schaffen zeigt freilich, daß ihm der ungeheure
Geist des Florentiners versagt war. Wo er in seinen
Porträts klassizistische Motive verwendet, ist er nicht immer glücklich;
und in seinen eigenen Versuchen freier Phantasieschöpfungen ist
er über einen Akademismus im Sinne der Bolognesen kaum hinausgekommen.
Man hat ihm diese seine Zwiespältigkeit oft zum Vorwurfe
gemacht; und es ist wahr: sie bezeichnet die Grenze seiner
Schaffenskraft und sie hat ihn zuweilen in der unbefangenen Betätigung
seiner natürlichen Gaben gehemmt. Allein mich dünkt, daß
der Nachteil auf dieser Seite reichlich aufgewogen wird durch den
Vorteil, den gerade diese besondere Mischung seiner Eigenschaften
für ihn als Schulgründer bedeutete. Denn indem er die Grenzen
seiner natürlichen Begabung zu überwinden strebte, eroberte er sich
Elemente der Form und der Auffassung, die ihm und den Engländern
überhaupt von Hause aus fern lagen und von denen die ganze englische
Schule dann reichlich profitiert, ja zum guten Teile geradezu gelebt hat.
Indem er die ihm verschlossene Sphäre der Kunst als die weitere und
höhere anerkannte, hielt er seine Kritik wach und erwarb sich jene selten
umfassende Einsicht in das Wesen der künstlerischen Darstellungsmittel,
von der nicht allein seine heut sehr zu Unrecht unterschätzten
Discourses, sondern auch sein eigenes Schaffen vollgültiges Zeugnis
ablegt. Ein Werk, wie das Reiterbildnis des Marqueß von
Granby (Ausstellung Nr. 22) — und es ist nur eines von vielen —
zeigt ein Verständnis der Probleme der Raumbildung und des
Farbenaufbaus, eine methodische Sicherheit in ihrer Behandlung,
eine Fähigkeit, Schwierigkeiten der gegebenen Aufgabe in Vorteile

und Schönheiten zu verwandeln, endlich überhaupt eine künstlerische Weisheit und Besonnenheit, die auf der höchsten Stufe stehen. Grade, daß diese Fähigkeiten gutenteils erworbene waren, machte sie für die Schule besonders wertvoll: sie hatten darum die Eigenschaft der Lehrbarkeit in hohem Grade. Die ganze englische Schule neigte von Natur zu einer nüchternen Wirklichkeitskunst oder zum Aesthetizismus; wenn sie vor beiden Gefahren lange behütet worden ist, so dankt sie das Reynolds, der die englische Kunst mit genialem Griffe mitten in das Leben hineinstellte, ihre Tradition mit der Solidität eines vorsichtigen Arbeitsmannes verankerte und ihr einen Zug vornehmer Idealität einimpfte, der ihr ungemein zustatten gekommen ist.

Wenn die Natur, so sagt ein Italiener der Renaissance, spendet, spendet sie mit vollen Händen. So hat sie auch neben Reynolds in Gainsborough eine Persönlichkeit gestellt, die die glücklichste Ergänzung zu ihm bildete, insofern sie viele von den Eigenschaften besaß, die jenem abgingen. Gainsborough war weder gebildet noch ein methodischer Geist, wie Reynolds, noch verfügte er über die untrügliche und gleichmäßige Sicherheit und Zuverlässigkeit der Arbeit, die Reynolds auszeichnete. Er arbeitete sprunghaft und ungleich; und unter den beiläufig 300 Arbeiten, auf die man sein Werk berechnet, befindet sich eine erhebliche Anzahl von solchen, die ohne Belang sind. Wie er es mit gewöhnlichen Porträtaufgaben hielt, hat Armstrong (S. 42) drastisch beschrieben: „Er setzte seinen Kopf ganz einfach in die Mitte einer 30 × 25 Leinwand, zog ihm rasch einen Rock an, steckte ihm den Hut unter den linken Arm, faßte das Ganze mit einem Streifen von Umbra und Schwarz ein und streckte die Hand aus, um das Honorar in Empfang zu nehmen." Bei Aufgaben, die eine strenge Schulung voraussetzten, wie große Reiterbildnisse, erwies er sich leicht als unsicher. Er bedurfte durchaus der Inspiration, der Laune, der Stimmung: aber in solchen von der Muse geweihten Stunden entwickelte er eine Fülle origineller und bezaubernder Fähigkeiten, die einer entschieden genialen natürlichen Begabung entquollen. Neben dem männlichen Reynolds steht er als die weibliche Natur. Seinen Männerbildnissen mangelt es oft empfindlich an Kraft und an energischer Individualisierung; aber er war es, der die siegreiche Schönheit der englischen Frau in die Schule hineintrug. Ein großer Frauenliebling und Frauenliebhaber, betrachtete er seine weiblichen Modelle mit der Verliebtheit eines Schönheitsschwärmers; für ihn war die Frau überhaupt und schlecht-

hön: selbst den bürgerlichen und ältlichen Zügen der guten
in Charlotte gab er etwas von dem ihm eigentümlichen
zenden Reize, aber das Bildnis der schönen Mrs. Sheridan
unter seinen Händen zu einem süßen Gesange von Frauen-
eit. Seine Frauen bleiben Mädchen, auch wenn sie schon
Mütter sind, und eben dies Mädchenhafte macht den unwider-
en Reiz seines berühmten „Blue boy" aus. Die Basis seines
ns ist schmaler, als bei Reynolds; er steckte, wie bereits her-
oben wurde, viel tiefer im Rokoko, und nächstdem hat ihn
)yck entscheidend beeinflußt. Allein aus diesem verhältnis-
bescheidenen Kapitale hat er erstaunlich viel zu machen ge-
weil er ein ursprünglicher, höchst origineller Kolorist war und
nz seiner Natur überließ. Was ihm an methodischer Schulung
, ersetzt er an genialem Instinkte. Der „Blue boy" ist ein
nes Stück Arbeit, als man nur finden kann: irrte er nur um
sbreite nach links oder rechts ab, so war die ganze Harmonie
n. Er ist die naive Natur, ein ingénu, dessen Offenherzig-
nd Liebenswürdigkeit mit seinen Schwächen schnell versöhnt.
)t der Natur um einen Schritt näher, als Reynolds; so konnte
) den Anfang zur selbständigen Erfassung der englischen Land-
machen. Und doch hatte Reynolds, wenigstens was die
jen betrifft, den größeren Wirklichkeitssinn, den gediegeneren
:; seine Gestalten sind blutvoller — die Gainsboroughs sind
llzu mannigfaltige Variationen eines einzigen Themas, holde
eines und desselben, in seiner rassigen Grazie allerdings
übertroffenen Frauenideals. In ihm kündigt sich bereits die
gung der englischen Kunst zum Aesthetizismus, zu einem des
en inneren Gehaltes ermangelnden Formalismus an, in den
iner Natur nach nüchterne und durchaus der Wirklichkeit zu-
dte Volk leicht verfällt, wenn es nach idealer Form strebt.
r späteren Entwicklung des englischen Bildnisses im 19. Jahr-
t und in der Präraffaelitenschule tritt dieser Zug immer
und gefährlicher hervor. Es ist nicht möglich, von Gains-
h nicht bezaubert zu sein; aber wenn er von der modernen
eschichtsschreibung im Vergleiche zu Reynolds meist mit beson-
Vorliebe behandelt, ja zuweilen fast gegen ihn ausgespielt wird,
it sich ihr Urteil nicht immer auf seine besten Eigenschaften.
eht in ihm den moderneren Künstler von den beiden, weil er
Modelle doch noch mehr als malerische Erscheinungen, wie als
jen angeschaut und behandelt habe; allein damit ist auch die

zu zeigen, daß sich die Ideen und Formen des Rokokos überhaupt in der Auffassung der europäischen Frau und in ihrem Leben bis tief ins 19. Jahrhundert hinein weit hartnäckiger erhalten haben, als beim Manne. Das ist ja auch insofern ganz natürlich, als die Rokokokultur so recht eine Frauenkultur war — eine Kultur, deren Mittelpunkt die Frau bildete und die alles auf die Frau bezog. Genug, die Darstellung der Frau hat bei den Engländern weit strenger den Rokokocharakter bewahrt, als die des Mannes; es ist ja bezeichnend, daß gerade der größte Frauenmaler der Schule, daß Gainsborough dem Rokoko am meisten verhaftet geblieben ist. Allein auch hier macht sich der Wandel doch deutlich fühlbar. Wenn das französische Rokoko im Grunde überhaupt nur Frauen gemalt hat — denn auch die Männer tragen bei ihm fast alle weibliche oder gar weibische Züge —, so erscheinen bei den Engländern die Frauen den Männern näher gerückt durch den Hauch von Frische und Natürlichkeit, der durch ihre gepuderte Eleganz und den ästhetischen Müßiggang hindurchbricht. Auch sie lieben das Leben im Freien und die körperlichen Uebungen: Reynolds' Lady Hamilton (von 1779) zeigt sich zu Pferde neben ihrem Gatten, und von Hoppners im Parke spazierender Lady Julia Manners (Nr. 86 der Ausstellung) geht ein köstlicher Duft würziger Frische aus. Schließlich ist zu erinnern, daß Raeburn zuerst wieder die charaktervollere Schönheit gereifter älterer Frauen zu ihrem Rechte gebracht hat. Vor allem aber ist es ein Zug, der auch zur Individualisierung der Frau im englischen Porträt entscheidend beigetragen hat — und das ist der den Männer- und Frauenporträts gemeinsame Zug der Hervorhebung des Nationalen. Nichts zeugt beredter von der außerordentlichen Macht, die das französische Rokoko in Europa ausgeübt hat, als die Tatsache, daß es die nationalen Unterschiede nahezu vollkommen auszulöschen und durch die Rokoko- d. h. die französische Schablone zu ersetzen vermocht hat. Die Menschen eines französischen Malers oder Goyas (in seiner Rokokoperiode) oder Johann Friedrich August Tischbeins sehen sich erstaunlich ähnlich: alle sind oder wollen sein Frauen und Männer von Welt à la française. Da war es denn kunst- und kulturgeschichtlich eine Tat, daß die Engländer mit der Selbstverständlichkeit eines stolzen und seiner selbst gewissen Volkstums ihren Menschen die Merkmale ihrer Nationalität und Rasse gaben. Dies echte und unverkennbare Engländertum, das wie ein Grundton durch alle Bildnisse der Schule hindurchgeht, ist aber nicht etwa nur die Summe der von den englischen Künstlern neu

chkeit, die ihn leicht zu Sentimentalität und Süßlichkeit ver-
Seine Männerbildnisse sind marklos. Bei dem Versuche
komposition in größerem Stile, wie z. B. dem Porträt des
Tempest neben seinem Pferde (Nr. 50 der Ausstellung), wird
. Seine Kinderporträts sind parfümiert. Ueberall fehlt ihm
findlichem Maße die Gabe individueller Charakteristik, das
ndnis für den physischen und geistigen Knochenbau des
hen. Am vorteilhaftesten zeigt er sich in seinen Frauenporträts,
auch am meisten Mannigfaltigkeit entwickelt. Hier ist es
vor allem in seinen zahlreichen Darstellungen der bekannten
Hamilton, gelungen, seine Vorstellung von Frauenschönheit
em ihm eigentümlichen Typus zu verdichten. Dieser Typus
ker erotisch gefärbt, als dies sonst beim englischen Frauen-
se der Fall ist; er zeigt eine schmachtende Sinnlichkeit, die am
sten da wirkt, wo sie, wie bei der bekannten „Parson's
er" der National Gallery, sich mit einer gewissen Kammer-
-Pikanterie durchdringt. Allein dieser Typus erstarrte ihm
cht zum Schema: er wiederholte sich. Romney darf man
sten unter den englischen Porträtisten das bedenkliche Kom-
machen, daß seine Kunst „nett" sei, und die Eigenschaft
igkeit hat immer Freunde gefunden. Das Feinste, was sich
n Schaffen ausspricht, ist meines Bedünkens eine gewisse,
bemerkbare schüchterne und verlegene Anmut, die mensch-
innt, die aber im Kampfe mit der Erscheinung leicht er-
nd zur Schwächlichkeit wurde. Insofern sein Einfluß in
le weiter wirkte, wird man ihn doch wohl in erster Linie
Süßlichkeit verantwortlich machen müssen, die in der weiteren
ng des englischen Porträts in verstärktem Maße hervor-
ft.

John Hoppner erschien bereits eine jüngere Generation
Plane. Hoppner war keine entschiedene Persönlichkeit,
r übernahm die nun schon gefestigte Schultradition und
in verdienstlichen Leistungen fort. Auch ihm fehlte es an
chener männlicher Kraft; aber er vermochte doch von dem
ein gutes Glas Portwein und einen derben Witz liebenden
on York in seiner tiefroten Uniform ein frisches Bild zu
ffen sich Reynolds nicht hätte zu schämen brauchen (Nr. 18).
die eine freiere Disposition des Raumes verlangten, war
gewachsen, als Romney. Ist es ihm nicht gelungen, einen
charakteristischen Typus von Mann oder Frau herauszu-

im englischen Volke barg. Daß sie alle jene unerfreulichen Erscheinungen erkannte als die zügellosen Aeußerungen einer mächtigen inneren Kraft, die sich nur noch nicht selbst erkannt und noch keine würdigen Aufgaben gefunden hatte. Und daß sie endlich den Mut, die Konsequenz und die Klarheit hatte, das von ihr erschaute innere Ideal des Engländertums, dem offensichtlichen Widerspruche der gemeinen Realität zum Trotze, als die wirkliche, die geistige Realität zu behaupten und ihm als solcher Gestalt und Leben zu verleihen. Es wäre irrig, zu behaupten, daß die englische Kunst dies Ideal „gemacht" habe. In der Macht der Kunst liegt es nicht, die Kräfte und Ideen zu erzeugen, aus denen sich ein neues Volks- und Kulturideal konstituiert. Das ist vielmehr die Aufgabe des politischen, des sozialen, des religiösen Lebens, der Philosophie und der Dichtung, und auch in England hatten diese Faktoren in langer gemeinsamer und sich wechselseitig innig beeinflussender Wirksamkeit bis etwa gegen 1750 alle die einzelnen Züge herausgearbeitet, die dann den Idealtypus des englischen Menschen charakterisierten. Allein diese Züge waren disjecta membra, unverschmolzen, unorganisiert und daher zunächst in dem Grade unwirksam, daß sie die englische Volkskraft nicht vor unfruchtbarer Vergeudung und Selbstzerstörung zu wahren vermochten. Hier trat nun die bildende Kunst in ihre Mission ein und vollendete, was noch zu vollenden war, indem sie die disjecta membra aller in England erweckten und bereitgestellten echten Kulturideen und Kulturpotenzen zusammenfaßte, organisierte — zu einem einheitlichen, aus eigener Kraft lebendigen Bilde schuf. Nur ein Element ist in diesem Bilde neu hinzugetreten, und das ist, um mich eines Vergleiches aus der Technik der Malerei zu bedienen, das Bindemittel, durch das alle Charakterzüge des nationalen Genius zum Ganzen verschmolzen wurden. Es war eine wahrhafte Kulturtat Reynolds' — denn ihm muß sie doch nach der Lage der Dinge durchaus zugeschrieben werden —, daß er die Notwendigkeit der Aufnahme kontinentaler d. h. romanischer Form- und Kulturelemente zur Vollendung des englischen Menschenideals erkannte. Es scheint, daß das Engländertum erst durch die Befruchtung mit dem romanischen Geiste die ihm tief eingeborene Barbarei überwinden und kulturfähig werden kann. Dreimal ist eine Befruchtung dieser Art erfolgt: zuerst, als das Normannentum sich in England festsetzte; dann durch das Eindringen der Renaissance, deren Frucht auf englischem Boden Shakespeare war; zuletzt in der Einführung des Rokokos in das moderne englische Kulturideal durch

'alerei. Wir müssen doch im Sinne Goethes sagen, daß der
he Mensch, wie er bei Hogarth erscheint, uns kaum verständlich
ist unleidlich ist. Indem ihn nun aber die Kunst mit einem
:n Rokoko-Oeles salbte, wurde er bestimmter in die europäische
: eingeordnet, wurde er uns näher gerückt, gewann er endlich
ornehme Liebenswürdigkeit und weltmännische Anmut, durch
ınche Härten seines Wesens in erwünschter Weise gemildert
ı. So bildet diese feine Form die Voraussetzung für den
chenden und überaus bedeutsamen Einfluß, den die englische
: während des 19. Jahrhunderts auf ganz Europa in den
edensten Gebieten hat ausüben können. Denn einmal sichtbar
ıt und aufgestellt, wirkte das Edelbild des modernen Eng-
s durchaus in der Weise, wie Goethe im „Winckelmann" ent-
hat: „Das hervorgebrachte Kunstwerk erhebt, indem es die
liche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt
Lebens- und Tatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegen-
in der das Vergangene und Zukünftige begriffen ist." Also
te auch die englische Nation in dem durch die Kunst gebildeten
die fruchtbarsten und höchsten Möglichkeiten ihres Wesens
ellte sich die Verwirklichung dieses Ideals im Leben zur Auf-
Nachdem die gewaltige Kraftanspannung der napoleonischen
und der schweren inneren Kämpfe im ersten Drittel des
ıhrhunderts den Engländern Gelegenheit gegeben hatte, gleich-
ıren Ueberschuß an Säften auszuarbeiten, tritt im englischen
als festgeprägte Erscheinung, als der Auszug und die
:ssenz des nationalen Charakters und der nationalen Leistungs-
it der Typus des modernen englischen Gentlemans in die Er-
ng — die Verwirklichung des englischen Kunstideals.

uch in technischer Beziehung hat Reynolds zielbewußt darnach
t, die englische Kunst in engere Fühlung mit der des Kon-
ı zu setzen. Freilich darf man nicht vergessen, daß die künst-
Tradition im Lande selbst lebendig geblieben, daß der gol-
:imer der Ueberlieferung seit den Tagen van Dycks von einem
:chte dem andern zugereicht worden war. Mit Stolz hat sich
lds selbst einen Großenkelschüler des vlämischen Meisters ge-
Wenn er also daran ging, die Kunst van Dycks zu ihrer
selbst zurückzuverfolgen und daher auf die italienische Re-
ıce zurückgriff, so verfuhr er nicht, wie einer, der sich die
ıe eines ihm fremden Stammes künstlich zu eigen macht,
n er vertiefte dadurch die einheimische Tradition auf eine na-

türliche Weise und erweiterte und verstärkte ihre Grundlage. Ihm vermittelte der jüngere Gandy, genannt Gandy von Exeter, die Kunst Rembrandts; aber erst in Italien fand er, was er brauchte — fand es in der Kunst der Venezianer, die er mit bewunderns-werter Einsicht in sich aufgenommen und verarbeitet hat. Eine große Zahl seiner meisterhaftesten Schöpfungen — ich nenne nur den Architekten Chambers und die berühmte Herzogin von Devonshire mit ihrem Töchterchen, die auf der Ausstellung zu sehen waren — loben laut Tizian als ihren Lehrer und Meister. Wenn man die Kunst Reynolds' und der von ihm beeinflußten englischen Porträ-tisten darum eine Epigonenkunst genannt hat, so beruht dies doch auf einer irrtümlichen Auffassung des Wesens des Epigonentums in der Kunst. Denn dies liegt darin, daß sich die Künstler einer Zeit in die Gewalt eines fremden Geistes begeben oder daß sie eklektisch die Erzeugnisse und Leistungen verschiedener Epochen äußerlich miteinander verbinden zu können meinen. Keineswegs trifft dies auf die Engländer zu; vielmehr haben sie aus dem eigenen Geiste einer selbständigen, in sich gefestigten und durchaus lebensfähigen nationalen Kultur heraus geschaffen und aus ihm Neues geleistet. Selbständiger Gehalt aber bereitet sich auch eine selbständige Technik; und kein Einsichtiger wird verkennen, daß die englische Kunst auch technisch in dem vermehrten Reichtume der Palette und in der sie kennzeichnenden Verbindung von Leichtigkeit und Festigkeit der Pinsel-führung ihre eigentümlichen Züge besitzt. Reynolds hat sein Ver-fahren durch den Satz gerechtfertigt, daß der einzige Weg zum Studium der Natur die Schule der alten Künstler sei; und dieser Satz ist so gewiß richtig, wie der, daß der einzige Weg zu strengem und organischem Denken durch die Sprache geht. Indem Reynolds diesen Grundsatz aufstellte und durchführte, wurde er zum Erzieher der ganzen Schule; und eines solchen Erziehers bedurfte sie um so mehr, als sie nicht gar reich an bedeutenden Talenten war und diese Talente überdies in ihrer Mehrzahl nicht sehr originell oder mannigfaltig waren.

Ich versuche nunmehr, die hauptsächlichen Künstler der Schule kurz zu charakterisieren.

II.

In mancher Beziehung erinnert Reynolds an Raffael. Wie Raffael ist auch er stets ein Mann der goldenen Mittelstraße ge-wesen, mehr ausgezeichnet durch Besonnenheit, als durch Kraft,

durch die weise Fähigkeit zu lernen, als durch Ursprüng-
. Wie Raffael hat auch er sich immer dankbar zu seinen
en bekannt. Wie jenem, so sind auch ihm Glück und Erfolg
nfang an durch sein ganzes Leben treu geblieben. Fast von
age an, da der noch nicht dreißigjährige Künstler sich 1752
tig in London niederließ, behauptete er die Stellung des ersten
s seines Landes. Aber während Raffael in der Blüte seiner
dahingerafft wurde, konnte Reynolds ein langes Leben zu
leben und in gleichmäßiger und beharrlicher Arbeit das unge-
Werk von etwa 2000 Gemälden vollenden. Wenn sich ein erstaun-
roßer Prozentsatz von guten und von hervorragenden Arbeiten
dieser Riesenzahl findet, so ist dies auf den Umstand zurück-
en, daß Reynolds jeder Aufgabe den gleichen Ernst, die
, nie ermüdende Gewissenhaftigkeit widmete. Ihm machte es
Unterschied, wer ihm saß; man wird dem Bildnisse einer
gin von seiner Hand keine größere Sorgfalt der Arbeit an-
n, als dem Porträt einer begehrten Beauté, wie Nelly O'Brien
Kitty Fisher. Am 13. Juli 1789 wurde es ihm, während er
em Porträt einer jungen Dame arbeitete, mit einem Male
l vor dem linken Auge. „Jedes Ding nimmt ein Ende, ich
das meinige erreicht", — so sprach er ruhig, legte den Pinsel
und hat ihn nie wieder ernstlich aufgenommen (vgl. Arm-
gs Biographie, S. 192 der deutschen Ausgabe). In diesen
en hat man, wie mir scheint, den ganzen Reynolds. Er ver-
ie die Herrschaft über sich; er war sich immer gleich, von
mungen unabhängig; er kommandierte die Malerei. So viel
einem Leben und seinen Schöpfungen erkennbar wird, haben
nschaften ihn nie aufgewühlt. Frauenliebe hat keine tiefere
in seinem Leben hinterlassen, und all die schönen Frauen,
m gesessen haben, scheint er mit keiner anderen Empfindung,
er unbeirrbarer Sachlichkeit, betrachtet zu haben. Er zog den
ng mit Männern dem mit Frauen vor, und so ziemlich alles,
durch Geburt, Stellung oder Geist im damaligen England her-
gte, gehörte zu seinem engeren oder weiteren Umgang. Alle
hrten gern mit dem höchst gastfreundlichen, geistvollen und
len Präsidenten der Akademie, aber eine tiefinnerliche Freund-
hat ihn mit keinem, auch mit Johnson nicht, verbunden. Er
sich nie hin. Man hat darum ihn und seine Kunst kühl ge-
t, aber es wird schwer, diese Bezeichnung auf einen Mann an-
nden, der in zahllosen Bildnissen so viel echte Liebenswürdigkeit

und so viel männliche Würde an den Tag legt, der eine so hohe Verehrung des wahrhaft Bedeutenden bezeugt, wie es das berühmte Porträt der Sarah Siddons bekundet, der nicht müde wurde, die Unschuld und Natürlichkeit des Kindes, vom Säuglingsalter an, mit reinem und wahrem Sinne zu schildern, der schließlich so viel Feuer und Kraft in seiner Farbe verrät. Ich möchte ihn eher eine objektive Natur nennen, von einem Schlage, von dem die Kunstgeschichte in Tizian einen zweiten klassischen Vertreter aufweist. Tizian wie Reynolds — sie kannten beide die dämonische Leidenschaft nicht, mit der sich Rembrandt, der Seelensucher, in die Erscheinungen hineinwühlte, um sie sich ganz zu amalgamieren und sie nicht anders von sich zu geben, als in der Form eines persönlichen Bekenntnisses. Ebensowenig besaßen sie den strengen und hartnäckigen Forschergeist Dürers, der die Objekte mit dem Glauben und dem Feuer eines Alchemisten zerlegte und analysierte, um ihr geheimes Formgesetz zu ergründen. Von ihnen beiden kann man vielmehr eher sagen, daß sie als höchst aufmerksame und innerlich gelassene Beobachter die Erscheinungen umschritten; und wenn ihnen ihr innerster Kern unzugänglich blieb, das letzte Geheimnis der Seele sich ihnen nicht erschloß, so haben sie doch bei ihrem Verfahren eine Fülle edelster Schönheit entdeckt, deren Reiz in ihrer gesunden sinnlichen Klarheit, in ihrem ganz in sich geschlossenen, sich selbst erklärenden und sich selbst genügenden Sein zu beruhen scheint. Es war Wahlverwandtschaft, was Reynolds zu dem Meister von Venedig hinzog.

Und doch hat er Tizians und der ganzen venezianischen Schule in seinen „Discourses“ immer nur mit einer gewissen Reserve gedacht und nie ein Hehl daraus gemacht, daß seine vollste Liebe und Verehrung nicht ihr, sondern der römischen Schule Michelangelos und Raffaels gehöre. Es war ein Zwiespalt in ihm, hervorgerufen durch den Gegensatz von Können und Wollen, von Natur und Ideal. Die Natur hatte ihn als Koloristen geschaffen, wie denn überhaupt die englischen Künstler an koloristischer Begabung durchweg einen hohen Rang behaupten; allein um so lebhafter drängte es ihn über seine Grenze hinaus nach der sicheren Beherrschung der Form, die er bei den Römern fand. Er war ein geborener Porträtist, aber sein mit tiefer Ehrfurcht und inniger Liebe gehegtes Ideal war das freie Schaffen der Phantasie, das an den Erscheinungen der Sinnenwelt den ganzen Umkreis des Innenlebens offenbart. Führte Wahlverwandtschaft ihn zu Tizian, so war es die Sehnsucht, die ihn

zu Michelangelo zog. Auf dem Gebiete seiner angeborenen Begabung war sein Instinkt untrüglich, und wir bewundern die Sicherheit, mit der er sich eine vorzügliche Methode des Studiums der venezianischen Gemälde bildete (Armstrong S. 32) und mit der er später die Ergebnisse dieses Studiums selbständig zu verarbeiten wußte. Aber im Reiche der Form und der Phantasie traute er seinem Instinkte nicht und ließ sich durch Modeanschauungen irre machen: so schämte er sich beinahe, daß ihm Raffael, der Heilige des orthodoxen Klassizismus, an Größe und Originalität hinter Michelangelo zurückzustehen schien (ebenda S. 26). Zeit seines Lebens hat er in diesem Punkte zwischen seinem eigenen Urteile und dem der Mode geschwankt; aber zuletzt hat er sich doch entschlossen zu Michelangelo bekannt, mit dessen Namen er die letzte seiner akademischen Reden schloß und dessen Büste er auf seinem Selbstbildnisse als Präsident der Akademie anbrachte. Sein eigenes Schaffen zeigt freilich, daß ihm der ungeheure Geist des Florentiners versagt war. Wo er in seinen Porträts klassizistische Motive verwendet, ist er nicht immer glücklich; und in seinen eigenen Versuchen freier Phantasieschöpfungen ist er über einen Akademismus im Sinne der Bolognesen kaum hinausgekommen. Man hat ihm diese seine Zwiespältigkeit oft zum Vorwurfe gemacht; und es ist wahr: sie bezeichnet die Grenze seiner Schaffenskraft und sie hat ihn zuweilen in der unbefangenen Betätigung seiner natürlichen Gaben gehemmt. Allein mich dünkt, daß der Nachteil auf dieser Seite reichlich aufgewogen wird durch den Vorteil, den gerade diese besondere Mischung seiner Eigenschaften für ihn als Schulgründer bedeutete. Denn indem er die Grenzen seiner natürlichen Begabung zu überwinden strebte, eroberte er sich Elemente der Form und der Auffassung, die ihm und den Engländern überhaupt von Hause aus fern lagen und von denen die ganze englische Schule dann reichlich profitiert, ja zum guten Teile geradezu gelebt hat. Indem er die ihm verschlossene Sphäre der Kunst als die weitere und höhere anerkannte, hielt er seine Kritik wach und erwarb sich jene selten umfassende Einsicht in das Wesen der künstlerischen Darstellungsmittel, von der nicht allein seine heut sehr zu Unrecht unterschätzten Discourses, sondern auch sein eigenes Schaffen vollgültiges Zeugnis ablegt. Ein Werk, wie das Reiterbildnis des Marqueß von Granby (Ausstellung Nr. 22) — und es ist nur eines von vielen — zeigt ein Verständnis der Probleme der Raumbildung und des Farbenaufbaus, eine methodische Sicherheit in ihrer Behandlung, eine Fähigkeit, Schwierigkeiten der gegebenen Aufgabe in Vorteile

und Schönheiten zu verwandeln, endlich überhaupt eine künstlerische Weisheit und Besonnenheit, die auf der höchsten Stufe stehen. Grade, daß diese Fähigkeiten gutenteils erworbene waren, machte sie für die Schule besonders wertvoll: sie hatten darum die Eigenschaft der Lehrbarkeit in hohem Grade. Die ganze englische Schule neigte von Natur zu einer nüchternen Wirklichkeitskunst oder zum Aesthetizismus; wenn sie vor beiden Gefahren lange behütet worden ist, so dankt sie das Reynolds, der die englische Kunst mit genialem Griffe mitten in das Leben hineinstellte, ihre Tradition mit der Solidität eines vorsichtigen Arbeitsmannes verankerte und ihr einen Zug vornehmer Idealität einimpfte, der ihr ungemein zustatten gekommen ist.

Wenn die Natur, so sagt ein Italiener der Renaissance, spendet, spendet sie mit vollen Händen. So hat sie auch neben Reynolds in Gainsborough eine Persönlichkeit gestellt, die die glücklichste Ergänzung zu ihm bildete, insofern sie viele von den Eigenschaften besaß, die jenem abgingen. Gainsborough war weder gebildet noch ein methodischer Geist, wie Reynolds, noch verfügte er über die untrügliche und gleichmäßige Sicherheit und Zuverlässigkeit der Arbeit, die Reynolds auszeichnete. Er arbeitete sprunghaft und ungleich; und unter den beiläufig 300 Arbeiten, auf die man sein Werk berechnet, befindet sich eine erhebliche Anzahl von solchen, die ohne Belang sind. Wie er es mit gewöhnlichen Porträtaufgaben hielt, hat Armstrong (S. 42) drastisch beschrieben: „Er setzte seinen Kopf ganz einfach in die Mitte einer 30 × 25 Leinwand, zog ihm rasch einen Rock an, steckte ihm den Hut unter den linken Arm, faßte das Ganze mit einem Streifen von Umbra und Schwarz ein und streckte die Hand aus, um das Honorar in Empfang zu nehmen." Bei Aufgaben, die eine strenge Schulung voraussetzten, wie große Reiterbildnisse, erwies er sich leicht als unsicher. Er bedurfte durchaus der Inspiration, der Laune, der Stimmung: aber in solchen von der Muse geweihten Stunden entwickelte er eine Fülle origineller und bezaubernder Fähigkeiten, die einer entschieden genialen natürlichen Begabung entquollen. Neben dem männlichen Reynolds steht er als die weibliche Natur. Seinen Männerbildnissen mangelt es oft empfindlich an Kraft und an energischer Individualisierung; aber er war es, der die siegreiche Schönheit der englischen Frau in die Schule hineintrug. Ein großer Frauenliebling und Frauenliebhaber, betrachtete er seine weiblichen Modelle mit der Verliebtheit eines Schönheitsschwärmers; für ihn war die Frau überhaupt und schlecht-

schön: selbst den bürgerlichen und ältlichen Zügen der guten
igin Charlotte gab er etwas von dem ihm eigentümlichen
elzenden Reize, aber das Bildnis der schönen Mrs. Sheridan
unter seinen Händen zu einem süßen Gesange von Frauen-
theit. Seine Frauen bleiben Mädchen, auch wenn sie schon
ft Mütter sind, und eben dies Mädchenhafte macht den unwider-
chen Reiz seines berühmten „Blue boy" aus. Die Basis seines
iens ist schmaler, als bei Reynolds: er steckte, wie bereits her-
ehoben wurde, viel tiefer im Rokoko, und nächstdem hat ihn
Dyck entscheidend beeinflußt. Allein aus diesem verhältnis-
g bescheidenen Kapitale hat er erstaunlich viel zu machen ge-
t, weil er ein ursprünglicher, höchst origineller Kolorist war und
ganz seiner Natur überließ. Was ihm an methodischer Schulung
ht, ersetzt er an genialem Instinkte. Der „Blue boy" ist ein
ühnes Stück Arbeit, als man nur finden kann: irrte er nur um
resbreite nach links oder rechts ab, so war die ganze Harmonie
oren. Er ist die naive Natur, ein ingénu, dessen Offenherzig-
und Liebenswürdigkeit mit seinen Schwächen schnell versöhnt.
steht der Natur um einen Schritt näher, als Reynolds; so konnte
uch den Anfang zur selbständigen Erfassung der englischen Land-
ft machen. Und doch hatte Reynolds, wenigstens was die
ischen betrifft, den größeren Wirklichkeitssinn, den gediegeneren
alt; seine Gestalten sind blutvoller — die Gainsboroughs sind
t allzu mannigfaltige Variationen eines einzigen Themas, holde
der eines und desselben, in seiner rassigen Grazie allerdings
n übertroffenen Frauenideals. In ihm kündigt sich bereits die
neigung der englischen Kunst zum Aesthetizismus, zu einem des
nden inneren Gehaltes ermangelnden Formalismus an, in den
seiner Natur nach nüchterne und durchaus der Wirklichkeit zu-
andte Volk leicht verfällt, wenn es nach idealer Form strebt.
der späteren Entwicklung des englischen Bildnisses im 19. Jahr-
dert und in der Präraffaelitenschule tritt dieser Zug immer
ker und gefährlicher hervor. Es ist nicht möglich, von Gains-
ough nicht bezaubert zu sein; aber wenn er von der modernen
istgeschichtsschreibung im Vergleiche zu Reynolds meist mit beson-
r Vorliebe behandelt, ja zuweilen fast gegen ihn ausgespielt wird,
tützt sich ihr Urteil nicht immer auf seine besten Eigenschaften.
sieht in ihm den moderneren Künstler von den beiden, weil er
Modelle doch noch mehr als malerische Erscheinungen, wie als
ischen angeschaut und behandelt habe; allein damit ist auch die

Schwäche seines Schaffens, der Mangel an Blut, Leben, Mannigfaltigkeit bezeichnet. Vor allem aber wirkt bei der modernen Vorliebe für Gainsborough die heut allgemeine Geringschätzung methodischer Schulung in der Kunst, der schon von Goethe bekämpfte Aberglaube mit, als könne und solle der Künstler seine Persönlichkeit isolieren und allein aus ihrer Tiefe schöpfen. Dabei übersieht man nicht nur, wie tief und vielfach auch Gainsborough der Tradition verpflichtet war, ja daß er sich weit enger an die Ueberlieferung seiner Zeit, an das Rokoko klammerte, als Reynolds, sondern auch, um wieviel weitreichender und fruchtbarer sich Reynolds' Wirksamkeit für die Bildung und Entwicklung der Schule erwiesen hat. Hätte sie nur Gainsborough gehabt, — es ist kaum zweifelhaft, daß sie schon in der nächsten Generation der Manier anheimgefallen wäre; allein neben Reynolds gestellt befruchtete er sie wirksam mit seiner koloristischen Originalität, seinem Schmelz, seiner Leichtigkeit, seiner liebenswürdigen Grazie. Raeburn ausgenommen hat keiner der englischen Porträtisten noch einen wirklichen Schritt über diese beiden hinaus getan.

Allerdings wird zuweilen Romney als der Dritte im Kreise der Begründer der Schule bezeichnet. Als er nach seiner italienischen Reise auf der Höhe seines Schaffens stand, soll London zeitweise sich in eine Romney- und eine Reynoldspartei geteilt haben (Paston, Romney S. 71.); und auch die Vertreter der heute modernen Anschauungen wollen Romney wieder in bestimmter Beziehung in die erste Reihe der englischen Porträtisten gestellt sehen. „Wir Heutigen — so wird gesagt (Osborn, Reynolds, S. 85) — sind nicht mehr im Zweifel darüber, daß Romney mit seinem breiten, freien Vortrag und der Frische und Delikatesse seines Kolorits als Maler — sofern Malerei im Grunde und vor allem die Kunst des farbigen Ausdrucks ist — den Vergleich mit Reynolds ruhig aufnehmen kann.“ Es ist wahr, daß Romney's Kolorit durch Pikanterie und Flottheit besticht; aber diese Eigenschaften können unmöglich für die Flachheit seines Schaffens hinlänglich entschädigen. Flach ist sein Kolorit, das der Mannigfaltigkeit, der feineren Belebung und der Kraft entbehrt; flach und unsicher ist seine Formengebung, flach und unsicher ist seine Auffassung. Er war eine sensible schüchterne Natur, der es an Selbstvertrauen fehlte; seine Bildung war sehr unvollkommen, gern ließ er sich von seinen poetischen und gelehrten Freunden „Bilderideen“ geben. Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit lagen in seiner Persönlichkeit, aber auch eine

ichkeit, die ihn leicht zu Sentimentalität und Süßlichkeit ver-
Seine Männerbildnisse sind marklos. Bei dem Versuche
Komposition in größerem Stile, wie z. B. dem Porträt des
Tempest neben seinem Pferde (Nr. 50 der Ausstellung), wird
. Seine Kinderporträts sind parfümiert. Ueberall fehlt ihm
findlichem Maße die Gabe individueller Charakteristik, das
ldnis für den physischen und geistigen Knochenbau des
en. Am vorteilhaftesten zeigt er sich in seinen Frauenporträts,
auch am meisten Mannigfaltigkeit entwickelt. Hier ist es
or allem in seinen zahlreichen Darstellungen der bekannten
Hamilton, gelungen, seine Vorstellung von Frauenschönheit
m ihm eigentümlichen Typus zu verdichten. Dieser Typus
er erotisch gefärbt, als dies sonst beim englischen Frauen-
e der Fall ist; er zeigt eine schmachtende Sinnlichkeit, die am
sten da wirkt, wo sie, wie bei der bekannten „Parson's
er" der National Gallery, sich mit einer gewissen Kammer-
-Pikanterie durchdringt. Allein dieser Typus erstarrte ihm
icht zum Schema: er wiederholte sich. Romney darf man
isten unter den englischen Porträtisten das bedenkliche Kom-
t machen, daß seine Kunst „nett" sei, und die Eigenschaft
ttigkeit hat immer Freunde gefunden. Das Feinste, was sich
em Schaffen ausspricht, ist meines Bedünkens eine gewisse,
n bemerkbare schüchterne und verlegene Anmut, die mensch-
winnt, die aber im Kampfe mit der Erscheinung leicht er-
und zur Schwächlichkeit wurde. Insofern sein Einfluß in
hule weiter wirkte, wird man ihn doch wohl in erster Linie
Süßlichkeit verantwortlich machen müssen, die in der weiteren
klung des englischen Porträts in verstärktem Maße hervor-
n ist.

lit John Hoppner erschien bereits eine jüngere Generation
m Plane. Hoppner war keine entschiedene Persönlichkeit,
ı er übernahm die nun schon gefestigte Schultradition und
ie in verdienstlichen Leistungen fort. Auch ihm fehlte es an
rochener männlicher Kraft: aber er vermochte doch von dem
r ein gutes Glas Portwein und einen derben Witz liebenden
von York in seiner tiefroten Uniform ein frisches Bild zu
dessen sich Reynolds nicht hätte zu schämen brauchen (Nr. 18).
en, die eine freiere Disposition des Raumes verlangten, war
er gewachsen, als Romney. Ist es ihm nicht gelungen, einen
n charakteristischen Typus von Mann oder Frau herauszu-

bilden, so zeigt er doch im einzelnen vielfach originelle Züge, und er ist Romney an Natürlichkeit überlegen. Seine berühmte Gruppe der Kinder Godsal bei sinkender Sonne (Nr. 44) ist nicht allein ungewöhnlich glücklich in der Erfindung und in der Ausführung reich an Schönheiten, sondern erwärmt vor allem durch die innige Teilnahme des Menschen am Leben der Natur. So zeigt auch seine Lady Julia Manners natürliche Frische, und das Familienbildnis Raymond Symonds (Nr. 19) überrascht durch Züge feiner Empfindung. Hoppner, der wahrscheinlich ein natürlicher Sohn Georgs III. war, verlor die Gunst des Hofes, als er sich an den Prinzen von Wales anschloß, und in seinen Platz rückte nun der noch nicht zwanzigjährige Lawrence ein, der eben nach London übergesiedelt war und im Sturme den Erfolg an sich fesselte. Es begann ein Kopf an Kopf-Rennen zwischen Hoppner und Lawrence, bei dem Hoppner doch allmählich zurückblieb. Der Verdruß hierüber nagte an ihm und hat wohl zu seinem verhältnismäßig frühen Tode beigetragen. Noch heute ist es nicht immer leicht, den Streit der beiden Nebenbuhler um den Vorrang auszumachen. Lawrence war ein frühreifes, überaus leichtes und skrupelloses Talent. Nie hat Hoppner eine so außerordentliche Leistung geschaffen, wie das jetzt Herrn Pierpont Morgan gehörige Bildnis der Eliza Farren. Das ist eine Vision höchstgesteigerter weiblicher Grazie und vollkommener, gleichsam zur Natur gewordener Eleganz. Die Figur ist mit erstaunlicher Sicherheit in den Raum gestellt, aufs glücklichste leicht bewegt und das Kolorit mit bewundernswertem Geschmacke auf die Figur abgestimmt und in zarten und eleganten Variationen durchgeführt. Das Ganze hat die Wahrheit und Lebendigkeit einer momentanen Inspiration. Allein diese entzückende Vision ist rein ästhetischer Art: man darf weder Tiefe der Charakteristik noch der Empfindung darin suchen. In Wahrheit war Lawrence eine kalte Natur. Er hat viele und gute Porträts gemalt: allein seine große technische Gewandtheit ging mehr und mehr in gemütlose Fingerfertigkeit über, und besonders nachdem er seit den Tagen des Wiener Kongresses zu einem der Modemaler des vornehmen Europa geworden war, arbeitete er fabrikmäßig. Was ihm einmal in dem Farren-Bildnisse gelungen war, ist ihm meines Wissens nie wieder gelungen: vielmehr verfiel er später, wenn er „poetisch“ werden wollte, in eine oft geradezu unerträgliche Süßlichkeit. Besonders seine Kinderbildnisse, wie der Master Lambton (Sammlung des Lords Durham) oder die kleine Gräfin Julia Jersey

82) gehören geradezu in die Klasse dessen, was der Atelier-
on als „Kitsch" bezeichnet, und verdienten die Stirnseite einer
ernen Londoner „Christmas Number" zu zieren. Mit ihm be-
t die Schule bereits einem frostigen Akademismus anheimzufallen,
dann sein Nachfolger auf dem Präsidentenstuhle der Akademie,
tin Archer Shee, fortgesetzt hat.

Neben diesen Künstlern aber behauptet ein Schotte, Henry
urn, eine selbständige Stellung. An Kraft und Ernst tritt er
Reynolds; an Originalität steht er höchstens den beiden Be-
dern der Schule nach. Niemand außer ihnen hat so bestimmt
mannigfaltig charakterisiert, wie er — und es bleibt noch
elhaft, ob man Gainsborough ihm in diesem Punkte gleichstellen
Im Gegensatze zu den Engländern, die ihren Bildnissen
weg ein aristokratisches Gepräge gaben, tragen Raeburns beste
iten einen ausgesprochen bürgerlichen Zug. So persönlichen
druck des Lebens und Leidens, wie ihn das Bildnis des James
drop aufweist (Sammlung der Mrs. Sherley), ein so gutmütig-
akteristisches Großvatergesicht, wie das des John Tait (im Be-
der Mrs. Pitman) findet man in der ganzen englischen Bildnis-
t nicht mehr. Seine Vorliebe für alte Männer und Frauen
ringt seiner Neigung für das Charakteristische. Es vereinigt
mit ihr ein Element echt menschlicher Teilnahme und Gefühls-
ne, das man bei den englischen Bildnissen oft schmerzlich ver-
Die ganze Ausstellung wies kein zweites Bildnis von so viel
icher Menschlichkeit auf, wie das, auf dem Raeburn seine Frau
ildert hat. Sie war erheblich älter und bereits Witwe, als sie
damals noch nicht sehr anerkannten Maler heiratete; aber trotz-
ist ihre Ehe ungetrübt glücklich gewesen. Raeburn hat wohl
Tradition der englischen Schule übernommen, aber er hat ihre
ko-Elemente in vieler Hinsicht freier und vollkommener über-
den, als seine Kunstgenossen im Süden. Ein wohltuender
h von Herbheit und Frische geht durch sein Werk; und schließ-
bricht in einigen höchst originellen Porträts, wie vor allem dem
hmten Macnab der Mrs. Baillie Hamilton und auch in dem
sten Alastair Macdonell, den die schottische Nationalgalerie be-
überraschend und machtvoll ein Geist hochländischer Romantik
h, der Raeburn in unmittelbaren Zusammenhang mit dem
affen des 15 Jahre jüngeren Walter Scott setzt. So wird
ihn nach der Originalität seiner Leistung unmittelbar hinter die
en Väter der klassischen englischen Bildnismalerei zu stellen haben.

III.

Ueberblickt man die Gruppe der englischen Porträtisten im ganzen, so überzeugt man sich davon, daß die Grenzen ihrer Kunst eng genug gezogen waren. Wenige Bilder von Reynolds und Raeburn ausgenommen, fehlt es ihr an innerer dramatischer Bewegung; und durchweg fehlt es an eigentlicher Leidenschaft. Auch dabei mag noch das Erbe des Rokokos mitgewirkt haben, das im Leben wie in der Kunst wahre Leidenschaft als mauvais genre verpönte; aber dem kam doch jedenfalls der Nationalcharakter der Engländer entgegen, die, nachdem sie sich erst einmal zu sich gefunden hatten, die vollkommene äußere Selbstbeherrschung geradezu zu einem Gebote der guten Sitte erhoben haben. In ihrem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben verdanken die Engländer dieser Eigenschaft eine weise und vornehme Milderung der Gegensätze, die oft wohltätig gewirkt hat — aber die Kunst hat eher Nachteil davon gehabt. Denn ihr ist vielmehr an der vollen Entfaltung der Gegensätze, an der Entfesselung der Leidenschaften gelegen, um sie dann in Freiheit von innen heraus zu überwinden. Hat nun die englische Kunst, wie dargelegt wurde, wohl die Fähigkeit besessen, die in der englischen Kultur sich bestreitenden Gegenkräfte zu einem nationalen Typus zusammenzufassen, so unternahm sie es doch nicht, zu wagen, was Rembrandt in einer nicht unähnlichen Situation gewagt hat: unter Dransetzung des nationalen Typus die Gegensätze in der Seele des Individuums selbst zu entwickeln und sie zum Bilde eines volleren, tieferen, reineren Menschentums zu läutern. Durch das nationale Moment hat sich die englische Kunst befreit, aber am Nationalen ist sie auch hängen geblieben. Ihr fehlte der gewaltige Drang nach höchster Selbstbefreiung, der Drang der Michelangelo und Beethoven, der faustische Geist, das Dämonische und Mystische. So hielt sie sich in einer Sphäre der mittleren Temperaturen; sie verzichtete auf die erschütternden Wirkungen, auf die Ahnungen, die Entschleierung letzter Tiefen, die Unendlichkeitsperspektiven. Es war ihre Stärke, daß sie durchweg rational war; es war die Schattenseite dieses Vorzugs, daß sie dem Rationalistischen nicht entrann. Bei dem Bestreben, der Darstellung des Menschen im Bildnisse eine höhere Idealität zu sichern, verfiel sie leicht in Sentimentalität oder Süßlichkeit. Auch hat es an Versuchen nicht gefehlt, über das Porträt hinauszugelangen. Reynolds hat in seinen akademischen Reden immer wieder auf die natürlichen Grenzen des Porträts hingewiesen, und Romney hat sogar in seinen

:n Jahren einen wahren Ueberdruß am Porträtmalen geäußert.
in ihren positiven Leistungen auf dem Gebiete freier Er-
g ist Reynolds unoriginell, Romney aber meist dilettantisch ge-
. Und als später die Präraffaeliten es unternahmen, Eng-
ine Kunst von höchstem idealen Gehalte und freier Ausdrucks-
it zu geben, da ward diese Kunst eine Treibhausblüte, eine
he, blutlose, lebensfremde Bildung.
So ist es klar, daß das Schicksal an diesem Punkte dem Genius
glischen Volkes in der bildenden Kunst sein „Bis hierher und
weiter!“ zuruft und ihm die Gabe frei aus dem Innern her-
haffender Kraft versagt. Bezeichnend ist, daß dies Volk, dessen
in der aufmerksamen Beobachtung und dem gesunden Ver-
isse der Wirklichkeit liegt, außer dem Porträt nur noch in der
haft Eigenes und Bedeutendes geleistet hat. Und dabei war
glische Landschaft im Grunde auch nur Porträt! Es ist ganz
d von Constable gesagt worden (vgl. Lord Windsors Bio-
e S. 165), sein Ziel sei immer gewesen, eine bestimmte Szenerie
em bestimmten Tage und zu bestimmter Stunde wiederzugeben
o die Landschaft als Porträt. Dies war etwas so Neues in
ndschaftsmalerei, daß die ersten Constables, die nach Paris
dort geradezu revolutionierend wirkten und den Anstoß zur
felung der ganzen modernen europäischen Landschaftsmalerei
In der Beschränkung auf Porträt und Landschaft kann
ie englische Kunst am ehesten der holländischen vergleichen,
hl diese freilich auch im Sittenstücke, im Tierbilde und im
ben Hervorragendes geleistet hat. Vor allem aber hat sie in
andt einen Genius erzeugt, der sie mit dämonischer Gewalt
en Schranken der Nationalität und Endlichkeit ins Zeitlose
hob. Obschon ich mir der Gefährlichkeit des Vergleiches wohl
t bin, wage ich dennoch, Turner — mutatis mutandis —
n Rembrandt der englischen Kunst zu bezeichnen. Denn kein
ıder hat so rein aus der lebendigen künstlerischen Idee heraus
fen, keiner mit solcher Energie die Beherrschung des Stoffes
den Geist angestrebt, wie er. Auch er ist vom romanischen
von Claude Lorrain, ausgegangen, allein er hat ihn völlig
nden durch die Einführung jenes durchaus nordischen, höchst
hen und subjektiven Naturgefühls, das den Gehalt jeder Land-
unst bilden wird, die eine wahrhaft moderne sein will. Er hat
lichkeit eine neue Natur geschaffen. Und doch macht sich
bei ihm die Begrenzung des englischen Geistes in der Kunst

peinlich fühlbar. Denn in der freien Erfindung und Raumgestaltung ist Turner immer unsicher geblieben und schließlich einer gewissen Gewaltsamkeit und Formlosigkeit anheimgefallen, die den heftigsten Widerspruch hervorgerufen hat. So bestätigt die englische Landschaftskunst das Urteil, zu dem die englische Bildnismalerei führt.

Wenn aber die englische Porträtkunst trotz dieser natürlichen Beschränkung, wenn sie, obwohl sie kein eigentliches Urgenie und nur zwei oder drei Talente höchster Klasse aufweisen kann, dennoch so Vorzügliches und Dauerhaftes geschaffen hat, so war das nicht nur eine künstlerische, sondern auch eine sittliche Leistung; und ich meine, daß gerade dieser Eindruck viel zu dem außerordentlichen Erfolge beigetragen hat. Denn unser Publikum, gewöhnt an die Desorganisation, an den zur Grimasse ausgearteten schrankenlosen Subjektivismus der modernen Kunst, dies Publikum, seit einem Menschenalter systematisch dazu erzogen, in zuchtloser Willkür echte künstlerische Individualität zu erblicken, wurde hier inne, daß Kunst nicht bloß die mechanische Summe einer gewissen Anzahl von Künstlerpersönlichkeiten, sondern daß sie ein eigener, in sich lebendiger Gesamtorganismus ist, erkannte, daß die methodische Disziplinierung der künstlerischen Kräfte, die freie Selbstbeschränkung des Einzelnen im Dienste des Ganzen den schaffenden Künstler nicht hemmt, sondern fördert, indem sie das große Talent zu höchster Fruchtbarkeit steigert, das schwächere aber zu ungeahnter Leistungsfähigkeit entwickelt. Doch noch ein zweiter Umstand wird zu der tiefen Wirkung der Ausstellung beigetragen haben. Es ist in der modernsten Kunstlehre ein orthodoxer Satz geworden, daß die Kunst eine Bildung für sich, isoliert von allen anderen menschlichen Lebensbetätigungen sei, daß ihre Bestrebungen gleichsam eine innere Angelegenheit der Künstler bildeten, daß der Wert ihrer Leistungen von anderen Maßstäben abhänge, als alle sonstigen Schöpfungen und Taten des Menschen. „L'art pour l'art!" Und nun erscheint eine Kunst, die in jedem Zuge nicht bloß ihre Herkunft aus dem Leben, sondern vor allem auch die unmittelbarste Wirkung darauf bezeugt. Wir sehen den modernen, gegenwärtigen Engländer, Mann und Frau, und erkennen in ihm — abgesehen davon, daß Aeußerlichkeiten der Sitte und Tracht sich seither geändert haben und daß der Typus des Engländers sich im Laufe eines Jahrhunderts schärfer determiniert hat — denselben Menschen, den Reynolds und Gainsborough dem Volke als Idealbild gesetzt haben. Wir halten die modernsten englischen Bildnisse von Ouleß, Shannon oder Sargent neben die alten und sehen die innigste Ge-

ı Geist und Technik, Auffassung und Charakter. So
:ynolds und Gainsborough nicht tot, sondern sie leben
ort — und eine Ahnung dämmert auf, daß die Kunst
hetisches Spiel, sondern eine lebengestaltende, kultur-
ıft sei, eine Erkenntnis, daß diese Kraft in unserem
ıem großen Schaden unwirksam ist. Das ist die Lehre,
länder des 18. Jahrhunderts den lebenden Deutschen
aben. Ich bin glücklich, diese Zeilen in einem Augen-
:iben, da die Ausstellung der Werke eines Künstlers
ung durch Deutschland antritt, in dessen Schaffen sich
gange Böcklins zu ersten Male wieder der Wille und
: Kunst zur Gestaltung des Lebens wirksam zeigt. Es
r, von dem ich rede.

Die Schiffbarmachung des Mississippi.

Von

Dr. Ernst Schultze.

Unter den mannigfachen Problemen, die die Vereinigten Staaten zu lösen haben und die an Zahl und Bedeutung mit merkwürdiger Schnelligkeit zunehmen, nimmt eine der ersten Stellen die Schiffbarmachung des Mississippi ein. Dieser gewaltige Strom bewässert mit seinen 4209 km Länge (der Rhein ist 1225 km lang) und seinen 54 schiffbaren Nebenflüssen etwa 3 275 000 Quadratkilometer, d. h. ein Drittel des riesigen Gesamtgebietes der Vereinigten Staaten, das doch an Flächen-Inhalt der Landfläche ganz Europas fast gleichkommt. Zählt man die Nebenflüsse hinzu, so ergeben sich sogar etwa 24 000 km Stromläufe. Und dennoch ist der Mississippi heute in einem Zustande, der seine Benutzung als Schiffahrtsweg weit weniger gestattet, als dies vor 50 oder vor 100 Jahren der Fall war. Sein Gefälle und das seiner meisten Nebenflüsse ist nur sehr gering. Liegt doch das Land an den Quellen des Ohio nur etwa 230 Meter über dem Meeresspiegel, obwohl der Ohio und dann der Mississippi eine Strecke von 2000 englischen Meilen (über 3000 km) zu durchlaufen haben, bevor sie das Meer erreichen. Die Städte Minneapolis und St. Paul am Mississippi (in Minnesota) liegen 2200 englische Meilen vom Meere entfernt und doch nur 240 Meter über dem Meeresspiegel. Gerade dieses geringe Gefälle scheint daher zur Benutzung als Schiffahrtsstraße ganz besonders herauszufordern. Und die gewaltige Landfläche, die er durchfließt — nach Alexander von Humboldts Ausspruch „das größte Tal der Welt“ —, bildet durch seine geographische Gestaltung und durch die politische Organisation seiner Bewohner so sehr ein einheitliches Wirtschaftsgebiet, daß man den Mississippi wohl als das natürliche Rückgrat der ganzen Vereinigten Staaten betrachten kann.

ewiß wäre es für die wirtschaftliche Erschließung des Landes
t erwünschter gewesen, wenn diese größte Wasserstraße Nord-
.s nicht von Norden nach Süden, sondern von Westen nach
verliefe. Denn die Besiedelung des Landes war in ostwest-
Richtung erfolgt. An dem Küstenstreifen des Atlantischen
breiteten sich die ersten Städte der weißen Ansiedler aus,
ihten ihre ersten Farmen, und in dem Raum zwischen Alle-
, und Mississippi kämpfte noch vor 100 Jahren der rote Mann
bitterung gegen den weißen Eindringling, während damals
lich vom Mississippi Weiße überhaupt noch kaum zu finden
nur im äußersten Süden, in Louisiana, hatten die Weißen
s festen Fuß gefaßt. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts
rang die weiße Rasse dann unaufhaltsam von Osten nach
vorwärts.

ı der ersten Zeit wurde es ihr außerordentlich schwer, die
ten Verkehrswege zur Verbindung der neuen Siedelungen im
mit dem Osten zu schaffen. Der Bau von Landstraßen war
ınd zeitraubend, und Arbeitskräfte für solche Dinge waren
;u haben — ganz abgesehen davon, daß die Regierung der
gten Staaten sich damals fast beständig in Geldnöten befand.
üsse aber, die von den Alleghanies herunterkamen, erstreckten
wenig ins Land hinein, um sie als Wasserstraßen auf weitere
ungen hin benutzen zu können. Nur der Hudson machte
snahme, und schon frühzeitig unternahm es der Staat New-
ın diesen Fluß, dessen natürliche Ausweitung bei seiner
ng ins Meer bekanntlich den Hafen von New-York bildet,
e-Kanal anzuschließen, der die Verbindung New-Yorks mit
ßen Seen herstellen sollte — eine Verbindung, die für die
lung des Staates New-York tatsächlich von unberechenbarem
geworden ist.

r Mississippi kam damals als Wasserweg nur für diejenigen
n Betracht, in denen es auf einige Wochen, ja auf einige
mehr oder weniger nicht ankam. Häufig allerdings wurde
e den Mississippi hinunter und dann an der Küste wieder
trotz ihrer unendlichen Länge dem Marsche durch den Urwald
zen, weil dieser Gefahren barg, gegen die man sich bei der
uf dem „Vater der Ströme", wie der Sinn des schönen
hen Wortes Mississippi lautet, besser sichern konnte. Dieser
Jahre 1782 zum ersten Male von einem Weißen zu
szwecken befahren worden. Jakob Yoder hieß der Kühne,

der damit den Grundstein zu dem Flußhandel auf dem gewaltigen Strome legte. Er fuhr mit einem Flachboot vom alten Rothsteinfort am Monongahela bis nach New-Orleans hinab, wo er seine Waren verkaufte. Dann kehrte er auf dem Umwege über Havanna, Philadelphia und Pittsburg nach den Ohio-Fällen zurück.

Die Schiffe, denen man sich und seine Güter anvertraute, waren viele Jahre lang nach dieser allerprimitivsten Form gebaut: die Beförderung stromabwärts erfolgte auf Flachbooten, die nicht viel mehr darstellten als einfache Flöße. Uebernahmen sie doch die Aufgabe, Passagiere zu befördern, nur in zweiter Linie und konnten daher weder in ihrer Bauart, noch in den Bequemlichkeiten, die sie boten, viel Rücksicht auf sie nehmen; denn ihre hauptsächlichste Bestimmung war die, Waren zu befördern. Auch dienten sie dazu, nach der Ankunft in New-Orleans auseinandergenommen, in Stücke zerschlagen und verkauft zu werden. Stromaufwärts war die Reise natürlich noch viel schwieriger: man mußte, um gegen die Strömung vorwärts zu kommen, Ruder und Segel gebrauchen und Gefahren und Mühen aller Art bestehen.

So war denn eine Reise von New-Orleans den Mississippi hinauf nach Ohio, Indiana, Kentucky usw. sehr schwierig und erforderte eine unendliche Zeit: man brauchte von New-Orleans bis Cincinnati in der Regel etwa 100 Tage, unter ungünstigen Umständen sogar 200 Tage. Von der gesamten Bevölkerung wurde daher die Erfindung der Dampfschiffahrt mit größtem Jubel begrüßt. 1807 hatte Fulton zum Erstaunen aller Spötter das erste Dampfschiff von New-York aus den Hudson hinauffahren lassen. 1811 befuhr das erste Dampfschiff den Mississippi. Es war von Robert Fulton selbst entworfen und in Pittsburg von einem Mr. Roosevelt (aus derselben Familie stammend, wie der jetzige Präsident) gebaut worden und fuhr von Pittsburg den Ohio und dann den Mississippi hinab bis New-Orleans. Schon 20 Jahre später war durch Vervollkommnung der Dampfschiffe die Dauer der Fahrt stromabwärts von Cincinnati auf 8—9 Tage verringert, die der Fahrt stromaufwärts auf 10—12 Tage. Das Dampfschiff wurde auch bald nicht nur zur Beförderung von Menschen und Gütern benutzt, sondern diente im Mississippi-Gebiet auch anderen Zwecken — selbst dem Theaterspiel.*)

*) Siehe über die Theaterspiele auf Mississippi-Dampfern den 1. Band meiner „Kulturgeschichtlichen Streifzüge" („Aus dem Werden und Wachsen der Vereinigten Staaten") Seite 203.

)adurch wurde die Besiedelung der Mississippi-Ebene
.ch außerordentlich gefördert. Cincinnati, 1788 gegründet,
810 erst 2540 Einwohner, 1840: 46338 — 1870: 216329
)0: 325902. Minneapolis, das erst in der Mitte des 19. Jahr-
ts entstand, hatte 1860 nur 2564 Einwohner, 1880: 46887
00: 202718 Einwohner. Während aber die Möglichkeit
ı Wachstums für diese und ähnliche Städte in den letzten
hren auf der schnellen Entwicklung des Eisenbahnnetzes be-
war sie bis dahin im wesentlichen der Schiffahrt auf dem
ippi zuzuschreiben, die sich bis zum Jahre 1870 fortschreitend
felte. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat diese
n Eisenbahnnetz noch einen gefährlichen Konkurrenten gehabt.
t es erklärlich, daß die Entwickelung der Union gegen Ende
. Jahrhunderts und Anfang des 19. Jahrhunderts sich wesent-
ch Südwesten hin (in der Richtung der Wasserstraßen) voll-
ährend der Nordwesten erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahr-
ts, nachdem die Eisenbahnen Kraft gefunden hatten, seine
enstränge bis an und über die Rocky Mountains zu strecken,
:siedelung durch die Weißen erschlossen wurde.
783 war die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von
ritannien anerkannt worden. Die westlichen Landesteile, die
. 13 Staaten gehörten, wurden nun allmählich von der Union
hlossen und aus Territorien zu Staaten organisiert. Kentucky
als Staat 1792 zugelassen, Tennessee 1796, Ohio 1802.
kam eine lange Pause bis zum Jahre 1812, in welchem man
ına die Würde als Staat zubilligte. Erst die Entwicklung
ampfschiffahrt auf dem Mississippi und Ohio ließen die Be-
:ng der übrigen Staaten so schnell vorwärtsschreiten, daß nun
cher Folge ein Staat nach dem anderen organisiert werden
:, so daß sich das Territorien-Gebiet immer mehr verkleinerte.
na wurde 1816 zum Staat erhoben, Mississippi 1817, Illinois
Alabama 1819, Missouri 1820. Später folgten Michigan
) und Arkansas (1836). Bezeichnend genug ist ja auch, daß
eitaus größte Zahl der damals gegründeten Städte, soweit sie
: Bedeutung erhielten, an Wasserwegen gelegen ist. Cincinnati,
burg, Chicago und viele andere der heutigen Großstädte der
ilfte der Union sind damals an den Ufern der Flüsse und
erwachsen. Es war eben die Zeit des Aufwachsens der
ffahrtsstädte, während die letzten Jahrzehnte, namentlich in
flußarmen Nordwesten der Union und dem Westen Kanadas,

die Entstehung von Eisenbahnstädten gezeitigt haben. Das schlagendste Beispiel aber für die ungeheuere Wichtigkeit, die die Wasserwege für die Entwicklung einer Stadt haben können, bietet wohl Buffalo, am Ende des Erie-Kanals gelegen, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit großen Kosten von dem Staate New-York geschaffen wurde.

Es mag uns unnötig erscheinen, auf diese große Bedeutung der Wasserwege für die Entwickelung verkehrsreicher Städte und des Nationalwohlstandes überhaupt hinzuweisen; in den Vereinigten Staaten aber ist dies lange Zeit nicht überflüssig gewesen. Denn seitdem sich die Eisenbahnen zu ihrer großen Machtfülle entwickelt hatten, haben sie es verstanden, das Publikum so gründlich mit der Ueberzeugung von der unübertrefflichen Vollkommenheit des Eisenbahnwesens zu erfüllen, daß man wie mit Blindheit geschlagen war und die natürlichen Wasserwege ebenso wie die Kanäle, die man zu bauen angefangen hatte, verachtete, um alle Sympathie nur den Eisenbahnen zuzuwenden. Diese aber taten in ihrem eigenen Interesse alles, um Kanäle und natürliche Wasserstraßen zur völligen Bedeutungslosigkeit herabzudrücken. Manch ein Kanal ist durch eine konkurrierende Eisenbahn-Gesellschaft absichtlich zugrunde gerichtet worden: wenn alles andere nichts half, so schreckte man schließlich nicht davor zurück, ihn anzukaufen und zuzuschütten, um dann die Geleise für die Eisenbahn in seinem alten Bett zu legen. So hat man es denn in den Vereinigten Staaten fertig gebracht, von den insgesamt 7533 Kilometer langen Kanälen, die man bis zum Jahre 1890 gebaut hatte, nicht weniger als 3845 Kilometer, d. h. mehr als die Hälfte, wieder eingehen lassen.

Auch die Konkurrenz der Flüsse suchte man auf alle Weise zu bekämpfen. Man legte die Eisenbahngeleise in ihrer Nähe an, man stellte dem Publikum mit fesselnden Worten dar, daß die Eisenbahn ihren Betrieb das ganze Jahr hindurch aufrecht erhalten könne, während die Flüsse vereisen könnten, man wies darauf hin, daß der Verkehr auf den Wasserstraßen sich nicht so regelmäßig gestalten lasse wie auf den Eisenbahnen; blieben doch die Mississippi-Dampfer bei niedrigem Wasserstand häufig genug zwischen St. Paul und St. Louis viele Stunden lang auf Sandbänken sitzen, so daß auf dieser kurzen Strecke Verzögerungen bis zu neun Tagen vorkamen.

So hatte man bis vor wenigen Jahren für die Verkehrsbedeutung der Wasserstraßen nicht den geringsten Sinn. Die Bewilligungen dafür blieben unzureichend. 1822 war zum erstenmal

vom Kongreß eine Summe für die Verbesserung von Flüssen und Häfen bewilligt worden; es waren 23000 Dollars. Im Laufe von sieben Jahrzehnten wuchs diese Bewilligungssumme naturgemäß; dennoch betrug sie 1892 erst 5255000 Dollars (etwa 21 Millionen Mark), auch ist es bezeichnend, daß man es heute, bei der Belebung des Interesses für die Mississippi-Schiffahrt, fast wie eine ehrfurchtgebietende Tatsache berichtet, welche Präsidenten der Vereinigten Staaten einmal den Mississippi befahren haben. Man müßte annehmen, daß jeder Präsident der Vereinigten Staaten es für seine Pflicht und Schuldigkeit gehalten habe, diesen Riesenstrom, der die natürliche Lebensader des gesamten mittleren Teils der Union ist, auf einer Studienfahrt kennen zu lernen. Doch ist dem nicht so — ja man findet nicht einmal die bedeutendsten Namen unter den wenigen Präsidenten, die diese Reise nicht scheuten. Da werden Millard Filmore und Andrew Johnson genannt. Von Abraham Lincoln berichtet man, daß er in einer seiner Reden als Abgeordneter im Kongreß im Jahre 1848 erklärt habe, daß die Regulierung des Mississippi sogleich hinter der Erhaltung einer Kriegsflotte eine der nennenswertesten Aufgaben der Regierung sein würde. Sicherlich hat aber Lincoln, der als Präsident ja durch den Bürgerkrieg zu sehr in Anspruch genommen war, als daß er sich noch um den Mississippi hätte kümmern können, mehr die Eindämmung des unteren Laufes durch Deiche im Auge gehabt, um das Land vor Ueberschwemmungen zu schützen, als die Schiffbarmachung des ganzen Stromes. Präsident Roosevelt aber ist tatsächlich der erste Präsident überhaupt, der eine wirkliche Studienreise den Mississippi hinab unternommen hat.

Die Bewilligungen von staatlichen Geldern durch den Kongreß für die Regulierung des Mississippi sind in den letzten Jahrzehnten unzureichend gewesen — man behauptet geradezu, daß sie so schmal gehalten wurden, daß sie nicht einmal erlaubt hätten, die Anlagen, die durch frühere Regierungen geschaffen wurden, ordentlich aufrecht zu erhalten. Es ist keine Frage, daß lange Zeit hindurch die Macht der Eisenbahnen es bewirkt hat, daß einzelne Abgeordnete alles aufboten, um eine Verbesserung der Wasserwege hintanzuhalten. Soll doch ein Abgeordneter ohne Scheu öffentlich erklärt haben: „Der Missouri ist nicht schiffbar, und der Mississippi sollte nicht schiffbar sein.“ Und noch im Jahre 1900 hat Senator Thomas Carter von Montana sich nicht gescheut, ein Gesetz zur Verbesserung der Flußläufe und der Häfen absichtlich zu Falle zu

bringen, indem er viele Stunden lang darüber sprach, bis die Zei
gekommen war, wo die Vertagung eintreten mußte.

Damals war die öffentliche Meinung noch geneigt, dies me
als einen Scherz denn als Böswilligkeit anzusehen. Heute ab
würde sie sich ein solches Verhalten nicht mehr gefallen lassen. D
Mann, der in so frivoler Weise ein Gesetz zur Verbesserung d
Flußläufe im Kongreß oder im Senat zu Falle brächte, würde d
Haß von Millionen von Menschen auf sich ziehen und würde si
in den Staaten des Mississippi-Beckens öffentlich nicht mehr seh
lassen können. Denn heute ist man davon überzeugt, d
man eine Torheit sondergleichen begangen hat, als m
die Flußläufe versanden ließ und nur gerade soviel tat, a
nötig war, um das angebaute Gebiet vor Ueberschwemmungen
schützen. Heute hat man sich wieder darauf besonnen, daß m
die Flüsse auch zur Bewältigung des Menschen- und des Güt
verkehrs benutzen kann, ja, daß sie dazu unentbehrlich sind.
doch der Staat New-York, der den von ihm selbst gebauten Er
Kanal mehr als zwei ganze Menschenalter hindurch sträflich v
nachlässigt hat und während dieser Zeit sehr geneigt war, ihn
ein nutzloses Werk einer früheren Generation anzusehen, die
Technik und Verkehrswegen weit hinter unserer Zeit zurückstand
hat doch der Staat New-York für die Erweiterung und Vertiefu
des Erie-Kanals die enorme Summe von 100 Millionen Doll
bewilligt, damit er Schiffe bis zu 1000 Tonnen Gehalt fassen kan
Vor einem Menschenalter würde man nicht den hundertsten T
dieser Summe bewilligt haben. Der Staat Illinois hat kürzl
für die Vollendung des Chicago Drainage-Kanals eine Summe v
mehr als 50 Millionen Dollars ausgegeben und dies keinen Aug
blick bereut; im Gegenteil: man hat die ursprünglichen Pläne
heblich erweitert. Der Abgeordnete Lorimer, der sich diese Fr
besonders angelegen sein läßt, hat eine Studienfahrt durch die
Kanal und dann weiter durch den Des Plaines- und Illinoisfl
zum Mississippi unternommen, um die Frage zu untersuchen, wie
die Regulierung dieser Flüsse kosten würde, um eine Wasserstr
vom Michigan-See zum Mississippi zu schaffen. Die Summe,
dafür notwendig sein würde, beträgt etwa noch 31 Millio
Dollars.

Aber die Bewegung hat auf alle Mississippi-Staa
übergegriffen. Schon seit längerer Zeit herrschte unter
Farmern von Nord- und Süd-Dakotah schwere Mißstimmung, n

sie für ihren Verkehr ganz auf die Great Northern-Bahn angewiesen waren. Diese forderte zuweilen außerordentlich hohe Frachtraten, und zu anderen Zeiten stellte sie nicht genügend Güterwagen, um den Weizen fortzuschaffen. So kam es in mehr als einem Jahre vor, daß den Farmern in Dakotah der Weizen in ihren Getreidelagern verfaulte oder daß sie ihn gar aus Wut über die hohen Frachtraten, die die Eisenbahn forderte, verbrannten. Auch in Nebraska und Iowa standen die Farmer mit den Eisenbahnen auf gespanntem Fuß, weil auch ihnen aus dem angegebenen Grunde mancher Getreidevorrat schimmelig wurde. Die Baumwoll-Plantagen in Texas und Arkansas konnten ihre Baumwolle nicht rechtzeitig auf den Markt bringen, weil auch ihnen nicht genügend Güterwagen gestellt wurden.

Ebenso ging es den Kohlenbergwerken in Illinois, Missouri und anderen Staaten, die ihre Kohlen nicht rechtzeitig befördert sahen. Tatsächlich ist die Kohlennot in einzelnen Staaten im Winter 1906/07 so hoch gestiegen, daß in kleineren Orten mehrere Familien in ein Haus ziehen mußten, um weniger Feuerung zu verbrauchen — ja, daß in besonders argen Fällen aller mögliche Hausrat bis zu den Betten zur Feuerung benutzt werden mußte. Selbst in größeren Städten bildeten sich Ausschüsse, die auf der Eisenbahnstation beim Eintreffen von Kohlenwagen, die für andere Stationen bestimmt waren, die Kohlen, unter Berufung auf das Recht der Notwehr, einfach für sich mit Beschlag belegten.

Die Eisenbahnen sind tatsächlich außerstande, den Frachtverkehr der Vereinigten Staaten, der sich in ganz riesenhafter Weise entwickelt hat, zu bewältigen, und ihre Leistungsfähigkeit wird so sehr in Anspruch genommen, daß sie allmählich selbst eingesehen haben, daß sie den immer noch mit Siebenmeilenstiefeln vorwärtsschreitenden Frachtverkehr in Zukunft noch weniger werden bewältigen können. Hätten die amerikanischen Eisenbahnen stets eine gesunde Finanzpolitik getrieben, so würde es ihnen jetzt möglich sein, die Summen aufzubringen, um ihre Schienenstränge zu verdoppeln und ihren Wagenpark erheblich zu vermehren. Da sie aber in merkwürdiger Sorglosigkeit und in einem fast strafbaren Vertrauen auf die unbegrenzte Nachsicht und Geduld des Publikums nicht rechtzeitig Vorsorge getroffen haben, die Mittel beiseite zu legen, die solche Erweiterungen gestatten würden, und da ferner einige unter ihnen das finanzielle Vertrauen der Oeffentlichkeit stark erschüttert haben, so müssen heute auch die vertrauenswürdigen Gesellschaften zusammen

mit den weniger soliden leiden, so daß sie allesamt kein genügendes Kapital für die unbedingt notwendigen Betriebs-Erweiterungen aufbringen können.

So ist denn ein Zustand eingetreten, daß selbst die Eisenbahnkönige Harriman und Hill jetzt öffentlich erklären lassen, es sei nicht daran zu denken, daß die Eisenbahnen den Verkehrsbedürfnissen des Landes ohne Ausbau der Wasserwege Genüge tun könnten. Vor fünf Jahren schon erklärte Mr. Finley, der jetzige Präsident der Southern Pacific-Bahn (damals noch einer der ersten Beamten der den Mississippi in seinem Lauf von Norden bis nach Süden begleitenden Illinois Central-Bahn): die besondere Bedeutung des Mississippi liege darin, daß er die Frachtraten nicht nur der nordsüdlich laufenden, sondern sogar der ostwestlich laufenden Eisenbahnen nach untenhin beeinflusse. Zweifellos liegt in dieser wohltätigen Konkurrenz eine Hauptbedeutung der Wasserstraßen. Aber ganz klar hat sich die unumgängliche Notwendigkeit ihres Ausbaues ergeben, seitdem die Eisenbahn-Magnaten selbst offen erklären, daß man die Flüsse zu Hilfe nehmen müsse, um den Verkehr zu bewältigen.

Mr. Hill, vielleicht der fähigste und am meisten mit volkswirtschaftlichem Instinkt begabte Eisenbahnkönig der Vereinigten Staaten, der die drei großen Systeme der Great Northern-, der Northern Pacific- und der Chicago, Burlington and Quincy-Bahn beherrscht, erklärte im letzten Winter offen, daß er selbst bereits die Wasserwege benutze, um die Stauung von Frachtgütern auf seinen Bahnen zu vermindern. Und vor einigen Monaten hat er in einem Briefe an den Gouverneur John A. Johnson des Staates Minnesota darauf hingewiesen, daß der Ausbau der Wasserstraßen eine Notwendigkeit sei, weil es für die Eisenbahnen gegenwärtig unmöglich sei, mit der Entwicklung des Landes Schritt zu halten, da sie weder das nötige Geld, noch die nötige Zahl von Arbeitern, noch das notwendige Material erhalten könnten, um schnell genug die neuen Linien zu bauen und die alten Linien zu verbessern.

So ist denn die Stimmung allgemein dem Ausbau der Wasserstraßen überaus günstig geworden. Außer den Farmen- und Baumwollplantagen-Besitzern, den Inhabern von Kohlenbergwerken, Fabriken usw. und nun selbst den Eisenbahn-Königen, unterstützen die Gouverneure und Staatsmänner sämtlicher Staaten des ganzen Mississippi-Beckens die Forderung der Regulierung des Mississippi auf das eifrigste. Vielfach wird im nordamerikanischen Inland die Behauptung aufgestellt, daß die Ströme der Nation dienstbar ge-

t werden könnten, indem man lieber große Summen für Ver-
rungen im Lande selbst ausgeben als große Kriegsschiffe und
zbefestigungen davon bauen sollte. Allen Ernstes wird des-
die Forderung erhoben, daß mehrere Millionen Dollars von
Budget für Armee und Marine gestrichen und für die Regu-
ng des Mississippi bereit gestellt werden sollten; es sei dabei
nt, daß das Budget des Heeres der Vereinigten Staaten, ob-
dieses nur etwa 35000 Mann umfaßt, doch die gewaltige Summe
O Millionen Dollars (mit den Pensionen für die Kriegs-Invaliden
die enorme Summe von 96 Millionen Dollars!) umfaßt.
Die Regulierung des Mississippi ist zu einer so brennenden
e geworden, deren Lösung man nur in einem, dem positiv be-
den Sinne gelten lassen will, daß ein förmliches Schlagwort
gt worden ist: „River regulation is rate regulation". Es
t fast, als wenn dieses ebenso zu einer Art Kriegsruf werden
, wie vor einem halben Jahrhundert im Kriege mit Mexiko
„Remember the Alamo" oder später bei der Grenz-Regulie-
mit Kanada das „Fifty-four forty or fight!" Heute heißt es,
gesagt, „River regulation is rate regulation" oder „Fourteen
through the Valley". Ja, es gibt bereits eine Mississippi-
ne, die von aufgeregten Volksmassen gesungen wird und für
man die Melodie der Kriegs-Hymne gewählt hat. Diese Mississippi-
ne lautet:

„We represent the people who want the waterway —
Fourteen feet through the valley.
We represent the shippers who have the biggest say —
Fourteen feet through the valley.
We want the ships a-running and lowering the rate —
Fourteen feet through the valley.
And if we get the water we'll guarantee the freight —
Fourteen feet through the valley.
„We 're going to have the Water —
Fourteen feet through the valley.
We 're bound to have the Way;
Fourteen feet through the valley.
We've got the tonnage waiting —
Fourteen feet through the valley.
To make the vessels pay;
Fourteen feet through the valley.
And we'll get the fifty million —
Fourteen feet through the valley.
With Uncle Sam's O. K. —
Fourteen feet through the valley."

Man kann nun wohl mit Sicherheit annehmen, daß die Verbesserung des Flußlaufes des Mississippi in Angriff genommen wird. Ist doch die Schiffahrt dort in der traurigen Lage, daß z. B. auf dem unteren Laufe zweimaliges Umladen erforderlich ist (in Memphis und in Vicksburg). Jeder solche Umschlag ist aber natürlich mit erheblichen Kosten verknüpft, zumal in einem Lande, in dem die Arbeitslöhne so hoch sind wie in den Vereinigten Staaten. Die Schiffahrt auf dem Mississippi, die sich bis zu den 70er Jahren gut entwickelt hatte, ist tatsächlich in den letzten drei Jahrzehnten beständig zurückgegangen, und zwischen St. Louis und New-Orleans z. B. hat die letzte Dampferlinie, die einen durchgehenden Dienst versah, vor neun Jahren ihre Tätigkeit eingestellt. Die Regulierung des Flußlaufes würde die gegenwärtige Zeitdauer der Personen- und ebenso der Frachtbeförderung zwischen diesen beiden Städten um die Hälfte abkürzen.

Es ist daher allseitig mit größter Befriedigung aufgenommen worden, daß Präsident Roosevelt kürzlich einen Ausschuß für die inländischen Wasserstraßen (Inland Waterways Commission) ins Leben gerufen hat, an dessen Spitze das Kongreßmitglied Theodore E. Burton von Ohio steht, der seit längerer Zeit schon Vorsitzender des Fluß- und Hafen-Ausschusses des Kongresses ist. Dem neuen Ausschuß gehören außerdem eine Reihe von Senatoren und Fachleuten an: zu erwähnen ist namentlich Mr. Frederick H. Newell, der Direktor des Meliorations-Amtes der Vereinigten Staaten, das bekanntlich den Wüsten der Felsengebirge durch ausgedehnte Bewässerungsanlagen viele Tausende von Quadratkilometern abgewonnen hat, und Mr. Gifford Pinchot, der Direktor des Waldamtes der Vereinigten Staaten. Roosevelt hat bei der Ernennung des neuen Ausschusses für die Wasserstraßen betont, daß die Union ihre Wasserwege als wertvolle Schätze der Natur behandeln sollte, die man hegen und pflegen müßte, um sie für das ganze Volk nutzbar zu machen. Jetzt sei die Zeit gekommen, in der die Frage der Regulierung der Flußläufe nicht mehr nur vom Standpunkte einzelner Orte oder Gemeinden betrachtet, sondern als eine Aufgabe der Allgemeinheit angesehen werden müßte.

Auch ist bereits im Kongreß von dem Abgeordneten Richard Bartholdt von St. Louis ein Antrag auf Bewilligung von einer halben Milliarde Dollars eingereicht worden, um die Verbesserung der Flußläufe energisch durchzuführen. Der Antrag geht auf die Wünsche von Bankdirektoren und Großkaufleuten

tädte Chicago, St. Louis, Memphis und New-Orleans zurück,
h davon einen außerordentlichen Aufschwung des Geschäfts-
der gesamten mittleren Staaten der Union versprechen, zumal
n Yankees ein Dorn im Auge sein wird, daß Kanada
Millionen Dollars in Bereitschaft gestellt hat, um den
en-See mit Montreal und dem Atlantischen Ozean zu verbinden.
schon in der Wintertagung 1906/07 des Kongresses hatte man
ebel in Bewegung gesetzt, um den Senat wie das Abgeordneten-
u bestimmen, für den „Fluß- und Hafenausschuß" eine Summe
7 Millionen Dollars zu bewilligen, mit deren Hilfe die Regu-
; des Mississippi energisch hätte begonnen werden können.
er Vorsitzende des Fluß- und Hafenausschusses, Mr. Theodore
rton, hatte sich diesem Plane mit allen Mitteln widersetzt,
unächst erst eine genaue Untersuchung darüber angestellt werden
wie hoch die Kosten für diese letztere Aufgabe sein würden
ie sie zweckmäßig zu verteilen wären. Es waren daher zunächst
ie Mittel für diese Untersuchung bewilligt worden, mit der
Clinton W. Sears beauftragt wurde. Es verlautet, daß der
t dieses Untersuchungsausschusses sich in dem erwarteten Sinne
echen wird: daß nämlich außerordentlich erhebliche Mittel für
gulierung des Mississippi bewilligt werden müßten.

Man hat diesen Untersuchungs-Ausschuß und die schon ge-
n großen Ausschüsse (den Fluß- und Hafen-Ausschuß und
usschuß für die inländischen Wasserstraßen) von allen Seiten
nflussen gesucht — aber nur in dem Sinne, daß große Auf-
ngen erfolgen müßten, während von einer Opposition kaum
de ist. Sind doch allein im letzten Vierteljahr vier große
esse abgehalten worden, die sich mit der Mississippi-Frage be-
jten und die als Zusammenkunftsort sämtlich die Stadt
his am Mississippi gewählt hatten. Diese Kongresse waren
rans-Mississippi Commercial Congreß, die Upper Mississippi
Improvement Association, die Ohio Valley Improvement
ition und der National Rivers und Harbors Congreß.

uch die Mississippi-Fahrt des Präsidenten Roosevelt
türlich viel dazu beigetragen, die allgemeine Aufmerksamkeit
Frage zu lenken. Roosevelt unternahm diese Reise auf die
ckliche Bitte der sämtlichen Gouverneure aller Mittelstaaten
rdamerikanischen Union, die sich in diesem Wunsche in be-
swerter Eintracht zusammenfanden. Uebrigens sei erwähnt,
ie Bitte der 21 Gouverneure dem Präsidenten nicht durch

eine offizielle, sondern durch eine Privat-Person, Mr. James E. Smith, den Vorsitzenden des kaufmännischen Vereins in St. Louis, vorgetragen wurde — bezeichnend für die hohe Wertung des Kaufmannsstandes in Nord-Amerika. Die Fahrt des Präsidenten wurde in drei Teile gegliedert: zuerst sollte er den oberen Mississippi befahren, der allein durch die Anlage von Schleusen eine einigermaßen regulierte Schiffahrt besitzt; dann den mittleren Mississippi (zwischen St. Louis und Cairo), der durch große Dammbauten zur Beschützung der anliegenden Landflächen gegen Flurschäden charakterisiert ist: und endlich den unteren Mississippi (von Cairo über Memphis und Vicksburg nach New-Orleans), an dem das System der Dammbauten eine ganz besondere Ausdehnung erhalten hat.

Die Reise begann in Keokuk im Staate Iowa, wo der Mississippi Stromschnellen von einer Geschwindigkeit von 13 km in der Stunde bildet. Sie sind durch einen Kanal umgangen, während die Schnellen in Rock Island (ebenfalls im Staate Illinois) durch Tieferlegung des Strombettes zu einem 60 m breiten Fahrwasser verbessert sind, das bei Wassermangel allerdings nur 1,2 m tief ist. Diese Tiefe wurde für die Schiffahrt vor 20 Jahren als Mindestmaß betrachtet, wurde aber in einem erheblichen Teile des Flußlaufes oberhalb St. Louis nur während 4 oder 5 Monaten im Jahre errreicht, während sie in den trockeneren Jahreszeiten bis auf 0,9 m zurückging! Unterhalb St. Louis betrug die Tiefe der Fahrrinne an 137 Tagen des Jahres über 3 m, während sie nur an 3 oder 4 Tagen im Jahre auf weniger als 1,2 m zurückging. Dennoch wird die Schiffahrt arg gehindert durch die vielen Sandbänke, die sich schnell bilden, manchmal allerdings nach längerer Zeit auch wieder verschwinden, und durch die „Snags", die sich zu einer besonderen Plage entwickelt haben. Die Snags sind Baumstämme, die der Fluß mitgeführt und in seinem Grunde festgerammt hat. Sie stehen nun unsichtbar unter Wasser, mit den Aesten und Zweigen nach oben, und beschädigen die Schiffe, die gegen sie anfahren, mehr oder weniger stark. Seit langer Zeit sind daher auf Kosten der Regierung sogenannte Snag-boats tätig, die mit großen Ketten unter dem Wasser nach den Baumleichen suchen, sie dann mit Maschinenkraft aus dem Boden losreißen und an Bord holen und dort mit elektrischen Sägen in Stücke schneiden.

In Keokuk sind die Gouverneure von zwölf Staaten an Bord des Dampfers gestiegen, der den Präsidenten Roosevelt nach Süden trug, während die Oberhäupter der zehn übrigen Staaten, die sich

ı der Studienfahrt beteiligen wollten, in St. Louis an Bord ngen. Selbstverständlich war der Dampfer Roosevelts von einer ıendlichen Zahl von kleineren Dampfern begleitet, die Delegierte :r verschiedenen Ausschüsse, Angehörige der Presse, Leute, die sich gendwie sonst für die Frage der Mississippi-Regulierung inter-'sierten, und Massen von Neugierigen an Bord hatten. So fuhr : nach Süden, hier und da eine der Reden haltend, in denen er ; so gut versteht, die brennenden Tagesfragen seines Landes in 'arer und eindringlicher Weise zu erörtern. In St. Louis hielt er . B. am 2. Oktober 1907 eine Rede, in der selbstverständlich auch on der Notwendigkeit des Ausbaues der Schlacht-Flotte und von :r staatlichen Aufsicht über die großen wirtschaftlichen Korporationen e Rede war; denn diese beiden Steckenpferde reitet der Präsident, oft er nur kann. Den größeren Teil der Rede aber widmete er r Regulierung des Mississippi, indem er der Hoffnung Ausdruck b, daß dieser nicht nur seine frühere Bedeutung als Schiffahrts-aße wiedererlange, sondern daß sie entsprechend der außerordent-hen Zunahme der Bevölkerung der Mississippi-Ebene und des An-ıch'ens ihres Wohlstandes eine noch größere Bedeutung gewinnen ̧ge. Es sei für die Nation von den verschiedensten Gesichts-ınkten aus wünschenswert, zur Verbesserung ihrer größten in-ndischen Wasserstraße den Mississippi und seine mächtigen Zuflüsse sammenzuschließen; denn dieses Strom-System beherrsche zu viele ınzelstaaten, als daß man diesen allein die Aufgabe überlassen ırfe, die Regulierung so zweckmäßig wie möglich vorzunehmen, elmehr müsse dies als eine hervorragend wichtige Aufgabe der ınzen Nation aufgefaßt werden; denn der Mississippi gehörte mit inen Nebenflüssen zu den wichtigsten nationalen Besitztümern. s würden daher die Interessen der ganzen Nation bei der Lösung eser Frage in Betracht gezogen werden, und man könne nicht oft :nug darauf hinweisen, daß alles das, was zunächst einem Teile :s Landes zugute komme, doch schließlich für die ganze Nation ›n Vorteil sei.

Damit ist die hochwichtige Frage angeschnitten, wer die enormen osten übernehmen soll, die für die Regulierung des Mississippi forderlich sind. Einzelne Städte und Gemeinden kommen natürlich ır für Bruchteile davon in Betracht. Auch die Kreise (nach eng-chem Muster noch immer Grafschaften, Counties, genannt) können ır wenig herangezogen werden. Es bleibt also die Wahl zwischen den ınzelstaaten und der Union. Einzelstaaten haben wiederholt Kanal-

bauten unternommen — so z. B. der Staat New-York den Bau des Erie-Kanals und der Staat Illinois den Bau des Chicago Drainage-Kanals von Chicago bis Lockport. Die Kosten des letzteren betrugen 50 Millionen Dollars; der Staat Illinois ist aber bereit, ihn der Union unter der Bedingung abzutreten, daß sie ihn bis St. Louis erweitert. Der Kongreß hat darauf eine Untersuchung veranlaßt, die ergab, daß die Kosten dafür etwa 31 Millionen Dollars betragen würden. Dieser Bericht wurde im Kongreß schon im Jahre 1904 abgestattet — aber der Kongreß tat bisher nichts.

Während es nun aber bei solchen einzelnen Kanälen — mindestens z. B. im Falle des Erie-Kanals — klar ist, daß die Vorteile wesentlich einem Einzelstaate zugute kommen, wenn auch natürlich der wirtschaftliche Fortschritt der ganzen Vereinigten Staaten dadurch in gewisser Weise gefördert wird, so handelt es sich dagegen zweifellos bei einer Regulierung des Mississippi um viel größere Interessen der Allgemeinheit. Gewiß könnte man sagen, daß auch schon eine Vereinigung aller der 20—25 Einzelstaaten, die in der Mississippi-Ebene liegen, zum Ziele führen könnte. Aber es läßt sich doch wohl nicht bestreiten, daß infolge der engen Verflechtung der wirtschaftlichen Interessen des Ostens, des „mittleren Westens“, d. h. der Mitte, und des Westens der Union die Schiffbarmachung ihres größten Stromes von ungeheurem Vorteil für das ganze Land begleitet sein würde. Die Beteiligung der Union als solcher läßt sich also allerdings mit gewichtigen Gründen empfehlen — zumal sie in den letzten Jahren für Meliorationszwecke in den Felsengebirgsstaaten gewaltige Summen aufgewendet hat, obwohl die östlichen Staaten davon ganz bestimmt keinen direkten Vorteil haben. Viele hundert Millionen Dollars sind für diesen Zweck vom Schatzamt der Vereinigten Staaten ausgegeben worden, und mit Recht wird es allgemein in Nordamerika als eine Kulturtat ersten Ranges gepriesen, daß die Union diese kolossalen Summen nicht gescheut hat, um die wüsten und unfruchtbaren Ländereien der Felsengebirge unter ein vorzügliches Bewässerungssystem zu bringen, das aus gewaltigen Flächen unwirtlichen Landes blühende Farmen und Gärten geschaffen hat. Warum sollte deshalb die Union nicht auch für die Regulierung des Mississippi eine halbe Milliarde Dollars oder noch mehr hergeben? Denn daß die Summe sich für den Wohlstand des ganzen Landes mit Zins und Zinseszins bezahlt machen würde, wird eben von keiner Seite mehr bezweifelt.

Indessen ist die Frage, wer die Mittel dafür aufbringen soll,

von der Beantwortung der weiteren Frage abhängig: wer die Regulierungsarbeiten technisch durchführen kann. Ohne ein Zusammenwirken der Union mit den Einzelstaaten ist dies natürlich undenkbar. So würde es der Union z. B. noch nichts nützen, eine Vertiefung der Fahrrinne durchzuführen, wenn sie nicht gleichzeitig die Einzelstaaten veranlaßte, die hier und da an bestimmte Eisenbahn-Gesellschaften erteilte Erlaubnis, Eisenbahnbrücken in verhältnismäßig geringer Höhe über den Fluß zu schlagen, wieder rückgängig zu machen und sie in Zukunft nur unter größter Vorsicht zu erteilen. Schon aus der Tatsache der Zulassung dieser Brücken ergibt sich zugleich aber, wie schädlich es ist, daß bisher nicht eine Zentralbehörde für den Mississippi eingesetzt war, die sich dieser Aufgaben mit voller Energie annehmen könnte. Bisher sind die Dammbauten am unteren Mississippi und die geringen Arbeiten, die am oberen Mississippi ausgeführt wurden, mangels eines Ministeriums der öffentlichen Arbeiten dem Kriegsministerium zugeteilt gewesen, das sich natürlich vorwiegend um seine Hauptaufgaben und erst in letzter Linie um den Mississippi gekümmert hat. Die Schaffung eines Ministeriums der öffentlichen Arbeiten würde übrigens auch aus anderen Gründen sehr erwünscht sein, da die mannigfachen technischen Aufgaben, die der Regierung der Union im Laufe der Zeit erwachsen sind, heute unter die verschiedensten Ministerien verteilt sind. Kann man sich aber für die Schaffung eines solchen neuen Ministeriums nicht begeistern, so wird man die Mississippi-Regulierung unbedingt dem Reichsamt des Innern unterstellen müssen, das bereits die erwähnten umfangreichen Bewässerungsarbeiten leitet.

Wie die erforderlichen Mittel aufgebracht werden sollen, dafür sind die verschiedensten Vorschläge gemacht worden. Die Kosten müßten wahrscheinlich abgestuft verteilt werden zwischen der Union, den in Betracht kommenden Einzelstaaten, den direkt am Mississippi und seinen Nebenflüssen liegenden Kreisen und den betreffenden großen Städten. Von gewisser Seite hat man (wie erwähnt) lebhaft befürwortet, einen Teil der Summe, die im Marine-Budget für die Kriegsflotte bestimmt ist, zunächst für die Verbesserung der inländischen Wasserstraßen zu verwenden, weil ja auch dadurch die Flotte schließlich gestärkt würde. Ferner ist eine Erbschaftssteuer empfohlen worden, dann eine Einkommensteuer, oder die Ausgabe von kleinen Schatzanweisungen. Man hat dabei auf das Beispiel Frankreichs verwiesen, welches gezeigt habe, daß auf diese Weise nicht nur die

nötigen Mittel aufgebracht werden könnten, sondern daß auch der Gemeinsinn der Bürger, die von der geplanten Verbesserung den meisten Vorteil haben würden, dadurch gestärkt werde. Sicherlich würden sich die Kosten auch um so leichter aufbringen lassen, als sie nur einmal aufgewandt zu werden brauchten, während die spätere Instandhaltung nicht kostspielig sein würde. Das in die Verbesserungen hineingesteckte Kapital würde sich aber sicherlich mit Zins und Zinseszins wieder einbringen lassen. Für die Bewässerungsanlagen in den Felsengebirgen sind z. B. im Jahre 1906 rund 10 Millionen Dollars ausgegeben worden, während 40 Millionen Dollars eingenommen wurden. Und wenn dies auch nicht als Verzinsung betrachtet werden kann und die Verzinsung für die Mississippi-Regulierung nicht eine so günstige sein würde wie die für die Wüstenmelioration, so würde doch auch nach wenigen Jahren sich ebenso wie bei diesen Bewässerungsanlagen herausstellen, daß die Einnahmen die Ausgaben erheblich übersteigen.

Die Ingenieure Humphreys und Abbott haben durch ihre genauen Messungen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten festgestellt, daß der Mississippi jährlich $19^1/_2$ Trillionen Kubikfuß Wasser in das Meer wälzt und daß mit dieser ungeheuren Menge die gewaltige Masse von 400 Millionen Tonnen Schlamm mit in das Weltmeer geht — soweit er sich nicht vor der Mündung ablagert und dort die Sandbänke bildet, die eine beständige Gefahr für die Schiffahrt bilden und die bei der Regulierung beseitigt werden müßten. Um der Gefahr der Versandung der Mississippimündung vorzubeugen, ist schon im Jahre 1875 durch Kongreßakte dem Ingenieur James B. Eads der Auftrag übertragen worden, den einen der Mündungsarme des Flusses so einzudämmen, daß das zusammengedrängte Wasser zu rascherem Dahinfließen gezwungen und dadurch in den Stand gesetzt werde, die Fahrrinne selbsttätig zu vertiefen. Wirklich wuchs durch die damals vorgenommenen Arbeiten die Tiefe über der Barre von 5 auf 6 Meter, später sogar auf mehr als 7 Meter. Da aber auch der Tiefgang der Schiffe gestiegen ist, sind die Schlammbänke bei New-Orleans auch heute wieder als ernsthafte Hindernisse des Verkehrs zu betrachten, so daß wiederholt von einem Verfall mindestens des Seehandels dieser Stadt gesprochen worden ist. Was nützt es dem gegenüber, daß der Mississippi an anderen Stellen nahezu 30 Meter tief ist, wenn er jenseits des Beginns der Deltaarme nur noch eine Tiefe von etwa 7 Meter aufweist? Die gewaltigen Massen Schlamm, die der Fluß

sich führt und schon in seinem eigenen Laufe allmählich ablagert,
n auch zu der Notwendigkeit geführt, seinen unteren Lauf mit
en Dämmen zu begleiten, um das umliegende Land vor Ueber-
emmungen zu schützen. Solche Ueberschwemmungen waren noch
en siebziger Jahren sehr häufig, wie sie ja noch jetzt am Ohio
anderen Nebenflüssen des Mississippi zur Tagesordnung gehören.
ıals wurde am unteren Mississippi ein großes System von
ımen geschaffen, die sich im Jahre 1890, als der Fluß sehr hoch
ausgezeichnet bewährt haben; denn während früher bei solchen
genheiten Hunderte von Kilometern durchbrochen wurden, fielen
Ansturm des Flusses nur 5 von insgesamt 1100 englischen
en zum Opfer. Sein Boden aber steigt fortgesetzt, und die
me werden daher von Zeit zu Zeit erhöht werden müssen. Man
t ja ähnliche Verhältnisse namentlich bei den italienischen Flüssen;
doch heute z. B. der Wasserlauf des Po höher als die Dächer
c an seinen Ufern stehenden Häuser. Die beständige Er-
ng der Seitendämme wird daher auch das Land am Mississippi
ı die Ueberschwemmungsgefahr sichern müssen, wie dies beim
ȝeschehen ist.

Von der gewaltigen Schlamm-Masse, die der Mississippi jährlich
sich führt, erhält man erst eine ungefähre Vorstellung, wenn
hört, daß sie doppelt so groß ist als die Summe der Erd-
n, die man beim ganzen Bau des Panama-Kanals aus-
achten haben wird, oder daß sie gar hundertmal größer ist als
ȝesamte Frachtverkehr, der heute auf dem Mississippi selbst oder
ı Ufern entlang von Norden nach Süden geht! Die Geologen
der Ansicht, daß eine Landfläche von 100 000 englischen Geviert-
n am Golf von Mexiko durch die Ablagerungen des Mississippi
det worden ist. Wenn der Fluß diese gewaltigen Schlammassen
sich zu führen fortfährt, so bringt dies heute eine dreifache
ıhr mit sich: daß seine Fahrrinne versandet, daß infolgedessen
leberschwemmungsgefahr wächst, wenn die Dämme nicht beständig
ıt werden, und daß Jahr für Jahr eine Menge der kost-
ten Ackerbauerde verloren geht.

Denn gerade die fruchtbare oberste Ackerkrume wird vom Regen
t in den Fluß gespült, und die Farmer sind erst in letzter Zeit
ıf aufmerksam geworden, daß sie durch die ganze Anlage ihrer
ebe, durch die Art, wie sie ihre Gräben zogen usw., dem Regen-
r geradezu erleichtert haben, die fruchtbare Ackerkrume fort-
ilen. Hat man doch an den kleineren Nebenflüssen des Missisipi

und an den Bächen, die in diese Nebenflüsse strömen, den Rand von Weiden und Pappeln, der sie früher schmückte, größtenteils niedergeschlagen, so daß der natürliche Wall, der früher gegen die Fortschwemmung der obersten Humusschicht vorhanden war, zerstört worden ist. Man hat auch nicht dafür gesorgt, daß etwa ein Rasenstreifen die Aufgabe der abgehauenen Bäume übernahm, sondern hat sich in unbegrenztem Vertrauen auf die Unerschöpflichkeit des Bodenreichtums nach echt amerikanischer Art gar keine Gedanken darüber gemacht, ob man nicht durch Unachtsamkeit die wertvollsten Bestandteile für den Landwirtschaftsbetrieb der folgenden Generationen vernichtete oder achtlos verkommen ließ. Von der Waldverwüstung innerhalb der Vereinigten Staaten, die natürlich auch nach dieser Richtung verderblich gewirkt hat, braucht kaum besonders gesprochen zu werden.

Uebrigens würde sich trotz des geringen Gefälles des Mississippi doch auch seine Wasserkraft an einzelnen Stellen ausnützen lassen. Man hat früher in den Vereinigten Staaten darauf nicht das geringste Gewicht gelegt, weil man glaubte, daß man Kohlen, Anthrazit, Petroleum und andere Kraftquellen in so ungeheurer Menge besäße, daß sie für Jahrtausende ausreichen würden. Bei dem gewaltigen Anschwellen des Verbrauchs der Feuerungsstoffe aber kann es heute nicht mehr zweifelhaft sein, daß nicht nur größere Sparsamkeit am Platze ist, sondern daß auch neue Kraftquellen aufgesucht werden müssen — ist doch von den Anthrazitvorräten der Vereinigten Staaten schon mehr als die Hälfte verbraucht. Bisher ist die Ausnutzung der Wasserkraft größtenteils Privatleuten und Aktiengesellschaften überlassen worden, obwohl in einigen Fällen, so z. B. bei den Saint Anthony's Falls, auch die Bundesregierung mit beteiligt ist. Nur an den großen Strömen hat sich die Regierung von vornherein im Interesse der Schiffahrt das Bestimmungsrecht vorbehalten. Sie wird daher auch leicht in der Lage sein, an einigen Stellen, an denen der Mississippi Stromschnellen bildet, Kraftwerke anzulegen.

Nach allen Anzeichen zu schließen, wird also gegenwärtig die Regulierung des Mississippi als eine der wichtigsten Aufgaben der Bundesregierung und der Einzelstaaten betrachtet. Beide werden sich vereinigen, um das notwendige Werk zu schnellem Ende zu führen. Denn die Regierung der Union allein wird die Kosten wohl nicht ganz übernehmen (obwohl sie dies könnte), weil sich zu häufig herausgestellt hat, daß bei Arbeiten, die auf Kosten der Gesamt-

regierung unternommen werden, in unsinnigster Weise verschwendet wird; eine der führenden amerikanischen Zeitschriften meinte kürzlich bitter: „Wir besitzen einen zu großen Barbestand, als daß vernünftig damit gewirtschaftet werden könnte."

Es kann wohl kein Zweifel sein, daß die Schiffbarmachung des Mississippi nun mit der gewaltigen Energie unternommen werden wird, die wir an den Amerikanern bewundern, und daß damit der Zustand der Mißachtung der prächtigen Wasserstraße verschwinden wird. Sieht man heute in ein Werk über die Vereinigten Staaten hinein, so wird man über die Schiffahrt auf dem Mississippi nur sehr wenig oder gar nichts finden. Der vortreffliche „Statistical Abstract of de United States" z. B., der seit 29 Jahren vom Handelsministerium in Washington herausgegeben wird und dessen letzter Jahrgang auf 716 eng gedruckten Seiten eine Fülle von Material enthält, schweigt sich über den Mississippi vollständig aus. Jetzt endlich ist die Bedeutung, zu der „der Vater der Ströme" kommen könnte, den Amerikanern klar geworden. Mr. John Barrett, der Direktor des Bureaus der Amerikanischen Republiken, meinte wörtlich: „Der große mittlere Westen wird den Handel der ganzen Westküste Süd-Amerikas beherrschen, wenn der Panama-Kanal vollendet ist — vorausgesetzt, daß die Wasserstraße von den großen Seen zum Golf von Mexiko vertieft und ausgebaut ist. Sonst werden es Japan, Deutschland und England sein, die den größten kommerziellen Einfluß in diesem ungeheuren Gebiet, das noch der Erschließung harrt, ausüben werden."

Die gegenwärtige Finanzlage Rußlands.

(Vergleiche die gleichnamige Abhandlung im Januarheft 1908.)

Von

Adrian Polly.

Weder bei Abfassung der — wie oben angeführt — in diesen Blättern bereits veröffentlichten, noch bei der gegenwärtigen Ausarbeitung lag die Absicht einer Polemik in meinem Gedankenkreis. Weder zum Angriff noch zur Abwehr habe ich irgendwelchen „Auftrag". Ich suche einfach die vorurteilslose Wahrheit und finde deshalb mit Leichtigkeit die Einigungslinie mit dem von gleicher Wahrheitsliebe durchdrungenen Gegner: mindestens in der Respektierung des gegenseitigen guten Glaubens.

Ich antwortete deshalb nicht an dieser Stelle oder sonstwo auf hämische Verunglimpfungen mit persönlicher Spitze; obendrein ohne den geringsten Versuch sachlicher Beweisführung, wie u. a. ein in Berlin erscheinendes Fachorgan als erlaubt angesehen hat. — Um so ernsteres Gewicht lege ich den wissenschaftlichen Ausführungen bei, die der angesehene staatswirtschaftliche Schriftsteller und Redakteur dieser Blätter, teils aus offenbar eigner Wahrnehmung an der Hand der Beherrschung russischer Verhältnisse, teils aus den Nachweisungen anderer Fachleute, unter Zugrundelegung durchgearbeiteten statistischen Materials, meiner Darstellung entgegen gehalten. — Der alleinige Zweck dieser Zeilen beschränkt sich daher auch darauf, die von dem Verfasser aufgeworfenen, in meinem ersten Aufsatz offengelassenen Fragen zu beantworten, aber auch die durch lückenhafte oder falsche Entwicklung anderer Autoren, auf deren Material Herr Dr. Rohrbach sich stützt, entstandenen Fehlschlüsse, richtig zu stellen, soweit ich mit Hilfe unwiderleglicher Ziffern dazu imstande bin.

Um die Reihenfolge der Berichtigungen und Ergänzungen in der von Dr. Rohrbach gegebenen Ordnung tunlichst festzuhalten — nur in einigen Abschnitten glaubte ich durch zusammenfassende Gruppierung eine bessere Uebersicht zu erzielen — beginne ich mit der Untersuchung über die Vergrößerung der Staatsschuld, infolge des russisch-japanischen Krieges. Mein Herr Opponent bemängelt, daß ich die von Helfferich berechneten Kriegskosten mit 12811.2 Mill. Rubel, daneben aber auch in einer Zusammen-

:llung die Vergrößerung der Staatsschuld vom 1. Januar 1904 bis
m 1. Januar 1908 um rund 2074 Mill. Rubel gegeben, wobei der ur-
chliche Zusammenhang der Schuldenvergrößerung mit der Kriegsführung
s unzweifelhaft erscheint.

Angenommen selbst die Annahme des Herrn Dr. Rohrbach wäre
chtig, daß die reinen Kriegskosten wirklich die Höhe von 2074 Millionen
reicht hätten, so verdiene ich weder für die richtige Wiedergabe der von
rof. Helfferich bewirkten letztbekannt gewordenen Berechnung, noch da-
r Tadel, daß ich — unabhängig von dieser Berechnung — auf Grund
eiterer Untersuchung — sechs Seiten später, wie ausdrücklich hervorge-
ben wird — die gesamte Staatsschuldenvergrößerung innerhalb der
ßten 4 Jahre der Wirklichkeit entsprechend unverhüllt und unverschönert
tgestellt. Den einzigen Vorhalt, den ich mir freimütig selbst machen
uß, ist der, daß ich die Ziffer nicht ganz genau, sondern nach oben
trächtlich abgerundet, wiedergegeben habe. Die Vergrößerung der
taatsschuld in der genannten Periode beläuft sich nämlich genau auf
2 073 954 363, wie aus nachstehender Uebersicht hervorgeht:

Bewegung der russischen Staatsschuld vom 1. Januar 1904
bis 1. Januar 1908.

:stand am 1. Januar 1904	R. 6 636 111 841	
	Zunahme in 1904	R. 430 378 759
„ „ 1. Januar 1905	R. 7 066 490 636	
	Zunahme in 1905	R. 615 405 312
„ „ 1. Januar 1906	R. 7 681 895 948	
	Zunahme in 1906	R. 927 681 580
„ „ 1. Januar 1907	R. 8 609 577 528	
	Zunahme in 1907	R. 100 488 676
„ „ 1. Januar 1908	R. 8 710 066 204	
	Insgesamt:	R. 2 073 954 363

e Probe ergibt: Staatsschuld am 1. Jan. 1908:	R. 8 710 066 204
„ „ „ „ 1. Jan. 1904:	R. 6 636 111 841
Summe der Vergrößerung:	R. 2 073 954 363

Ist nun durch die vorstehende Tabelle eine feste und — wie man
ht — gegen meine eigne Angabe im Januarheft geringere Summe
s Gesamtvergrößerung der Staatsschuld ermittelt, so kann ich dagegen
ı gezogenen Schluß keineswegs gelten lassen, daß nun diese Ziffer sich
lankweg mit dem Kriegsaufwand decke.

Zunächst darf nicht übersehen werden, daß die für Abmessung aller
rch den Krieg unmittelbar, wie in seinen Nachwirkungen, entstandenen
häden und Nachteile eingesetzte Kommission, ihre Arbeiten bis zum
utigen Tage noch nicht in allen Teilen abgeschlossen, die gesamte ihr
r Untersuchung überwiesene weitschichtige Materie bewältigt hat. Es

sind daher Veränderungen, wenn auch nicht tiefgreifender Art, immerhin noch zu erwarten, deren Ermittlung bei den endgültigen Festsetzungen der Kriegskosten in Berücksichtigung gezogen werden muß. Außerdem sind aus den die Vergrößerung der Staatsschuld darstellenden Beträgen auch produktive Wertanlagen beschafft worden, die das Vermögen des Russischen Staates vergrößern, sich auch ganz gut verrenten.

Hierher gehört die Verstärkung der Beförderungsfähigkeit, der Ausrüstung und der Legung von Doppelgleisen an den Kreuzungspunkten der Nordsibirischen Bahn. — Während bis zum 1. Januar die Höchstzahl der durchlaßbaren Züge täglich 12 Paar betrug, ist jetzt die normale Kapazität auf der ganzen Strecke 18 Paar Züge pro Tag, somit um 50% mehr.

Für diese Verbesserung allein sind etwa 50 671 650 Millionen Rubel verausgabt worden. —. Ferner war aus strategischen Gründen die Ueberführung des Gleises rund um den Baikalsee, sowie eine vielfach vermehrte Bahnausrüstung notwendig geworden. Auch auf der Baikalbahn wurde die Durchführfähigkeit von maximum täglichen 9 Paar Zügen am 1. Januar 1904 auf 18 Paar Züge täglich am 1. Januar 1908 erhöht. Die Gesamtziffer der Ausgaben für Eisenbahnbauten, Ausrüstungen und Vervollständigungen in Rußland während der letzten 4 Jahre, Ausgaben, die nicht als Kriegsverlust zur Abschreibung gelangen dürfen, sondern einen Aktivposten darstellen, finden sich in folgender Zusammenstellung. Es wurden verausgabt in den Jahren:

1904	R.	95 436 690
1905	R.	72 581 685
1906	R.	95 171 275
1907	R.	62 342 529
Zusammen:	R.	325 532 179

Ferner muß auch noch ein Betrag von etwa 15½ Millionen zugunsten der Verringerung des Kriegspassivums gerechnet werden, der sich als Differenz zwischen den Angaben der Reichskontrole und der korrekten Feststellung des Finanzministeriums ergibt. Mit diesen 15½ Millionen Rubel operiert auch Prof. Oserow in seinem von Herrn Dr. Rohrbach als mustergültig und bahnbrechend anerkannten vielzitierten Buche: „Wie wird in Rußland das Geld des Volkes ausgegeben?"

Herr Dr. Rohrbach tut mir wahrhaft unrecht, wenn er mir Unkenntnis des Oserow'schen Buches — auf dessen Inhalt ich übrigens noch mehrfach zurückzukommen Anlaß haben werde — vorhält. Ich darf außer mit der Rechnung meines Buchhändlers für den Zeitpunkt der Anschaffung — als schwachen Gegenbeweis —, mit dem Zeugnis einer großen Reihe unantastbar glaubwürdiger Persönlichkeiten aufwarten, mit welchen ich die verschiedensten Partien des Buches sehr eingehend durchsprochen. Fast unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches, das hier schon nach der Art seiner Entstehung begreiflicherweise Aufsehen erregen mußte.

Prof. Oserow erteilt nun in seinem Vorworte, wie Herr Dr. Rohrbach völlig zutreffend hervorhebt, dem Reichskontroleur für dessen rückhaltslose Bereitwilligkeit, dem moskauer Professor nicht nur das Archiv der Reichskontrolle mit allen Materialen, sondern auch die persönlichen Erfahrungen seiner Beamten zur Erleichterung des Studiums, zur Verfügung zu stellen, volle Anerkennung.

Daß nun aber der Fachgelehrte umgekehrt als „nobile officium" angesehen hätte, das Resultat seiner Untersuchungen an derjenigen Stelle, durch deren Vertrauen allein er sie erwerben konnte, vor der Veröffentlichung mitzuteilen, schon um im eignen Interesse Mißverstandenes oder Unverstandenes aufzuklären, davon habe ich allerdings trotz sorgfältigster Erkundung nichts in Erfahrung bringen können. — Mit der oben erwähnten Differenz von beinahe 16 Millionen Rubel (R. 15 975 481 19) hat es aber folgende Bewandtnis:

In dem Bericht der Reichskontrole für 1906 ist die ganze Staatsschuld zum 1. Januar 1907 auf R. 8 625 553 009,19 Kop., somit um R. 15 975 481,19 höher berechnet als in dem Budget des Finanzministeriums für 1907, weil ein großer Teil der in den Büchern der Reichskontrolle geführten Depositen bereits amortisiert; daher in Abzug zu bringen ist. Die Summe der Staatsschuld konnte außerdem bei einigen Anleihen nur annähernd berechnet werden, weil bestimmte Einzelheiten bei der Zusammenstellung des Budgets für 1907 noch nicht genau bekannt waren. Das gilt für folgende Punkte:

a) Um die Summe der Schuld für ewige Depositen zum jeweiligen 1. Januar des künftigen Jahres zu berechnen, wird zu der Summe, die am 1. Juli feststeht, ein dem Anwachsen der Schuld während der ersten Hälfte des Jahres gleichkommender Betrag hinzugefügt. Im Jahre 1906 übertraf die Summe der wirklichen Depositen die der veranschlagten um R. 205 681; außerdem zeigte es sich bei Abschluß der Kontos, daß bis zum 13. Januar 1906 um R. 14 480 mehr $3^1/_2$ %ige Depositen niedergelegt, als im Budget berechnet waren.

b) Von den 6% igen Anleihen werden alljährlich kleine Summen zur Abrundung des Kapitals der Kreditscheine rückgezahlt, die bei Ueberführung der Papiere in Metallrubeln — Wert der 15. Teil eines Imperials — zur Umrechnung gelangen. Die Summe dieser Auszahlungen wird ebenso schätzungsweise berechnet, wie die der ewigen Depositen. Im Jahre 1906 waren die wirklichen Auszahlungen um R. 971,71 Kop. größer als vorgesehen.

c) Ein großer Teil der 4% igen Obligationen der Hauptgesellschaft der Nikolaibahn (1893) und der Moskau-Jaroslaw-Archangelsk-Bahn ist durch freiwillige Einwechslung gegen die 4% ige Rente konvertiert worden. Um das Kredit für die alljährliche Tilgung der Obligationen durch Ziehungen zu bestimmen, müssen die im Tilgungsplan angeführten Summen im Verhältnis zur wirklichen Verringerung des Anleihekapitals ver-

minbert werden. Im Jahre 1906 sind gegen den Voranschlag weniger getilgt: Obligationen der Hauptgesellschaft (Nikolaibahn) um R. 5 600 und der Moskau-Jaroslaw-Archangelsk-Bahn um R. 1 400.

b) Die Budgetziffer war um 42 Kop. größer, als die wirkliche, weil zur Abrundung der Summe Bruchteile des Rubels hinzugefügt waren.

Der Abzug aller dieser nachgewiesenen Beträge führt zu einer entsprechenden Minderung der Kriegskostenberechnung gegenüber der Staatsschuldenvergrößerung.

Dem Wunsche, den Getreideertrag von 1900 ab zu ergänzen, entspreche ich in folgender Zusammenstellung; nur bemerke ich, daß diese Ziffern ohne den Kartoffelertrag zu verstehen sind; für den letzteren existiert eine zuverlässige Statistik noch nicht: Der Getreideertrag (ohne Kartoffel) belief sich in den Jahren:

1900	auf	3 496,8	Mill.	(Pud.)	
1901	„	3 059,1	„	„	
1902	„	4 128,7	„	„	
1903	„	3 951,9	„	„	
1904	„	4 418,3	„	„	
1905	„	3 783,8	„	„	
1906	„	3 256,8	„	„	
1907	„	3 728,8	„	„	(schätzungsweise!)

Die Tabelle zeigt — wenngleich in wechselnder Kurve — doch deutlich die steigende Tendenz bis einschließlich 1904; ein Fallen in den Jahren 1905 und 1906; eine Steigerung in 1907.

Auch die Statistik für Pferde und Vieh, bin ich nunmehr in der Lage, bis einschließlich 1907 fortzuführen, wobei sich folgendes Bild zeigt:

	Pferde	Rindvieh	Schafe	Ziegen	Schweine
	in tausenden Stück:				
1900:	20 405	32 913	50 119	1 005	13 558
1901:	21 045	35 047	50 519	1 029	13 191
1902:	21 099	35 027	50 547	1 027	13 289
1903:	21 643	35 387	52 028	1 122	13 701
1904:	21 687	35 426	51 921	1 114	13 784
1905:	21 781	45 043	64 697		13 040
1906:	21 606	43 203	61 549		12 734
1907:	21 486	42 305	58 510		12 279

Mit Ausnahme der ziemlich stationär gebliebenen Schweinezucht zeigt die Vergleichslinie bei den übrigen Vieharten eine kräftige Aufwärtsbewegung, die beim Rindvieh sogar annähernd 25% beträgt. Der nur 5—6% ausmachende Anwuchs bei Pferden würde bei weitem imposanter zum Ausdruck kommen, hätte die Kriegsausrüstung der Reiterkorps nicht einen kolossalen Pferdeverbrauch mit sich gebracht. Nicht weniger als 2 153 000 Pferde — die Ziffern stammen vom russischen General-

stab — wurden für den Mandschurischen Feldzug bereitgestellt; davon nur 181 759 aus dem europäischen, alle übrigen aus dem sibirischen (asiatischen) Rußland.

Die Zuckerstatistik zerfällt a) in der Größe des in den Fabriken hergestellten Weißzuckers:

1902/3:	71 882 299	Pud
1903/4:	81 071 265	„
1904/5:	75 889 921	„
1905/6:	64 353 148	„
1906/7:	84 941 927	„
1907/8:	96 644 858	„ (Nach vorläufiger Berechnung im Oktober 1907).

b) in verarbeiteten Zuckerrüben (in je 10 Pud berechnet):

1901/2:	50 450 936	Pud
1902/3:	53 717 466	„
1903/4:	47 025 977	„
1904/5:	39 293 129	„
1905/6:	46 909 190	„
1906/7:	61 976 198	„
1907/8:	56 846 734	„

Die Fabrikationszunahme beträgt hiernach annähernd 28%; die der Rübenindustrie etwa 10%.

Die Eierausfuhr wird in nachstehender Tabelle zur Darstellung gebracht und weist eine beinahe um ein Drittteil gestiegene Ausfuhr auf:

	Stückzahl	Rubel
1901:	1 996 977 000	35 392 312
1902:	2 228 948 000	38 626 831
1903:	2 775 051 000	51 089 187
1904:	2 752 762 000	54 336 321
1905:	2 993 552 000	60 940 938
1906:	2 833 171 000	56 156 634
1907:	2 606 000 000	53 249 000
	(Vorläufige Angaben)	(Vorläufige Angaben)

Die Zahl der am 1. Januar 1908 in Betrieb befindlichen mechanischen Spindeln wurde mit ungefähr 7 400 000 ermittelt. Daneben ist die Hausindustrie in bestimmten Gouvernements außerordentlich stark entwickelt; namentlich wird aus dem Gouvernement Jaroslaw und aus der Umgebung von Moskau über namhaften Export berichtet. Die Menge der unter Handbetrieb stehenden Spindeln wird schätzungsweise auf 1/3 der mechanisch betriebenen Spindeln veranschlagt. Daraus ergibt sich eine annähernde Verdreifachung im Wachstum der Spindelzahl seit 1886.

Gegenüber meiner Einfuhr- und meiner Ausfuhrstatistik, deren ziffermäßige Richtigkeit nicht bezweifelt wird, bringt Herr Dr. Rohrbach die

Zahlenreihe der Normaleinfuhr Rußlands für das letzte Jahrzehnt in die
Gefechtslinie. Er rechnet in Millionen Mark nach dem statistischen Jahr-
buch für das Deutsche Reich; ich in Millionen Rubel nach amtlichem russi-
schen Material. Der gegnerische Verfasser führt seine Statistik bis 1906,
ich kann heute mit den Ergebnissen bis einschließlich 1907 aufwarten,
mit der Einschränkung jedoch, daß die Angaben für das letzte Jahr nur
den Anspruch erheben, als vorläufige betrachtet zu werden. Zwischen den
Rohrbachschen und meinen Zahlen ist in derjenigen der Einfuhr für 1906
ein Ueberschuß zugunsten Rußlands, an dem ich bis zum Beweise des
Gegenteils, auf Grund der Zuverlässigkeit meiner Quellen festhalten muß.
Die Zusammenstellung für die letzten drei Jahre der russischen Handels-
bilanz liefert folgende Zahlen:

	Ausfuhr:	Einfuhr:
1905:	1 080 017	612 195
1906:	1 094 886	800 690
1907:	1 069 209	779 162

Das Ergebnis ist somit in der Ausfuhr ungefähr stationär, in
Einfuhr gleichbedeutend mit der Aufnahmekraft im Verhältnis zur
völkerungszunahme; trotz der Einbuße in 1907 gegenüber 1906, gle
wohl eine namhafte Hebung in den beiden letzten Jahren gegenüber 19

Die Behauptung des Herrn Dr. Rohrbach, ich hätte die Importzif
nur für die Jahre 1899—1903 gegeben, ist nicht zutreffend; er hat ü
die unmittelbar darunter stehenden Zahlen für 1904 und 1905 leider
meinem Nachteil hinweggelesen.

Den Ausführungen von Prof. Ballod, über dessen Autorität zwisc
uns keine Meinungsverschiedenheit besteht — zu den russischen Fläch
erträgnissen im Vergleich zu den deutschen, habe ich keine Bemerkung e
gegenzustellen. Nur wird die Billigkeit der Ballodschen Denkweise sch
anerkennen müssen, daß Rußland nicht das einzige Land in Europa
das eine Konkurrenz mit dem rationellen landwirtschaftlichen Betr
im Deutschen Reiche nicht auszuhalten vermag. Rußland hat aber d
Gegenüberstellung für sich bis jetzt auch nie angesprochen. Zur Frage st
augenblicklich nichts weiter als die Klarstellung, ob Rußland sich n
wie vor in rückläufiger Bewegung befindet, oder ob es die Anerkenn
verdient, mit der nach Beendigung des mandschurischen Feldzuges u
Niederwerfung der Revolution beginnenden Neuperiode, den in ern
Arbeit nach vorwärts strebenden Nationen zugezählt zu werden; fer
ob der innere Reichtum Rußlands bei rationell fortschreitender Ausbeut
solide Garantien für sein Kreditbedürfnis gewährt.

Dagegen muß ich einer andern Annahme Prof. Ballods entgegen-
treten, die durch Außerachtlassung eines nur aus unmittelbarer An-
schauung der bäuerlichen Lebensweise in Rußland zu gewinnenden Er-
kenntnis entstanden ist. Herr Prof. Ballod berechnet — unzweifelhaft

richtig — den deutschen Verbrauch von Brotgetreide und Kartoffeln mit 316 bezw. 620 kg pro Kopf gegenüber demjenigen der russischen Bevölkerung mit nur 246 bezw. 131 kg und folgert daraus, daß der russische Getreideexport nur durch Unterernährung oder direkten Hunger der Bevölkerung zustande komme. Das ist falsch. Denn die Hauptnahrung des russischen Muschiks (reichlich 80% der Seelenzahl) ist das in Deutschland nur wenig gekannte Lebensmittel „Schtschy" (Kohlsuppe) und die ganz ausgezeichnet nahrhafte und wohlschmeckende „Gretschnewaja Kascha" (Buchweizengrütze). Hierhin gehört auch die von dem vormaligen Chef der Forst- und Agrikulturverwaltung Jermolow in einer schwachen Stunde — deren er sehr viele gehabt — denn unter dem bleiern bürokratischen Regime war sein Ressort einem letargischen Schlaf rettungslos verfallen, was u. a. den jetzigen Dumapräsidenten Chomjakow veranlaßte, sich von seinem damaligen Chef Jermolow zu trennen — getane Aeußerung: „Früher aßen die Bauern die Eier selbst, jetzt aber zwingt sie bittere Not, jedes Ei zu verkaufen. Daher die enorm gestiegene Eierausfuhr." In einem sehr eingehenden Artikel im verflossenen Monate Januar hat die „Nowoje Wremja" diesen effektvollen, doch aus freier Fantasie geschöpften Satz auf seine Richtigkeit geprüft.

An anderer Stelle zitiert Herr Dr. Rohrbach die Behauptung Jermolows: Die Steigerung der russischen Forstwirtschaft beruht auf der rücksichtslosen Ausbeutung der Kronswälder, ohne Sorge für Nachwuchs und Aufforstung. — Mehr noch wie in der ungerechtfertigten Begründung für die enorme Steigerung der Geflügelzucht und Eierausfuhr, zeigt der vorliegende Ausspruch, wie sehr die Verärgerung eines zu unfreiwilliger Muße verurteilten Exministers geeignet ist, die sachliche Urteilsfähigkeit zu trüben. Sonst könnte der vormalige Chef der Verwaltung für Forsten und Agrikultur unmöglich vergessen haben, daß jeder Kronswald seinen eignen Forstplan hat; verschieden nach geographischer Lage, nach Entfernung von den Verkehrszentren, nach hervorgebrachten Holzarten; jedoch jede einzelne Waldung mit festgelegten Terminen für die Abholzungserlaubnis. So beträgt der kürzeste Termin für den Kahlschlag bei der Birke 60 Jahre, bei der Kiefer bis zu 120, bei der Eiche, besonders im Süden, bis zu 300 Jahre. Die Termine sind der Erfahrung entsprechend bis zum äußersten Zeitpunkt erstreckt, nach welchem der dem Forstmann wie dem Holzaufkäufer wohlbekannte entwertende sogenannte schwarze Punkt im Innern des Baumstammes sichtbar wird. — Wie der Kahlschlag, so ist auch die Aussaat und Aufforstung durch den Forstplan jeder Regierungswaldung festgelegt. Die Bestimmungen lehnen sich an die Deutsche Forstgesetzgebung an, sind jedoch in der Menge der Abholzung noch enger gezogen, als in Deutschland, weil die „Durchforstung" (Holzentfernung zur Schaffung von Luft und Licht bei zu eng aneinander wachsenden Bäumen) in Rußland meistenteils noch unbekannt ist. Im Gouvernement Archan-

gelsk, das nur von 1/2 Million Einwohnern bevölkert ist und in Sibirien, sind die Forstpläne für die Kronswälder in etwas gemildert.

Die von Herrn Dr. Rohrbach mit Fug und Recht begehrten allein beweiskräftigen Ergänzungszahlen für die Produktion und Handelsbilanz habe ich noch für einzelne Landwirtschafts- und Industriezweige nachzuholen, wobei ich die ungünstigen Ergebnisse ebenso wenig unterschlagen darf, wie Herr Dr. Rohrbach in unparteiischer Wahrheitsforschung die Anerkennung der tatsächlichen Fortschritte Rußlands angesichts authentischer Feststellung nicht versagen wird. Das Urteil des Herrn Kritikers, daß die russische Produktion, innerhalb gewisser ziemlich enger Schwankungsgrenzen stationär geblieben sei, wird dort, wo mir der gegenteilige Nachweis gelungen, gewiß willig einer andern Auffassung Raum geben.

Nicht viel rühmliches läßt sich über den Flachsbau in Turkestan auch bei Fortführung des Zahlenmaterials über 1903 hinaus behaupten.

Die Ausfuhr betrug:

1904: 9 115 000 Pud
1905: 14 757 000 „
1906: 13 825 000 „
1907: ungefähr um 20% weniger im Vergleich zum Jahre 1906.

Dagegen bieten die Tabellen für die Baumwollenproduktion in Rußland sowohl wie in Turkestan für sich, einen überraschenden Fortschritt von fast resp. über 100% dar:

Die Baumwollenproduktion in Rußland betrug:

1903: 7.8 Millionen Pud
1904: 8.7 „ „
1905: 6.8 „ „
1906: 11.3 „ „
1907: ungefähr dasselbe Resultat wie 1906.

Die Baumwollenproduktion in Turkestan bezifferte sich auf:

1903: 3 606 000 Pud
1904: 3 101 000 „
1905: 3 762 000 „
1906: 6 762 000 „
1907: ungefähr dasselbe.

Die Steinkohlenausbeute, die in meiner letzten Statistik für das Jahr 1905 mit der Ziffer 1068,5 Millionen Pud. abschließt, erreicht in den beiden folgenden Jahren:

1906 mit 1345,5 Millionen Pud und
1907 „ 1527,0 „ „

einen weiteren Aufschwung um nahezu 25%. Ein immerhin ganz respektables Ergebnis, das um so beachtenswerter ist, weil es mit der Naftaproduktion, die im Jahre 1907 wiederum ihre 600 Millionen Pud annä-

rreicht hat, parallel läuft: nicht aber, wie manche volkswirtschaft-
itoren behaupten: daß die Erhöhung der Kohlenproduktion mit der
ung des Naftaertrages in ursächlichem Zusammenhang stünde.
einem Versprechen getreu muß ich mich auch dem Oserowschen
— darüber, daß ich dessen rechtzeitige Bekanntschaft gemacht, habe
schon oben legitimiert — zuwenden; ebenso ungern — und nur auf
rch die Rohrbachschen Entgegenhaltungen bedingte notwendigste
wie die Oserowsche Veröffentlichung von den Gegnern Rußlands als
Fundgrube für „Enthüllungen über Korruptionen in der russischen
virtschaft" hoch gepriesen wird. Das offen bekannte Mißtrauen
as vorliegende Buch wurzelt nicht etwa in der grundsätzlich feind-
Haltung seines Verfassers gegen die russische Staats- und Finanz-
ſt, die ich keineswegs in Schutz und Vertretung zu nehmen be-
:n. Im Gegenteil: Die schonungslose Aufdeckung bestehender Miß-
ſt die Pflicht jedes ehrlichen Mannes. Soweit Prof. Oserow dieser
: sachlich gedient hat, soll ihm kein Blättchen aus der Lorbeer-
iner Verdienste streitig gemacht werden. Auch über den eklatanten
ensmißbrauch bei Erlangung der Materialien aus der Reichs-
e habe ich nicht zu Gericht zu sitzen. Aber die zahlreichen hand-
en Unrichtigkeiten, trotz der ihm zugänglich gewordenen ausge-
:n Quellen; mehr aber noch, die ohne jede reale Grundlage in die
eschleuderten, gegen Kredit und Ansehen seines eigenen Vater-
gerichteten hämisch wegwerfenden Verdächtigungen, durfte sich der-
m allerwenigsten zuschulden kommen lassen, der für sich die Rolle
:ntlichen Warners und Anklägers in Anspruch nimmt. Deshalb
mich bei Aneignung der Oserowschen „Enthüllungen" von vorn-
:arke Vorsicht geboten. Doch möchte ich systematisch zu Werke gehen:
rr Dr. Rohrbach erklärt, die Angaben über die Rentabilität der
n Eisenbahnen würden durch Oserow als Legende zerstört: „unter
dem Hinweis auf alle die Umstände, die an dem Defizit schuld sind".
allen Kulturfortschritten unserer Zeit ist eine Panacee noch nicht
ı, um Jemand gegen seinen Wunsch und Willen zum Glauben zu
Ich kann mich nur bemühen, etwas glaubhaft darzustellen und
Behauptung durch Beweise zu erhärten. Das habe ich zahlenmäßig
110 u. f. in meiner Untersuchung, im Januarheft der Preußischen
her, getan; eine Widerlegung ist nicht erfolgt. Besteht aber Jemand
meine Zahlen für unglaubwürdig zu halten, weil Herr Oserow
urch bewiesene Rentabilität bestimmter privater und staatlicher
hnstrecken für legendär ausgibt, so sind die Mittel zur Rechtferti-
eines Materials endgültig erschöpft.
:n rückt aber Prof. Oserow mit positiven, ziffermäßig erhärteten
tungen auf den Plan: Die Reichsbank habe ihr gesamtes Grund-
servekapital von 55 Millionen durch statutenwidrige Darlehen ein-
— Ich finde mich mit dieser Angabe nun nicht einfach damit ab,

daß ich sie als legendär bezeichne, die keinen Glauben verdient. Dagegen erlaube ich mir an jeden kaufmännisch unterrichteten Leser die Frage, ob ihm ein Unternehmen bekannt sei, das sein gesamtes Vermögen — Grund- und Reservekapital — eingebüßt — somit bankerott ist, aber gleichwohl fröhlich gedeiht und bei einem 5 Milliarden umfassenden Betriebe dauernd erklecklich anwachsenden Gewinn abwirft? Diese Gewinnhöhe erreicht folgende, hier zum ersten Male zur Veröffentlichung gelangende Ziffern:

1897:	R.	8 786 000
1898:	R.	9 332 000
1899:	R.	10 301 000
1900:	R.	11 035 000
1901:	R.	11 235 000
1902:	R.	11 637 000
1903:	R.	12 250 000
1904:	R.	12 391 000
1905:	R.	18 179 000
1906:	R.	20 789 000

Diese Statistik beweist wohl schlagend die von Jahr zu Jahr seit 1897 um ca. 250% gestiegene kernhaftgesunde Entwicklung der Staatsbankgeschäfte.

Ueber die ordentlichen Staatseinnahmen im Jahre 1907 gegenüber dem Voranschlage kann ich noch mit folgenden Ermittlungen dienen, wobei ich für das Plus der wirklichen Einnahmen indes den Vorbehalt machen muß, daß geringfügige Aenderungen noch eintreten können: je nach dem aus dem Rayon der Zollbehörde des Amurgebietes und vom Auslande für die Monate November und Dezember 1907 noch ausstehenden Sonderberichte:

Die budgetmäßigen Einnahmen sollten betragen:

	R. 2 174 964 000
Wirklich vereinnahmt:	R. 2 340 757 000
Somit Mehreinnahmen:	R. 165 790 000

Aus den Betriebseinnahmen der Staatseisenbahnen wurden nach dem Budget erwartet:

	R. 489 000 000
Eingenommen sind:	R. 510 338 000
Mithin mehr:	R. 21 338 000

Die zurückgelegten Zugwerststrecken betrugen auf den Staatseisenbahnen mit Ausschluß der Ussurischen Bahn:

1904:	254 144 270
1905:	251 736 893
1906:	274 290 554

Auf der Ussurischen Bahn allein wurde an Zugwerststrecken abgefahren:

1904: 1 659 025
1905: 2 399 281

Im Jahre 1906 ist die Ussurische Bahn zeitweilig von der Gesellschaft der Ostchinesischen Eisenbahnen betrieben worden.

Im Anfang des Jahres 1906 — habe die Russische Finanzverwaltung — nach der Behauptung Oserows — ernsthaft daran gedacht (!) die Barzahlung einzustellen; nur die Milliardenanleihe habe sie vor diesem Aeußersten gerettet.

Wird die Angabe, es habe jemand daran gedacht zu irgend einem in der Vergangenheit liegenden Zeitpunkt etwas zu tun, oder zu unterlassen, wirklich schon als ausreichendes Argument für die exakte wissenschaftliche Beweisführung eines Fachgelehrten angesprochen, dann verstehe ich schwer, weshalb mein unantastbar buchmäßiger Nachweis über die Eisenbahnbilanzen leichtbeschwingt als „Legende" von derselben Seite außer Geltung gesetzt werden durfte? — Ist — so frage ich nun in aller Bündigkeit — trotz der kolossalen, plötzlichen, jeder Erwartung und jeder Vorausberechnung sich entziehenden, Tag für Tag gesteigerten Kriegsanforderungen, die an den russischen Staatssäckel gestellt wurden, Anforderungen, die wahrscheinlich keine Finanzverwaltung in beiden Welten ohne vorübergehende Störungen und schweren Sorgen überwunden hätte — die Einstellung der Barzahlung je erfolgt? Die Frage beantwortet auch Herr Oserow, wie der jüngste seiner Schüler selbstverständlich mit „nein". Der Fall ist — trotz des angeblichen Nachdenkens darüber — also nicht eingetreten. Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?

Wenn schon aus der Vergangenheit Erinnerungen durchaus hervorgeholt werden müssen, so will ich wenigstens mit einer Tatsache aufwarten: Niemand anders als Herr Prof. Oserow, der moskauer Verfasser unseres vielerwähnten Buches, war es, der während der kritischen Zeit den Rat an die Finanzverwaltung gelangen ließ, sie möge ihre Goldvorräte für die Auslandszahlungen einbehalten, dagegen das Papiergeld im Innern des Reiches ohne Einwechslungsrecht, daher mit Zwangskurs umlaufen lassen. Daß dieser in der Tat „alleräußerste Schritt" trotz der fachgelehrten Beratung, nicht befolgt zu werden brauchte, sollte von der Gerechtigkeitsliebe des Herrn Professors, eines bessern Lohnes gewürdigt werden, als durch Auftischung einer retrospektiven Kombination über den Gedankengang der Finanzverwaltung im Jahre 1906. Uebt diese Geschichte trotzdem die Wirkung aus, daß sie mit der Warnung weitergegeben wird, Interessenten am russischen Kredit „mögen sich das wohl merken", so hat Rußland alle Ursache, sich für diesen patriotischen Dienst bei Herrn Oserow zu bedanken.

Des weiteren erklärt der eben Genannte: „Vom 20. Oktober bis zum 9. Dezember 1905 flossen für 240 Millionen Rubel Gold ab. (Durch fortwährenden Verkauf von Valuta seitens der Kreditkanzlei ohne entsprechenden Zukauf, so daß das Minus beinahe 193 Mill. Rbl. am 1. 12. 1905 erreichte). Diese Nachrichten werden vor dem Publikum peinlich geheim gehalten."

Auch hier handelt es sich um eine Reminiszenz, die, wenn sie „trotz peinlicher Geheimhaltung" von Herrn Oserow als buchstäblich wahr erforscht sein sollte, — worüber mir selbstredend jeder Anhaltpunkt fehlt — als eine Ausnahmemaßregel in völlig außergewöhnlicher Zeit, für die gegenwärtige Finanzlage Rußlands von geringer überzeugender Durchschlagskraft bliebe.

Für den ernsten Fachschriftsteller, wie für das interessierte Publikum wird dagegen von zweifellosem Werte sein, zu erfahren, daß das Plus im Zukauf von Valuta seitens der Kreditkanzlei betrug:

1906: R. 53 000 000 und
1907: R. 113 000 000

Unter dem Einfluß der Oserowschen Schwarzmalerei wirft Herr Dr. Rohrbach gegenüber meiner Behauptung, daß Ende 1906 und Anfang 1907 an 236 Millionen Rubel kurzfristiger Schatzanweisungen getilgt worden sind, abgesehen davon, daß er das Wort getilgt mit Anführungszeichen grundlos malitiös versieht, die Frage auf: „Ja, aus welchem Fonds denn? Etwa aus dem Oserowschen Reservewechselfonds?"

Zur Antwort: Aus den Ersparnissen der außeretatsmäßig veranschlagten, jedoch nicht zur Verwendung gelangten außerordentlichen Ausgaben für 1906. Den Oserowschen Reservewechselfonds werde ich aber sofort gründlichst vornehmen.

Nach Dr. Rohrbach soll gegenwärtig innerhalb der maßgebenden Finanzpresse in Paris, Wien, Frankfurt a/M. und Berlin nicht der geringste Zweifel daran bestehen, daß Rußland sich schon seit längerer Zeit um eine neue Milliardenanleihe bemüht.

Natürlich wird die maßgebende Finanzpresse heute so wenig wie früher von ihrer vorgefaßten Meinung abzubringen sein, wenn der Russische Finanzminister auch zum 101. Male amtlich erklärt, daß er die ihm unterschobenen Bemühungen weder selbst unternommen, noch Dritte damit beauftragt habe. Weder direkt noch indirekt. Daß auch keine, nicht die leiseste Verhandlung über eine neue Auslandsanleihe geführt worden sei: weder schriftlich noch mündlich. Daß kein Mensch in Deutschland, Frankreich oder sonstwo imstande sei, sich zur gegenteiligen Behauptung zu erheben. Die maßgebende Presse will eben anderer Meinung sein und weist hohnlachend oder mit schlauem Augenblinzeln die Zurechtstellung ab: „Das kennen wir besser, alter Freund, die Trauben hängen zu hoch, folglich sind sie sauer!" Weshalb findet sich denn innerhalb der doch im

n Kontakte miteinander stehenden, bei Vertretung gemeinsamer Inter-
eng solidarischen Presse; bei einem Oeffentlichkeitsprinzip, das die
sten Salonvorgänge des abgeschlossenst lebenden Privatmannes durch-
t, während der Jahr und Tag erörterten und gewiß auch für die
ten Kreise höchst interessanten Frage, noch immer nicht ein einziger
nder, der dem Minister mit dem unwiderleglichen Beweis der Un-
eit seiner „Ableugnung" entgegentritt?

Nach meiner persönlichen, aus eigner Wahrnehmung und Erfahrung
hütterlichen Ueberzeugung hat die Frage einer neuen Anleihe bis
eser Stunde selbst in der Entschließung der maßgeblichsten Stelle
rücksichtlich der Höhe, noch des Zeitpunktes oder der Anleihestelle
welche greifbare Gestalt angenommen. Das 188 Millionen Rubel
ende Defizit des laufenden Jahres 1908 ist durch neu emittierte
scheine der Staatsrentei zum Belaufe von 160 Millionen Rubel
, während der Rest durch den zu erwartenden Ueberschuß der wirk-
Einnahmen gegenüber dem Voranschlag befriedigt werden soll.

Die Frage des Bedürfnisses und der festzustellenden Höhe einer
enden Anleihe hängt von heute noch gar nicht zu übersehenden Fak-
ab.

Der budgetmäßige Bedarf für 1908 findet jedenfalls im Lande selbst
chende Deckung.

lls „sehr merkwürdig" wird die Oserowsche Mitteilung über den „so-
nten Reservewechselfonds" wortgetreu wiedergegeben und noch an
r Stelle zitiert, als ob es sich um die Enthüllung eines schweren
echens, zum mindestens als klassisches Schulbeispiel für die ebenso
hauptete, wie unbewiesen geglaubte „russische Korruption" handelte.
Merkwürdig allein ist die Mitteilung und daran geknüpfte Apostro-
ng einer Einrichtung, die sich bis zur Stunde glänzend bewährt
ie tadellos funktioniert und gegen deren korrekteste Handhabung
Herr Oserow nichts weiter anzuführen weiß, als daß „eine kleine
eßlichkeit große Folgen nach sich ziehen könnte (!)".

lusgezeichnet, Herr Prof. Oserow! „Eine kleine Vergeßlichkeit" in
ispositionen des Geschäftsherrn kann ihn ebenso gewiß an den Bettel-
ringen, wie eine gleiche „kleine Vergeßlichkeit" des Gouverneurs
ines seiner Organe die Reichsbank dem Bankerott zuführen. Es
aher keine „kleine Vergeßlichkeit" gegenüber einer großen Verant-
chkeit. Kommt sie dennoch vor, so ist die kleine Vergeßlichkeit nichts
s, als eben ein großes Verbrechen.

Bei der geographischen Ausdehnung Rußlands und seinen heute noch
nicht vollständigen Schienenwegen; bei den bestehenden Entfernun-
nd der unter gelegentlichen Witterungseinflüssen eintretenden Ab-
ssenheit gewisser Strecken und Gegenden, besteht seit 1861 die Ein-
ng, daß Geldbedürfnisse dezentralisiert gelegener Kronskassen, z. B.
sk, anstatt durch schwerfällige und zeitraubende Uebersendung von

Bargeld aus der St. Petersburger Zentrale, durch Zuweisung aus der nächsten leistungsfähigen Zahlstelle befriedigt werden, während die betreffenden Wertfonds in der Reichsbank durch entsprechende Umbuchung — Belastung und Gutschrift, bezw. — Löschung des Debetsaldos — Regulierung finden. Es ist der höchst einfache, in der ganzen kaufmännischen Welt — so auch in Deutschland — wohlbekannte und praktizierte Kontokorrentvorgang mit wechselseitiger Abbuchung an Stelle der Metallverschickung.

Ist nun in der Darstellung des Herrn Oserow etwa behauptet, oder auch nur angedeutet, daß in diesen — wie er selbst angibt — seit 1861 zur Erleichterung des Geldverkehrs bestehenden Einrichtungen jemals eine „kleine Vergeßlichkeit" vorgekommen? Nein, kein Ton. Schön, aber..... es kann sein!

Die gesamte Gebahrung der Reichsbank unterliegt bis nun der Reichskontrolle und des Reichsrates. Herr Oserow hat seine Mitteilungen aus der Reichskontrolle geschöpft.

Hält Herr Oserow seine Angaben für gut und richtig, dann muß doch auch die Reichskontrolle, deren Autorität ihm die Kampfesmittel geliefert, ihre Schuldigkeit getan haben. Taugt die Reichskontrolle aber nichts, dann fallen auch die Angaben Oserows als unwertig in nichts zusammen. Will Herr Oserow letztere Feststellung gelten lassen, so muß an Stelle der Reichskontrolle und des Reichsrates eine bessere Kontrolle eingerichtet werden. Soll etwa die Reichsduma als zukünftiges Kontrollorgan dienen? Ich habe nichts dagegen, wenngleich ich in den Reihen der Volksvertreter vergeblich nach den Persönlichkeiten Umschau halte, die neben Zeit und Lust, auch die zur Bewältigung der Riesenaufgabe nötige Erfahrung des geschulten Beamtenapparates der Reichskontrolle besitzen. Sind diese Gründe nicht durchschlagend, so wird Herr Oserow mindestens gelten lassen, daß Rußland im Jahre 1861 noch keine Reichsduma besaß, noch auch von ihm oder Dritten ein besserer Vorschlag für die Ueberprüfung der Reichsbank bislang gemacht worden ist.

Mir ist vollkommen bewußt, daß mit den vorstehenden Aufklärungen noch lange nicht alle von Herrn Dr. Rohrbach aufgerollten Fragen beantwortet sind. Das „Thema probandum" ist schon an sich schier unerschöpflich; keinesfalls aber im Rahmen einer kurzen, populären Zeitschriftenabhandlung schulgerecht zu bewältigen. Ich stehe zur Regierung in keinem Verhältnis, am allerwenigsten in dem eines Anwaltes oder gar eines „Beschwichtigungsrates". Ich glaube auch nicht, daß bei der russischen Finanzverwaltung ein andrer Wunsch besteht, als die Auslandspresse mit den wirklich bestehenden Verhältnissen wahrheitsgetreu vertraut zu machen. Die nackte Wahrheit ist verhüllten Uebertreibungen durchaus vorzuziehen. Die nebelhaften Zerrbilder, die aus dem Dunkel des Mysteriums, mit dem unzureichende Vorstellung das Russische Reich

von jeher umwoben, an der Oberfläche sich abzeichnen, müssen verschwinden, sobald die Durchdringung der realen Zustände zur Tat geworden sein wird.

Das Finanzministerium zeigt durch die Veröffentlichung seiner Ausweise und Vorlagen in deutscher, wie in französischer, neben der russischen Sprache, den besten Willen, das Ausland sachgemäß aufzuklären.

Ein Zeitabschnitt, der Rußland seine Verfassung und Volksvertretung gebracht hat, duldet keine Verheimlichung in den Lebensbewegungen des Staates. Auch die Gegner Rußlands werden sich gewöhnen müssen, diesen modernen Maßstab bei Abgabe ihres Urteils anzulegen.

Nachschrift der Redaktion.

Zu den vorstehenden Ausführungen möchte ich zunächst bemerken, daß nach der Anschauung der russischen Regierung selbst das Bild der Finanzlage des Reichs ein nichts weniger als günstiges ist. In der Finanzkommission der Reichsduma vom 23. März hat der Finanzminister Kokowzew mitgeteilt, daß man auf Jahre hinaus mit einem bedeutenden Defizit werde rechnen müssen. Die außerordentlichen Ausgaben für Bahnbauten, für die Reichsverteidigung und für die Maßnahmen zur Bekämpfung der Hungersnöte würden mindestens 150 Millionen Rubel jährlich betragen, die in keinem Falle durch die ordentlichen Eingänge gedeckt werden könnten. Außerdem wüchsen die ordentlichen Ausgaben alljährlich um etwa 80 Millionen Rubel. Wie weit sich diese Mehrausgaben decken lassen würden, sei auch unsicher; jedenfalls lasse sich nicht nur im Extraordinarium, sondern auch im Ordinarium wegen des Wachstums der Ausgaben mit voller Bestimmtheit ein Defizit voraussehen. Weitere Anleihen würden also unausbleiblich sein. Da aber die Staatsschulden zurzeit auf fast 9 Milliarden Rubel angewachsen seien, von denen über ein Viertel auf die letzten drei Jahre entfiele, so sei es unbedingt gefährlich, auf dem Wege großer Anleihen weiter zu schreiten (d. h. also wohl, daß man, weil der Kredit großen Maßstabs im Auslande erschöpft ist, sich mit inneren kurzfristigen Emissionen, Prolongationen, Neuemissionen und dergleichen eine Weile weiter zu helfen beabsichtigt); es bleibt also nichts übrig, als daß neue Steuerquellen erschlossen würden. Das sei eine schwere, undankbare Arbeit, doch müsse sie aufgenommen werden. Die Zeit für die so nötigen Steuererleichterungen sei noch nicht eingetreten, sie werde auch von der nächsten Generation noch nicht erlebt werden. Der Weg zu einer grundsätzlichen und systematischen Steuerreform sei fürs erste ungangbar; es bliebe nur die Erhöhung der vorhandenen Steuern und die Einführung neuer Steuern übrig, namentlich der Einkommensteuer, von der schwer zu sagen sei, welchen Ertrag sie bringen werde. (Nach dem Bericht des Berliner Tageblatts vom Montag, den 23. März 08, Nr. 172.)

Gegenüber diesem Gesamtbild, wie es der russische Finanzminister selbst gibt, hätte sich Herr Dr. Polly doch wohl nicht zu bemühen gebraucht, auf so viel Raum nachzuweisen, daß die Vergrößerung der russischen

Staatsschuld vom 1. Januar 1904 bis zum 1. Januar 1908 nicht volle 2074 Millionen Rubel betragen habe, sondern nur 2073 Millionen und 954 363 Rubel. Der Finanzminister selber rundet, nachdem drei Monate des Jahres 1908 ins Land gegangen sind, ja noch viel summarischer ab und sagt statt 8 710 066 204 Rubel kurz und gut: fast 9 Milliarden. Herr Dr. Polly meint weiter, nicht der gesamte Betrag der Vergrößerung von über 2000 Millionen Rubel entfalle auf den Kriegsaufwand und auf direkt unproduktive Ausgaben. Er sagt, über 50 Millionen Rubel seien für die Verbesserung der sibirischen Bahn, für die Legung des Gleises um den Baikalsee, für eine vermehrte Bauausrüstung usw. ausgegeben worden. Zusammen habe das über 325 Millionen Rubel ausgemacht. Leider wird man nicht zugeben können, daß dieser Betrag von 325 Millionen Rubel in irgend nennenswertem Maße eine wirtschaftliche Auslage repräsentiert. Erstens steckt darin die ganz unglaubliche Ueberzahlung der Arbeiten für die Baikalringbahn und für die Verbesserung der sibirischen Bahn. Diese Ueberzahlung betrug streckenweise das Fünf- bis Sechsfache von dem, was die Arbeiten unter normalen Verhältnissen zu kosten gebraucht hätten. Die notwendige Verteuerung durch die Kriegsverhältnisse, durch Verschleuderung und Unredlichkeit haben zur Erreichung der geradezu unsinnigen Summen, die dort aufgewandt wurden, beigetragen. Außerdem aber, und das ist die Hauptsache, sind die erzielten Verbesserungen auf der sibirischen Bahn, abgesehen von ihrer unverhältnismäßigen Ueberzahlung, für wirtschaftliche Zwecke gar nicht notwendig gewesen, denn für den vorhandenen schwachen Personen- und Warenverkehr reichte die sibirische Bahn in ihrem alten Zustande aus und hätte auch noch lange Zeit ausgereicht. Wenn Deutschland oder Frankreich einige ihrer minderbelasteten Bahnlinien doppelgleisig oder viergleisig ausbauen wollten, was vergleichsweise etwa dasselbe bedeuten würde, wie die Verbesserung der sibirischen Bahn, so wird man nicht wohl behaupten können, daß damit eine besondere Vermehrung des wirtschaftlichen Werts der Auslagen verbunden sei. Ebenso ist es gänzlich belanglos, wenn auf Seite 122 Vergleiche zwischen der Staatsschuld nach dem Bericht der Reichskontrolle und nach dem Budget des Finanzministeriums angestellt werden. Für eine Gesamtschuldsumme, die nahe an 9 Milliarden Rubel heranreicht, macht eine Differenz von 15 oder 16 Millionen Rubel zwischen Reichskontrolle und Finanzministerium beinahe ebenso wenig aus, wie die Differenz von 42 Kopeken, die Herr Dr. Polly unter d. anführt.

Die Ziffern der Getreideerträge von 1900 ab, die Dr. Polly nachträglich mitteilt, beweisen dasselbe, was ich im Februarheft der „Jahrbücher", zum Teil gestützt auf die Berechnungen Ballods, ausgeführt habe, nämlich, daß nach den ausnahmsweise hohen Ernten von 1902, 03, 04, ein Rückgang eingetreten ist. Dieser Rückgang ist für 1905 bereits merklich, für 1906 sehr stark, und für 1907 kann die angeführte, von Polly selbst mit dem Vermerk „schätzungsweise" bezeichnete Ziffer einstweilen noch

nicht den Anspruch auf definitive Genauigkeit haben. Ebensowenig kann ich etwas Tröstliches in der Viehstatistik finden. Die Zahl der Pferde ist so gut wie stationär geblieben, namentlich wenn man den Bevölkerungszuwachs in Betracht zieht, und was den Pferdeverbrauch im ostasiatischen Kreise betrifft, so sind von den über 2 Millionen Pferden, die angeblich für den Krieg gestellt sein sollen, die meisten jedenfalls noch vorhanden. Außerdem ist die Ziffer in Wirklichkeit ganz unmöglich und kann, obwohl sie vom Generalstab stammt, nur auf Doppelzählungen beruhen, ähnlich wie seinerzeit bei der Statistik über die russische Textilindustrie der Wert der Rohbaumwolle, der Wert der gesponnenen Garne und der Wert der fertigen Gewebe einfach addiert wurde. Die Schweinezahl hat abgenommen, die Menge des Kleinviehs hat mit Rücksicht auf die Bevölkerungsvermehrung kaum zugenommen, und die Zahlen für das Rindvieh sind offenbar gänzlich wertlos, was, nebenbei bemerkt, auch auf die übrigen Ziffern ein sehr fragwürdiges Licht wirft. Was soll denn der Mensch, der gewohnt ist, unter statistischen Angaben sich etwas zu denken, dazu sagen, wenn in einem einzigen Jahre, von 1904 auf 1905, das Rindvieh von noch nicht 35½ auf mehr als 45 Millionen Stück zugenommen haben soll, während vorher und nachher die Zu- und Abnahmebeträge teils nur Bruchteile einer Million, teils zwischen ein und zwei Millionen Stück jährlich betragen. Daß also hier irgend ein ganz grober Fehler vorliegen muß, ist vollkommen evident. Wenn es sich nicht um gewöhnliche Zählfehler oder wiederum um Doppelzählungen handeln sollte, so wird die Erklärung am nächsten liegen, die Ballod auch für das scheinbare Ansteigen der Flächenerträge gibt (vergl. meine Erwiderung auf den Pollyschen Aufsatz im Februarheft): es sind andere oder gewissenhaftere, genauere Zählungsmethoden eingeführt worden. In dem Falle hätten die Angaben vor 1905 überhaupt keinen Wert und seit 1905 wäre eine regelmäßige Abnahme zu konstatieren. Dafür, daß zwischen den Jahren 1904 und 1905 etwas in der Viehstatistik nicht in Ordnung ist, spricht auch der Umstand, daß sich beim Kleinvieh ein ähnlicher Sprung findet, wie beim Rindvieh. Während im Jahre 1900 zusammen etwas über 51 Millionen und 1904 ca. 53 Millionen Stück Schafe und Ziegen gezählt werden, springt die Ziffer für 1905 plötzlich auf beinahe 65 Millionen, um dann 1906 und 1907 in ähnlicher Weise wieder langsam herabzusinken. Schließlich ist, abgesehen von diesen offenbaren Kennzeichen allgemeiner Unzuverlässigkeit in den Zahlenangaben, zu der Viehstatistik eines solchen Landes wie Rußland noch zu bemerken, daß derartige Gesamtangaben für das ganze Reich in keinem Falle etwas beweisen. Natürlich wird in ökonomisch fortschreitenden Gebieten, wie den baltischen Provinzen, Polen und wahrscheinlich auch Turkestan, eine Vermehrung des Viehbestandes stattfinden, die in der Gesamtziffer zum Ausdruck kommt. Dabei aber kann im sogenannten russischen Zentrum, um dessen Niedergang es sich vor allen Dingen handelt, die Abnahme des Viehbestandes ebenso offenkundig und beträchtlich sein. In Turkestan und

in der Kirgisensteppe ist die Menge des Kleinviehs, die dort viele Millionen beträgt, in den einzelnen Jahren außerordentlich verschieden, je nachdem, ob es strenge und schneereiche oder milde Winter gegeben hat, ob große Dürre und schlechte Sommerweideverhältnisse geherrscht haben, oder ob Regenfall und Weide günstig waren usw. Ob die Viehbestände des asiatischen Rußlands mit in den von Polly angegebenen Ziffern stecken, ist überhaupt nicht ersichtlich; nach der Bemerkung, daß ca. 2 Millionen Pferde von dem Verbrauch im ostasiatischen Feldzuge auf die sibirischen Bestände entfallen seien, scheint es der Fall zu sein. Daß die Zahl der pferdelosen Bauernhöfe im Schwarzerdegebiet zunimmt, ist nach allen russischen landwirtschaftlichen Autoritäten zweifellos; wenn man aber für die Pferdezahl in jenen Notstandsgouvernements und für die Ziffer in den Kosakengebieten am Don und in Ciskaukasien, die zum großen Teil aus Weideland bestehen, eine einheitliche Gesamtzahl angibt, so erscheint jedes derartige Bild in seinem Wert von vornherein illusorisch.

Polly geht dann von der Viehstatistik auf die Zuckerproduktion und die Eierausfuhr über. Er gibt für die Zuckerstatistik zwei Uebersichten, die aber ohne nähere Erläuterung gleichfalls nicht recht brauchbar erscheinen. Was soll man sich denn dabei denken, daß in den Jahren 1906/07 und 1907/08 die Menge des in den Fabriken hergestellten Weißzuckers auf 84,9 und 96,6 Millionen Pud angegeben wird, die Menge der verarbeiteten Zuckerrüben aber auf ca. 62 und 56,8 Millionen Pud. Erstens würde ja hiernach das Gesamtgewicht des gewonnenen Zuckers größer als das der Rüben sein, aus denen er hergestellt worden ist,*) und zweitens würde 1906/07 eine größere Rübenmenge eine geringere Zuckermenge, 1907/08 aber ein geringeres Rübenquantum einen viel größeren Betrag an Zucker ergeben haben. Da es sich bei der Menge des fertiggestellten Zuckers schwer ermitteln läßt, ob nicht in der Statistik des einen Jahres noch Fabrikate des Vorjahres stecken, so wird die Rübenproduktion jedenfalls den geeigneteren Anhaltspunkt zur Beurteilung der Frage geben, ob eine Zunahme der Zuckerindustrie stattgefunden hat. Wenn sich hier nun für die sieben Jahre von 1901/2 bis 1907/8 eine derartige Produktionsreihe ergibt: 50, 54, 47, 39, 47, 62, 57, so bedeutet das natürlich nur, daß während dieser Periode starke Schwankungen stattgefunden haben, und es ist unzulässig, die erste und die letzte Ziffer zu vergleichen, um daraus eine Steigerung abzuleiten. Nach diesem Rezept könnte man auch die Jahre 1904/05 und 1906/07 nehmen, um daraus zu beweisen, daß die russische Zuckerindustrie in zwei Jahren ihren Ertrag um 35 Prozent gesteigert hat. Was die Eierausfuhr betrifft, so wäre es ganz interessant gewesen, wenn Polly den Artikel der Nowoje Wremja mitgeteilt hätte, durch den die

---

*) Oder soll die unverständliche Notiz unter b. („in je 10 Pud berechnet") bedeuten, daß die Gewichtsmenge für die Rüben mit 10 zu multiplizieren sei?

ung Jermolows „zerpflückt“ wird, diese Ausfuhr sei nicht ein Wohl= =, sondern ein Notstandssymptom. Uebrigens ist das nicht nur die ung Jermolows, der nichts weniger als ein Bureaukrat war, viel= im Gegenteil einer der gewissenhaftesten und liberalsten Staats= er, die in Rußland am Ruder gewesen sind, sondern ebenso die des en Reichskontrolleurs Schwanebach und einer ganzen Anzahl anderer ster Nationalökonomen in Rußland. So leicht darf man sich die ung einer strittigen nationalökonomischen Frage nicht machen. Ebenso ermolows Autorität auf dem Gebiet der russischen Forstwirt= viel höher einzuschätzen, als Polly tut. Selbstverständlich die russischen Staatsforsten ihre Bewirtschaftungspläne; agt sich bloß, ob und wie weit sie bloß auf dem Papier stehen. Pläne für eine rationelle Wirtschaft Gewähr leisteten, dann würde and wahrscheinlich zu den wirtschaftlich bestsituierten Ländern der gehören. Es wird Herrn Polly interessieren, was bereits vor sechs en ein sehr tüchtiger russischer Nationalökonom, von Butmi, in n Memoire aus Anlaß des alleruntertänigsten Berichts des Finanz= ters über den Staatshaushalt für 1902*) gesagt hat: „Das Wachstum Forsteinnahmen steht nicht in irgend welchem Verhältnis zur Ver= rung der Ausgaben für die Forstwirtschaft, folglich stammt es nicht der Verbesserung dieser letzteren her, sondern von der Erschöpfung Waldreichtums, dank der wachsenden Nachfrage nach Holz und dank Steigerung der Holzpreise. . . . Die Vergrößerung der Forstein= en steht nicht in Verbindung mit der Herstellung von Zugängen njenigen Wäldern, die ohne Verbindung mit dem Absatzmarkt da= t, nicht mit der Anpflanzung von Wäldern in waldlosen Gebieten selbst nur mit einer ganz gewöhnlichen Verbesserung der Forstwirt= — dazu ist die Ausgabe von 6—8 Kopeken für die Desjatine Wald 15 Pfg. auf den Hektar) viel zu gering; vielmehr stammt sie aus= lich daher, daß die kostbaren Holzarten in den zugänglichen Teilen fergebietes des Schwarzen Meeres am Kaukasus, Eichen, Nußbäume, baum, ausgehauen werden. Eine Vergrößerung der Forsteinkünfte olche Art erscheint als eine Verwüstung, nicht als eine Verbesserung Waldkapitals . . . .“ Auf diesen Vorwurf hat das Ministerium Witte zeit eine ziemlich haltlose Erwiderung versucht, die aber im wesent= nichts Stichhaltiges vorzubringen vermochte.

Wir kommen nun zu der Frage der Unterernährung des russischen s. Herr Polly erkennt die von mir angeführten Ziffern Ballods an, et aber dagegen ein, der russische Bauer esse nicht nur Brot und offeln, sondern auch Kohlsuppe und Buchweizengrütze. Glaubt nun y wirklich, daß er den enormen Unterkonsum des russischen Bauern nüber dem deutschen von 70 Kilo Getreide und nahezu 500 Kilo Kar=

*) St. Petersburg 1902 Seite 5. Vergl. Chodskij in der Zeitschrift „Volks= wirtschaft“ 1899 10. Heft Seite 129.

toffeln pro Kopf mit Kohl und Buchweizengrütze ausgleichen kann, und wenn das denkbar wäre — ißt denn der deutsche Bauer keinen Sauerkohl? Der Unterschied zwischen dem deutschen und dem russischen Bauern besteht auf diesem Gebiet im wesentlichen darin, daß jener Sauerkraut mit Pökelfleisch, dieser aber Sauerkraut mit Wasser gekocht ißt. Was vollends die Buchweizengrütze anbetrifft, so enthält die russische Getreidestatistik den Buchweizen selbstverständlich mit unter dem übrigen Getreide; es geht also nicht an, die Buchweizengrütze, die der russische Bauer konsumiert, doppelt zu zählen; einmal bei seiner allgemeinen Getreideration und dann noch einmal besonders mit seiner Kohlsuppe zusammen. Uebrigens ist die russische Gesamternte an Buchweizen keineswegs bedeutend. Im Jahre 1907 wurden z. B.*) an Weizen geerntet 785 Millionen Pud, an Roggen 1266 Millionen Pud, an Gerste 400 Millionen Pud, an Hafer 780 Millionen Pud und an allem übrigen Getreide, wozu außer Buchweizen auch noch Mais, Hirse u. s. w. gehört, nur 295 Millionen Pud. Aehnlich ist das Verhältnis auch in anderen Jahren. Von hieraus also ist die Tatsache der dauernden Unterernährung des russischen Bauern in keiner Weise zu erschüttern. Hat doch im Jahr der großen Mißernte 1891 der damalige Finanzminister Wyschnegradski selbst gesagt: „Wir werden selbst nichts essen — aber ausführen müssen wir!"

In den Zahlen über den Baumwollen- und Flachsbau, die Polly gibt, kann man sich überhaupt nicht zurecht finden. Er spricht von „Flachsbau in Turkestan" und meint offenbar den Flachsbau im europäischen Rußland, denn in Turkestan wächst meines Wissens überhaupt kein Flachs, geschweige denn, daß so enorme Mengen dort gewonnen werden sollten. Ebenso wenig kann man sich etwas dabei denken, wenn von „Baumwollenproduktion in Rußland" die Rede ist. Möglicherweise soll der Import überseeischer Baumwolle oder der Verbrauch von Rohbaumwolle durch die russische Industrie überhaupt darunter verstanden werden — aber was von beiden? Daß dagegen die Baumwollproduktion im russischen Turkestan wächst, ist eine Sache, die allgemein bekannt und noch von niemandem bezweifelt worden ist. Ich selbst habe zu wiederholten Malen in den Preußischen Jahrbüchern und an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß hier ein bedeutender Erfolg unzweifelhaft vorliegt und ich habe seinerzeit noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß eine weitere bedeutende Steigerung der Baumwollernte in Turkestan zu erwarten sein wird, sobald die Eisenbahn von Orenburg nach Taschkent vollendet sein würde, weil durch diesen Schienenweg die Zufuhr von billigem Brotgetreide aus Ostrußland und Westsibirien gesichert wird und die verfügbaren Ländereien in Turkestan daher ruhig zur Baumwollkultur verwendet werden können. Diese Erwägung hat mit dazu beigetragen, daß die Bahn von Taschkent nach Orenburg überhaupt gebaut

*) Nach Ballod in der „Weltwirtschaft", 1907, Abschnitt Rußland, Seite 90.

ırde. Viel interessanter wäre es gewesen, wenn Polly statt der einen ıgabe, die Zahl der Spindeln in Rußland habe sich von 1886 bis 1908 rdreifacht, mitgeteilt hätte, wie sich die Zahl der in Betrieb befindlichen pindeln während der einzelnen Jahre seit 1904 gestellt hat und wie sich : Bewegung dieser Ziffern zur Bewegung der russischen Bevölkerung llt. Die einzige positiv ins Gewicht fallende Zunahme in der wirt- ıaftlichen Produktion Rußlands ist die von Polly mitgeteilte Steigerung r Steinkohlenausbeute, wobei er aber den Beweis dafür schuldig bleibt, ıß sie nicht im Zusammenhang mit dem Mindererertrag der Naphtawerke m Baku steht. Für 1906 ist es sicher, daß die Mehrproduktion an Stein- ıhle nur die gesunkene Naphtaproduktion ausglich, und wenn die Stei- :rung für 1907 angehalten hat, so erscheint es zunächst wahrscheinlich, ıß die Förderungsmenge noch durch die verstärkte Nachfrage der beiden orhergehenden Jahre bedingt ist.

Ueber die Antwort, die Herr Polly auf die Mitteilungen Oserows ıer den Verlust des Grundkapitals der russischen Staatsbank infolge r nichtstatutarischen Darlehen gibt, ist kein Wort weiter zu verlieren. o naiv ist doch kein Mensch, der sich mit finanzwirtschaftlichen Dingen schäftigt, daß er meinen sollte, der russische Finanzminister habe es ht in der Hand, wenn seine Bank Verluste in der angegebenen Höhe itten hat, sie mit weiteren Mitteln zu versorgen. Auch auf die Frage r Rentabilität der russischen Eisenbahnen komme ich nicht weiter zurück, chdem ich noch im vorigen Heft durch die Mitteilungen des russischen nanzministeriums selbst aus den Jahren 1902 und 1906 das immense efizit nachgewiesen habe. Wenn der Finanzminister Witte in jener ichsratssitzung vom 30. Dezember 1902 und sein Nachfolger in dem fiziellen, an den Zaren erstatteten Budgetbericht für 1906 das Eisen- hndefizit nicht nur zugegeben und zahlenmäßig belegt, sondern es direkt s eine Gefährdung des russischen Staatshaushalts bezeichnet haben, so übrigt es sich, auf Scheinberechnungen einzugehen, die eine Rentabilität chweisen wollen, auf die die russische Regierung selbst lange verzichtet hat. on 1887 bis 1904 hat nach dem Rapport des Finanzministers für 1906 s Eisenbahndefizit 758 Millionen Rubel betragen und im Durchschnitt r Jahre 1900 bis 1904 ca. 75 Millionen Rubel; demnach muß es heute sgesamt eine Milliarde Rubel oder die Hälfte der Kosten des unglück- hen Krieges mit Japan ausmachen.

Auch die Schlußausführungen Pollys über die allgemeine Solidität r russischen Finanzlage und die Erhabenheit des russischen Finanz- inisteriums über alle Anleiheabsichten vermögen nicht im mindesten zu erzeugen. Herr Polly versichert mit dem Ton der tiefsten Ueberzeugung, r Finanzminister denke an keine Anleihe, aber der Finanzminister selbst klärt gleichzeitig in der Finanzkommission der Duma, daß man ohne itere Anleihen das Budget nicht balanzieren könne. Er meint nur, n „großen" Anleihen müsse abgesehen werden. Was nun eine „große"

Anleihe ist und was eine „kleine", darüber wird man sehr verschiedener Meinung sein können. Bekanntlich betrug die letzte große auswärtige Anleihe Rußlands 843 Millionen Rubel, nahezu 2 Milliarden Mark. An diesem Maßstab gemessen, wären Anleihen von einer viertel bis einer halben Milliarde Mark vielleicht noch keine „großen" Anleihen. Die Idee, durch eine Steuererhöhung in Rußland noch einen wesentlichen Mehrertrag der Staatseinkünfte zu erreichen, die der Finanzminister Kokowzew in der Budgetkommission vorgetragen hat, wird sich in der Wirklichkeit sehr viel schwieriger ausnehmen, als auf dem Papier oder auf der Tribüne der Duma. Die indirekten Steuern und die Zölle sind tatsächlich nicht weiter steigerungsfähig; direkte Steuern aber gehören in Rußland zu den finanztechnisch am schwierigsten zu verwirklichenden Dingen.

Für die Beurteilung der russischen Finanz- und Wirtschaftslage kommt es überhaupt nicht auf Einzelheiten aus dem Budget oder auf Einzelheiten aus der Produktionsstatistik an, sondern im wesentlichen nur auf die Zahlungsbilanz des Landes. Schon im Jahre 1899 schrieb der damalige Geheimrat im Finanzministerium und spätere Reichskontrolleur Schwanebach im „Rußkij Wjestnik":*) „Das gewaltige Kapital, das in barem Golde nach Rußland gezogen ist, hat nur zum Teil mit dem Exportüberschuß bezahlt werden können; größtenteils ist das Gold durch Anleihen im Auslande erhoben, und so steht uns denn die endgültige Auseinandersetzung in betreff der Hauptmasse unseres Münzinventars noch bevor. Im Zusammenhang mit dem Wachstum der Verschuldung wuchsen und fahren fort zu wachsen unsere Zahlungsverpflichtungen im Auslande. Bei dem jetzigen Stande unseres auswärtigen Handels werden sie durch den Ausfuhrüberschuß nicht genügend gedeckt. Unter diesen Umständen müßten wir Jahr für Jahr einen Teil unseres Goldfonds zu Zahlungen im Auslande verwenden, wenn sich nicht in den neuen Anleihen und im Verkauf unserer Fonds an das Ausland zwei weitere Quellen zur Bestreitung dieses unseres Tributs eröffneten. Solche Kreditoperationen in dieser oder einer anderen Form sind aber für die Aufrechterhaltung der Goldwährung eine bloße Palliativmaßregel. Der Tribut an das Ausland bleibt daher, solange es nicht gelingt, ihn mit dem Ausfuhrüberschuß zu decken, als Damoklesschwert über unserer bisher bloß vom formellen Gesichtspunkt aus gesicherten Valuta hängen." Nach dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges berechnete der damalige wirkliche Legationsrat Professor Helfferich in seinen viel besprochenen Aufsätzen in der Marine-Rundschau die Menge des seit dem Beginn des Systems Wyschnegradski-Witte nach Rußland geflossenen ausländischen Goldes auf einen Betrag zwischen 10 und 15 Milliarden Francs. Damals im Herbst 1904 schätzte aber Helfferich, der bekanntlich den russischen Kredit nicht erschüttern, sondern stützen wollte, auf Grund der amtlichen

*) Novemberheft S. 135 f.

:n Ausweise die Summe des von jenem kolossalen Zufluß in
d noch vorhandenen Goldes auf ca. 5 Milliarden Francs. Es
so bereits erheblich über die Hälfte ins Ausland zurückgeflossen.
deutet eine Passivität der Zahlungsbilanz von geradezu vernichten-
he. Der Ausfuhrüberschuß Rußlands macht im Durchschnitt der
)re, von 1890 bis 1906, auf das Jahr zwischen 215 und 220
ten Rubeln aus.*) Dieser „Ausfuhrüberschuß" will verstanden
nach dem Kommentar, den Schwanebach vor 9 Jahren im Rußkij
k dazu gegeben hat: „Mit den 600 Millionen Rubeln, für die
ndesprodukte verkaufen, exportieren wir einen nicht geringen Teil
agraren Grundkapitals. Wo ist das Aequivalent dieses sich un-
h wiederholenden nationalen Verlustes? Für die Landwirtschaft
es nicht einer Vergrößerung, sondern einer Verringerung der Aus-
. . . . . Um der Goldwährung willen müssen wir aber eine große
r wünschen und gleichsam vergessen, daß diese Ausfuhr für unseren
:entalen Wirtschaftsbestandteil (die Landwirtschaft) schädlich, ja ver-
) ist."

:m Aktivbestand der russischen Handelsbilanz von ca. 220 Millio-
ubel jährlich stehen gegenüber erstens die im Auslande zahlbaren
:zinsen, zweitens die ins Ausland abfließenden Erträgnisse in
td angelegter ausländischer Kapitalien, drittens die baren Beträge,
sländische Reedereien für die Vermittlung des Warenverkehrs
td nach den russischen Häfen erhalten, viertens die Ausgaben der
d oder vorübergehend im Auslande befindlichen Russen, fünftens
sgaben der Regierung im Auslande für Armee- und Marinezwecke.
t Auslande zu zahlenden Anleihezinsen berechnete Schwanebach
.899 auf 170 Millionen Rubel jährlich; jetzt müssen es erheblich
)0 Millionen Rubel sein, so daß der ganze Ueberschuß der Handels-
durch diesen einen Posten verschlungen wird. Die Summe der
t Positionen ist exakt natürlich schwer zu ermitteln. Wyschne-
nahm zu Ende der neunziger Jahre die Ausgaben der Russen im
tde auf 50 Millionen Rubel jährlich an; seitdem ist auch dieser Posten
:rheblich gestiegen. Den ins Ausland gehenden Ertrag in Rußland
)ter Kapitalien schätzte Schwanebach 1899 auf über 25 Millionen
diese Position hat sich wahrscheinlich verringert. Von dem bei-
9½ Million Registertons betragenden Handelsverkehr in russi-
)äfen deckt die russische Flagge nur ein Zehntel; Rußland muß also
e gesamten Kosten für die Vermittlung seines Warenverkehrs zur
ahr für Jahr an das Ausland bar herauszahlen — ein Tribut, der

---

Ich verweise für die nähere Begründung dieser Ausführungen auf die in diesen Tagen erscheinende 2. Auflage meines Buches „Deutschland unter den Weltvölkern", Seite 117 ff.

sicher gleichfalls in die Dutzende von Millionen jährlich geht. Der Betrag der Regierungsbestellungen im Ausland wird nicht mitgeteilt; er ist aber in den letzten Jahren sehr viel höher gewesen als früher, wo er zu Anfang der neunziger Jahre im Mittel nach Schwanebach 16 Millionen Rubel jährlich betrug. Alle diese Verluste erreichen zusammengenommen einen so hohen Wert, daß es wohl glaublich wird, wie jener zunächst erstaunlich erscheinende Betrag des Goldabflusses ins Ausland während der letzten Wirtschaftsperiode Rußlands zustande gekommen ist. Dieser Goldabfluß aber bedingt die Notwendigkeit, entweder neue Anleihen zu machen, oder die Barzahlungen einzustellen. Ein Drittes gibt es für Rußland nicht.

Paul Rohrbach.

Notizen und Besprechungen.

Kunst.

Nach der englischen Ausstellung.

Noch nie hat eine Kunstausstellung einen ähnlichen Erfolg in Berlin bt, wie die Ausstellung der Bildwerke englischer Maler des 18. Jahr- erts in der Akademie. Nicht allein das Publikum zeigte seine Be- rung für diese Porträts, ein großer Teil der Kritik auch war voll iger Anerkennung. Täglich konnte man spaltenlange, günstige Be-)ungen in den großen Zeitungen lesen. Der Andrang des Publikums e so ungeheuer, daß auf Stunden geschlossen werden mußte, um lebens- rliches Gedränge in den Sälen zu verhüten. Fest eingekeilt staute sich Menge bei Regen und Wind auf dem Pariser Platz, wartend bis Ein- gewährt wurde. Wie erklärt sich dieses beispiellose Interesse und damit Erfolg einer Ausstellung, die wohl Bildwerke einer Reihe höchst talent- : Künstler, aber kein Werk eines Genies zur Anschauung brachte? sie eine glanzvolle Kulturepoche in interessantester Weise vorführte, ist Erkenntnis, die dem Beschauer erst durch Reflexion aufgeht, die auch dem Gefallen an der Sache nichts zu tun hat. Daß man einer so :n, erschöpfenden Repräsentation dieser Epoche der Malerei schwerlich zweites Mal beizuwohnen Gelegenheit haben würde, ist für einen solchen lg auch kein genügender Grund. Wenn aber behauptet wurde, daß Ausstellung als Sympathiekundgebung für England von aktuellem resse gewesen sei, so läßt sich darauf erwidern, daß die Zeit der Sym- :ekundgebungen vorüber ist, und daß die Ausstellung selbst als Sympathie- gebung nicht vier Wochen Tag für Tag solch eine Zugkraft geübt haben de, wenn sie nur Minderwertiges geboten hätte. Und nun gar die ärung: daß das Interesse des Kaisers beispielgebend gewirkt hätte! Kaisers Vorangehen hat sich immer nur für eine bestimmte Gruppe paganda machend erwiesen. In Sachen des Geschmacks läßt sich die)rheit der Gebildeten nicht mehr gängeln.

Anteilnahme, Anerkennung und Freude waren spontan.

Sie wurden aber nicht von der Mehrheit der zeitgenössischen Künstler ilt. Mit „Schönmalerei“, „süßlich“, „langweilig“ konnte man dort die stellung abfertigen hören. Sehr tief in die Stimmung läßt der Aus-

spruch hineinsehen: „Wir haben Jahre lang gearbeitet, das Publikum auf den richtigen Weg zu bringen. Diese Ausstellung stellt die errungenen Erfolge wieder in Frage. Sie kann unermeßlichen Schaden anrichten“. Dieses Geständnis gibt den Schlüssel für den überraschenden Erfolg der Ausstellung.

Jede Richtung in der Kunst wird aus innerer Notwendigkeit geboren. Die Verflachungen oder Uebertreibungen der vorangehenden Richtung lösen die Reaktion aus. Je mächtiger der Genius des Künstlers ist, dessen Schwingen zuerst von dem Morgenhauch eines neu anbrechenden Tages emporgetragen werden, um so verführerischer wird der Einfluß dieses Künstlers auf die gleichzeitig Schaffenden, um so bestrickender auf die Schauenden und Aufnehmenden, um so entschiedener wird das Neue sich durchsetzen. Jedes Neue jedoch trägt, vom Augenblick des Werdens an, in sich den Keim der Entartung, des Verfalls. Der kann durchbrechen schon in dem großen, führenden Talent, er braucht erst durchzubrechen bei den Schwächeren und Geringeren, die der Gewaltige mit auf seine Bahn gerissen hat. Er entwickelt sich schneller oder langsamer. Immer aber werden die aus ihm emporschießenden Wucherungen sich existenzberechtigt gebärden, Wahrheit zu Unwahrheit, Natur zu Unnatur machen. Was dem großen Künstler ein Ausdrucksmittel unter Vielen war, wird dem Geringeren Selbstzweck und Hauptsache.

Das Publikum, welches der Große langsam zum Verständnis zwang, findet sich nun nicht mehr zurecht. Es wendet sich ab. Unbefriedigung erfüllt die Gemüter. Man hatte reine Wirkungen kennen gelernt, nun soll man durch Trübheit und Schmutz.

Die Künstler, in der Meinung, daß sie die Apostel seien für das, was als schön und wahr in der Kunst zu gelten habe, in der Ueberzeugung, daß sie die Dinge der Natur so veranschaulichen, wie ihr inneres Auge sie ergreift, erbittern sich über die dummen Leute, die nicht mit ihren Augen zu sehen vermögen. Die kleine Gemeinde, die andächtig selbst vor den exzentrischen Pinseln und Modellierhölzern bleibt, macht sie nur eigenwilliger und rechthaberischer.

In eine solche Stimmung hinein, die von Jahr zu Jahr an Spannung zugenommen hatte, fiel das Ereignis der englischen Ausstellung. Ein Augenschmaus war bereitet. Nur Schönheit und Anmut grüßten von den Wänden. In neun Sälen nichts Häßliches! Neun Maler hatten nur Schönheit auf der Welt gesehen! Und sie hatten sie gesehen kraft desselben Rechtes, mit dem die Maler unserer Zeit die Häßlichkeit sehen. Die Stärke des Gegensatzes gerade ließ die Stimmung des Publikums um so stärker zurückschwingen. So schwoll die Anteilnahme an zum Enthusiasmus. Kritiklos schwelgten die Bewunderer. Unterschiedslos dagegen geringschätzten die Gegner. In der Victoriastraße bei Cassirer in dem cabinet à part, wo schon des hochbegabten Corinth koloristische Orgien den Zeitgenossen Entsetzen eingeflößt haben, war gerade zur Zeit der englischen Ausstellung

Kollektion seines gleicherweise hochbegabten Kollegen Slevogt zu sehen.
: von dort kommend, mit diesen Eindrücken auf seiner Netzhaut die
e der Akademie betrat, wurde hier selbst von Romney und Lawrence
iviert. Denn die notleidende Aesthetik konnte sich erholen bei dem An-
gesunder, zarter, weicher Menschenhaut. Der geschundene Marsias ist
t nach Jedermanns Geschmack. Künstlerische Qualitäten, welche ent-
elt werden bei Lösung der Aufgabe, epidermislose menschliche Wesen
ustellen, mögen von Kunstgenossen und Anatomen geschätzt werden.
Mensch, der bei Betrachtung eines Kunstwerks eine innere Freude
en will, dessen Urteil gesund und natürlich geblieben ist, trotz jahre-
er Suggestion, wird sich abwenden vom blue boy Slevogts, dem Ober-
nant S. im blauen Interimsrock, zum blue boy Gainsboroughs und
mit Entzücken den wunderbaren, malerischen Finessen des sich leise
chenden blauen Atlas folgen. Liebkosender noch werden seine Blicke
en schönen, jugendlichen Zügen haften, als da er ihn in England zum
nmal gesehen.

Gainsboroughs und Reynolds Erscheinen hatte Ueberwältigendes.
r es waren schlichtere Bilder da, von deren eindrucksvoller Größe tiefere
kungen ausgingen. Hoppners Porträt des Herzogs von York, Raeburns
trät seiner Frau, von vielen Besuchern garnicht bemerkt neben den
izenden, raffinierten Luxuserscheinungen jener Zeit, entzückten in aller
lle den suchenden Kenner. Sie müssen sich auch unsern Künstlern ein-
rägt haben. Sie bilden den Vereinigungspunkt. Sie können dem
istler den Ariadnefaden des Geschmacks zurückgeben, den er im Labyrinth
Geschmacklosigkeiten verloren hat; sie können das Publikum überzeugend
ren, daß Schlichtheit und Innerlichkeit die untrüglichen Merkzeichen
er Kunst sind.

„Werde ja nicht mild im Urteil! Was ist das Herrliche der Vorzeit,
nn sich das Nichtige des Tages aufdringen darf, weil es für diesmal
s Privilegium hat, gegenwärtig und lebendig zu sein!" sagt Goethe seinem
lk. Für den Schaffenden aber gab er Ziel und Richtung mit dem
aubenssatz:

„Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die
uschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben
r ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines
rkliche übrig bleibt". Margarete Danneel.

Philosophie.

otin und der Untergang der antiken Weltanschauung. Von Arthur Drews. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1907. S. XII und 339.

Die Philosophie Plotins ist bisher selten der Gegenstand einer eigenen
rstellung gewesen. Die älteren, rationalistischen Geschichtsschreiber der

Philosophie waren überhaupt außerstande, ihren Geist auch nur zu verstehen. Und selbst Ritter hat sie wesentlich noch mit den Maßstäben einer flachen Aufklärung gemessen. Erst Hegel hat Plotin gegen diese rationalistischen Vorurteile nachdrücklich verteidigt, ihn aber leider doch noch hinter den trockenen Neuplatoniker Proklos zurückgestellt. Und auch Zeller, der die erste wirklich vollständige und abgerundete Darstellung seiner Grundgedanken lieferte, hat seine ganze Größe und Eigenart, zumal Plato gegenüber, noch keineswegs in ihrem vollen Umfange erkannt und bestimmt genug hervorgehoben. Arthur Richter aber, der in seinen gründlichen und mit Begeisterung geschriebenen „Neuplatonischen Studien" (1864/67) die wahre Bedeutung Plotins, auch für die Gegenwart, darzutun wünschte, war dabei zu sehr von der Absicht geleitet, den antiken Denker seiner eigenen christlich dogmatischen Weltanschauung dienstbar zu machen: was natürlich nicht dazu beitrug, dessen Ansehen bei unbefangenen Geistern zu erhöhen. Und als dann mit dem Emporkommen der skeptischen und positivistischen Richtungen in den 70er und 80er Jahren alle metaphysische Spekulation in Bausch und Bogen abgetan wurde, da war natürlich ein Fortschritt in der Auffassung der Plotinschen Philosophie nicht zu erwarten. Ja, man fiel in der Beurteilung des ganzen Neuplatonismus meist auf den Standpunkt der flachen Aufklärung vor Hegel wieder zurück.

So hat erst Ed. von Hartmann die wahre Bedeutung Plotins wirklich erkannt und deutlich zum Ausdruck gebracht. Und zwar in seiner „Geschichte der Metaphysik" (Bd. I, S. 106 fg.), wo Plotin „als Wendepunkt der alten und der mittelalterlichen Philosophie" mit 70 Seiten einen weit größeren Raum einnimmt, als irgend ein anderer alter oder neuer Denker. Indes handelt es sich doch auch hier nur um eine, obschon die wichtigste Seite an dem Schaffen Plotins: um seine Prinzipien- und Kategorienlehre. Wir erkennen wohl, wie diese den Gipfel der ganzen hellenischen Metaphysik überhaupt darstellt und in welchem Maße sie alle vorhergehenden und nachfolgenden Leistungen des Griechentums auf diesem Gebiete überflügelt. Aber die Psychologie, die Ethik und die Aesthetik Plotins werden dabei gar nicht oder doch nur flüchtig berührt. Und eine vollständige, allen Teilen gleichmäßig gerecht werdende Darstellung seines Lebenswerkes war deswegen wirklich ein dringendes Bedürfnis. Hier liegt sie nun endlich vor. Und zwar aus der Feder eben des Mannes, der von allen heute Lebenden vielleicht am meisten gerade zu dieser Aufgabe geeignet war. Jedenfalls hat es Drews ausgezeichnet verstanden, uns, trotz aller in der Lückenhaftigkeit seiner Schriften begründeten Schwierigkeiten, doch eine klare, in sich zusammenhängende Darstellung der gesamten Gedankenwelt Plotins zu entwerfen und dessen ganze geschichtliche Bedeutung nach rückwärts wie nach vorwärts gleichmäßig zu begründen.

Zunächst bekommen wir in einer längeren, s. Z. hier, in den Preußischen Jahrbüchern, veröffentlichten Einleitung einen klaren Ueberblick über den Entwicklungsgang der antiken Philosophie vor Plotin: mit besonderer

auf ihre wechselnden, bald freundlichen, bald feindlichen Beziehungen
gion. Dann führt uns das nächste Kapitel in die Heimat des
mismus, nach Alexandrien, entrollt uns ein farbiges Bild von dem
nd vielseitigen geistigen Leben in der alten Weltstadt während
n Jahrhunderte nach Christus, schildert uns das Leben und die
sönlichkeit Plotins, kennzeichnet ihn ganz im allgemeinen als Schrift=
id Philosophen, vergleicht ihn in der einen wie der anderen Hinsicht
o und Aristoteles und weist schließlich darauf hin, wie in ihm die
is dahin getrennten Entwicklungsreihen, die religionsphilosophische
ietaphysische, endlich zur Einsicht zusammenlaufen und wie, ungeachtet
eligiösen Charakters seiner in dem Gedanken der Erlösung ab=
en Weltanschauung, doch in ihr das theoretische Interesse von dem
n keineswegs überwuchert wird, sondern mit ihm in vollem Gleich=
teht. Damit ist die besondere Eigenart und Bedeutung der Plotin=
ilosophie bereits angedeutet.
nun entwickelt uns Drews diese selbst im Zusammenhange, wie
nduktiv von der sinnlich=stofflichen Wirklichkeit durch die übersinn=
lichkeit der Ideenwelt zu dem Einen, an sich seienden Urgrund
nhaften Träger aller Dinge aufsteigt und dann wieder aus dem
rch Vermittelung des Intellektes und der Weltseele die gegebene
der körperlichen Erscheinungswelt deduktiv abzuleiten sucht. So
vir nacheinander erst in die metaphysische Prinzipienlehre, dann in
orienlehre, dann in die Kosmologie, in die Anthropologie, in die
gie, in die Ethik und endlich in die Aesthetik des großen Neu=
rs eingeführt und erkennen, wie hier tatsächlich die sämtlichen Fäden
ngegangenen Denkens einheitlich zusammenlaufen, die wertvollen
ile aller früheren Systeme aufgehoben, ihre Irrtümer, soweit es
naivrealistischen Voraussetzungen der antiken Weltanschauung über=
öglich war, ausgeschieden und ihre fruchtbaren Keime oder Ansätze
ltung gebracht sind. Die jenseitigen, übersinnlichen Ideen Platos
r abstrakten Begrifflichkeit entkleidet und als Einheiten des Allge=
nd des Besonderen im Sinne des Aristoteles aufgefaßt: womit
rakte Idealismus glücklich in den konkreten übergeführt und
iff der Idee für die Metaphysik, wie für die Aesthetik überhaupt
lich fruchtbar gemacht ist. Zugleich aber sind die Ideen, die bei
ein bloßes Nebeneinander und Auseinander selbständiger, gedank=
enheiten von starrer Unveränderlichkeit dargestellt hatten, als die
idigen, aufeinander bezogenen Anschauungsinhalte einer Allvernunft
s sich selbst denkenden Denkens (im Sinne des Aristoteles)
womit nicht nur erst wirkliches Leben, sondern auch Einheit in sie
racht wird. Und indem so die wahre Wirklichkeit des Uebersinn=
s einheitliche Gedankenbewegung, als ein Reich von sich tätig auf=
beziehenden und durcheinander vermittelnden Gedanken des All=
estimmt wird, ist zunächst der naturalistische Monismus der

Stoiker, ebenso wie der atomistische Pluralismus Epikurs überwunden und an die Stelle beider ein allerdings noch allzu abstrakter, spiritualistischer Monismus oder dynamischer Pantheismus gesetzt, der den Vorsehungsglauben der Stoa in sich aufnimmt, die Welt als die sinnliche, raumzeitliche Erscheinung der absoluten Vernunft versteht und aus diesem ihrem einheitlichen Grunde das äußere Auseinanderwirken wie den inneren Zusammenhang ihrer einzelnen Teile wirklich erklärt. Sodann aber sind auch die Einwände jenes raffinierten nachklassischen Skeptizismus abgewehrt, der mit dem Hinweis auf die Relativität alles unseres Erkennens das Sein nicht weniger als das Denken selbst zersetzt hatte. Und es ist endlich die große, durch Plato zuerst aufgerissene und seither offenstehende Kluft zwischen Geist und Natur, wenn auch noch nicht wirklich überbrückt, so doch wenigstens von der richtigen Seite her in Angriff genommen, indem beide Teile, die übersinnliche und die sinnliche Welt, nicht mehr als zwei ursprünglich nebeneinander bestehende Gegensätze, sondern als verschiedene Stufen einer einheitlichen, in sich zusammenhängenden Entwicklung aufgefaßt werden: als gemeinsame Erzeugnisse der unbewußten Anschauungstätigkeit des Einen, das selbst ebenso über die Natur wie über die platonische Ideenwelt hinausliegt. --

So räumt Drews gründlich mit der bisherigen Ansicht auf, als ob der Höhepunkt des antiken Denkens in Plato und Aristoteles schon erreicht und auch die Weltanschauung des Plotin nur eine solche des Nierderganges sei. Und man wird dieser vielmehr von nun an allgemein die höchste Stelle in der ganzen Entwicklung des antiken Denkens zuerkennen und sich ein für allemal mit der Tatsache abfinden müssen, daß Plotin nicht nur der größte Metaphysiker, sondern überhaupt der tiefste Denker des Altertums ist: ein Mann, der die ganze, ihm vorangegangene philosophische Entwicklung wissend überschaut und mit ungeheurer spekulativer Kraft einheitlich zusammenfassend verarbeitet. Zugleich aber deckt Drews überall auch die Fäden auf, die von ihm zur Neuzeit und zur Gegenwart hinüberführen und bahnt damit auch hier eine neue Auffassung der Geschichte der Philosophie an. Insbesondere ergibt sich, daß alle Späteren, die in irgend einer Weise mit der metaphysischen Idee gearbeitet und die Welt aus dem Intellekt zu erklären versucht haben, sich in dieser Hinsicht nicht an Plato, sondern an Plotin angeschlossen haben: auch wo sie selbst sich auf die Autorität des Plato berufen und sich als dessen Jünger bekannt haben. Ferner zeigt sich, daß Plotin mit seiner Abgrenzung der Kategorien der Sinnenwelt gegen die des Uebersinnlichen bereits eine Höhe der Erkenntnis erreicht hatte, hinter der auch Kant und Hegel noch zurückgeblieben sind. Und wenn die unmittelbare Herkunft der christlichen Trinität aus den drei Plotinschen Hypostasen auch dem Kenner der Dogmengeschichte nichts neues ist und die Abhängigkeit der ganzen mittelalterlichen Mystik von dem großen Neuplatoniker öfters schon betont wurde, so dürfte es dagegen nicht vielen bekannt sein, daß Leibniz in seiner Theodicee sich

grundsätzlich auf Plotin stützt und in der Hauptsache nur dessen Beweisführung wiederholt. Ebenso wie Lotze mit seiner vielgerühmten monistischen Auffassung der Kausalität nur eine schon von dem alten griechischen Denker aufgestellte und wohlbegründete Ansicht wieder aufgenommen hat. Und auch Plotins eingehende Kritik des Materialismus, die im ganzen Altertum nicht ihresgleichen hat und auch heute noch keineswegs veraltet ist, dürfte manchen überraschen: ist sie doch sogar von Albert Lange in seiner Geschichte des Materialismus ganz übersehen worden.

Vor allem bedeutsam aber ist der von Drews erbrachte und kaum mehr zu widerlegende Nachweis, daß Plotin, den man bisher gewöhnlich für den Begründer der Philosophie des Bewußtseins ausgegeben hat, mit viel mehr Recht als der Vorläufer der Philosophie des Unbewußten anzusehen ist: und zwar ebensowohl in metaphysischer, wie in psychologischer Hinsicht. Denn der „Intellekt" oder seinen eigenen Ideeninhalt anschauende Verstand, dessen rein intuitive, über alle bewußte Ueberlegung und diskursive Reflexion erhabene Denkart Plotin nicht müde wird, immer wieder zu betonen, entspricht durchaus der unbewußten, überbewußten Idee Schellings und Hartmanns. Und wenn Plotin auch, mit seiner ganzen Zeit, den Begriff des „Bewußtseins" ebensowenig wie den seines Gegenteils wirklich schon besessen hat, so hat er doch der Sache nach die rein passive Beschaffenheit und körperliche Bedingtheit alles Bewußt-Seins offenbar schon erfaßt und es unzweideutig ausgesprochen, daß wir mit unserem bewußten Denken auch uns selbst nie unmittelbar, sondern immer mittelbar, gleichsam „wie im Spiegel des Dionysos", erblicken. Ja, er hat die unwirkliche, scheinhafte Natur des „Ich" mit klaren Worten so treffend gekennzeichnet, wie es überhaupt nur möglich ist, und sich damit im Grunde auch schon über jenes Cogito ergo sum erhoben, auf dessen trügerischem Boden wir heute noch fast alle Philosophen außer den Anhängern Hartmanns sich herumbewegen sehen. Und so erweist sich die Behauptung Richters von der aktuellen Bedeutung Plotins für die Gegenwart allerdings als berechtigt, obschon nicht in dem Sinne, wie er selbst sie verstanden hatte. Und es ist nur zu wünschen, daß das vom Verleger auch äußerlich vornehm ausgestattete Werk von Arthur Drews recht viele Leser finden und endlich einmal zu einer gründlichen Prüfung jener unhaltbaren Voraussetzung der ganzen modernen Bewußtseinsphilosophie den Anstoß geben möge.

Freiburg i. Br. Wilh. von Schnehen.

Geschichte.

August Fournier: Gentz und Wessenberg. Briefe des Ersten an den Zweiten. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1907.

Wessenberg war 1808 österreichischer Gesandter in Berlin, brachte 1813 das Bündnis mit England zustande, nahm an der Unterhandlung

des ersten wie des zweiten Pariser Friedens sowie am Wiener Kongreß wesentlichen Anteil, ebenso an den Londoner Konferenzen nach der belgischen Revolution. Mit Metternichs Politik nicht einverstanden, trat Wessenberg ins Privatleben zurück. 1848 war der 75jährige eine Zeitlang Ministerpräsident.

An diesen Staatsmann gerichtete Briefe Gentzens sind beim Ordnen des Wessenbergschen Nachlasses aufgefunden worden, und Fournier hat sie aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv publiziert. Die Dokumente stammen aus verschiedenen Perioden zwischen 1809 und 1832. Alle Briefe sind ihres Verfassers im höchsten Maße würdig. Ihre Lektüre wird jedem empfohlen, der, ohne den Anspruch zu machen, positiv Neues zu lernen, ein wahres und farbenreiches Bild jener vergangenen reichen Zeiten vor seinen Geist hintreten lassen will.

Zu Anfang 1813 schickte Metternich Wessenberg nach London, um die englische Regierung für einen allgemeinen Frieden zu gewinnen. Gentz gab Wessenberg einen Brief an den ihm befreundeten Mackintosh mit, den Autor der „Vindiciae Gallicae“, der berühmten Publikation, welche 1791 Burkes gleichfalls so geistesmächtige, gegen die französische Revolution gerichtete Schrift in revolutionsfreundlichem Sinne beantwortet hatte. Der Gentzsche Brief verfolgte die Tendenz, Mackintosh zu beweisen, daß Großbritannien ohne Gefahr dem in Rußland gedemütigten Napoleon Frieden gewähren könne. In diesem Zusammenhang zeichnet der Wiener Publizist ein Charakterbild Napoleons, wie der Kaiser nach dem russischen Feldzuge der vornehmen Gesellschaft Wiens erschien:

„Wir kontinentalen Beobachter“, schreibt er, „und besonders diejenigen unter uns, die in die Geheimnisse des Wiener Hofs eingeweiht sind, wissen, daß der Mann nicht Eine wirklich große Eigenschaft besitzt, nicht ein einziges erstklassiges Talent. In keiner Weise überragt er die Mittelmäßigkeit, wenn man von dem militärischen Fach im engsten Sinn, in der rein technischen Bedeutung des Wortes absieht. In seinen politischen Ansichten, seinen politischen Plänen, seinem politischen Verfahren herrscht die traurigste Verwirrung. Nichts, absolut nichts ist es mit den umfassenden Systemen, die wir ihm ehemals zutrauten, mit den angeblich so großen Gedanken, welche die Erdkugel zu umspannen schienen. Ebenso falsch erfunden, chimärisch ist die Behauptung, daß er die Menschen kennt, daß er sie zu wählen, zu beurteilen, sich dienstbar zu machen versteht. . . . Die elementarsten Regierungsgrundsätze sind ihm unbekannt, von der Verwaltung hat er niemals auch nur die allernotwendigsten Anfangsgründe begriffen, und was die allgemeine Politik betrifft, so hat er selber einem sehr viel feineren Manne gestanden, als dieser (Metternich) im vergangenen Mai eine denkwürdige Unterredung mit ihm hatte, daß er zu zweifeln anfinge, ob er viel davon verstände. Seine militärischen Erfolge — das einzige Gebiet, auf dem man ihm eine gewisse Ueberlegenheit an richtigem Gefühl und Routine nicht absprechen kann, sowie ein gewisses Etwas, welches dem Genie wenig-

stens äußerlich ähnlich sieht — seine militärischen Erfolge waren immer in unendlich viel geringerem Maße auf seine Berechnungen und sein Verdienst zurückzuführen als auf das schlechte Benehmen seiner Gegner und die unerhörte Kühnheit (sein einziger wirklicher Vorzug), mit der er Nutzen daraus gezogen hat. . . .

Die beispiellosen Schicksalsschläge, welche er in Rußland erfahren hat und deren einziger Urheber er selber gewesen ist — denn die Russen, auch sehr mittelmäßige Leute, haben nur sein eigenes Werk vervollständigt und vollendet —, jene Schicksalsschläge fangen allmählich an, Zweifel und Verdachtsgründe bezüglich dessen hervorzurufen, was der Traum seiner persönlichen Ueberlegenheit Illusorisches gehabt haben könnte. Immerhin ist die hier entwickelte Meinung nichts weniger als die herrschende auf dem Kontinent, daran fehlt viel; aber sie ist bei denjenigen tief gewurzelt, welche, wie ich, den Vorteil gehabt haben, sich durch authentische Quellen unterrichten zu können, sie ist besonders tief gewurzelt bei einer Elite von verständigen und wohlunterrichteten Leuten in Wien, wo — besonders seit der unglücklichen Familienverbindung — sich wertvolle Gelegenheiten geboten haben, die grenzenlose Mittelmäßigkeit, die grenzenlose Plattheit dieses ersten Charlatans der neueren Zeiten kennen zu lernen."

Als Napoleon auf seiner Flucht aus Rußland nach Warschau kam, sagte er, sich am Kaminfeuer die Hände wärmend, mehrere Male zu Erzbischof Du Pradt: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt." In den Augen der Wiener Hofgesellschaft hatte der Kaiser jenen Schritt in der Tat zurückgelegt. Es ist bekannt, daß Oesterreich 1813 und 1814 sich große Mühe gegeben hat, Napoleon auf seinem Thron zu erhalten. Diese Politik des Wiener Kabinetts wird umso verständlicher, wenn wir bei Gentz sehen, daß die Persönlichkeit des Kaisers aufgehört hatte, der österreichischen Aristokratie Furcht einzuflößen.

Gentz beschwor Mackintosh, er möchte in seinem Vaterland für einen allgemeinen Frieden wirken, der Holland und Italien bei Frankreich ließ. Der Kontinent wäre momentan zu erschöpft und zu desorganisiert, um mehr zu erkämpfen: „Ueberlegen Sie sich, ob 200000 Russen, kommandiert von Generalen, die im Vergleich zu Bonaparte sehr minderwertig sind, so wenig dieser Turenne, Marlborough oder Wellington ebenbürtig ist, und 40000 Schweden, in Schranken gehalten und gefesselt durch 60000 Dänen in ihrem Rücken . . und die imaginären Insurrektionen der deutschen Völkerschaften Euch in Besitz der von Euch erstrebten Objekte setzen können. Zieht Euch keine lange, schmerzliche Reue zu!"

Diese herabsetzende Veranschlagung der gegen Napoleon verfügbaren kontinentalen Streitkräfte beruht zum Teil auf bewußter Tendenz, aber nur zum Teil. Das Gentzsche Schreiben ist vom 5. Februar, demselben Tage, an dem in Königsberg der Landtag zusammentrat, welcher die Landwehr ins Leben rief. Erst am 3. Februar hatte Friedrich Wilhelm von Breslau aus den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps erlassen.

Die Kräfte, welche sich hier entwickelt haben, ahnte man an der Donau ebensowenig voraus, wie man die in der Persönlichkeit Napoleons liegenden Hilfsquellen zu würdigen wußte. Auch für die „Elite verständiger und wohlunterrichteter Männer" ist eben politische Voraussicht zu allen Zeiten unendlich schwer; gerade die entscheidenden Faktoren der Weltbewegung bleiben den feinsten Politikern oft so lange verborgen, bis sie das blödeste Auge wahrzunehmen vermag.

Julius Asbach: Ludwig Freiherr Roth von Schreckenstein. Ein Lebensabriß. Mit 3 Bildnissen. Köln 1907. Verlag der M. Dumont-Schaubergschen Buchhandlung.

Freiherr Roth v. Schreckenstein war der Sohn eines südwestdeutschen Reichsritters katholischer Konfession. 1789 geboren und in sächsische Militärdienste getreten, kämpfte er unter Napoleon I. bei Wagram, Borodino, an der Beresina und bei Leipzig. Nachdem Freiherr v. Schreckenstein darauf in preußische Militärdienste übergetreten war, avancierte er im Lauf der nächsten drei Jahrzehnte zum General und erhielt im April 1848 das einstweilige Kommando des VIII. Korps. In dieser Stellung dämpfte Schreckenstein einen nicht ungefährlichen Aufruhr in Trier, indem er Klugheit und Milde mit Festigkeit vereinigte. Ueberhaupt hat er nach dem Urteil Roons, der politisch viel weiter rechts als Schreckenstein stand, wesentlich dazu beigetragen, daß die Rheinprovinz dem preußischen Staat erhalten blieb.

Die aufrichtig konstitutionelle Gesinnung Schreckensteins in Verbindung mit dem absoluten persönlichen Vertrauen, welches er bei dem König und den Konservativen genoß, ließ den General als den richtigen Mann für einen Platz in der Regierung erscheinen. So wurde er Kriegsminister im Ministerium Hansemann. Als solcher konnte er bei der Verfahrenheit der Lage nichts bedeutendes leisten; nur imponierte er durch seine ruhige Kaltblütigkeit gegenüber dem Mob, welcher ihn anläßlich der Debatten über den Antrag Stein in die Spree werfen wollte.

Nach der Niederwerfung des badischen Aufstandes und der Rückkehr des Prinzen von Preußen in das Coblenzer Schloß führte General v. Schreckenstein als Stellvertreter jenes hohen Herrn den Oberbefehl über die preußischen Truppen in Baden und der Pfalz. Hier leistete Schreckenstein durch Klugheit und Humanität sehr viel für die dauernde Beruhigung Süddeutschlands.

Der Prinz von Preußen gedachte nach den Schlaganfällen, welche seinen königlichen Bruder trafen, Schreckenstein zum Kriegsminister zu machen, wenn des Prinzen Stellvertreterschaft in eine Regentschaft umgewandelt sein würde. Leider starb der General vorher, im Mai 1858. Ueberzeugt von der Zweckmäßigkeit der Armeeorganisation, würde er ein vortreffliches Werkzeug für die Pläne Wilhelms abgegeben haben.

Die hier besprochene Biographie des Freiherrn v. Schreckenstein hat

der Verfasser fast ausschließlich nach gedruckten Materialien gearbeitet; unveröffentlichte Dokumente haben ihm nur in geringer Zahl zur Verfügung gestanden. Ohne Zweifel hat die Asbachsche Arbeit durch den Mangel einer ausreichenden quellenmäßigen Fundamentierung gelitten; es ist an vielen Stellen unmöglich, das Lebensbild, welches der Autor von seinem Helden entwirft auf seine Wahrheit hin zu kontrollieren; ferner fehlt es der Geschichtserzählung Asbachs an Fülle und Eindringlichkeit. Aber mehr Quellen waren eben nicht vorhanden, und auch in der vorliegenden Darstellung wird zweifellos mancher ein lebhaftes Interesse an dem Charakterbild des tüchtigen und sympathischen Generals nehmen, der 1848 eine bedeutende Rolle gespielt hat und ohne seinen frühzeitigen Tod vielleicht die dornenvollen Anfänge Wilhelms I. glücklicher gestaltet hätte.

Paul Güßfeldt: Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug, nebst autobiographischen Mitteilungen aus den Jahren 1868/69 und 1906/7. Mit zwei Kartenskizzen. Berlin. Verlag von Gebrüder Pätel. 1907.

Christian Rogge: Freuden und Leiden des Feldsoldaten. Kulturbilder aus dem Kriege 1870/71. Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn. Berlin 1906.

Derselbe: Franktireurfahrten und andere Kriegserlebnisse in Frankreich. Im gleichen Verlage.

Ludwig Schmitz: Aus dem Feldzuge 1870/71. Tagebuchblätter. Zweite Auflage. Berlin 1907. E. S. Mittler und Sohn.

Wiederum drei Männer, die an dem deutsch-französischen Kriege in untergeordneter Stellung teilgenommen haben, und deren Bücher man doch mit Vergnügen liest! Rogge war Vizefeldwebel, Schmitz Reserveleutnant, Güßfeldt Gemeiner. Es können noch unzählige literarische Produktionen dieser Art erscheinen, und alle werden sie bei der Nation die allerlebhafteste Anteilnahme erwecken. In das Verständnis des strategischen Kausalnexus weihen die Schriften von Subalternoffizieren, Unteroffizieren und Freiwilligen natürlich in keiner Weise ein, aber sie zeigen uns, wie die abstoßenden und die erhebenden Seiten des Krieges auf gebildete junge Männer eingewirkt haben, denen der militärische Beruf eigentlich fern lag. Mit gerechtem Selbstgefühl wird das deutsche Volk aus dieser Art von Literatur lernen, wie sich in unserer gebildeten Jugend damals die edelste Gattung des Mutes entfaltete, jener Mut, welcher, mit hoch entwickelter Intelligenz gepaart, sich aller drohenden Schrecknisse voll bewußt ist und dennoch mit nicht zu überbietender Hingebung seine Pflicht erfüllt.

In dieser Beziehung ist in der Veröffentlichung von Schmitz eine auf die Schlacht an der Hallue bezügliche Stelle charakteristisch. Nachdem er die Aktion beschrieben hat, bemerkt der Autor: „Geradezu überraschend

Die Kräfte, welche sich hier entwickelt haben, ahnte man an der Donau ebensowenig voraus, wie man die in der Persönlichkeit Napoleons liegenden Hilfsquellen zu würdigen wußte. Auch für die „Elite verständiger und wohlunterrichteter Männer“ ist eben politische Voraussicht zu allen Zeiten unendlich schwer; gerade die entscheidenden Faktoren der Weltbewegung bleiben den feinsten Politikern oft so lange verborgen, bis sie das blödeste Auge wahrzunehmen vermag.

Julius Asbach: Ludwig Freiherr Roth von Schreckenstein. Ein Lebensabriß. Mit 3 Bildnissen. Köln 1907. Verlag der M. Dumont-Schaubergschen Buchhandlung.

Freiherr Roth v. Schreckenstein war der Sohn eines südwestdeutschen Reichsritters katholischer Konfession. 1789 geboren und in sächsische Militärdienste getreten, kämpfte er unter Napoleon I. bei Wagram, Borodino, an der Beresina und bei Leipzig. Nachdem Freiherr v. Schreckenstein darauf in preußische Militärdienste übergetreten war, avancierte er im Lauf der nächsten drei Jahrzehnte zum General und erhielt im April 1848 das einstweilige Kommando des VIII. Korps. In dieser Stellung dämpfte Schreckenstein einen nicht ungefährlichen Aufruhr in Trier, indem er Klugheit und Milde mit Festigkeit vereinigte. Ueberhaupt hat er nach dem Urteil Roons, der politisch viel weiter rechts als Schreckenstein stand, wesentlich dazu beigetragen, daß die Rheinprovinz dem preußischen Staat erhalten blieb.

Die aufrichtig konstitutionelle Gesinnung Schreckensteins in Verbindung mit dem absoluten persönlichen Vertrauen, welches er bei dem König und den Konservativen genoß, ließ den General als den richtigen Mann für einen Platz in der Regierung erscheinen. So wurde er Kriegsminister im Ministerium Hansemann. Als solcher konnte er bei der Verfahrenheit der Lage nichts bedeutendes leisten; nur imponierte er durch seine ruhige Kaltblütigkeit gegenüber dem Mob, welcher ihn anläßlich der Debatten über den Antrag Stein in die Spree werfen wollte.

Nach der Niederwerfung des badischen Aufstandes und der Rückkehr des Prinzen von Preußen in das Coblenzer Schloß führte General v. Schreckenstein als Stellvertreter jenes hohen Herrn den Oberbefehl über die preußischen Truppen in Baden und der Pfalz. Hier leistete Schreckenstein durch Klugheit und Humanität sehr viel für die dauernde Beruhigung Süddeutschlands.

Der Prinz von Preußen gedachte nach den Schlaganfällen, welche seinen königlichen Bruder trafen, Schreckenstein zum Kriegsminister zu machen, wenn des Prinzen Stellvertreterschaft in eine Regentschaft umgewandelt sein würde. Leider starb der General vorher, im Mai 1858. Ueberzeugt von der Zweckmäßigkeit der Armeeorganisation, würde er ein vortreffliches Werkzeug für die Pläne Wilhelms abgegeben haben.

Die hier besprochene Biographie des Freiherrn v. Schreckenstein hat

der Verfasser fast ausschließlich nach gedruckten Materialien gearbeitet; unveröffentlichte Dokumente haben ihm nur in geringer Zahl zur Verfügung gestanden. Ohne Zweifel hat die Asbachsche Arbeit durch den Mangel einer ausreichenden quellenmäßigen Fundamentierung gelitten; es ist an vielen Stellen unmöglich, das Lebensbild, welches der Autor von seinem Helden entwirft auf seine Wahrheit hin zu kontrollieren; ferner fehlt es der Geschichtserzählung Asbachs an Fülle und Eindringlichkeit. Aber mehr Quellen waren eben nicht vorhanden, und auch in der vorliegenden Darstellung wird zweifellos mancher ein lebhaftes Interesse an dem Charakterbild des tüchtigen und sympathischen Generals nehmen, der 1848 eine bedeutende Rolle gespielt hat und ohne seinen frühzeitigen Tod vielleicht die dornenvollen Anfänge Wilhelms I. glücklicher gestaltet hätte.

Paul Güßfeldt: Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug, nebst autobiographischen Mitteilungen aus den Jahren 1868/69 und 1906/7. Mit zwei Kartenskizzen. Berlin. Verlag von Gebrüder Pätel. 1907.

Christian Rogge: Freuden und Leiden des Feldsoldaten. Kulturbilder aus dem Kriege 1870/71. Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn. Berlin 1906.

Derselbe: Franktireurfahrten und andere Kriegserlebnisse in Frankreich. Im gleichen Verlage.

Ludwig Schmitz: Aus dem Feldzuge 1870/71. Tagebuchblätter. Zweite Auflage. Berlin 1907. E. S. Mittler und Sohn.

Wiederum drei Männer, die an dem deutsch-französischen Kriege in untergeordneter Stellung teilgenommen haben, und deren Bücher man doch mit Vergnügen liest! Rogge war Vizefeldwebel, Schmitz Reserveleutnant, Güßfeldt Gemeiner. Es können noch unzählige literarische Produktionen dieser Art erscheinen, und alle werden sie bei der Nation die allerlebhafteste Anteilnahme erwecken. In das Verständnis des strategischen Kausalnexus weihen die Schriften von Subalternoffizieren, Unteroffizieren und Freiwilligen natürlich in keiner Weise ein, aber sie zeigen uns, wie die abstoßenden und die erhebenden Seiten des Krieges auf gebildete junge Männer eingewirkt haben, denen der militärische Beruf eigentlich fern lag. Mit gerechtem Selbstgefühl wird das deutsche Volk aus dieser Art von Literatur lernen, wie sich in unserer gebildeten Jugend damals die edelste Gattung des Mutes entfaltete, jener Mut, welcher, mit hoch entwickelter Intelligenz gepaart, sich aller drohenden Schrecknisse voll bewußt ist und dennoch mit nicht zu überbietender Hingebung seine Pflicht erfüllt.

In dieser Beziehung ist in der Veröffentlichung von Schmitz eine auf die Schlacht an der Hallue bezügliche Stelle charakteristisch. Nachdem er die Aktion beschrieben hat, bemerkt der Autor: „Geradezu überraschend

waren die geringen Verluste unseres Bataillons. . . . Unserem Regiments=kommandeur Oberstleutnant von Dörnberg entschlüpfte über diese im Grunde hocherfreuliche Feststellung . . . die wohl nicht recht überdachte Bemerkung: „Ja, Offiziere genug, aber zu wenig Leute! Ich hätte gedacht, das Regiment wäre heute einmal ordentlich hineingekommen." Natürlich ist der Ruhm eines Regiments oder Regimentskommandeurs nicht in einer möglichst hohen Verlustziffer zu suchen."

Der Unterschied in der Denkweise des Berufsoffiziers und des Reserve=offiziers, wie er sich hier manifestiert, ist durchaus verständlich. Beide Teile befinden sich von ihrem Standpunkt aus im Recht; der Ehrgeiz des Berufsoffiziers ist durchaus legitim, aber auch die Gesinnung solcher Leute wie Schmitz, welche die Blutarbeit lediglich aus Pflichtgefühl verrichten, ist für moderne Nationalarmeen ein kostbarer Schatz.

Ebenso wie bei ihren Vorgängern sind auch bei Schmitz und Rogge von immer neuem Reiz die Schilderungen, welche sich auf das Verhältnis zwischen unseren jungen Intellektuellen und der Zivilbevölkerung des besiegten Landes beziehen. Sie gereichen gewöhnlich beiden Teilen zur Ehre.

Rogge machte den Feldzug als Student der Philologie mit; er ist jetzt Gymnasialdirektor in Neustettin. Schmitz war 1870 Referendar: er ist — sein Buch offenbart den gläubigen Katholiken — später Landes=gerichtspräsident in Aachen und Mitglied des Hauses der Abgeordneten geworden. Des Letzteren Schrift ist eine Zusammenstellung von Tagebuch=blättern und anderem Material. Die Veröffentlichung des geistig sehr hoch stehenden Verfassers würde noch viel wirkungsvoller gewesen sein, wenn er sein Rohmaterial verarbeitet und ihm eine künstlerisch befriedigende Form gegeben hätte. Aber auch so müssen wir ihm für das Gebotene dankbar sein. Besonders interessant ist die Geschichte der Belagerung von Verdun, das 45 Tage Widerstand leistete und vor dessen Wällen die deutschen Truppen vor nächtlichen Ausfällen der katzenartig herankriechenden, ohren=abschneidenden Turkos sorgfältig auf der Hut sein mußten.

Güßfeldt hatte nie gedient, als er im Alter von 30 (!) Jahren bei den 2. Gardedragonern freiwillig eintrat, um den Krieg in der Stellung eines 10 Tage lang ausgebildeten Gemeinen mitzumachen. Der Verfasser nahm an der großen Reiterschlacht des 16. August teil und wurde durch einen Säbelstich in die Brust und einen Lanzenstich in den Rücken ver=wundet. Er bekam das eiserne Kreuz und avancierte. Güßfeld schildert seine Teilnahme an der gewaltigen Aktion von Mars La Tour mit sehr viel Talent und Feuer. Im übrigen ist sein Buch nicht ganz so inhalt=reich wie die beiden anderen hier besprochenen. Dafür ist er aber die niteressanteste Persönlichkeit von den drei Autoren. Neben außerordentlicher Stilgewandtheit machen originale Gedanken und das Maß des Gewöhnlichen überschreitende Gesinnungen die kleine Schrift sehr reizvoll.

„Die gleiche Sprache", sagt Güßfeldt, „ist die zuverlässigste Brücke für das Einvernehmen im Kriege. Die meisten Roheiten, die in einem Kriege

Feinde gegen die Bewohner verübt werden, beruhen auf Mißverständnissen; keiner der beiden Teile versteht den andern, weil keiner die ache des andern kennt, und der vergebliche Versuch, durch Gesten und eispiel den Mangel zu ersetzen, führt zur Ungeduld, zum Zorn, zur greiflichkeit." Daß aber manchmal die sprachliche Verständigung hen Siegern und Besiegten, nachdem sie zu Anfang unerreichbar eren war, schließlich doch dank einem neckischen Zufall in der erfreuen Weise glückte, lehrt folgende von Rogge erzählte Geschichte. Ein ßischer Soldat tritt in den Laden eines Krämers und verlangt Käse. Franzose versteht das Begehren des Preußen absolut nicht. Dieser schließlich ärgerlich und wendet sich der Tür zu, indem er — obwohl ineswegs zu den Intellektuellen gehört — eine Stelle aus Goethes citiert: „Ah du fromage!" ruft der Verkäufer verständnisvoll und ntiert eine mannigfaltige Auswahl.

Ebenso wie im Kriege wechselt auch in Rogges Erzählungen Scherz Ernst. Aber der Ernst des Schlachtfeldes, des Gewaltmarsches, des retts nimmt bei unserem Autor den unvergleichlich breiteren Raum ein. alles, was er erzählt, ist richtig aufgefaßt, und eine tiefe Empfindung das Buch. Am anziehendsten ist wohl die Darstellung der Schlacht Beaumont. Emil Daniels.

Literatur.

rles Baudelaire, „Die Blumen des Bösen". Eine Anthologie deutscher Uebertragungen. 2. Tausend. Herausgegeben von Erich Oesterheld. — Verlag von Oesterheld & Co., Berlin 1908.

In meiner Baudelairestudie (Bd. 131, I der Preuß. Jahrbücher) stellte est, daß Baudelaires Hauptwerk, die lyrische Giftblütenanthologie der urs du Mal" bisher nur in einer Uebersetzung vorläge, die Baudelaires erklare Sprache in mystisches Lallen übertrüge. Durch ein Versehen er Name des Uebersetzers fortgefallen: es war Stefan George und Verdeutschung erschien bei Bondi (Berlin 1901). Nun hat Erich terheld — wohl nach dem Vorbild von Stefan Zweig, der die besten rtragungen Verlaines gesammelt hat — auf gleicher Grundlage eine ologie von Uebersetzungen des mit Verlaine so oft zusammen genannten delaire veranstaltet, leider ohne Zuhilfenahme von Siegmar Mehrings meiner oben genannten Studie erwähnten) Nachdichtungen, jedoch Hilfe einiger anderer klangvoller Uebersetzernamen: Schaukal, Graf reuth, Stefan Zweig, Karl Henckell, Otto Hauser u. a., während er Lücken durch eigne Uebertragungen schloß. Eine solche Anthologie hat ihre Vor- und Nachteile: Vorteile, weil ein jeder das bringt, was ihm besten liegt, und sich nicht mit Dingen abquält, deren er künstlerisch Herr wird: Nachteile, weil die Einheitlichkeit der Nachdichtung durch verschiedenen Individualitäten gesprengt wird. So gibt Schaukal, ein

Virtuose der Sprachbehandlung und der Klangwirkung, ziemlich freie Nachdichtungen, während der philologisierende Otto Hauser nach alter Gewohnheit sogar den französischen Alexandriner im deutschen Metrum nachzuschnitzeln versucht, indem er sechsfüßige Jamben mit einer Zäsur in der Mitte schreibt. Es würde hier zu weit führen, darzulegen, weshalb ein solcher Versuch sachlich unmöglich ist, trotz dem Vorgang eines Emanuel Geibel. Auch der so tüchtige Paul Wiegler kann sich nicht von diesem eintönigen Taktmaß befreien. Trotz dieser Ausstellungen ist die Sammlung zu begrüßen: Alle, die das Original, ein Muster des gedrungenen, prangenden, marmorkalten und plastischen Versstils der Parnassischen Schule, nicht bewältigen, werden dieser Uebersetzung den Vorzug geben vor der Stefan Georges, die — bei einzelnen großen Schönheiten, die ich nicht abstreite — doch nur an der Hand des Originals verständlich wird, was jedenfalls nicht dem Zweck und Sinn einer Uebersetzung entspricht. Diese Stellungnahme gegen George (die schon meine obige Studie enthielt) finde ich auch in der kurzen Vorrede des Herausgebers Oesterheld wieder, der ganz richtig betont, daß George nicht Baudelaire, sondern sich selbst nachgedichtet hat. Ferner ist dem Büchlein die bisher in den französischen Ausgaben unterdrückte Vorrede Baudelaires zu seinen Gedichten (die erst posthum veröffentlicht wurde) in dankenswerter Weise vorausgeschickt. — Ueber die Dichtungen selbst habe ich in meiner neulichen Studie ausführlich gehandelt und verweise daher kurz auf diese zurück.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Sehnsucht. Gedichte und Lieder von Lorenz Scherlag. Berlin-Leipzig. Curt Wiegand. 1907.

Silbersaiten, die die Sehnsucht spinnt, über die „der Seele heimlich Drängen in übervollen Klängen rinnt“; Silbersaiten, auf denen die Natur spielt, wenn des Abends Schatten gleiten; oder in hellen Maiennächten. Heimliche Glockentöne, verschwiegener Harfenklang in den Kronen der Bäume; ein Zauberzwang des singenden Waldes; und die immer harrende Sehnsucht; manchmal auch die Versicherung tiefer Müdigkeit, aber es ist nicht so schlimm gemeint: der ganze neuromantische Apparat ist da, völlig ohne den dekadenten Beigeschmack, den die Führer der Neu-Romantik haben, aber freilich auch ohne ihre Fähigkeit, neue Farben und Töne zu entdecken, neue Stimmungen aufzufangen. Eine liebenswürdige und zarte, andächtige Seele, ganz in klaren reinen Sphären webend, hat diese Sehnsuchtslieder gesungen; oft mit recht frischer Empfindung, — manchmal auch anempfindend; manchmal auf eine sinnige und erfreuliche Art, mit geschlossener und kräftiger Stimmungswirkung — in wenigen Ausnahmen freilich auch trivial und spielerig. Gertrud Prellwitz.

Politische Korrespondenz.

...s kanadische Gesetz zur Verhinderung von Arbeitseinstellungen.

...er Gelegenheit hat, sich mit der Gesetzgebung der Staaten jenseits ...Ozeans, des nordamerikanischen und des kanadischen Bundes ...hrer Gliedstaaten, zu beschäftigen, wird über die Leichtigkeit und ...eit staunen, mit der hier die juristisch schwierigsten und heikelsten ... des politischen und wirtschaftlichen Lebens der Regelung durch Ge...nterworfen worden sind. In diesen aus eigener Kraft und unbe...rt um historische Tradition auf demokratischer Grundlage entwickelten ...n gilt das Gesetz als die unmittelbare Verkörperung des Volks...s, und das Volk, d. h. die Parlamentsmehrheit, ist der Souverän, ...er einzelne sich unterzuordnen hat, auch wenn er angeborene Rechte ...itzen glaubt. Wird irgendwo ein Mißstand wahrgenommen, so wird ...esetz gegen ihn erlassen; steckt die Hydra einen ihrer Köpfe der Volks... entgegen, so hat der Gesetzgeber ihn sofort abzuschneiden, ohne erst ...Enquete" anzustellen, ob an seiner Stelle neues größeres Unheil ent.... Erweist das Gesetz sich als schädlich, so wird es nicht weiter ange...t oder durch ein neues ersetzt, oder die Gerichte erklären es als ver...gswidrig. So hat man jetzt in einem großen Teile der Vereinigten ...n den Ausschank alkoholischer Getränke und den Verkauf von Ziga... verboten, ohne sich Skrupeln darüber zu machen, daß dem persön... Behagen des einzelnen dadurch Schranken gesetzt werden. Und schon ...er Zeit, als unsern Gesetzgebern kaum die Möglichkeit vorschwebte, ...roßen, auf die ausschließliche Beherrschung eines Wirtschaftsgebietes ...eten Verbänden eine vom gemeinen Recht abweichende Behandlung ...ihen zu lassen, und wir zögernd den Weg der Enquete beschritten, ... die Vereinigten Staaten, und zwar sowohl der Bund wie seine ...taaten, die monopolistische Eroberung eines gegebenen Wirtschafts...s als strafbar erklärt und die gegen das Gesetz sich vergehenden Kor...onen mit der Zertrümmerung ihrer Rechtspersönlichkeit bedroht. Es ...daher nicht überraschen, wenn Kanada in seinem neuesten Gesetze vom ...ärz 1907 Aussperrungen und Ausstände, die in gewissen Industrien ...nommen werden, ohne daß vorher die gesetzlich vorgeschriebenen, ziem...itraubenden Schritte versucht worden sind, unter das Strafgesetz stellt.

Der Weg, der hierbei eingeschlagen ist, enthält des Neuen und Beachtenswerten so viel, daß das Gesetz eine eingehende Bekanntschaft mit seinen Bestimmungen verdient.

Die amtliche Bezeichnung des Gesetzes lautet „The Industrial Disputes Investigation Act, 1907"*). Es ist hiermit der Hauptzweck des Gesetzes zum Ausdruck gebracht, der darin besteht, die streitenden Parteien nicht durch Schiedsspruch zur Annahme einer bestimmten Entscheidung zu zwingen, sondern ihnen durch Feststellung der Streitpunkte und deren Ursachen, sowie durch unverbindliche Vermittlungsvorschläge den Weg zur Versöhnung zu ebnen.

Zu diesem Zwecke hat, wenn in einem Betriebe gewerbliche Streitigkeiten irgend welcher Art ausgebrochen sind, jede Partei das Recht, beim Arbeitsminister die Einsetzung einer Kommission zu beantragen. Der Anspruch auf diese Kommission besteht aber nur für gewisse Industrien und nur dann, wenn diese wenigstens 10 Personen beschäftigen. Die Gewerbe, auf die das Gesetz Anwendung findet, sind Bergwerke, Transport- und Verkehrsanstalten (Eisenbahnen, Straßenbahnen, Schiffahrtslinien, Telephongesellschaften u. a.) und zum öffentlichen Nutzen bestimmte Gesellschaften. Zu diesen rechnet das Gesetz Gasanstalten, Kraftstationen, Wasserwerke. Jeder dieser Betriebe hat beim Ausbruch von Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern das Recht, vom Minister die Einsetzung einer Kommission zu verlangen. Dem Antrage muß stattgegeben werden, auch wenn nur eine der beiden Parteien, Unternehmer oder Arbeiter, ihn stellt. Die Zahl der Arbeiter, die den Antrag stellen, darf allerdings nicht weniger als zehn betragen. Betriebe andrer als der dargelegten Art haben nur dann ein Anrecht auf Einsetzung einer Kommission, wenn beide Parteien mit der Einsetzung sich einverstanden erklären. Der Grund, weshalb das Gesetz die von ihm beabsichtigten Vorteile einer Vermittlungskommission und das Verbot der Arbeitseinstellung ohne Angehn derselben (s. unten) auf die genannten Betriebsformen beschränkt hat, ist wohl darin zu suchen, daß das Publikum durch Betriebsstörungen hier meist direkt mitbetroffen wird, und daß diese Betriebe ein auf der Ausbeutung von Naturschätzen (Bergwerke) oder Naturkräften (Kraftanlagen) oder auf besonderer staatlicher Verleihung (Eisenbahnen) beruhendes Monopol ausüben und dem Volke hier eine Art Obereigentum zusteht. Das Gesetz kennzeichnet diese Industrien als dem öffentlichen Nutzen dienend (public service utilities). Der Ausdruck ist insofern irreführend, als manche Bergwerke — auf alle Bergwerke findet das Gesetz Anwendung — mit dem allgemeinen Nutzen

*) Das Gesetz ist veröffentlicht in The Labour Gazette. Issued by the Department of Labour, Ottawa 1907. Aprilheft. Hier findet sich auch eine Erläuterung seiner Bestimmungen. Eine Besprechung des Gesetzes und der ersten Fälle, auf die es Anwendung gefunden hat (bis August 1907), hat Charles W. Eliot, der Präsident der Harward Universität zu Boston, in McClure's Magazine, Dezemberheft 1907, vorgenommen.

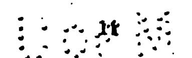
n loser Beziehung stehen, wie Kobalt- und Nickelminen. Andrerseits as Gesetz auf Schuhfabriken und Spinnereien unanwendbar erklärt en,*) und auch Verbände, wie der amerikanische Fleisch- oder Zuckertrust, n tatsächliches Monopol auf dem Markt ausüben, würden dem Gesetze kaum unterworfen werden, obwohl das Publikum unter ihren Machen- en unmittelbar zu leiden hat.

Die Kommission besteht aus drei Mitgliedern. Sie ist kein ständiger er, sondern wird von Fall zu Fall unter Anpassung an die Wünsche Parteien gebildet. Die Zusammensetzung erfolgt in der Weise, daß Partei ein Mitglied zu benennen hat. Dieser Benennung muß der ster stattgeben; er ernennt nur dann aus eigener Machtvollkommenheit Mitglied, wenn die Benennung unterbleibt. Die beiden auf diese vom Minister bestimmten Mitglieder erwählen ihren Vorsitzenden. en sie über die Person nicht einig werden, so trifft der Minister die . Der Gesetzgeber sieht in der Bildung der Kommission von Fall all einen Vorzug gegenüber der Einsetzung einer ständigen Körper- Für diese wäre es sehr schwer gewesen, das Vertrauen der Betei- in allen Fällen zu erlangen; auch hätte sie nicht die gleiche Vertraut- mit den Verhältnissen besessen, wie eine aus den streitenden Parteien ttelbar gebildete Körperschaft. Dem mit der jedesmaligen Neubildung ommission verbundenen Zeitverluste sucht das Gesetz durch kurze Aus- fristen zu steuern.

Die Partei, die an den Minister das Gesuch um Einsetzung einer nission richtet, muß Angaben machen über die streitenden Parteien, Art und Ursache des Streites unter Darlegung der einzelnen Streit- e, die bisher von den Parteien unternommenen Beilegungsversuche die Anzahl der durch den Streit in Mitleidenschaft gezogenen Per- . Auch muß die feierliche Versicherung abgegeben werden, daß nach Ueberzeugung des Antragstellers ein Ausstand, beziehungsweise eine perrung eintreten werde, falls die Verhandlungen vor der Kommission iner Einigung führen sollten. Das Gesuch wird der Gegenpartei zur erung in kurzer Frist mitgeteilt. Sodann erfolgt die Einsetzung der mission durch den Minister.

Die Aufgabe der Kommission besteht, dem oben geschilderten Zwecke Gesetzes entsprechend, lediglich darin, eine erschöpfende Ermittlung des estandes und der Gründe des Streites herbeizuführen und in jedem ium der Verhandlungen die Versöhnung der Parteien zu versuchen diesem Zwecke sind ihr die Befugnisse eines Gerichts höherer Ordnung rt of record) in Zivilsachen beigelegt. Sie kann die Parteien und en vernehmen, Eide abnehmen, die Vorlage von Büchern und Ur- en anordnen und Ermittlungen an Ort und Stelle vornehmen. Die handlungen werden grundsätzlich in der Oeffentlichkeit geführt; nur aus

*) Labour Gazette, Juli- und Septemberheft 1907.



besonderen Gründen, insbesondere zur Wahrung von Fabrikationsgeheimnissen, kann die Oeffentlichkeit ausgeschlossen werden. Zu Vorsitzenden der Kommissionen sind in den 17 Fällen, über die bisher das Material veröffentlicht worden ist*), meist Richter ernannt worden, daneben haben Universitätsprofessoren, ein Erzbischof, ein Parlamentsvorsitzender u. a. dies Amt augeübt. Beisitzer sind naturgemäß immer Vertreter von Parteiinteressen gewesen. Kein Mitglied der Kommission darf bei Vermeidung strafrechtlicher Ahndung für seine Tätigkeit eine weitere Vergütung, als die gesetzlich normierte und aus Staatsmitteln zu zahlende, beziehen. Die Parteien können sich durch höchstens drei Bevollmächtigte vertreten lassen. Ueberraschend ist, daß das „Mißtrauen gegen den Anwaltstand", das z. B. in unserem Gewerbegerichtsgesetze zum Ausschlusse der Anwälte geführt hat, auch hier in Kanada einen Ausdruck gefunden hat: eine Partei darf sich vor der Kommission nur dann durch einen Rechtsanwalt vertreten lassen, wenn die Gegenpartei zustimmt und die Kommission kein Bedenken erhebt. Die Strafbefugnis der Kommission wegen Ausbleibens vorgeladener Personen oder Ungehorsam gegen ihre Anordnungen geht bis zu 100 Dollars.

In vielen der bisher verhandelten Fälle sind die Parteien vor der Kommission schon vor dem Abschlusse der Untersuchungen zur Einigung gekommen; häufig hat die bloße Anrufung des Ministers und die Aussicht, die Streitpunkte vor dem Forum der öffentlichen Meinung verhandelt zu sehen, die streitenden Parteien versöhnt. In solchen Fällen obliegt der Kommission die Abfassung einer Denkschrift über die Angelegenheit und deren Uebersendung an den Minister. Die Parteien haben die Denkschrift zu unterzeichnen; sie können sich der darin beurkundeten Vereinbarung noch ausdrücklich unterwerfen, in welchem Falle der Vereinbarung die Kraft eines gerichtlich bestätigten Schiedsspruches zukommt.

Bringt die Kommission eine Einigung nicht zustande, so übersendet sie dem Minister nach Abschluß der Ermittlungen einen Tatbericht und ihr Gutachten; dies muß Vorschläge enthalten, in welcher Art nach Ansicht der Kommission der Streit beizulegen ist. Herrscht in der Kommission nicht Einstimmigkeit, so kann die Minderheit ihren Sonderbericht erstatten. Die Berichte und Gutachten macht der Minister beiden Parteien zugänglich, er veröffentlicht sie in der monatlich erscheinenden Labour Gazette; in seinem Jahresbericht, der für den Generalgouverneur und das Parlament bestimmt ist; Zeitungen und andre Bewerber können Abschriften erhalten und davon öffentlich Gebrauch machen. Nur zur Durchführung von Zivil- und Strafprozessen dürfen die Berichte, abgesehen von Meineidssachen, nicht benutzt werden — eine Bestimmung, die bei unserem Grundsatze der richterlichen freien Beweiswürdigung sonderbar erscheint, aber dadurch verständlich wird, daß der englische Prozeß die Vorbringung und Würdigung von Beweisen unter eine große Zahl von formalistischen Regeln gestellt hat.

*) d. h. bis zum 1. Dezember 1907.

Es wird also auf die Parteien im Ermittlungs- und Einigungsverfahren vor der Kommission und in der sich daran schließenden Tätigkeit des Ministers kein unmittelbarer Zwang ausgeübt. — Nur dem Drucke der öffentlichen Meinung werden sie ausgesetzt — ein nicht zu unterschätzender Faktor, besonders in jungen demokratischen Ländern, wo der Glaube an die Fürsorge der Regierung fehlt und jeder einzelne sich zur Regelung der öffentlichen Angelegenheiten mitberufen fühlt. Zwang, d. h. Strafandrohung wird durch das Gesetz aber doch in drei Richtungen vorgenommen.

Einmal (§ 56) ist die Erklärung oder Vornahme einer Aussperrung seitens eines Arbeitsgebers oder eines Ausstandes seitens einer Arbeitergruppe strafbar, solange nicht der Antrag auf Einsetzung einer Kommission gestellt ist und solange diese Kommission nicht ihre Arbeit beendet und ihren Bericht nebst Gutachten an den Minister abgesandt hat. Auch darf, so lange die Verhandlungen vor der Kommission schweben, von keiner Seite eine Aenderung in den Arbeitsbedingungen, insbesondere der Arbeitszeit und dem Lohne, vorgenommen werden. Es besteht also für die an den Industrien, auf die das Gesetz sich bezieht, Beteiligten (Arbeitgeber sowohl wie Arbeiter in den monopolistischen Gewerben und in anderen Gewerben, wenn beide Parteien die Anwendung des Gesetzes vereinbart haben) eine gewisse Sperrzeit für ihre Befugnis, aus Anlaß gewerblicher Streitigkeiten den Betrieb einzustellen, und für diese Zeit sind sogar die gesetzlichen Kündigungsfristen den Beteiligten entzogen. Die Zeit von der Absendung des Gesuches um Einsetzung einer Kommission bis zur Erstattung des Berichts derselben an den Minister beträgt unter günstigen Verhältnissen sechs Wochen, kann sich aber bei der großen Ausdehnung Kanadas (Briefe von Vancouver nach der Hauptstadt Ottawa brauchen 4 Tage) auf mehrere Monate hinziehen. Während dieser ganzen Zeit müssen die Beteiligten also das Arbeitsverhältnis unter den alten Bedingungen fortsetzen — ein gewiß starker Eingriff in die persönliche Freiheit in einem neuen, auf demokratischer Grundlage regierten Lande. Ist der Bericht der Kommission an den Minister erstattet, so steht es jeder Partei frei, in den Ausstand zu treten oder die Aussperrung vorzunehmen, sofern die Parteien nicht das Einigungsprotokoll vor der Kommission, wie oben erwähnt, unterzeichnet haben. Das Gesetz betont, daß das strafrechtliche Verbot der Arbeitseinstellung nur dann zur Anwendung kommt, wenn die Arbeitseinstellung als Mittel zur Durchführung gewerblicher Streitigkeiten benutzt werden soll. Machen also andre Gründe, insbesondere wirtschaftliche Krisen, Arbeiterentlassungen, Lohnherabsetzungen u. a. notwendig, so ist dies nicht strafbar. Haben Parteien nicht monopolistischer Gewerbe gemeinschaftlich die Einsetzung einer Kommission verlangt, so fallen sie in gleicher Weise, wie die monopolistischen Gewerbe, unter das Streikverbot.

Beabsichtigen zweitens Arbeitgeber oder Arbeiter (in den monopolistischen Gewerben) eine Aenderung in der Arbeitszeit oder in der Höhe der

Vergütung eintreten zu lassen, so haben sie die andre Partei davon zu benachrichtigen und das Arbeitsverhältnis unter den alten Bedingungen noch dreißig Tage lang fortzusetzen. Ruft dann die andere Partei vor Ablauf der Frist die Kommission ins Leben, so wird der alte Zustand um die Tagungsdauer der Kommission verlängert (§ 57), auch während dieser Zeit sind Aenderungen der Arbeitsbedingungen verboten. Das Gesetz spricht hier nicht von den Gründen, die die Aenderung der Arbeitszeit oder der Lohnhöhe veranlassen können. Bei wirtschaftlichen Krisen wird es daher dem Unternehmer manchmal unmöglich sein, mit den Bestimmungen des Gesetzes im Einklange zu bleiben. Dem großen New-Yorker Banksturz im Oktober v. J. folgte unmittelbar der Niedergang der Stahl- und Kohlenwerke in Pittsburg. Manches an sich solide Unternehmen (Westinghouse) mußte die Türe schließen, weil es bei der in New-York herrschenden Geldknappheit das laufende Betriebskapital nicht erhalten konnte. Andere Werke konnten nur bei plötzlicher Einschränkung des Betriebes und durch Arbeiterentlassungen sich über Wasser halten. Die Einhaltung einer einmonatigen Ankündigungsfrist wäre hier unmöglich gewesen.

Einen gewissen Ausgleich für diese Schwierigkeiten sucht das Gesetz schließlich in der Bestimmung zu treffen, daß jeder, der eine durch das Gesetz geschaffene Beschränkung individueller Rechte (insbesondere den Zwang zur Fortsetzung des Arbeitsverhältnisses) zu seinen Gunsten durch Hinzögern der Angelegenheit ausbeutet, sich strafbar macht. Die Strafbarkeit wird durch eine von der Kommission an den Minister erstattete Feststellung derselben begründet. Dieser Fall würde wohl praktisch werden, wenn nach Ankündigung einer Lohnherabsetzung seitens des Arbeitgebers die Arbeiter erst am 29. Tage die Einsetzung einer Kommission beantragen und deren Verhandlungen später hinzögern würden.

Bestraft wird der Arbeitgeber, der eine unbefugte Aussperrung vornimmt, mit 100 bis 1000 Dollar, der unbefugt in den Ausstand tretende Arbeiter mit 10 bis 50 Dollar für jeden angefangenen Tag. Anstifter der einen oder der andern Partei haben eine Strafe von 50 bis 1000 Dollar zu gewärtigen. Auf die andern Vergehen sollen die hier erwähnten Strafen entsprechende Anwendung finden. Ein Fabrikant, der eine unbefugte Aussperrung nur einen Monat hindurch fortsetzt, kann hierdurch schon 30000 Dollar verwirken — eine Kleinigkeit freilich, verglichen mit den Strafbestimmungen der amerikanischen Antitrustgesetze.

An der Vollstreckung dieser Strafen hat der Staat kein Interesse, er überläßt sie den streitenden Parteien. Glaubt eine Partei, daß der Gegner sich strafbar gemacht habe, so reicht sie beim Friedensrichter der gewerblichen Niederlassung des Beklagten die Privatklage ein, und diese Privatklage, deren alleiniger Gegenstand die Feststellung der Strafbarkeit und die Festsetzung der Höhe der Strafe bildet, wird wie jede andere Privatklage im kontradiktorischen Verfahren durchgeführt. Dreimal sind seit dem Bestehen des Gesetzes (bis zum 1. Dezember 1907) Strafklagen ausgefochten

›orden. Das erste Mal klagte ein Stahl- und Minenwerk gegen seine
lrbeiter wegen unbefugten Streikens. Der Prozeß, kurz nach dem In-
rafttreten des Gesetzes begonnen, wurde durch Vergleich erledigt. Im
veiten Falle wurde der Präsident einer Gewerkschaft wegen Anstiftung der
.rbeiter zum Streik mit 500 Dollar bestraft. Im dritten Falle wurden
ner Bergwerksgesellschaft, die während zwei Tagen unbefugt ihr Werk ge-
hlossen hatte, 200 Dollar auferlegt. —

Ueber die Anwendung des Gesetzes und die dabei gemachten prakti-
hen Erfahrungen liegt jetzt ein auf acht Monate sich erstreckendes Material
›r*). Der Erfolg des Gesetzes muß als ein überaus günstiger bezeichnet
erden: in vielen Fällen sind Ausstände und die damit verbundenen übeln
olgen, Erbitterung der Parteien, Verlust an Kapital, Schädigung der
llgemeinheit, vermieden worden, in denen es nach den frühern Er-
hrungen sicher zum Bruche gekommen wäre. Dem Minister sind bis
ım 1. Dezember 1907 vierundzwanzig Gesuche um Einsetzung einer
ommission übersandt worden; die Erledigung der letzten sieben, die erst
ı November eingereicht worden sind, entzieht sich aus diesem Grunde der
enntnis. Von den übrigen 17 Fällen haben die Arbeitgeber in 6 und
e Arbeitnehmer in 11 Fällen den Antrag auf Einsetzung einer Kommission
stellt. Drei Fälle betrafen Industrien nicht monopolistischen Charakters.
er erste derselben erledigte sich ohne Einsetzung einer Kommission, weil
e Arbeiter — Antragsteller waren · die Arbeitgeber, eine Schuhfabrik in
.uebeck — ihre Zustimmung verweigerten. Im zweiten Falle war der
ntrag von der Textilarbeitergewerkschaft gestellt worden, um Lohnstreitig-
iten und technische Einzelheiten des Arbeitsvertrages zum Austrage zu
ingen: die Arbeitgeberin war eine Baumwollspinnerei in der Nähe von
Montreal. Die Streitigkeiten hatten in diesem Falle mit dem Ausstande
r Arbeiter begonnen; Strafbarkeit war hierdurch nicht begründet, da das
esetz auf Betriebe wie Baumwollspinnereien erst nach beiderseitiger Ver-
nbarung der Parteien Anwendung findet. Nach dem Ausbruche des
treiks sandte der Minister einen Beamten an Ort und Stelle**). Der
rmittelnden Tätigkeit desselben gelang es, die Parteien zur Einreichung
nes gemeinschaftlichen Antrages auf Einsetzung einer Kommission zu be-
immen. Der nunmehr (§ 63 d. Ges., s. oben) strafbar gewordene Aus-
and, der zehn Tage gedauert hatte, wurde beendet, und die Arbeiter
ahmen ihre Tätigkeit unter den alten Bedingungen einstweilen wieder auf.

---

*) Vgl. The Labour Gazette, April bis Dezember 1907.

**) Dem kanadischen Arbeitsminister sind schon 1900 durch den sog. Council Act und 1903 durch den Railway Labour Disputes Act weitgehende Befugnisse zur Schlichtung gewerblicher Streitigkeiten eingeräumt worden. Diese beiden Gesetze sind 1906 zu dem sog. Conciliation and Labor Act vereinigt worden, s. Rev. Statutes 1906, Chap. 96. Bemerkenswert ist das Vertrauen, das den Beamten des Arbeitsministeriums in den Fällen, wo sie nach ausgebrochenen Ausständen die Vermittlung an Ort und Stelle versucht haben, von beiden Seiten entgegengebracht worden ist.

Die Kommission wurde ernannt und begann ihre Tätigkeit. Es gelang ihr bald, die Parteien zur Unterzeichnung eines Einigungsprotokolls zu bringen, in dem u. a. auch ein dauernder Versöhnungsausschuß zur Schlichtung zukünftiger Streitigkeiten eingesetzt wurde. An dem Ausstande waren 2200 Arbeiter beteiligt gewesen. Die nur zehntägige Dauer desselben und die Fortsetzung der Arbeit während der mehrwöchigen Ausgleichsverhandlungen ist ein Erfolg, der ohne das Bestehen des Gesetzes kaum erreicht worden wäre. Der dritte Fall, in dem die Anwendung des Gesetzes auf ein nicht monopolistisches Gewerbe versucht worden ist, betraf eine Wollspinnerei. Die Arbeiter hatten hier den Antrag gestellt, eine Kommission zur Schlichtung von Lohnstreitigkeiten zu ernennen. Da sie aber schon zehn Tage vorher in den Ausstand getreten waren, lehnten die Fabriken es ab, ihre Zustimmung zu dem Antrage zu erteilen. Die Anwendung des Gesetzes kam damit nicht weiter in Frage.

Die andern vierzehn Fälle betrafen Streitigkeiten, in denen die Beantragung einer Kommission vor Einstellung der Arbeit gesetzlich vorgeschrieben war. Schon am 8. April, zwei Wochen nach der Verkündung des Gesetzes, wurde von der Cumberland Eisenbahn- und Bergwerksgesellschaft der Antrag auf Einsetzung einer Kommission gestellt. Es wurde mitgeteilt, daß die Arbeiter in Ausstand getreten seien, da die Gesellschaft dem Verlangen jener, nur Gewerkschaftsmitglieder anzustellen, nicht entsprochen habe. Bevor aber der Minister weitere Schritte unternahm, wurde er von der Gesellschaft benachrichtigt, daß die Arbeit wieder aufgenommen und alle Arbeiter freiwillig Mitglieder der Gewerkschaft geworden seien; der Ausstand war angeblich aus Gesetzesunkenntnis herbeigeführt worden. Am 8. Mai beantragte dann die Gewerkschaft die Einsetzung einer Kommission. Den Streitpunkt bildeten diesmal bergbautechnische Fragen, die aber von einer Arbeitermacht von 1700 Köpfen vertreten wurden. Die Kommission trat am 23. Mai zusammen und hielt eine Reihe von Sitzungen ab. Ihre Bemühungen um Herbeiführung einer Einigung scheiterten. Am 5. Juli erstattete die Kommission ihren Schlußbericht an den Minister. In der Kommission selbst herrschte keine Einigkeit, so daß auch die Minderheit einen Bericht erstattete. Die Arbeiter erklärten, daß sie das Gutachten der Kommission nicht annähmen, und traten am 1. August in den Ausstand, nunmehr ohne Gesetzesverletzung.*) Sie hatten vorher, am 12. Juli, die Einsetzung einer neuen Kommission zur Regelung von Lohnstreitigkeiten beantragt. Die Tätigkeit der alten Kommission war mit der Erstattung ihres Berichts beendet. Die Beisitzer der neuen Kommission waren dieselben wie früher, dagegen bestimmte der Minister, dem bezüglich des Vorsitzenden keine Vorschläge gemacht worden waren, hierzu diesmal eine andre Person, beide Male Richter. Wegen des inzwischen eingetretenen Ausstandes vertagte sich die neue Kommission

*) Da die Tätigkeit der Kommission abgeschlossen war; s. die oben angeführten gesetzlichen Bestimmungen.

nbestimmte Zeit. Der Ausstand dauerte drei Monate, bis zum
ktober. Der Vorsitzende der Kommission, Richter Graham, bemühte
ihrend des Oktobers, eine Einigung zustande zu bringen. Dies ge-
)m schließlich. Während des Novembers beantragte die Gewerkschaft
ils die Einsetzung einer Kommission, um alle Punkte geregelt zu
Die Erledigung dieses Antrages steht noch aus. Ein Ausstand
diesem Fall also durch das Gesetz und die Kommissionen nicht ver-
worden. Trotzdem darf die Wirksamkeit des Gesetzes nicht unter-
werden. Die Arbeiter haben sich mit bewunderswerter Disziplin
Bestimmungen angepaßt und sind erst in den Ausstand getreten,
n die gesetzlichen Hindernisse beseitigt und die Streitpunkte festge-
)orden waren. Ausschreitungen kamen nicht vor.
och gewaltiger war das Arbeiterheer, das in dem zweiten unter der
aft des Gesetzes zum Ausbruche gekommenen Streitfalle den
stischen Interessen entgegentrat. Es handelte sich um 3500 Arbeiter
:stlichen Kohlenbergwerksbesitzervereinigung. Beide Parteien hatten
ein Abkommen getroffen und darin insbesondere die Lohnfrage ge-
Dies Abkommen lief zum 1. April ab. Die während des März
ı den Parteien — die Arbeiter waren gewerkschaftlich organisiert —
en Verhandlungen scheiterten. Gleichwohl traten die Arbeiter nicht
Ausstand. Dieser würde, da die Kanadische Pazifikbahn und viele
:rke in Britisch Kolumbien auf den Bezug der Kohlen von der Ver-
g angewiesen waren, sehr weitreichende Schädigungen und Verkehrs-
ıen zur Folge gehabt haben. Die Arbeiter stellten vielmehr am
il den Antrag auf Einsetzung einer Kommission. Die Arbeitgeber
:n anfänglich ihre Mitwirkung, benannten dann aber doch ihren Ver-
Kurz vorher hatten einige zum Bergwerksbesitzerverbande, der sich
en weiten Bezirk in Britisch Kolumbien erstreckt, gehörige Gesell-
eine Herabsetzung der Löhne angekündigt. Dies faßten die Arbeiter,
enntnis der neuen gesetzlichen Bestimmung, daß der Ankündigung
:nigstens einmonatige Sperrfrist zu folgen hatte, als Kriegserklärung
d traten in den Ausstand, der ungefähr am 21. April allgemein
Wegen der weiten Interessen, die hierdurch gefährdet waren, schickte
linister den Unterstaatssekretär Mackenzie King, den Verfasser des
s, ins Ausstandsgebiet, das von der Hauptstadt Ottawa vier Tage-
mit der Eisenbahn entfernt ist. Den Bemühungen desselben gelang
ießlich, am 4. Mai eine Einigung und die Wiederaufnahme der
herbeizuführen. Hierbei wurde ihm von den Arbeiterführern ver-
daß die Arbeiter nur aus Unkenntnis der neuen gesetzlichen Be-
ngen in den Ausstand getreten seien. Die Bildung der Kommission
: hier so spät, daß sie keine Gelegenheit mehr vorfand, sich zu be-
.

uch die übrigen Fälle, über die das Material vorliegt, sind von den
issionen nach höchstens zweimonatiger Dauer zum befriedigenden Ab-

schlusse gebracht worden, ohne daß längere Ausstände das allgemeine Erwerbsleben gestört hätten. Zwei derselben mögen noch erwähnt werden, von denen der eine zeigt, einen wie wohltuenden Einfluß die Klarlegung aller Streitpunkte vor der Oeffentlichkeit auf die Beendigung des Streites auszuüben vermag. Der andre, der Streik der Hafenarbeiter in Montreal, hat sein Analogon in New-York kurz vorher gehabt. Die Lösung in beiden Häfen ist aber verschieden und zugunsten der kanadischen Arbeiter ausgefallen.

Die Bergarbeiter der Alberta Eisenbahn- und Bewässerungsgesellschaft reichten im Mai durch ihre Gewerkschaft den Antrag auf Einsetzung einer Kommission ein. Sie behaupteten, die ganze Bevölkerung der Provinzen Alberta und Saskatschawan se · durch ihren Streit in Mitleidenschaft gezogen. Den Gegenstand des Streites bildete ein von der Gewerkschaft aufgestelltes Schema eines Arbeitsvertrages. Das Schema sollte am 1. Juni 1907 für zwei Jahre in Kraft treten, es war darin die ausschließliche Beschäftigung von Gewerkschaftsarbeitern, achtstündige Arbeitszeit von der Einfahrt bis zur Ausfahrt, Lohnsätze, Beilegung von Streitigkeiten u. a. vorgesehn. Der Minister forderte, wie üblich, die Eisenbahngesellschaft zur Darlegung ihres Standpunktes und Benennung ihres Vertreters auf. Die Gesellschaft tat aber keine Schritte. Nach Wiederholung der Aufforderung ging plötzlich ein Telegramm von dem Arbeitervertreter ein, daß ein zufriedenstellendes Abkommen unterzeichnet worden sei. Hier hat also das bloße Dasein des Gesetzes, die Scheu einer oder beider Parteien vor dem Drucke der öffentlichen Meinung die Versöhnung der Parteien herbeigeführt.

Am Streite der Hafenarbeiter zu Montreal mit den vereinigten kanadischen Schiffahrtsgesellschaften waren 1600 Personen beteiligt. Es wurde von ihnen eine Lohnerhöhung von 5 % verlangt. Die Schiffahrtsgesellschaften beantragten am 14. Mai die Einsetzung einer Kommission. Kurz vorher waren die Hafenarbeiter in Ausstand getreten, unter Verletzung des Gesetzes und einer von ihnen eingegangenen Verpflichtung. Der Minister entschied sich für die Einsetzung einer Kommission, sandte aber sogleich einen Beamten an Ort und Stelle. Diesem wurde von den Arbeitervertretern mitgeteilt, daß die Arbeiter nur aus Unkenntnis der gesetzlichen Bestimmungen in den Ausstand getreten seien. Nach verschiedenen Verhandlungen erklärten die Arbeiter sich am 21. Mai bereit, zur Arbeit zurückzukehren, und stellten jetzt ihrerseits den Antrag auf Einsetzung einer Kommission, da die Schiffahrtsgesellschaften ihren Antrag wegen der ungesetzlichen Arbeitseinstellung durch die Arbeiter zurückgezogen hatten. Die Arbeiter kehrten am 21. Mai zur Arbeit zurück und wurden angenommen, soweit ihre Plätze nicht inzwischen neu besetzt worden waren. Die Kommission trat am 11. Juni unter dem Vorsitze des Erzbischofes von Montreal zusammen. Die Schiffahrtsgesellschaften erklärten sich sogleich bereit, die Vorschläge der Kommission als bindend anzunehmen.

falls die Arbeiter dasselbe tun würden. Diese jedoch verweigerten ihre Zustimmung. Die Kommission erstattete jetzt ihren Schlußbericht mit Gutachten. In diesem war den Arbeitern eine Lohnerhöhung von 2½ %, statt der verlangten 5 %, zugebilligt worden. Die Schiffahrtsgesellschaften machten hierauf Anschläge, in denen sie jedem Arbeiter, der sich bei ihnen zur Eintragung melden und auf die neuen Bedingungen verpflichten würde, bis zum Schlusse der Schiffahrt auf dem Lorenzstrome (anfangs Dezember 1907) eine Lohnerhöhung von 2½ % zusicherten. Die Arbeiter meldeten sich hierauf zur Eintragung. In New-York fand zur gleichen Zeit ein Ausstand der Hafenarbeiter statt. Diese waren für eine Reihe von Wochen beschäftigungslos und erreichten nichts.

Die bisherigen Erfahrungen mit dem Gesetze können also im Ergebnis als sehr günstig bezeichnet werden. Bemerkenswert ist, daß trotz der tiefen Beschränkung der persönlichen Freiheit durch die Streikverbote absichtliche und von vornherein angelegte Verletzungen des Gesetzes und Mißachtung seiner Zwecke kaum festgestellt worden ist. In einem Falle, dem Ausstand in den Silberminen zu Kobalt, haben beide Parteien sich über das Gesetz hinweggesetzt. Die Regierung hat hier, da der Streik eine rein lokale Angelegenheit war, die Parteien nicht zur Befolgung der gesetzlichen Bestimmungen gedrängt. Die Herbeiführung der Bestrafung ist ja auch, wie dargelegt, Sache der Parteien.

Natürlich lassen sich den Vorzügen eine große Reihe von Bedenken gegenüberstellen. Daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer durch empfindliche Strafen gezwungen werden, das ihnen lästig gewordene Arbeitsverhältnis für Monate fortzusetzen, bedeutet einen so schroffen Eingriff in die persönliche Freiheit, daß ein unter unsern Rechtsbegriffen Aufgewachsener sich daran wohl nie gewöhnen wird. Dem Präsidenten Eliot, der in einem am 14. Januar d. Js. im Twentieth Century Club zu Boston gehaltenen Vortrage die Einführung des Gesetzes in die Vereinigten Staaten empfahl, wurde von einem Arbeiterführer erwidert, ob er darin nicht die Wiedereinführung der durch die Verfassung verbotenen Sklaverei erblicke. Präsident Eliot antwortete, Arbeit sei seiner Ansicht nach niemals Sklaverei, im übrigen betrachte er sich nicht als einen Rechtsanwalt, dessen Aufgabe die Auslegung von Verfassungsbestimmungen sei. Für unser Rechtssystem, das eine höchstens vierzehntägige Bindung beider Parteien vorsieht und an den Kontraktsbruch nur zivilrechtliche Folgen knüpft, sind derartige Bestimmungen undenkbar. Die Vollstreckung der Strafen würde nur bei den Arbeitgebern möglich sein, bei den Arbeitern dagegen im allgemeinen am Vorrechte der Unpfändbarkeit abprallen. Schließlich mag die Bestimmung, daß Aenderungen der Arbeitszeit und Lohnhöhe einen Monat vorher anzusagen sind, trotz des Schweigens des Gesetzes auf wirtschaftliche Krisen nicht anwendbar sei. Die Auslegung aber, wann die Aenderung wirtschaftlich geboten war und wann sie nur aus parteitaktischen Gründen geschah, wird immer großen Schwierigkeiten begegnen.

Der Verfasser des Gesetzes bezeichnet es in dem Geleitworte, das er ihm in der Labour Gazette mit auf den Weg gibt, nur als einen Schritt vorwärts auf der Bahn der Versöhnung und sagt, daß sein Erfolg zum großen Teile von dem guten Willen der Parteien abhängen werde. In dieser Richtung hat sich das Gesetz bisher bewährt, und es enthält vieles, was auch bei uns zur Milderung des Klassengegensatzes verwertet werden kann.

Boston Mass., den 23. Januar 1908.

Amtsrichter Walter Reitzel.

Das Lehrerkonferenzrecht.

Im preußischen Volksschulwesen fehlt ein Lehrerkonferenzrecht. Der Zweck dieser Zeilen ist, seine Einführung zu empfehlen. Die von Rheinland und Westfalen ausgegangenen Bestrebungen der Klassenlehrer, die Rektorstellung zu beseitigen, die jetzt auch auf andere Provinzen übergegriffen haben, machen einen höchst unerfreulichen Eindruck. Es ist betrüblich, daß ein so scharfer Gegensatz zwischen Rektoren und Lehrern erwachsen ist, daß sich besondere Klassenlehrervereine gebildet haben. Auf den Fernerstehenden muß es den Eindruck machen, als ob die Klassenlehrer überhaupt jede Aufsicht über sich ablehnten und man nicht nur von der geistlichen, sondern von jeder wirksamen Aufsicht befreit werden wollte. Höchstens will man sich noch die Aufsicht des fernen Kreisschulinspektors gefallen lassen. Die Auslassungen auf jener Seite lauten tatsächlich oft so, daß sie diesen Eindruck erwecken. Sie schaden dem Ansehen des Lehrerstandes außerordentlich und gefährden die Erreichung seiner berechtigten Ziele. Wie jeder Beamtenstand bedarf auch der Lehrerstand nicht mehr, aber auch nicht weniger, der Aufsicht, und wie es zu tiefer Unzufriedenheit im Publikum führen würde, wenn bei irgend einem Beamtenstande die Dienstaufsicht und die nahe und mit der nötigen Macht zur Abhilfe ausgerüstete Beschwerdeinstanz fehlen würde, so ist es auch beim Lehrerstande. Das sollte in seinen Reihen allgemein anerkannt werden. Der Lehrerstand braucht die Aufsicht nicht zu scheuen.

Wer tiefer zusieht und ein Verständnis zu gewinnen sucht für die Entstehung der Klassenlehrerbewegung, wird aber, wie bei den meisten die Massen ergreifenden Bewegungen, erkennen, daß ihr ein berechtigter Kern innewohnt. Wenn es gelingt, diesen herauszuschälen und die Beschwerden an der Wurzel abzustellen, so wird die überschäumende Bewegung auch in ihr altes Bett zurückkehren. Wie mir scheint, ist der Unmut, der sich in der Klassenlehrerbewegung ausspricht, hauptsächlich daraus erwachsen, daß der preußische Volksschulleiter ein fast unbeschränktes Recht der Anordnungen gegenüber dem einzelnen Lehrer hat, auch in Fragen des inneren Unterrichtsbetriebes, bei denen verschiedene Ansichten und Maßnahmen zulässig erscheinen, und daß der Lehrerkonferenz ein Recht zu beschließen fast überall nicht beigelegt ist. Die einzelnen Lehrer entbehren es, auch wenn ein noch

ständiger und entgegenkommender Rektor die Schule leitet, daß ihnen durch die Verfassung der Schule eine bestimmte Mitwirkung und :wortung, abgesehen von der Abarbeitung des Jahrespensums ihrer und ein Recht zur Vertretung ihrer Ansichten über die Erfüllung Berufspflichten beigelegt ist, kurz, daß ein Lehrerkonferenzrecht fehlt. 'aß es so ist, ist aus der geschichtlichen Entwicklung wohl verständ= Die Rektorstellung ist in Preußen eine noch recht junge Einrichtung. ı östlichen Provinzen ist sie viel früher zur Einführung gekommen den westlichen. Sie ist in den Städten dort häufig aus der ıg zweiter oder dritter Geistlichen hervorgegangen, die zuerst im , später im Hauptamt die Schulen leiteten und vermöge ihres geist= Amtes von vornherein das Uebergewicht hatten. Sie waren Leiter hulen, ohne daß eine Mitwirkung der übrigen Lehrer stattfand. :n fehlte es auch im Osten auf dem Lande und zuweilen auch in den n überhaupt an einer anderen Schulleitung als der des geistlichen)ulinspektors, der den Zusammenhang der Schulklassen repräsentierte, :egs aber immer herstellte. Alle Lehrer standen mit gleichem Range it gleichem Recht nebeneinander. Sie unterrichteten fast ausschließ= :e Klasse und fühlten sich nur für diese verantwortlich. Ein an= hes Bild solcher Klassenlehrertätigkeit entfalten Bosses Lebenserinne= . Im Westen und in den neuen Provinzen war es auch in den n durchweg nicht anders. Da standen alle Klassenlehrer, auch an Schulsystemen, zusammenhanglos nebeneinander. War ein Rektor den, so hatte er doch keine Leitungsbefugnisse, er war nur Titular= Nur in einzelnen größeren Städten, wo städtische Schulaufsichts= angestellt waren, war eine andere Schulaufsicht als die der Geist= vorhanden. In diesen Städten aber stand ein städtischer Schul=)r über hundert und mehr völlig gleichberechtigten Lehrern. Es ist icht lange her, daß es so im preußischen Schulwesen aussah.

lit dem Wachstum der Städte und Lehrerkollegien ging jeder Zu= nhang innerhalb der Schulsysteme verloren. Der Unterrichtsbetrieb, jelmäßige Fortschritt der Schüler von einer Klasse zur anderen litten er. Es schien an der Zeit, die Volksschuleinrichtungen den bewährten)tungen der höheren Schulen anzupassen. So griff die Regierung d schuf, gedrängt durch die Verhältnisse, die Stellung der Haupt= und Rektoren als verantwortlicher Schulleiter.

:ie Stellung der Schulleiter zu den Lehrern wurde durch Dienstan= gen geregelt. Das geschah in unverkennbar einseitiger Weise, indem :chte und Pflichten der Rektoren gegenüber den Lehrern festgestellt ı, darin inbegriffen die Pflichten der Lehrer. Auch Rechte der Lehrer er Lehrerkonferenz festzustellen wurde in fast allen Dienstanweisungen hen. Zuerst trat die Düsseldorfer Regierung, deren Maßnahmen :n siebziger Jahren überhaupt vorbildlich für die übrigen Regierun= :wesen sind, mit ihrer Dienstinstruktion für die Haupt= und Klassen=

lehrer vom Jahre 1874 auf den Plan. Sie verfügte, daß der zum Hauptlehrer bestimmte Lehrer der Schule das Organ sein sollte, dessen sich die unmittelbaren Vorgesetzten (zuerst der Ortsschulinspektor) für ihre Beziehungen zu den Lehrern bedienten. Der Hauptlehrer hatte seine Stellung als die eines älteren, erfahrenen Kollegen aufzufassen. Seinen Anordnungen hatten die Klassenlehrer Folge zu leisten, auch bei Meinungsverschiedenheiten: im letzteren Falle sollte die Entscheidung des Schulvorstandes eingeholt werden; von wem, wurde nicht bestimmt. Der Hauptlehrer hatte nicht bloß die Aufrechterhaltung der äußeren Ordnung zu überwachen, sondern auch die Beobachtung des Lehr- und Stundenplans seitens der Lehrer; hierzu hatte er auch das Recht, in den Unterrichtsstunden zu hospitieren. Dann hieß es, daß zum Zwecke der Besprechung der Schulangelegenheiten die Abhaltung regelmäßig wiederkehrender Konferenzen unter Leitung des Hauptlehrers empfohlen werde. Die Anwendung einer gleichmäßigen Methode beim Unterricht, die Herstellung eines stufenmäßigen Ineinandergreifens der Lehrtätigkeit der einzelnen Klassen, die Handhabung der Disziplin, die Förderung der äußeren Ordnung würde einen reichen Stoff für die Konferenzberatung abgeben. Dem Muster dieser Düsseldorfer Instruktion sind die der anderen Regierungen mehr oder weniger nachgebildet. Nur verflüchtigt sich bald der die Klassenlehrer treffende Titel und es bleibt nur eine Instruktion für die Hauptlehrer bezw. später für die Rektoren übrig. Und die wenigen Bestimmungen über die Lehrerkonferenz aus der Düsseldorfer Instruktion wurden bald noch weiter vereinfacht. So sagt die Liegnitzer und die Breslauer Instruktion von 1882 schon bloß: Der Hauptlehrer hat das Recht, die Klassenlehrer zu Konferenzen über Schulangelegenheiten zusammenzurufen. In der Mehrzahl der Instruktionen aber heißt es wenigstens: Der Hauptlehrer hat die Lehrer nach Bedürfnis zu Konferenzen zusammenzurufen. Hier und da ist auch bestimmt, daß die Konferenz allmonatlich zu berufen ist. In Schleswig-Holstein und Hannover, wo die Vorherrschaft des geistlichen Schulaufsehers eine unbeschränkte war, unterließen die Regierungen bis zum Eingreifen des Ministers überhaupt die Einrichtung von Hauptlehrerstellen und, wo doch solche entstanden, den Erlaß von Dienstinstruktionen. Höchstens gab es sehr mangelhafte örtlich geltende Instruktionen. Die Lehrerkonferenz wurde fast überall nur als ein Mittel zur Fortbildung der Lehrer betrachtet. In den meisten Sammelwerken preußischer Schulverordnungen, so z. B. in dem großen Werke von Schneider und v. Bremen, wie auch in dem neuen Werke v. Bremens: „Die preußische Volksschule“ fehlt im Sachregister das Wort: Lehrerkonferenz, oder, wenn es vorkommt, verweist es auf Seminar- und Kreislehrerkonferenzen. Ein Konferenzrecht fehlte. Eine Ausnahme machte, soweit ich sehen kann, nur die alte Hauptlehrerinstruktion der städtischen Schuldeputation in Berlin von 1875. Darin heißt es, daß alle wichtigeren Fragen, welche den Lehrplan, die Lehrmethode und die Schulzucht betreffen, vom Hauptlehrer zur Beratung gestellt werden

ıſſen und daß ſchriftlich eingereichte Anträge von Kollegialmitgliedern
weder vom Hauptlehrer zur Beratung geſtellt oder an die ſtädtiſche
hulbeputation abgegeben werden müſſen. An den Abſtimmungen nehmen
: ordentlichen Lehrer und Lehrerinnen teil; bei Stimmengleichheit ent=
eidet die Stimme des Hauptlehrers. Bei abweichender Anſicht kann der
uptlehrer die Ausführung des Beſchluſſes ſuspendieren, muß dann aber
Entſcheidung der Schuldeputation einholen.

Gab es früher außerhalb Berlins kein Konferenzrecht für die Volks=
ullehrer, ſo iſt es damit doch beſſer geworden, ſeitdem der Miniſter in
Fragen der Schulleitung eingegriffen hat und von 1889 ab ſyſtematiſch
f die Schaffung von Rektor= und Hauptlehrerſtellen hingewirkt hat. Es
ır durchaus notwendig, daß neben der weichenden Autorität des Orts=
ulinſpektors und bei größeren Syſtemen unter Ausſchließung derſelben
ıe kräftige Schulleitung eingeführt wurde, um den Zuſammenhalt des
hulganzen zu wahren. Die von dem Miniſter als Muſter hingeſtellte
ettiner Rektoreninſtruktion von 1894 ſieht ein Konferenzrecht etwa in
eichem Umfange, wie in Berlin vor; bei Beanſtandung der Konferenz=
ſchlüſſe hat der Rektor die Entſcheidung des Kreisſchulinſpektors einzu=
len. Die Stettiner Inſtruktion iſt aber in ihren das Konferenzrecht be=
effenden Teilen nicht von allen Regierungen genügend verſtanden und
achtet worden. Noch immer liegt es in vielen Bezirken in der Hand
r Rektoren und Hauptlehrer, ob ſie Konferenzen berufen wollen oder
cht. Sie ſind nicht verpflichtet, beſtimmte Gegenſtände zur Abſtimmung
ı bringen. Nicht einmal Verſetzungskonferenzen ſind vorgeſchrieben. Das
timmrecht iſt nicht geregelt und es fehlt an Vorſchriften über die Aus=
ihrung der Konferenzbeſchlüſſe. Hier iſt der Punkt, wo die Lehrerſchaft
it Recht Klage führt und hier muß eingeſetzt werden. Es ſcheint auch,
ls ob der Herr Kultusminiſter geneigt iſt, hier Abhilfe zu ſchaffen. In
er Sitzung des Abgeordnetenhauſes vom 13. Januar 1908 hat er die
Erklärung abgegeben, es ſeien Arbeiten im Gange, um die Dienſtanwei=
ung des Rektors und ſein Verhältnis zu den Klaſſenlehrern einer Reviſion
u unterziehen, damit das Zuſammenwirken des Rektors und der Klaſſen=
ehrer möglichſt gedeihlich werde.

Für die höheren Schulen in Preußen iſt das Lehrerkonferenzrecht
urch die Direktoreninſtruktionen provinziell in zweckmäßiger Weiſe geregelt.
Sehr ſchön begründet die Notwendigkeit dieſer Regelung die Direktoren=
nſtruktion für die Provinz Hannover von 1873. Dort heißt es: „Weil
nirgends mehr als im Schulweſen von der richtigen Einſicht, der Ueber=
einſtimmung und dem guten Willen der Zuſammenwirkenden das Gelingen
des ganzen Werkes abhängt, ſo ſind die wichtigen Angelegenheiten der
Schule in den Lehrerkonferenzen zu beraten und zu ordnen.“ Es wird
ſich empfehlen, das Lehrerkonferenzrecht für die Volks= und Mittelſchulen
in Preußen ähnlich zu regeln wie an den höheren Schulen.

Es iſt auch nützlich, einen Blick auf die größeren deutſchen Bundes=

staaten zu werfen, in denen sonst so viele Volksschuleinrichtungen besser geordnet sind, als es sich in Preußen bisher hat ermöglichen lassen. Hier ist das, abgesehen von Württemberg, allerdings nicht der Fall. In Bayern sind nur in einzelnen größeren Städten Instruktionen für die Schulleiter (Oberlehrer) erlassen. Das Lehrerkonferenzrecht ist jedenfalls nicht weiter ausgebildet als in Preußen. Die Konferenztätigkeit wird vom Gesichtspunkte der Fortbildung aus betrachtet. In Württemberg sind bereits 1864 ministerielle Vorschriften für die Beratungen des Lehrerkonvents erlassen, um ein harmonisches Zusammenwirken der an derselben Volksschule angestellten Lehrer herbeizuführen. Der Lehrerkonvent hat sich hauptsächlich mit den inneren Angelegenheiten der Schule zu beschäftigen, insbesondere gehören dahin die Entwerfung des Lehrplans, des Lehrganges, des Lehrverfahrens, der Auswahl der Lehrmittel, der Grundsätze für die Schulzucht. Das Stimmrecht ist geregelt: der Ortsschulinspektor, der den Vorsitz führt, hat für die sofortige Ausführung eines Beschlusses Sorge zu tragen; glaubt er ihn jedoch beanstanden zu müssen, so hat er ihn je nach der Beschaffenheit der Sache dem Bezirksschulinspektor oder dem Schulvorstande vorzulegen. Später ist als Schulleiter, jedoch in einer dem Ortsschulinspektor untergeordneten Stellung, der Aufsichtslehrer, in größeren Systemen der Oberlehrer eingeführt worden. Das Schulgesetz für das Königreich Sachsen von 1873 überträgt die Leitung der mit sechs und mehr Lehrern besetzten Volksschulen einem Direktor und bestimmt, daß ihm unter Beratung mit den übrigen Lehrern die Entwerfung des Lehrplans zukommt. Eine weitere Ausbildung hat aber das Lehrerkonferenzrecht, abgesehen von einzelnen Orten, nicht erfahren.

Anders ist es in Oesterreich. Hier herrscht die Ueberzeugung, daß auf die gegenseitige Abgrenzung des Wirkungskreises und auf die genaue Feststellung der jedem, dem Leiter und dem Lehrer, zukommenden Rechte und Pflichten das größte Gewicht zu legen ist, damit ein einträchtiges Zusammenwirken aller Lehrkräfte unter allen Umständen gesichert werde. Schon durch das Reichsvolksschulgesetz von 1869 ist die Abhaltung von Bezirks- und Landeslehrerkonferenzen vorgeschrieben. Aufgabe der Bezirkskonferenz ist die Beratung und Besprechung über Gegenstände, welche das Schulwesen betreffen, insbesondere über die Lehrfächer der Volksschule, über die Methoden des Unterrichts, Lehrmittel, Einführung neuer Lehr- und Lesebücher, Schulzucht und dergl. mehr. Ausgestaltet ist diese Bestimmung durch eine eingehende Ministerialverordnung von 1872. Viel bedeutungsvoller und hier einschlägig sind aber die in der definitiven Schul- und Unterrichtsordnung von 1905 (provisorische Fassung von 1870) getroffenen Bestimmungen über die Lehrerkonferenz der einzelnen Schulen. Dem Abschnitte über die Rechte und Pflichten des Schulleiters folgt unmittelbar der Abschnitt über die Lehrerkonferenz. An zwei- und mehrklassigen Volksschulen ist in jedem Monat eine Lehrerkonferenz abzuhalten. Sie dient zu gemeinsamen Besprechungen aller pädagogischen und administrativen Schulangelegenheiten

und zur Fortbildung der Lehrer. Der Lehrerkonferenz kommt die Beschlußfassung über die von der Schulleitung zu erstattenden Berichte, Gutachten und Ausweise und über die von ihr zu stellenden Anträge zu; in derselben ist auch die Durchführung der dem Schulleiter zugekommenen behördlichen Erlasse zu erörtern. Folgende Angelegenheiten unterliegen der Entscheidung der Lehrerkonferenz: die Verteilung des Lehrstoffes im einzelnen; Festsetzung von Ort und Zeit der Versammlung der Schulkinder zu vorgeschriebenen religiösen Uebungen; Durchberatung der Stundenpläne; Entscheidung, ob Kindern nach erreichtem Entlassungsalter die Fortsetzung des Schulbesuchs zu gestatten ist; Einreihung der in die Volksschule aufgenommenen Schulkinder in die Klassen; Beaufsichtigung der Kinder während der Schulzeit; Antrag auf Ausschließung von Schulkindern; Entwerfung einer örtlichen Schulordnung; Feststellung der Noten über das Betragen; Entscheidung bei Meinungsverschiedenheit der Klassenlehrer über die Fleißnote; Versetzung der Kinder in höhere Klassen; Festsetzung der Noten des Entlassungszeugnisses; Entscheidung über die Fortsetzung des Schulbesuchs, wenn die Volksschulziele nicht erreicht sind; Anschaffung von Lehrmitteln. Die Lehrerkonferenz ist anzuhören über den Zeitpunkt des Beginns des Schuljahres und der Hauptferien. Vorsitzender der Lehrerkonferenz ist der Schulleiter. Das Stimmrecht und die Geschäftsführung sind genau geregelt. Wenn zwei Mitglieder der Lehrerkonferenz es verlangen, so hat der Schulleiter eine außerordentliche Konferenz zu berufen. Der Schulleiter ist verpflichtet, die Beschlüsse der Lehrerkonferenz durchzuführen, er ist aber auch berechtigt und verpflichtet, die Ausführung jedes Beschlusses einzustellen, der nach seiner Ueberzeugung den Vorschriften widerstreitet oder das Interesse der Schule gefährdet. Dann ist das Protokoll der Bezirksschulbehörde zur Entscheidung vorzulegen. An einklassigen Schulen gehen die Befugnisse der Lehrerkonferenz auf den Lehrer über. Die Lehrer haben den Weisungen des Schulleiters zu gehorchen; er ist ihr unmittelbarer Vorgesetzter und nach den einzelnen Landesgesetzen, welche die Disziplinarverhältnisse regeln, berechtigt, den Lehrern Rügen zu erteilen, während die Disziplinarstrafen der höheren Behörde vorbehalten sind. Beschwerden der Lehrer über den Schulleiter gehören an die Bezirksschulbehörde.

Man darf annehmen, daß sich das durch die provisorische Schulordnung von 1870 begründete Lehrerkonferenzrecht in Oesterreich bewährt hat. Sonst würde es nicht in der definitiven Schulordnung von 1905 beibehalten und fortgebildet worden sein. Die Preußische Rektorenstellung bedarf der Fortbildung in dem Sinne, daß der fortgeschrittenen Ausbildung der Volksschullehrer und ihrer gehobenen Lebensstellung Rechnung getragen und ihrer freudigen Anteilnahme an der Förderung der Volksschule ein weiterer Spielraum eröffnet wird. Es scheint der Prüfung wert zu sein, ob dies nicht durch Schaffung eines Lehrerkonferenzrechts nach dem Muster des Oesterreichischen zu erreichen ist.

Arnold Sachse.

Der Kolonial-Etat.

Der ordentliche Etat des Reichskolonialamts ist während der Zeit des Ausstands der Berichterstatter im Reichstage erledigt worden. Die hauptsächlichsten und einzig wichtigen Veränderungen gegenüber seiner ursprünglichen Gestalt sind die Herabsetzung der Truppen in Südwestafrika, mit der die Kolonialverwaltung von vornherein einverstanden war, und die Ablehnung des Hafenbaues für Swakopmund für dieses Jahr. Ich hatte bereits im Januarheft der Preußischen Jahrbücher darauf hingewiesen, daß die Regierung in der Rede des damaligen Kolonialdirektors, Herrn Dernburg, am 7. Mai 1907 ihr Bestreben betont hatte, die Zahl der Schutztruppe in Südwestafrika stetig herabzusetzen, und ich führte damals aus, daß nunmehr der Zeitpunkt gekommen sei, diese Zusage zu verwirklichen. In sehr erfreulicher und dankenswerter Weise hat sich der Staatssekretär des Kolonialamts denn auch bereit finden lassen, wenn auch noch nicht einer sehr erheblichen, so doch einer nennenswerten Verminderung der südwestafrikanischen Schutztruppe um reichlich ein Viertel des jetzigen Bestandes zuzustimmen, und zwar so, daß diese Verminderung bis zum 1. Oktober 1908 durchgeführt sein soll. Außerdem ist auf eine Anregung des Abgeordneten Dr. Semler hin für den jetzt fälligen Ablösungstransport von zwei Kompagnieen bestimmt worden, daß nicht, wie anfangs beabsichtigt, bloß Reiter, sondern Eisenbahner oder Pioniere hinausgehen sollten, um für die Beschleunigung der in Südwestafrika notwendigen Bahnbauten mit verwendet zu werden. Diese beiden technischen Kompagnien kommen auf den verringerten Gesamtbestand der Truppe gleichfalls zur Anrechnung. Die ganze Erledigung dieser Angelegenheit kann als ein Musterbeispiel verständnisvoller Zusammenarbeit zwischen den kolonialsachverständigen Elementen des Reichstags und der Regierung betrachtet werden. Dagegen hat sich in der Frage des Hafenbaues keine Uebereinstimmung herstellen lassen. Die Budgetkommission und mit ihr das Plenum des Reichstags stellten sich auf den Standpunkt, daß weder die Notwendigkeit eines sofortigen Ersatzes der jetzt bestehenden hölzernen Landungsbrücke noch die Widerstandsfähigkeit des geplanten Molenbaus gegenüber der Versandungsgefahr hinreichend erwiesen sei. Demgegenüber muß doch darauf hingewiesen werden, daß es sich bei dem jetzigen Projekte der Regierung nicht um eine bloße Wiederholung des früheren mißglückten Experiments handelt, durch einen unzulänglichen Molenbau einen Leichterhafen für Swakopmund zu schaffen, sondern um eine grundsätzliche andersartige Idee. Nicht eine feste steinerne Mole sollte errichtet werden, sondern eine eiserne, zunächst ganz durchlässig konstruierte sogenannte Seebrücke. Diese Brücke beabsichtigte man dann durch eine innerhalb ihrer Gitterwände angebrachte lose Steinschüttung zu einer Auffangbuhne für die längs der Küste von Süden nach Norden vor sich gehende Sandversetzung zu machen. Dieselbe Sandversetzung, die den alten viel zu kurzen Molenbau durch eine rundumgreifende Versandung unbrauchbar gemacht hat, soll also nach dem neuen,

auf eine Idee des Oberbaudirektors Kummer zurückgehenden Projekt vielmehr dazu benutzt werden, um den eigentlichen Damm, der den leewärts gelegenen Leichterhafen gegen Brandung und Dünung zu schützen hat, erst herzustellen. Natürlich kommt es dabei darauf an, daß die Sandfangbuhne so weit ins Meer hinausgeführt wird, daß die von ihr aufgefangenen Sandmassen, sobald sie sich auf der Luvseite bis an die Spitze des Bauwerks herangeschoben haben und um den Buhnenkopf herumbiegen, sich nicht in dem leewärts gelegenen Bassin bis an die Küste hin ablagern können, wie in dem alten kleinen Hafen, sondern eine parallel der Küste sich verlängernde, zuerst unterseeische, dann allmählich über den Meeresspiegel emporwachsende Nehrung bilden. So ist z. B. die Sandzunge entstanden, durch welche die Walfischbai etwas südlich von Swakopmund von der offenen See getrennt wird. Da es sich hier um eine für Swakopmund vollkommen neue Idee handelt, so ist nicht recht abzusehen, inwiefern die alten Argumente in betreff der Sandversetzung, die von den Erfahrungen mit dem unzulänglichen Molenbau abgeleitet sind, für das jetzige Hafenbauprojekt der Regierung stichhaltig genug sein sollen. Wenn man einzelnen Aeußerungen aus der Budgetkommission Gewicht beilegen muß, so haben denn auch bei der vorläufigen Ablehnung dieses Hafenbauprojektes neben den technischen Bedenken andere Motive, die auf gewisse Eigentümlichkeiten in dem Auftreten des Staatssekretärs zurückgehen, mit eine Rolle gespielt. Auf jeden Fall wird man, wenn nicht überhaupt eine andere, der öffentlichen Beurteilung vorläufig nicht unterliegende Wendung in der Sachlage eintritt, damit zu rechnen haben, daß die Hafenbauvorlage im nächsten Etat wiederkehrt und dann hoffentlich ebenso wie alle übrigen kolonialen Fragen eine allseitig ruhige Behandlung und glatte Erledigung findet. Viel bedeutsamer noch als diese Fragen ist der Eisenbahnbauplan, den der Staatssekretär für die Kolonien vorgelegt hat. Es werden darin, um die unbestreitbaren Positionen vorweg zu nehmen, zunächst für Togo eine ca. 170 Kilometer lange Bahn von Lome nach der ersten größeren Stadt des Hinterlandes, Atakpame, und für Südwestafrika eine etwa ebenso lange Abzweigung von der Lüderitzbucht-Keetmanshooper Bahn, von Seeheim am Fischfluß nach Kalkfontein, verlangt. Bedeutend umfassender ist der Regierungsantrag für Ostafrika: die bestehende Linie von Daressalam nach Morogoro soll im Sinne des alten Zentralprojekts bis Tabora, d. h. um etwa 700 Kilometer verlängert werden. Außerdem wird ein kleines Stück von einigen 40 Kilometern von der notwendigen Fortsetzung der Usambarabahn auf den Kilimandscharo hin angefordert. In Kamerun handelt es sich um eine ca. 360 Kilometer lange Linie von Duala nach Onanabesa, am schiffbaren Teil des Njongflusses in der Südhälfte der Kolonie. Im ganzen sind es Projekte im Betrage von 150 Millionen Mark mit einer vorgesehenen Verwendungszeit für diese Mittel von 7 bis 8 Jahren; es ist also zu unterscheiden zwischen der Zustimmung des Reichstags zu diesem gesamten Bauplan und der Bewilligung der unmittelbar

für das bevorstehende Etatsjahr vorgesehenen Beträge. Beides aber ist nach der Vorlage der Regierung organisch mit einander verbunden.

Zweifellos am überzeugendsten ist der Nachweis für die Notwendigkeit und die voraussichtliche wirtschaftliche Rentabilität der projektierten Linie in Togo geliefert. Die Denkschrift für den Bau der Bahn von Lome, dem wichtigsten Küstenplatz und Ausfuhrhafen Togos, zugleich dem Sitz des Gouvernements, nach Atakpame, ist in ihrer inhaltlichen Vollständigkeit, ihrer knappen formellen Sachlichkeit und ihrem Freisein von jeder Schönfärberei oder bloß allgemeinen Redewendungen ein Musterbeispiel dafür, wie das Material für koloniale Eisenbahndenkschriften zusammengestellt werden soll. Zugleich gibt sie Nachricht von den überaus erfreulichen Ergebnissen des vor etwas über einem Jahr in Togo vollendeten Bahnbaus Lome-Palime, die in der Tat die stärkste Ermutigung zum weiteren Fortfahren auf dem betretenen Wege enthalten. Die jetzt beantragte Strecke bis Atakpame bildet denn auch nur den ersten Teil einer für später in Aussicht genommenen Aufschließungsbahn für Gesamt-Togo, die sich über Atakpame hinaus durch Bassari bis nach Banjeli in Nord-Togo, einem wichtigen Platz mit großen Eisenerzlagern, ca. 440 Kilometer von der Küste entfernt, erstrecken soll. Togo wird nicht umsonst und nicht nur aus Schönrednerei unsere Musterkolonie genannt. Es ist nicht nur unter den deutschen, sondern überhaupt unter den westafrikanischen Kolonien der Europäer ein Exempel für eine erfolgreiche, in wirtschaftlicher wie in politischer Hinsicht gleich einsichtige und glückliche Verwaltung. Ich habe das Land vor etwa einem Jahr während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts in dem Dreieck Lome, Palime, Atakpame kennen gelernt und bin mit dem Eindruck daraus geschieden, daß es hier in der Verwaltung, deren Grundlage eine sehr verständige, straffe, zugleich aber gerechte und innerlich wohlwollende Behandlung der Eingeborenenfrage bildet, tatsächlich im wesentlichen kaum etwas zu bessern gibt — nur daß man dem Gouvernement und den Bezirksämtern noch etwas reichere Mittel wünschen möchte, als die, über die sie jetzt verfügen. Der wirtschaftliche Aufschwung des Landes und die feste Stabilierung der Regierungsautorität bis in die entlegensten Innenbezirke hinein, ohne eigentliche Schutztruppe und ohne Eisenbahnen im Inneren, bilden die Früchte dieses Systems und zugleich die Tragpfeiler, auf denen seine weitere gedeihliche Entwicklung beruht. Bemerkenswert erscheint allerdings in diesem Zusammenhang, daß keine unserer Kolonieen ein so glücklich ausgewähltes, so lange am Platze befindliches und so sehr mit dem Lande verwachsenes weißes Verwaltungspersonal besitzt, wie Togo. Und die große Mehrzahl dieser Männer, der Bezirksleiter und ihrer Gehilfen, ist nicht aus dem regulären Verwaltungs-Schematismus, sondern aus der verschiedenartigsten Vorbildung, zum Teil auch der militärischen Laufbahn, hervorgegangen. In Togo gilt tatsächlich das Wort, daß nicht die Art der formellen Vorbildung, sondern die Bewährung der administrativen Tüchtigkeit die besten Männer an ihren Platz

gebracht und auf ihm erhalten hat — was leider von unseren anderen Kolonieen bisher lange nicht in demselben Maße gesagt werden konnte. Was in Togo schon seit längerer Zeit die Regel ist, hört dort vielleicht eben auf, Ausnahme zu werden.

Was Südwestafrika betrifft, so bedarf es zu der gewünschten Linie von Seeheim nach Kalkfontein nur weniger Worte. Die Begründung, daß trotz der Bau- und Betriebskosten dadurch eine zweifellose Ersparnis gegenüber dem jetzigen Zustand hergestellt wird, daß infolge dieses Eisenbahnbaus die Truppenzahl dauernd verringert werden kann, ist vollkommen überzeugend. „Es darf damit gerechnet werden, daß im Süden drei Kompagnien Schutztruppe in Stärke von etwa 360 Mann und 570 Tieren weniger nötig sein werden, was einer jährlichen Kostenersparnis von 2 Millionen Mark gleichkommt. Diese Ersparnis genügt, um die gesamte Bahn in zehn Jahren vollständig abzuschreiben." Außer mit diesem Satz hat die Denkschrift aber auch mit ihren weiteren Annahmen über den wirtschaftlichen Nutzen der Linie, über die Stärkung des Deutschtums im Südbezirk durch die Herstellung einer leichteren Verbindungsmöglichkeit, und über die größere Unabhängigkeit des Südens von der Kapkolonie recht.

Was zunächst Verwunderung erregt, ist, daß die Denkschrift über die Notwendigkeit aller weiteren Bahnbauten in Südwestafrika, außer dieser Zweiglinie der Südbahn, vollkommen schweigt. Es ist weder von einer Verbesserung der trostlosen Zustände auf der Staatsbahn von Swakopmund nach Windhuk die Rede, noch von einer Verlängerung der Windhuker Bahn nach Süden und der Keetmanshooper Bahn nach Norden. Wie verlautet, hat die Regierung aber in der Budgetkommission in Aussicht gestellt, noch im Laufe des Sommers diesen weiteren dringlichen Notwendigkeiten für Südwestafrika näher zu treten. Das wäre in der Tat dankenswert; namentlich muß zwischen Karibib und Windhuk etwas geschehen, wo der jetzige Betrieb sowohl inbezug auf die allgemeine Finanzwirtschaft, als auch was die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Landes betrifft, einen auf die Dauer ganz unmöglichen Zustand darstellt.

Nicht so ohne weiteres wird man der Regierungsvorlage in Kamerun zustimmen können. Das, worum es sich handelt, ist die Verbindung zwischen Südkamerun und dem Verwaltungszentrum und wichtigsten Ausfuhrplatz Duala, an der Mündung des Wuri in das Kamerunbecken. Kamerun ist ein in seinen einzelnen Teilen sehr verschieden geartetes Land. Der Nordwesten, der Bezirk Bamenda und seine Nachbargebiete, enthält auf verhältnismäßig beschränktem Raum etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung, die fruchtbarsten Böden, die vorgeschrittensten Eingeborenenkulturen und die günstigsten klimatischen Verhältnisse. Es ist selbstverständlich, daß er durch eine Bahn mit afrikanischer Voll-, d. h. mit Meterspur, an den Ausfuhrhafen Duala angeschlossen wird, und ebenso ist zu erwarten, daß sich diese von Duala in der Richtung nach Norden auf das Manengubagebirge und die Landschaft Bamum zu führende, be-

reits im Bau begriffene Bahn mit der Zeit zu einer der zukünftigen großen innerafrikanischen Durchgangslinien entwickeln wird. In dem Wirkungsbereich der sogenannten Manengubabahn ist eine sehr bedeutende Belebung der Ausfuhrproduktion wie der Einfuhr in diesen begünstigten Teilen Kameruns zu erwarten. Zunächst ist ihre Aufgabe die, den produktenarmen und einer großen wirtschaftlichen Entwicklung unfähigen Urwaldgürtel zwischen der Küste und dem Manengubagebirge zu durchstoßen, so daß die Produkte des Hinterlandes den Weg zur Küste, der ihnen jetzt durch die hohen Trägerkosten und den Mangel an Trägerpersonal versperrt ist, finden können. In Südkamerun dagegen setzt sich der menschen- und produktenarme Küstenurwald bis weit ins Innere hinein fort, ja mit Ausnahme der Landstriche am mittleren Njong, der Hauptwasserader Südkameruns, ist dieser ganze Teil der Kolonie ein beinahe zusammenhängender Urwald. Damit ist auch gegeben, daß er im wesentlichen schlecht bevölkert ist. Wo es aber an Bevölkerung mangelt, da ist auf eine nennenswerte Steigerung der wirtschaftlichen Produktion in Afrika schwer zu rechnen. Die Hauptprodukte Südkameruns sind Kautschuk und Oelpalmen. Der Kautschuk wird in absehbarer Zeit, wenigstens was die natürlichen Urwaldbestände betrifft, nach dem Urteil der Sachverständigen, das mir in Kamerun wiederholt und von allen Seiten in gleichmäßiger Weise begegnet ist, ausgebeutet oder doch auf ziemlich geringe Erträge beschränkt sein. Abgesehen davon bildet er aber auch ein so hochwertiges Produkt, daß er die höchsten Transportkosten vertragen kann und ähnlich wie Elfenbein von der Eisenbahnverbindung relativ unabhängig ist. Die Oelpalme aber, die in Südkamerun ausgedehnte Bestände aufweist, bedarf zu ihrer Ausbeutung vor allen Dingen einer nicht zu spärlichen und einigermaßen arbeitswilligen Bevölkerung. Mit beidem steht es in Südkamerun durchschnittlich schwach. Selbst verhältnismäßig besser bevölkerte Gegenden, wie das Bakoko- und das Jaundeland, die in den Wirkungsbereich der geplanten Bahn fallen, halten an Volkszahl und Kulturstand nicht im entferntesten den Vergleich mit Bamum oder den Baliländern in Nordwestkamerun aus. Ich kenne gerade diese Gebiete aus eigener Anschauung, denn ich bin im Februar und März vorigen Jahres von Jaunde nach Edea in unmittelbarer Nachbarschaft der projektierten Bahntrace marschiert und habe die Verhältnisse mit Rücksicht auf die Möglichkeit eines Bahnbaus in diesen Gebieten beobachtet. Edea liegt am Sanaga, dem größten Fluß von Südkamerun, an der Stelle, wo ein großer Katarakt die Befahrung des Stromes weiter stromaufwärts verhindert. Von hier kann man bei günstigem Wasserstande durch den Sanaga und eine Seitenmündung, die er in das Kamerunbecken entsendet, den Kwakwakriek, zu Wasser nach Duala gelangen. Von Edea nach Onanabesa sind 240, von Edea nach Duala ca. 90 Kilometer. Namentlich diese letztere Strecke führt durch ein Terrain, das teils wegen seiner Sumpfbildung, teils wegen seiner vertikalen Geländeverhältnisse einem Eisenbahnbau außer-

ordentliche Schwierigkeiten entgegensetzt; außerdem sind zwei große und breite Flüsse, der Dibombe und der Sanaga, mit mehreren hundert Meter langen Brückenkonstruktionen zu überwinden. Zwischen Edea und Duala ist das Land zum größeren Teil so gut wie unbevölkert.

Der Hauptzweck der Südkamerunbahn ist kein wirtschaftlicher, sondern ein militärischer. In dem großen südlichen Waldgebiet wohnen verschiedene kriegerische Stämme, die teils noch nicht vollständig unterworfen und zur Unbotmäßigkeit geneigt sind, wie die menschenfressenden Njems, die Makka und andere, teils aus anderen Gründen der Verwaltung unzuverlässig erscheinen, wie die Jaundes. Gäbe es keine andere Möglichkeit, um der Gefahr eines Aufstands in Südkamerun zu begegnen, als den Bahnbau von Duala über Edea zum Njong, so müßte man sich nach Lage der Dinge damit bescheiden. In Wirklichkeit aber ist eine solche andere Möglichkeit vorhanden. Man kann z. B. von Kribi oder Longji an der Kameruner Südküste ausgehen und auf verschiedenen Tracen, zwischen denen die Wahl frei steht, mit einer Schmalspurbahn das Njong-Gebiet erreichen. Die Kosten hierfür würden sich nur auf einen Bruchteil des großen Projekts belaufen und der Effekt wäre derselbe. Dazu kommt, daß durch einen Bahnbau von Duala aus die an der Südküste etablierten Firmen die erheblichen Werte, die sie in ihre dortige Anlagen gesteckt haben, vollkommen verlieren würden. Wenn gegen die kleine Südbahn zugunsten der großen eingewendet wird, daß die Landungsverhältnisse an der Küste von Südkamerun viel schlechtere seien, als in Duala, so ist das richtig, aber erstens gehört z. B. die Reede von Longji noch lange nicht zu den schlimmsten in Westafrika, wie die bisherigen Erfahrungen beweisen, und zweitens wird es sich in Südkamerun aus den oben angeführten Gründen für absehbare Zeit ja gar nicht um eine große Güterbewegung handeln, sondern es handelt sich um die Notwendigkeit, eine beschränkte Warenmenge auf und ab zu befördern, die Bevölkerung von dem unwitschaftlichen und zerrüttenden Trägerdienst zu entlasten und einer etwa drohenden Aufstandsgefahr sofort wirksam entgegen treten zu können.

Etwa die Hälfte des dem Reichstag vorgelegten Eisenbahnprogramms entfällt auf Ostafrika. Von den ostafrikanischen Eisenbahnproblemen können eigentlich nur zwei als vollkommen spruchreif gelten: die Linie von Tanga am Westfuß des Usambara-Gebirges entlang in das Kilimandscharo-Merugebiet und die von Daressalam über Morogoro-Kilossa nach Uhehe. Von beiden Strecken ist je ein Anfangsstück, von Tanga an der Usambarabahn bis Mombo und von Daressalam bis Morogoro, fertig. Die Eisenbahnvorlage der Regierung sieht nur eine ganz kurze Fortsetzung der Usambarabahn vor, etwa um den fünften Teil der auf jeden Fall noch zu bauenden Strecke. Dagegen wird für den von Daressalam ausgehenden Strang mit einem Mal die Fortsetzung um 700 Kilometer über Kilossa bis nach Tabora verlangt. Damit wird die sogenannten Zentralbahn auf alle Fälle festgelegt, und die Bewilligung der an sich selbstverständ-

lichen und notwendigen übrigen Linien wird der Natur der Sache nach später keinen Schwierigkeiten ausgesetzt sein. Daß man bis an den Meruberg bauen muß, bezweifelt überhaupt niemand; strittig ist nur, ob späterhin eine Fortsetzung vom Merugebiet bis zum Viktoriasee, d. h. eine Verlängerung der Nordbahn um mehr als das Doppelte, ratsam sein wird. In dieser Beziehung vertritt der Staatssekretär Dernburg den Gedanken, daß es keineswegs notwendig ist, alsbald eine direkte deutsche Konkurrenzlinie für die Ugandabahn — eine solche würde durch die Verlängerung der Nordbahn bis zum See gegeben sein -- herzustellen. Der wirtschaftliche Nutzen, den eine deutsche Bahn bis zum See für die Ufergebiete des großen ostafrikanischen Binnenmeeres gewähren würde, wird ihnen zum größten Teil auch durch die Ugandabahn gewährt, und das bloße Schlagwort, man solle die deutschen Waren nicht über die englische Bahn fahren lassen, ist in der Tat noch kein Grund für die Herstellung einer bloßen Konkurrenzlinie, deren Folge zunächst wahrscheinlich ein erbitterter, beide Seiten schädigender Tarifkampf sein würde. Diesem Standpunkt in der Nordbahnfrage, der natürlich keine Festlegung für alle Zeiten, sondern nur eine vorläufige Konzession an die tatsächliche Lage bedeutet, wird man ohne weiteres beipflichten können. Eine erheblich größere Verantwortlichkeit als bei der etwas dilatorischen Behandlung der Nordbahn, deren grundsätzlich notwendiger Weiterbau in der diesmaligen Vorlage eben nur markiert wird, übernimmt die Regierung dagegen dadurch, daß sie sich auf das Zentralbahnprojekt jetzt schon festlegt, obwohl es praktisch genügt hätte, das Stück von Morogoro bis Kilossa anzufordern, das einen etwa einjährigen Bauabschnitt repräsentiert. Etwa bei Kilossa muß der Gabelungspunkt für die eventuell notwendige Zentralbahn nach Tabora und für die auf jeden Fall notwendige Uhehebahn liegen. Herr Dernburg kann für seine dem Reichstag gemachte Vorlage, was die Zentralbahn betrifft, eine so bedeutende Autorität wie die des früheren Gouverneurs von Ostafrika, Grafen von Götzen, ins Feld führen. Bekanntlich umfaßt das Graf Götzen'sche Eisenbahnprogramm für Ostafrika: 1. die Zentralbahn von Daressalam nach Tabora, 2. die Nordbahn von Tanga bis zum Meru und 3. die Südbahn von Kilwa zum Nyassa-See: außerdem noch eine Abzweigung von der Zentralbahn bei Kilossa nach Uhehe, einem voraussichtlich bedeutsamen Ansiedlungsgebiet für deutsche Farmer. Während aber Graf Götzen für die Zentralbahn die wirtschaftlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund stellt, fällt in der jetzigen Regierungsvorlage das Hauptgewicht auf die politische Seite, wenn auch die wirtschaftlichen Argumente mit vorgebracht werden. Die Denkschrift des Reichskolonialamts geht von dem Satze aus, daß die Landschaft Unjamwesi mit dem politischen und kommerziellen Mittelpunkt Tabora wegen ihrer Volkszahl (schätzungsweise eine Million Einwohner), wegen der relativen Arbeitsamkeit und Anpassungsfähigkeit ihrer Bewohner, der Wanjamwesi, und wegen ihrer zentralen Lage unter allen Umständen fest in der

›and der Verwaltung liegen müsse, da ein Aufstand hier von besonders hlimmen Folgen begleitet sein würde. Die Frage ist nur, ob gerade die Zentralbahnroute für die Erreichung von Tabora der zweckmäßigste Weg st und ob nicht eher eine Verbindung Tanga-Tabora vorzuziehen ist. Darn, daß der Hafen von Tanga in Zukunft eine Verbesserung und Erweiterung erfahren muß, besteht ohnehin kein Zweifel, und die Strecke von Tanga nach Tabora ist nicht nur etwas kürzer, als die von Daressalam nach Tabora, sondern die Trace würde auch auf dem ersteren Wege durch ein bedeutend besser bevölkertes und produktionsfähigeres Gebiet hindurchführen, als die Zentralbahn, deren schwächste Seite die anscheinende Unfruchtbarkeit und große Menschenarmut des größten Teiles der von ihr durchzogenen Landschaften diesseits von Tabora ist.

Um den richtigen Gesichtswinkel für die Anschauung unserer kolonialen und speziell der ostafrikanischen Eisenbahnfrage zu gewinnen, muß man freilich immer vor Augen haben, daß sich in Zukunft das dortige Eisenbahnnetz auf jeden Fall weit über die jetzt zur Diskussion stehenden Hauptprojekte hinaus entwickeln wird und daß es daher falsch wäre, eine Linie, die man jetzt vom Reichstag bewilligt bekommen kann, deshalb zu perhorreszieren, weil sie möglicherweise nicht die bestdenkbare ist. Unter diesem Gesichtspunkte haben es auch diejenigen Abgeordneten in der Budgetkommission, die der Haltung des Staatssekretärs in anderen wichtigen Fragen zunächst kritisch entgegentraten, für richtig gehalten, an einem gewissen Punkte ihre Kritik einzustellen — um nicht durch eine weitere Ausführung der bestehenden Gegensätze das Gelingen der Eisenbahnvorlage zu gefährden. Die angedeuteten Gegensätze werden über kurz oder lang freilich zum grundsätzlichen Austrag gelangen müssen, denn sie sind zurzeit nicht gelöst, sondern nur um höherer Interessen willen zurückgestellt. Am schwersten verständlich ist und bleibt die Haltung des Staatssekretärs in der Frage der weißen Ansiedlung in Ostafrika. Wenn z. B. von offiziöser Seite in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung darauf hingewiesen wird, daß selbst am Kilimandscharo und am Meru sich bereits Landknappheit geltend mache, daß der Umfang des wirklich kulturfähigen Gebiets an den beiden großen Vulkanen nicht nur in der Heimat, sondern auch im Schutzgebiet erheblich überschätzt werde, wenn selbst für diejenigen Gebiete, wo Autoritäten wie Robert Koch und alle dort seit lange ansässigen Missionare und Beamten die Besiedlungsfähigkeit durch Weiße positiv bezeugen, auf die großen klimatischen Gefahren u. s. w. hingewiesen wird, so kann das doch nur in dem Sinne verstanden werden, daß eine stärkere weiße Einwanderung unerwünscht ist. Ebenso bleibt die Frage der Eingeborenenarbeit oder der Arbeitsverpflichtung der Neger ein Punkt, an dem die Ansichten des Kolonialamts und der erfahrenen Afrikanern — keineswegs nur der Ansiedler, sondern auch der alten Beamten und Offiziere — so stark von einander abweichen, daß eine positive Auseinandersetzung inbetreff dieser Probleme über kurz oder lang

unvermeidlich ist. Einstweilen bleibt jedenfalls die Tatsache bestehen, daß wesentliche Punkte in dem kolonialwirtschaftlichen System des Staatssekretärs von zweifellos sachverständiger Seite teils direkt abgelehnt, teils in ihrer, wie man meint, einseitigen Herausarbeitung beanstandet werden. Es sind dies aber Fragen, in denen eine exakte und augenblickliche Entscheidung der Natur der Dinge nach überhaupt unmöglich ist, in denen sich vielmehr für den unmittelbaren Augenschein erst allmählich durch den Gang der Entwicklung herausstellen kann, auf welcher Seite das Recht liegt, und man darf auf keinen Fall über den bestehenden Differenzen die Tatsache vergessen, daß wir in dem Eisenbahnprogramm und in den Grundsätzen kolonialer Finanzwirtschaft, wie sie Herr Dernburg aufgestellt hat, zum ersten Mal, seit das deutsche Reich Kolonien besitzt, etwas Großzügiges auf diesem Gebiete vor uns haben — ein Programm, das als Ganzes zu bewerten ist und als Ganzes nur mit Bewunderung und Dank begrüßt werden kann.

Paul Rohrbach.

Enteignungsvorlage, Vereinsgesetz, Wahlreform.

Die Enteignungsvorlage für die Ostmarken ist schließlich zwar nicht in der Abmilderung der Herrenhauskommission, aber auch nicht in der scharfen Form der Regierungsvorlage, sondern in der Mittelform, die ihr das Abgeordnetenhaus gegeben hatte, angenommen worden. Aber nicht nur diese Abmilderung (Beschränkung auf 70 000 Hektar; Zulässigkeit der Enteignung nur im Anschluß an schon bestehende Siedelungen und bei der Unmöglichkeit einer Abrundung durch freien Ankauf usw.), sondern die ganze Verhandlung, die Diskussion und die Art der Annahme haben die Bedeutung des Gesetzes im politischen Sinne recht wesentlich modifiziert. Zwar, das gefährliche Prinzip eines Eingriffs in das Privateigentum, nicht zu sozialen, sondern zu politischen Zwecken, ist bestehen geblieben, aber die energische Opposition, die sich dagegen geltend machte, die im Herrenhause das Gesetz noch beinah zum Scheitern gebracht hätte, aber auch im Abgeordnetenhause nur mit Mühe unterdrückt wurde, hat die Gefahr, daß wir auf diesem Wege weiter fortschreiten könnten, von vornherein sehr abgemildert. Es ist kaum denkbar, daß, wenn die 70 000 zugestandenen Hektar aufgebraucht sind, Abgeordnetenhaus wie Herrenhaus ihre Zustimmung zu einem zweiten Gesetz dieser Art geben sollten, und es ist sicher, daß die Regierung ein Gesetz, das sie ohnehin nur gegen die Opposition eines großen Teils ihrer allerbesten Freunde hat durchbringen können, nur mit der äußersten Vorsicht und Schonung in Anwendung bringen wird. Manche Andeutungen des Fürsten Bülow klangen so, daß er wünsche, daß die Enteignung überhaupt nicht tatsächlich in Anwendung komme, sondern nur als prinzipielles Druckmittel bestehe. So stehen wir also nach dem Gesetz ganz

so wie vorher: die Hakatisten sehen es an als einen Schritt auf dem Wege der bisherigen Politik, dem mit der Zeit noch weitere und noch stärkere folgen werden, bis das Polentum völlig gebrochen und vernichtet am Boden liegt; die Politiker sehen darin ein Mittel, den Polen die Macht und die Entschlossenheit des preußischen Staates zu zeigen, um sie schließlich, zwar nicht alle, aber doch einen sehr erheblichen Teil, willfährig zu machen, sich dem preußischen Staatsgedanken ein= und unterzuordnen.

Man könnte einwenden, daß dieser Zweck doch eigentlich nicht erreicht sei, ja ganz umgekehrt, die Polen durch den Gang der Verhandlungen sich in ihrem Trotz und ihrem Selbstbewußtsein nur gestärkt und gehoben fühlen müßten. Ob so und so viel Hektar polnischen Bodens enteignet werden, darauf kommt schließlich so viel nicht an; für die guten Preise, die sie erhalten, siedeln die Polen sich anderwärts wieder an, und ihre Stärke liegt überhaupt nicht in ihrem Grundbesitz, sondern in ihrer fest zusammenhaltenden Volksmasse. Nun aber haben sie namentlich durch die Verhandlungen im Herrenhause gesehen, ein wie starker und wichtiger Teil auch der regierenden Kreise in Preußen gegen diese ganze Politik ist; sie stehen unter dem Eindruck, daß der Hakatismus auf dem letzten Loch pfeife: wie sollen sie da zu größerer Nachgiebigkeit gestimmt worden sein?

Ich glaube doch, daß diese Erwägungen, die mir mehrfach entgegengetreten sind, nicht zutreffen. Allerdings ist ja die Schwere des Schlages, die in dem Enteignungsgedanken an sich liegt, sehr abgeschwächt worden sowohl durch die Milderungen im Gesetz selbst, wie durch die im Abgeordnetenhaus und Herrenhaus gehaltenen Reden, aber der Eindruck, daß der preußische Staat opponierende Elemente scharf und immer schärfer anzupacken imstande sei, ist doch der überwiegende. Freilich, die hakatistische Vorstellung, daß durch solche Mittel ein so starkes Volkstum wie das polnische dazu gebracht werden könne, sich selbst aufzugeben, ist jetzt ganz gewiß in noch viel weiteren Kreisen als vorher als eine Illusion und als Phantasiepolitik erkannt; unter diesem Gesichtspunkt war die ganze Verhandlung über die neue Ostmarkenvorlage unzweifelhaft ein Sieg des Polentums, eine Niederlage der bisherigen Regierungspolitik. Aber unter dem andern Gesichtspunkt, daß die Polen nicht national vernichtet, sondern nur zur Einfügung in unsern Staatsgedanken gezwungen werden sollen, ist dieses neue Gesetz doch als ein Erfolg zu betrachten und die Aussicht, daß wir in absehbarer Frist in diese Bahnen einlenken werden, nicht gesunken sondern gewachsen.

Ich bin gegen das Gesetz gewesen, weil ich die schädlichen Nebenwirkungen für das ostmärkische Deutschtum für sehr groß halte, und weil nach meiner Kenntnis des Polentums dieser Schlag gar nicht mehr nötig war. Die Stimmung ist bereits reif; die Elemente des polnischen Volkes, die bereit sind, sich unter Wahrung ihrer Nationalität unserm Staatsgedanken einzugliedern, sind so erheblich, daß man sie sammeln und gegen den nationalpolnischen Radikalismus mit guter Aussicht auf Erfolg ins

Feld führen könnte, sobald man will. Nachdem das Gesetz angenommen ist, sind natürlich diese „preußischen Staatsbürger polnischer Nationalität" für den Augenblick in sehr schwieriger Lage, aber es fällt doch auf der andern Seite auch schwer ins Gewicht, wie sehr in den Debatten von deutscher Seite betont worden ist, daß, wenn die Polen sich nur auf den Boden des preußischen Staates stellen wollten, oder anders ausgedrückt, wenn sich zeige, daß „die preußischen Staatsbürger polnischer Nationalität" nicht bloß Offiziere ohne Soldaten seien, man sehr bereit sei zu einem vernünftigen Friedensschluß. Wenn der Gruppe des Fürsten Radziwill, der Herren von Turno, von Dziembowski, Napieralski, von den polnischen Radikalen entgegengehalten wird, wie grausam die preußische Regierung ihre polnischen Untertanen behandle, so können diese sich doch auch darauf berufen, wie sehr ihnen von preußischer Seite, auch von dem Fürsten Bülow selbst, versichert worden ist, daß die Polen diese Behandlung ihren Radikalen verdanken und daß vieles anders werden würde, wenn man sich entschließe, der sinn- und aussichtslosen Propaganda für einen einheitlichen polnischen Nationalstaat zu entsagen.

Das Ueble an dieser Politik, weshalb ich mich nie habe entschließen können, sie zu billigen, ist, daß man nicht sicher sein kann, ob sie auch in dem dargelegten Sinne gemeint ist, vielmehr, daß die Väter dieser Politik sie ganz sicher nicht so gemeint, sondern einen Nationalitätenkampf daraus haben machen wollen, dieser Unsicherheit des Zwecks aber als ganz sicheres Ergebnis die schweren moralischen und nationalen Schädigungen, die das Deutschtum dabei erleidet, gegenüberstehen. Das ostmärkische Deutschtum ist, wie namentlich auch in dem Bernhardschen Buche klar und ziffernmäßig erwiesen, durch den Hakatismus zum Rückgang gebracht worden, während das Polentum eine gewaltige moralische und nationale Stärkung erfahren hat. Viele der besten Kenner der ostmärkischen Verhältnisse nehmen an, daß auch das neue Gesetz das Deutschtum nicht fördern, sondern zu einem verstärkten Abzug aus der Provinz treiben werde. Die soziale und politische Unfreiheit unter der stets lauernden Aufsicht der Hakatisten und der immer schärfer einschnürende Boykott der Polen machen das Leben in den gemischtsprachigen Landschaften für den Deutschen immer weniger erträglich. Die in der letzten Statistik angegebene kleine Vermehrung der Deutschen, minimal wie sie ist, wird von Kennern des Landes für Illusion gehalten. Dazu kommt der üble Ruf, den uns diese Politik bei den andern Kulturvölkern macht. Welche Mühe geben wir uns, mit Austausch-Professoren und wechselseitigen Besuchen in England und Amerika etwas bessere Stimmung für uns zu machen, aber die Gegenarbeit der Polen überwältigt und verschlingt das alles. Nehmen wir dazu die Abstumpfung des Sinnes für Recht und Billigkeit, die ein solcher Kampf naturgemäß mit sich bringt, und die sich dann nicht bloß auf das Kampfgebiet beschränkt sondern sich über das ganze Staatswesen, das Volksempfinden und die Gesinnung des Beamtentums ausdehnt, so sieht man, wie sehr nicht nur

die Polen, sondern auch die Deutschen Grund haben, das Ende des Kampfes herbeizusehnen.

Der letzte Satz führt uns hinüber auf den zweiten Gegenstand unsrer diesmaligen Betrachtung: das Vereinsgesetz, das im Reichstage beraten wird. Ein höchst verständiges, nach allen Seiten wohl erwogenes Gesetz, das allen modernen liberalen Anschauungen Rechnung trägt, ohne den Prinzipien unsrer überlieferten staatlichen Autorität etwas zu vergeben, ein solches Gesetz und mit ihm der als die Erlösung von der Herrschaft des Zentrums begrüßte Block drohen zu scheitern — am Hakatismus. Es wäre eine wahre Nemesis, wenn so der nationale Aufschwung, der so freudig und hoffnungsvoll mit der Reichstagsauflösung im Dezember 1906 einsetzte, sich selbst wieder zerstörte, wenn der Erfolg des Hakatismus, nachdem er gegen das Polentum sich ohnmächtig erwiesen, nun noch wäre, Deutschland unter die Herrschaft des Zentrums zurückzuführen.

Die Regierungsvorlage will den fremdsprachigen Elementen im Deutschen Reich das Recht nehmen, Volksversammlungen in der Muttersprache abhalten zu dürfen. Was diese Vorschrift eigentlich für einen Zweck hat, ist nicht ausgesprochen worden. Daß man die Leute dadurch gewöhnen wolle, deutsch zu sprechen, kann man doch wohl kaum annehmen, und wenn und soweit es geschähe, hätte das Deutschtum wahrlich keinen Vorteil davon, denn was in diesen Versammlungen erzwungenerweise in deutscher Sprache gesagt würde, würde sich natürlich nur mit unendlich gesteigerter Leidenschaft gegen das Deutschtum wenden, wie ja auch die weitere Verbreitung der deutschen Sprache bei den Polen durch unsere Volksschulen nicht zu einer Annäherung zwischen den Nationalitäten geführt, sondern im Gegenteil die Polen mit neuen kräftigen Mitteln zu unsrer Bekämpfung ausgestattet hat. Die doktrinäre Argumentation unsrer Nationalisten, das Deutsche Reich sei ein nationaler Staat, folglich dürfe in allen öffentlichen Angelegenheiten nur deutsch gesprochen werden, beweist zu viel, denn der richtige Schluß würde lauten: folglich dürfen nur Deutsche Staatsbürger sein und nur deutsche Kinder auf dem Reichsboden zur Welt gebracht werden. Freilich sind wir ein deutscher Staat, aber leider vermöge der historischen Entwicklung mit Einsprengung gewisser recht erheblicher fremder Bestandteile, die wir nicht in der Lage sind, zu Deutschen zu machen und die wir deshalb als praktische Politiker suchen müssen in unser nationales Staatswesen so gut wie es gehen will einzupassen.

Der offizielle Grund, den Herr von Bethmann-Hollweg für die Notwendigkeit der Unterdrückung der fremden Versammlungssprachen angegeben hat, ist, daß die Regierung nicht die genügende Zahl sprachkundiger Beamten habe, um alle diese Versammlungen zu überwachen. Ob man diesen Grund gelten lassen will, hängt davon ab, ob man meint, daß die Beamten um des Volkes willen oder das Volk um der Beamten willen da ist. Wäre es wirklich der letzte Grund der Regierung, so könnten die Freisinnigen guten Muts den ganzen Paragraphen streichen, denn man kann

sich kaum vorstellen, daß die Regierung lieber ihre Blockpolitik in Stücke gehen lassen möchte als ein paar Dutzend Beamte anhalten, eine fremde Sprache zu lernen.

Daß der Regierung an der Sache selbst so sehr viel liegt, kann man um so weniger annehmen, wenn man sich klar macht, wieviel Widerwärtigkeiten die Ausführung eines solchen Gesetzes bringen muß. Die Volksversammlung soll in deutscher Sprache stattfinden: aber darf man in Volksversammlungen auch kein lateinisches, französisches oder englisches Zitat mehr sagen? Oder kein polnisches? Darf man innerhalb einer deutschen Rede einen polnischen Zeitungsartikel vorlesen? Darf man mehrere solcher Artikel vorlesen? Was wirkt mehr zur Erhitzung des polnischen Nationalgefühls gegen das Deutsche Reich, die immer wiederholte Auflösung von Versammlungen wegen der eingeflochtenen Verlesung eines polnischen Artikels oder die freien Versammlungen in polnischer Sprache, die eben dadurch beweisen, daß die Nationalität nicht gekränkt wird?

Der letzte und wahre Grund des Sprachenparagraphen ist natürlich der politische, daß man die Gelegenheit wahrnehmen will, auch durch ein Reichsgesetz die preußische Polenpolitik zu stützen und den Polen eine neue Fessel anzulegen. Da nun aber die Aufhebung des Rechts der Muttersprache in den Volksversammlungen die Aufhebung oder wenigstens eine sehr starke und peinliche Einschränkung des Versammlungsrechts für den zehnten Teil der preußischen Staatsbürger bedeuten würde, so steht sie mit den Grundsätzen des Liberalismus in unvereinbarem Gegensatz, und die Regierung, die gerne Blockpolitik machen möchte, ist dadurch in einen gefährlichen Konflikt mit den Freisinnigen geraten.

Der Kompromiß, über den man sich vorläufig geeinigt hat, besagt, daß bei Wahlversammlungen für alle Zeit und in den Kreisen mit mehr als 60 % alteingesessener polnischer Bevölkerung noch für zwanzig Jahre die Sprachfreiheit bestehen bleiben soll. Die Fristbestimmung mit den zwanzig Jahren ist ein kluger Gedanke und kann ohne Bedenken von beiden Seiten akzeptiert werden. Denn binnen zwanzig Jahren muß sich gezeigt haben, welche von beiden Auffassungen im Recht ist. Setzt sich die hakatistische Politik wirklich durch und besteht auch noch nach zwanzig Jahren, so will ich zugestehn, daß ich mit meiner Kritik von je Unrecht gehabt habe, und dann mag man auch den Polen die Sprachfreiheit in den Versammlungen nehmen. Behält aber umgekehrt die Kritik recht und das deutsche Volk gibt den Hakatismus als eine unfruchtbare und unmögliche Politik wieder auf, grade wie den Kulturkampf, so behalten auch die Polen eo ipso ihre Sprachfreiheit. Weniger rationell, vielmehr ganz irrationell ist die Scheidung zwischen den Kreisen mit über und unter 60 % Polen. Aber da die Wahlversammlungen frei bleiben, so wird die Linke dem Kompromißgedanken dieses Opfer bringen können und müssen. Der Punkt des Anstoßes, über den am schwersten herüberzukommen sein wird, liegt merkwürdigerweise da, wo die Polen eigentlich garnichts zu

suchen haben, nämlich in Westfalen. Von den westfälischen Bergleuten ist ein sehr großer Teil fremder Abkunft, neben den Polen auch Kroaten, Ruthenen, Italiener. Diese durch die Betriebsamkeit des Kapitals herangezogenen Fremden sind in vieler Beziehung ein sehr unliebsames Element inmitten der eingesessenen Bevölkerung; sie stehen kulturell und moralisch recht tief, sie sind zum größten Teil nicht gewerkschaftlich organisiert und machen den deutschen Arbeitern als Lohndrücker Konkurrenz. Von Ethikern sind schon die schwersten Vorwürfe gegen die Bergwerksbesitzer erhoben, weil sie in ihrer Gewinngier mit dieser Einmischung fremder Kulis das germanische Volkstum schädigten. Kommt es nun einmal zu einem Streit zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, so hängt, wie man weiß, für beide Seiten alles von der Einigkeit ab. Für die Arbeiter ist es überaus schwer, die verschiedenartigen Fremden unter ihrer Fahne zu sammeln und bei der oft recht komplizierten Taktik dieser Arbeiterkämpfe die Führung in der Hand zu behalten. Wird es ihnen in Zukunft verboten, sie durch Führer aus ihrer eignen Mitte in ihrer eignen Sprache anreden zu lassen, so ist jede selbständige Arbeiterbewegung in diesen Gegenden so gut wie ausgeschlossen. Man mag nun über solche Arbeiterbewegungen denken wie man will — ich selber sehe durchaus nicht das soziale Heil in ihnen und weiß, wieviel Unsinniges, Demagogisches und Schädliches dabei mitspielt und herauskommt — soviel ist doch klar, daß eine derartige Unterdrückung der Bewegungsfreiheit schlechterdings sich nicht mit dem Geist moderner Sozialpolitik verträgt und daß im besonderen die Freisinnigen, wenn sie sich in den Augen der gesamten Arbeiterschaft nicht gradezu um allen Kredit bringen wollen, eine solche Gesetzesbestimmung nicht zulassen dürfen. Umgekehrt wird vermutet, daß manche Nationalliberale, die zu den Bergwerksbesitzern halten, grade um dieser Nebenwirkung wegen so eifrig für den Sprachparagraphen eintreten. Gelingt es der Geschicklichkeit des Staatssekretärs von Bethmann-Hollweg, auch in dieser Frage noch einen für die Freisinnigen annehmbaren Kompromiß zu stande zu bringen, so möchte ich, so wenig ich dem Hakatismus hold bin und so peinlich ich die Freiheitsbeschränkung als des deutschen Volkes unwürdig empfinde, doch schließlich für die Annahme des Gesetzes eintreten, denn wird es abgelehnt, so hat der Gedanke der Blockpolitik eine Niederlage erlitten, von der er sich kaum wird wieder erholen können.

Die jüngste Reichstagsrede des Fürsten Bülow hat gezeigt, wie gern er in dieser Richtung fortarbeitet, und wie ernst es ihm damit ist, das anscheinend so unmögliche Werk, Freisinn und Konservative gleichzeitig zu befriedigen, nicht fallen zu lassen, sondern langsam, wie es nicht anders sein kann, und doch stetig fortzuführen.

Die Freisinnigen verlangen zum Teil ernsthaft, zum Teil aus wahltaktischen Gründen die Einführung des Reichstagswahlrechts auch in Preußen. Es galt diese Forderung mit schlechthin unzweideutiger Entschiedenheit abzulehnen, ohne doch irgendwie den Verdacht zu erwecken, daß

dies Wahlrecht im Reiche selber bedroht sei. Mit ausgezeichneter Feinheit entwickelte der Kanzler, wie man im Reichstag mit diesem Wahlrecht auskommen könne, weil hier die starken nationalen Impulse in den Volksmassen in Kraft gesetzt werden können und die Demagogie der auflösenden und staatsfeindlichen Parteien niederhalte. Die letzten Wahlen haben es gezeigt. In den Einzelstaaten aber, denen die Pflege der Kulturaufgaben obliegt, kann der Pulsschlag der eigentlichen Politik nie so lebendig sein und deshalb ist der Schluß, daß das Wahlrecht, welches im Reiche gut sei, auch in Preußen gut sein müsse, von vorherein hinfällig. Was deshalb für Preußen gut sei, ist damit noch nicht gesagt. Daß das heutige Dreiklassen-System nicht länger haltbar ist, braucht nicht mehr bewiesen zu werden: wie sind nun aber die konservativen und die freisinnigen Ansprüche bei einer Reform miteinander auszugleichen?

Minimal erschienen die Konzessionen und in ihren Umrissen nur grade angedeutet, die der Kanzler in seiner Rede im Abgeordnetenhause am 10. Januar ankündigte, und auch in der Rede im Reichstag hat er nichts anderes gesagt, als was er auch schon im Abgeordnetenhause mitgeteilt. Aber das, was hier als ein bloßer Schatten erschien, hatte jetzt kräftigere und deutlichere Konturen angenommen. Was aus der Rede im Abgeordnetenhaus nur recht Feinhörige herausgehört hatten, daß nämlich der leitende Staatsmann bereit sei, falls es die Volksvertretung fordere, die geheime statt der öffentlichen Abstimmung einzuführen, das ist jetzt mit vollkommener Deutlichkeit zur Aussprache gelangt, und das ist eine Konzession, mit der die Freisinnigen sich zufrieden geben können und werden. Es bleiben noch Fragen genug: wie das statt der Klassen einzuführende Pluralwahlrecht zu gestalten ist; wie weit die Korrektur der bestehenden Wahlkreise auszudehnen ist u. s. w. Aber da gibt es allenthalben Mittelwege, über die man bei dem nicht zu bezweifelnden guten Willen auf beiden Seiten sich schon einigen wird. Das Entscheidende, Prinzipielle war die Abschaffung der unerträglichen Unfreiheit und Unwahrhaftigkeit, die mit der öffentlichen Wahl verbunden ist. Indem der Kanzler hier die richtige Direktive gegeben, ist eine neue, hoch einzuschätzende Bürgschaft für den Fortbestand des Blockes gegeben und das wird hoffentlich auch auf die Abstimmungen über das Vereinsgesetz und das Börsengesetz zurückwirken.

29. 3. 08. Delbrück.

Von dem Oberpräsidenten der Provinz Posen, Herrn von Waldow, Exzellenz, habe ich folgende Berichtigung erhalten.

Posen, den 10. März 1906.

Euere Hochwohlgeboren haben in der Politischen Korrespondenz des März-Heftes 1908 der Preußischen Jahrbücher ausgeführt:

„Der Oberpräsident von Waldow tut was er kann, um den Strom zu dämmen, aber es ist alles vergeblich. Einer der Führer

der Bewegung trat unter der persönlichen Einwirkung des Oberpräsidenten mit einer öffentlichen Erklärung von der Agitation zurück, aber nach zwei Tagen erließ er eine neue Erklärung, in der er seine Unterschrift aufrecht erhielt."

Hierzu bemerke ich ergebenst, daß diese Ausführungen den Tatsachen nicht entsprechen; ich habe weder auf einen der Führer der gegen die Ostmarkenvorlage gerichteten Bewegung eingewirkt, noch habe ich auf andere Personen einzuwirken versucht, um sie in ihrer Meinungsäußerung über die Ostmarkenvorlage zu beschränken.

Ich darf annehmen, daß Euere Hochwohlgeboren Gelegenheit nehmen werden, den Sachverhalt richtig zu stellen und bin mit dem Ausdruck vollkommener Hochachtung

Euerer Hochwohlgeboren ergebener
v. Waldow,
Ober-Präsident.

Die Berichtigung des Herrn Oberpräsidenten stellt fest, daß er auf Niemand einzuwirken gesucht hat, um ihn in seiner Meinungsäußerung über die Ostmarkenvorlage zu beschränken. Ich nehme gern Akt von dieser Erklärung, benutze jedoch die Gelegenheit, den Herrn Oberpräsidenten darauf aufmerksam zu machen, daß ihm unterstehende hohe Beamte tatsächlich das, was er selber perhorresziert, getan haben und zwar nicht einmal, sondern mehrfach. Nach den Grundsätzen der Disziplin im preußischen Beamtentum dürfte der Vorgesetzte für solche Abwegigkeiten seiner Untergebenen mit verantwortlich gemacht werden können. Oder wäre am Ende ein Unterschied zu machen zwischen einer Einwirkung, um Meinungsäußerungen zu beschränken, und einer Einwirkung um Meinungen zu bilden?

Delbrück.

Während der Monate April bis Oktober dieses Jahres werde ich eine kolonialwirtschaftliche Studienreise nach unserem ostasiatischen Interessengebiet und nach Ostafrika unternehmen. Die Ergebnisse dieser Reise werden gleichzeitig in Form eines fortlaufenden Berichts in den Preußischen Jahrbüchern erscheinen. Während der Zeit meiner Abwesenheit hat Herr Dr. Gustav Roloff, Privatdozent der Geschichte an der Universität Berlin, meine Vertretung übernommen. Rohrbach.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Acta Borussica. — Behördenorganisation. IV. Band 1. Hälfte geb. M. 19.—, 2. Hälfte geb. M. 18.—. IX. Band geb. M. 20.—. Berlin, Paul Parey.
Bauer, Dr. Johannes. — Schleiermacher als patriotischer Prediger. (Studien zur Geschichte des neuen Protestantismus Heft 4) M. 10.—, geb. M. 11.—. Giessen, Alfred Töpelmann.
Beiträge zur Arbeiterstatistik Nr. 7. Die Fortschritte der Arbeitsstatistik in den wichtigsten Staaten. Zweiter Teil. Bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Berlin, Carl Herzmann.
Blennerhassett, Lady Charlotte. — Maria Stuart, Königin von Schottland 1542—1587. Nach den neuesten Forschungen und Veröffentlichungen aus Staatsarchiven dargestellt M. 4.20, geb. M. 5.20. Kempten, Jos. Kösel.
Brausewetter, Arthur. — Die neue Göttin. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. Berlin, Otto Janke.
Cassel H. — Amerikanisches Geschäftsleben. M. 1.50. Berlin, Karl Curtius.
Corinth, Lovis. Das Erlernen der Malerei. M 7.50. Berlin, Paul Cassirer.
Deutsche Wehr-Politik der Zukunft. Von einem Ausland-Deutschen. M. 3.— Zürich, Zürcher & Furrer.
Dilthy, Friedr. Otto. — Die Geschichte der Niederrheinischen Baumwoll-Industrie. M. 1,60. Jena, Gustav Fischer.
Erhebungen über die Wirkungen des Handwerker-Gesetzes. Veranstaltet Anfang 1905. Mit Anhang. Nachträgliche Erhebung über die Tätigkeit und die Erfolge der Handwerkskammern nach dem Stande am 31. Oktober 1907. Bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Berlin, Carl Heymann.
Fastrez, A. — Ce que l' armée peut être pour la nation. (Instituts Solvay, Travaux de l'Institut de Sociologie. Actualités sociales.) Bruxelles et Leipzig, Misch et Thron.
Finsler, Georg. — Homer. M. 6.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Fischer, Theobald. — Mittelmeerbilder, neue Folge. M. 6.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Flügel, O — Monismus und Theologie. M. 7— Cöthen, Otto Schulze.
Gaede, Udo. — Schiller und Nietzsche als Verkünder der tragischen Kultur. Berlin, Hermann, Walther.
Glocke, Die. — Monatshefte für Literatur und Wissenschaft. Heft XII. Jahrespreis 3 Dollar, für das Ausland 4 Dollar. Einzelheft 25 C. Evanston-Chicago, U. S. A. Verlag der Glocke.
Goldscheid, Rudolf. — Entwicklungswerttheorie, Entwicklungsökonomie, Menschenökonomie. Eine Programmschrift. M. 5 —, geb. M. 6.—. Leipzig. Dr. Werner Klinkhardt.
von Halle, E. — Die Weltwirtschaft. Ein Jahr- und Lesebuch, 2. Jahrg, 3. Teil: Das Ausland. M. 5.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Handel-Mazzetti, Deutsches Recht und andere Gedichte. Elegant geb. M. 3.—. Kempten und München, Jos. Kösel.

Manuskripte werden während des Monats April erbeten unter der Adresse der Verlagsbuchhandlung.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Paul Rohrbach,
Berlin-Friedenau, Isoldestr. 1. Telephon: Amt Friedenau 739.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Reform der Beamtenbesoldung.

Von

Dr. Ferdinand Elz.

Wie auf manchem andern Gebiete, so wird auch auf dem der Gehaltsaufbesserung der Beamten „fortgewurstelt". Zuerst sollten wegen der ungünstigen Finanzlage die höheren Beamten ausgeschlossen werden, nun ist die ganze Vorlage bis zur Ordnung der Finanzen zurückgestellt, aber auch, wenn das geschehen, sollen nach den neuesten Eröffnungen im Abgeordnetenhause die höheren Beamten nicht bedacht werden. Damit bleibt dann eine Verzahnung stehen: Die höheren Beamten werden den Anspruch aufrecht erhalten, daß auch ihnen eine Gehaltsaufbesserung zuteil werden müsse, ihnen werden sich all' diejenigen Beamten andrer Kategorien anschließen, die auf irgend eine Weise darzutun vermögen, daß sie, absolut genommen, nicht genügend bedacht worden seien, an deren Ansprüchen werden sich wieder andre mit den neuerdings so erfolgreichen Berufungen emporranken. Und damit beginnt der Kreislauf aufs Neue; eine Beruhigung wird nie eintreten.

Die Ursache zu dieser chronisch gewordenen Unruhe liegt darin, daß die Gehaltsaufbesserungen planlos vorgenommen worden sind. Wenn die Preissteigerung der unmittelbarsten Lebens-Notdurft und -Nahrung zu augenfällig geworden war, wurden die Einkommen erhöht. Diese Erhöhungen können allenfalls für die Unterbeamten — schon durch Vergleich mit dem Einkommen der Arbeiter — einigermaßen zutreffend bemessen werden, für die oberen Beamten ist ein ähnlicher Anhalt kaum zu finden. Ihnen soll das Diensteinkommen mehr bieten, als zur Bestreitung der unmittelbarsten Lebens-Notdurft und -Nahrung erforderlich, sie sind auch viel mehr als die Unterbeamten davon abhängig, daß die fortschreitende Kultur ständig neue Lebensbedürfnisse hervorbringt, die — früher kaum geahnt — binnen kurzem unentbehrlich geworden zu sein scheinen,

jedenfalls aber unausweichlich bestritten werden müssen. Aber all' diese vielfältigen, noch dazu individuell und regional verschiedenen Bedürfnisse richtig zu erfassen, gegeneinander abzuwägen, aus dem Resultat eine Norm für die Lebenshaltung der oberen Beamten und daraus wieder ein angemessenes Diensteinkommen abzuleiten, das dürfte in der Tat unmöglich sein. Indeß, anstatt das Problem von einem andern Ausgangspunkte anzufassen, hat man sich begnügt, die Gehaltserhöhungen für die oberen Beamten willkürlich zu greifen. Noch neuerdings ist im Abgeordnetenhause der, übrigens wohlmeinende, Vorschlag gemacht worden, die Gehälter der Unterbeamten um 15, die der mittleren um $12^1/_2$, die der höheren Beamten um 10 v. H. aufzubessern; auch hierfür dürfte sich, besonders hinsichtlich des Verhältnisses der Abstufungen zueinander, kaum eine innerlich haltbare Begründung geben lassen.

Diese durchgehende Planlosigkeit trägt jetzt ihre bösen Früchte. Mit den bisher gewährten Erhöhungen ist das Richtige nicht getroffen. Unsere gesamte Beamtenschaft leidet unter dem niederdrückenden Gefühle, daß ihr Diensteinkommen dem allgemein gestiegenen Volkswohlstande nicht mehr entspricht, daß ihre Lage trotz der schon durchgeführten Aufbesserungen sich relativ verschlechtert hat, daß sie von Schicht zu Schicht gesunken ist. Das Leben unsrer Beamten ist heute freudloser, sorgenvoller, als es das ihrer Vorgänger in gleichen Stellungen vor etwa fünfzig Jahren war.

Gewiß, von eigentlicher Not, im schärfsten Sinne des Wortes, sind die oberen Beamten zur Zeit noch nicht gedrückt, aber empfindliche Einschränkungen sind unvermeidlich, um Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht zu halten. Man wende hier nicht ein, der Beamte brauche ja den allgemeinen Luxus nicht mitzumachen, er müsse seine Ausgaben nach seinen Einnahmen einrichten, man komme auch nicht mit der wohlfeilen Phrase von altpreußischer Bedürfnislosigkeit und Entsagungsfähigkeit. Der großen Masse der Ausgaben kann der Beamte sich garnicht entziehen, eben weil er mitten im modernen Leben steht, in dem er sich für seinen Beruf tauglich und geeignet halten muß. Was irgendwie entbehrlich ist, das muß er sich ohnehin versagen, damit aber auch all' das, was gegenüber dem Aufreibenden, Austrocknenden seines Berufes zur Abspannung, Erfrischung und zur Erhebung geeignet und notwendig ist.

Wer über vierzig bis fünfzig Jahre zurückblicken kann, weiß, daß es so früher nicht gewesen ist.

Zunächst soll nun ein Ueberblick gegeben werden, um wieviel die Beamteneinkommen in den letzten fünfzig Jahren gesteigert worden sind. Der Uebersichtlichkeit wegen sind nur die Durchschnittseinkommen der Beamtenklassen aufgeführt, wie sie sich durch das Wohnungsgeldzuschuß-Gesetz gebildet haben; hierbei ist noch Klasse I wegen ihrer Ausnahmestellung und wegen der geringen Zahl der ihr Angehörenden außer Betracht gelassen. Klasse II besteht im wesentlichen aus den Mitgliedern der Zentralbehörden, Klasse III aus den Mitgliedern der Provinzialbehörden, Klasse IV aus den mittleren, Klasse V aus den Unterbeamten. Als Einkommensverbesserungen sind eingetreten: Gehaltserhöhungen, deren umfassendste im letzten Jahrzehnt durchgeführt worden ist, die Gewährung des Wohnungsgeldzuschusses, ferner der Fortfall des Gehaltsabzugs für die Bildung des Pensionsfonds, endlich die Uebernahme der Witwenpension auf Staatsfonds.

Das Durchschnittseinkommen in diesen vier Wohnungsgeldzuschußklassen betrug

	1857	1907
in 122 Stellen der Klasse II:	6645 M.	9684 M.
„ 353 „ „ „ III:	3111 „	4880 „
„ 164 „ „ „ IV:	1840 „	3077 „
„ 113 „ „ „ V:	905 „	1626 „

in Prozenten ausgedrückt beträgt die Steigerung:

in Klasse II:	46 v. H.
„ „ III:	57 „ „
„ „ IV:	67 „ „
„ „ V:	80 „ „

Die Verhältniszahlen waren

	Klasse II	III	IV	V
1857 (905 = 1 gesetzt):	$7^1/_3$	$3^1/_2$	2	1
1907 (1626 = 1 gesetzt):	6	3	$1^7/_8$	1

Die Einkommen der oberen Beamten sind also verhältnismäßig gegen die der Unterbeamten zurückgeblieben; es mag dahingestellt bleiben, ob mit Recht oder Unrecht, schon weil, wie oben ausgeführt, sich nicht ermitteln läßt, in welchem Verhältnis die Einkommen der oberen Beamten zu denen der Unterbeamten stehen müßten, sodann aber auch, weil nicht erwiesen ist, daß überhaupt die Steigerung der Unterbeamten-Einkommen von 905 auf 1626 M. angemessen oder ausreichend ist.

Ueber die Angemessenheit der Beamteneinkommen kann nur ein Vergleich ihrer Entwicklung mit der des allgemeinen Volkswohlstandes Klarheit verschaffen. Es bedarf hier keines Nachweises, daß sich parallel mit dem Steigen des Volkswohlstandes die Kaufkraft des Geldes vermindert, und daß in Zeiten günstiger wirtschaftlicher Entwicklung Fortschritte der Lebenshaltung vorzugsweise allgemeines Bedürfnis werden. Ein Einkommen muß also, um gleichwertig zu bleiben, sich parallel mit dem allgemeinen Volkswohlstande bewegen: Wer zu den oberen Zehntausend gehörte, ist in seiner sozialen Stellung gesunken, — mag auch sein Einkommen absolut gewachsen sein —, wenn z. B. Zwanzigtausend höheres Einkommen als er haben. Und hiermit sind wir an der Fehlerquelle angelangt: man hat nicht darauf Bedacht genommen, die Beamten nach ihrem Einkommen in derjenigen sozialen Schicht zu erhalten, der sie Jahrzehnte lang angehört hatten. Um dies nachzuweisen, ist eine Betrachtung notwendig, in welchen Einkommensschichten die Beamten vor etwa 50 Jahren standen, und in welchen sie jetzt stehen.

Auskunft über die Einkommensverhältnisse der Bevölkerung des Preußischen Staates im Jahre 1854 gibt eine Abhandlung von Dr. Engel: „Die Klassen- und klassifizierte Einkommensteuer und die Einkommensverteilung im Preußischen Staate in den Jahren 1852 bis 1875" in der Zeitschrift des Kgl. Preußischen Statistischen Bureaus 1875. Es waren 1854 eingeschätzt:

Oberhalb der Steuerstufe von 6000—7200 M. (entsprechend der Wohnungsgeldzuschuß-Klasse II:	9 486	Personen
„ „ „ „ 3000—3600 M. (W.G.Z.Kl. III)	32 200	„
„ „ „ „ 1500—1950 „ (W.G.Z.Kl. IV)	97 376	„
„ „ „ „ 900—1050 „ (W.G.Z.Kl. V)	253 539	„

Dagegen im Jahre 1906 (nach der „Statistik der preußischen Einkommensteuer-Veranlagung für das Jahr 1906", Bearbeitung des Kgl. Preußischen Statistischen Landesamts) waren eingeschätzt:

Oberhalb der Steuerstufe von 7000—7500 M.: . .	132 542	physische Personen
„ „ „ „ 3300—3600 „ . .	389 717	„ „
„ „ „ „ 1800—2100 „ . .	910 309	„ „
„ „ „ „ 900—1050 „ . .	3 335 736	„ „

Das würde also bedeuten: Eine Person, welche mit einem Einkommen von 6645 M. im Jahre 1854 zu den oberen Zehntausend gehörte, befindet sich jetzt nicht einmal mehr unter den oberen Hunderttausend. Zweierlei ist allerdings hierbei zu berücksichtigen:

Erstens: Durch die veränderte Einschätzung vom Jahre 1892/93 ab sind die steuerbaren Einkommen jetzt viel schärfer erfaßt. Dieser Tatsache wird man mehr als genügend Rechnung tragen, wenn der Unterschied der Einschätzungen von 1891/92 und 1892/93 von den Zahlen für 1906 voll abgezogen wird.

Zweitens: Es muß die veränderte Bevölkerungszahl Preußens in Ansatz gebracht werden, sie hat sich von 1855 bis 1906 von 17 203 000 auf 36 830 000, also auf 214 v. H. vermehrt. Demnach werden die Zahlen von 1854, um sie mit denen von 1906 vergleichbar zu machen, mit 2,14 multipliziert werden müssen. Dann stellen sich folgende Reihen gegenüber:

Steuerstufen	Mit 2,14 multiplizierte Zahlen	Steuerstufen	Die berichtigten Zahlen
von 1854		von 1906	
6000 – 7200 M.	20 300	7000—7500 M.	93 773
3000 – 3600 „	68 908	3300—3600 „	327 096
1500—1950 „	208 384	1800 – 2100 „	819 795
900—1050 „	542 573	900—1050 „	2 689 910

Das heißt: Eine Person, welche (unter Berücksichtigung der vermehrten Bevölkerungszahl) früher zu den oberen Einundzwanzigtausend gehörte, steht jetzt nicht einmal mehr in den oberen Neunzigtausend, u.s.w.

Umgekehrt: Ermittelt man, welches Einkommen heute die vier Beamtenklassen haben müßten, um in diejenige soziale Stellung wiedereinzutreten, die sie 1854 nach ihrem Einkommen innerhalb der allgemeinen Einkommensschichten hatten, indem man die Einkommen des einundzwanzigsten, des neunundsechszigsten u.s.w. Tausends — jedoch wieder unter Berücksichtigung der schärferen Einschätzung von 1892/93 ab — herausnimmt, so ergibt sich für:

W.G.Z.Kl.	II	statt	9 684 M.:	23 500 bis	24 500 M.
„	III	„	4 880 „ :	8 500 bis	9 500 „
„	IV	„	3 077 „ :	6 000 bis	6 500 „
„	V	„	1 626 „ :	2 400 bis	2 700 „

als historisch begründetes und zustehendes Einkommen. Diese Zahlen zeigen, wie tief der reich gewordene Staat seine Beamten unter diejenige Schicht hat sinken lassen, in welche sie das vergleichsweise arme Preußen vor 1850 gestellt hatte.

Jene alte Berlinerin hatte recht, die einmal sagte: In meiner Jugend wohnten die Geheimräte und Excellenzen eine Treppe — jetzt wohnen sie drei Treppen.

Bei vorstehenden rein theoretischen Untersuchungen ist auf die ungünstige Finanzlage Preußens und des Reichs keinerlei Rücksicht genommen. Wenn man jedoch das Resultat dieser Untersuchungen in die Praxis überführen will, wird naturgemäß die Rücksicht auf das finanzielle Ergebnis und dessen Unvereinbarkeit mit dem derzeitigen Stande unsrer Finanzen in den Vordergrund treten müssen. Schwerlich wird sich selbst der kühnste Optimist zu dem Glauben aufschwingen, daß das verlorne Terrain jemals wieder ganz zu gewinnen sei, daß die Beamten durch Einkommenserhöhungen jemals wieder in ihre früheren Stellungen innerhalb der Bevölkerungsschichten werden eingewiesen werden können. Wohl aber kann und muß gefordert werden, daß das willkürliche Bemessen der Einkommensverbesserungen nicht fortgesetzt werde, daß namentlich nicht die am meisten beeinträchtigten höheren Beamten bei den Einkommensverbesserungen übergangen werden, daß also die jetzige Planlosigkeit aufhöre, damit die Beamten nicht noch weiter heruntersinken. Wenn ein liberaleres Verfahren unmöglich sein sollte, so nehme man etwa die Stellungen, in welche die Beamten nach der allgemeinen Aufbesserung des vorigen Jahrzehnts gekommen waren, als normal an, ermittele, zu welchen Bevölkerungsschichten nach Tausenden oder Zehntausenden die verschiedenen Beamtenklassen damals gehörten, und setze fest, daß sie — unter Berücksichtigung der steigenden Bevölkerungsziffer — in diese Schichten durch Einkommensregulierung zurückzuversetzen und später darin zu erhalten sind. Es habe z. B. eine Beamtenklasse im Jahre 1896 70 000 physische Personen mit höherem Einkommen über sich gehabt, und der Bevölkerungszuwachs habe bis 1908 25 v. H. betragen, so würde ihr im Jahre 1908 ein derartiges Einkommen zu gewähren sein, daß sie 87 500, rund 90 000, Personen mit höherem Einkommen über sich behält. —

Nach derartiger allgemeiner planmäßiger Regulierung, die zur Schonung der Finanzen auf zwei oder drei Jahre verteilt werden könnte, würde eine periodische Regulierung etwa von fünf zu fünf Jahren einzuführen sein, und zwar ebenfalls derart, daß nicht in einem Jahre sämtliche Beamtengehälter, sondern daß in jedem Jahre etwa ein Fünfteil (mit den Mindestbesoldeten angefangen) reguliert werden.

Diese periodische Regulierung hätte für die Finanzverwaltung den unbestreitbaren Vorteil, daß sie jährlich von vornherein eine gewisse Summe für die Einkommensaufbesserungen disponieren müßte, also nicht, wie jetzt, unvorhergesehen in die Lage kommen kann, die Gehälter sämtlicher Beamten mit einem Schlage, trotz ungünstigster Finanzlage, aufbessern zu sollen. Müßten, um jene Mittel bereit zu stellen, einige Luxusausgaben, die jetzt unter der Firma „Für Kulturzwecke“ gefordert und bewilligt werden, insbesondere auch Luxusbauten, zurückgestellt oder beschränkt werden, so wäre das kein Schade: wenn ein Hausvater, der seine Hausgenossen nicht genügend ernähren, bekleiden, behausen kann, verhältnismäßig so viel für nur wünschenswerte Zwecke ausgäbe, wie der preußische Staat, so würde man ihn einen bonus pater familias kaum nennen können.

Bei diesen periodischen Einkommensregulierungen würden dann auch die wunderbar feinen Unterschiede in der Bemessung der Gehälter für wesentlich gleichwertige Beamtenklassen beseitigt werden können, die zudem bei ihrer Geringfügigkeit den heutigen Geldverhältnissen garnicht mehr entsprechen, die „Berufungen“ würden aufhören oder mit Fug zurückgewiesen werden können, vor allem aber, es würde die Unruhe in der Beamtenschaft, das fortwährende Streben nach Gehaltsaufbesserung, das schon zu unleidlichen, dem Staatswohle zuwiderlaufenden Erscheinungen geführt hat, aufhören, denn die Einkommen aller Beamten entwickeln sich dann automatisch parallel dem allgemeinen Volkswohlstande; selbstverständlich würden sie sich aber auch, wenn der Volkswohlstand einmal sinken sollte, ebenso automatisch — und mit vollem Rechte — verringern.

Der Große Kurfürst schrieb 1667 seinem Nachfolger vor: „Ihr müsset Eure Räte und Diener also unterhalten und rekompensieren, daß sie Euch zu Ehren leben können, und nicht Ursache haben mögen, auf andre Mittel zu gedenken, . . . damit sie also bloß und allein von Euch dependieren, und sonst auf Niemand in der Welt ihr Absehen haben.“ —

Worte hoher staatsmännischer Weisheit. Es ist an der Zeit, daß ihnen wieder Geltung verschafft werde!

Zur Psychologie der Kunst Anselm Feuerbachs.

Von

Ernst Cohn.

Vollkommene Harmonie im Menschen kann nur das Resultat eines Kampfes sein. Menschen allein, die in ernstem Ringen um ihren Zusammenhang mit der Welt all ihre Jugendköstlichkeiten aufgeopfert haben, um zu erkennen, daß zwischen ihrer Psyche und dem Treiben der anderen gar kein Zusammenhang besteht, finden ihre Ruhe in ernster Einsamkeit, die vollendete Harmonie ist. Objektiver als alle anderen sehen sie unter die Menschen, weil ihrer subjektiven Betrachtung die Gesamtheit der anderen gleichgültig ist. Und nur das, was ihnen Objekt des Genießens ist, hat Wert für sie.

Zeiten allgemeiner Ruhe haben viel, Zeiten des Kampfes wenig solcher Menschen hervorgebracht. In Hellas, in Indien, in Japan war zeitweise die ganze kultivierte Oberschicht aus ihnen geformt. So mußten diese Namen bei der Erziehung zum Genießen förmlich zum Kampfruf werden, indeß unruhige Zeiten den inneren Sinn solcher Kulturen mißverstanden. Es ist kein Zufall, daß Lessing, der doch ein feiner Genießer war, gerade an einem Bildwerk die ästhetischen Grundsätze der Antike aufzeigen zu können glaubte, das zu den Werken des Phidias sich verhält, wie Bernini zu Donatello. Die Epoche war zu unruhig, zu kampferfüllt. Auch die Reformation hat nur zwei solcher Menschen geschaffen: Erasmus von Rotterdam und den jüngeren Hans Holbein. Das Bild des Erasmus im Louvre, das der andere gemalt hat, zeigt das vollkommene Aufgehen beider Naturen. Des Erasmus zuckende Lippen genießen das geistvolle Wort, das seine Hand schreibt, und Holbeins Pinsel nimmt den Genuß auf. Luther und die anderen waren Kampfnaturen, selbst Dürer rechnet nicht zu der Nachbarschaft jener beiden. Wenn er nach Luthers Gefangennahme in dem bekannten Gebet gerade den Erasmus aufruft, an den verlassenen Platz zu treten,

so beweist das, wie wenig er solche Menschen verstand. Nur sehr kultivierte Zeiten überhaupt sind fähig, sie abzuschätzen. Leben sie in kulturloser Zeit, so ist ihr Jugendkampf um so schwerer, und der Widerstreit, ob ihr Wille oder die Anschauung ihrer Umgebung recht hat, beherrscht ihn. Um so stärker, um so vollkommener wird nachher die Harmonie in ihnen. Aber sie werden immer einsam sein.

Wir können es heute kaum noch verstehen, daß man Feuerbachs nackte Kinder und die keuschen Akte seines Parisurteils unsauber fand. Er ist aber, vielleicht auf dem ganzen Wege von Michelangelo und Dürer zu uns, der einzige gewesen, dessen künstlerisches Klarheitsbedürfnis den nackten Körper in allen seinen Funktionen zeichnerisch zu beherrschen strebte und ihn doch nicht zerlegte, sondern als Organismus sah. Es ist ungemein interessant, den Weg zu verfolgen von seinem frühen Blumenmädchen in Karlsruhe, der das Hemd abgestreift ist, um noch den Schulteransatz freizulegen, bis zum Titanensturz, der zum Vergleich nur neben Michelangelos jüngstes Gericht gestellt werden darf. Aber noch zwei Generationen vorher hatten die dichtenden und malenden Romantiker geglaubt, katholisch werden zu müssen, um Künstler zu sein, und für die Erben ihrer Kunst, jene Historienmaler, die nach ihnen den Geschmack in Deutschland führten, war die Kunst nur eine Ausdrucksform für Gedanken, etwa in demselben Sinn wie die Hieroglyphe für das Wort. Ihnen also mußte die Entblößung von Körpergelenken, nicht aus dem Gegenstand des Bildes heraus, sondern aus architektonischem Bedürfnis bei den Gestalten Feuerbachs als unkeusche Nacktheit erscheinen, da sie die Forderung nach der Logik der Einzelfigur in sich kaum stellten: ihnen, denen das Bild um so reicher war, je mehr die Handlung in Einzelheiten sich zersplitterte, mußte Feuerbach gedankenarm erscheinen. Denn er sucht die Bildeinheit, das heißt, die Bildklarheit, ebenso wie die Klarheit der einzelnen Körper.

Sein ganzes Wollen ist vollendete Harmonie. Seine Aufsätze und Briefe sind ebenso klar gefügt, wie seine Gemälde. Er ist wie die Weissagung einer Zukunft, die erst unsere Zeit zu erfüllen beginnt, in seine Epoche hineingeschleudert worden, und es war unmöglich, daß sie ihn verstand. Auch Allgeyer verehrt ihn, aber begreift ihn nicht. Es muß zwischen beiden eines jener Freundschaftsverhältnisse bestanden haben, wie es bei bedeutenden Menschen sich öfter findet. Sie brauchen irgend jemanden, der ihnen ergeben ist, an den sie ihren Reichtum verschenken können, manchmal nur,

um diesen eigenen Reichtum zu genießen. Aehnlich steht Eckermann zu Goethe, und über einen solchen Freund Hegels hat Heine einmal ergötzlich geplaudert. Aber Allgeyer ist doch persönlich bedeutend genug, um Feuerbach zu einer Zeit zu schätzen, wo niemand ihn kannte, und taktvoll genug einer so empfindlichen Psyche gegenüber. Die Art, wie er in seinem Buch die eigene Person in den Hintergrund stellt, beweist das. Eckermann hat weniger vornehm geschrieben. Immerhin wurzelt Allgeyer zu tief in seiner Zeit, um Feuerbachs Bilder, oder gar die Psyche, aus der sie entsprungen sind, beurteilen zu können. Er erzählt, daß Feuerbach als Knabe einmal gezüchtigt wird und versucht, sich das Leben zu nehmen, und nennt das tragikomisch. Wir aber fühlen, daß in dieser Scham schon jene Sensitivität ruht, aus der seine Kunst sich bildete, und daß er damals einen von jenen Schmerzen erlitt, die in unserer jungen Generation die Härte der vorhergehenden an jedem Tag lebendig macht. Nur aus dieser Intensität des Empfindens ist Feuerbach zu verstehen, ihre allmähliche Steigerung ist seine künstlerische Entwicklung. Jenes Suchen nach Klarheit und Harmonie im Bildausdruck wie im einzelnen Gebilde, das heißt sein Streben nach monumentalem Stil, entspringen aus ihr. — Dieser Stil ist besonders im Verhältnis zur Unkultur der Zeitgenossen, immer als Problem empfunden worden, am stärksten von Neumann*), der doch keine psychologische Lösung gibt. Der Feinheit des Empfindens gegenüber aber hat man ein Recht, wenn man die Schriften der Ahnen Feuerbachs gelesen hat, von Familienkultur zu sprechen. Diese Sensitivität ist angeboren; in der Form sind seine ersten Bilder ebenso harmonisch wie seine letzten. Allgeyer spricht davon, daß Feuerbach Linien oft um Messerrückenbreite verschoben habe, um die Formen gegeneinander abzustimmen, und die Feinfühligkeit ist für ihn ebenso charakteristisch, wie sie seiner ganzen Zeit abgeht. Es gab für solche Sensivität nur eine Art des Fortschrittes: Feuerbachs Auge mußte für immer leisere Eindrücke empfindlich werden, mußte immer zartere Farben, immer ruhigere Linien als ausdrucksvoll erkennen, ohne daß die Augen der anderen ihm zu folgen vermochten. Er von sich aus kann das nicht verstehen und schreibt:**) „Wenn man doch endlich aufhören wollte, von der herben Keuschheit meiner Bilder zu reden; sie sind alle weich, und bloß, weil niemand die Form sieht und alle an breiartig

---

*) Preuß. Jahrbücher Bd. 62 (1888) S. 57., wiederholt in des Verfassers Kampf um die neue Kunst. S. 196 ff.
**) Allgeyer-Neumann Bd. II. S. 299.

knochenlose Mollusken gewöhnt sind, stehen sie mit offenem Maule davor." Hatte er in seiner Jugend im Reichtum der Bewegung und Farbe und in einer gewissen impressionistischen Art, mit der er in Paris und Antwerpen Bekanntschaft gemacht hatte, die Mittel für den Ausdruck gefunden, so verschwindet nun allmählich alles Laute aus seinen Bildern, sie werden gleichmäßig ruhig in Farbe und Form, harmonisch abgestimmt in den Tonwerten und von größter innerer Einheit. Darum wirken die Bilder seiner ersten großen Zeit so einfarbig und reliefartig, fast wie Durisschalen. Hier, wo ihm in Deutschland die meisten Augen nie ganz haben folgen können, ist er dem monumentalen hellenischen Stil am nächsten gewesen. Darum mutet das Karlsruher Gastmahl des Plato, das der Gipfelpunkt dieser Entwicklung ist, so echt hellenisch an, so abgeklärt, wie Platos Schrift selbst. Der Gegenstand hätte jeden sonst zu sinnlicher Behandlung gereizt: Eine angetrunkene Schar, die unter einen Kreis von Philosophen fährt, wie Mänaden in einen Tempel des Apoll. Feuerbachs hellenische Ruhe aber gibt den Hauptteil des Bildes den schlichten Linien der Philosophengruppe, stellt vor sie wie eine wuchtige dorische Säule den Agathon mit den ruhig fließenden Faltenzügen des Gewandes hin, dessen Gebärde das ganze Bild zu beruhigen scheint, und überbrückt den Zwischenraum bis zu der stürmischeren Gruppe mit den ruhigen Vertikalen der Architektur. Seine Zeitgenossen aber können diesen Raum im Bilde nur als unausgefüllt empfunden haben. In der Gruppe des Alkibiades dieselbe Mäßigung, Feuerbach gibt die ausgelassen grüßende Gebärde des Alkibiades fast in demselben Tempo wie die Geste des begeisterten Hafis in einem seiner Erstlinge. Dieses Streben nach Beruhigung, dessen Begründung bereits gegeben wurde, erklärt die Objektivität, mit der das ganze Bild und seine Einzelheiten, etwa der köstliche Akt der vorantanzenden Auletris gezeichnet ist. Er gibt das Maß: Wenn die Zeitgenossen Feuerbachs einen weiblichen Akt zeichneten, so malten sie ihn entweder asketisch keusch, wie die Nazarener, und negierten ihn durch sich selbst,*) oder sie sahen ihn dirnenhaft, mit der Weichheit des Fleisches, die ihre Sinnlichkeit zu sehen wünschte. Beide sahen nur mit ihrer Subjektivität, Feuerbach aber ist objektiv, er beobachtet und zeichnet ruhig, führt alle Schönheit des Aktes vor Augen und läßt doch keine Bewegung in Gelenken und Muskeln

*) Ein interessantes Beispiel für diese Unfähigkeit ist W. v. Kaulbachs: Wer kauft Liebesgötter?, das äußerst obscön, aber ohne jede starke Formsinnlichkeit ist.

unklar. Der konstruktive Akt ist schön, Klarheit der Körperfunktionen ist künstlerisches Bedürfnis, Wahrhaftigkeit ist Schönheit, ist Harmonie. So wird Feuerbach Bürger jenes Hellas, in dem Körperschönheit ein täglicher ästhetischer Genuß, und der ästhetische Genuß zum geistigen wurde, wie der geistige, etwa der philosophische, zum ästhetischen.

Wenn man bei uns fast stets Feuerbach und Böcklin nebeneinander stellt, so wird Böcklin gern als Hellene bezeichnet, während Feuerbachs Eigenart bisher für uns noch auf keine Formel zu bringen war. Böcklin aber ist Deutscher durch und durch, in seinen Farben ein direkter Schüler des jüngeren Hans Holbein und namentlich des Matthias Grünewald, und nur die Faune und Nymphen ließen seine Art als spezifisch hellenisch erscheinen. Ganz mit Unrecht. — Böcklins Allegorien sind visionär, er gibt eine Stimmung in der Landschaft, die sich in jenen Wesen konzentriert und diese ihm vor Augen führt, eine Art, in der er Corot äußerst nahe steht. Feuerbach aber gibt die Stimmung in der allegorischen Figur selbst. Er stellt eine Frau hin mit einer Geige, streng und ernst in Farbe und Form, mit tiefen Augen, von jener herben Schlichtheit, die er Poesie nennt. Sie symbolisiert in diesem Frühwerk schon in gleicher Art, wie später in der Iphigenie, die man gut eine Allegorie der Sehnsucht nennen kann. Einige ganz eigenartige Künstler — u. a. Francesco Cossa, Sandro Botticelli, Hans Baldung Grien — haben Allegorien gleicher Art, aber typisch sind sie nur für Hellas. Praxiteles enthüllt eine Frau, meißelt all ihre Schönheit in den Stein und stellt sie als knidische Aphrodite, als die Schönheit selbst, vor die Augen des Volkes. Erst die hellenistische Kunst bringt die Attribute, und das Parallelzeitalter der christlichen Epochen, Spätrenaissance und Barock, nimmt sie auf. Aber das waren Zeiten mit wenig einfacher Anschauungsart.

Jene „Poesie“ ist ein Frühwerk und bezeichnet mit dem Karlsruher Bild „Dante und die edlen Frauen“ zusammen den Uebergang vom farbigen zum tonigen Stil. Das Gegenständliche ist in beiden Bildern nur Ausdruck der Stimmung; jede dieser wandelnden Frauen ist für sich nur ein leiser Ton in dem getragenen Rhythmus des langsamen Schreitens, der als Ganzes, als Melodie vollendet harmonisch klingt. Nur die Einfachheit der Farbe fehlt noch, um diesen Rhythmus zum einzigen Gedanken des Bildes zu machen.

Vier Jahre später bringt die Pietà auch hier die Vollendung. Ernst und herb ist das ganze Bild, edel im Zusammenklang der

Farben und Formen. Alle Farben sind gedämpft, aber umso feiner gegeneinander abgestimmt, alle Linien sind beruhigt und doch ausdrucksvoll. Wie die Madonna mit dem Leichnam zu einem Einzigen verbunden ist, das hat seit Michelangelo niemand in so großen Zügen der sich begegnenden und sich ausweichenden Linien gegeben. Und trotzdem diese einheitlich große Form das ganze Bild beherrscht, ist doch in ihm völliges Gleichmaß. Die breitgelagerte Gruppe wird als Bildwert aufgewogen durch eine ebenso massige, durch die drei Frauen, die der überhängende Felsblock zu einem Ganzen bindet. Man muß Vergleiche suchen, um die Größe des Bildes ganz abschätzen zu können, etwa Böcklins Bild gleichen Gegenstandes. Auch hier verhüllt die Madonna das Haupt *), aber sie kommt als Halbfigur — die Feuerbach, weil die untere Partie unklar bleibt, stets als unarchitektonisch gemieden hat — hinter dem Katafalk hervor, und die Verbindung durch den nach vorn überfallenden Mantel ist allzu äußerlich. So gehen die Körper nicht ineinander auf und heben den Gegensatz zwischen der Ruhe des Toten und dem Aufschrei der Lebendigen, der bei Feuerbach ausgeglichen ist, auch äußerlich scharf hervor. Das ist zwar realistischer, aber weniger edel. Der Engel im prachtroten Gewand, der sich tröstend herabneigt, und die anderen, die halb mitleidig, halb neugierig hinter den Wolken hervorschauen, beeinträchtigen in ihrer genreartigen Auffassung und in der Lebendigkeit der Farbe den Ernst des Bildes. Böcklin steht hier dem Gefühl der Menge näher, die von der Kunst zu sehr bequemen Genuß erwartet, um strengsten Ernst ohne Milderung ertragen zu können, Feuerbach aber schafft für die, denen die Herbheit zum edelsten Genuß wird. Sein Idealismus ist nicht Verklärung, sondern das Suchen des reinen, objektiv klaren Ausdrucks, das Suchen des letzten Typus. Dinge, die ein anderer zum Genrebild hätte gestalten müssen, wie der Hafis am Brunnen und vor allem die Idylle von Tivoli, werden durch diese Art der Idealisierung zu Gebilden von monumentaler Einfachheit, wie irgend eines von den Monumental-Gemälden seiner großen Zeit.

Wenn diese auch vor allem durch drei Bilder, das Karlsruher Gastmahl, das Parisurteil und Orpheus und Eurydike, von denen

---

*) Man hat allen Grund, an eine Anlehnung an Feuerbach zu glauben, ebenso wie es auffallen muß, daß Feuerbach 1863 in einem Brief (Allgeyer-Neumann Bd. II. S. 16) den Plan zu einem Bilde „Odysseus und Kalypso" so entwickelt, wie Böcklin es 1880/81 gemalt hat.

das letzte vielleicht das am unmittelbarsten empfundene ist, in Zeit und Stil genau festgelegt wird, so ist doch Feuerbachs Art nie konstant, nie ohne Entwicklung gewesen, was man freilich bei denkend schaffenden Künstlern von vornherein voraussetzen muß. Der Weg wird klar, wenn man die drei Iphigenien in zeitlicher Abfolge nebeneinander stellt. Die stehende Iphigenie ist stolz und groß, die sitzende in Darmstadt verträumt in ihrer Sehnsucht, und bei der Stuttgarter ist man gezwungen, an Sentiment zu denken. Dabei sollen ihre Vorzüge den Bildern der Zeitgenossen gegenüber, ihre statuarische Größe und Einheitlichkeit nicht weggeleugnet werden, aber innerhalb des Werkes Feuerbachs muß man von einem Herabstimmen des Tones sprechen. Man verfolge einen anderen, etwa den Medea-Gedanken, in seiner Entwicklung. Im Berliner Entwurf liegt, gegenüber der verzweifelnden Unsicherheit der Amme und der robusten Sicherheit der Schiffer der Hauptton auf Medea, die in der Mitte des Bildes, ruhig und sicher, kaum ihres Knaben achtend, dahinschreitet. Trotz dieser Dreiteilung hält die Landschaft das Bild im Gleichgewicht; ein breitgelagertes Felsmassiv nimmt Medea und die Amme in seine Silhouette auf und steht der wuchtigen Schiffergruppe entgegen. Das ausgeführte Münchener Bild ist weniger kraftvoll in seinen Absichten. Medea beschäftigt sich, wenn sie auch vielleicht nicht innerlich dabei beteiligt gedacht ist, mit ihren Kindern, und wie damit ein weicher Gefühlsausdruck an die Stelle eines herben getreten ist, so tritt in der Bildarchitektur eine weichere Schönheit an Stelle der konstruktiven. Eine fortlaufende Größensteigerung in den Gestalten führt den Blick auf Medea hin und vertritt zugleich das sicher Abgewogene des Entwurfes. Die Landschaft scheidet aus. Die Figuren sind eng aneinander geschoben, so daß kaum ein Durchblick bleibt; unmittelbar über den Köpfen schneidet das Bild ab. Die Absicht geht offenbar seit 1870 dahin, die Stimmung, für die die Landschaft bisher wesentlich tragender Faktor ist, aus der Gesamtheit des Bildes in die Gestalten allein zu verlegen, deren Ausdruck nun entsprechend gesteigert werden muß. Daher die schließliche Konzentration des ganzen Medeagedankens in die Einzelfigur, die nun für die starke Stimmung, die sie tragen soll, nicht ausreicht und im Ausdruck ebenso posiert, wie die Stuttgarter Iphigenie, daher die Ueberfüllung des Raumes im zweiten Gastmahl, und schließlich das Zusammendrängen der Gruppen in der Nürnberger Amazonenschlacht, die bei aller bereits in neue Bahnen weisenden Großartigkeit doch weniger gegliedert ist, als der Entwurf. Aber das sind Erscheinungen

eines Ueberganges, unter dem die Bildeinheit notwendig leiden mußte. Die Zeit, in der Feuerbachs sensitive Psyche allein auf Verfeinerung ausging, ist vorbei, die Absicht geht nun darauf, den monumentalen Ausdruck für den Bildgegenstand zu finden. Diese Entwicklung ergab sich fast selbstverständlich, je männlicher seine Art wurde. Es war notwendig, daß Feuerbach auf dem Wege zwischen der Auflösung des einen Prinzips und der Festigung des anderen zur reinen Historienmalerei kommen und den Modemalern seiner Zeit, die nur die Vorgänge, freilich ohne Konzentration und ohne Stimmungseinheit, malten, begegnen mußte, so nahe, daß man versucht ist, den Umschwung als Beeinflussung durch den Zeitgeschmack zu erklären. Nur in dieser Zeit sind die Nürnberger Historienbilder denkbar. Aber er hat damals naturgemäß jeder Art von Historienmalerei, nicht nur der deutschen seiner Zeit, nahe gestanden, am nächsten der analogen Strömung der Antike, der spätrömischen Sarkophagplastik, deren Absicht ebenso wie die seine auf Großfigurigkeit und Zusammendrängung ging. Eine gewisse Verwandtschaft hat er jedenfalls gefühlt, sonst hätte er nicht, als er die Photographie eines Amazonen-Sarkophages kaufte, um sie in seinem eigenen Bilde zu verwerten, von einem antiken Sarkophag der besten Zeit gesprochen, während das Stück bereits dem nachchristlichen Stil angehört; denn das Wertvolle scheint immer das, was dem Urteilenden wesensverwandt ist. Gegenständlich ist diese Anlehnung immerhin weiter gegangen, als Allgeyer-Neumann annehmen, auch der betreffende Sarkophag der vatikanischen Sammlungen läßt sich nachweisen. Vieles von den Bereicherungen, die die große Amazonenschlacht gegenüber dem noch der früheren Stilphase angehörenden Berliner Entwurf aufweist, geht auf ihn zurück. Aber von Beeinflussungen im Stil zu sprechen hat man kein Recht. Wir wissen heute, daß jeder Künstler und jede Epoche nur solche Stilelemente aus fremder Kunst in sich aufnehmen, die dem eigenen Wollen wesensverwandt sind. So kann man auch von einem Einfluß Roms auf Feuerbach nur in dem Sinne sprechen, daß aus der Summe von Kunst und Schönheit, die es birgt, einzelnes seiner Art Verwandte klärend auf ihn gewirkt hat; im Keim ist alles, was er dort gelernt hat, im Hafis vor der Schenke bereits vorhanden. Leichter aber stellt sich, namentlich bei einigermaßen verwandter Stilrichtung, ein Herübernehmen von Gegenständlichem ein. So erklärt sich die Aufnahme der Motive aus dem Amazonensarkophag, so auch die Herübernahme Makartischer Phrasen ins zweite Gastmahl. Feuerbach hat zwar

Makart unter seinen Zeitgenossen verhältnismäßig hoch bewertet und stets eine Sehnsucht nach größerer Farbigkeit seiner Bilder gehabt, wenn er auch vor der Staffelei nur seiner eigenen Art folgen konnte. Aber ebensowenig, wie von Böcklin, den er beneidete, hätte er selbst in Wien von Makart sich beeinflussen lassen, wenn sich die Wege beider nicht für einen Augenblick gekreuzt hätten. Als Beweis dafür ist interessant, daß in Feuerbach gerade jetzt der Plan auftaucht, den Tod des Aretino noch einmal zu malen, wohl, weil er empfand, wie sehr dieses Frühwerk seiner Absicht, die Handlung stärker zu konzentrieren, entsprach. Daß aber gerade der Aretino mit Makarts Art am nächsten sich berührte, zeigt hier den Punkt eines allerdings nur momentanen Zusammentreffens im Kunstwollen, das zur Aufnahme Makartischer Elemente in der zweiten Redaktion des Gastmahles führte. Gewiß nicht zum Vorteil des Bildes. Daß, über den Zusammenschluß der Bildgruppen hinaus, der vulgäre horror vacui Veranlassung ist, jeden freien Fleck im Bilde zu füllen, stört die Einheit schon empfindlich, zumal auch der Anprall der beiden Gruppen dadurch stark gelähmt wird. Aber die bunte Aufdringlichkeit des Beiwerks und der gemalte Rahmen hemmen die ernste Stimmung des Bildes, und das Tuch aus der Vase auf diesen gemalten Rahmen hinabgleiten zu lassen, ist vollends ein barocker Einfall, da es sich um die Ineinssetzung zweier grundverschiedener Realitäten handelt. Die Handlung des Bildes gehört einer vorgestellten Realität, der Rahmen gehört der Realität der umgebenden Wand und des Beschauers. Eine solche Vermischung beider Vorstellungen findet sich nur in barocken Zeitaltern oder bei unharmonisch empfindenden Künstlern. So im Jesuitenbarock, wenn Teile des gemalten Plafonds in den architektonischen Rahmen hineinreichen, ferner, wenn am pergamenischen Zeusaltar eine Schlange des Frieses über die Treppe geführt ist, auf der man zum Brandaltar stieg, oder wenn Rossellino in einem bekannten Tondo das Kind, das von der Madonna angebetet wird, auf den Rahmen bettet.

So umfassend Makarts Einfluß auch hier gewesen ist, so wenig dauernd war er; wie oberflächlich er wurzelt, wurde schon gezeigt. Das zweite Gastmahl ist nur ein vereinzeltes Abirren. Feuerbachs Weg geht zum Monumentalstil. Er ist psychisch völlig klar und durch sein erreichtes Ziel sicher belegt. Die Großartigkeit der Amazonenschlacht stellt die Richtung unabänderlich fest und der Titanensturz und das Konzert zeigen die Vollendung.

Sie wird klar, wenn man eines dieser beiden Bilder mit irgend

[ne]uem von ähnlichem Rythmus, aber aus früherer Zeit, vergleicht, [et]wa das Konzert, für dessen Lyrik das Wort Monumentalität [oh]nehin schwerer sich zu rechtfertigen scheint, mit dem ihm klang[v]erwandten Dantebild. Die Absicht beider geht am reinsten vielleicht [i]n ganzen Werke Feuerbachs auf den Ausdruck einer rein psychi[sc]hen Stimmung, fast ohne jede Beimischung einer Handlung, und [d]as ist der Grund dafür, daß ihre nächsten Analogieen nicht in der [b]ildenden Kunst, sondern in der Musik sich finden. Auch der [G]egenstand des Konzertbildes gibt die Stimmung nicht, das [M]usikalische in ihm war vielmehr das, was erst ausgedrückt werden [so]llte. Es ist so groß und dabei so klangvoll ausgedrückt worden, [d]aß, wenn Feuerbach selbst das Dantebild ein Mozartisches Andante [n]ennt, das Konzert ein Beethovensches ist. Man vergleiche: Der [R]hythmus im Dantebild gibt das ruhige, fast feierliche Einher[sc]hreiten einer Reihe Frauengestalten, die durch eine große, stille [L]andschaft hin an uns vorbei wandeln. Der Rhythmus im Konzert[b]ild ist derselbe. Aber die Figuren füllen ihren Raum völlig aus [u]nd das starke en face der beiden vorderen Frauen ist mit den [le]ise begleitenden Profilen der Gefährtinnen zusammengestimmt, wie [d]ie vier Instrumente des Quartetts. Die Stimmung bleibt, aber [si]e ist monumentaler gegeben. Der Gigantensturz ist nur durch den [w]uchtigeren Vorwurf unterschieden, sein Figuren- und Raumstil ist [v]on derselben großen Art, die nicht im Vorwurf beruht, sondern in [d]er Auffassung.

Daß diese Monumentalität in der Gigantomachie für uns so [v]iel leichter sichtbar wird, so viel stärkeren Eindruck macht, liegt in [d]er Tat im Gegenstande; das Konzert befremdet beim ersten An[b]lick, weil seine Form zu wuchtig scheint für seinen Inhalt. Die [R]ichtung auf das Monumentale fehlt unserer Zeit bis zu einem [st]arken Grade. Wir lieben die Gedichte in Prosa und die lyrischen [D]ramen und nennen monumental das nur Einfache, wir sind allzu [za]rt, manchmal ein wenig sentimental. So kommt es, daß man [v]on Feuerbachs Werken die Stuttgarter Iphigenie am häufigsten [re]produziert sieht, daß uns mindestens die zarten Stimmungen der [F]rühzeit so viel näher sind, als der gewaltige Abschluß seines [S]chaffens, so viel näher, daß man bisher die Entwicklung seiner [K]unst ziemlich mißverstand und ein Hinabsteigen sehen wollte, wo [d]och ein zweiter Anstieg war. Vielleicht, wenn Feuerbachs Leben [ih]m Zeit gelassen hätte, alt zu werden, wenn man auf schwächere [A]rbeiten hätte hinweisen können, würde man das Große hier er-

kannt haben. So aber fehlte es am **Hinabgehen**, das doch vorhanden sein muß, und viele hinderte nur der **Respekt**, für manches aus dieser Zeit das Wort senil in den Mund zu nehmen. Es sind überhaupt nicht allzuviele unter uns, die zu Feuerbach ein Verhältnis gefunden haben. Schwind und Böcklin haben Dinge ausgedrückt, die wir psychisch täglich fast erleben können. Feuerbachs Geschöpfe vermag nur die Ruhe der Harmonie, wie die wenigsten sie erringen, in uns nachzuschaffen. Einer späteren Generation wird Feuerbach vielleicht Klassiker sein, sie wird den Gigantensturz neben Michelangelo stellen und erkennen, daß das Konzert der stärkste Ausdruck ist, den bildende Kunst bisher für reine Stimmung gefunden hat. Denn Feuerbach hat die Zukunft vorweg genommen. Auf seinem ersten Entwicklungsweg, dem zur Sensitivität, sind die kultivierten unter uns ihm nachgeschritten. Nun wird die Generation seiner Kunst nahe sein, die auch zu seinem männlichen Ziel, dem der Stärke, ihm folgen wird.

Die preußische Reform von 1808 und die französische Revolution.

Von

Max Lehmann.

Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im . Jahrhundert. Von Ernst v. Meier. 2. Band. Preußen und die französische evolution. Leipzig, Duncker & Humblot. 1908.

Herr v. Meier, der bereits im Jahre 1881 ein Buch über die tein-Hardenbergische Reform geschrieben hat, ergreift hier noch ein- al über diesen Gegenstand das Wort. Sein Motiv dabei ist ein olemisches. Er hat, so setzt er selbst im Vorwort auseinander, be- erken müssen, daß mein Buch über den Freiherrn vom Stein[1]) um einen Tadel, vielmehr, sogar bis in die höchsten Beamten- ise hinein, Beifall gefunden hat; dem fühlt er sich gedrungen zu derspechen. Das tut er nachdrücklich; was er vorlegt, ist eine vorbehaltlose Ablehnung.

Vorweg sei festgestellt, daß v. Meier nicht etwa über eine Fülle n, mir entgangenen Quellenmaterials gebietet. Im Gegenteil: at für die Steinsche Reform kaum ein archivalisches Dokument tt, das ich nicht vor ihm verwertet hätte. Mehr noch: er hat hren müssen, daß er in seinem älteren Buche eine ansehnliche wichtiger handschriftlicher Materialien unbenutzt gelassen hatte. Was v. Meier mir zunächst vorwirft, sind zwei eng miteinander menhängende Gesinnungsdefekte. Ich soll „eine sehr entschiedene ung gegen den grundbesitzenden Adel“ und eine „Vorliebe für nzösische Revolution“ hegen.[2]) Seine Behauptungen zu be- macht er nicht einmal den Versuch. Die zweite ist um so htiger, da ich mich niemals ausführlich über die französische ion geäußert habe; ich muß mich daher auch mit einem

---

pzig, S. Hirzel. 1. Band 1902; 2. Band 1903; 3. Band 1905.
Meier S. 274. 509.

Hinweise auf die Stelle meines Scharnhorst (2, 554 ff.) begnügen, wo ich das Verhältnis zwischen der französischen Revolution und der Bewegung von 1813 erörtert habe. Was die Adels-Anklage betrifft, so habe ich über den Freiherrn vom Stein ein Buch geschrieben, von dem Herr v. Meier, wie wir bald hören werden, sogar sagt, es triebe sinnlosen Kultus. Ein anderes meiner Bücher beschäftigt sich mit dem General Scharnhorst, der doch auch vor seinem Namen das „von" trug. Und hat v. Meier nicht gemerkt, daß, wenn ich auf einen gewissen Neidhart von Gneisenau zu sprechen komme, meine Rede Worte braucht, die sich nur dann auf die Lippen drängen, wenn es den Gegenstand einer leidenschaftlichen Neigung gilt? Und von Heinitz, Heinrich von Kleist, von Schenkendorf, von Koenen, Graf Götzen, von Boyen, von Clausewitz, von der Gröben, von Chasot, von Oppen, Wilhelm von Röder, Friedrich von Röder, von Yorck, sogar von der Marwitz,[1]) der Gegner Steins? Herr v. Meier möge mir einen Einzigen nennen, der über diese Männer mit größerer Dankbarkeit und Liebe geredet hat. Und damit er nicht etwa sage, das seien immer nur einzelne gewesen: ich habe den westpreußischen Adel gerühmt, der den Antrag auf Abschaffung der Erbuntertänigkeit stellte; den ostpreußischen, der die Zurücksetzung bürgerlicher Rittergutsbesitzer beseitigt sehen wollte; noch einmal die ostpreußischen Adligen, die 1808 ihr Hab und Gut mit zum Pfande gesetzt haben für die Befreiung des Vaterlandes; die Adligen des preußischen Heeres, die 1812 den Abschied nahmen; zum drittenmal die ostpreußischen Adligen, die 1813 den König bestürmten, das Werk der Befreiung zu beginnen; den Adel der preußischen Monarchie insgesamt, wegen seiner Haltung im Freiheitskriege; den Adel des russischen Reiches, der 1812 die einst von Burke auf die Aristokratie überhaupt gesetzten Hoffnungen so glänzend erfüllte.[2])

Das alles ist Herrn v. Meier entgangen. — Es genügt, wenn man ein Buch bespricht, nicht, in ihm zu blättern.

Gestärkt durch das Bewußtsein, einen Ketzer sich gegenüber zu haben, versucht v. Meier nun zu zeigen, daß ein schlechter Baum nur schlechte Früchte bringen kann. Er erhebt zwei neue Anklagen, die eine allgemeiner Natur, die andere einigermaßen substantiiert. Er wirft mir vor, mit Stein „sinnlosen Personenkultus" getrieben zu

[1]) Mein Scharnhorst 2, 472.
[2]) Mein Stein 2, 45. 48. 223; 3, 136. 150. 222. 482.

haben.[1] „Sinnlos“: er sucht in seiner Argumentation durch Unhöflichkeit das einzubringen, was ihr an Beweiskraft abgeht. Von neuem zeigt er, daß er in meinen Büchern nur geblättert hat. Sonst würde er bemerkt haben, daß ich nicht nur allerorten die Bedingtheit der Wirksamkeit Steins und die Verdienste seiner Mitarbeiter hervorgehoben, sondern auch die Unvollkommenheiten erwähnt habe, die ihm, wie allem Irdischen, anhafteten: vor allem seine Leidenschaftlichkeit, Schroffheit und Härte, die sich bis zur Ungerechtigkeit steigern konnte, und seine Unfähigkeit auf dem Felde der Diplomatie.[2]

Ich soll ferner Stein zu einem „bloßen Nachahmer der französischen Revolution“ gemacht haben.[3]

Statt jeder Widerlegung will ich eine Stelle aus meinem Buche abdrucken, die übrigens v. Meier (in glücklicher Naivität oder aus Versehen) gleichfalls reproduziert, nicht bemerkend, daß sie seiner Behauptung jeden Boden entzieht. Ich charakterisiere dort das Verhältnis, in dem Steins sogenannte Nassauer Denkschrift von 1807 und die sie ergänzenden anderen Aufzeichnungen zu den Beschlüssen der Assemblée Constituante stehen, stelle zunächst fest, wie weit sie übereinstimmen, und fahre dann fort:[4] „Freilich, er (Stein) gab sich ihnen (den Ideen von 1789) nicht hin. Er wollte sie sozusagen ermäßigen, er wollte eine Kombination zwischen ihnen einerseits, den überlieferten Zuständen Preußens und den protestantischen Idealen Deutschlands andrerseits. Die Constituante, hingenommen von der Idee der Nationalität, mißtrauisch gegen alles, was deren Wirksamkeit beeinträchtigen konnte, hatte alle historischen Einteilungen des französischen Staats, vor allem die Provinzen, beseitigt und an ihre Stelle die Departements und Distrikte gesetzt; Stein ließ Kreise und Provinzen bestehen, brachte sie in die engste Verbindung unter einander und mit den Gemeinden, erweiterte ihre Wirksamkeit. Die

---

[1]) v. Meier Vorwort S. VIII. Er nennt mich hier nicht ausdrücklich, aber alles Vorangegangene zeigt, daß er mich meint.

[2]) M. Stein 1, 453 (Verhältnis zum Könige); 2, 255 ff. 519. 546. 569 f., 607; 3, 107. 356. 496 und sonst.

[3]) v. Meier S. 500.

[4]) M. Stein 2, 87 f. Ich notiere die wichtigsten der Stellen meines Buches, die außerdem in Betracht kommen. Abweichung von Frankreich festgestellt: 2, 191. 217. 290 f. 381. 448. 458 ff. 506 510. 519. 520. 529. 530. 537. — Einwirkung Englands: 1, 42). 426. 2, 39. 84. 174 189. 316. 506 ff. 510. 515. — Oesterreichs: 2, 191. — Dänemarks (nur bei Hardenberg und Niebuhr): 2, 289. — Italiens: 2, 518. — „Die alte deutsche Verfassung“: 1, 251. 2, 83 f. 512 f. und sonst, namentlich so weit die westlichen Provinzen des preußischen Staates in Betracht kommen.

Constituante ließ die Reichsstände aus Urwahlen hervorgehen; die Konsequenz der Steinschen Vorschläge führte zu einer Wahl vonseiten der Provinzial-Landtage: etwa so wie die Union der sieben Provinzen ihre General-Staaten gebildet hatte oder wie Turgot seine Munizipalitäten einander unterordnen wollte. Die Constituante hob den Adel auf; Stein ließ ihn, wenn auch mit stark geschmälerten Befugnissen, fortdauern. Sie stürzte die bestehende Verfassung der römischen Kirche um; er wollte sie regenerieren. Sie gab den niederen Verbänden, den Kommunen, Kantons, Distrikten und Departements so viel Rechte, daß man sie mit kleinen Republiken vergleichen konnte; er wahrte dem Staate ein Aufsichtsrecht. Sie beseitigte den Unterschied zwischen städtischen und ländlichen Gemeinden: er ließ ihn, immerhin stark ermäßigt, bestehen. Sie duldete die Bureaukratie nur auf der obersten, er auch auf der mittleren Stufe der Verwaltung. Sie brachte mit einem Schlage die bis dahin politisch fast rechtlosen Bewohner Frankreichs in den Vollbesitz weitgehender Befugnisse: er wollte seine Landsleute die Rechte, die er ihnen zugedacht, erst nach und nach genießen lassen. Sie formulierte das neue Staatsrecht, das alte grundsätzlich negierend, als eine Art Offenbarung in der „Konstitution“: er wollte die Reform durch Spezial-Gesetze bewirken, welche die Kontinuität mit dem bisherigen Rechte wahrten. Sie unterließ es zwar nicht gänzlich, von Pflichten zu reden, formulierte aber überwiegend Rechte; er wollte umgekehrt vor allem die Arbeit der Bürger am Staate, die Rechte begegnen bei ihm fast als die Begleiterscheinungen der Pflichten. Sie behandelte Staat und Nation als etwas Fertiges und ordnete den Staat der Nation unter; er ließ dem Gedanken einer Entwicklung Raum, unterschied zwischen besser und geringer veranlagten, vorgeschrittenen und zurückgebliebenen Nationen, Perioden des Aufstiegs und des Verfalls, und der Staat war ihm ein Erzieher: was doch wieder eine Annäherung an das altüberlieferte Staatsideal einschließt. Bei der Constituante tritt die moralische Tendenz sehr zurück, bei Stein dominiert sie.“

Das nennt Herr v. Meier Stein zu einem „bloßen Nachahmer der französischen Revolution“ machen.

Er geht aber noch weiter und behauptet, bei der Steinschen Reform habe überhaupt keine Nachahmung der französischen Revolution stattgefunden. [1])

[1]) v. Meier, S. 375: „Zu keiner Zeit seines Lebens ist er (Stein) für Nachahmung der französischen Revolution gewesen.“ S. 395: „Für Stein hätte

Ein Vorbild kann auf verschiedene Weise wirken. Die fremden Ideen und Institutionen können erstens dem Gesetzgeber ganz im allgemeinen vorschweben; sie können sich ihm zweitens eingeprägt haben zusammen mit der Benennung, die sie in der Sprache des fremden Volkes erhalten haben; die Paragraphen der fremden Gesetze können drittens mehr oder weniger wörtlich übernommen werden. Hätte die französisch-revolutionäre Einwirkung sich 1807 und 1808 auf die erste Art beschränkt, so würden diejenigen, die alles schwarz auf weiß haben wollen, fragen: „Warum sollen die preußischen Reformen nicht von selbst auf diese Gedanken gekommen sein, und die Ideen von 1789 und 1793 sind doch auch nicht vom Himmel gefallen: vielleicht haben Stein und Gneisenau sich an dieselben Quellen gehalten, aus denen die Gesetzgeber der Revolutionszeit schöpften." Wie aber, wenn die Reformer selber sich als Bewunderer und Nachahmer jener Franzosen bekennen? In der Tat, Stein hat das schwerwiegende Bekenntnis abgelegt [1]): „So verabscheuungswürdig der revolutionäre Wohlfahrtsausschuß war [2]), so sehr verdient er Nachahmung und Bewunderung bei seiner Aufstellung und Entwicklung der Streitkräfte der Nation." Und Gneisenau in jener wundervollen Aufzeichnung, an der man nie auslernt, so oft man sie auch liest, bekannte nicht nur, sondern motivierte, und zwar also [3]): „Ein Grund hat Frankreich besonders

es bei allen seinen Reformmaßregeln gar keine französische Revolution zu geben brauchen."

1) Pertz, Stein 3, 18. Mein Stein 3, 116.

2) v. Meier bemerkt (S. 241): „Die Darstellung Steins von der französischen Revolution hat bei Lehmann so gut wie überhaupt keine Beachtung gefunden." Das ist falsch. Wie ich das Werk Steins, das v. Meier im Auge hat (die unter dem Namen „Geschichte des Zeitraumes von 1789 bis 1799" geschriebenen Denkwürdigkeiten), vor dem Untergang habe retten helfen, so habe ich es auch auf das genaueste durchforscht und exzerpiert, mich auch eine Zeitlang mit Editionsplänen getragen, bis ich gewahr wurde, daß Pertz das Beste daraus in seiner Biographie Steins reproduziert hatte (vgl. die Vorrede zum 1. Teile meines Stein). Was übrig blieb, lohnte nicht die Publikation und hat einen Wert nur insofern, als es zeigt, welche Ansicht Stein im Jahre 1811, dem Entstehungsjahr des Werkes, über die Ereignisse in Frankreich seit 1789 hegte. Daß diese sehr ungünstig war, habe ich mit dem größten Nachdruck (3, 99) festgestellt, unter Hinzufügung eines Exzerpts. — Nur aus hochgradiger Erregung zu erklären ist die fernere Behauptung des Autors (S. 239), daß ich die Benutzung des Werkes „den Anderen erschwert" hätte. Es gehört zu den Beständen des Geheimen Staats-Archivs in Berlin, und über deren Benutzung entscheidet die preußische Archiv-Verwaltung. Mit Vergnügen würde ich übrigens, wie stets in solchen Fällen, die archivalische Signatur des Werkes angegeben haben, wenn ich darum gebeten wäre.

3) Pertz, Gneisenau 1, 301 f. Gneisenaus Aufzeichnung fehlt bei v. Meier. Auf Steins Schreiben spielt er (S. 241) an, ohne seinen Lesern den Inhalt mitzuteilen; er verheißt: „worüber später." Aber wo?

auf diese Stufe von Größe gehoben: die Revolution hat alle Kräfte geweckt und jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben. Welche unendliche Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sicheren Mittel, dem Genie, wo es sich auch immer findet, eine Laufbahn zu öffnen, die Talente und die Tugenden aufzumuntern, von welchem Stande und Range sie auch sein mögen? Warum wählten sie nicht dieses Mittel, ihre Kräfte zu vertausendfachen, und schlossen dem gemeinen Bürgerlichen die Triumph-Pforte auf, durch welche jetzt nur der Adlige ziehen soll? Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft! Die Revolution hat die ganze Nationalkraft des französischen Volkes in Tätigkeit gesetzt, durch die Gleichstellung der verschiedenen Stände und die gleiche Besteuerung des Vermögens die lebendige Kraft im Menschen und die tote der Güter zu einem wuchernden Kapital umgeschaffen und dadurch die ehemaligen Verhältnisse der Staaten zueinander und das darauf beruhende Gleichgewicht aufgehoben. Wollten die übrigen Staaten dieses Gleichgewicht wieder herstellen, dann mußten sie sich dieselben Hilfsquellen eröffnen und sie benutzen. Sie mußten sich die Resultate der Revolution zueignen und gewannen so den doppelten Vorteil, daß sie ihre ganze Nationalkraft einer fremden entgegensetzen konnten und den Gefahren einer Revolution entgingen, die gerade darum noch nicht für sie vorüber sind, weil sie durch eine freiwillige Veränderung einer gewaltsamen nicht vorbeugen wollen."

Weiter aber: Stein zitiert die Protokolle der Assemblée Constituante,[1]) und die von Scharnhorst geleitete Konskriptions-Kommission des Jahres 1809 reproduziert in den Motiven einer Denkschrift geradezu Stücke eines Gesetzes der Revolutionszeit in der Sprache des Originals.[2]) Und so finden wir denn auch die zweite der oben aufgezählten Entlehnungsformen. Denn die allgemeine Wehrpflicht hieß bei uns ursprünglich Konskription, der Landsturm Insurrektion oder Aufstand in Masse (levée en masse), die Landwehr Nationalwache oder Reserve-Armee, die Freiwilligen hießen Volontär-Jäger. Und wenn diese Bezeichnungen, nebst anderen ihresgleichen, von einer neuen Welle der steigenden nationalen

[1]) Pertz, Stein 1, 423 f.
[2]) Historische Zeitschrift N. F. 25, 99.

hinweggespült und durch gute deutsche Worte ersetzt worden sind, so erinnert bis heute eine ungeschickte, fast sprachwidrige Uebersetzung an den französisch-revolutionären Ursprung: „Ministerium des Innern“ (Ministère de l'intérieur).

Endlich und vor allem: es fehlt auch nicht die dritte Art der Entlehnung. Steins Nassauer Denkschrift, Steins Kritik eines ihm eingereichten Entwurfes zu einer Städteordnung, die Städteordnung selbst, sie enthalten wörtliche Uebereinstimmungen mit den Paragraphen französischer Gesetze aus der Revolutionszeit. Das habe ich vor einem Dezennium den Lesern der „Preußischen Jahrbücher“ gezeigt, ich brauche den Nachweis jetzt nicht zu wiederholen. Nicht anders steht es mit einem Gesetzentwurf über Einführung der Konskription, der dem preußischen Monarchen überreicht ist.[1]) Die Kommission, die ihn beriet, zitierte, wie wir soeben sahen, das konstitutive französische Gesetz in ihren Motiven. Für den eigenen Entwurf entnahm sie ihm das Prinzip, das Verbot der Stellvertretung;[2]) abgesehen von einigen mehr oder weniger bestimmten Anklängen, zeigt außerdem ein Paragraph wörtliche Uebereinstimmung.[3])

Man sollte nun meinen, daß hier jeder Zweifel verstummen und auch die feindlichsten Richtungen innerhalb der Historiographie sich verständigen müßten: geradeso, wie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften das Experiment alle Einwände beseitigt. Auch Herr v. Meier gesteht nach langem Hin- und Herreden[4]) wenigstens eine wörtliche Uebereinstimmung zu, nennt sie aber (S. 509) ein „Kuriosum“.

Er braucht das Wort, offenbar ohne zu bemerken, daß es der Bankerott-Erklärung nahe kommt. Denn es bedeutet so viel wie das Geständnis: ich bin nicht imstande, Ursache und Wirkung zu erkennen. Es ist aber auch für Herrn v. Meier die Kapitulation

---

[1]) „Entwurf zur Ausführung der Konskription in den preußischen Staaten“. Reorganisation der preußischen Armee nach dem Tilsiter Frieden 2, 107 ff.

[2]) § 14: „Eine Stellvertretung findet nicht statt.“ — Art. XIX: Ils ne peuvent pas se faire remplacer.

[3]) § 19: „Wer sich . . . freiwillig . . . meldet . . . hat das Vorrecht, das Corps zu wählen, unter dem er dienen will, vorausgesetzt, daß seine körperliche Konstitution ihn . . . eigne.“ — Art. VIII: Ils [les enrôlés volontaires] . . . peuvent désigner le corps et l'arme dans lesquels ils désirent servir, pourvu que d'ailleurs ils aient la taille et les autres qualités requises.

[4]) Von den Betrachtungen, die v. Meier hier anstellt, verdient folgende tiefer gehängt zu werden (S. 326): „Auch wenn hier wirklich eine bewußte Nachahmung des revolutionären Frankreichs stattgefunden haben sollte, war es denn der Mühe wert, dergleichen und andres mehr von derselben Beschaffenheit an die große Glocke zu schlagen?“

in dem von ihm begonnenen Kampfe: es ist das Eingeständnis der von ihm sonst so leidenschaftlich bestrittenen Influenz. Und wenn zugestanden wird, daß die Einwirkung der französischen Revolution bis zu wörtlicher Entlehnung aus ihren Gesetzen ging, so dürfen wir, a maiori ad minus schließend, einen Einfluß auch da annehmen, wo wörtliche Entlehnung nicht vorliegt. Damit sinken alle Einwände dahin, die v. Meier gegen meine Behauptungen und Vermutungen auf diesem Gebiete aufgestellt hat.

Leider aber muß ich die Geduld der Leser noch länger in Anspruch nehmen; denn v. Meier begnügt sich nicht damit zu kritisieren, er will auch durch eigene Darstellung zeigen, wie Geschichte zu schreiben ist.

Da redet er von der Zeit vor 1806 und rügt — denn immer bleibt seine Darstellung mit Polemik durchtränkt —, daß sie von mir grau in grau gemalt sei.[1] Ich habe rückhaltlos alles Gute, namentlich die zutage getretenen Reformbestrebungen, hervorgehoben.[2] Aber daß Perioden, die mit furchtbaren Katastrophen enden, nicht aufsteigende Zeiten sind, versteht sich für jeden denkenden Historiker von selbst. Auch v. Meier hat eine Ahnung davon. Ehe er die unheilvolle Wirkung revolutinären Giftes auf „die höchsten Beamtenkreise“ gewahr wurde, malte er selbst grau; er stellte fest, daß in den Städten „insbesondere das Unterrichts- und Armenwesen“ sich im äußersten Verfall befanden und daß „nirgends der Feudalismus stärkere Wurzeln getrieben hatte als in den Gebieten des deutschen Ostens, die den Hauptbestandteil des preußischen Staats insbesondere in damaliger Zeit bildeten.“[3] Jetzt nimmt — wir müssen doch wohl annehmen, wider Willen und Wunsch — die graue Farbe auf seinem Bilde sogar noch zu; er macht (S. 151, 154)

---

[1]) v. Meier S. 43.

[2]) Stein 2, 36 bis 48 auf jeder Seite, dann wieder S. 53. 55. — Von der Emanzipation der Domänen-Bauern sage ich hier (S. 37): „Das Wichtigste aber war ein Werk der Befreiung: die Bauern auf den Domänen der östlichen Provinzen wurden aus der Erbuntertänigkeit entlassen“ Dazu bemerkt v. Meier (S. 156): „Bei flüchtiger Lesung“ habe es in meinem Buche über Stein „den Anschein, als ob die Reform nur für den Westen durchgeführt sei.“ „Bei flüchtiger Lesung“: Herr v. Meier spricht sich selbst das Urteil. — Kabinetts-Rat Beyme, bemerkt v. Meier (S. 153), sei „bei Lehmann abwechselnd, je nach den Umständen, liberal oder konservativ“. Nur bei ihm: jeder angehende Historiker weiß, daß diese Parteibezeichnungen in der Zeit, von der ich rede, gar nicht existierten Ich soll Beyme „mit Invektiven überhäufen,“ wenn er von Stein abweicht; es soll ihm bei mir nicht einmal nützen, wenn er mit Stein übereinstimmt. Lauter Phantasien des Herrn v. Meier. Er liest nicht, er blättert nur. Vgl. m. Stein 2. 37. 38. 274. 407. 539.

[3]) E. Meier, Reform d. Verwaltungs-Organisation S. 87. 115.

die beiden großen Zugeständnisse, daß es in dem damaligen Preußen geheißen habe: „immer langsam voran"; daß der König „der großen Stelle, zu der er berufen war, nicht gewachsen war". Aber nun hält er inne, er behandelt die konzedierten Tatsachen wieder als „Kuriosa". Die Frage, weshalb die Gaben des Königs nicht ausreichten, auf welche objektiven Hindernisse die Reform stieß, wie diese in der ganzen Verfassung des Staates begründet waren, legt er sich nicht vor. Hätte er es getan, so würde er gefunden haben, daß es der Gegensatz der Provinzen und noch mehr der Stände war, der überwunden werden mußte, wenn das „Immer langsam voran" einem rascheren Tempo weichen sollte. Herr v. Meier erregt sich (S. 509) darüber, daß ich die Adligen nenne die „eigentlichen Regenten" des alten Staates; er belehrt mich, das seien die Könige und die Beamten gewesen. Kennt er nicht den Paragraphen des Allgemeinen Landrechts, der da lautet: „Der Adel ist zu den Ehrenstellen im Staate, wozu er sich geschickt gemacht hat, vorzüglich berechtigt?" Und daß diese Anweisung kein totes Kapital blieb, sondern in die klingende Münze hoher und einträglicher Pfründen umgesetzt wurde, wird Herrn v. Meier ein Blick in zwei Bücher zeigen: das „Handbuch über den K. Preußischen Hof und Staat" und die „Rangliste der K. Preußischen Armee". Er beklagt sich, daß ich feststelle, wie verschieden Adlige und Bürgerliche vom Staat behandelt wurden.[1] Sollte er wirklich nicht wissen, daß der alte Staat auf den Rittergütern alles gehen ließ, wie es eben ging, die Städte dagegen unter die strengste Aufsicht nahm; daß Adlige mit „Weibspersonen aus dem geringeren Bürgerstande" keine Ehe zur rechten Hand schließen durften: daß der Adlige, der mit Verschweigung

[1] In diesem Zusammenhange läßt v. Meier (S. 46) (ohne übrigens eine Seite meines Buches zu zitieren) mich sagen, „wiederholt" sagen: „auf Kosten der Städte habe der Adel ein standesgemäßes Leben geführt", und knüpft daran die liebenswürdige Bemerkung: das sei „unter allen wunderbaren Behauptungen, mit denen der friederizianische Staat diskreditiert wird, die allerwunderbarste." Wunderbar ist hier nur die Erregung des Herrn v. Meier: was er mich sagen läßt, ist ein unverfälschtes Produkt seiner Phantasie — Von derselben Qualität ist eine Leistuug auf S. 354. Hier läßt er mich — er meint m. Stein 2, 371 — unter Anwendung von Anführungsstrichen sagen: ich „wunderte" mich, so „wenig von der Selbstverwaltung" im Organisations-Plan v. November 1807 „zu finden". Wieder ein falsches Zitat. Falsch dem Wortlaut nach: denn ich brauche nicht den Ausdruck „wundern". Falsch in der Sache; denn ich habe mich nicht „gewundert", vielmehr sofort festgestellt, weshalb der Organisations-Plan mehr von der Büreaukratie als von der Selbstverwaltung und den Ständen redet. — Alles nur zur Probe. Ich müßte ein neues Werk schreiben, wenn ich alle Halbheiten, Widersprüche, Flüchtigkeiten und Irrtümer dieses Buches aufdecken wollte.

oder Verleugnung seines adligen Standes in eine Zunft oder Innung trat und bürgerliche Gewerbe trieb, seiner adligen Rechte verlustig ging: daß nicht einmal Bürgermeister und Ratsherren vor Beleidigung und Mißhandlung durch die in der Armee stehenden Adligen sicher waren? Endlich will v. Meier dahingestellt sein lassen, ob die Bauern Grund zur Unzufriedenheit oder, wie er es ausdrückt, „zur Revolution" gehabt hätten. „Dahingestellt lassen": eine sinnreiche Formel, die unbequeme Tatsachen aufs prompteste aus der Welt schafft. Noch wird der Glanz des Meierschen Bildes[1]) gestört durch die wachsende Zahl unzufriedener und aufrührerischer Bauerschaften, auf die ich hingewiesen hatte. Herr v. Meier setzt seine strengste Miene auf, indem er sich anschickt, die von mir angegebenen Quellenzeugnisse zu prüfen. Er reproduziert sie, teils wörtlich, teils im Auszuge; der Leser bemerkt, daß sie sämtlich das beweisen, was ich behauptet hatte, und ist nun aufs äußerste gespannt, was v. Meier einwenden wird. Er aber schweigt und schließt (S. 198) mit einem Gedankenstrich. Der Redner bleibt stecken.

Wer die Ursache nicht sehen kann, ist auch nicht imstande, die Wirkung zu begreifen. Die Katastrophe des Jahres 1806 soll, hören wir von Herrn v. Meier, „mit den inneren Zuständen Preußens gar nichts zu tun gehabt haben", es war „keine aristokratische Niederlage". Um das zu beweisen, führt v. Meier die Tatsache ins Feld, daß bei Jena und Auerstädt die kommandierenden Generäle und ihre Generalstabs-Chefs keine geborenen Preußen gewesen seien. Ganz richtig, aber warum ist er so schüchtern und bricht seine genealogischen Untersuchungen plötzlich ab? Warum steigt er nicht hinab zu den Divisionären, den Brigadiers, den Regiments-, Bataillons- und Kompagnie-Führern? Wie viele echte Autochthonen würde er da finden. Und warum läßt er sich an Jena und Auerstädt genügen, warum zieht er nicht in seine Erörterungen hinein auch die Kapitulationen der Festungen, die Kapitulationen im freien Felde? Weiß er nicht, daß nach Beendigung des Krieges eine Untersuchungs-Kommission, Regiments-Tribunale, Kriegsgerichte eingesetzt und von letzteren 5, schreibe fünf veritable einheimische Adlige zum Tode ver-

[1]) v. Meier in seinem klassischen Deutsch (S. 87): ‚Das ländliche Kommunalwesen lebte still vor sich hin". — — — Nur zuweilen gestört durch das Klatschen der ledernen Peitsche, mit der die Rittergutsbesitzer ihr Gesinde züchtigten. Warum zitiert v. Meier, sonst so freigebig in Zitaten, nicht das Novum Corpus Constitutionum Prussico-Brandenburgensium 10, 1893?

urteilt sind wegen schimpflicher Uebergabe von Festungen und Heeresabteilungen? Fünf „Kuriosa“ auf einmal, um in der Sprache des Herrn v. Meier zu reden, und das nennt er „keine aristokratische Niederlage“. Sollte er noch einmal über historische Probleme das Wort ergreifen wollen, so empfehlen wir ihm als Motto den Ausspruch eines Denkers, den er vielleicht doch wird gelten lassen, wenn er auch nicht aus dem „ureigenen deutschen Geiste“[1]) geboren ist: Si le hasard d'une bataille, c'est-à-dire une cause particulière, a ruiné un Etat, il y avait une cause générale qui faisait que cet Etat devait périr par une seule bataille.

Es folgt eine Charakteristik Steins. v. Meier betritt hier ein ihm fremdes Gebiet; kein Wunder, daß er strauchelt. Er trägt einige Aeußerungen Steins zusammen und macht sich aus ihnen eine Steinsche Dogmatik zurecht.[2]) Wie abweichende Aeußerungen zu erklären sind, kümmert ihn nicht; er schiebt sie einfach beiseite. Der echte Historiker sucht solche Differenzen in der Haltung eines Staatsmanns zu verstehen aus den wechselnden Bedürfnissen, dem Aufschwung oder der Not des von ihm regierten Staates, aus der beständig sich ändernden Weltlage, aus den einander ablösenden geistigen und sittlichen Strömungen. Für Herrn v. Meier hat Ranke vergebens geschrieben; er hat keine Ahnung davon, daß alle Geschichte Weltgeschichte ist, daß innere und äußere Politik in steter Wechselwirkung stehen, daß das Individuum von der Nation und der Menschheit ebenso empfängt, wie es ihnen gibt.

Anderer, aber nicht minder schlimmer Art sind die Mißgriffe, die uns begegnen in der Meierschen Darstellung der Wirksamkeit Steins.

Stein ist, nachdem er einige Jahre im Bergwerks-Departement gearbeitet hatte, Kammer-Direktor und Kammer-Präsident in den rheinisch-westfälischen Provinzen des preußischen Staats geworden, erst in Kleve-Mark, dann auch in Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen. Nun unterschieden sich die westlichen Landschaften des preußischen Staats auf das stärkste von den östlichen, bereits ehe sie mit ihnen vereinigt wurden, und später hat sie das politisch-wirtschaftliche System der beiden großen Monarchen des 18. Jahrhunderts

[1]) v. Meier S. 201.

[2]) Natürlich begegnet da auch die Anekdote, daß der Versuch, Stein für Goethes Faust zu interessieren, kläglich gescheitert sei (S. 205). Sie ist als Fabel erwiesen durch die Erklärung Steins, die ich in meinem Stein 3, 458, Anm. 2, veröffentlicht habe. — Herr v. Meier liest nicht, er blättert nur.

wohl berührt, aber nicht durchdrungen. Hier hatten die Landtage mehr oder weniger ausgedehnte Rechte behauptet; ständische Deputierte saßen in den Regierungs-Kollegien von Geldern und Ostfriesland: in Kleve-Mark war Zahl und Umfang der Rittergüter geringer als im Osten: die Gewerbe waren auf das platte Land gezogen; die Patrimonial-Gerichtsbarkeit war kein Gewohnheitsrecht: es gab keinen Unterschied zwischen Mediat- und Immediat-Untertanen; die Hörigkeit war fast ganz beseitigt, und an der reich entwickelten Selbstverwaltung des platten Landes, namentlich an den Erbentagen, hatten auch die Bauern ihren Anteil. Andererseits steht fest, daß Stein, als er zur Reformierung des Gesammtstaates berufen wurde, gleichfalls begehrte: Landtage, ständische Deputierte in den Regierungs-Kollegien, Gewerbefreiheit, Abschaffung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit, Befreiung der Bauern, Teilnahme der Bauern an der ländlichen Selbstverwaltung. Der Schluß ist zwingend: so weit die Zustände der westlichen Provinzen übereinstimmten mit Steins späteren Reformideen, haben sie ihn im Sinne dieser Reformen beeinflußt, ihm mindestens deren Durchführbarkeit und Zweckmäßigkeit dargetan.[1] Also diesmal keine französische, überhaupt keine ausländische, sondern eine rein deutsche Einwirkung. Erwägt man nun, daß v. Meier mit einem Pathos[2], das von seinem papiernen Stil grell absticht, den rein germanischen Charakter der Steinschen Reform preist, so sollte man meinen, daß er mit beiden Händen nach diesem Ergebnis meiner Forschungen greifen und es sich aneignen müßte. Er tut es nicht, im Gegenteil, er mäkelt an ihm herum und stellt es (S. 126) geradezu in Abrede. Auf den ersten Blick völlig unbegreiflich. Wir werden der Lösung des Rätsels näher kommen, wenn wir das frühere Buch des Herrn v. Meier mit seinem jetzigen vergleichen. Dort war ihm das Mißgeschick zugestoßen, die von uns besprochenen Zustände des Westens ebenso zu übersehen wie die französische Einwirkung auf die preußische Reform von 1807 und 1808. So gänzlich hatte er die preußischen pays d'états vergessen, daß, als er in seinem Buche bis zu Seite 381 vorgedrungen war und nun in einer Denkschrift des Präsidenten Vincke auf die Erbentage stieß, er sich beeilen mußte, seine Leser nachträglich über die wichtige Institution zu orientieren. Sehr fatal auf der einen Seite, völlig

[1] Besonders charakteristisch die Berufung auf die ostfriesische Verfassung. M. Stein 2, 513.

[2] „Ureigner deutscher Geist", „märkischer Sand" usw. S. 201.

ausreichend auf der anderen, um die üble Laune zu erklären, die er demjenigen bekundet, welcher mehr gesehen als er.[1])

Ein Hindernis ähnlicher Art versperrte ihm den Weg zur erschöpfenden Würdigung der Verwaltungs-Reform. Das Geheime Staats-Archiv in Berlin bewahrt[2]) einen umfangreichen Aktenband über die Organisation der Staatsverwaltung. Er enthält neben datierten und signierten Dokumenten auch solche ohne Unterschrift und Datum, deren Bestimmung und Einordnung große Schwierigkeiten bereitet, und ich darf nachträglich wohl bekennen, daß ich manche Stunde über dieser Arbeit gesessen habe. Der Band hat W. Oncken vorgelegen, und dieser hat, obwohl die archivalische Forschung seine Stärke wahrlich nicht war, doch wenigstens aus den leicht verwertbaren Stücken einiges mitgeteilt.[3]) Herr v. Meier dagegen hat den Band ebenso wenig benutzt wie die Akten über die Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit,[4]) obwohl ihm die Registratur des Ministerium des Innern, in der sie sich befinden, ebenfalls zugänglich war.[5]) So kam es, daß er in der alten irrigen Meinung über den „Organisations-Plan" Steins befangen blieb und die falsche Behauptung aufstellte, die Angelegenheit habe nach dem 23. November 1807 „mehrere Monate gänzlich geruht".[6]) Vor diesem Irrtum wäre er schon dann bewahrt geblieben, wenn er so leicht zugängliche Bücher wie das von Bassewitz über die Kurmark Brandenburg und die von Ranke herausgegebenen Denkwürdigkeiten Hardenbergs ordentlich gelesen hätte; dort würde er eine der für ihn in Betracht kommenden Signaturen des Geheimen Staats-Archivs, hier sogar eine der Korrespondenzen selbst gefunden haben.[7]) Anstatt nun wenigstens in der jetzt neu versuchten Darstellung das früher

[1]) In dieser Stimmung wirft er mir vor (S. 257), daß ich (Band 1, 267 Anm.) die Leser meines Buches irre geführt und mir fremdes Verdienst ohne die gebührende Nennung des Vorgängers, des Archivars Wilmans, angemaßt hätte. Eine völlig aus der Luft gegriffene Beschuldigung. Herr v. Meier mag überzeugt sein, daß ich mir die archivalische Forschung (es handelt sich um Akten-Exzerpte) nicht ganz so leicht gemacht habe wie er. Wenn ich mich mit dem hätte begnügen wollen, worauf andere ihre Darstellung gründeten, so wäre ich nicht weit gekommen. Ich habe die Schriftstücke, die Wilmans exzerpierte, und einige hundert mehr, selbst in Händen gehabt, ausgezogen und verwertet.

[2]) Unter der Signatur R. 151 a XXI. 1.

[3]) W Oncken, Zeitalter der Revolution 2, 321 f.

[4]) Diese schloß bekanntlich die gutsherrliche Polizei ein.

[5]) Meier, Reform, Vorrede S. VI. Uebrigens hat er auch wichtige Akten über die Städteordnung nicht benutzt.

[6]) Meier, Reform S. 181.

[7]) Bassewitz, Kurmark Brandenburg 1806—1808 1, 465. Ranke, Denkwürdigkeiten Hardenbergs 2, 534 f.

Versäumte nachzuholen, hilft er sich mit einigen verlegenen Bemerkungen[1]) über die unbequeme Tatsache hinweg; über die Akten betreffend die Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit, die das Junkertum ganz ohne Feigenblatt zeigen und in der Entwicklung von Steins Plänen eine große Rolle spielen, bemerkt er nur: ich hätte sie mit großer Ausführlichkeit, mit Vorliebe für die französische Revolution u.s.w. (vgl. oben) behandelt. So in der Beilage seines Buches. Im Text schweigt er sich gänzlich aus, sowohl in dem Kapitel über die Patrimonial-Gerichtsbarkeit wie in dem Kapitel über die Zentral-Verwaltung: obwohl es sich hier um Aufzeichnungen von Friedrich Wilhelm III., Stein, Hardenberg, Scharnhorst (ich nenne nur die wichtigsten Korrespondenten) handelt. Die Entschädigung, die er dem Leser bietet, ist, wie immer, nichtige Polemik. Er bemäkelt (S. 301) die Notiz, daß bei der Benennung des von Stein geplanten Kultus-Ministeriums das französische Vorbild wirksam gewesen sei: also kennt er nicht das Département des cultes.[2]) Wenn ich von einer Annäherung an 1793 rede,[3]) so hält er (S. 313) mir die Constituante und Napoleon entgegen. Wenn ich bemerke,[4]) daß Stein seine Nachfolger durch den Staatsrat kontrolliert zu sehen wünschte, und hinzufüge, dabei habe er sich „abermals an das Muster Frankreichs, den kaiserlichen Conseil d'Etat, gehalten", so läßt v. Meier (S. 308), indem er mich zitiert und bemäkelt, die Worte „den kaiserlichen Conseil d'Etat" ebenso fort, wie er das von mir angerufene Dokument ignoriert. Daß es in der Beschränkung der Monarchie verschiedene Stufen gibt, daß es etwas anderes ist, die Kabinets-Regierung zu beseitigen, etwas anderes, dem Könige die Führer der parlamentarischen Parteien als Minister aufzunötigen, kann oder will v. Meier nicht einsehen.[5])

Einige andere Materien hatte v. Meier in seinem ersten Buche noch nicht behandelt: die ständische Reform, die wirtschaftliche Reform, die Einkommensteuer, die Wehrpflicht. Jetzt auch in diesen Abschnitten nirgends ein eigener Gedanke, nicht einmal ein neues Dokument, überall dieselbe Rabulisterei, Oberflächlichkeit, Ueberhebung.

Wenden wir auf die ständischen Verhandlungen und Projekte des Steinschen Ministeriums das Fazit unserer früheren Schlüsse

---

[1]) Die pikanteste unter ihnen: „Meine Darstellung ist in keiner irgend wesentlichen Beziehung zu ändern."
[2]) Almanach impérial, z. B. An VIII p. 214.
[3]) Stein, 2, 582.
[4]) Stein 2, 604.
[5]) Vgl. v. Meier S. 309.

an, so gewahren wir auch hier eine Einwirkung Frankreichs. Die französische Krone verfügte 1788, dem Drängen der öffentlichen Meinung nachgebend, für die bevorstehenden Wahlen eine Verstärkung des bürgerlichen Elements; die Constituante beseitigte die Abstimmung nach Ständen und ersetzte sie durch die Abstimmung nach Köpfen; eben dieselbe Versammlung verbot die Erteilung von Instruktionen an die gewählten Deputierten. Alles dies hat auch Stein 1808, für den General-Landtag der Provinz Ostpreußen, verfügt, nur daß es sich bei dem bürgerlichen Element, das bisher unvertreten war, nicht um eine Verstärkung, sondern um die Zulassung handelte.[1]) Noch sichtbarer ist die Annäherung an das französische Vorbild in der Frage der Adels-Reform. Die Constituante schaffte den Adel ab. Gneisenau forderte, im August 1808: „Jeder Adel, der nicht durch im Unabhängigkeitskriege erhaltene Wunden oder Handlungen der Tapferkeit oder große dem Vaterlande dargebrachte Opfer oder durch in ihren Folgen wichtige Ratschläge erneuert wird, hört auf, und künftighin gilt uns nur der auf solche Weise neu erworbene Adel." Und wenige Wochen später Stein: „Der Adel im Preußischen ist der Nation lästig. Man hebe den armen Adel auf."[2]) Wie hilft sich v. Meier? An dem ostpreußischen General-Landtag mäkelt er, an der geplanten Adels-Umwälzung geht er vorüber: er erwähnt sie auch nicht mit einer Silbe. Was für Leser mag er sich vorgestellt haben, als er sein Buch komponierte?

Viel peinlicher noch ist ein Satz, der die Reichs-Stände betrifft. An der Hand des im General-Departement geführten Protokollbuchs hatte ich nachgewiesen, daß am 26. Oktober 1808 die General-Konferenz beschloß: in dem Edikt über die Domänen-Veräußerung sollten die Provinzial-Stände durch die Reichs-Stände ersetzt werden.[3]) Dazu bemerkt v. Meier (S. 374): „In der ganzen Lehmannschen Darstellung wird übrigens mit Reichs-Ständen operiert, während im Edikt nur von Provinzial-Ständen die Rede ist." Beim Lesen dieses Satzes muß in jedem uneingeweihten Leser der böseste Verdacht gegen mich aufsteigen. Ich lasse also die entscheidende Stelle aus dem Protokoll folgen: „Bei dem heutigen Vortrage . . . wurde . . .

[1]) M. Stein 2, 198 ff. — In der Stelle meines Vorworts, die von dem General-Landtag und anderen durch mich erläuterten Vorgängen handelt, vermißt v. Meier (S. 363) die Erklärung, daß ich auch die komparative Methode angewandt habe. Sie ist für den echten Historiker so selbstverständlich, daß er sie nicht zu erwähnen braucht.

[2]) Historische Zeitschr. 86, 97. Pertz, Gneisenau 1, 400.

[3]) M. Stein 2, 585 f.

die Aenderung beliebt, daß statt einer Zuziehung der Stände der verschiedenen Provinzen der Monarchie . . . lieber gleich die Zuziehung der Reichs-Stände bevorwortet werde." Ich denke, daß Herr v. Meier noch imstande sein wird, zu erkennen, daß bereits die General-Konferenz des Jahres 1808 „mit Reichs-Ständen operiert" hat. Nun aber das Schlimmste von allem: er hat, wie er bekennt [1]), das Protokoll selbst gelesen. Wie soll man dies Verfahren benennen? [2])

Ueber den Anteil Steins an der Grundlegung der Agrar-Reform, dem Oktober-Edikt von 1807, lesen wir bei v. Meier (S. 283) den Satz: „Stein ist mit der Grundtendenz des Edikts nicht einverstanden gewesen." Kein Wort von Steins Erklärung: „Das Edikt ist sehr wohltätig und wird auf die ganze Monarchie so bald als möglich auszudehnen sein." Sicher, er hatte ein Bedenken, das ihm die Besorgnis vor dem „Eigennutz der Reicheren und Gebildeteren" eingab. [3]) Wie sind Annahme und Einschränkung zu vereinigen? Für den Historiker eine verlockende Aufgabe. Freilich: um die geistigen Fäden, die sich in Steins Seele damals verschlangen, zu lösen und aufzudecken, dazu bedarf es eines feineren Blicks und einer leichteren Hand, als sie der Zimmerer dieses Buches hat.

Die Betrachtungen, die er sodann über die Einkommensteuer anstellt, sind sachlich völlig zwecklos und haben einen Wert nur insofern, als sie die Methode und das Können des Verfassers in ein allerdings sehr helles Licht setzen. Daß die Einkommensteuer von Stein 1806 wie 1808 als Kriegssteuer gemeint war, steht deutlich in meinem Buche zu lesen [4]), und über den Unterschied zwischen Zwangsanleihe und Kriegssteuer bemerkt v. Meier in einem Augenblick der Erleuchtung: „Das ist ein bloßer Wortstreit". [5]) Wozu also die Polemik? Und daß eine Einkommensteuer, auch nur als Kriegssteuer angewandt, eine Umwälzung bedeutete, wird v. Meier dann einsehen, wenn er sich einmal die Frage vorlegt, wie oft wohl

---

1) v. Meier, S. 374, Zeile 14 von unten: „nach Ausweis des Protokollbuchs". Daß er das Protokollbuch gelesen hat, erhellt auch aus S. 502 ff. seines Buches.

2) Eine andre Probe seiner Methode: er wirft mir (S. 374) vor, nicht erwähnt zu haben, da Stein in der Sitzung des 26. Oktober sich „durchaus passiv verhalten habe". — Das Protokoll unterläßt es, Redner zu nennen, erwähnt nur den Referenten.

3) Preuß, Friedrich der Große 4, 492.

4) M. Stein 1, 426. 2, 194. Preußische Jahrbücher 103, 37.

5) v. Meier, S. 385.

Friedrich der Große in kriegerischen Bedrängnissen diese Steuer erhoben hat.

Gerade hier nun gibt der Autor Proben von einer Flüchtigkeit, wie sie selbst in solchen Werken, die nur lose mit der Wissenschaft zusammenhängen, selten sind: also daß in dem Kritiker ein Gefühl des Bedauerns, das Buch ernst genommen zu haben, aufsteigt. Ueber das Einkommensteuer-Projekt Steins vom 26. September 1806 sagt v. Meier (S. 386): von dessen Inhalt wisse man nichts. Er hat also die ausführlichen Auszüge, die ich gebe (Stein 1, 426 f.), nicht gelesen. Er übersieht, selbstverständlich, auch meine Erklärung (ebendort): „Es ist klar, daß Stein sich an England hielt." Statt dessen läßt er (S. 382) mich behaupten, daß Stein „auch dabei die französische Revolution nachgeahmt habe", und gibt (S. 388) als sein geistiges Eigentum den Satz: „Wenn hier von einer Nachahmung die Rede sein soll, kann sie doch nur eine englische sein". Von Steins Bemühungen, 1808 eine Einkommensteuer zustande zu bringen, bemerkt er auf S. 386: „Alle Welt war mit ihm einverstanden". Nach einer Abschweifung in das Jahr 1810 kommt er, wie die Erwähnung des im Dezember 1808 verabschiedeten Ministers Schroetter beweist, auf die Einkommensteuer von 1808 zurück (S. 388), und nun hat er vergessen [1]), was er zwei Seiten vorher gesagt; er schreibt: „Stein stand übrigens allein". Aber als wenn er sich noch nicht genug auf diesen zwei Blättern kompromittiert hätte, fährt er fort: „besonders Schön" sei gegen die Einkommensteuer gewesen. Wieder mögen, statt jeder Kritik, die Dokumente reden. „Außer einigen englischen Finanzplänen", heißt es in Schöns Votum [2]), „ist wohl selten eine Steuer-Anlage so wissenschaftlich richtig aufgestellt, als dies bei dem Plan zur Tilgung der Kriegssteuer des Königreichs Preußen der Fall ist. Er ist ein vollkommen konstruiertes Ganze; man kann beinahe von der kleinsten Position annehmen, daß sie wissenschaftlich begründet (notwendig) sei. Außer England konnte nur in einem Staat, wo Staatswirtschaft und das Finanzwesen zur Wissenschaft erhoben und dies ins Leben übergegangen ist, ein solcher Plan aufgestellt und angenommen werden. Ich finde nichts dabei zu erinnern."

---

[1]) Aehnlich S. 359. Hier rügt er (Zeile 6 von oben), daß ich einige Projekte aus dem Spätherbst 1808 in meiner Biographie Steins unerwähnt gelassen habe. Fünf Zeilen vorher sagt er selbst: Stein habe an den Verhandlungen nicht teilgenommen.

[2]) Preußische Jahrbücher 103, 23. Mein Stein 2, 193 f.

Können diese Leistungen wohl noch überboten werden? Man ist versucht, die Frage zu bejahen, wenn man den folgenden Abschnitt liest, der von der allgemeinen Wehrpflicht in Frankreich und Preußen handelt. Denn hier begegnet es Herrn v. Meier, daß er das wichtigste der französischen Gesetze übergeht, das von uns bereits zitierte Gesetz vom 19. Fructidor des Jahres VI der Republik[1], das als das erste der modernen Welt die allgemeine Wehrpflicht in einem stehenden Heere einführte. Merkwürdig, sehr merkwürdig: hätte er es erwähnt und in derselben Weise excerpiert wie die übrigen Gesetze, so würden die Leser seines Buches sofort imstande gewesen sein zu erkennen, daß der Satz, in dem die Meiersche Argumentation gipfelt[2], das Gegenteil der historischen Wahrheit ist, der Satz, welcher lautet: „Die im Jahre 1808 im Einverständnis mit Stein beschlossene Aufhebung der Exemtionen hat mit der französischen Revolution gar nichts zu tun.“ Natürlich bin ich weit davon entfernt, anzunehmen, daß diese Koinzidenz von Dokumenten-Ausschaltung und Argumentation planmäßig ist; sie erklärt sich vielmehr, natürlich und ungezwungen, daraus, daß Herr v. Meier, obwohl Jurist, in der französischen Gesetzgebung nicht ausreichend bewandert ist.[3])

Ich komme zum Schluß. Längst, vielleicht schon früher als ich, werden meine Leser genug gehabt haben von dieser Art der Geschichtschreibung.

Einen besonderen Trumpf meint v. Meier gegen mich auszuspielen, indem er, stets im Tone der Anklage, behauptet, daß ich vor 30 Jahren über Manches andrer Meinung gewesen bin als heute. Er hat ganz recht, denn ich habe meine Ansicht stets dann gewechselt, wenn neu aufgefundene Dokumente oder bessere eigene Einsicht mich dazu bestimmten. So ist es auch anderen Forschern ergangen. Man braucht nur die erste Auflage von Rankes deutscher Reformations-Geschichte, Häussers deutscher Geschichte, Sybels Revolutions-Geschichte, Delbrücks Gneisenau mit den späteren Aus-

[1]) Bulletin des lois de la République, Seconde Série, Nr. 223.
[2]) v. Meier, S. 394.
[3]) Nebenbei: wenn er (vgl. S. 51) immer noch redet von dem preußischen Canton-Reglement von 1733 und der angeblich damals für Preußen verfügten Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, so möge er zu seiner Belehrung die Abhandlung über das Heer Friedrich Wilhelms I. lesen, die vor 17 Jahren in der Historischen Zeitschrift erschien. Ihre Auffindung wäre ihm durch Bücher, die wie Brunner, Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte und Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, in der Hand jedes Studenten sind, erleichtert worden.

gaben zu vergleichen; überall haben diese Autoren geprüft, geände
hier gestrichen, dort hinzugefügt: immer unter dankbarer Anerkennu
der Forschungen von Fachgenossen. Anders Herr v. Meier; i
gefällt sich in der Schaustellung seiner Unfehlbarkeit; er betont, d
er „nichts zu ändern gefunden" habe.[1] Das eben ist die Gemü
stimmung, die ihm verhängnisvoll wurde. Er konnte sich nicht v
stellen, daß über einen von ihm bearbeiteten Stoff noch ein Ande
etwas wesentlich Neues finden werde, und so verhärtete er s
gegen die Wirklichkeit. Da er nun aber dem Nachfolger, in d
er den Gegner sah, nichts anhaben konnte und doch auf eine Pole
nicht verzichten wollte, schuf er sich das Zerrbild eines Gegne
selbstverständlich eines solchen, der leicht zu vernichten war. Ind
er sich dann mehr und mehr an der Freude seines Scheinsie
berauschte, wuchs auch seine Gleichgültigkeit gegen die Dokumen
auf denen alle und jede historische Wahrheit beruht. Schließl
verfiel er der Strafe, welche die in den Realitäten waltende V
nunft allezeit über ihre Verächter verhängt: sein eigenes Buch wu
ein Zerrbild.

Göttingen, 14. März 1908.

---

[1]) Vorwort S. VI.

Deutsches Leben in Dänemark.

Von

Rudolf Kayser.

Wie zur Gegengabe für die Einfälle und Verwüstungen der Normannen wurde den Dänen seit Ansgars Zeiten von Deutschland das Christentum gebracht; von hier holte man sich auch die lutherische Reformation der Kirche, die Bugenhagen 1537 dort einführte. Er gab dem Lande eine neue Kirchenordnung und gestaltete die Universität zu Kopenhagen um, an die nun häufig deutsche Gelehrte berufen wurden. Seitdem zogen dann deutsche Universitäten, zunächst besonders Wittenberg, zahlreiche Studierende aus Adels- und Bürgerkreisen herüber. Das oldenburgische Grafenhaus, das seit 1448 den dänischen Königsthron innehatte und damit seit 1460 die Herzogtümer Schleswig-Holstein verband, war durch alles hingewiesen auf das südliche Nachbarland. Hier, in den Herzogtümern, lagen die Residenzschlösser der Könige und ihrer Verwandten aus den Nebenlinien; von ihrem Adel traten viele in den kriegerischen und bürgerlichen Dienst der dänischen Fürsten. Die Königinnen entstammten alle deutschen Häusern; politische Beziehungen zogen die Könige immer wieder, nicht nur im 30jährigen Kriege, in die deutschen Verhältnisse hinein. So war denn auch die Sprache am Hofe, ausgenommen unter Christian IV., die deutsche, deutsch die Kommandosprache im Heere bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, deutsch der Gottesdienst in der Schloßkirche der Hauptstadt, — der eine der Hofprediger war stets ein Deutscher. Noch war auch für alle höhere geistige Kultur das kleine Bauernland auf den südlichen Nachbarn angewiesen. Noch gab es außer meist lateinischen theologischen Schriften und einer Kirchenlieder-Dichtung in der heimischen Sprache keine dänische Literatur. So sah auch Christian IV., der populärste dänische König, dem die Förderung des Dänentums am Herzen lag, sich genötigt, für seine Schlösser und Kunstwerke in den

Niederlanden und in Deutschland nach Künstlern sich umzusehen und seine Ritter-Akademie zu Sorö auf Seeland, die er 1623 für den dänischen Adel gründete, mit Berühmtheiten aus diesen Ländern, dem niederländischen Philologen Jakob Meursius, dem Mathematiker und niederdeutschen Dichter Johannes Lauremberg aus Rostock zu schmücken und, freilich vergebens, um die Leuchte lutherischer Theologie, um Joh. Gerhard in Jena, zu werben. Dort, wo Söhne des Königs selbst studierten, wurde hauptsächlich deutsch gesprochen, gepredigt, gelehrt. Erst im 18. Jahrhundert wächst eine dänische Literatur und Wissenschaft langsam empor. Noch der eifrige Förderer dänischer und nordischer Wissenschaft, Erik Pontoppidan (1698—1764), schrieb meist in deutscher Sprache. Ludwig Holberg, selber ein Norweger, verschaffte der dänischen Literatur Achtung über die Grenzen des Vaterlandes hinaus. Er verhalf der schon 1665 wieder erloschenen Akademie zu Sorö zu neuem Leben, indem er ihr die nicht geringen Einkünfte zweier Güter und andere Stiftungen zukommen ließ; dort, in der Klosterkirche, fand er selber seine letzte Ruhestätte. Nun wurde dort meist dänisch gelehrt, obschon zeitweilig viele Söhne aus deutschem Adel die Schule besuchten. Holbergs Zeit brachte auch, unter Christian VI., eine Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen und eine Gesellschaft zur Verbesserung der dänischen Sprache und Geschichte, die beide dänisch verhandelten. Und doch ist es bezeichnend genug: Als König Friedrich V. ein dänisches Nationaltheater plante, wandte er sich nicht an den alternden Holberg, sondern an den Deutschen Joh. Elias Schlegel, der als Lehrer zu Sorö wirkte und nun in dänischer Uebersetzung fremde, auch deutsche Stücke auf die neue dänische Bühne brachte, wie er Holbergs Lustspiele der deutschen vermittelte. Er ließ auch als erster in Kopenhagen eine deutsche moralische Wochenschrift, „Der Fremde“, erscheinen und mußte bei festlichen Gelegenheiten im Königshause die Dichtungen liefern, die dann ins Dänische übersetzt wurden.

I.

Hof und Beamtenschaft in Dänemark sind nie mehr deutsch gewesen als in der Periode, die den Pietismus dort zur Herrschaft brachte. Zur Mission in dänischen Kolonien, auf den westindischen Inseln und an der Küste von Malabar, hatte sich schon Friedrich IV. (1699—1730) durch seinen pietistischen Hofprediger Lütkens, den Schüler Speners, nach Halle an Francke gewendet und von ihm

zwei Missionare erhalten. Das weckte die Hoffnungen der deutschen Pietisten, und wenn auch der König selbst „ein Knecht der Sünde" war und gegen „die fälschlich Erleuchteten" und gegen „Hausversammlungen zur Verkleinerung des öffentlichen Gottesdienstes" auftrat, so erwartete man doch viel von seinem Bruder, dem Prinzen Karl, dem eifrigen Förderer der Cansteinschen Bibelanstalt zu Halle, und von der Königin Luise aus dem pietistischen Hause von Mecklenburg-Güstrow, die auch den Kronprinzen Christian in diesem Sinne erzog. Schon begab sich hoffnungsfreudig dorthin Joh. Konrad Dippel, „der Freigeist aus dem Pietismus", aber persönliche Streitigkeiten brachten ihm nur Verfolgung und langjährigen Kerker. Da reiste der Kronprinz, der sich mit der streng frommen Sophie Magdalene von Bayreuth 1721 vermählt hatte, 1728 durch Deutschland und lernte dort die frommen Grafenhöfe und Zinzendorf kennen, dem er versprach, er werde allezeit des Gottesreiches Sache in seinem Lande fördern. So hofften alle auf ihn, der Dänemark zu einem Lande der Verheißung, einem Reiche der Gottseligkeit machen sollte, als er 1730 den Thron bestieg. Zinzendorf gedachte ein Herrnhut im großen dort zu schaffen und reiste bald hinüber, aber er mußte merken: es herrsche nur Dämmerung, ungewiß, ob zum Licht oder zur Finsternis, denn der König fürchtete noch, durch entschiedenes Eintreten für den Pietismus die Ruhe der Kirche in seinem Lande zu gefährden. So kehrte Zinzendorf, zwar mit der Kette des Danebrog-Ordens geschmückt, doch enttäuscht von dieser und einer zweiten Reise zurück und konnte seine Gedanken dort nur wirken lassen durch Jerem. Friedr. Reuß, den er dem Könige zum Professor und Hofprediger empfahl.

Von anderer Seite her sollte der Ansturm der Pietisten geschehen. Die Verwandtschaft der Königin und pietistisch gesinnte Mitglieder des höhern und niedern deutschen Adels strömten in hellen Haufen herbei, es kamen mehrere Grafen Reuß, Stolberg, Castell-Remlingen, Hohenlohe, Lynar, Isenburg, Württemberg-Oels, aus niederm Adel Holstein, Beulwitz, Berkentin, Schmettau, Holck, Plessen, Moltke. Christian Ernst von Stolberg-Wernigerode, einer der besten pietistischen Grafen, des Königs Vetter und sein Ratgeber in vielen politischen Fragen, war auch hier der Vermittler für die meisten Empfehlungen, bis auf die Forst- und Bergbeamten, die er vom Harze für Norwegen besorgen mußte, bis auf Geistliche, Leibärzte und niederes Hofpersonal des Königs. Den Leibarzt seiner Mutter, Dr. Joh. Sam. Carl, sandte er dorthin, der am pietistischen

Hofe der Wittgenstein zu Berleburg sich das Vertrauen der Erweckten erworben hatte und aus seiner neuen Heimat den Freunden dort von merkwürdigen Bekehrungen im Waisenhause zu Kopenhagen berichten konnte. Der König schätzte ihn nicht nur wegen seiner glücklichen Kuren an der Königin, sondern auch als mystischen Schriftsteller. Freilich, als einflußreichen Geistlichen der erweckte Arzt unbequem wurde, weil er „neue Klagen Mosis über des zweiten Israels Polizei-Geschäfte und -Gesetze“ gegen die Ketzerverfolgungen anstimmte, da wollte auch der König ihn gerne los werden. Er konnte ihn verabschieden, aber noch spät sollte diese Berufung im Königshause selbst sich rächen, denn durch Carls Empfehlung war dessen Schwiegersohn Adam Struensee aus Halle als Probst nach Altona und als Superintendent nach Rendsburg berufen worden und so auch sein Sohn, der spätere Minister, ins Reich gekommen. Man möchte hoffen, daß der König nicht noch mehr solcher Enttäuschungen erlebt hat, wie mit der deutschen Köchin, die ihm der Wernigeroder Graf empfohlen, die nicht einmal eine ordentliche Suppe kochen konnte, sehr hitzig und jähzornig war und nun nicht vom Platze weichen wollte; wir wissen nicht, ob es nicht doch noch der Königin, die immer Männer für ihre Hofdamen zu finden wußte, gelungen ist, durch eine Heirat das Küchenmädchen los zu werden, obschon es „von Herzen häßlich“ war. Zuletzt wurde es auch dem Könige mit den Fremden zu viel, er wies neue Gesuche ab mit der Begründung, er habe schon genug. Nicht jeder der Deutschen hatte das Glück eines solchen Erfolges, wie der Leipziger Gastwirtssohn Hans Jakob Arnold, der es schon unter Friedrich IV. zum Feldmarschall brachte, oder wie Johann Siegmund Schulin, ein armer fränkischer Pfarrerssohn und Kandidat, der als Hofmeister eines Bruders der Königin nach Dänemark kam, sich das Vertrauen des Königs erwarb und zum Direktor des Postwesens, zum Grafen, Minister des Auswärtigen und umsichtigen Leiter der dänischen Politik emporstieg.

Nicht ohne Mißstimmung sah man in Dänemark diesen Andrang der Deutschen. Konnte es doch dahin kommen, daß einmal in einer Hofgesellschaft, als der König dänisch sprach, einer der anwesenden Deutschen (wie es ähnlich von Friedrich dem Großen erzählt wird, der sich mit Franzosen umgab) meinte: „Es ist doch sonderbar, daß Eure Majestät der einzige Ausländer in Ihrem eigenen Hause sind.“ Man sagte der Königin Abneigung gegen das Dänentum nach. Besonders schrieb man den deutschen pietistischen Einflüssen

alle die strengen Maßregeln zu, die zur Einführung frömmerer Sitten in Dänemark getroffen wurden: Die Sabbatsordnung, welche zweimaligen Besuch der Kirche an Sonn- und Festtagen bei Geldstrafe gebot, die Schließung der Schauspielhäuser und Tanzböden, das Verbot von Maskeraden, die Austreibung aller Schauspieler aus dem Lande, — während der König sich in unnahbarer Entfernung von seinem eigenen Volke hielt. Dabei belastete er das Land mit den Ausgaben für seine prächtigen Bauten, das große Schloß Christiansborg in Kopenhagen, das stattliche Lustschloß Hirschholm am Wege nach Helsingör — Haus und Gärten im Stile Ludwigs XIV. —, das heute ganz verschwunden ist, und die reizende Eremitage, die noch heute beim Tiergarten über Rasenflächen hinweg den Blick auf den blauen Sund bietet. Die fromme Königin gab das Geld mit vollen Händen aus, machte glänzende Toilette und trug keines ihrer Kleider mehr als einmal. So schien es, als ob das dänische Volk gut genug wäre, seine Mittel zum Leben und für die Prunksucht der Fremden herzugeben, die ihm selber alle Lebensfreude versagten.

II.

Man erwartete Besserung, als der Kronprinz, nun Friedrich V., 1746 den Thron bestieg. Er war freundlich und gutmütig, leutselig und hatte ein Herz für sein Volk; man weiß, wie wenig doch in jenem Zeitalter dazu nötig war, einen Herrscher volkstümlich zu machen. Aber selbst in einer Zeit, da man die Fürsten in allen Tönen erhob, ist das Lob, das ihm zuteil wurde, doch reichlich stark. Man pries sein Aeußeres als ein Meisterwerk der Natur, man nannte ihn des Nordens Salomo, den Weisen, Guten, Großen, aber man kann nicht sagen, daß sein Leben seinem Wahlspruche: „Mit Klugheit und Standhaftigkeit“ entsprochen hätte. Zwar wählte er sich gute Berater und hielt treu an ihnen fest; aber ihm selbst fehlte jede ausdauernde Arbeitslust, und sein Privatleben war nichts weniger als vorwurfsfrei — Kopenhagen erzählte Schlimmes von ihm —, wie er denn auch in den besten Jahren, erst 42 alt, einen völlig zerrütteten Körper zu Grabe trug. Seine Haltlosigkeit zeigt sich seltsam in seiner Stellung zu Moltke, seinem Oberhofmarschall: Bald läßt er sich hinreißen, ihn anzufahren und sogar zu schlagen; bald wieder bedauert er es, bittet in den höchsten Tönen seinen „herzenssüßen, herzallerliebsten Moltke“ um Vergebung für sein „leider satanisches Betragen“ und verspricht vor dem Angesicht des

Allmächtigen, ihn nicht mehr betrüben zu wollen. Aber Jahre hindurch gibt er immer wieder Anlaß zu neuen Bitten und Versicherungen.

Auch ihn hatten seine Eltern pietistisch und deutsch erziehen lassen. Aber die Königin Luise, die Tochter Georgs II. von England, hatte gleich dänisch gelernt beim gelehrten Pontoppidan, dem dänischen Hofprediger und Kanzler der Universität; man konnte sie mit ihren Kindern dänisch sprechen hören, im Hauptgottesdienst in der Schloßkirche wurde nun dänisch gepredigt. Die lebenslustige Bevölkerung der Residenz konnte sich jetzt wieder der Fröhlichkeit hingeben. Der König selbst besuchte häufiger das wiedereröffnete Theater, ließ in Charlottenburg durch Italiener Opern spielen und ermunterte Holberg zu neuer Tätigkeit; doch lag in der königlichen Loge, wenn man seine Lustspiele aufführte, zum bessern Verständnis eine deutsche Uebersetzung. Die Königin, eine große Freundin der Musik, vereinigte wieder in heitern Abendgesellschaften bei Hofe Adlige und Bürgerliche, Dänen und Deutsche. Neue Männer von neuem Geiste traten in die leitenden Stellungen, als die Männer Christians VI. hinweg starben: sein Minister Schulin, sein deutscher Hofprediger Joh. Barthol. Bluhme, der für den Anstifter jener asketischen Ordnungen des alten Königs galt, ein echter Pietist hallischer Schule, und sein Freund, der Graf Joh. Ludwig Holstein. Noch überlebte die Anfänge der neuen Zeit aus dem Pietistenkreise der Oberkammerherr Karl Adolf von Plessen aus Mecklenburg, der sich bei zunehmendem Alter in seinem Hause Gottesdienst halten ließ; den 80jährig Gestorbenen erklärte 1758 der Hofprediger Cramer für würdig, glücklich gepriesen, würdig beklagt und noch würdiger nachgeahmt zu werden; — neben ihm Adam Gottlob Moltke, sein Landsmann, Hofmarschall beim Kronprinzen Friedrich, jetzt unter dem Könige Oberhofmarschall und Graf und vom größten Einfluß auf ihn, noch voll naiven Glaubens an Gottes spezielle Fürsorge für seine Frommen: Ihm erschien es als eine außerordentliche Gnade des Allerhöchsten, daß seine Frau das große Los in der Staatslotterie gewann, gerade da seine häuslichen Umstände einer solchen besondern göttlichen Hilfe benötigt gewesen seien; da habe der getreue Gott nach dem sehr empfindlichen Verluste eines Sohnes sie auch wieder erfreuen und ihnen zeigen wollen, daß er noch über sie Gedanken des Friedens und nicht des Zornes habe. Ohne selber durch Talente oder Kenntnisse ausgezeichnet zu sein, ist Moltke doch als Vorsteher der Akademie der bildenden Künste und als Förderer

geistiger Bestrebungen nicht ohne Verdienst gewesen. Zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt gehörte die Kunstsammlung in seinem Schlosse bei Amalienborg. Er starb 1766.

Eine neue Zeit begann, als nach Schulins Tode zum Leiter des dänischen Staates nicht der pietistische Graf Rochus Friedr. von Lynar, der besonders darauf gehofft hatte, sondern Joh. Hartwig Ernst von Bernstorff ernannt wurde. Dieser, geboren 1712, war durch seine Freunde und Verwandten, die Plessens, veranlaßt worden, aus seiner hannöverschen Heimat 1732 in dänische Dienste überzugehen, und war vom Kammerjunker zum Geschäftsträger in Paris aufgestiegen. Nun 1751 zum Vorsteher der deutschen Kanzlei und damit zum Leiter der auswärtigen Angelegenheiten gemacht, hat er Dänemark durch schwierige Lagen, besonders in Konflikten mit Rußland, glücklich hindurch geführt. Man hat ihm im Innern wohl unpraktische Finanz-Verwaltung, ein Wirtschaften zu sehr im Großen vorgeworfen. Aber das ist sicher: Er war in allem ein ernster und gewissenhafter Mann mit reinen Händen, von humaner Gesinnung und nimmer ruhendem Fleiße; er handelte getreu seinem Wahlspruche als Ritter des Elephanten-Ordens: „Rectum et integritas custodiant me.“ Für seine geistige Bedeutung spricht es, daß er nach seinem Pariser Aufenthalte im Briefwechsel mit literarischen Größen Frankreichs, besonders mit Montesquieu, blieb, und daß er in dem Kreise begabter Männer, die sich in seinem Hause sammelten, nicht nur der Gastgeber, sondern auch der geistige Mittelpunkt sein konnte. Französische Künstler und Gelehrte holte er nach Kopenhagen, wie er die besten der Deutschen hinberief. In Paris eignete er sich Ton und Art französischer Kultur an und schrieb am liebsten Französisch. Deutschland und Dänemark, deren Sprachen er beherrschte, sah er gleichmäßig als sein Vaterland an. Seine warme Frömmigkeit, die sich an den Schriften der gemäßigten Aufklärung, eines Jerusalem, doch auch eines Spener und Francke erbaute, und die ihn die ersten Stunden des Tages der Heiligen Schrift wie dem Studium der englischen Popularphilosophie und Theologie widmen ließ, war gesund und ohne pietistischen Beigeschmack und machte es ihm möglich, auch Andersdenkende nach ihrem wahren Werte zu schätzen. Sie stellte ihn aber auch in Gegensatz zu Voltaire und den französischen Enzyklopädisten; er wünschte, daß deutsche Schriften ins Französische übersetzt würden, um jene zu widerlegen. Ein Viertel seiner Einkünfte verwendete er zu wohltätigen Zwecken, wie denn Fragen des öffentlichen Wohles und der allgemeinen Bildung sein besonderes

Interesse fanden. Auf seinen Gütern bei Kopenhagen hob er die Frondienste der Bauern auf und gab ihnen die Ländereien zu festem Eigentum. Er, wie seine treffliche Gattin, Charitas Emilie von Buchwald, gingen in vernünftigem Fortschritt voran, indem sie sich dort zuerst impfen ließen.

In Paris geschah es, daß Bernstorff durch Klüpfel, den Hofprediger des Herzogs von Gotha, auf Klopstocks Messias aufmerksam gemacht und für den Dichter lebhaft interessiert wurde. Durch Moltke empfahl er ihn dem Könige, und so kam es zu jener Berufung Klopstocks nach Kopenhagen, die den Grund legte zu einer Kolonie geistig bedeutender Deutschen, wie sie nie wieder in Dänemark beisammen gewesen sind. Nur langsam entschloß sich jener zur Annahme des Rufes, der ihm bei einem Jahresgehalt von 400 Reichstalern völlige Muße bot, um seiner dichterischen Arbeit zu leben. Aus der Schweiz über Hamburg zurückreisend, wo er seine Meta kennen lernen sollte und ihre Herzen sich sogleich fanden, traf er im April 1751 in seiner neuen Heimat ein und nahm Wohnung in der Gothersgade. Stadt, Landschaft und Menschen fanden schnell seinen Beifall.

Das Bild der Stadt, die damals gegen 70000 Einwohner hatte, stellte sich dem Beschauer noch nicht in allem so dar wie jetzt. Eben war die größte Verwüstung verschwunden, die der gewaltige Brand von 1728 angerichtet hatte. Schloß Christiansborg stand seit 1738 fertig in seiner ganzen Pracht da, die Kirchen hatten sich neu aus dem Schutt erhoben; 10 Türme überragten das Häusermeer. Man hatte begonnen, die Neustadt, das neue Viertel nach dem Sunde zu mit seinen geraden Straßen und prächtigen Häusern anzulegen, das seinen künstlichen Ursprung nicht verleugnet. Hier erhoben sich bald die stattlichen Paläste Bernstorffs und Moltkes; noch war die Marmorkirche mit ihrer Kuppel nicht vollendet, deren Bau nach dem Vorbilde des Pariser Invalidendoms durch den Franzosen Jardin Bernstorff angeregt hatte. Noch war die Stadt von Wällen umgeben, die ein beliebter Spaziergang der Bewohner waren; draußen davor lagen Gärten. Buntes Treiben, gesteigert durch den vielfachen Ausruf von Lebensmitteln, erfüllte die Straßen. Das Militär, meist geworbene deutsche Soldaten, bei der Bevölkerung unbeliebt, belebte das Straßenbild. Der doppelte Reiz der Umgebung Kopenhagens, der von Schiffen belebte Sund und in bequemer Nähe die Buchenhaine des Tiergartens, erfreute schon damals das lebensfrohe Volk der Stadt, das dort an schönen Sommertagen sich harmlosen Vergnügungen hingab.

Bald konnte Klopstock sich dem Könige vorstellen, der ihn freundlichst empfing. Man erwartete nicht, daß er ihn dichterisch verherrlichen würde; das hätte auch wenig des Dichters Art entsprochen. Wir sehen hier zum ersten Mal nach einem Zeitalter des Servilismus einen Hofdichter, der nicht zum Fürstenknecht wird; er war stolz darauf, nie durch höfisches Lob die heilige Kunst entweiht zu haben. Bei allem Anteil, den er an den Geschicken des Königspaares nahm, wie an dem Tod der Königin 1751, hielten sich doch die Oden, die er auf beide dichtete, frei von aller Schmeichelei.

Im Sommer folgte er dem Hofe auf den Wunsch Moltkes nach Schloß Fredensborg, wo er als Gast des Königs frei lebte und sogar aus den königlichen Kellern nach seinem Geschmack den Wein sich kommen lassen durfte. Früh um 7 schon war er bei Moltke und las ihm das Neueste aus seinem Messias vor. Dort in dem herrlichen Parke mit seinen Alleen am Esrom=See gedachte er an weihevoller Stätte seiner Fanny, die ihm über den Wipfeln der Bäume in silbernen Abendwolken erschien. An einem runden, erhöhten Rasenplatze, bei einer Aussicht über den See und eine kleine Insel, streute er in der Dämmerung der Sommernacht um 11 Uhr drei geküßte und tränenvolle Rosen wie ein Opfer aus. Aber schon wird der Gedanke an Fanny durchkreuzt von der Erinnerung an „ein gewisses süßes Mädchen", das er in Hamburg kennen gelernt, das Hagedorn statt seiner küssen soll. Bald wurde die schwermutvolle Empfindung unerwiderter Liebe zu Fanny auch in seinen Dichtungen verdrängt durch das frohe Gefühl der Erwiderung bei Meta.

Näher bei der Stadt gewann er bald einen andern schönen Landaufenthalt in Lyngby, wo 1751 sein Schwager Hartmann Rahn und bald mit ihm der nächst jüngere Bruder Aug. Phil. Klopstock eine Seidendruckerei anlegten, ein Unternehmen, wie es die Staatsraison der Aufklärungszeit so gern begünstigte, auch Bernstorff mehr, als dem kleinen Reiche gut war, und das doch mißglückte. In der Schönheit des ersten Frühlings dort gedenkt der Dichter 1752 daran, wie er alsbald von dort nach Hamburg reisen will, um seine Meta und Hagedorn zu besuchen; das geschah auch im Gefolge des Königs in demselben Sommer, und es kam zur Verlobung. Seine äußere Existenz war gesichert, das ihm zugesagte Einkommen wurde im Laufe der Jahre gesteigert, wie er es auch über alle Wandlungen der dänischen Verhältnisse hinaus bis an seinen Tod bezogen hat. Doch erst im Sommer 1754 konnte die Vermählung sein, und im Oktober desselben Jahres führte er Meta in seine beglückteste Häus-

lichkeit in der Königstraße zu Kopenhagen. Sie lebte ganz mit und in ihm. Auch sie wurde in Bernstorffs Hause freundlich aufgenommen. Unter ihrer mitlebenden Teilnahme beschritt Klopstock als Dichter und Schriftsteller neue Bahnen: Biblische Dramen, Kirchenlieder, die Anfänge der nationalen Dichtung entstammen diesen Jahren seines höchsten Glückes; sie fanden ihr allzu frühes Ende, als Meta ihm am Ende des Jahres 1758 zu Hamburg entrissen wurde. Seitdem wurde sein Aufenthalt im Norden häufiger und länger durch deutsche Reisen unterbrochen, so zwei ganze Jahre lang, 1762—64.

Bald nach seiner Ankunft in Kopenhagen erweiterte sich dort der deutsche Kreis. Als der pietistische deutsche Hofprediger Bluhme starb, konnte Klopstock auf seinen Leipziger Studienfreund Joh. Andr. Cramer hinweisen, der auf seine Empfehlung schon in seine Vaterstadt Quedlinburg als Hofprediger der Aebtissin berufen worden war. Er kam 1754 nach Kopenhagen, wo er bald als Prediger von großer Beredsamkeit hoch angesehen wurde. Es war eine neue Zeit gekommen, nach dem Pietismus das Zeitalter der Aufklärung. Auch die an der alten Kirchenlehre festhielten, mußten den alten Wein in neue Schläuche füllen. In moderner Sprache, bekannt mit englischen und französischen Vorkämpfern und Gegnern des Christentums, verteidigte der „deutsche Bossuet“ Cramer wesentlich doch das alte Luthertum und stritt zwar nicht gegen die „vernünftigen Zweifler“, die eine Begründung der Religion suchten, doch gegen die Freigeister, die mit dem Mangel an Gottesfurcht aller Tugenden bar seien. Auch die moralische Wochenschrift, die er 3 Jahre lang herausgab (1758—61), der letzte Nachzügler einer einst einflußreichen Literaturgattung, der „Nordische Aufseher“, in dem Klopstock seine ersten religiösen Hymnen veröffentlichte, diente jenem Zwecke und mußte sich den vernichtenden Angriff Lessings in den Literaturbriefen gefallen lassen, der es bestritt, daß wahre Tugend nur mit Religion verbunden existieren könne. Im übrigen war diese Zeitschrift gut dänisch darin, daß sie mitfeierte, was König und Volk festlich und traurig bewegte, — wie Cramer auch gut dänisch sprach und seine neuen Landsleute ihn durch den Beinamen „den Eyegode“ [der Herzensgute] ehrten, den König Erich um 1100 getragen hatte. Im Sommer hielt sich Cramer zuerst in Lyngby, dann auf seinem kleinen Gute Sandholm auf, wo er als Mann des Fortschrittes den Kartoffelbau einführte. Es lag nicht weit von Hirschholm, wo die Gemahlin Christians VI., Sophie Magdalene, ihren Witwensitz aufgeschlagen hatte. Bei ihr war Klopstock wie Cramer sehr geschätzt,

den sie zuweilen in Sandholm aufsuchte und auf ihrem Schlosse predigen ließ. Zum Erzieher seiner Kinder berief Cramer 1756 Gottfr. Bened. Funk, der sich einst in religiösen Zweifeln über seine theologische Berufswahl an ihn gewendet hatte. Er bereicherte das Haus des Hofpredigers um das musikalische Element, in welchem dieser selbst Liebhaber, aber nicht Sachverständiger war; oft erklangen hier Klopstocks und Cramers Oden in neuen Kompositionen.

Einen natürlichen Mittelpunkt für das deutsche Leben bildete die deutsche Gemeinde bei der St. Petri-Kirche; hier hielten die Deutschen schon seit der Reformation unter Friedrich II. ihren Gottesdienst und bildeten seit Christian IV. eine Gemeinde mit 2 Predigern. Der Hof selbst gehörte ihr an: Kirchengestühl für die Minister, den Oberhofmarschall, Hofbedienten und Amtleute der deutschen Kanzlei befand sich in dieser Kirche, deren Patron der Vorsteher oder Ober-Sekretär der deutschen Kanzlei, eben damals Bernstorff, war. Hier wirkte seit 1746 der treffliche Eberh. David Hauber, der Württemberger, der aus seiner lippischen Hofprediger-Stelle zu Stadthagen berufen war und sich einer getreuen Anhängerschaft erfreute. Wie er dort zum friedlichen Zusammenleben und zu bewußter Toleranz Lutheraner und Reformierte vereinigt, durch eifrige Tätigkeit in Seelsorge und Unterricht zu einer freien Frömmigkeit, zu Gottes- und Menschenliebe, zur Bewunderung der Werke Gottes in der Natur anzuleiten gesucht hatte und sogar die große Ketzerei aussprach, daß es außerhalb der christlichen Kirche fromme Menschen geben könne, denen man die ewige Seligkeit nicht absprechen dürfe: so tat er auch hier in Kopenhagen. Ihm folgte 1765 Balthasar Münter aus Lübeck, der aus Gotha herüberkam. Er galt lange für den ersten Prediger Kopenhagens und für einen vortrefflichen Lehrer; seine gedruckten Predigten wurden teilweise übersetzt und fleißig von dänischen Predigern benutzt. Er wurde aller Welt bekannt, als er den gefangenen Struensee vom Materialismus zu christlicher Gläubigkeit bekehren wollte und diese, wie er meinte, erfolgreiche Arbeit in seiner „Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee“ eingehend darlegte. Der Graf hatte ihm versprechen müssen, wenn es Geistern vergönnt sei, die Schranken der Sinnenwelt zu durchbrechen, im ersten Vierteljahr nach seinem Tode dem Retter seiner Seele zu erscheinen. Mancher mag bei jenem Buche gedacht haben, was Goethe in seiner Besprechung sagt: daß es nicht schwer gewesen sein könne, die nichtige, oberflächliche Weltbetrachtung des Grafen durch bessere Bücher zu widerlegen, dem Grafen seine Verbrechen recht

empfindlich zu machen und ihn dann zu zwingen, Trost zu suchen. — Anmutig weiß die einzige Tochter Münters, Friederike Brun, die Schriftstellerin, in ihrer „Wahrheit aus Morgenträumen" ihre Jugendzeit dort bei der St. Petri-Kirche, in dem alten Predigerhause und im Garten vor dem Ostertor zu schildern, die sie dort im heitern Umgang mit den Freunden des Vaters und mit den eignen Gespielen aus den Häusern Bernstorff, Stolberg, Schimmelmann verlebte. Klopstock sprach dort häufig vor; das lebhafte Kind war oft zu viel für seine abgespannten Nerven. Sie war noch in Deutschland geboren, und so weiß sie nicht, zu welchem Volke sie sich rechnen soll. Der Vater meinte: Christus habe gegen nichts früher und anhaltender gearbeitet als gegen die ausschließende Vaterlandsliebe und den noch ausschließendern Vaterlandsstolz. Sie selbst verheiratete sich wiederum mit einem in Dänemark ansässig und reich gewordenen Deutschen aus Mecklenburg.

Neben Münter stand seit 1767 als zweiter Prediger Friedr. Gabr. Resewitz aus Berlin, der Freund Mendelssohns und Nicolais, der Fortsetzer der Lessingschen Literaturbriefe und später der theologische Mitarbeiter an Nicolais Allgemeiner deutscher Bibliothek; auch er kam aus Quedlinburg, wohin ihn die Gunst der Äbtissin Anna Amalie, der Schwester Friedrichs des Großen, berufen hatte. Seine Stärke lag weniger in der Predigt, als in seinen popularphilosophischen und Bildungs-Interessen. So erhielt er die Leitung des städtischen Armenwesens und trat für die Erziehung des bürgerlichen Mittelstandes durch die Gründung einer Realschule und seine Schrift „Die Erziehung des Bürgers" ein, epochemachend für die genaue Scheidung zwischen gelehrter und bürgerlicher Schule. Er erregte dadurch die Aufmerksamkeit des trefflichen preußischen Ministers von Zedlitz, der ihn 1774 zum Leiter der Schule von Kloster Berge bei Magdeburg berief; freilich bewährte hier die Praxis nicht, was der klare Theoretiker versprochen hatte. An der deutschen Friedrichskirche zu Christianshavn, im Hafenviertel Kopenhagens, deren Gemeinde auch schon seit dem Ursprung dieses Stadtteils 1618 bestand, und die nun einen eignen Bau durch Bernstorffs Bemühungen 1769 erhalten hatte, wirkte damals Josias Lorck, auch er in der Wissenschaft nicht untätig und ein bekannter Bibelsammler.

Bei Cramer und Münter vereinigten sich gerne die deutschen Schriftsteller und Gelehrten, die damals die Stadt beherbergte. Einer der geistvollsten unter ihnen war Helferich Peter Sturz aus Darmstadt, zuerst Privatsekretär Bernstorffs und wie Klopstock nach

Metas Tode in des Ministers Hause wohnend, dann Sekretär im Auswärtigen Amt, später in oldenburgischen Diensten, erst 43 Jahre alt, dahingeschieden (1779), ein Mann von Kenntnis und Geschick, im Briefwechsel mit Garrick, Helvetius, Mad. Geoffrin, die er auf seinen Reisen kennen lernte, ausgezeichnet durch seine wohlgefeilten kleinen Arbeiten in musterhaftem Stil und in der Welt der deutschen Schriftsteller hochgeschätzt; er war dort im Kopenhagener Kreise beliebt als angenehmster, witziger Gesellschafter, als Pastellmaler und geschickter Bildniszeichner, wertvoll durch seine Kenntnis englischer Literatur. In dieser Beziehung konnte ihm Heinr. Wilh. von Gerstenberg zur Seite treten, Rittmeister und selber Sohn eines dänischen Offiziers aus Tondern, dann im dänischen Verwaltungsdienste; er lebte seit 1763 dauernd in der Hauptstadt. Es war die Geburtsstunde der nordischen und der Bardenpoesie, als im Gehölze auf Cramers Gute Sandholm ein altnordisches Grab aufgedeckt wurde und Gerstenberg ihm den Helden Thorlaug entsteigen ließ, der nach tausendjähriger Grabesruhe nun, da er durch das Christentum und seine Kultur auf dem alten Heimatboden alles verändert sieht, sein früheres Erdenleben und die alte Götterherrlichkeit in der Erinnerung an sich vorüberziehen läßt. Zum ersten Mal wurde hier die nordische Sagenwelt in die neuere Dichtung aufgenommen. Seltsam genug, wie eine französische Uebersetzung der jüngeren Edda durch den Genfer Mallet, den Bernstorff als Professor der französischen Literatur berufen hatte, und wie die deutsche Uebersetzung der Macphersonschen Ossian-Dichtung (1762) das Interesse an der altnordischen Welt zuerst hier bei Deutschen im Auslande wachrief und durch die deutsche Dichtung auch den Skandinaviern selbst erst ihre eigene Vergangenheit vermittelt wurde. So kam hier im fremden Lande auch Klopstocks vaterländische, deutschtümliche Richtung, die ihren Ursprung schon in seinen Jugendtagen zu Quedlinburg hatte, erst zur Entfaltung; hier ging ihm der volle Sinn für deutsches Wesen auf, und so eröffnete er die Bahn für unsere neuere vaterländische Dichtung und mittelbar auch für die wissenschaftliche Erforschung des deutschen Altertums. Freilich begegnete ihm der für die Bardendichtung verhängnisvolle Irrtum, daß er Ossian als Kaledonier für deutscher Herkunft hielt und in ihm den frühesten deutschen Nationaldichter sah. So blieb denn hierdurch sein Aufenthalt in Dänemark nicht ohne Einfluß auf die dänische Literatur, wenn er selber auch nicht, wie Joh. Elias Schlegel, Beziehungen zum dänischen Geistesleben pflegte. Der junge Joh. Ewald (geb.

43) lernte durch ihn die nordische Welt, Ossian und Shakespeare
.nen — auch für diesen hatte Gerstenberg die Bahn gebrochen —
d nahm statt der urgermanischen Vorzeit die Vergangenheit des
enen Vaterlandes zum Gegenstand der Dichtung.

Flüchtiger erschienen in diesem deutschen Kreise Basedow, Clau-
is, Schönborn. Der Hamburger Joh. Bernh. Basedow war aus
em holsteinischen Hauslehrer-Amte durch Bernstorffs Empfehlung
53 als Professor der Philosophie und Beredsamkeit nach Sorö
:ufen worden und kam häufig, auch zur Mitarbeit am Nordischen
ıffeher, in die Hauptstadt. Noch war seine Rechtgläubigkeit nicht
gezweifelt, und er glänzte in dem Versuche, alles spielend zu
ren, bis ihn nach 8 Jahren die Feindschaft Strenggläubiger dort
Fall brachte und er nach Altona versetzt wurde. Der frühreifen
ihrigen Friederike Münter versuchte er das Alphabet in Kuchen-
m zu lehren, bis die Lernbegierde des Kindes seiner Gesundheit
ädlich wurde und die Studien eingestellt werden mußten. Mit
:rstenberg als Student zu Jena befreundet, kam der Holsteiner
atthias Claudius 1764 nach Kopenhagen, wo ihm wohl seiner
utter Bruder, der Pastor Lorck, die Stelle eines Sekretärs beim
:afen Holstein verschafft hatte; nur wenig über ein Jahr blieb er
rt. Etwas später (1766) kam sein Freund Gottl. Friedr. Ernst
hönborn aus Stolberg am Harz, der dann Hofmeister im Hause
s jüngeren Bernstorff wurde und durch ihn später, seit 1773, im
nischen Konsulats- und Gesandtschaftsdienste in Algier und London
'chäftigt worden ist.

Neben diesen Männern der Literatur belebten den geselligen
eis der Deutschen andere Vertreter der Kunst und der Wissen-
aft. Da war vor allem der Kupferstecher Joh. Mart. Preisler
s Nürnberg, den Bernstorff in Paris getroffen und zum Professor
der Mal- und Zeichenakademie hatte berufen lassen; der Dresdner
ldhauer Joh. Christ. Pezold, der seit 1750 hier lebte und Plätze
d Gärten mit Statuen schmückte; der Botaniker Georg Christ.
'der aus Ansbach, der Begründer des botanischen Instituts; Joh.
:inr. Schlegel, der jüngste der begabten Brüder, zuerst Hofmeister
einem Rantzauschen Hause auf Fünen, dann in Kopenhagen seit
57 als Sekretär in der dänischen Kanzlei, als Professor der Ge-
ichte, Bibliothekar und königlicher Hofhistoriograph; der königliche
ibarzt Joh. Just von Berger aus Halle, 1752 ebenfalls durch
:rnstorff hinberufen, ein ernster Mann von gründlicher Wissenschaft,
ssen gastfreie Wohnung im Prinzen-Palais bei Christiansborg, im

Sommer im nahen Friedrichsberg der Sammelplatz der guten Gesellschaft von Kopenhagen war, die durch die weltmännische Art des Hausherrn und seiner Gattin und die Pflege der Musik — sie war eine Künstlerin auf dem Klavier — dort gefesselt wurde; endlich bis 1778 Carsten Niebuhr, der 1767 von seiner 6jährigen Forschungsreise durch Arabien zurückkehrte, die er in Bernstorffs Auftrage unternommen, und die er als einziger der Teilnehmer überlebte. Die Vorlesung seiner einlaufenden Reisebriefe nährte die begeisterte Phantasie der jungen Grafen Stolberg.

Der Minister Bernstorff hatte nicht nur die meisten der genannten Männer berufen; er sah sie auch oft bei sich in seinem Hause. Er verstand es, zu fragen und anzuregen und der Geselligkeit immer neues Leben zu verleihen und mit allen in der natürlichen Leutseligkeit zu verkehren, der der angeborene Adel, auch der Gesinnung, Sicherheit verleiht. Der König hatte ihm das Gut Fasanenhof am Südrande des Tiergartens mit dem Blick über den Sund und auf die Türme der Stadt geschenkt, das nun den Namen der Familie und des Stammgutes am lauenburgischen Schaalsee erhielt, und das er mit aller Liebe verschönerte. Als er auf Reisen ist, muß ihm der Neffe immer wieder von den Fortschritten des Gartens und der Lindenalleen, von den Pfirsichbäumen, deren einer über 300 Früchte brachte, vom Küchengarten und vom Blumenparterre, von den Versuchen des Gärtners in der Feigenzucht erzählen: aus der Oede des gesellschaftlichen Treibens, da er weder an der Jagd noch an Wetten und Spiel seine Freude fand, sehnt er sich zurück in die Blütenpracht seines Landsitzes und ist stolz darauf, welch eine Schatzkammer dort unter dem 56. Breitegrad in dem Mustergarten Dänemarks geschaffen worden ist. Das beste, was England hervorbrachte, schien ihm nicht den Früchten seines Gartens gleichzukommen. Nach mehrjähriger Arbeit war 1765 dort nach Jardins Plänen ein neues Wohnhaus entstanden, das heute der königlichen Familie gehört, mehr bequem als prächtig. Hier und in dem schönen Stadthause des Grafen weilte Klopstock so oft als sein Gast, nach Metas Tode als sein Hausgenosse; draußen sah er von seinem Zimmer auf die See. In der Bibliothek lernte er die englischen Schriftsteller kennen, und so diente sie ihm dazu, hier aus Youngs Nachtgedanken das Englische zu lernen, sich mit seiner Literatur vertraut zu machen und seine junge deutsche Muse mit der ältern des Inselreiches kühn in die Schranken der Rennbahn treten zu lassen. Oft war er zum Gespräche in des Grafen Zimmer,

solange dieser ihm seine Zeit widmen konnte; manches las und beurteilte er, ehe der Dichter es drucken ließ. In dem geselligen Kreise, der sich am Abend zusammen fand, mag Klopstock oft den Mittelpunkt gebildet haben. Er hatte ja die Gabe lebendigster Unterhaltung und trefflicher Erzählungskunst; er leitete gerne Gesellschaftsspiele und war fast stets in heitrer Laune und zu Scherzen aufgelegt; wie manchen setzte er damit in Erstaunen, der nach seinen Dichtungen bei ihm einen immer pathetischen Ernst erwartet hatte. Er las gerne aus seinen Werken und werdenden Arbeiten vor. Ein stolzes Selbstgefühl ließ ihn Titel und äußere Ehren verschmähen, und so vermochte er es, in den Kreisen des Adels, auch vor dem Könige, stets sicher und unbefangen zu sein. In einem Lande, wo anerkanntermaßen die Titel- und Stellen-Jägerei, die Sucht nach äußerem Schein so stark verbreitet war, fühlte er sich unabhängig und empfand als eine Beschimpfung die kalte, beschützende Herablassung der Großen. Er erwartete in diesen Kreisen Bekanntschaften mehr, als er sie suchte.

So mochte er sich wohler fühlen im Kreise gleichgestimmter bürgerlicher Freunde. Lyngby, unweit Bernstorff, war im Sommer der Ort fröhlicher Geselligkeit, der Ausgangspunkt reizender Ausflüge. Hier wohnten dann Resewitz, Gerstenberg, Preisler. Das Fabrikunternehmen von Schwager und Bruder Klopstocks war in der Nähe. In dem kleinen Hause Gerstenbergs erfreute man sich der musikalischen Genüsse, die er und seine Gattin boten; sie sang Klopstocks Lieder und Elegien mit Klavier-Begleitung. Der Dichter selber war ein großer, doch nicht ausübender Freund der Musik; Gluck war sein besondrer Liebling und wurde der Komponist vieler seiner Oden. Zu viel gesungenen Melodien schuf er neue Texte; so dichtete er das in jener Zeit so beliebte Stabat Mater von Pergolese um. Besonders wohl fühlte er sich in Leibesübungen. In Bernstorff trieb er viel das Ballspiel; oft ging er in den Lyngbyer See zum Baden und Schwimmen; er war ein sicherer Reiter und ein eifriger Spaziergänger. Gern zog er mit den Familien seiner Freunde aufs Land, mit Vorliebe auf einsamen, unbewanderten Pfaden, kletterte jeden Hügel hinauf, stets der Frischeste und Unternehmendste von allen. Mit seiner starken Stimme rief er gern das Echo wach, die „geliebte Gespielin des Widerhalls". Nie aber war er eifriger an der Spitze als beim Eislauf. Er predigte „mit der Salbung eines Heidenbekehrers" die Kunst Thialfs. Jede kleinste Wasseransammlung um Kopenhagen war ihm bekannt, und mit dem ersten Reife schon suchte

er sich eine Bahn. Oft früh noch beim Mondenschein begann er mit seiner Kunst; eine Mondnacht auf dem Eise war ihm eine Festnacht der Götter. Bald fand er Jünger; an seinem häufigen Begleiter Claudius rühmte man die Geschwindigkeit des Laufes, während der Meister mehr Wert auf Gewandtheit und Schönheit der Bewegungen legte, als auf die arbeitende Schnelligkeit. Eine Akademie der Eisläufer sollte alle Liebhaber der Kunst unter den deutschen Freunden Klopstocks dort zusammenfassen.

In jenem frischen, freien Verkehr wurde Klopstock, der ewig Jugendliche, persönlich einflußreich für das jüngere Geschlecht der Deutschen dort, wie er denn auch mit Kindern, so denen des jüngeren Bernstorff, reizend umzugehen wußte. Ihn liebte schwärmerisch der Sohn Cramers, Karl Friedrich, der ihm in mehreren Schriften das beredteste Denkmal gesetzt hat. Seine treuesten Verehrer wurden die jungen Grafen Christian und Friedrich Leopold Stolberg. Der Vater der beiden, Christian Günther, seit 1738 in dänischen Diensten, war 1758 von der verwitweten Königin Sophie Magdalena als Oberhofmeister nach Hirschholm berufen worden, wo er diese dazu bestimmte, die Leibeigenschaft ihrer Bauern aufzuheben und sie zu Eigentümern zu machen, wie er es selbst schon auf seinem holsteinischen Gute Bramstedt getan hatte. Seine Gattin entstammte dem mit Zinzendorf verschwägerten fränkischen Grafenhause der Castell-Remlingen, eine feinfühlige, pietistisch fromme, aber etwas exzentrische Frau mit manchen Sonderbarkeiten. Sie versenkte sich mit inniger Schwärmerei in Youngs Nachtgedanken und bat den Verfasser um die Patenschaft bei einem ihrer Söhne. Das Gut Rungsted am Sunde unweit Hirschholm, das der Graf kaufte, wurde nach seinem frühen Tode 1765 bei einem Badeaufenthalt in Aachen der ständige Wohnsitz der Witwe. Hier wuchsen die temperamentvollen, begabten Kinder in fröhlicher Jugend auf. Besonders der zweite der Söhne, Friedrich Leopold, gewann hier jene tiefe Liebe zur Natur, die ihn später auch mit Goethe verband. Begeistert blickt er auf die schöne Zeit zurück, die er dort unter den Augen Bernstorffs, im heitern Umgang mit Klopstock, am Sunde verlebt hat: auf die Kinderspiele, in denen sich vaterländische Begeisterung an den Taten Friedrichs des Großen entzündete, auf die frühe Betätigung dichterischer Neigung, zuerst des 14jährigen beim Tode des Vaters. Die Hermannsschlacht las Klopstock, noch ehe sie gedruckt war, den beiden Jünglingen vor; bei einer ausgezeichneten Stelle fing Friedrich Leopold an zu weinen und drückte schweigend und voll freudigen Grimmes

dem Barden die Hand. So wurden dann auch Cramer und die beiden Grafen als persönliche Schüler des Meisters dem jungen Kreise seiner Verehrer wertvoll, der 1772 den Göttinger Bund schloß; wie denn erst nach Klopstocks Weggang von Kopenhagen sein unbedingter allgemeiner Einfluß auf die jüngere literarische Welt Deutschlands zur Geltung kam.

Nur eine Episode in der Geschichte der deutschen Literatur bedeutet dieser „nordische Dichterkreis", eine erste Blüte deutschen Geisteslebens auf fremdem Boden. Es fehlt nicht an Ausblicken in noch größere und bleibendere Möglichkeiten. Zur Erziehung des Kronprinzen Christian war auf Bernstorffs Anregung Gellert aus Leipzig aufgefordert worden, aber er lehnte ab. Lessing plante von Hamburg aus nach Kopenhagen zu reisen, und im Sommer 1769 schaute Klopstock aus seinem Zimmer in Bernstorff hinaus auf den Sund, Herder erwartend, der auf der Seefahrt von Riga dorthin kommen wollte, in der Hoffnung, daß er mit und in jenem nordischen Kreise „Funken schlagen werde zu einem neuen Geist der Literatur, der vom dänischen Ende Deutschlands anfange und das Land erquicke". Aber in einer der „himmlischen Nächte" auf der Reede von Helsingör entschloß er sich zur Weiterreise, die ihn nach Paris, nach Straßburg und Darmstadt führte, neuen, zukunftsreichen Zielen entgegen.

Bald trat die Wandlung ein, die mit seinem Urheber und Beschützer auch jenen Kreis aus Kopenhagen vertrieb. Zunächst nach dem Tode Friedrichs V., den Klopstock mit seiner schönen Ode „Auf Rothschilds Gräber" begleitete, regierte Christian VII. noch weiter in den Bahnen und mit den Beratern seines Vaters, und auch die deutschen Freunde genossen weiter die königliche Gunst, aber sogleich begann das Intriguenspiel der Günstlinge gegen Bernstorff bei dem hochmütigen und doch furchtsamen Könige, bis der beherrschende Einfluß seines Leibarztes Joh. Friedr. Struensee im September 1770 den Minister zu Fall brachte. Er verließ Kopenhagen mit Klopstock und Schönborn und siedelte nach Hamburg über, das nun ein neuer Mittelpunkt des nordischen Kreises wurde. Bald, 1771, folgte Cramer, der nach Lübeck, dann nach Kiel ging. Die jungen Grafen Stolberg bezogen deutsche Universitäten, während ihre Mutter sich in Altona niederließ. Nach Lübeck ging auch Gerstenberg 1775 als dänischer Resident und Konsul. Die Zurückdrängung des Adels durch den bürgerlichen Emporkömmling Struensee, der Haß der Geistlichkeit gegen den Freidenker förderte die Ab-

neigung gegen die Deutschen in Kopenhagen überhaupt; Struensee selber erklärte, er habe keine Zeit, Dänisch zu lernen, und erließ alle Kabinettsbefehle nur in deutscher Sprache. Der Sturz des allmächtigen Ministers im Januar 1772, den Bernstorff noch wenige Wochen vor seinem Tode erlebte, brachte die verwitwete zweite Gemahlin Friedrichs V., die Braunschweigerin Juliane Marie, und ihren Sohn, des Königs Halbbruder, den Erbprinzen Friedrich, ans Ruder; ihn hatte die Mutter ganz dänisch erziehen lassen durch Ove Guldberg, einen eifrigen dänischen Patrioten, der nun als Geheimsekretär des Prinzen auf ihn den größten Einfluß in Fragen der innern Politik übte. So wurde jetzt erst das Dänische als Unterrichtssprache in allen Schulen und als Kommandosprache im Heere, auch in den deutschen Regimentern, eingeführt. Das Eingeborenen-Gesetz vom 15. Januar 1776 schloß dann von Aemtern im dänischen Staatsdienste mit einigen Einschränkungen alle aus, die nicht im Lande geboren waren: es traf natürlich nicht den holsteinischen Adel und die geborenen Ausländer, die schon im Staatsdienste waren. Mit Jubel wurde dies Gesetz überall im Lande aufgenommen; man pries es als eine patriotische Tat in Gedichten und Flugschriften, ließ Medaillen schlagen und feierte Feste.

Doch auch jetzt konnte dem persönlichen Werte der Deutschen Dänemark sich nicht verschließen. Andreas Petrus Bernstorff, seit 1759 in dänischem Dienst und in der deutschen Kanzlei, hatte zwar beim Sturze des Oheims sein Amt freiwillig niedergelegt und sich auf seine lauenburgischen Güter begeben; aber man verlangte ihn allgemein zurück, und so wurde er 1773 zum Nachfolger des alten Grafen als Minister der auswärtigen Angelegenheiten berufen und blieb in dieser Stellung mit kurzer Unterbrechung bis an seinen Tod 1797, auch um Dänemarks innere Verhältnisse verdient durch die allgemeine Bauernbefreiung. Er bot den jungen Grafen Stolberg, die in dänische Dienste getreten waren und mit deren Schwestern Henriette, dann Auguste (Goethes Gustchen) er verheiratet war, nach dem Tode der Mutter 1773 in Kopenhagen ein gastliches Heim. Neben ihm wirkte seit 1784 als Finanzminister der Graf Heinr. Ernst Schimmelmann; er sammelte in seinem städtischen Hause, nahe dem Bernstorffschen (dem heutigen Konzert-Palais), wie auf seinen schönen Landsitzen Seelust, nahe bei der Stadt, und dem entfernteren Hellebaek deutsche Freunde um sich. Selber Verfasser ästhetischer und philosophischer Schriften und Dichter, war er der Gönner auch der aufstrebenden jüngeren dänischen Dichter, eines

Jens Baggesen und Adam Oehlenschläger, die in Wieland, Goethe und der deutschen Romantik ihre Vorbilder sahen und selber zum Teil deutsch schrieben. In ihnen fand dort am Sunde gegen Ende des 18. und im Beginn des 19. Jahrhunderts die deutsche Kultur ihre begeisterten Propheten, denen sich noch besonders Heinrich Steffens, der Norweger deutscher Abkunft, der Naturphilosoph und Verehrer Goethes, zugesellte. Noch einmal half edle Gesinnung hier im Norden einem deutschen Dichter, als Baggesen Schimmelmann und den trefflichen Herzog von Augustenburg 1791 zu jener Unterstützung Schillers veranlaßte, die den von schwerer Krankheit kümmerlich Genesenen vor äußerer Not schützen sollte. Der Einladung, nach Kopenhagen zu kommen oder dort gar seinen Wohnsitz dauernd zu nehmen, mochte dieser doch nicht folgen. Die deutsche Muse hatte nun im Vaterlande ihre Heimat gefunden, und der Ruhm Kopenhagens verdämmerte vor dem aufleuchtenden Glanze Weimars.

Poesie in der Schulstube.

Von

Dr. Wilhelm Steffen.

> Motto: „Lebhaft vordringende Geister begnügen sich nicht mit dem Genusse, sie verlangen nach Kenntnis."
> „Es ist weit mehr Positives, das heißt Lehrbares und Ueberlieferbares in der Kunst, als man gewöhnlich glaubt."
> Goethe, Ital. Reise.

Dem deutschen Schulmeister geschieht ganz recht. Wenn er die Schlacht von Königgrätz gewinnen konnte, so durfte man von ihm auch erwarten, daß er den Zeus des Phidias und die Bühne Shakespeares in den Schatten stellen würde, und wenn wir heute keine große Kunst haben, so ist daran kein anderer als der Schulmeister schuld. Keine große Kunst haben? Der Sünder! Umgebracht hat er die Kunst statt sie zum Siege zu führen. Herr Rentier Emil Meyer sagte mir gestern noch, wenn er jetzt nur das Köthener Wochenblatt lese und Goethes Gedichte im Schrank lasse, so möge sich das sein alter Ordinarius von Untersekunda zuschreiben, der ihn da zwei Jahre nach einander mit Goethes Glocke — oder war das von Schiller? — heimgesucht habe, und die Elektra bei Reinhardt sehe er sich nicht an, weil immerzu der Tell besprochen worden sei.

Auf Kunsterziehungstagen mündlich und in hundert Journalen und Broschüren schriftlich ist um die Zerstörung der Kunst durch die Schule geklagt worden.

Ein jugendfrohes Geschlecht führt das Wort, auf Tatendrang und Schönheitsgenuß gestimmt, und möchte von allen Ecken und Enden das Echo seiner Jauchzer hören; das Pflugland selber soll widertönen, und da es stumm bleibt, schilt man den Knecht, der es

nicht ordentlich beackert hat. Ohne Bild: Poesie soll über allen Herzen und in allen Herzen weben, und tut sie's nicht, so sind die Bildner daran schuld. Nun greift der Künstler selber die Sache an, hängt dem Bauernjungen den Mondaufgang im Steindruck von Kampmann und Dürers St. Hubertus auf, nimmt ihn an der Hand auf die Heide mit, läßt ihn die Schönheit des Heiderösleins anschauen und spricht ihm das Gedicht von Goethe so innig dazu, daß der Junge es Wort für Wort mit erlebt und beinah glaubt, er selbst habe es gemacht.

Die ganze Bewegung hat Recht und auch wieder Unrecht. Sie hat Recht, daß die Schule bis dahin wenig getan hat, zum Genuß der Schönheit anzuleiten. Es sollen Beispiele folgen, die zeigen, wie sie sich wohl um den Gedankeninhalt eines Gedichtes bemüht hat, wie sie aber an der Form, die doch den künstlerischen Wert erst vollendet, achtlos vorübergegangen ist. Und damit hat sie wirklich den Geschmack roh gelassen. Aber andererseits hat die Anklage Unrecht; die Lehrer waren nicht beschränkter als die übrigen Menschen, der Geschmack ist nun mal im ganzen rar, und wo nichts ist, hat auch der Künstler sein Recht verloren. Die Masse zur ästhetischen Kultur zu erziehen, ist nach Schiller eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert; man verzeihe es also den Lehrern, wenn sie allein in 80 Jahren nicht damit fertig wurden. Die Kunsterzieher von heute werden sich auch noch sagen lassen müssen, daß sie vom Ziel geblieben sind. Doch ich greife einige Bücher heraus, um den Stand der Dinge zu kennzeichnen.

Herausgegeben von gewissenhaften Schulmännern (wohl meistens seminaristisch und theologisch vorgebildeten) und verlegt von einer besonders angesehenen Leipziger Handlung ist das Werk „Aus deutschen Lesebüchern", eine Sammlung von Erklärungen. Es wird jedem angehenden Lehrer empfohlen und steht in jedem Konferenzzimmer. Ich selbst habe viele Notizen daraus willkommen geheißen und kann es heute noch nicht entbehren. Aber so oft es Schwierigkeiten des Inhalts erklären hilft, so oft versagt, ja verwirrt es in ästhetischen Fragen. Was sagt man, wenn Kindern Goethes „Gefunden" also beigebracht wird: „Ein Kind erzählt seinen Waldspaziergang. Es beginnt:

Ich ging im Walde so für mich hin (d. h. allein, in Gedanken vertieft und vor mich hinsehend) (!). Sein Sinn, d. h. seine Absicht (!) war es nicht, etwas Besonderes zu suchen, aber es sah, gleichwohl im Schatten, (d. h. da, wo die Bäume und Gebüsche

dichter standen und es weniger hell war) (!) ein Blümchen stehn, dessen herrliche Blüten in der Mitte gelb und nach dem Rande zu blau gefärbt waren (!), und die das Gedicht mit den Worten beschreibt: wie Sterne leuchtend, wie Aeuglein schön. Das sollte heißen: wie flimmernde Sterne glänzten die einzelnen Blüten aus dem Waldesdunkel hervor und blickten das Kind so treuherzig an, wie dies die Augen eines frommen Menschen tun. Nun kam dem Kinde rasch der Gedanke, das schöne Blümchen zu brechen (abzupflücken) und mitzunehmen. Aber dieses war darüber betrübt; denn wenn es abgepflückt worden wäre, so wäre es welk geworden (d. h. Stengel, Blätter und Blüten hätten sich schlaff herabgebogen) (!) und mit der Schönheit des Blümchens wäre es aus gewesen."

Nachher kommt eine „Vertiefung" in derselben Art und dann eine „Verwertung", bei der eine „Warnung vor jeder mutwilligen Zerstörung" angebracht wird. Aehnlich müssen der Erlkönig und der Fischer helfen, vor „dem Versucher außer uns und der bösen Lust in uns" zu warnen. Wie denkt man über Fragen zu Goethes Meeresstille: „Wo und wie entsteht zuweilen Meeresstille? Warum regt sich das Meer nicht? Was bekümmert den Schiffer? Warum Todesstille? Warum ist sie den Reisenden fürchterlich? Warum ist die Weite ungeheuer? Was sind Wellen?"

Wirklich greulich oder sagen wir lieber komisch wird der Belehrungsdrang des Erklärers bei Freiligraths „Löwenritt". Hier wird das Gedicht, es ist kaum zu glauben, mit dem Schüler zusammen im Anschluß an die Geographie von Afrika konstruiert und dann erst vorgelesen. Das geht so an:

„Entwirf einen Handriß von dem südlichen Teile Afrikas. (Das Kapland mit dem Tafelberg, die Randgebirge, Flüsse, Steppe Karoo, Wüste Kalahari und Insel Madagaskar sind zu fixieren). Denke, du ständest in dieser Gegend. Beschreibe das Bild, das sich deinen Augen darbieten würde (!). (Rings um mich ein weites Sandmeer, aus dem sich nur hie und da größere oder kleinere Buschbestände abheben. In der Ferne umschließen niedere Randgebirge das einförmige Bild). Nach welcher Richtung hin erreichen diese ihre höchste Erhebung? (Nach S in dem Tafelberg.) Mit welchem deutschen Berge haben wir ihn verglichen? (Brocken.) Führe die Vergleichung aus nach Angabe der Höhe (er kommt an Höhe und Umfang dem Brocken gleich), Form (erhebt sich wie dieser steil und hat ebenso einen abgeplatteten Gipfel, der aber eine größere Ebene bildet und dem Berge dem Namen gibt), Bekleidung (ist mit verschiedenen Holz-

arten bewachsen, die ihm im Scheine der Sonne eine „bunte, wechselnde" Beleuchtung geben) als Wetterpropheten (beide Berge deuten durch gewisse Zeichen oder „Signale" die kommende Witterung an). Nach welcher Richtung hin zeigt sich das Meer? (Nach O, denn da sind die Randgebirge sehr unbedeutend, ja wechseln teilweise mit Flachküste ab). Welche Insel lagert der Küste Afrikas im Osten vor? (Madagaskar). Was kannst du von der Tierwelt dieses Gebietes erzählen? (Trotz ihrer Dürre bietet die Steppe doch noch einer großen Anzahl von Wiederkäuern genügend Weidegrund; dahin gehören Gazelle, Giraffe, Antilope, Gnu.) Was weißt du von Antilopen, Gazellen Gnu? (Erstere sind wiederkäuende Horntiere, die herdenweise in Afrika und Asien leben. Sie sind zierlich von Gestalt, flüchtig in der Bewegung, sanft und schön von Auge. Das Gnu in Süd-Afrika ist von Eselsgröße, braun, mit Schweif und Mähne wie ein Pferd und mit Hörnern auf der Stirn, es ist reizbar und bösartig.) Woran erkennst du die Giraffe? (Sie hat einen sehr langen, starken, aber etwas steifen Hals und ist vorn viel höher als hinten; ihr Fell ist gelbweiß und rostbraun gefleckt). Was muß sie ihres Körperbaues wegen beim Trinken tun? (Sie muß knien.) An welches andere Wüstentier erinnert ihr Hals? (An das Kamel.) Und ihr Fell? (An den Panter oder Parder.) Deshalb nannten es die Alten auch Kamelpardel (Camelopardalis").

So werden alle Bestandteile des Gedichtes wie bunte Steinchen am Wege gefunden und zu einem „Kunstwerk" zusammengesetzt, allerdings zu einem Kunstwerk mit unverkennbaren Mängeln, „denn Livingstone bestreitet die Tatsache des Löwenritts mit den Worten: in manchen Fällen sind die Löwen wohl einem Pferde auf das Hinterteil gesprungen, dagegen hat sie noch niemand auf dem Widerrist einer Giraffe gesehen."

Ist es schon peinlich, wenn sich so in den Genuß des Schönen der übereifrige „Lehrer" mit seiner Weisheit eindrängt, so wird es ganz schlimm, wenn sich derselbe nun wirklich als Erklärer künstlerischer Schönheit versucht. Da fehlen öfter geradezu die Grundbegriffe. Als „Vertiefung" gibt es bei den meisten Gedichten einen Hinweis auf die „Charakterzeichnung", doch was sagt man zu folgender „Charakterzeichnung" im Anschluß an Goethes „Fischer": „Zeige, daß der Fischer berufseifrig, ruhig und still, leidenschaftslos, im Berufe listig, zäh, aufmerksam, erbarmungslos, dann schwankend, sehnsuchtsvoll, willenlos und zuletzt verloren (!) war! Weise nach, wie das Wasserweib eine Nixe, eine Bewohnerin der Tiefe, eine

Sängerin, eine Hüterin und Schirmerin der Fische, eine Lobrednerin der Tiefe, eine Versucherin und eine Siegerin im Wettstreite war." Zu dem Charakter des Ritterfräuleins Kunigunde gehört, daß sie „eine Dame des Hofes, schön, vielumworben, unvorsichtig, spöttisch, überrascht und erstaunt, gerührt, bestraft und verlassen ist!"

Und wie steht es nun mit der Würdigung der poetischen Form? Fast nie fehlt die Versicherung, daß das Gedicht „herrlich" sei, selbst eine elende Reimerei wie Schlegels Arion soll einem „prachtvollen Palast" gleichen. Weiteres ist häufig garnicht berührt und das ist bei Erklärungen, die auf jüngere Kinder berechnet sind, verzeihlich; der Lehrer würde allerdings gern auf dies und das aufmerksam gemacht sein. In anderen Fällen wird man belehrt, daß wir es mit Jamben oder Trochäen, männlichen oder weiblichen Reimen, mit dem Strophenschema aa bb c d c d zu tun haben, ohne daß diese Notizen untereinander und zu dem Inhalt des Gedichts in Beziehung gesetzt wären. Das ist wieder bloß Schulmeisterei. — Dann aber glücken wirklich auch ästhetische Würdigungen; es geht auch dabei nicht ohne Einbildungen, indem z. B. Trochäen ohne weiteres schwermütig genannt werden, oder etwa zur Sprache des Fischers bemerkt wird: „Schön ist die Steigerung (!): sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm, die sich dann umkehrt (!) in: sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm." Doch trägt z. B. die Erklärung zum Erlkönig unter gelehrtem Schutt manche feine Bemerkung mit herbei: „Glücklich gewählt ist die Form des Dialoges zwischen dem Kinde, dem Elfen und dem Vater und die knappe Einrahmung in zwei Erzählerstrophen. Die Eingangsfrage spannt die Aufmerksamkeit und stellt uns gleich mitten in die Handlung. Die Gegensätze und Steigerungen steigern in gleicher Weise das Interesse. Die Sprache der Ballade ist knapp und treffend und deckt sich vortrefflich mit der düsteren Situation und Stimmung, die das Ganze beherrscht. Die rasche Bewegung des Reitens, die steigende Angst des Knaben und das immer begierigere Herandrängen des Elfenkönigs ist höchst zutreffend durch die unverbundenen Hauptsätze, die männlichen Reime und das springende, vorwärts strebende Metrum ausgedrückt. Der Rhythmus: Jeder der Akzentverse besteht aus vier Tonhebungen und wechselnden Tonsenkungen; der Auftakt ist in echt deutscher Art frei behandelt. Der Vers: Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt, hat einen Takt mit drei Senkungen. Hierzu bemerkt Rud. Hildebrand: „Dem Erlkönig bricht seine Leidenschaft endlich in Ungeduld aus und über-

.rzt sich in der Rede. . . . Auch tritt nach „dich“ eine kleine
ısur, d. h. Pause ein, was der Freiheit wesentlich zu gute kommt.
:e Reime sind glatt oder sich nachbarlich berührend und männlich.
underschön ist die Lautmalerei (Onomatopöie). Man hört gleich-
n den Wind in den dürren Blättern säuseln, hört den kurzen,
rten Hufschlag des Rosses in den stumpfen Reimen, hört die leise
kende Stimme des Elfen, in dem vorherrschenden i Str. 3: Du
bes Kind, komm, geh mit mir — Str. 5: Ich liebe dich, mich
zt deine schöne Gestalt —, hört den beruhigenden Klang in der
:imme des Vaters aus dem vorherrschenden u, a und o und fühlt
s dem au und ä der Schlußstrophe sein wachsendes Grauen.

Allitteration: Meine Mutter hat manch gülden Gewand.

Assonanz und Allitteration: Bunte Blumen.

Annomination: Spiele spiel' ich mit Dir.

Polysyndese: Und wiegen und tanzen und singen Dich ein;
drei Einzelvorstellungen verschlingen sich zu einer sinnberückenden
samtvorstellung.“

Das Werk wird mit jedem Bande wertvoller und regt z. B.
· Goethes und Schillers Gedankendichtung durch wohl überlegte,
che Zusammenstellungen zu wichtigen Ueberlegungen an. Und
erhaupt, aller Anfang ist schwer und in jedem Falle behalten die
rausgeber das Verdienst, die Arbeit angegriffen zu haben. Sie
echen es schon im Vorwort aus, daß sie sich freuen wollen, wenn
ssere nach ihnen kommen. Und sind vorläufig nicht erst über-
upt die Besserwisser da?

An dies Werk von Elementar- und Seminar-Lehrern für die
hule reihe ich das Werk eines Oberlehrers für Leute von Bildung;
soll sich zeigen, ob die Schätzung des Aesthetischen besser gelingt,
nn sie nicht mehr vor Schulbänken versucht wird. Bielschowskys
Goethe“ ist sehr freundlich aufgenommen worden und hat auch mein Herz
wonnen; es spricht ein feiner Geist daraus, der sich in einen großen
egenstand liebevoll fleißig vertieft hat. Doch darf man Ein-
ndungen laut werden lassen, weil das Buch sonst einem Rückschlag
iegen könnte. „Die“ Biographie Goethes ist es noch nicht ge-
rden. Man hat ihm eine geradezu Goethische Sprache nachge-
ımt; wirklich ist sie klar und mild, doch oft bloß an Goethe an-
ehnt, und den Meister erreicht sie nicht Das zeigen harte Worte,
: die Herzogin Luise wird von ihrer Schwiegermutter „fast ganz
den Hintergrund gedrückt“; oder unklare Bilder wie: „an seinem
ıate, der sich neben den andern morschen, verbauten oder winzigen

Staatsgerüsten durch sein mächtiges, ehernes, blankes, zweckmäßiges Gefüge imponierend erhob"; „der in Liebeleien gehärtete Weislingen"; „der persönlich erlebte Hintergrund". Auch der Inhalt erfüllt noch nicht die letzten Wünsche. Bielschowsky verzichtet darauf, Goethes Größe an der Größe seiner ganzen Zeit zu messen; wohl fallen Blicke auf die Gipfel neben ihm, aber die Niederungen bleiben im Nebel. Dabei kommt es notwendig zu falschen Schätzungen. Daß der junge Goethe Käthchen Schönkopf nicht aus Standesstolz verschmäht haben könne, weil er in seinen Briefen mit Verachtung von diesen Dingen spreche, wird niemand überzeugen, der beobachtet hat, wie in dem aufgeklärten Jahrhundert solche Phrasen umgehen, ohne für entsprechende Gesinnungen zu bürgen. Daß die Mailänder den Herzog Carl August als principe uomo feierten, sollte man aufhören, anzuerkennen: sie rühmten ihm damit nur nach, was damals jede Stadt jedem Fürsten nachrühmte. Der Einfluß des Zeitgeistes auf den Werther wird erst hinterdrein und flüchtig berührt, Hermann und Dorothea sähe man gern in die Reihe der Huldigungen gerückt, die das ganze Jahrhundert für Homer hatte.

Aber noch innerhalb der freiwilligen Beschränkung des Buches erleben wir eine schmerzliche Enttäuschung: gerade zur Würdigung der künstlerischen Form Goethischer Poesie hat Bielschowsky wenig Mut. Sein Kapitel über die Lyrik läßt große Lücken. Da heißt es wohl mit schönen Worten: „Die Kunst der Darstellung zeigt sich in der Feinheit, mit der der Dichter die Regungen des menschlichen Herzens bloßlegt, wie in dem Hauch von Stimmung, den er über das Einzelne und Ganze auszugießen versteht, in der Zartheit der Linienführung und des Kolorits, die alles Eckige und Harte meidet, in der geschickten Kontrastierung, die jede einzelne Farbe kräftiger heraushebt, in der knappen Lebendigkeit, mit der eine Situation sich vor uns auftut und entwickelt, in der sicheren Gegenständlichkeit, mit der er alles vor uns hinstellt." So fein das klingt, so wenig hilft es dem Leser, der selber ehrlich bewundern möchte; Beispiele müßten folgen, doch sie bleiben aus, denn „sie stehen jedem lebendig vor Augen, der Goethe kennt." Ja, von Vers und Reim zu sprechen, wird ausdrücklich abgelehnt: warum? Weil Goethes Prosa oft ebenso poetisch klinge wie sein Vers und also in diesem der Zauber nicht stecken könne. Wozu mag Goethe nun überhaupt in Versen geschrieben haben! Und dabei erwähnt Bielschowsky selber, daß dem Dichter nach seinen eigenen Worten manchmal der Rhythmus vor dem Text gekommen ist. — Nun wendet er sich um so mehr dem Inhalt

zu und verliert sich da bis in eine unglückliche Grübelei über den „tieferen Sinn“ der einzelnen Gedichte. Der Erlkönig „malt die Gewalt der unteren Götter über die schwachen Geister“; denn „hinter dem kranken Kinde steht das Kind überhaupt. Solche — gesunde — Kinder sind die meisten Menschen . . . sie verlieren durch ihre Einbildungen das Leben.“ So wird aus einem großartigen Phantasiestück eine förmliche Moral herausgeschraubt. Aehnlich geht es mit dem Fischer, trotzdem Goethe selber mit der Bemerkung vorgebeugt hat, er habe nur das Gefühl des Wassers ausdrücken wollen. Auch in dem getreuen Eckart „liegt mehr“, als auf den ersten Blick erscheint; denn er birgt die Erkenntnis, daß man von seinen „Plänen und Entwürfen“ nicht sprechen soll. Von solchen Verirrungen gibt die erste Seite des ersten Kapitels schon ein Vorspiel. Der alte Goethe plaudert sich in seine Lebensgeschichte liebenswürdig hinein mit der Kleinigkeit, daß er durch Schuld der Hebeamme schwarz und für tot zur Welt kam und daß sein Großvater daraufhin die Ausbildung der Hebeammen verbesserte; so habe seine Geburt jedenfalls ein Gutes gehabt. Daraus wird bei Bielschowsky: „in göttlicher Ironie brachte das Schicksal den herrlichen Lichtbringer schwarz zur Welt.“ — Wie die Gedichte nur inhaltlich gewürdigt werden, so auch die Dramen. Zur Sprache der Iphigenie wird wohl bemerkt, daß sie voller Wohllaut sei, aber damit ist es getan; gar für die Sprache des Tasso findet man kein Wort. Und wie weit ist es doch von dem entschlossenen Stil der Iphigenie, der jede Empfindung mit dem glücklichsten Ausdruck packt (rege Wipfel; öffne den Strömen, die hier sieden, einen Weg) zu dem schillernden Stil des Tasso, der einen Ausdruck nimmt, verbessert oder ersetzt und mit geistreichem Spiel schließlich den Leser ermüdet. „Du scheinst bedenklich, doch du scheinst vergnügt“; „ich bedenke, wie man wenig ist; und was man ist, das blieb man andren schuldig“; „er trifft mich zwar, doch trifft er mich nicht tief“; „es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht; wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen“; „und dennoch lebst du noch und fühlst dich an, und fühlst dich an und weißt nicht, ob du lebst“; „ich bin nicht mehr ich selbst, und bin's doch noch so gut, als wie ich's war; es scheint ein Rätsel und doch ist es keins“; „er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt — du bist nicht unnütz, eben weil du ruhst“; „er wird es ungern tun und ich befürchte fast, er tut es nicht“; „das dank' ich dir, und will dir's gern verdanken“; „ich glaub' es kaum; ich glaub' es wohl und möcht' es mir verschweigen“; „ich bin gesund, wenn ich mich meinem Fleiß

ergeben kann, und so macht wieder mich mein Fleiß gesund"; „mir läßt die Ruh' am mind'sten Ruhe." Man wird es satt, wenn „um die Dinge, die des Menschen Brust so freundlich und so fürchterlich bewegen, mit Grazie die Rednerlippe spielt" und findet erst recht, was die Prinzessin schon findet: „Du sagst mir Dinge, die mir beinahe nur das Ohr berühren und in die Seele kaum noch übergehn." Im Tasso ist ein Strom von Leidenschaft auf Wasserkünste geleitet, die manchmal geradezu wie die Lessingschen Fontänen springen.

Daß Bielschowsky wohl der Mann gewesen wäre, auch in die Schönheit der Form einzuführen, zeigen ein paar Sätze, die er dem Stil des Werther gönnt. „Von den großen, in prachtvollen Kaskaden fortstürzenden Perioden am Eingang des Werther bis zu den letzten knappen Lapidarsätzen, die wie dumpfe Geschützsalven über das Grab rollen, packt und schüttelt dieser Stil unser Herz."

Dem Unvermögen der Oberlehrer verspricht der Universitätsprofessor Litzmann abzuhelfen. Er hat uns zu Goethes Lyrik „Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten" beschert und will mit dem Buch den künftigen Lehrer des Deutschen anleiten, „eine Dichtung als Kunstwerk aufzufassen . . und diese Auffassung dann auch den von ihm Lernenden wieder mitzuteilen."

Gerne wird man anerkennen, daß Litzmann es versteht, Dunkelheiten in Goethes Werken durch Goethes Schicksale aufzuhellen und umgekehrt aus der Dichtung auf die Entwicklung des Dichters Licht zu werfen. Schwierigkeiten, wie sie z. B. die „Zueignung" mit der rätselhaften Frauenerscheinung bietet, lösen sich befriedigend, wenn man mit Litzmann die ganzen Strophen als eine Art Zwiesprache mit Frau von Stein betrachtet. Damit ist der Gedankengehalt der Zueignung aufgeklärt; wie steht es nun um die Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten? Wieso ist das Gedicht schön? Da schweigt das Buch. Oder findet man etwa eine Erläuterung in den Bemerkungen zu der Eingangsstrophe:

> Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte
> Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
> Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte,
> Den Berg hinauf mit frischer Seele ging.

„Ein Eingangsakkord von wunderbarer Prägnanz!

In diesen vier Versen ist eine Fülle von Anschaulichkeit zusammengedrängt, die auch dem, der sich im Augenblick dieses Reichtums nicht klar bewußt wird, ein Gefühl tiefen Behagens über die

Seele ausströmt. Und zwar wird dies bewirkt ebenso sehr durch die Stimmung, aus der heraus der Dichter zu uns spricht, wie durch die Art, in der er diese Stimmung uns vermittelt.

Jedes charakterisierende Beiwort hat eine eigentümlich erschließende, suggestive Kraft, die gleicherweise dem seelischen wie dem landschaftlichen Bilde zugute kommt! Erste Morgenfrühe. Ein einsamer Wanderer, der die Nacht im Tal in „stiller" Hütte geruht hat, vom „leisen" Schlaf, der ihn „gelind" umfangen, erquickt, zur Höhe wandert mit „frischer" Seele."

Litzmann beteuert: Die Strophe ist wunderbar, er kostet sie noch einmal durch, doch unser Seufzer fragt immer noch: wo steckt die Schönheit? Ich kannte einen ganz respektablen Lehrer, der den Primanern Wanderers Nachtlied vorlas und sich dann mit dem emphatischen Zusatz abfand: „ja, das ist schön!"

Bei dem Gedicht „Auf dem See" (Und frische Nahrung, neues Blut saug' ich aus freier Welt) wird gerufen: „Ein lyrisch malerisches Stimmungsbild von unsagbarer Schönheit, Anmut und Kraft, und von einer malerischen bis auf den Rhythmus sich erstreckenden Eindringlichkeit." Was diesem begeisterten Urteil zur Begründung folgt, sind wieder nur Versicherungen bis auf die Beobachtung, daß in den Pausen des Empfindungsganges der Rhythmus wechselt; aber nicht einmal zu der Art der Rhythmen wird etwas bemerkt.

Noch bedenklicher bin ich gegen das Kapitel, das der Klage „An den Mond" gewidmet ist (Füllest wieder Busch und Tal). Hier ist von ästhetischer Erläuterung gar keine Rede, sondern an ihre Stelle schiebt sich eine philologische Erörterung, die den Genuß wenigstens für gewöhnliche Leser trübt. Ich denke dabei weniger an die Behauptung, daß das Gedicht von Frau von Stein gesprochen zu denken sei, obschon ich keinen triftigen Grund für diese Annahme sehe. Daß Goethe die Freundschaft nicht habe selig preisen können, weil er keinen nächsten Freund hatte, ist überflüssige Sorge; es genügt, daß er sie sich denken und ersehnen konnte. Und soll es wirklich Frau von Steins Empfindung sein:

> „Rausche, flüstre meinem Sang
> Melodien zu,
> Wenn Du in der Winternacht
> Wütend überschwillst" . . .

Doch mehr Verwirrung befürchte ich noch davon, daß bei Litzmann die Geschichte von dem Selbstmord des Fräuleins von Laßberg einen so breiten Raum einnimmt. Der Goethephilologe muß darüber

Bescheid wissen, ihm ist es wertvoll, hier ein Goethisches Gedicht entstehen, sich wandeln und sich vollenden zu sehen. Wenn sich aber der künftige Lehrer des Deutschen, für den Litzmann schreibt, einfallen läßt, daß diese ganze Entwicklungsgeschichte des Gedichtes irgend etwas helfe, das Gedicht in seiner Schönheit zu würdigen, dann hat ihn ein Irrlicht verlockt; er braucht den Primanern nur ein Wort davon zu sagen, daß ein Selbstmord aus unglücklicher Liebe das Gedicht wach rief, und die Jungen lesen die Verse nicht mehr ohne ein williges Gruseln. Goethe überwand das Ereignis mit seiner Poesie, die Schüler bleiben unter dem Eindruck des Ereignisses.

Litzmann hat als Literarhistoriker anerkannte Verdienste. In seinem Buch beweist er auch Geschmack und nicht gewöhnliche Empfänglichkeit für Poesie. Aber das Schöne empfinden heißt noch nicht das Schöne erklären, und so bleibt seine Arbeit ein Versuch. Als Versuch bezeichnet er selbst sie auf dem Titel. Da sollte er sich nicht so hoch über den Schulmeister erheben und schreiben: „Auch darin sind wir wohl alle einig, daß gerade in diesem Punkt der heutige deutsche Unterricht in den höheren Lehranstalten viel, wenn nicht alles zu wünschen übrig läßt"; und sollte sich nicht als den Retter ankündigen. Doppelt kränkt diese Bemerkung in einem Buch, das dem jungen deutschen Kronprinzen gewidmet ist.

Nach diesen Proben wird man begreifen, daß um die Poesie in der Schulstube laut geklagt wurde. Gerade auch die Laien als die Betroffenen durften schelten. Aber man soll bedenken, wie große Schwierigkeiten wir Lehrer zu überwinden haben, Widerstände, die in der Poesielosigkeit der meisten Schüler und in der Schwierigkeit aller Kunsterklärungen liegen. Es wird noch viele Versuche gelten, ehe ein Ausweg gefunden ist, und in einen Lorbeerhain wird sich die Tertia in alle Ewigkeit nicht verwandeln. Der Volksschullehrer M. A. Vogel hat im Kunstwart (1905) gezeigt, wie er mit aller Macht in seinen Schülern die Stimmung des Gedichtes auszulösen sucht, ich glaube: mit zu viel Mitteln; der Seminarlehrer A. M. Schmidt hat in eigenen Büchern dasselbe und noch mehr unternommen, indem er die Schönheit nicht bloß empfinden läßt, sondern auch erklärt. Ich schätze seine Arbeit sehr hoch, glaube aber, daß auch er zu viel Stimmung zaubern will — er wandert schon oft aus der Schulstube aus und sucht den Wald in heil'ger Morgenfrühe oder das Feld im Sternenlicht — und auch mit den Erklärungen zu viel tut. Uhlands Frühlingsglauben zu erläutern, braucht er 30 mal so viel Raum, wie das Gedicht selber beansprucht. Ich will

nun versuchen, an einigen Gedichten künstlerische Schönheiten für Schüler höherer Schulen zu erklären. Stimmung versuche ich zu machen, indem ich nach wenigen Sätzen der Vorbereitung das Gedicht so ausdrucksvoll wie mir möglich vorlese. Von den Erklärungen, die hier nun im Druck folgen, glaube man nicht, sie müßten alle und überall vorgebracht werden. Ich greife selber heraus; man muß dem Begabten den Steigbügel zeigen, dann mag er sich aufs Pferd schwingen und selber reiten lernen.

Goethes Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlkönig mit Kron und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen sind an dem Strand,
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan!

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

Es ist Nacht, eine windige, herbstliche Nacht, die Nebel ziehen. Alte Weiden stehen am Wege und schimmern mit fauligem Holz wie seltsam verkrüppelt pflegen sie zu sein.

Da reitet der Vater mit seinem Sohne. Dreimal wird in der ersten Strophe versichert, daß das Kind wohl geborgen ist; warum: dreimal? Sollte man denn etwas befürchten?

Da läßt sich wirklich etwas erst sehen, dann hören, leise. Was ist es? In der zweiten Strophe fragt der Sohn einfach: „Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?" In der vierten verdoppelt er aufgeregt die Anrede: „Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht..?" In der sechsten bleibt die zweifache Anrede, und in dem Worte düster spricht sich das Bangen aus: „Mein Vater, mein Vater und siehst du nicht dort . . .?" In der siebenten tönt nur noch ein Schrei. — Der Vater erklärt in der zweiten Strophe nur: „Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." In der vierten beruhigt er, eh er erklärt: „Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!" In der sechsten kommt auch ihm die beschwörende doppelte Anrede: „Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau . . ." Nach der siebenten bleibt ihm das Wort in der Kehle stecken; er spornt sein Roß. — Der Erlkönig erschreckt die beiden. In der dritten Strophe lockt er freundlich: „Du liebes Kind", in der fünften schmeichelt er: „feiner Knabe", und es klingt zweideutig, was er von seinen „nächtlichen" Töchtern und gerade mit seinem letzten Wort sagt: sie „singen dich ein." In der siebenten Strophe fehlt die Anrede ganz, und das letzte, laute Wort ist Gewalt.

Zum Schluß eine Strophe mit gedrängtem Inhalt und ganz am Ende das Rätselwort: tot.

Die Form wird durch den Inhalt gedrängt und macht keine Umstände. Die Sprache ist schlicht, kaum ein Ausdruck entfernt sich vom Alltäglichen (gülden 3), ja es wird sogar volkstümlich widerholt: „Spiele spiel' ich." — Bis auf zwei Ausnahmen haben wir nur Hauptsätze und kurze; das läßt beim Lesen und beim Vortrag eilen. Garnicht angegeben wird, wer spricht; nach wenigen Zeilen der Vorbereitung hören wir Stimmen um uns schwirren, ohne vorher zu wissen, von wo sie kommen. — In der Folge der Laute schon meint man öfter den Inhalt mit den Lippen zu kosten; alle drei Male häufen sich am Anfang der Worte des Erlkönigs die hellen e und i: „du liebes Kind, komm, geh mit mir! Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir." „Willst feiner Knabe, du mit mir gehn?" „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt." In der vierten Strophe ahmt

der Vater das Geräusch, das den Sohn erregt, mit den r und t und s nach: „In dürren Blättern säuselt der Wind.“

Alle Reime sind einsilbig, die Reimstellung ist die einfachste (a a b b).

Rhythmisch sind alle Verse nur darin gleich, daß sie vier Hebungen haben; die Zahl der Senkungen schwankt zwischen eins („Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif“) und zwei („Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht . .“), einmal — und an welcher Stelle! — jagt man über drei („Ich liebe dich, mich . . .“). Dazu steht als einzelne Senkung öfter eine kurze Silbe (es „ist der“ Vater), als doppelte eine lange und eine kurze (bang dein Gesicht; mein Vater, mein). Das erhöht den Eindruck der Unregelmäßigkeit. — Eine Silbe steht als Auftakt; in der dritten Strophe stehen einmal, in der fünften zweimal zwei Silben (Meine Mutter, Meine Töchter), in der sechsten und siebten fehlt der Auftakt je einmal (Erlkönig). Und grade dort in der sechsten Strophe läuft einmal der Satz über das Versende fort („und siehst du nicht dort — Erlkönigs Töchter . . .“) — Der ganze Rhythmus spiegelt also die steigende Unruhe ab.

Wie hat Schubert die Hast des Inhalts und der Form in ein Geflatter ängstlicher Töne einzufangen gewußt.

Heine, Belsazar.

1. Die Mitternacht zog näher schon;
   In stummer Ruh' lag Babylon.
2. Nur oben in des Königs Schloß,
   Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.
3. Dort oben in dem Königssaal
   Belsazar hielt sein Königsmahl.
4. Die Knechte saßen in schimmernden Reihn
   Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.
5. Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
   So klang es dem störrigen König recht.
6. Des Königs Wangen leuchten Glut;
   Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.
7. Und blindlings reißt der Mut ihn fort,
   Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.
8. Und er brüstet sich frech und lästert wild;
   Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.
9. Der König rief mit stolzem Blick;
   Der Diener eilt und kehrt zurück.

10. Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt,
Das war aus dem Tempel Jehovas geraubt.

11. Und der König ergreift mit Frevlerhand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis zum Rand;

12. Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

13. „Jehovah, dir künd' ich auf ewig Hohn!
Ich bin der König von Babylon."

14. Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

15. Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

16. Und sieh und sieh, an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menschhand.

17. Und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand.

18. Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Kien und totenblaß.

19. Die Knechteschar saß kalt durchgraut
Und saß gar still, gab keinen Laut.

20. Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

21. Belsazar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

Nächtlich ruht die Stadt. Doch im Schlosse oben sehen wir ungewissen Lichterschein („flackert's"), nun hören wir Stimmengetöse, jetzt stehen wir im Saal und wissen, was vorgeht: Belsazar zecht mit seinen „Knechten." Wilder wird das Gelage, der König lästert in trunkener Vermessenheit. Ein Befehl von ihm tönt in den Lärm — man kann ihn nicht verstehen. Doch bringt ein Diener einen heiligen Becher. Der Despot setzt ihn an seine gedunsene Lippe, er schreit dem Jehovah ein Hohnwort zu und bekennt sich hinterdrein mit seinem Namen zu dem Frevel. Doch da ergreift ihn plötzlich ein Grauen, nun überträgt sich's auf die Knechte, und da erscheint etwas — was ist es? — an der Wand, schreibt, schreibt und schwindet. Totenblaß sitzt der König, dessen Wangen eben noch „Glut geleuchtet", gar still sitzen die Knechte, die eben noch „gelärmt" und „gejauchzt". Kein Weiser deutet die Schrift. Und jetzt hören wir nur noch mit dürren Worten, anhangsweise — denn eine Verbindung mit dem vorigen ist zwar vorhanden, doch nicht ausgesprochen — ohne einen Ton des Bedauerns von Belsazars Ermordung. Das letzte Wort

es Gedichtes ist das verächtliche „umgebracht“. Dem Dichter ist as schaurige Ende des schaurigen Königs selbstverständlich. Dieser Schluß ist gewaltig; man meint den unbeirrbaren Schritt des Schicksals u hören.

Die Sprache ist voll Kraft und Leben; man sehe nur die vielen herzten Verben der ersten acht Strophen an! (zog, flackert, lärmt). - Besondere Kunstmittel erhöhen die Wirkung. Man überlese noch nmal die Strophen 2—8.

2. Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.
3. Dort oben in dem Königssaal
Belsazar hielt sein Königsmahl.
4. Die Knechte saßen in schimmernden Reihn
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.
5. Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.
6. Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.
7. Und blindlings reißt der Mut ihn fort,
Und lästert die Gottheit mit sündigem Wort.
8. Und er brüstet sich frech und lästert wild;
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.

Von Strophe zu Strophe rafft hier der Dichter ein, zwei Worte erüber und überbietet sie durch Zusatz (lästert — lästert wild) — n fortreißendes Tempo des Vortrages. Und diese Flut bleibt stehen it dem Augenblick, wo der König seinen Befehl ruft; der Schwall erstummt, alles sieht in atemloser Spannung auf ihn. — Mit unst werden in den Strophen 16 und 17 die Worte „Und sieh“, an weißer Wand“ (diese sogar im Reim), „Und schrieb“ wiederholt. Will der Schrecken nicht weichen! Und in den Strophen 18 und 19 hrt dreimal „saß“ wieder: noch immer wagt sich keiner zu rühren!

Die kurze Strophe, der einsilbige Reim dienen der forteilenden ntwicklung des Inhalts. Mit dem Reim ist es nicht immer genau enommen (wild — brüllt); im Reim auf saß (18) sieht das Wort aß selber bleich aus.

Jeder Vers hat vier Hebungen, auffallend aber schwankt die ahl der Senkungen. In den ersten drei Strophen steht immer ur eine, der Vers geht ganz ruhig, ausgenommen bei „flackert's“ Da flackert's, da lärmt)! In der vierten und fünften, bei dem ärm der Knechte, schwillt das Maß zu zwei Senkungen auf. In

der sechsten wird es wieder gezügelt — der König tritt hervor — um dann aufs neue auszulegen. Wieder wird es angezogen: der König ruft seinen Befehl (9), und wieder greift es dann aus. Aber von 14 an geht es im Schrecken zumeist den langsamen Schritt. Wie zwei Renner, die ins Gebiß knirschen, sind die Verse. In der 18. Strophe streitet einmal der Wortakzent gegen den Versakzent (der König stieren Blicks da saß) und hält die Stimme auf — an bedeutungsvoller Stelle!

Wandrers Nachtlied:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Des Dichters Auge ruht spähend auf der Ferne:

Ueber allen Gipfeln. . .

„Ist Ruh", tönt es wie mit veränderter Stimme, mit untertauchendem Rhythmus (—∪—∪—∪/∪—). Und wieder lauscht er hinaus und hinauf: „In allen Gipfeln — Spürest du — Kaum einen Hauch;" die Reime halten den kurzen Satz zweimal im Gange auf, als ob der Fuß zum Horchen gehemmt würde (∪—∪—∪/—∪—/. . .), und die Pause hinter dem Spürest du wird noch dadurch größer, daß der nächste Vers mit dem Ton einsetzt: Kaum einen Hauch: dafür erleichtert er die gespannte Brust in einer Doppelsenkung (—∪∪—). Nun kommt eine Hast in den Vers, als ob ihn ein Bangen triebe: Die Vögelein schweigen im Walde (∪—∪∪—∪∪—∪), und in zwei Silben nacheinander gellt das ei (Vögelein schweigen). Die Stille ängstigt! Und wieder mit zwei kurzen Versen fällt das dunkle Wort voll Warnung und Trost hinein: „Warte nur, balde — Ruhest du auch." Dabei liegt ein besonderer Ton auf dem Worte balde; der Reim (der hier noch dazu näher steht als sonst) hebt es aus dem Fluß des Satzes heraus. Und wie wunderbar atmet das Gedicht aus mit dem Reim auf Hauch.

C. F. Meyer, Reqiem.

Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkel es den andern
Mit vertrauten Tönen vor.

Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!

Auch hier lauscht ein Dichter auf die Töne der sinkenden Nacht;
ist Goethe aus der Niederung emporgestiegen, bis er über alle
l wegschaut und nichts mehr vernimmt, als die geheimnisvollen
men der eignen Brust, träumt hier ein Jemand auf der Bank
seinem Hause an der Dorfstraße in das Dunkel und stimmt
Klage mit den Glockenchören aller Dörfer ringsumher zu-
en; an allen Orten, in allen Herzen erwacht jetzt das alte Leid
ie Finsternis des Lebens, das rätselvolle, unausgesprochene, un-
rechbare Leid, und die Glocken läuten die bangen Töne aus.
n hallen sie von allen Seiten herüber, dumpf und ernst (die
Strophe wählt lauter Worte und Reime mit dunklem und
jem Ton: Dorf — Strahl — verlor), und nun erklingt auch
r Nähe von der Kirche des eignen Dorfes der tröstliche Klang
er zweiten Strophe hellen sich die Worte und Reime auf:
lein — geschwiegen), mit dem Worte jetzt endet das Gedicht in
Geflüster, das vor Ehrfurcht verstummt. Was bei Goethe
schaftlich bewegtes Gespräch des eigenen Herzens war, ist hier
gangen in eine Gebetsfeier der ganzen Menschheit.

Das erleichterte Herz schaut wieder froh in den Morgen:

Mörike, Mein Fluß.

1. O Fluß, mein Fluß, im Morgenstrahl!
Empfange nun, empfange
Den sehnsuchtsvollen Leib einmal
Und küsse Brust und Wange!
— Er fühlt mir schon herauf die Brust,
Er kühlt mit Liebesschauerlust
Und jauchzendem Gesange.

2. Es schlüpft der goldne Sonnenschein
In Tropfen an mir nieder,
Die Woge wieget aus und ein
Die hingegebnen Glieder;
Die Arme hab' ich ausgespannt,
Sie kommt auf mich herzugerannt,
Sie faßt und läßt mich wieder.

3. Du murmelst so, mein Fluß, warum?
Du trägst seit alten Tagen
Ein seltsam Märchen mit dir um

Und mühst dich, es zu sagen;
Du eilst so sehr und läufst so sehr,
Als müßtest du im Land umher,
Man weiß nicht wen, drum fragen.

4. Der Himmel blau und kinderrein,
Worin die Wellen singen,
Der Himmel ist die Seele dein:
O laß mich ihn durchdringen!
Ich tauche mich mit Geist und Sinn
Durch die vertiefte Bläue hin
Und kann sie nicht erschwingen!

5. Was ist so tief, so tief wie sie?
Die Liebe nur alleine.
Sie wird nicht satt und sättigt nie
Mit ihrem Wechselscheine.
— Schwill an, mein Fluß, und hebe dich!
Mit Grausen übergieße mich!
Mein Leben um das deine!

6. Du weisest schmeichelnd mich zurück
Zu deiner Blumenschwelle.
So trage denn allein dein Glück
Und wieg' auf deiner Welle
Der Sonne Pracht, des Mondes Ruh;
Nach tausend Irren kehrest du
Zur ew'gen Mutterquelle!

„Mein“ Fluß, sagt der Dichter, er kennt und liebt ihn, er wiederholt froh und weich Gruß und Anruf (Mein Fluß, mein Fluß, im Morgenstrahl! Empfange nun, empfange); er hat sich nach dem Treuen gesehnt und begehrt seinen Kuß. Dafür nimmt der Strom ihn mit „Liebesschauerlust“ und „jauchzendem Gesange“ in die Arme. Nun kostet der Schwimmer nur die Wonne der Bewegung, mit den Wellen spielend; jetzt lauscht er auf ihr Gemurmel; er als Freund versteht, was es sagen will. Sein Auge schaut in des Flusses Seele — denn nichts anderes ist das dunkle Himmelsblau seiner Fluten — und sie ist ihm unergründlich wie die Liebe, und wieder ringt er mit dem vertrauten Element. Die Freunde scheiden — schmeichelnd der Fluß — und der eine ruft dem andern sein Abschiedswort nach; zum Urquell kehrt der Fluß zurück, zum Urquell der Mensch.

Das Gedicht entzückt durch die seltene Innigkeit, ja Zärtlichkeit, mit der der Dichter in der Natur lebt und webt, ganz in den Augenblick verloren, und doch im Augenblick voll feiner Gedanken.

Sprache ist einfach und doch eigen; das Gefühl oder das
) wird öfter auf einen merkwürdig verkürzten Ausdruck gebracht
ısuchtsvollen Leib; fühlt mit Liebesschauerlust; es schlüpft der
ne Sonnenschein in Tropfen an mir nieder; wieget aus und
der Himmel blau und kinderrein, worin die Wellen singen; die
iefte Bläue erschwingen; mit Grausen übergieße mich; des
ndes Ruh). Die wechselvolle Reimstellung schmiegt sich dem
ten Zauber des Inhalts an (a, b, a, b, c, c, b); in der Strophe 1
t ein Binnenreim mit: Er fühlt mir schon herauf die Brust —
fühlt mit Liebesschauerlust. Der Rhythmus erinnert von ferne
Goethes Fischer; wir haben auch hier glatte Jamben, in der 2.
6. Strophe noch durch Stabreim geebnet (die Woge wieget aus
ein; und wieg' auf deiner Welle), und es wechseln nämlich
je von vier Hebungen mit solchen von dreien, nur unregelmäßiger
b, a, b, a, a, b); und dann und wann schwingt sich der Satz
zwei Verse fort.

Unerschöpflich ist die Poesie des Wassers:

Goethe, Mahomets Gesang.

1. Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

2. Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

3. Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

4. Drunten werden in dem Tal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.
Doch ihn hält kein Schattental,
Keine Blumen,

Die ihm seine Knie' umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

5. Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: „Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!" —

6. „Kommt ihr alle!" —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

7. Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Türme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle hinter sich.

8. Zedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

9. Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Der tiefsinnige Gedanke, der in Mörikes Gedicht zum Schlusse gerührt war, trägt hier den ganzen Hymnus: daß der Mensch m Strome gleich in Gott, den Ozean, mündet, aus dem er kam; r ist hier noch das Beherrschende des großen Menschen in dem lde des Hauptstromes herausgehoben.

Die Sprache ist kühn und dunkel: durch „Gipfelgänge" jagt r Fluß, „schlangenwandelnd" zieht er durch die Ebene, in „rollen- m Triumphe" rauscht er, der „Türme Flammengipfel" (die abend- ten) läßt er zurück, Zedernhäuser sind die Schiffe. Mächtig belebt) das Unbelebte: freudehell blinkt das erste Naß, jünglingsfrisch ızt es zu Tal und aufspritzend jauchzt der Bach, hascht nach den eseln und reißt gebieterisch die andern Quellen fort; mit stolzem ußtritt" schreitet er, der Tau-Dunst ist sein Hauch, die Bäche ıschlingen sein Knie. Und so dringt und wächst er weiter zum ırsten und Atlas. Neben gewagten Kürzen („über Wolken" V. 4. 9 f den Gipfeln des Gebirges) stehen feierliche Wiederholungen:

> Und die Flüsse von der Ebne
> Und die Bäche von den Bergen
> Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
> Bruder, nimm die Brüder mit!
> Mit zu deinem alten Vater,
> Zu dem ewgen Ozean.

Und wieder: — — — Bruder,

> Nimm die Brüder von der Ebne
> Nimm die Brüder von den Bergen
> Mit, zu deinem Vater mit!

Der Satzbau geht von dem kurzen Ausruf: Seht den Felsen- ell, Freudehell, Wie ein Sternenblick! bis zu rollenden Perioden 2—40, 56 ff) wie am Schluß:

> Und so trägt er seine Brüder,
> Seine Schätze seine Kinder
> Dem erwartenden Erzeuger
> Freudebrausend an das Herz.

Der Dichter gebietet über eine Sprache, nicht ärmer als die s Wassers vom Quellgeplätscher bis zum Meeresrauschen.

Der Rhythmus zeigt Trochäen (— ◡). Die Zahl der Hebungen in n einzelnen Versen ist ungleich, vom 24. Verse an sind es mit ıer Ausnahme (V. 39) vier; denn das „Schlangenwandelnd" in und „Bäche schmiegen" in 28, das „Kommt ihr alle" und „Und n schwillt er" in 49. 50 könnte ich auch in eine Zeile setzen.

Nur der Sinn, nicht der Rhythmus gebietet diese Pausen. Das Vierhebige wird dem Ohre eingeschärft durch den Satzbau und die einsilbigen Ausgänge in 26. 31. 35. 37. 48. 52. 55. 59. 64. 68. Sie halten die Stimme auf, da durch sie zwei Hebungen an einander gerückt werden. Bis sich das Maß zu dem marschierenden Gleichschritt geordnet hat, schwirrt es in Unrast. Die einsilbigen Endungen der ersten drei Verse mit dem einen Reime sprudeln gegen einander, und weiterhin lassen die einsilbigen Ausgänge in 7. 15. 17. 18. 21. 22 und die beiden Reime in 7. 8 und 10. 11 nicht zur Ruhe kommen. So wächst auch der Vers aus dem Spiel des Knaben zur gedrungenen Kraft des Mannes heran.

Goethe schrieb das Gedicht Vierundzwanzigjährig als einen Lobgesang zu Ehren Mahomets. Es spricht hier derselbe hohe Glaube an die Wahrhaftigkeit und innerliche Größe einer fremden Religion, der fünf Jahre später in Lessings Nathan eifernder zu Worte kam.

Eine Schrift zum jüngsten Encyklikastreit aus dem untergehenden alten Rom:
Ciceros „de natura deorum“.

Von

Hermann Lufft, München—Leipzig.

Einleitung.

Die fast widerspruchslos erfolgte Annahme der Encyklika in der katholischen Kirche bringt einen wichtigen kulturhistorischen Entwicklungsprozeß unserer jüngsten Vergangenheit zu einem gewissen Abschluß. Die kommenden Jahrzehnte werden in nicht unbedeutendem Maß unter den praktischen Wirkungen dieses Ereignisses stehen.

Rom hat nach hundertjährigem Kampf, der mit dem Ausgang der französischen Revolution einsetzt, seine Herrschaft über den katholischen Klerus und die katholische Laienwelt nicht allein wieder hergestellt, sondern es hat diese Herrschaft in weiterem Umfang begründet, als dies jemals der Fall war. Die tatsächliche Macht, die das Papsttum heute über die ganze Organisation seiner Kirche ausübt, hat es vielleicht schon einmal auf dem Höhepunkt seiner mittelalterlichen Entwicklung, in der Zeit von Innozenz III. bis Bonifaz VIII. besessen. Aber damals fehlte dieser Macht noch die unanfechtbare Fundierung, kraft deren jeder als Häretiker ohne weiteres aus der Kirche ausgeschlossen ist, der sich dieser Macht zu widersetzen, die unbedingte Befehlsgewalt des römischen Papstes anzuzweifeln wagt. Damals stand noch die Kirche als Ganzes über dem Papst. Die großen mittelalterlichen Reformkonzilien betrachteten es noch als ihr selbstverständliches Recht, Päpste zur Abdankung zu zwingen und einzusetzen. Das Infallibilitätsdogma hat dem Papst diktatorische Macht über die Kirche verliehen. Was das Infallibilitätsdogma theoretisch brachte, das führt die Encyklika pascendi praktisch konsequent durch. Sie bringt die Vernichtung der Freiheit des Gewissens und

die Vernichtung der Freiheit der wissenschaftlichen Forschung. Sie wird in dem katholischen Klerus der Zukunft eine Rom unbedingt ergebene Armee schaffen.

Der moderne Großstädter ist geneigt, die hier heraufziehende Gefahr zu unterschätzen. Er nimmt im großstädtischen Leben des Alltags fortwährend gewaltige Eindrücke in sich auf, denn hier konzentriert sich das Ringen der Menschen um die Herrschaft über die Erde, hier ist aus einer freien Natur eine Welt von Kulturgütern geschaffen. Aber er sieht auch die Opfer, die das Menschengeschlecht seiner eigenen Kultur bringen muß. Er kennt die verschiedensten Menschenschicksale und die Charaktere, die diesen entsprechen. Er kennt die Tragik des Menschenlebens, seine unlösbaren Probleme, seine widerspruchsvollen Bedürfnisse. In dieser ganzen großen Welt, die ihn umgibt, ist nichts wunderbar und metaphysisch, sondern alles organisch und konkret. Er sieht auch das individuell Große herausgewachsen aus dem Kleinen und verbunden mit allen Schwächen des Lebens, verankert mit tausend Ankern in der Erde, in der Rasse, in dem Geschlecht und der Familie, in der Zeit, in der wirtschaftlichen und sozialen, psychischen und materiellen Lebensstellung. Er hat wenig Verständnis, niemals inneren Glauben für eine Welt über den Wolken.

Er versteht deshalb nicht das Bedürfnis der Menschen, die in kleinen und engen geistigen Verhältnissen leben, nach großen und erhebenden Gedanken und Gefühlen, wie sie die Religion bietet, die sie über das Erbärmliche des Alltaglebens hinausheben. Er versteht auch nicht die Weltanschauung der Menschen, die den Naturgewalten dort gegenüberstehen, wo die Natur übermächtig ist gegenüber dem Menschen. Er versteht diesen Geist naiven Glaubens nicht mehr. Er verkennt aber noch mehr die Gewalt, die jedes fanatisch und borniert vertretene Glaubensbekenntnis einerseits über unentwickelte, andrerseits über entartete Menschen ausübt. Er verkennt die Macht, die diese Bevölkerungsmassen unter einer eisernen, zielbewußten Führung, die ihre Leidenschaften aufzustacheln und ihre geistigen Bedürfnisse zu befriedigen versteht, darstellen. Er verkennt damit den Geist der Kirche und die Macht der Kirche, und er verkennt — nur hier verkennt er —, daß die Weltgeschichte nach der Macht, nicht nach dem Recht geht.

Aber es soll hier nicht unsere Aufgabe sein, uns in Zukunftsbetrachtungen, wie sich der Kampf der Weltanschauungen weiter entwickeln wird, zu ergehen. Es soll vielmehr die Gegenwart ver-

standen werden. Der Sieg, den Rom mit der letzten Encyklika erfochten hat, ist ein beispiellos glänzender. Mehr noch, er war beispiellos leicht. Es war kein schweres Ringen, es war ein Triumphzug. Niemals — auch im „dunkelsten" Mittelalter nicht — hat eine ähnlich folgenschwere Maßnahme der kirchlichen Zentralgewalt in so kurzer Zeit eine derartig unbedingte Annahme gefunden.

Wie ist dieser beispiellos glänzende, beispiellos leichte Sieg in unsrer Zeit überhaupt möglich? In unsrer Zeit, in der kein Urteilsfähiger mehr an die Legenden des alten Testaments glaubt, in der uns nicht deshalb der Glaube an Jesus als Gottessohn im wörtlichen Sinn unmöglich ist, weil uns die ethischen und persönlichen Voraussetzungen zum Glauben fehlen, sondern weil wir uns unter dieser Wortverbindung ebenso wenig vorstellen können, wie irgend eine andere Zeit, wir aber zu ehrlich sind, an sinnlose Worte zu glauben; — in unsrer Zeit, in der andrerseits die Naturwissenschaften täglich zu glänzenderen Erfolgen fortschreiten, in der wir das geheimste Walten und Wirken der Naturkräfte verfolgen können und unser Blick über Jahrmillionen der Erdgeschichte rückwärts schweift, in der wir gelernt haben, unser Leben in diesen ungeheuren Zusammenhang einer einzigen Entwicklung einzuordnen als Sekunden in dem einen von Ewigkeit zu Ewigkeit währenden Schöpfungstag, uns selbst aber als die lebendigen Träger der Schöpfungsidee in dieser Periode der Erdgeschichte zu begreifen; — in unsrer Zeit, die in den letzten hundert Jahren gewaltige Persönlichkeiten auf jedem Gebiet hervorgebracht hat, geeignet, den heranreifenden Geschlechtern als Vorbilder zu dienen, als Verkörperung des höchsten inhaltlichen Prinzips unsrer Kultur, daß nämlich Universalität der Persönlichkeit nicht Schrankenlosigkeit im Denken, Wollen und Arbeiten bedeutet, sondern nur auf dem Boden straffer Kulturdisziplin gedeihen kann. In eben dieser Zeit, in bewußter, gewollter Verneinung aller dieser Ergebnisse erringt die Religion der absoluten geistigen Gebundenheit ihren größten Triumph. Wie ist das möglich? Wie ist das möglich ohne Verlogenheit, ohne moralische Feigheit aller Denkenden dieser Kirche?

Wir wollen nicht von der großen Masse des katholischen Klerus, wir wollen nicht von der großen Masse der katholischen Laien sprechen. Wir wollen annehmen, die Selbständigkeit des Wollens und Denkens sei hier wie dort, durch die eiserne Gewöhnung an Unterordnung, an widerstandslosen Gehorsam in der Erziehung und Ausbildung dort, in dem das ganze Dasein immer mehr ausfüllenden Berufs-

leben hier, vernichtet. Wir wollen nur von den Männern reden, die das, was sie tun, vollbewußt tun und die deshalb vor sich selbst verantwortlich bleiben trotz aller Gnadenmittel der Kirche. Also von den Männern, die die höheren kirchlichen Würden inne haben, denn höhere geistige Bedeutung setzt einen selbständigen, eigenartigen Charakter voraus. Sind diese Männer Schurken? Oder stehen sie unter Einwirkung von Momenten andrer Art, die sie bei Prüfung der Sachlage nach bestem Wissen und Gewissen veranlassen, in der Lüge der Erhaltung des bestehenden kirchlichen Dogmas das kleinere von zwei Uebeln zu sehen?

Man erkennt, hier liegt ein psychisches Problem von seltsamer Tragik und folgenschwerer Bedeutung zugrunde. Die höchsten Werte der freien menschlichen Individualität, Freiheit des Gewissens und Freiheit der Wahrheitsforschung zerbrechen vor einer höheren Macht. Diese Macht kann nichts anderes sein als die Notwendigkeit; eine mächtigere Notwendigkeit als die, welche die eigene geistige Existenz des Charakters in sich birgt. Also die Notwendigkeit der Rasse, der Lebenserhaltung der Rasse. Sie allein ist mächtiger als die Notwendigkeit, die das Individuum in sich trägt.

I.

Cicero und seine Schrift „de natura deorum".

Das eben entwickelte Problem, das Problem, warum eine Kultur, die die Freiheit des Gewissens und der Weltanschauung so weit als möglich verwirklicht hat, bewußt von diesem Standpunkt aus zur Gebundenheit strebt, ist nicht neu in der Weltgeschichte. Davon gibt eine kleine Schrift aus der Zeit der untergehenden römischen Republik Zeugnis. Es ist das Ciceros Dialog „de natura deorum".

Bevor auf den eigentlichen Inhalt dieser Schrift eingegangen werden kann, mögen einige allgemeine Bemerkungen Platz finden.

Der Wert der Schrift liegt nicht auf philosophischem Gebiet, obwohl sie als philosophische Schrift von ihrem Verfasser zunächst gedacht ist. Man könnte nur zu unrichtigen und ungerechten Urteilen kommen, wollte man sie inbezug auf theoretische Bedeutung mit den Schriften eines Aristoteles oder Plato vergleichen. Der Unterschied zwischen griechischer und römischer Kultur ist nicht ein äußerer und gradueller, sondern er ist ein innerer und wesentlicher. Dem Römer eigen ist der Ernst und die Wahrheit voll tätigen Lebens, dem Griechen eigen ist die Größe und die Wahrhaftigkeit

einsamen Denkens. Dieser Unterschied trennt die philosophischen Bestrebungen der Römer wesentlich von den philosophischen Systemen der Griechen.

Ciceros Schrift „**de natura deorum**“ ist nicht philosophischer Spekulation entsprungen, sondern sie ist aus der Not ihrer Zeit heraus geschrieben, aus persönlichen wie aus sozialen Bedürfnissen nach einer festen religiösen Grundlage für das Leben. Sie ist geschrieben von einem Mann, der, ohne überragende persönliche oder wissenschaftliche Bedeutung zu besitzen, ein durchaus vornehmer Charakter war, ernst und ehrlich gegen sich selbst und die Menschen, und voll Liebe für sein Vaterland und sein Volk.

Aus Bedürfnissen des sozialen Lebens heraus, aus warmer Vaterlandsliebe und ernster Sorge um die nationale Zukunft ist Ciceros Dialog geschrieben. Cicero sieht die Religion seines Volkes zerfallen. Er schildert die daraus entspringenden Gefahren in Gedanken, wie sie auch unserer Zeit nicht fremd sind: „Wenn die Gottheit uns nicht helfen kann oder nicht helfen will, oder wenn sie sich nicht um unser Tun und Handeln kümmert, wenn also überhaupt keine Verbindung zwischen ihr und dem Menschen besteht, dann ist Kultus, Gebet, Verehrung unsererseits für diese Götter sinnlos. Erkennen wir, daß unser Glaube Täuschung, Einbildung ist, so kann er uns Ehrfurcht vor den Göttern so wenig wie irgend welche anderen Tugenden geben. Mit der Ehrfurcht vor den Göttern fällt das Ideal der Heiligkeit, fällt die Religion. Damit ist dem Leben das Rückgrat genommen. Und ich fürchte sehr, wenn es keine Ehrfurcht vor der Gottheit mehr gibt, dann wird auch Treue, uneigennütziger Gemeinsinn, ja selbst Gerechtigkeit, die die Königin der Tugenden ist, aus dem Leben verschwinden.“

Bereits aus diesen Worten geht hervor, daß für Cicero der Volksglaube nicht mehr unmittelbare religiöse Gewißheit besitzt. Deshalb wird das soziale Problem der Religion für ihn zu einem persönlichen Suchen nach einem Gott, nach einem sicheren, klaren Wissen über die letzten Dinge. Die Philosophie soll ihm vermitteln, was ihm die Religion seiner Väter nicht mehr gibt. Deshalb ist Philosophie für ihn Herzenssache: „Ich habe nicht jetzt erst, in der Zeit meiner Verbannung, angefangen, mich mit Philosophie zu beschäftigen. Ich habe vielmehr an ihr Studium viel Kraft und Sorgfalt von jeher mein ganzes Leben hindurch verwendet; ich habe oft dann am tiefsten mich mit Philosophie beschäftigt, wenn man es vielleicht am wenigsten vermutet hat.“

Aber gerade, weil seine Sehnsucht nach Religion echt und wahr ist, weil ihm Religion so viel sein soll, ist er unbestechlich ehrlich. Er selbst weiß, daß er von den Göttern nichts weiß. Aber er sieht Menschen um sich, die von den Göttern etwas zu wissen meinen, die diese oder jene Philosophie oder Religion vertreten. Diese Leute und ihr Denken will Cicero darstellen, in dem ehrlichen Bestreben, dadurch für sich selbst so viel als möglich Klarheit über die letzten Dinge zu gewinnen. Deshalb ist die Schrift in Form eines Dialogs gefaßt, bei dem Cicero bis auf wenige einleitende und Schlußworte unbeteiligter Zuhörer ist. Der Unterredner sind drei, Vellejus, Balbus und Cotta. Sie vertreten äußerlich die drei Hauptrichtungen der griechischen Philosophie, Vellejus ist Epikuräer, Balbus Stoiker, Cotta Akademiker.

Der wesentliche Inhalt und der Wert der Schrift liegt aber darin, daß Cicero diese Vertreter der Hauptrichtungen der Philosophie so darstellt, wie er sie aus dem Leben her kennt. Denn damit schildert er nicht philosophische Systeme eines in sich giltigen Denkens, sondern Typen von Charakteren, denen die verschiedenen metaphysischen und religiösen Anschauungen wesentlich, organisch zugehören. —

Damit ist das gestellte Problem, eine höchste Wahrheitserkenntnis zu finden, tatsächlich aufgelöst und verneint. Cicero schildert tatsächlich das Herauswachsen bestimmter religiöser Anschauungen aus bestimmten Charaktertypen, d. h. aus typischen inneren Schicksalen der Menschen, und ihre Weiterentwicklung aus dem inneren Gegensatz dieser Charaktere, die in allen äußeren Lebensbeziehungen sich miteinander abzufinden haben. Die Metaphysik wird damit zum Werk des Menschen, zu einer Funktion seines Charakters. Das Wesen der Götter ist nur eine Projektion des Wesens der Menschen, das sich in den Vorstellungen von seinen Göttern spiegelt. — Das ist die Lösung, die Cicero tatsächlich gibt. Aber er sieht nicht die theoretische und prinzipielle Bedeutung dieser Lösung. Er sucht die Idee einer metaphysischen Wahrheit. Gerade auf diesem unbewußten Moment beruht der kulturhistorische Wert der Schrift.

Es ist klar, daß eine tiefe Skepsis der Schrift zugrunde liegt: denn wo die Unmöglichkeit einer Lösung des Problems überhaupt aufgedeckt wird, kann auch keine äußere philosophische Lösung mehr gegeben werden. Dieser Eindruck tiefer Skepsis wird nur verstärkt, wenn dabei Ciceros volle Sympathie denen gehört, die mit allen Kräften das Dasein der Götter beweisen wollen. Es ist auch klar,

daß Cicero die Unzulänglichkeit dieser Bemühungen, die Unzulänglichkeit des persönlichen Empfindens und Denkens auf diesem Gebiet für allgemeingültige Entscheidungen empfinden muß, auch wenn er so bescheiden ist, dieser Ansicht nur in Hinblick auf sich selbst Ausdruck zu geben. „Was ich persönlich über jedes einzelne dieser letzten Probleme des Menschenlebens denke? — Diese Frage dürfte dem Ernst dieser Dinge nicht angemessen sein. Nicht darum kann es sich handeln, neue persönliche Ansichten aufzusuchen, als vielmehr sachlich, logisch Richtiges festzustellen."

Uns interessieren die philosophischen Anschauungen nicht. Wir wenden uns vielmehr sogleich der tatsächlichen Lösung zu, die Cicero gibt, der Zurückführung des philosophischen Problems auf psychologische Probleme der einzelnen Charaktere.

II.

Die Charaktere des Dialogs.

1. Vellejus.

Vellejus gibt ein Bild der römischen Dekadence. Diese Dekadence heißt Müdigkeit, tiefe Lebensmüdigkeit. Da ist kein wildes, leidenschaftliches Aufbäumen mehr in ohnmächtigem Trotz gegen die ehernen Gesetze, gegen die Notwendigkeiten des Lebens, kein großes Todessehnen, da ist auch keine Verzweiflung, kein Ekel mehr, da ist überhaupt kein großes Wollen mehr gegenüber dem Leben; da ist vielmehr Ruhe, Stille, Entsagung: Entsagung nicht im Leben, sondern im Wollen.

Vellejus ist ein hochgebildeter Mann, klug und weltgewandt. Man hört ihm gern zu. Er kennt kein Zelotentum. Er will nicht andere überreden, um sich selbst besser zu glauben. Er träumt und dichtet sich auch nicht in eine andere Welt; er versetzt sich nicht in ekstatische Stimmungen. Er bleibt immer auf der Erde. Er hat alles durchdacht, was über das Leben gedacht worden ist. Mit jenem leichten Spott, den das Bewußtsein gibt, von diesen Fragen des Intellekts sich innerlich losgelöst zu haben, weiß er davon zu erzählen. Aber dieser Spott ist nicht versöhnender, befreiender Humor, sondern durch ihn klingt bald etwas von tiefer Lebensverbitterung, bald etwas von grausamem Sarkasmus.

Vellejus ist außerdem ein gescheidter, scharfer Kopf. Charakterisierung und Kritik der ihm entgegenstehenden Weltanschauungen ist kurz und treffend, mit der Sicherheit dessen, der mit Ernst und

nach bestem Können einstmals die Wahrheit bei ihnen suchte und sie nicht fand; nun weiß er, daß jede Vorstellung von der Gottheit, von einer metaphysischen Realität überhaupt, konsequent verfolgt, auf logische Unmöglichkeiten führt. Von der Bedeutung abstrakten Denkens in die Tiefe hält er nichts, wenn er auch manchmal unvermutet recht tiefe Gedanken bringen kann, wie beispielsweise über das Zeitproblem.

Aber zu ernsten logischen Erwägungen führt ihn nur auf kurze Zeit der logische Ernst der andern im Weltsystembauen. Warum über unlösbare Rätsel grübeln? Das Lächeln, das satte, verstehende Lächeln kleidet besser. Was ist Wahrheit? Ein Phantom, ein Traum. Wie alles Denken auf dieser Erde, das über die Erde hinaus will. Für manchen ein schöner Traum; für den nämlich, der ihn schön zu träumen versteht. Aber für die Vielen, die unruhigen, plebejisch erregten Gemüter eine Geißel, mit der sie sich selbst einem Ziel zupeitschen, das es nicht gibt. Vellejus kennt deshalb keine Bitterkeit, keine Skepsis, keine Negation der Wahrheit. Denn er hebt die Idee der Wahrheit überhaupt auf; er kennt keine Realität eines geistigen Menschenwesens. Eben damit hebt er auch die Idee der Gottheit auf. Er kennt nicht das Leiden des Menschen um den Gottesbegriff, seine Liebe, seinen Haß gegen die Gottheit. Deshalb braucht er äußerlich die Existenz der Götter nicht zu verneinen. Gewiß haben die Götter Epikurs im Menschenleben nichts zu sagen, aber Vellejus hat sie gern. Es läßt sich so schön von dem seligen Leben dieser Götter denken und dichten. Sie sind Traumgestalten, wie alle Gebilde, die über die Erde hinaus sich der menschliche Geist schafft. Niemand weiß das besser als Vellejus. Aber sie sind die liebsten dieser Traumgestalten. Und es ist deshalb nur Dankbarkeit, müde Dankbarkeit müder Menschen sie anzuerkennen.

Dieses Streben nach ästhetischem Genießen durchdringt alle Gebiete des Lebens. Der intellektuelle Kampf als solcher freut Vellejus, interessiert ihn. Die Betätigung dieser geistigen Kräfte in freiem Spiel ist ja dem Menschen von der Natur gegeben. Er soll sie harmonisch zur eigenen Lust, zur Lust seiner Mitmenschen entwickeln. Eine geistreiche, logisch klar aufgebaute Auseinandersetzung anzuhören, dem Raffinement der Worte und Ueberlegungen zu folgen, ist ihm ein intellektueller wie ästhetischer Genuß. Aber auch nicht mehr. Kein persönlicher Ernst steckt dahinter. Die vollendete Form, die Schönheit ist Selbstzweck. Diese will man rückhaltlos genießen. Die fremde Ueberlegenheit in der Schärfe der

Gedanken, wie in dem Aufbau der Beweisführung erkennt er deshalb ebenso ruhig an, wie er die logische Kritik an seiner eigenen Weltanschauung ruhig hinnimmt. Daß Vellejus ein intellektuelles Problem der Wahrheit überhaupt nicht kennt, das scheidet ihn ebenso prinzipiell, wie unversöhnlich von allen wollenden kämpfenden Philosophen. Diese können ihn nicht verstehen. Die Angriffe, die sie gegen ihn richten, treffen ihn gar nicht. So, wenn sie ihm klar machen wollen, daß es sich doch nicht um die möglichst geistreiche Verteidigung irgend einer Ansicht, sondern um die „Wahrheit" handle, oder wenn sie ihm gar persönlichen Lebensernst, Ernst des Charakters überhaupt absprechen. „Ihr nehmt das Problem der Gottheit überhaupt nicht ernst. Ihr traut euch nur nicht die Existenz der Götter zu leugnen. Denn Ihr fürchtet, Euch sonst Unannehmlichkeiten im bürgerlichen Leben auszusetzen." Aber auch Vellejus kann seinen Gegnern, obwohl er intellektuell und ästhetisch die letzten Feinheiten des Menschendenkens und Menschenfühlens versteht, gerade in ihrem Wesen nicht gerecht werden. Er versteht prinzipiell den Willen der Menschen für Wahrheit nicht mehr, weil er das Wollen überhaupt nicht mehr kennt. Er versteht die Macht dieses Willens nicht. Er versteht erst recht die Menschen nicht, die ewig um Wahrheit streben und ringen, nicht um der Wahrheit, sondern um des eigenen Strebens willen. Er sieht nur den Unsinn, der mit dem Anspruch der Richtigkeit in diesen Systemen zu Tage gefördert wird. „Das sind nicht mehr gesunde Urteile von Philosophen, das sind Träume Irrsinniger. Da sind die Ansichten, mit denen die Dichter den Leuten poetisch die Köpfe verdrehen, nicht mehr viel unsinniger, jene Vorstellungen, wo wir die Götter in wildem Haß oder in glühender Leidenschaft sehen."

Vellejus kennt also die Idee der Wahrheit nicht mehr. Er kennt sie deshalb nicht mehr, weil er keine tiefere Lebensnotwendigkeit mehr in sich trägt. Er nimmt das Leben hin, wie es sich ihm darbietet. Ihm ist es wie ein Strom, von dem er sich tragen läßt, der keine Ufer, keinen Anfang und kein Ende kennt. Der Mensch ist nur Welle in diesem Strom, eine Welle, die wieder zurücksinken wird und sich auflösen wird in der großen, einen Wassermasse. Vellejus will nichts mehr mit dem Leben, er will nichts mehr über das Leben hinaus. Indem er aber kein Problem mehr von sich aus in das Leben hinausträgt, entdeckt er, daß das einfach physiologische Leben, das Vegetieren der Organismen kein Problem in sich trägt. Alles Schwere, alles Rätselvolle ist hier dem Leben genommen, es ist ganz einfach.

Wie das Kind sich glücklich an der Mutterbrust fühlt, so ist der Mensch glücklich, wenn er sich der Allmutter Natur voll und ganz hingibt, keinen sinnlosen Ideen nachjagt, sondern alles Schöne genießt, was sie ihm bietet. Aus ihr ist er herausgewachsen, in sie wird er sich wieder auflösen. Diese Allmutter Natur umfaßt die ganze Welt, alles, was uns umgibt. Unbegrenzt reicht diese Welt allseits in unendliche Weiten. In ihr gibt es nirgends ein Zentrum, einen Ruhepunkt. Heimatlos irrt die Seele umher, bis sie gefunden hat, daß alles eins ist, daß sie ihre Heimat überall in dem All hat, weil sie selbst zu dem All der Natur wesentlich und ausschließlich gehört. Es gibt kein fremdes Prinzip neben oder über dieser Natur, weder im Menschen, noch außerhalb des Menschen. Alles ist eins; unendlich an Kraft, unendlich an Möglichkeiten der Gestaltung, ein ewiger Wechsel im Werden und Vergehen, ein Spiel glücklicher Zufälle, wie sich die Atome finden und fliehen und über allem die tiefe Harmonie der all—einen Natur. Es klingt wie ein Gebet: „pie sancteque colimus naturam excellentem et praestantem." Wir sind Kinder dieser Natur. Warum sollen wir nicht ihre Kinder sein wollen? Warum sollen wir nicht das Glück genießen, wo wir es finden? Glücklich zu leben, das ist das Endziel des Strebens. Das Glück aber ist die ruhige Sicherheit der Seele, ist Freiheit von allem Zwang und allen beengenden Pflichten, ein seliges Genießen des in sich, in der großen Natur zur Ruhe gelangten Menschen. Glück heißt, bewußt Natur sein. Die Götter sind Menschen in diesem Idealzustand. Sie sind vollendet glücklich und ewig glücklich. Sie kennen keine Sorge. Ewige Ruhe umgibt sie, nicht Leiden, nicht Mühsal. Kein schweres Amt der Weltregierung bedrückt sie. Sie genießen sich selbst, ihre Welt, ihre Weisheit, ihre abgeklärte Ruhe. Ewig werden sie in diesem idealen Zustand verharren. Der Mensch ist erlöst von dem Schrecken vor ihrem Walten, vor dem Walten finsterer dunkler Mächte überhaupt. Es gibt solche Mächte nicht, die sich und die Menschen quälen. Der Mensch ist erlöst von der Furcht. Es gibt nur eine große, gütige Allheimat, Allmutter Natur: „pie sancteque colimus naturam excellentem et praestantem".

2. Balbus.

Balbus ist Ideolog. Er meint es herzlich gut und sehr ernst, wenn er mit logisch aufgebauten Gedankengängen das Dasein der Götter und die Güte und Schönheit der Welt zu beweisen sucht.

Er glaubt damit der Mitwelt und den bestehenden Religionen einen großen Dienst zu leisten. Er kann den Einwand, den ihm Cotta macht, nicht verstehen, daß nicht der logische Beweis, sondern das Bewußtsein der Gottheit in der Mannesbrust der Anker der Religion sei, daß er mit der Anerkennung der Notwendigkeit von Beweisen die intuitive Sicherheit dieses Bewußtseins zerstöre, ja durch die Schwäche der Beweise die Ueberzeugung selbst zertrümmere.

Denn Balbus kennt dieses innere Leben, die Selbstverständlichkeit eigenen Wesens vor sich selbst, die Notwendigkeit seiner Forderungen, die wertende Kraft, die von ihm ausstrahlt, nicht. Wenn er fortwährend das Heilige im Mund führt, Gott und die Ethik, wenn er über die letzten metaphysischen Probleme mit einer intellektuellen Selbstverständlichkeit spricht, als handle es sich um die Entwicklung eines kaufmännischen Kalküls, wenn es für ihn keine Weite und keine Tiefe der Welt gibt, die er nicht schon mit seiner Philosophie abgemessen hat, so ist darin nicht frivoler Spott mit dem Heiligen, sondern nur Oberflächlichkeit, innere Schamlosigkeit, die sich ihrer selbst nicht bewußt ist, zu erblicken, — die aber deshalb um so schwerer gegen den Wert des Charakters in die Wagschale fällt, weil aus ihr kein sittlicher Vorwurf gegen Balbus abgeleitet werden kann. Was Balbus auch von der Philosophie weiß, da weiß er nichts, auch nicht ein Problem aus sich selbst, sondern alles hat er erst gelernt. Für ihn gibt es nur Außenwelt. Aber auch die Außenwelt kennt er nicht vom Leben und Arbeiten in ihr, in lebendiger Wechselwirkung mit ihr, sondern nur vom Denken über sie, oder besser, vom Denken über das, was über sie gedacht ist. Die Einwände, die ihm Cotta von der Tatsache und der Idee der Persönlichkeit aus macht, sind ihm deshalb unverständlich.

Aber auch dieser inhaltslose Mensch ist nicht nur eine Sammlung logischer Formen, die er gelernt hat. Gerade im Gegenteil. Hinter dieser Masse nachgedachter Gedanken verbirgt sich ein kleines Wollen, das deshalb nicht weniger sich zum zentralen Punkt seiner Welt macht, weil es dieses Streben hinter logischen Formen versteckt. Balbus liebt die schönen Stimmungen und Gefühle. Er schließt alles aus, was ihn in seinen schönen Götter- und Weltenträumen stören, was sie widerlegen könnte. Er kann es tun, da er nicht wirklich lebt, mit Wirklichkeiten kämpft, sondern nur denkt. Darin liegt seine Lebenslüge. Lebenslüge ist also der Brennpunkt seines psychischen Lebens. Der schöne Gedanke ist für ihn Selbstzweck. Ihn will er beweisen, formell einwandfrei beweisen. Das ist das

Ideal, das über seiner Logik steht. Er will ihn beweisen, um an ihn glauben zu können. Ist er bewiesen, so ist er Wahrheit. Wahrheit, die über der Wirklichkeit, die nur als Schein gefaßt wird, steht. Wahrheit einer höheren geistigen Welt, deren Bilder nur im Geist der höheren Menschen gefaßt werden. Diese Welt des Gedankens genießt er mit aller Intensität, mit allem Raffinement, dessen er fähig ist.

Balbus vertritt so die höchste, aber gefährlichste Form perversen Genußlebens, diejenige des Schwärmens und Schwelgens in einer intellektuellen Sentimentalität. Aus allen Ereignissen, aus allen Gedanken anderer nimmt er sich das Passende heraus und dichtet es sich zu einer göttlichen Weltordnung zusammen. Doch es fehlt das Blut, es fehlt die Wahrheit des persönlichen Erlebens, wie die Wahrhaftigkeit des mit seinem Wesen um seine Existenz ringenden Charakters. Hinter der scheinbaren Objektivität blutloser Gedanken verbirgt sich die Feigheit des eigenen Ich und macht gerade dadurch eine objektive Betrachtungsweise unmöglich. So zeigt sich in ihm die Wahrheit des Erfahrungssatzes, daß nur die starke Persönlichkeit, die starke bewußte Subjektivität auch zu starker Objektivität durchgelangen kann.

3. Cotta.

Cotta ist von den Personen des Dialogs die psychologisch und kulturhistorisch interessanteste und geistig bedeutendste. In ihm verkörpert sich der Kampf der einheitlichen Persönlichkeit und ihres aktiven Wollens mit den zersetzenden Einflüssen einer Kultur, die überwiegend das Seelenleben und den Intellekt auszubilden strebt. Derselbe Gegensatz lag auch bei Vellejus und Balbus vor. Die Eigenart des Cotta'schen Charakters wird aber dadurch bestimmt, daß dieser Gegensatz nicht in einem unbewußten Ringen von Kräften und Willensrichtungen ausgetragen wird, sondern daß der Kampf um eine Lösung dieses Gegensatzes mit ganzem Bewußtsein gewollt und geführt wird. Deshalb ist das äußere Bild nicht das Bild eines in sich zerrissenen, haltlos schwankenden oder sich furchtsam an irgend eine Lösung anschmiegenden Menschen, sondern ein Bild ruhiger, eiserner Disziplin des Denkens und Wollens und klarer Auffassung, sicheren durch lange und reiche Erfahrung geübten Urteilens.

Der Charakter Cottas ist am besten im Vergleich mit dem Charakter des Vellejus darzustellen, mit dem er in seinen Grundlagen viel Ähnlichkeit hat.

Cotta und Vellejus sind beide Vollblutrömer, Angehörige der römischen Nobilität, des Dienstadels, der sich im Laufe der Jahrhunderte aus dem römischen Beamtentum heraus entwickelt hatte. Die Rasse bildet bei beiden das Fundament des Charakters. Die Eigenschaften, die Cotta an den Auseinandersetzungen des Vellejus rühmt, besitzt er selbst, und es sind die nämlichen, die den altrömischen Typus überhaupt charakterisieren. Cotta sagt nämlich, die Ausführungen des Vellejus seien distincte, graviter, ornate gewesen, also klar in Gedanken, Stil und Aufbau, gehaltvoll, vornehm in der Ausdrucksweise. Das sind altrömische Kardinaltugenden. Formelle Klarheit des Denkens, volle Sachlichkeit der Auffassung in Tiefe und Breite und jene selbstverständlich vornehme Art, wie sie dem geborenen Aristokraten eigen ist. Gemeinsam ist also beiden das Fundament des Charakters, die starke Sachlichkeit, die starke Persönlichkeit. Gemeinsam ist beiden der Einfluß der Erziehung, der Einfluß der Zeit mit ihren drängenden und immer bedrohlicher sich gestaltenden Problemen der geistigen Entwicklung. Erziehung und Zeit suchten in der Übernahme griechischer Kulturwerte neue Unterstützungspunkte. Vellejus und Cotta haben sich beide mit allem Ernst und bestem Wollen mit der griechischen Kultur beschäftigt. Für sie, wie für jeden echten Römer, lag die höchste Blüte dieser Kultur in den Systemen ihrer Philosophie vor; denn der Römer war an scharfes begriffliches Denken, an formell und inhaltlich unerbittliche Logik gewöhnt. Beide waren durch das Studium der Philosophie zu einer Verneinung ihrer bisherigen Ergebnisse gelangt. Für beide lag somit für die Frage nach den letzten Dingen, nach Mensch und Gott, nach dem Leben und dem höchsten Wert des Daseins von dieser Seite keine Lösung vor. — Beide sind gereifte Männer, jeder hat also für sich s e i n e feste Stellung zu den Realitäten des Lebens gewonnen. Keiner wird sich mehr wesentlich ändern. Es werden nicht mehr wie im Jünglingsalter, wie es auch bei Balbus der Fall sein kann, noch unerwartete neue Faktoren von Grund aus umgestaltend in diese Charaktere eingreifen können. Der Erdkreis ist ihnen genügend bekannt, und das, wie sie sind, das ist eben die Art, auf welche sie sich mit dem Leben überhaupt abgefunden haben.

Rasse, Zeit, Bildung, Lebensalter sind Vellejus und Cotta gemeinsam. Es wurde oben gezeigt, wie diese Momente den Vellejus gestaltet haben: bei ihm zerstört sich der Einfluß der beiden heterogenen Kulturen gegenseitig. Der blendende griechische Intellek-

tualismus, das Aesthetentum des Geistes, hat zunächst den einfachen, soliden römischen Charakter entwertet, aber die Solidität, der bittere, wahre Lebensernst des römischen Denkens hat die kühnen Systeme der griechischen Philosophie zerstört. Vellejus stand mit seinem persönlichen Lebens- und Wahrheitsbedürfnis mitten in diesem Kampf, er war nicht so sehr Subjekt als Objekt des Kampfes. Seine Willenskraft hatte sich darin erschöpft, das Lebensproblem auf dem unmöglichen Weg des Erkennens zu lösen. Er ist nun müde fürs Leben; er will sich ausruhen bei der großen gütigen Allmutter Natur, er will keinen Kampf mehr. — Cotta dagegen hat seine persönliche Stellung über dem intellektuellen Kampf der Weltanschauungen behauptet. Was auch der Intellekt sagen mag: höher als er steht für Cotta immer das Leben, das lebendige Bewußtsein, das eigene Ich, die Persönlichkeit; die Persönlichkeit, die ihrer selbst sicher ist, die nicht wankt, auch wenn die Erkenntnis jeden Wert der Außenwelt absprechen sollte, die das Gesetz ihres Lebens, den Zwang einer Entwicklung in sich trägt. — Dieses festgehalten, einer negativen, äußerlichen Kritik entzogen, wird Cotta klar, daß vieles fest bleibt. Bestehen bleiben die alten ethischen Ideale, wie sie in jedem Mann immanent, wesentlich liegen, wie sie vor Jahrtausenden bestanden haben. Wenn noch ein äußerer Beweis für den Wert dieser Ideale nötig ist, der Erfolg gibt ihn: Diese ethischen Ideale, wie sie in dem Begriff virtus sich zusammenfassen, haben das alte Rom gebaut und die Römer zu dem Volk gemacht, das sie sind: als diese Ethik herrschte, da gab sie jedem Römer das Bewußtsein von Freiheit, den Stolz, die Sicherheit, daß der Senat einem vornehmen Griechen wie eine Versammlung von Königen vorkommen konnte. Cottas Persönlichkeit ist also nicht Objekt dieses Kampfes der Weltanschauungen, das sich selbst von dem Ausgang dieses Kampfes abhängig weiß, sondern wollendes leitendes Subjekt. Bei Vellejus ist der Intellekt zwar das höchste richtende Organ, aber seinem Wirken fehlt jeder positive Wert. Sein Wirken heißt Zersetzung und Verneinung bestehender Werte. Bei Cotta dagegen steht der Intellekt von vornherein in sekundärer Stellung. Er kann nicht werten und verwerten, er hat nur zu arbeiten im Dienst höherer Aufgaben. Löst er diese Aufgaben nicht, nun so bleibt seine Tätigkeit — im schlimmsten Fall — eine unfruchtbare. — Der Intellekt muß dabei immer in strenger Zucht logischen Denkens gehalten werden. Gerade, weil Ethik und Seelenleben seiner Entscheidung entrückt sind, kann ihm für seine Arbeit die souveräne Herrschaft seiner

igenen Gesetze zuerkannt werden. Cotta ist unbestechlich ehrlich.
Der Wunsch ist bei ihm nicht der Vater des Gedankens und die
ntellektuelle Kritik geht bei ihm nicht nur so weit, als es sich darum
andelt, den Gegner zu widerlegen. — Das Arbeitsgebiet des Ver-
tandes ist aber folgendes. Für alle Fragen das praktischen Lebens
teht sein Wert außer Frage. Für das Verständnis der höchsten
Lebensfragen aber ihn brauchbar zu machen, ist ein ewiges Bedürf-
is und ein ewiger Wunsch. Deshalb auch ein ewiges, immer von
euem versuchtes Streben. Die Klarheit des Gedankens sollte auch
uf das religiös-ethische Gebiet übertragen werden, dem bewußten
thischen Wollen sollte ein ethisches und metaphysisches Wissen und
Denken der gleichen Intensität an die Seite treten. Für den an
ystematisches und begrifflich scharfes Denken gewohnten Römer war
ntellektuelle Klarheit hier ein viel dringlicheres Bedürfnis, wie es
ür den mehr aus der Seele heraus denkenden Germanen ist. —
Aber Cotta ist durch viel Arbeit und viel Enttäuschung skeptisch ge-
worden gegen alle vermeintlichen Lösungen in den verschiedenen
hilosophischen Systemen. Er hat die griechischen Philosophien in
Griechenland selbst bei ihren besten lebenden Vertretern gehört; er
at sie alle selbständig durchdacht und sie nicht nur nach ihrem
ogischen Aufbau, sondern auch nach ihrem ethischen Wert geprüft.
Er hat keine Abneigung gegen die Philosophen, vielmehr, wo er nur
n ehrliches Streben sieht, Wohlwollen bis zur Sympathie. Was
r Wertvolles bei ihnen findet, erkennt er rückhaltlos an, selbst dann,
venn er dessen Begründung in der Weltanschauung für falsch hält.
Cotta ist nicht im mindesten kleinlich. Er ist seinen beiden philo-
ophischen Gegnern auf deren eigenstem Gebiet nicht nur ebenbürtig
n Wissen und Denken, sondern überlegen und zwar nicht nur in
hilosopischem Wissen im allgemeinen, sondern, wenn nicht an
Wissen, so doch wenigstens an Schärfe des Denkens in den einzelnen
on seinen Gegnern vertretenen Systemen.

Cotta also braucht, um seiner ethischen Weltanschauung sicher
u sein, den Intellekt nicht. Er spricht offen aus, daß diese Welt-
nschauung für ihn religio ist, für die er eine ratio bei den Philo-
ophen umsonst gesucht hat und sucht. Vellejus dagegen braucht
en Verstand, um sich von der Sinnlosigkeit des Lebens, der Ethik
u überzeugen und sich so sein gutes Gewisses für sein Ideal der
Pflichtlosigkeit, des Genießens zu erhalten. Balbus weiß überhaupt
och nichts von ethischen Lebensproblemen.

Bei Vellejus haben sich die beiden Kulturen, die Kultur der

Persönlichkeit und die Kultur des Intellekts und des Seelenlebens gegenseitig zerstört. Geblieben ist ein Zustand, der positive Kulturschöpfungen nicht mehr hervorzubringen vermag, sondern nur noch ein langsames Hinwelken, ein Sterben in Schönheit, mit allem Raffinement einer hohen, reichen und späten geistigen Kultur bedeutet. Cotta hat, indem er sich von der ethischen Basis der Persönlichkeit nie hat abbringen lassen, die Grundlagen altrömischen Wesens tatsächlich niemals aufgegeben. Wie wir ihn finden, tritt er bewußt für sie ein. Die altrömischen Ideale, sich distincte, graviter, ornate in allen Lebenslagen zu benehmen, stellen für ihn bewußt die höchsten Manneswerte dar. Für ihre Richtigkeit tritt das Selbstbewußtsein des Mannes unmittelbar ein; in ihrer unbedingten Durchführung liegt deshalb allein schon ein Ziel des Lebens, eine Wahrheit über aller Wahrheitserkenntnis des Intellekts. Bei Vellejus bilden die drei römischen Kardinaleigenschaften nur noch das unerschütterte Fundament des Charakters, während das eigene Streben nicht auf ethische Bejahung, sondern auf ästhetische Verneinung der Persönlichkeit hinläuft.

Wie deshalb diesen drei Eigenschaften eine ganz verschiedene Bedeutung in den dynamischen Systemen der beiden Charaktere zukommt, so äußern sie sich auch in verschiedener Weise.

Was zunächst die Klarheit in Wort und Gedanke, die Klarheit des geistigen Lebens betrifft, so sind beide gute Logiker; von jener praktischen Logik, die dem Typus des Politikers und somit dem Typus des Römers eigen ist. Beide gelangen von hier aus zur Verwerfung der Ergebnisse des bisherigen philosophischen Denkens. Vellejus macht sich nun die Sache leicht. Er verneint schlechthin den Wert des Denkens, indem er die Existenz von Problemen überhaupt verneint, und nimmt in seinem Glücksideal das Ideal seines Lebens aus einem ganz andern Gebiet des Daseins. Cotta aber steckt sich ganz genau die inhaltlichen Grenzen, innerhalb deren intellektuelles Wissen für ihn die Herrschaft hat. Was über die höchsten Fragen für Gefühlsmomente in ihm lebendig sind, das kann er nicht aussprechen. Wer aber diese Gebiete mit klarem Verstand durchforschen will, wie der Philosoph, der muß von seinen Ansichten auch klare, vernünftige Rechenschaft geben können: „Du bist Philosoph, Balbus, und berufst Dich bei Deiner Weltanschauung auf die Vernunft. Wenn ich Dich also mit Gründen der Vernunft angreife, so wirst Du mir wohl mit Gründen der Vernunft antworten müssen."

Die gründliche Auffassung, die solide Sachlichkeit des Urteils teilt Cotta mit Vellejus. Diese gravitas ist aus dem praktischen Staatsleben, aus der Beurteilung äußerer Verhältnisse geboren. Bei beiden finden wir sie aber auf das schwierige Gebiet der menschlichen Psyche übertragen. Reiche, tief durchlebte Erfahrung besitzen beide. Beide kennen die große Ehrfurcht vor dem Leben und das Schweigen, das von dieser ausgeht. Aber bei Vellejus steht über der Wucht des Erlebten die große Enttäuschung am Leben, die bittere Skepsis gegen seinen Ernst, gegen den Sinn alles Menschenkämpfens, die Negation der Werte des Menschenlebens schlechthin. Für ihn ist der kämpfende Mensch der Tor und Unsinn das, was er zutage fördert. Cotta dagegen sieht bei aller Schärfe der sachlichen Kritik der Anschauungen immer das positive persönliche Wollen und Arbeiten, das dahinter steht. Cotta ist hier größer und gerechter, sein Urteil ist nicht durch die Bitterkeit des Lebens erdrückt, sondern in ihm lebt noch ein bejahender Zukunftsglaube. Cottas Urteil, so treffend es sachlich ist, ist deshalb persönlich nicht verletzend, nicht kränkend, ja nicht einmal inhaltlich zerstörend. Denn er sucht alles zu erhalten, worin nur ein Funke von Lebenswert liegt. Da Urteil ist mild, freundlich, wie auch Cicero an Cotta äußerlich die unerschütterliche Milde als einen charakteristischen Zug seines Wesens bezeichnet. Das ist die römische gravitas bei Cotta.

Milde kann beleidigend sein: dann, wenn Verachtung in ihr liegt. Von dieser Art ist Cottas Milde nicht. Davor schützt ihn der aristokratische Grundcharakter seines Wesens. Die schwersten Lebensfragen müssen mit gebührender Achtung behandelt werden. Hier handelt es sich um die letzten Probleme des Menschendaseins. Wo immer ein Mensch mit ihnen ringt, da ist er der Achtung un — soweit möglich — der Unterstützung seiner Mitmenschen würdig. Außerdem: Es gibt Distanzen zwischen Mensch und Mensch; man soll sie nicht durch zu große Vertraulichkeit überschreiten. Man tritt sonst der eigenen Würde und der Würde des andern zu nah. So äußert sich die dritte römische Kardinaltugend bei Cotta. Vellejus kann diese vornehme Milde nicht kennen. Er ist der stolze, aber unglückliche Aristokrat des Lebens. Was er alles durchdacht hat, was er alles durchlebt hat, ist sein Eigentum. Es hat ihn zu dem gemacht, was er ist. Er ist stolz darauf. Das ist ein am fati, daß er dieses Schicksal hat gegenüber den Tausenden anderer, den Tausenden von Philosophen, die immer nur lernen und niemals ein Schicksal haben. Sie sind Kinder. Scharf, absprechend, ver-

ächtlich ist sein Urteil. Er kennt zu sehr die Bitterkeit des Lebens, die Unbrauchbarkeit philosophischer Theoreme.

Cottas Lebensanschauung ist ernst, sehr ernst. Er findet zum Optimismus in dieser Welt keinen Platz; er hat die Sicherheit der Persönlichkeit, sich dies zugestehen zu können, den Pessimismus ertragen zu können, ohne deshalb an sich, an der eigenen aktiven und positiven Lebensaufgabe irre zu werden.

Vellejus und Balbus, die sich beide so viel auf ihren Optimismus zu gut tun, haben ja auch keinen Optimismus der realen Menschenwelt, vielmehr flüchten sie sich gerade aus der Wirklichkeit, in der sie als Menschen eben doch leben, der eine in die große unendlich weite Natur, der andere zum abstrakten, neugierig-seichten Denken des Intellekts. Cotta wendet sich gleichermaßen gegen den Naturoptimismus des Vellejus, wie gegen die Vergötterung des Intellekts durch Balbus. Zu Vellejus sagt er: „Wir sollen eine Natur bewundern, in der nichts gut ist? Und aus Bewunderung für diese Natur sollen wir Götter verehren? Kann denn in einer Natur überhaupt irgend etwas wirklich gut sein, die nur ihren eigenen Ueberfluß genießend, niemals etwas geschaffen hat, niemals etwas schafft, niemals etwas schaffen wird." — Gegen Balbus aber, der die Vernunft als das höchste, das schlechthin göttliche Element in der Welt preist, sagt Cotta: „Weil du dich so gern auf die großen Dichter berufst: Bei den großen Tragikern siehst du, daß höchste sittliche Verderbnis oft mit höchst vernünftigem Denken gepaart ist. Das kommt aber nicht nur auf der Bühne vor, sondern auch im Leben, und hier noch viel öfter und schrecklicher. Jede Familie weiß es, es leidet darunter das öffentliche Leben, das Forum, der Senat, das Land, die Bundesgenossen, die Provinzen, daß mit der Vernunft ebenso gesündigt, wie Gutes gestiftet werden kann. Daß aber Gutes gestiftet wird, das ist selten und nur bei wenigen, daß aber mit der Vernunft gesündigt wird, das ist oft und bei den meisten der Fall. Es wäre besser gewesen, die unsterblichen Götter hätten uns überhaupt die Verunft nicht gegeben, als daß sie sie uns mit dem Fluch einer so verderblichen Anwendung gegeben hätten." Und an anderer Stelle: „Die Vernunft ist keine Wohltat für den Menschen. Im Gegenteil. Wenn die Götter dem Menschen hätten schaden wollen, sie hätten ihre Absicht nicht furchtbarer erreichen können, als dadurch, daß sie ihm die Vernunft gaben." So bleibt die Folgerung: Wenn die Vernunft ein Geschenk der Götter sein sollte, so haben sich die Götter getäuscht. Und es bleibt die Frage: Kann sich ein Gott täuschen?

Also: Weder die Natur noch das Reich des Intellekts können dem Menschen eine Heimat bieten, der in seiner eigenen Menschenwelt, in diesem Rom furchtbarer sittlicher Entartung und haltlosen Zerfalls heimatlos geworden ist. Das ist die Schlußfolgerung, zu der Cotta gelangt, wir sagen besser zu gelangen vermag. Denn es handelt sich hier um ein Vermögen, um die Intensität der persönlichen Kraft, welches Maß von Einsamkeit ertragen werden kann. Cotta ist stark, abgeklärt genug, um auch die Wertlosigkeit der Natur, des Intellekts anerkennen zu können. Indem er kraft seines Wesens als wertendes Subjekt diese Wertung vollzieht, begibt er sich seines Bürgerrechts im Reich der Natur, im Reich des Intellekts. Er wird damit frei, frei gegen die Menschenwelt, gegen Natur und Intellekt.

In dieser Freiheit muß er sich seines Wesens voll bewußt werden. Dieses sein eigenes Wesen hat keine Wünsche außerhalb seiner selbst, nicht in der Natur, selbst nicht in der Gottheit, geschweige denn im Intellekt: „Alle Sterblichen stimmen soweit in ihren Ansichten von den Göttern überein, daß sie die äußeren Annehmlichkeiten, die günstigen Lebensschicksale, wie den Besitz von Weinbergen, Saatfeldern, Olivenhainen, wie die Fruchtbarkeit der Feld- und Baumfrüchte und derartiges den Göttern zuschreiben. Die eigene Tüchtigkeit hat aber noch niemand auf ein Geschenk der Götter zurückgeführt. Und wahrlich dies mit Recht. Wegen unserer Tüchtigkeit lobt man uns gemäß unserm Verdienst. Auf unserer Tüchtigkeit beruht mit Recht unser Mannesstolz. Was nicht der Fall wäre, wenn wir sie als Geschenk von Gott, nicht von uns selber hätten. Nicht weil wir gerecht, voll Selbstbeherrschung, weise sind, danken wir der Gottheit, sondern wenn es uns gut geht.“

Mit dieser bewußten Anerkennung der freien Persönlichkeit hat Cotta eine Stellung über dem Kulturkreis erreicht, dem er angehört. Damit tritt er nicht aus dieser Kultur heraus, sondern er wird zum Vertreter der Idee dieser Kultur, d. h. er verkörpert sie, ihre Probleme, ihre aktive Kraft in seiner Persönlichkeit. Seine Persönlichkeit weist die Zukunftsmöglichkeiten, die in dieser Kultur noch liegen. Bevor aber die Charakteristik Cottas von diesem allgemeinen Standpunkt, von welchem aus er als Verkörperung einer Kultur erscheint, fortgeführt werden kann, muß das Wesen dieser Kultur, also das Wesen der altrömischen Kultur, dargestellt werden, müssen die bisher betrachteten individuellen Charaktere als Erscheinungen in dieser Kulturentwicklung begriffen sein.

III.

Die römische Kultur und ihre Entwicklung.

Zu der Zeit, in welche uns der Dialog versetzt, stand Roms Weltreich unbedingt fest. In der ganzen damals bekannten Welt gab es kein Heer, das den römischen Legionen ebenbürtig war. Cäsar hatte eben den Beweis erbracht, daß die wilde Tapferkeit der Germanen, die glühende Vaterlands- und Freiheitsliebe der Gallier nicht fähig war, auch nur den eigenen Grund und Boden, die eigene Freiheit gegen Roms Herrscherwillen zu verteidigen. Eine Bedrohung der Weltherrschaft Roms war völlig ausgeschlossen. Roms Reich fand seine Grenzen nur an Roms eigenem Willen, seine Grenzen auszudehnen, also an der Sinnlosigkeit weiterer Eroberungen, einer Herrschaft über kulturlose Völker und unfruchtbare und an Mineralschätzen arme Länder.

Damit war erfüllt, was späteste religiöse Zukunftshoffnung, aber auch was unbedingter religiöser Glaube für den Römer früherer Zeiten gewesen war, das Vertrauen auf eine ungeheure zukünftige Größe des Vaterlands, auf die Ausdehnung seiner Macht und Kultur über den bekannten Erdkreis. Die römische Religion sah, als einzige aller aktiven, d. h. Zukunftsreligionen, die Erfüllung ihrer Ideale.

Es handelt sich darum, die psychische Wirkung, d. h. die kulturhistorische Wirkung dieses Tatbestands auf Rom selbst zu verstehen. Dazu ist vorbereitend zu sprechen über das Wesen der römischen Religion, und zwar nach der qualitativen Richtung, was diese Religion war, und nach der quantitativen Richtung, wieviel diese Religion für den Römer bedeutete.

Das Wesen der römischen Religion.

Den breitesten Raum im römischen Kultus nahm die Verehrung aller Dinge und Verhältnisse ein, auf welchen das Menschenleben individuell und gesellschaftlich beruht, der Moral ebenso wie der fruchtbaren Erde, der Familie ebenso wie des Geldes. Die Verehrung des einfach-Wirklichen der Welt und des einfach-Normalen des Lebens nach seiner Bedeutung für den Menschen und seine Kultur ist, wie dieses schlechthin Natürliche des Daseins den Menschen gemeinsam ist und nur sekundär in seinen Formen nach der Kulturhöhe sich unterscheidet, auch den Religionen gemeinsam, und da es die notwendigen Voraussetzungen des Daseins sind, um die es sich hier handelt, auch allen Religionen notwendig.

selbst den der Erde pessimistisch gegenüberstehenden. Auch in der christlichen Religion ist die Welt von Gott geschaffen und die Ehe von Gott gestiftet. Wenn der Römer diese Wirklichkeit — im Unterschied zu andern Religionen in streng begrifflich gedachten, aber persönlich vorgestellten Abstraktionen faßte, so kommt darin keine wesentliche Verschiedenheit der Stellung des Individuums zur Umwelt, sondern nur die formale Eigenart des römischen Denkens zum Ausdruck.

Die charakteristische Kraft einer Religion liegt also nicht in dieser Verehrung des Seienden, sondern in ihrer Beziehung zur Zukunft, in der werbenden Kraft und der Eigenart der Ideen, welche sie dem aktiven Wollen des Menschen als Motiv oder als Ziel der Betätigung zuweist. Erst indem dieser Zukunftswille in das ruhende, einfach tatsächliche und indifferente Weltbild einer in sich gleichen Natur und eines organisch in sich selbst geschlossenen und beschlossenen Lebenskreislaufs eintritt, als dynamisches Prinzip alles auf sich zentral beziehend, wertend, ordnend, bejahend und verneinend, gestaltet sich das Weltbild zu einer bestimmten Weltanschauung um. Dieser Zukunftswille ist bei den verschiedenen Religionen durchaus verschieden. Er soll gemeint sein, wenn wir im folgenden den Begriff Religion gebrauchen.

Die Religion des Römers war die Ueberzeugung von einem Weltberuf des eigenen Vaterlands. Durch diese Religion gelang es dem römischen Staat, alle persönlichen Kräfte und alle sachlichen Hilfsmittel seiner Bürger in sich zu konzentrieren zu einheitlichem Kampf um die jeweils durch die Staatslage gegebenen Ziele. Hierin ist der letzte Grund für Roms politische Größe zu sehen. Religion und Staatsidee war eins, die Vertretung der Staatsinteressen war die Betätigung der Religion.

Diese Religion band das individuelle Wollen unter die Idee einer höheren, besseren, machtvolleren Zukunft des Vaterlands. Indem der Römer seinem Staat diente mit allen Kräften bis zum Tod, ja bis zur Hintansetzung der Interessen seiner Familie, diente er den Göttern. Wenn T. Manlius Torquatus als Feldherr seinen eigenen, siegreichen, aber dem militärischen Befehl ungehorsamen Sohn nach Kriegsrecht hinrichten ließ, wenn den Koriolan, der mit dem Volkesheer gegen Rom zog, die eigene Mutter zum Rückzug bewog, der den Sohn dem Tod überliefern mußte, so empfand darin jeder Römer lediglich den vollendeten Ausdruck römischen Geistes. — Diese Religion forderte also praktisch, nicht theoretisch

höchste Selbstbetätigung des Individuums, nicht in intensivster Ausnutzung der mechanischen Leistungsfähigkeit der physischen und intellektuellen Energien, sondern in voller persönlicher Hingabe an den Staat unter der Idee des weiteren Ausbaus dieses Staats und seiner Kultur. Damit aber verlangte sie vom Individuum, indem sie ihm die Möglichkeit zur tätigen Entfaltung aller seiner Kräfte gab, unbedingte Selbstverleugnung in der Tätigkeit selbst durch die Bindung an die höhere Daseinsordnung des Staats. Persönlichen Gefühlen, und waren sie auch altruistische des Mitleids, im Staatsleben Raum zu geben, galt schlechterdings als Hochverrat. Selbst M. Manlius Capitolinus, der Retter des Kapitols in der Galliernot, mußte sterben, weil er im großen Maßstab verschuldete Bürger aus der Schuldhaft losgekauft hatte und so die Rechtsordnung des Staats zu gefährden schien. So schuf diese Religion starke, aber starre und eng gebundene Charaktere. — Die Werte, nach welchen in jedem Augenblick die Staatslage beurteilt wurde, waren für alle Römer gleich. Sie hießen Ehre und Nutzen des Vaterlands. Sie bedingten ein Wollen und Handeln, das einzig die Größe und die Zukunft des Vaterlands im Auge hatte. Nur über Mittel und Wege der Politik hat es in der echten altrömischen Zeit Meinungsverschiedenheiten gegeben, niemals über die fundamentalen Ideen des politischen Denkens, geschweige denn über den Kulturwert Politik. — So wurde der Römer durch seine Religion an die Erde, an die reale Wirklichkeit des Staatslebens gebunden.

Das andere aber, was die römische Religion dem Römer gab, war: Der Römer als Wertsubjekt, als aus sich heraus handelnde Persönlichkeit hatte als psychischen Beweggrund seines Handelns die unendlich erscheinende Perspektive einer Kulturweltmission des römischen Staats, also die Idee der Weltherrschaft dieser Kultur, die Beugung aller individuellen Unterschiede nicht nur der Menschen, sondern der Völker und Staaten unter die geistige Eigenart, deren Träger er selber war. Diese Idee war sein Gott. Sie verehrte er, wenn er zu Jupiter optumus maxumus, dem Gott des römischen Staats, betete. Eben in der Aktivität der Staatsidee lag die Bedeutung dieses Gottes. Sein Tempel auf dem Kapitol in Rom war der Mittelpunkt des Staats, er wurde der Mittelpunkt der Welt. Durch die Verbindung der Kultur- und Staatsidee mit der Religion wurde der metaphysische Wert der Idee außer Frage gestellt. Die Gottheit bürgte für ihn. Der Siegeszug Roms war

deshalb der Siegeszug seines Gottes. Wie die besiegten Staaten der römischen Herrschaft unterworfen wurden, so wurden die Götter dieser Staaten nach Rom übergeführt und bildeten dort den Hofstaat des Jupiter optumus maxumus. Von der Größe und Lebenskraft dieser Idee zeugt, daß sie in den Jahrtausenden, die seither vergangen sind, nicht sterben konnte. Sie wurde nur in die Welt des geistigen Lebens verpflanzt und dazu auf eine transzendente Grundlage gestellt; denn die reale Grundlage politischer, zivilisatorischer Macht erwies sich der Idee gegenüber als zu vergänglich. Die platonische Theorie von der Einheit des Geistes über die ganze Welt hin, hervorgegangen aus der formalen Einheit der Denkgesetze — also die Verneinung des Individuums und der individuellen Theorie des Geistes als der Lebensfunktion des Individuums —, ihre Ueberführung in das Ethische in dem Gegensatz gut und böse, also die Theorie eines geistigen und ethischen Pantheismus, wurde durch diese Idee verbunden mit der durchaus heterogenen Vorstellung eines persönlichen Gottes, den die Macht definiert. Die Umdeutung der ganzen Welt nach ihrer materiellen, ethischen und geistigen Seite in eine Theokratie, ein System göttlicher Herrschaft, also die Identifizierung des Begriffs Gott mit dem Guten schlechthin, mit „dem" Geist und mit der höchsten Macht war die geistigere Form dieser Idee. Diese Transzendentalisierung war die Tat der christlichen Kirche. Aus dem Johannesevangelium ist sie uns allen bekannt. In dem Wort katholisch (καθ' ὅλον) hat die so vertiefte, aber der Wirklichkeit entfremdete Idee ihre formelhafte Prägung gefunden, in der ihre Herrschaft über die Welt getragen wurde: ein Geist, ein Gott, eine Kirche, ein Glaube, eine Moral; es gibt keine individuelle Geistigkeit, es gibt keine individuellen geistigen und ethischen Probleme, sie sind Täuschung, Irrtum, Lüge, das Werk des Teufels. Durch alle inneren Kämpfe und äußeren Angriffe, durch Perioden des Verfalls und der Verderbnis hindurch, über alle Entwicklungen des Seelenlebens und alle Errungenschaften der Wissenschaft hinweg war es nicht das Dogma oder die Kraft der Ueberzeugung bei den Anhängern, sondern diese Idee der Einheit der Kirche, also der Herrschaft eines Geistes auf der Erde und eines Gottes über der Erde, die die katholische Kirche erhalten hat. Diese Idee ist eigentlich der Fels der Kirche, der allen Angriffen bis heute getrotzt hat. Die Herrschaft über das Geistesleben ist deshalb der unverrückbare Anspruch der katholischen Kirche.

Daran mag man die Macht dieser Idee auch in ihrer ursprüng-

lichen, politisch-materiellen Form, in der sie uns fremd und vielleicht fast unverständlich erscheint, ermessen. Der einzelne Römer sah die Bedeutung seines Lebens darin, daß er als Bürger des Staats an dessen Kulturweltmission aktiv mitarbeiten konnte. Auch das Werk seiner Erdentage konnte, selbst wenn es im einzelnen noch so bescheiden war, in dem großen Zusammenhang des Staatslebens nicht in Aeonen untergehen. Es war und blieb ein Stein in dem ungeheuren Staatsbau, den aufzurichten die göttliche Bestimmung seines Volkes war.

Deshalb war das S. P. Q. R. auf den staatlichen Dokumenten, auf den Feldzeichen für den Römer ebenso religiöses Symbol, wie es für den Christen das Kreuz bei der Krankenpflege, bei der äußeren und inneren Mission ist. Es war das Zeichen, das ausdrückte, daß der Mensch bei seinem Handeln den Willen der Götter vollziehe, es brachte also die Verbindung des Menschen mit der Gottheit dem Menschen selbst bei der Tätigkeit zum Bewußtsein. Das S. P. Q. R. vertrat den eigenen Willensentschluß von Senat und Volk von Rom, gefaßt nach bestem Wissen und Ueberlegen unter der religiösen Idee der Größe des Vaterlandes, unter sorgfältiger Befragung der Götter und ehrfürchtiger Erfüllung aller Zeremonien. Das S. P. Q. R. bedeutete notwendig den Sieg und die Weltherrschaft, so wollte es die Gottheit der Römer, Jupiter optumus, maxumus, auf dem Kapitol in Rom. Das war die oberste religiöse Ueberzeugung des Römers.

Der Inhalt einer Religion erhält erst seine tatsächliche Bedeutung durch die Macht, die diese Religion über ihre Anhänger ausübt. Diese Macht ist um so größer, je unbewußter für das Individuum sie sich in seinem Denken und Handeln durchsetzt, also je mehr alle wesentlichen Lebens- und Kulturbeziehungen des Menschen in der Religion unbewußt zentralisiert sind.

Im alten Rom war Religion und Ethik zusammengeschweißt in der einen politisch-religiösen Idee der Weltherrschaft der eigenen Kultur, der eigenen Rasse gesehen unter dem Gedanken der Weltherrschaft der Gottheit des Staates. Die Ausgestaltung der Kultur konnte dieser Idee nur feste Formen und Formeln der Verehrung geben; die Ethik aber leitete daraus die nach dem Prinzip des Nutzens und der Ehre des Staates gestalteten einfachen Regeln für das praktische Leben ab. Religion, Ethik und Politik waren also eins. Kraft dieser Einheit aber bildeten sie eine beherrschende Macht über jedem römischen Einzelleben, sie bildeten also das gemeinsame

Fundament jedes einzelnen römischen Charakters, sie definieren den römischen Typus. Die daraus hervorgehende eigenartige Bildung des Charakters war das Wesen der römischen Kultur. Diese Kultur wollte und vollbrachte nichts anderes, als die Heranbildung des Individuums zur Mannhaftigkeit, zur „virtus". Sie war eine Kultur des Charakters, der Persönlichkeit. Und zwar sah sie den Charakter, den einzigen, der eines freien Mannes würdig war, in dem bestimmten Sinn der politischen Persönlichkeit. Keine Zeit und kein Volk hat den Typus der politischen Persönlichkeit höher, reicher entwickelt als Rom. Die römische Religion bildete und begrenzte also in der Schaffung des römischen Charaktertypus die römische Kultur.

Weder die römische Religion, noch die römische Ethik, noch der römische Staat waren für den Römer zu trennen von seiner Persönlichkeit, von dem ganzen Inhalt seines Bewußtseins. Er sah die Welt nur durch diese drei, die zusammen eine Einheit bildeten. Er dachte nicht einmal an das Problem einer objektiven Stellung zu ihnen. Wem die bürgerlichen Ehrenrechte abgesprochen waren, der war seines „Haupts" verlustig (capitis deminutio media), das beste Stück seines Wesens war ihm genommen; er war nicht mehr Mensch im vollen Sinn. Freiheitsberaubung und Todesstrafe (c. d. maxima) bildeten demgegenüber keine neuen Strafarten, sondern nur Steigerungen innerhalb derselben Strafart. So strahlte auf die Ethik und die Religion des Römers die Sicherheit, die die eigene Persönlichkeit für ihn hatte, aus, die Persönlichkeit, die eben unter der einheitlichen Herrschaft dieser Ideale einheitlich gebildet in sich mechanisch sehr fest gebaut und doch nur die lebendige Verkörperung dieser Ideale war. In der alten Zeit gab es in Rom weder religiöse noch ethische Probleme. Der ältere Kato verachtete die griechischen Philosophen, Magister und Rhetoren. Die Gestalt des Philosophen, des bewußt einsamen, stolzen, wahrhaftigen Denkers ist der Rasse fremd.

Die römische Religion schuf nicht nur die römische Persönlichkeit und die römische Kultur, sie schuf auch die römische Geschichte, die reale römische Staatsmacht. Keine Religion hat je in höherem Maß das erfüllt, was sie als Ziel, als Idee vor ihre Anhänger hinstellte, als die römische. Aus einer kleinen latinischen Landstadt war Rom in wenig Jahrhunderten zur Herrscherin der Welt geworden, trotz der furchtbaren Gegensätze, die es in sich selbst zu überwinden hatte, wie sie durch eine der Abstammung nach heterogene Bevölkerung bedingt waren. Und zwar war Rom das geworden als eine einzelne

Stadt, nicht als politische oder wirtschaftliche Hauptstadt eines Landes, wie etwa in neueren Zeiten Paris, London, Berlin oder die amerikanischen Städte. Gab es doch bis zum Ende der Republik für alle Entscheidungen, die nicht dem Senat, den leitenden Exekutivbeamten des Staats und den Richtern übertragen waren — das waren selbstverständlich römische Vollbürger und in Rom ansässig — sowie für die Wahlen der Beamten nur die 35 städtischen Wahlbezirke, und nur in 8 von diesen 35 städtischen Wahlbezirken durften auch die außerhalb Roms lebenden Bürger mitstimmen. Seiner geschichtlichen Erfolge war sich das Römertum vollauf bewußt. Sie waren ihm der unwiderlegliche Beweis für das Wirken der römischen Götter. Hatte Rom je eine Niederlage erlitten, so waren schwere Verfehlungen gegen die Götter vorgelegen. An der Eroberung Roms durch die Gallier unter Brennus trug der Neutralitätsbruch der römischen Gesandten die Schuld, an der unglücklichen Seeschlacht von Drepana die Tötung der heiligen Hühner durch Claudius Pulcher, den römischen Admiral.

Wir fassen zusammen: Die römische Religion ist mit dem Wesen des römischen Volks untrennbar verwachsen, sie hat die Geschichte Roms gestaltet, sie hat den Charakterbau des einzelnen, wie die Kultur der Gesamtheit bestimmt, diese Religion des Jupiter optumus maxumus. Sie hat das vollbracht kraft ihrer selbstverständlichen Männlichkeit im Empfinden, Denken und Werten, wozu die Ideale des staatlichen Lebens anleiteten. Ein Mann konnte sich in ihr ganz entfalten, sie war nicht nur als Totenhemd zu gebrauchen. — Im Gegensatz zu dem, was bei uns Religion genannt wird, lebte die altrömische Religion im täglichen Leben, im Denken und Handeln des einzelnen Römers, im Privatleben, wie in der Politik. Will man für ihre Macht eine Parallele in der Gegenwart, so könnte hier einzig die Samurai-Religion der Japaner herangezogen werden. — Es gibt Religionen, die sich des Märtyrertums ihrer Bekenner rühmen. Rom kennt kein Märtyrertum. Nicht als ob der Römer nicht für seine Religion gestorben wäre, aber er wußte nicht, daß er es tat. Er lebte in dieser Religion, die ihn erzogen hatte. So war es nur selbstverständlich, daß er auch für sie starb, weil er einfach in ihr starb, weil es für ihn als Menschen gar keine Existenz außer ihr gab.

Existenzbedingungen und Entwicklungsgeschichte der römischen Religion.

Gerade in dem ungeheuren äußeren Triumph der römischen Religion lagen die Keime schwerer innerer Gefahren, die in dem

Augenblick akut werden mußten, da sich an dem einheitlichen Bau römischer Weltanschauung von innen her Risse zeigten.

Diese Gefahren lagen zunächst in der Erstarrung der Vorstellungen von den Göttern. Man wollte gerade die Götter verehren, die Rom groß gemacht hatten. Man griff also in den Vorstellungen von den Göttern peinlich auf die Vergangenheit zurück und betonte die altertümliche Form um so mehr, je stärker hier ein Gegensatz zu der eigenen Zeit mit andern lebendigen religiösen Anschauungen empfunden wurde. Die Zeremonien wurden allmählich zu Formalitäten, die mit höchster Genauigkeit zu erfüllen oberstes Gesetz war. Dadurch wurde der lebendige Zusammenhang zwischen Individuum und Staatsideal allmählich zerstört.

Ein persönliches Verhältnis zu den Göttern aber fehlte dieser Religion überhaupt. Die seelischen Bedürfnisse des einzelnen, Gefühle und Stimmungen, das ganze Reich des Gemütslebens, fanden in ihr keinen Platz. Sie gab dem Individuum keinen transzendenten, sie erkannte ihm nur den realen Wert seiner eigenen Tüchtigkeit zu. Dem Hilfsbedürftigen bot sie keinen Trost und kein Mitleid. Denn sie kannte das Individuum als Subjekt seines eigenen Lebens überhaupt nicht. Es waren keine Götter für die Schwachheit des Menschen, seine Müdigkeit, seinen Schmerz, seinen Ekel am Leben. Sie hatten keinen Trost im Diesseits, keine Erlösung vom Erdenleben im Jenseits, keinen Himmel voll Glück und Frieden zu bieten. Es waren die uralten Götter, die bei Roms Gründung in die Stadt gezogen waren, die ihre Macht und Größe in der Geschichte des Staats bewiesen hatten, die man mit schuldiger Dankbarkeit verehrte: pietas est iustitia adversus deos, sagt Cotta. Roms Religion war deshalb nur eine Religion für starke Menschen, die auf sich selbst standen, die tüchtig und sicher im Lebenskampf, einzig ein höheres Ziel für diesen brauchten, um ihre Tätigkeit über den Egoismus einer physiologisch urkräftigen Gesundheit hinauszuheben. — Sobald dieses rein und einfach ethische Moment nicht mehr die alte Kraft hatte, sobald man unter dem zersetzenden Einfluß höherer Kultur, gestiegenen Wohlstands, reicheren geistigen und seelischen Lebens ein neues Verhältnis zu seinen alten Göttern suchen mußte, aus den subjektiven, religiösen Gefühlsmomenten heraus, mußte sich ergeben, daß die alte Religion zu diesen subjektiven seelischen Momenten überhaupt keine Beziehungen gepflegt hatte, daß also eine Verbindung erst durch den Verstand in einer bewußten Umdeutung und Erweiterung der alten Religion hergestellt werden konnte. Dieser

Weg war in einzelnen besonders günstig gelegenen Fällen gangbar für die große Mehrheit, somit als Weg einer typischen Entwicklung war er unbrauchbar.

Diese Gefahren entstanden weiter aus der materiellen politischen Form, in welcher man sich durch die Tatsachen gezwungen sah, die römische Vorherrschaft, die religiös als eine Vorherrschaft römischer Tüchtigkeit gedacht war, zu verwirklichen. Denn diese Vorherrschaft wurde immer mehr als eine Vorherrschaft der politischen Macht verstanden. Auch wenn die Römer ihre großen materiellen Kulturschöpfungen, ihre Staatsorganisation, ihr Rechtswesen andern Völkern brachten, sie brachten immer nur tote, starre Formen, die die fremde Kultur, das fremde Geistesleben erstickten. — Diese Auffassung von der eigenen Herrschaft mag unserer Zeit, in welcher bereits eine sehr scharfe Auslese zwischen den Völkern nach ihrer Kulturfähigkeit stattgefunden hat und also eine gewisse Gleichwertigkeit zwischen den Kulturvölkern besteht, roh und barbarisch erscheinen, für den Römer, der nirgends auf eine vollblütige, lebensfrische Kultur stieß, war sie berechtigt. — Ferner ist die Eigenart der römischen Kultur zu berücksichtigen. Die römische Kultur war weder eine geisteswissenschaftlich-philosophische, noch eine naturwissenschaftlich-zivilisatorische, sie war keine künstlerische und keine literarische. Die römische Kultur war eine ethische Kultur und verkörperte sich nur im einzelnen Römer. Deshalb sah der Römer praktisch zu scharf und fühlte persönlich zu stolz, zu aristokratisch, um diese seine Kultur, die Charakter und nichts als Charakter von dem einzelnen verlangte, den fremden größtenteils minderwertigen oder, wenn sie über eine eigene Kultur verfügten, wie die Griechen, verschiedengearteten Völkern aufdrängen zu wollen. Mit äußerer Bildung, mit Worten und Büchern war hier, wo nur der Mann galt, nichts getan. Der Römer sah ein, daß es Herren- und Sklavenrassen auf der Erde gab, daß es ein vergebliches Beginnen sei, aus Skavenrassen Herrenrassen zu züchten, daß es ebenso unmöglich sei, einen fremden wertvollen Typus, den griechischen Philosophen oder Künstler, den ägyptischen oder parthischen Priester, den alexandrinischen oder pergamenischen Gelehrten, also den Träger einer fremden Kultur in den eigenen Typus zu verwandeln. Vielmehr mußte dem seiner Kultur nach exklusiven und einseitigen Römer gerade die fremde Eigenart, der Philosoph, der Mystiker, der Wissenschaftler zum Gegenstand intensiven Interesses, zum verhängnisvollen Problem werden, weil er überhaupt möglich war. —

So sehr diese Behandlung der unterworfenen Völker der Wirklichkeit angemessen war, so verhängnisvoll war ihre ethische Rückwirkung auf den Römer, auf die Entwicklung des römisches Charakters. Sobald die römische Herrschaft über die stammverwandten italienischen Völker hinausgreift, beginnen die Ausschreitungen und Roheiten, Erpressungen und Bestechungen, Räubereien und Plünderungen römischer Beamter. Im letzten Jahrhundert der Republik herrscht im allgemeinen schnödester Mißbrauch der Macht, rücksichtslose Vergewaltigung, Knechtung und Aussaugung der Provinzen. Die große Gottheit des römischen Staats hatte ja Rom die Macht gegeben. Ein persönliches Verhältnis dieser Gottheit zum einzelnen Menschen gab es aber nicht, weder im moralischen noch im metaphysischen Sinn. Der einzelne Römer hatte also von der Macht dieses „größten, besten" Jupiters keinen Gewinn, wenn er ihn sich nicht in roh materieller Form nahm. Wollte er also von seinem Vaterland, von seinen Göttern etwas haben, so mußte er möglichst viel von dieser Macht für seine Person gewinnen. Ein rücksichtsloser Egoismus leitete sich so aus der Religion ab.

All diese Momente waren so lange bedeutungslos, als das innere Fundament, die römische Religion, in der durch sie und durch die ihr adäquate Ethik gebildeten Persönlichkeit intakt blieb. Aber etwa seit der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr., seitdem Karthago, der letzte große Gegner Roms, vernichtet war, begann hier ein Auflösungsprozeß. Damals war, die folgenden Jahrzehnte bewiesen das immer mehr, bereits erreicht, was die römische Religion als letztes Ziel, als höchste Hoffnung vor sich gesehen hatte, die Herrschaft Roms, der kleinen latinischen Landstadt, die Herrschaft des Jupiter optumus maxumus, der auf dem Hügel des Kapitol wohnte, über den Erdkreis. Das war ja der Ausgangspunkt unserer Ausführungen. Wir nehmen also die oben aufgeworfene Frage nunmehr auf. Die Herrschaft war erreicht durch die Tüchtigkeit und Aufopferungsfähigkeit, durch die zähe Ausdauer, durch die Einheit des Wollens, also durch die wirkliche Ueberlegenheit der römischen Rasse über die andern Völker. Sie war aber auch gesichert, da Rom in Verfolgung seiner Weltherrschaftsidee alle ernsten Gegner, die Italiker, die Karthager, die Makedonen, zuletzt noch die Samniter, vernichtet oder geknechtet hatte — von den unzivilisierten Völkern gar nicht zu reden. Die altrömische Tüchtigkeit war also auf politischem Gebiet unnötig. Es gab kein Ziel, kein Wollen mehr für sie. Sie mußte verkümmern, wenn kein neues Ziel, kein neues Wollen für das Volk gefunden werden konnte.

Und hier war die Schwierigkeit, daß die Götter selbst, die römische Religion, mit dem nunmehr sinnlos gewordenen Ideal untrennbar verbunden war. Es kann nichts Gefährlicheres für eine Religion geben, als das zu erfüllen, was sie verspricht. Denn diese Religion ist nicht mehr Wegweiser in eine Zukunft, sie ist Vergangenheit geworden, nicht dogmatisch, sondern wirklich in den von ihr aufgestellten Problemen, für ihre eigenen Gläubigen. Sie weiß und weist keine Zukunft mehr. Damit hört sie auf, Religion zu sein. Denn Religion heißt Zukunftswille. Sie kann nur noch das Erreichte genießen, sie kann ihre Anhänger nichts anderes lehren als genießen. Genießen aber, wie Faust, das Ergebnis eines Lebens zusammenfassend, sagt, Genießen überhaupt macht gemein. So ist die letzte Wirkung dieser sterbenden Religion eine zerstörende, auflösende, entnervende, entwertende. Was sie lehrt, ist nicht mehr Leben, sondern Untergang, Verwesung.

Die Religion selbst aber, indem sie erfüllt ist, die Gottheit, die die Erfüllung gegeben hat, wird Gegenstand der Kritik. Der Zustand ist erreicht, der als höchstes Ziel der Religion vorschwebte. Es zeigt sich durch die Erfahrung unmittelbar wie tausendfältig, daß dieser Zustand nicht ideal ist. Es zeigt sich in unbestreitbarer, von allen erlebter Wirklichkeit, daß sich die Götter geirrt haben. Nicht der Glaube an die Existenz, an die Macht der alten Götter wankt zunächst, der reale Erfolg verbürgt vielmehr Existenz und Macht. Aber mit dem Wert des Erreichten wird der Wert der Götter zweifelhaft. Was haben die Götter erreicht, soweit Menschen werten und urteilen können? Einen Zustand des Verfalls. — Der Mensch fühlt Mitleid mit seinen Göttern. Der Mensch spottet nicht über den Gottesglauben, die Religion, wie etwa ein intellektualistischer Materialist, sondern er achtet sie als unglückliche Wesen seinesgleichen, er achtet ihren großen Schmerz, ihre große Enttäuschung an ihrem Werk, er achtet ihre große Tragik. — Oder wenn er dieser persönlichen Auffassung entgehen will, steht mindestens das eine fest: Die Götter des Staats haben zu dem einzelnen Menschen keine Beziehung, noch der einzelne Mensch zu diesen Göttern. Denn der Triumph der Götter des Staats bedeutete den Verfall der Rasse. Damit haben auch die Werte, die diese Religion verkündet, keine Geltung für den Menschen. Aber der Mensch braucht Götter und den Glauben an Werte im Leben. Also muß er nach einem neuen Glauben oder nach neuem Inhalt für den alten Glauben suchen. Die alte Religion aber hat keine Bedeutung mehr für ihn.

Der Untergang der altrömischen Kultur.

Römische Religion, römische Ethik, römische Persönlichkeit hatten einst eine Einheit gebildet. Es konnte nicht eins von ihnen entfernt werden, ohne daß nicht die Einheit des Charakters zerstört war. Der Zersetzungsprozeß, der von der römischen Religion ausging, mußte mittelbar die römische Ethik und damit die römische Persönlichkeit untergraben. Mit der Religion war der römischen Kultur ihr Fundament, der Zusammenhang mit einer Weltordnung, in der der Zusammenhang mit einer Gottheit, für die sie schuf, genommen. Die aktive Kraft des Wollens in dieser Kultur als Ganzes, also das dynamische Prinzip der Ethik, das auf die Dauer allein vor Zerfall schützt, war tot. — Aber eben dieselben Verschiebungen in der Stellung des Individuums zur Umwelt, die zum Untergang der Religion führten, mußten sich auch unmittelbar auf ethischem Gebiet geltend machen. Luxus, Wohlleben, griechische Sittenlosigkeit rissen ein. Ein oberflächliches Literaten-, Artisten- und Reformwesen verdrängte von Forum und Senat, aus der vornehmen römischen Gesellschaft die solide Arbeit. Hinter diesem schimmernden Kleid neuer Sitten verbarg sich teils Inhaltlosigkeit, Dummheit und Anmaßung, teils egoistisches Streben nach Macht und Reichtum. Und die Leidenschaften um diesen Kampf um die Macht waren um so zügelloser, als das Staatsleben der Boden, die Herrschaft im Staat und damit der Staat selbst das letzte, höchste Kampfobjekt war. — Und schließlich wurde der römischen Persönlichkeit ihr eigenstes Arbeitsgebiet, der Boden, aus dem sie herauswuchs, genommen. Indem auch die solide Arbeit, das solide Denken nur dann Aussicht auf Erfolg hatte, wenn es die unsoliden Mittel, mit denen sich der Bewerber um ein Amt des Staats in der Gunst des Volks einschmeicheln mußte, skrupellos verwandte, war die Ueberzahl der tüchtigen, verlässigen Leute, denen ein derartiges „Der Zweck heiligt die Mittel" wider die Natur ging, aus dem politischen Leben unmittelbarer Tätigkeit ausgeschlossen.

So war die römische Persönlichkeit in ihren Grundpfeilern, römische Religion und römische Ethik, untergraben, in ihrer Wirksamkeit auf ein anderes Arbeitsfeld gedrängt. Für eine neue Tätigkeit fand sie in ihrer alten Religion weder einen Wegweiser, noch einen Halt. Sie mußte durchaus auf sich allein stehen. Diese notgedrungene Freiheit der Stellungnahme bedingt die Kompliziertheit, Vielseitigkeit und Verschiedenheit der römischen Charaktere dieser ganzen Epoche. Der römische Mensch stand ohne äußeren Halt einsam der ganzen Welt gegenüber.

Die religiöse Krisis wurde so die Krisis der römischen Kultur, dieser Persönlichkeitskultur überhaupt. Die Krisenjahre dieses geistigen Kampfs fallen in die Zeit vom Auftreten der Gracchen bis zur Schlacht von Philippi. Beim Auftreten der Gracchen erweist es sich auf einmal, daß das römische Volk in seiner großen Mehrheit, sowohl das niedere Volk, als die Beamten- und Geldaristokratie seiner freiheitlichen Institutionen nicht würdig ist, weil Vaterlandsliebe, Verantwortlichkeitsbewußtsein und Aufopferungsfähigkeit, die notwendigen Voraussetzungen freiheitlicher Institutionen fehlen. Mit der Schlacht von Philippi ist es definitiv entschieden, daß das römische Volk dieser seiner alten Verfassung überhaupt nicht mehr fähig ist.

Für den Untergang einer Rasse ist ein Zeitraum von 80 bis 100 Jahren sehr kurz. Aber gerade dieser Todeskampf der Rasse rüttelte die ganze Lebenskraft des Volkes in wilder Leidenschaftlichkeit auf und zwang die einzelnen Individuen zur Durchbildung ihrer charakteristischen Eigenart. Denn der Existenzkampf der Rasse mußte sich in dem geistigen Existenzkampf aller einzelnen Individuen verkörpern. Für die meisten bedeutet die Notwendigkeit geistigen Existenzkampfs von vornherein geistige Vernichtung. Aber selbst bei den unterliegenden Charakteren ist die Bewußtheit des Lebens außerordentlich gesteigert und die allgemeinen Probleme des Daseins erfahren dadurch eine hohe und klare Durchprägung.

Etwa 10 Jahre vor der Schlacht von Philippi ist Ciceros „de natura deorum“ geschrieben. Es stammt also aus einer Zeit, wo die Krisis sich bereits der Katastrophe zuwandte, die wichtigsten Charaktertypen sich also geschieden und die in der Kultur liegenden Möglichkeiten entwickelt hatten.

IV.

Einordnung der Charaktere des Dialogs in den Kulturzusammenhang.

Es bietet keine Schwierigkeiten, die oben besprochenen Charaktere als Phänomene der Kultur, aus der sie hervorgegangen sind, zu begreifen.

Vellejus.

In der gehaltvollen Eigenart, in der aristokratischen Sicherheit, Selbstverständlichkeit und einsamen Zurückgezogenheit seines Wesens, ein Verächter vieler Worte und schöner Sätze, aber ein Mann, der das, was er denkt, auch uneingeschränkt lebt, der dem Leben gegenüber keine Feigheit kennt, ist Vellejus durchaus Römer. Es

Der Untergang der altrömischen Kultur.

Römische Religion, römische Ethik, römische Persönlichkeit hatten einst eine Einheit gebildet. Es konnte nicht eins von ihnen entfernt werden, ohne daß nicht die Einheit des Charakters zerstört war. Der Zersetzungsprozeß, der von der römischen Religion ausging, mußte mittelbar die römische Ethik und damit die römische Persönlichkeit untergraben. Mit der Religion war der römischen Kultur ihr Fundament, der Zusammenhang mit einer Weltordnung, in der der Zusammenhang mit einer Gottheit, für die sie schuf, genommen. Die aktive Kraft des Wollens in dieser Kultur als Ganzes, also das dynamische Prinzip der Ethik, das auf die Dauer allein vor Zerfall schützt, war tot. — Aber eben dieselben Verschiebungen in der Stellung des Individuums zur Umwelt, die zum Untergang der Religion führten, mußten sich auch unmittelbar auf ethischem Gebiet geltend machen. Luxus, Wohlleben, griechische Sittenlosigkeit rissen ein. Ein oberflächliches Literaten-, Artisten- und Reformwesen verdrängte von Forum und Senat, aus der vornehmen römischen Gesellschaft die solide Arbeit. Hinter diesem schimmernden Kleid neuer Sitten verbarg sich teils Inhaltlosigkeit, Dummheit und Anmaßung, teils egoistisches Streben nach Macht und Reichtum. Und die Leidenschaften um diesen Kampf um die Macht waren um so zügelloser, als das Staatsleben der Boden, die Herrschaft im Staat und damit der Staat selbst das letzte, höchste Kampfobjekt war. — Und schließlich wurde der römischen Persönlichkeit ihr eigenstes Arbeitsgebiet, der Boden, aus dem sie herauswuchs, genommen. Indem auch die solide Arbeit, das solide Denken nur dann Aussicht auf Erfolg hatte, wenn es die unsoliden Mittel, mit denen sich der Bewerber um ein Amt des Staats in der Gunst des Volks einschmeicheln mußte, skrupellos verwandte, war die Ueberzahl der tüchtigen, verlässigen Leute, denen ein derartiges „Der Zweck heiligt die Mittel" wider die Natur ging, aus dem politischen Leben unmittelbarer Tätigkeit ausgeschlossen.

So war die römische Persönlichkeit in ihren Grundpfeilern, römische Religion und römische Ethik, untergraben, in ihrer Wirksamkeit auf ein anderes Arbeitsfeld gedrängt. Für eine neue Tätigkeit fand sie in ihrer alten Religion weder einen Wegweiser, noch einen Halt. Sie mußte durchaus auf sich allein stehen. Diese notgedrungene Freiheit der Stellungnahme bedingt die Kompliziertheit, Vielseitigkeit und Verschiedenheit der römischen Charaktere dieser ganzen Epoche. Der römische Mensch stand ohne äußeren Halt einsam der ganzen Welt gegenüber.

Die religiöse Krisis wurde so die Krisis der römischen Kultur, dieser Persönlichkeitskultur überhaupt. Die Krisenjahre dieses geistigen Kampfs fallen in die Zeit vom Auftreten der Gracchen bis zur Schlacht von Philippi. Beim Auftreten der Gracchen erweist es sich auf einmal, daß das römische Volk in seiner großen Mehrheit, sowohl das niedere Volk, als die Beamten- und Geldaristokratie seiner freiheitlichen Institutionen nicht würdig ist, weil Vaterlandsliebe, Verantwortlichkeitsbewußtsein und Aufopferungsfähigkeit, die notwendigen Voraussetzungen freiheitlicher Institutionen fehlen. Mit der Schlacht von Philippi ist es definitiv entschieden, daß das römische Volk dieser seiner alten Verfassung überhaupt nicht mehr fähig ist.

Für den Untergang einer Rasse ist ein Zeitraum von 80 bis 100 Jahren sehr kurz. Aber gerade dieser Todeskampf der Rasse rüttelte die ganze Lebenskraft des Volkes in wilder Leidenschaftlichkeit auf und zwang die einzelnen Individuen zur Durchbildung ihrer charakteristischen Eigenart. Denn der Existenzkampf der Rasse mußte sich in dem geistigen Existenzkampf aller einzelnen Individuen verkörpern. Für die meisten bedeutet die Notwendigkeit geistigen Existenzkampfs von vornherein geistige Vernichtung. Aber selbst bei den unterliegenden Charakteren ist die Bewußtheit des Lebens außerordentlich gesteigert und die allgemeinen Probleme des Daseins erfahren dadurch eine hohe und klare Durchprägung.

Etwa 10 Jahre vor der Schlacht von Philippi ist Ciceros „de natura deorum" geschrieben. Es stammt also aus einer Zeit, wo die Krisis sich bereits der Katastrophe zuwandte, die wichtigsten Charaktertypen sich also geschieden und die in der Kultur liegenden Möglichkeiten entwickelt hatten.

IV.

Einordnung der Charaktere des Dialogs in den Kulturzusammenhang.

Es bietet keine Schwierigkeiten, die oben besprochenen Charaktere als Phänomene der Kultur, aus der sie hervorgegangen sind, zu begreifen.

Vellejus.

In der gehaltvollen Eigenart, in der aristokratischen Sicherheit, Selbstverständlichkeit und einsamen Zurückgezogenheit seines Wesens, ein Verächter vieler Worte und schöner Sätze, aber ein Mann, der das, was er denkt, auch uneingeschränkt lebt, der dem Leben gegenüber keine Feigheit kennt, ist Vellejus durchaus Römer. Es

ist deshalb schwer, mit ihm fertig zu werden, so leicht das ethische Werturteil über ihn zu fällen ist; denn er ist sich seiner Stellungnahme zur Welt klar bewußt. Er hat sich, was wir über ihn sagen können, längst alles selbst gesagt. Er hat sich nicht geändert, er hat sich nicht anders haben wollen, er hat sich nicht anders haben können.

Aber das, was Vellejus will, ist dem römischen Wesen fremd, ja entgegengesetzt. Denn es verneint Vaterland, Kulturgemeinschaft, ja Kulturwirken schlechthin. An ihre Stelle tritt als Ideal — nicht als Wirklichkeit — das Glück in der Hingabe an die große, ewig-gleiche, all-eine Natur. Das sind Vorstellungen, aus denen niemals ein praktisches positives Wollen und Handeln hervorgehen kann. Dagegen war der römische Charakter entstanden aus der Wechselbeziehung der Vereinigung aller Kräfte der Staatsbürger in einem Willen des Staats einerseits und der individuellen Durchbildung der einzelnen Kräfte eben in der Betätigung, der harten, wirklichen, schaffenden Betätigung für diesen Staat.

Die jetzige Wendung dieses Charakters ist also seinem eigenen Wesen, d. h. seiner Vergangenheit, seiner eigenen Vergangenheit, wie der Vergangenheit seiner Rasse entgegengesetzt, sie bedeutet im Grund die Verneinung eben dieses Charakters. Man erkennt den Auflösungs- und Zersetzungsprozeß, der sich hier notwendig einleitet. Vellejus ist kein Dauertypus der Rasse, sondern ein sehr labiler Durchgangszustand im Uebergang vom Höhepunkt zum Niedergang der Rasse, der nur innerhalb einer machtvollen Persönlichkeit, die das Entgegengesetzte in ihrer eigenen Existenz zusammenschweißt, dauernd möglich war. Die Wirkung dieser Individualität nach außen ist bereits Zersetzung, Zerstörung. Weniger starke Individuen, vollends die zweite Generation mußten in ödester Oberflächlichkeit und Nichtstuerei zugrunde gehen. Dies wird uns im Dialog ausdrücklich bestätigt.

Balbus.

Balbus hat nichts spezifisch-Römisches mehr an sich. Sein Typus ist international. Wenige Jahrzehnte früher hätte man ihn in Rom überhaupt noch nicht als vollwertig angesehen, einen Mann wie seinesgleichen wäre man unter Freigelassenen anzutreffen gewohnt gewesen, unter diesen sozial untergeordneten Leuten, denen ein großes volles Leben der Wirklichkeit versagt blieb und die deshalb in geistreichen Theorien über Götter und Menschen, über Leben

Leistungen befähigt hatte, das war die Homogenität, mit der es seine Kultur in seinen Bürgern verwirklichte. Eben diese Homogenität, die seine Größe ausgemacht hatte, wurde ihm in der weiteren Entwicklung zum Verhängnis. Eine immer mächtigere Steigerung des Charakters läßt sich ohne eine entsprechende Steigerung des Lebensbewußtseins nicht nur auf sittlichem, sondern auch auf intellektuellem persönlichem, religiösem und staatlichem Gebiet nicht durchführen. Diese Durchführung muß sich aber in der großen Masse als unmöglich erweisen. Mit dem Zusammenbruch dieser Kulturidee war für Rom nicht nur eine Kulturepoche vorüber, sondern das alte Römertum selbst war nicht mehr. Der Römer war das Objekt seiner eigenen Kultur gewesen. Er wurde nun das Opfer seiner Kultur.

Schluß.

Das Vermächtnis aus dem Zusammenbruch der römischen Kultur: Die fundamentalen Lehren des Christentums.

Von der höchsten Stufe einer Kultur, inmitten der bereits in sich zusammenstürzenden und sich verflachenden Kulturwelle, ergibt sich eine weite Perspektive. Durch den geistigen Kampf um Sein oder Nichtsein geschärft, dringt der Blick in große Tiefen und sieht in weite Fernen. Seltsame Gedanken und Gefühle treten auf, wuchtig an Inhalt, schwer zu verstehen, eigentümlich an Reiz. Keine naive Gesundheit voll ursprünglicher Kraft darin, sondern jene Gesundheit, die schwere Krankheit schwer überwunden hat.

In jenen Tagen der untergehenden Republik wurden die Ideen geboren, die später die fundamentalen Lehren des Christentums, der römischen Kirche geworden sind.

Vor allem die Idee der göttlichen Gnade. Aus tiefer Einsamkeit, aber starkem Selbstbewußtsein heraus, da wo die Ethik gegen die eigene Person selbstverständlich ist, weil sie sich notwendig aus der in sich gefestigten Macht des Charakters ergibt und es nur noch ein Problem des Verhaltens zur Außenwelt gibt; — da, wo aber auch der große unbewußte Zusammenhang mit dem Volksganzen zerbrochen ist, wo keine der tatsächlich bestehenden Beziehungen des sozialen, geistigen und sittlichen Lebens zu den Kulturinstitutionen und zu den Mitmenschen unbewußt, kritiklos hingenommen werden, sondern sie alle für die freie Persönlichkeit zum Problem werden; — wo es deshalb zum unabweisbaren Bedürfnis wird, sich ein neues Verhältnis zu den Menschen nur als Menschen vom Standpunkt

der eigenen Persönlichkeit aus zu gründen, um aus der eigenen Einsamkeit heraus wirken und handeln zu können, — wird in Rom ein neues ethisches Ideal entdeckt, das Ideal der Gnade, der die ganze Welt umfassenden, verzeihenden und bejahenden Liebe. Es ist dasselbe Ideal, das in unseren Tagen Nietzsche vom selben Standpunkt aus wieder entdeckt und „schenkende Tugend" genannt hat. Die reiche Persönlichkeit kann schenken, denn sie hat dazu die intellektuelle, persönliche und sittliche, eventuell auch materielle Macht. Eben deshalb, weil sie die Macht hat, kann sie sich der Rechte, die aus dem Besitz der Macht fließen, ihren Mitmenschen gegenüber begeben. Sie wird also nicht den Standpunkt des Rechts, sondern der Gnade annehmen. Cotta ist der Vertreter dieses Ideals in dem betrachteten Dialog: „Gnade ist das letzte, tiefste, innerste Wesen einer sehr guten, sehr ausgezeichneten Individualität. Es gibt nichts Besseres, nichts Vorzüglicheres als Güte und Wohlwollen."

Eine neue Ethik muß notwendig zum Ausgangspunkt einer inhaltlich neuen Metaphysik und Religion werden, selbst wenn die alten religiösen Formen beibehalten werden.

Das Charakteristische an Cottas neuer Ethik ist, daß sie die Individuen durchaus auf sich stellt und von der Anerkennung dieser Selbständigkeit aus den Abstand, der zwischen dem Individuum und der Gesamtheit des Volks klafft, zu überbrücken sucht. Der Weg, auf dem letzteres erreicht werden soll — die Idee der Gnade —, steigert aber die Isoliertheit des Individuums, da es der ganzen Welt gewissermaßen als Angehöriger einer höheren sittlichen Welt, die unter anderen Gesetzen steht, gegenübertritt und hier außerdem noch eine unbedingte Ueberlegenheit, die aus der Persönlichkeit selbst sich ergeben soll, voraussetzt. Diese einsame Ueberlegenheit der Persönlichkeit tragen zu können, fühlt sich Cotta zu schwach. So stellt er sich in eben diese Einsamkeit seine Götter. Sie sind nicht nur unendlich gut, sondern auch unendlich mächtig. Beide Eigenschaften, mehr oder minder verwirklicht, zeichnen aber auch die menschliche Persönlichkeit aus. Cotta gibt also seinen Göttern die Wesensbestimmung als Persönlichkeit. Sie sind ideale Persönlichkeiten von derselben Art, wie der große Mensch auf der Erde es ist. Deshalb tragen auch sie die Probleme der Einsamkeit in sich und deshalb auch die Ethik der Einsamkeit. Die Gnade, die verzeihende schenkende Liebe wird deshalb zur höchsten Charaktereigenschaft der Götter. Aus dem Gott der Masse wird deshalb der nach dem Ebenbild der

Persönlichkeit geschaffene Gott der Gnade. Dieser aber ist, von außen gesehen, der Gott des Christentums.

Keine Religion stammt aus dem Intellekt, und keine Religion kann deshalb vom Intellekt aus begründet werden. Aber sie hat sich mit dem Intellekt abzufinden und hier liegt die Schwierigkeit für jede Religion. Diese Auseinandersetzung wird um so schwieriger, je höher der Intellekt entwickelt ist, je größer der Wissensinhalt, den er in sich trägt.

Bei Cotta muß diese Auseinandersetzung, seiner Vorbildung und seinem Charakter entsprechend, ganz bewußt erfolgen, und eben deshalb muß sie zur klaren Herausarbeitung ihres Prinzips gelangen. Jeder naive Glaube ist für Cotta, für diesen Schüler und Meister aller Philosophie, unmöglich: „Wenn niemand über die Natur der Götter irgend eine sichere Wahrheit erkennt, so ist zu fürchten, daß es überhaupt keine Wahrheit gibt.“ Aber über diese intellektuelle Kritik tritt das ethische Ideal und das metaphysische Bedürfnis. Aus psychischen Elementen des eigenen Wesens schaffen sie die neuen Götter, die Persönlichkeiten sind. Diese Götter haben keinen Erkenntniswert, sie sind keine theologischen Götter, sondern nur einen Glaubenswert. Der Glaube an sie ist der aus intellektueller Skepsis hervorgehende metaphysische Glaube. Ob dieser Gottesbegriff des Glaubens seinen Ausbau in einem System findet, und wenn, in welchem, ist offenbar nebensächlich. Das Wesen der Religion ist Glaube an die Idee der Persönlichkeit. Wie sich die menschliche Persönlichkeit aus der Gemeinschaft der Rasse entwickelt, so entwickeln sich offenbar die Götter des Individuums aus unbestimmten Mächten zu persönlichen Wesen. Diese Entwicklungsmöglichkeit wird formell in fast jeder Religion liegen. Daß der Inhalt sich völlig ändert, wird nach außen zunächst nicht in Erscheinung treten.

Da Cotta die altrömische Persönlichkeitskultur in sich neu verkörpern will, so ist es selbstverständlich, wenn er bewußt die Vorstellungen seiner alten Religion festhält. Cotta kann Priester dieser Religion nach bestem Gewissen sein, er ist es und er bekennt es offen, daß er es ist. „Ich als Mann und als Priester werde die überlieferten Anschauungen von den Göttern und die Formen ihrer Verehrung immer verteidigen, wie ich sie immer verteidigt habe. Davon wird mich weder die Weisheit eines Gelehrten noch die Torheit eines Ungelehrten abbringen.“ Für die materielle Bedeutung dieser Religion spricht die gewaltige Vergangenheit Roms, seine politische Größe und die Größe der Männer, die diese Religion hat

aufwachsen lassen. „Die Religion unserer Vorfahren zu glauben, auch ohne jede Begründung durch die Vernunft, halte ich für meine Pflicht.“ Eine vernunftmäßige Begründung wäre allerdings aufs dringendste zu wünschen. „Ich wünschte, daß die Existenz der Götter für mich nicht nur Ueberzeugung des Glaubens, sondern eine erkannte Wahrheit wäre.“ Aber Cotta hat tatsächlich auf die Erfüllung dieses Wunsches bereits verzichtet.

Cottas Religion ist also der Glaube als Glaube; der Glaube, der nicht siehet und doch glaubet. Und Cottas Religion ist bewußt — am Ende aller Philosophie — dieser Glaube. Auch Cotta kennt den berühmten Satz von den beiden Haruspicen, die lachen müssen, wenn sie sich auf der Straße begegnen. „Aber es ist viel merkwürdiger“, fährt Cotta fort, „daß ihr Philosophen, wenn ihr euch auf der Straße trefft, das Lachen verbeißen könnt.“

Ein Glaube, der falsch ist, kann nicht dadurch wahrer werden, daß er Jahrhunderte lang besteht. Deshalb kann die Autorität der Geschichte keine sichere Grundlage für einen religiösen Glauben sein. Cotta weist ausdrücklich zurück, daß eine Religion logisch auf ihren ethischen Wert begründet werden kann. „Wer behauptet, der Glaube an die Gottheit sei von weisen Männern der menschlichen Gemeinschaft wegen erdacht, damit die Religion die Menschen bei einem Leben der Ordnung und der Pflicht halte, die durch die eigene Vernunft dabei nicht erhalten würden, der hat jede wirkliche Religion in der Wurzel vernichtet. Wer behauptet, aus der Tatsache der Nützlichkeit sei die Idee der Gottheit abstrahiert, der kennt Religion überhaupt nicht.“ So sieht sich Cotta gezwungen, für den Ursprung der Religion göttliche Offenbarung anzunehmen. Die Religion muß auf einer metaphysischen Welt stehen, die dem Menschen unbekannt und deshalb der menschlichen Kritik entrückt ist. Durch eine Tat Gottes nur kann diese Religion in das Wissen der Menschen eintreten. Es gehört also zum Wesen der Religion, daß sie Offenbarung ist, daß die metaphysische Welt durch ihr unmittelbares Eingreifen selbst ihr Dasein beweist, für das das Denken keines Menschen Bürgschaft leisten könnte. Religion wie Aberglaube beruhen bei Cotta auf dem Eingreifen höherer metaphysischer Mächte. Sie sind deshalb nah verwandt. Sie haben gemeinsam die blinde Verehrung, die Furcht vor den Göttern, die Anerkennung höherer Schicksalsgewalten. Im Aberglauben sind nur diese Elemente konstitutiv für seine psychologische und metaphysische Bedeutung. In

der geoffenbarten Religion haben uns aber die Götter die Formen übermittelt, in welchen sie verehrt zu werden wünschen. Für die römische Religion geht diese Offenbarung auf Numa zurück. Cotta glaubt ganz konkret an die Wunder, die von diesem Religionsstifter erzählt werden. Er glaubt an sie, weil er an die Religion glauben will.

Der Form nach wird die alte Religion aufrecht erhalten. In Wahrheit liegt eine ihrem Wesen und ihrem immanent ethischen Verhältnis zum einzelnen völlig fremde Religionsidee vor. Die Verbindung Religion—Staat—Kultur wandelt sich um in die Verbindung übersinnliche Welt—Kirche—Individuum. Der Mensch lebt nicht mehr in einer Religion, die ihn ganz umfaßt, sondern er hat immanent keine Religion, eine Kirche übermittelt ihm vielmehr einen Glauben. Gerade die altrömische Religion war aber im allgemeinen nicht geeignet, einen Kirchenglauben abzugeben: dazu war sie zu vornehm, zu ehrlich, zu hart und zu konkret. Der Widerspruch, der sich dadurch ergab, daß man einen neuen Inhalt von ihren Formen abzuleiten suchte, konnte nur durch bewußte Willenstat bei den kräftigsten Individuen überwunden werden. Es konnte nicht genügen, wenn die Bestrebungen einiger römischer Priester in dieser Richtung gingen. Die Religion mußte vielmehr eben dort versagen, wo sie am nötigsten war, bei den in sich Schwankenden, die einen äußeren Halt suchten.

Es war also Platz für ein neues religiöses Weltsystem, das dem neuen religiösen Inhalt, den man in sich hatte und für dessen überpersönlichen Wert man in der Religion eine Garantie, für dessen Fassung und Anschauung man begriffliche Formen suchte, entsprach. Das war die kultur-historische Konstellation, in welche als dynamisches Prinzip das Urchristentum eintrat. Das Urchristentum war kein ausgebildetes System, das die ganze Welt des Seienden und die ganze Welt des menschlichen Denkens umfaßte. Es vertrat nichts weiter als die ungeheure Tatsache, daß es eine Metaphysik des Individuums gebe. Diese Tatsache hieß Jesus und felsenfest stand sie für jeden, der Jesus näher gekannt hatte. Da man aber die große Persönlichkeit weder in ihrer Einsamkeit, noch in ihrer wesentlichen Beziehung zum Dasein überhaupt verstand, machte man Jesus zum Gott, und das, was primär die Tatsache Persönlichkeit gewesen war, wurde zur erlebten Gewißheit einer metaphysischen Welt. Was also im Christentum von Christus ist, das ist nur die Tatsache seiner Persönlichkeit, der Inhalt dieser Religion stammt von dem untergehenden Römertum, der Gottesbegriff, die Institution der Kirche,

der Glaubensbegriff, die Metaphysik und die Ethik. Der metaphysische formale, persönliche Glaube war aber hier die plastische Kraft, die aus diesen Elementen das einheitliche Wesen der neuen Religion schuf.

Das naivere Empfinden junger Völker und junger Kulturen hat den metaphysischen Glauben nicht gekannt und deshalb das Wesen des Christentums nicht verstanden. Es sah den Glauben im äußeren für-wahr-Halten konkreter Vorstellungen. Die Religion war wieder Sache der Rasse. Erst in neuester Zeit ist das religiöse Problem des untergehenden Rom, das Problem des metaphysischen Glaubens, in weiterem Umfang wieder lebendig. Dieser metaphysische Glaube kann seinem Wesen nach nur die Sache von wenigen sein, aber es sind hochstehende und bedeutende Männer, die sich in ihm zusammenfinden. Darin liegt die Kraft der religiösen Bewegung, die wir heute von der katholischen Kirche vor allem getragen sehen. Diese Bewegung ist nicht durch die Kirche erweckt, sie liegt vielmehr in der Zeit, in der Kultur. Aber es ist selbstverständlich, daß diese Bewegung in der Kirche ihre vornehmste Stütze finden muß, deren Formen sie einst geschaffen hat, denn diese Formen sind ihr kongenial. Die Kirche aber findet sich selbst, ihr eigentliches Wesen erst in diesem Glauben wieder. Sie bedingt eine gewaltige Machtsteigerung der katholischen Kirche, wie sie schon eingetreten ist und wie sie in noch höherem Maß eintreten wird. Denn die Gewißheit von der Richtigkeit dieses Glaubensprinzips, die in wenigen wirklich lebt, strahlt auf die vieler aus, die nur irgend einen festen Halt überhaupt suchen. Und diese vielen werben immer neue Gläubige, gerade deshalb, weil für sie dieser Kirchenglaube Bedürfnis ist, nicht ihr eigenes Wesen umschließt, weil er Wille ist und nicht Wirklichkeit, Glaube an die eigene Ueberzeugtheit und nicht schweigende, selbstverständliche Ueberzeugtheit. In dieser Machtsteigerung ist also ein wesentliches Symptom der psychischen Kulturentwicklung zu sehen, in der wir stehen. Mancher wird darin ein sehr bedenkliches Symptom sehen. Aber es ist die Frage, ob nicht gerade die Möglichkeit der Befriedigung dieser Bedürfnisse innerhalb des Rahmens unserer Kulturorganisation eine Steigerung der Intensität derselben in einem für die gesamte Kulturentwicklung gefährlichen Maß zu verhindern vermag.

Detlev von Liliencron.

Von

Victor Klemperer.

I.

„Wenn ich in meiner Kinderzeit auf Jahrmärkten in Rund-gemälde-Hallen geführt wurde, in denen Gefechtsansichten, in Brand geschossene Städte, brennende Brücken, ganze Schlachten abgebildet waren, konnte ich vor springender Erregung nicht einschlafen. Die Eindrücke hafteten so stark in mir, daß ich alles andere darüber vergaß. Meine Eltern verhinderten aus diesem Grunde auf Jahre hinaus den Besuch solcher Schaustellungen.

Die Condottieri, der Räuberhauptmann, das Korsarenschiff, der Wilddieb, die Raubritter, der Strandlauerer, alles das hatte für meine glühende Knabenphantasie einen besonderen Reiz. Und wer weiß, was aus mir geworden wäre, hätte meine Mutter nicht unablässig abgelenkt und mich eingeführt in die Bücher der Geschichte. Die eben genannten ehrenwerten Herren mußten Platz machen, und Leonidas, Alexander, Caesar, der große Kurfürst, Friedrich der Große, Napoleon, Blücher und wie sie hießen, traten an ihre Stelle. Ungezügelte Freude doch konnte ich nicht verhehlen, wenn ich von Dörnberg las, von Schill und Colomb. Ein Parteigänger zu werden, meinem Vaterlande, wenn es unter tausend Wunden stöhnen würde wie ein gebundenes Tier, durch kühne Wagnisse Stützen zu geben, der Wunsch hat mich nie verlassen.

Ich wurde natürlich Soldat; und bin es leidenschaftlich bis heute. Besonders hat mir das Zigeunerleben in den Kriegen gefallen . . .“

So läßt Detlev von Liliencron in seinen „Kriegsnovellen“ zwar nur einen „Freund“ den Bericht der Feuertaufe im sechsundsechziger Kriege einleiten; aber nach dem ganzen Gefüge dieses Buches, nach Liliencrons sämtlichen dichterischen Konfessionen kann gar kein Zweifel



daran bestehen, daß der Verfasser wahrheitsgetreu sein eigenes Fühlen und Erleben aufgezeichnet hat.

Detlev Liliencron, der Soldat. Davon ausschließlich handelten schon einmal einige Blätter dieser Zeitschrift.*) Das ist richtig und auch wiederum unzutreffend. Es sollte heißen: Detlev Liliencron, der Landsknecht und Condottiere, freilich der von heißer Vaterlandsliebe erfüllte Kriegsmann. Für die gleichförmige, straff geregelte Friedenstätigkeit, die doch in unserer Zeit die weitaus meisten Jahre des Offiziers füllt, für das mathematische Rechnen und Wägen hochgestellter Heereslenker, ist dieser Mann nicht tauglich; das läßt sich wohl schon aus dem kurzen Erguß entnehmen, den ich vorausschickte. Gewiß, auch in Friedenszeiten liebt er das Heer leidenschaftlich; die bunten Uniformen, die strammen Gestalten entzücken ihn, humorvoll schildert er, wie „die Musik kommt", bei „Trommeln und Pfeifen" träumt er von vergangenen blutigen Tagen. Aber der Hauptmann Freiherr von Liliencron, der sich in den beiden letzten Kriegen Ehren und Wunden geholt (und sein eigenartigstes Buch dazu), nahm doch den Abschied, als Reich und Frieden gesichert waren. Statt im engen Dienst zu bleiben, „suchte" er sich lieber — ich zitiere das vielsagende Wort aus seinen Angaben für Brümmers Schriftsteller-Lexikon — „suchte er sich durch Klavierunterricht und literarische Tätigkeit zu ernähren." Später fand er Unterschlupf im Verwaltungsdienst, als Landesvogt in Pellworm, danach als Kirchspielvogt in Kellinghusen; da hatte er Zeit und Freiheit zum Dichten und Stöbern in alten Chroniken. Der dichterische Erfolg, der ihm die ersehnte völlige Amtsfreiheit gab, kam erst spät: er hat vielleicht dem Menschen mehr Glück gebracht als dem Dichter.

Die „Kriegsnovellen", in denen Liliencron seine Erlebnisse festhielt, bedeuten etwas ganz Neues in unserer Literatur. Wir besitzen zahllose Kriegs- und Schlachtschilderungen: von Fachmännern und Dichtern, von Führern, die den gesamten Vorgang übersehen und von einfachen Soldaten, die sich kaum über das Nächstliegende Rechen[illegible] geben vermögen, von Leuten, die aus Liebe zum Krieg [illegible] Seiten übertreibend betonen und seine Schrecknisse ver[illegible] [illegible]von Kriegsfeinden endlich, die ihn durch das entgegen[illegible]fahren an den Pranger stellen. So viele Arten der

[illegible] Sammelaufsatz „Lyriker" von Max Lorenz Bd. 97, Jahrgang 1899). [illegible] Lorenz nur auf die Lyrik des Dichters Bezug nahm, schöpft die [illegible]tudie aus Liliencrons „Sämtlichen Werken" (Schuster & Löffler, Bd. 1—14).

Kriegsschilderung gab es bereits, und dennoch fand Liliencron eine völlig neue und eigene Tonart.

Einmal schildert er die Dinge genau so, wie er sie als Leutnant und Hauptmann erlebt hat. Er ist der verantwortliche Führer seiner Leute, aber jeder weitere Ueberblick fehlt ihm doch, und er verschmäht es, für seine Erzählungen zu verwerten, was ihm etwa durch spätere Studien klar geworden. Er gibt mit skrupulöser Wahrhaftigkeit nur das, was er in jenen Stunden selber gesehen, selber gefühlt hat. So berichtet er einmal, wie er „allein ist in der großen Schlacht", wie er nicht weiß, wo er sich mit seiner Kompagnie befindet, wie er das Vorrücken des Heeres eigentlich nur ahnt. Wie ihm dann „ein hurtiger Wind" einigen Ueberblick schenkt. „Ich sehe zu meinem Erstaunen, daß ich ganz vorne bin."

Mit der gleichen Aufrichtigkeit zeichnet er alles Grausige, was er im Kriege gesehen hat. Eine Batterie erhält den Befehl, eiligst auf einem bestimmten Hügel Stellung zu nehmen: ihr Weg führt durch eine enge Schlucht, in der Tote und Verwundete liegen. Ueber deren Körper hinweg sollen die Geschütze. Der Führer stutzt, es scheint ihm unmöglich. Aber der Oberbefehlshaber läßt durch einen Adjutanten zur größten Eile mahnen. „Keine Sekunde Zeit war mehr zu verlieren . . . Nicht umseh'n, nicht umseh'n! . . . Bald hoch in der Luft, bald niedrig kreisende, kreischende Räder, schräg und schief liegende Rohre und Achsen, sich unter dem Rad drehende Tote und Verwundete, der Kantschu in fortwährender Bewegung auf den Pferderücken, Wut, Verzweiflung, Fluchen, Singen, Schreien . . . Nun fuhr die Batterie auf dem Hügel auf, Haare, Gehirn, Blut, Eingeweide, Uniformstücke in den Speichen." Liliencron hat vorher erklärt, daß es sich um etwas „Grausenhaftes" handelte. Jetzt, nach der Beschreibung des Fürchterlichen, läßt er jeden Ausdruck des Entsetzens, der Klage oder des Mitleids beiseite. Sofort erzählt er von jener Batterie weiter: „In wundervoller Präzision fuhr sie auf. Abgeprotzt. Geladen. Richten. Und: „Erstes Geschütz — Feuer!"" Die gleiche stählerne Ruhe, die gleiche Sachlichkeit und greifbarste Deutlichkeit waltet in allen Schreckensschilderungen, an denen das Buch naturgemäß sehr reich ist. Der Leser vergißt sozusagen, daß er mit Lesen beschäftigt ist, er glaubt vor einem Gemälde zu stehen.

Da liegt etwa im „Garten des Todes", dem Garten eines heißumkämpften Landhauses, ein Turko mit klaffendem schwarzem Schädel, auf Knie und Hände gestemmt. Daneben Tote, die Hand

am Herzen oder mit vorgestreckten Armen, mit verkrümmten Fingern, mit verzerrten Gesichtern, verstümmelt von Sprenggeschossen. . . Ein Hauptmann, dessen Brust eine Granate zerschmetterte, hat im Fallen einige Lilien mit allen Wurzeln ausgerissen und hält sie noch fest. Ein Feldgeistlicher ist über den Sterbenden gefallen, dem er Trost zusprechen wollte; „noch umkrampft der Gottesmann ein kleines elfenbeinernes Kruzifix". Dicht daneben ruht ein Arzt; der ist unverwundet, nur ohnmächtig geworden von der allzugroßen Anstrengung; in seinen Fingern hängt eine Leinenbinde . . . . . Nun kommt man aber — und das ist so merkwürdig und so anziehend — keinen Augenblick auf den Gedanken, Liliencron könnte etwa durch eine gewisse Herzensroheit zu solcher Ruhe des Schilderns befähigt sein. Er berichtet nur eben von selbstverständlicher Pflichterfüllung und von Schrecknissen, in denen er selber genau so das Leben aufs Spiel gesetzt hat wie alle diese Toten und Verwundeten. Besonderes Klagen oder Rühmen würde hier nur Mitleid mit dem eigenen Ich und Eigenlob bedeuten. Und ferner ist ihm diese Pflicht nichts Lästiges und Schweres, sondern ebensosehr das Schönste wie das Selbstverständliche. Liliencron macht von seiner Vaterlandsliebe sehr wenig Worte, aber man fühlt sie immer aus jeder Zeile heraus, und sie adelte jede Zeile, die sonst vielleicht in Verdacht kommen könnte, nur das Lob eines wilden Handwerks zu singen. Dabei ist er ganz frei von jedem Chauvinismus. Welche prächtige Figur macht der österreichische Kürassier Teufel oder der sterbende französische Gardekapitän, der sich in einer Herzensangelegenheit vertrauensvoll an den deutschen „Kameraden" wendet.

Bei solcher Auffassung ist es natürlich, daß Liliencron gern auch bei allen guten Seiten des Krieges: Kameradschaftlichkeit, Treue, Opfermut weilt, und weiter, daß er den offensten Sinn für den Humor der Lagerlebens, ja selbst der Schlacht besitzt. Hier nur ein Beispiel für viele. Unmittelbar nachdem er das Auffahren jener Batterie geschildert hat, berichtet er von einem Meldenden, der an den Oberbefehlshaber heranjagt. „Sein Pferd war durchaus fertig, es konnte nicht mehr den Hügel nehmen und brach unten mit seinem Reiter zusammen. Beide überkugelten sich. Aber sofort erhob sich aus dem Knäuel ein junger Jägeroffizier mit einem hübschen schwarzen Schnurrbärtchen, braunen gewellten Haaren, dunkelbraunen Augen und einem durch den Purzelbaum eingetriebenen Tschako. Er stürmte bei uns vorbei, uns lachend zurufend: „Es geht gut, es geht gut!" Auf seinem kurzen Wege zum General hatte er ein paar schneeweiße

Handschuhe hervorgezogen und war bemüht, diese noch an den Fingern zu haben, ehe er oben war. Aber nur der linke hatte seinen Platz erobert. Ebenso lächelnd, wie er bei uns vorbeigekommen war, meldete er dem Oberbefehlshaber, der ihm freundlich die Hand reichte. Dann bestieg er ein ihm von einer Ordonnanz eingefangenes kleines Berberroß und ritt, das letzte Stück von einem kalten Huhn, das in unserm Besitz war, annehmend, lustig wieder von dannen, unterwegs kauend und mit der rechten Faust die Beulen seines abgenommenen, entstellten Tschakos in Ordnung zu bringen suchend. Es schien ihm alles ungeheures Vergnügen zu machen..."

Freilich, wer solche freudigen Töne für seine Kriegsschilderung findet, der muß über Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe hinaus den Krieg selber lieben. Und das tut Liliencron auf genau die gleiche Art als Mann wie als Knabe. Die Ablenkungen und geschichtlichen Belehrungen haben da wenig geändert; er erfreut sich des Kriegshandwerks gewissermaßen als Landsknecht und Condottiere, er liebt das Romantische, das Balladenartige am Krieg. Noch lieber als die Führung seiner Truppe ist ihm ein abenteuerlicher Adjutantenritt. Und welche Wonne erregt ihm ein Befehl, den er während der Belagerung der „großen Festung" erhält: „Um Mitternacht mit drei Unteroffizieren und dreißig Mann den vor unsrer Postenlinie liegenden Hof La Grenouille anzuzünden." Man vergißt stellenweise den blutigen Ernst der Angelegenheit, man vergißt den preußischen Offizier, man glaubt, ein glücklicher Junge berichte von einem köstlichen Räuberspiel. „Los . . . Schst . . . Katzen auf dem Raubzug . . . Kein Geklirr . . . Vorsichtig, vorsichtig, langsam schleichend, zuerst lange Zeit in einem Graben, dann längs einer Garteneinfassung, Mann hinter Mann, zuweilen „auf allen Vieren", zuweilen blitzschnell über die Landstraße, Pst, wieder gebückt wie ein Apotheker im Moor, Halt . . . Vorwärts . . . Was war das? Langer Halt. War nichts . . . wieder weiter . . . „Nach rückwärts geben, leise: Meier soll nicht so prusten" . . . Weiter . . . Pst . . . Halt . . ."

„Wie ein Apotheker im Moor". Dieser Vergleich geht über die militärische, wohl auch über die landsknechtsartige Schilderung hinaus; er zeigt, daß hier neben dem Krieger ein Dichter das Wort führt. Ich meine, ein rein militärischer Schilderer würde eben nur das Militärische des Vorganges festhalten. Ihm bliebe kaum Zeit, auf das malerisch Eigentümliche in der gekrümmten Haltung der Leute zu achten; und selbst wenn sein Blick darauf fiele, so käme

ihm in der Anspannung der augenblicklichen Tätigkeit niemals ein kräutersuchender Apotheker in den Sinn. Und das bildet nun den ganz eigenartigen Reiz der Kriegsnovellen, daß Liliencron mehr sieht als das bloß Militärische, und ferner, daß seine Phantasie sein tatsächliches Handeln begleitet, ja es bisweilen bestimmt. Ein Dragonerregiment reitet während der Schlacht an ihm vorüber. Der Oberst — „ein alter Herr, der den Mund weit offen hielt (der Unterkiefer war in fortwährender wackelnder Bewegung)" — „der alte Oberst mit dem Fledermausgesicht regierte einzig und allein sein Regiment mit dem linken Handschuh. Und nun diese ewigen Schwenkungen und Bewegungen dieser Truppe um uns, vor uns, hinter uns. Wie oft fauchte der alte Oberst bei mir vorbei, immer im gleichen Trab bleibend. Er suchte augenscheinlich eine Stelle, um seine Dragoner zum Angriff zu führen. Mir fiel aus Faust ein: „Es war eine Ratt' im Kellerloch . . . als hätt' sie Lieb' im Leibe". Und während hier die Phantasie das Bild nur über das Militärische hinaus ausmalt, wird sie, wie gesagt, ein andermal für die Handlung bestimmend. Im „Portepeefähnrich Schadius" wird ein Wagenzug mit Liebesgaben, den der Dichter geleitet, von einer Ueberzahl von Franktireurs überfallen. Das Handgemenge nimmt einen bösen Verlauf für die deutschen Soldaten. Es scheint, als hätten sie zwischen Tod und Gefangenschaft zu wählen. „Ein Gedanke schießt mir durch den Kopf: Roland im Tal von Roncesvalles. „Blasen Sie Ruf, Weber". Und die drei kurzen Töne, wie ein Verzweiflungsschrei, verhallen im Walde. „Noch einmal, Weber". Und wieder die drei kurzen Stöße ins Horn . . . Noch einmal soll's erklingen, dann nur noch ein Signal: „Vorwärts" . . . Da bringt's, da singt's in unser Ohr. Wir hören deutlich unser Reitersignal „Galopp", und wieder und wieder . . . Großer Karl, hast Du's vernommen?"

Diese Darstellung ist um nichts ungenauer als etwa der Bericht von der Auffahrt jener Batterie. Und doch wird es hier niemandem einfallen, von einer bloß militärischen Schilderung zu sprechen. Es handelt sich ganz offenbar um ein Gedicht in Prosa, um eine Ballade. Und Gedichte in Prosa, Gedichte, in denen sich Realität und Phantasie nicht befehden, vielmehr gegenseitg erhöhen — so möchte ich diese Kriegsnovellen überhaupt nennen. Denn „Novellen" sind sie ebenso wenig wie rein militärische Schilderungen. Weder Novellen im alten Wortsinn (das waren knappe, anekdotische Berichte irgendwelcher auffälligen Begebenheiten), noch in der modernen

Bedeutung, wonach die Novelle die psychologische Durchdringung eines eigenartigen Ereignisses zur Aufgabe hat. Es kommt wohl vor, daß Liliencron an irgend einer Stelle seiner Kriegsbilder auch einmal etwas im üblichen Sinne Novellistisches erzählt, zum Beispiel die Liebesgeschichte des kleinen Schadius; aber solche Nebenzüge sind immer ganz unwesentlich und oft recht trivial. Gedichte in Prosa, Skizzen, Idyllen, Balladen, aneinandergereiht und wohl auch ineinandergeklammert: das sind Liliencrons Kriegsnovellen, und nicht nur diese. Von den vierzehn Bänden der Liliencronschen Werke tragen nur vier den Namen Gedichte. Die übrigen enthalten dem Titel und der äußeren Form nach Novellen, Romane, Dramen und ein Epos, in weisester Selbsterkenntnis „Kunterbuntes Epos" genannt. In Wahrheit sind sie alle genau solche Dichtungen, wie die eben beschriebenen Kriegsnovellen, wobei der Ausdruck „alle" nicht etwa flüchtig hingeschrieben, sondern lange und sorgsam erwogen wurde und wohl kaum eine Uebertreibung enthalten dürfte. Und ich glaube, daß es nicht irgendwelche technische Mängel sind, die den Dichter immer wieder in diese eigenartige Form oder Unform drängen; der Grund scheint mir ein tieferer zu sein: Liliencron, der in gebundener wie ungebundener Lyrik das Höchste leistet, ist (nach meinem Dafürhalten) allem objektiv Psychologischen gegenüber wirklich eher ein Landsknecht als ein Dichter. —

Den gleichen Kriegserlebnissen hat Liliencron in einer Reihe von Gedichten Ausdruck gegeben, die teils in dem Novellenband selber, teils in den Gedichtbänden stehen. Sie sind den Prosaschilderungen eng verschwistert im überwiegenden Guten wie in einigen Mängeln. Im Guten: sie zeichnen sich durch die gleiche Wirklichkeit und Phrasenlosigkeit der Schilderung aus, durch die gleiche Fülle des Sehens, die gleiche Wucht und Schwungkraft, die gleiche Leidenschaftlichkeit der Vaterlandsliebe, der Kriegsbegeisterung und Pflichterfüllung. Im Bösen: wie in den Novellen bisweilen recht nachlässig mit der deutschen Sprache umgesprungen wird — peinliche Häufungen von Partizipialkonstruktionen, doppeldeutige, ja selbst falsche Satzwendungen sind nicht immer vermieden —, so schleichen sich zwischen die wohlklingendsten Verse und Reime gleichfalls bisweilen arge Nachlässigkeiten. Das zu betonen ist keine Pedanterie; denn einmal rächt sich die Form für jede Vernachlässigung, die ihr zuteil wird, indem sie den Leser im reinen Genuß des Inhalts stört, und zum andern kann sich Liliencron selber im Spott über falsche Reime und schlechte Verse nicht genug tun, und ist doch

:bst zuweilen „der Sünde bloß". Alle Vorzüge der Liliencronschen :iegslyrik sind wie auf einer Musterkarte in einem herrlichen Ge- :ht zusammen, das ich hier unverkürzt wiedergeben möchte. (Auch r gelegentliche Mangel ist angedeutet, indem das ohnehin mehr astische als ästhetische Wort „Anspucken" durch die volle Betonung r letzten Silbe dem Leser geradezu ins Ohr gehämmert wird.)

Es lebe der Kaiser.

Es war die Zeit um Sonnenuntergang,
Ich kam vom linken Flügel hergejagt.
Granaten heulten, heiß im Mörderdrang,
Hol' euch die Pest, wohin ihr immer schlagt.
Ich flog indessen, das war nichts gewagt,
Unter sich kreuzendem Geschoß inmitten.
Rechts reden unsre Rohre, ungefragt,
Links wollen feindliche sich das verbitten.
Gezänk und Anspucken, ich bin hindurchgeritten.

Plötzlich erkenn' ich einen Johanniter
Am roten Kreuz auf seiner weißen Binde.
Wo kommst du her, du schneidiger Samariter,
Was trieb dich, daß ich hier im Kampf dich finde?
Er aber riß vom Haupt den Hut geschwinde
Und schwang ihn viel, den selt'nen Lüftekreiser,
Und schwang ihn hoch im schwachen Abendwinde
Und rief, vom Reiten angestrengt und heiser:
Gestern ward unser greiser großer König Kaiser.

Und zum Salute donnern die Batterien
Den Kaisergruß, wie niemals er gebracht.
Zweihundertfünfzig heiße Munde schrien
Den Gruß hinaus mit aller Atemmacht.
Scheu schielt aus gelbgesäumter Wolkennacht
Zum erstenmal die weiße Wintersonne,
Und schwefelfarben leuchtete die Schlacht
Bis auf die fernst marschierende Kolonne,
Daß hoch mein jung Soldatenherze schlug in Wonne.

Tot lag vor mir ein Garde mobile du Nord
Es scharrt mein Fuchs und blies ihm in die Haare.
Da klang ein Ton herüber an mein Ohr,
Den Höllenlärm durchstieß der Ton, der klare.
Nüchtern, nicht wie die schmetternde Fanfare,
Klang her das Horn von jenen Musketieren,
Daß dir, mein Vaterland, es Gott bewahre,
Das Infanterie-Signal zum Avancieren.
Dann bist du sicher vor Franzosen und Baschkiren.

Zum Sturm, zum Sturm! Die Hörner schreien! Drauf!
Es sprang mein Degen zischend aus dem Gatter.
Und rechts und links, wo nur ein Flintenlauf,
Ich riß ihn mit ins feindliche Geknatter.
Lerman, Lerman! Durch Blut, Gewehrgeschnatter,
Durch Schutt und Qualm! Schon flieh'n die Kugelspritzen.
Der Wolf brach ein, und matter wird und matter
Der Widerstand, wo seine Zähne blitzen.
Und Siegesband umflattert unsre Fahnenspitzen.

* * *

II.

Nach jenem römischen Diktator, der vom Pfluge weg zum höchsten Staatsamt berufen wurde und nach getaner Arbeit zum Pfluge zurückkehrte, betitelt Liliencron einen lyrischen Monolog „Cincinnatus".

Frei will ich sein.
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug
Und ein fröhlich Herz, das ist genug.

So lautet Anfang, Mitte und Ende dieser Strophen. Cincinatus will frei sein von allen Fesseln, allen „Sklavenarbeiten" und „Rücksichtslosigkeiten", die der Dienst notwendig im Gefolge hat. Er will auch frei sein oder zum mindesten sich immer wieder mit kräftiger Willensanstrengung frei machen von all den Leiden, die „der Geier des Ehrgeizes" verursacht. Als freier Bauer für seine Scholle, für seinen Sohn zu sorgen: das ist sein Stolz, seine Ausfüllung. Freilich:

. . ruft mich der Kaiser in Not und Gefahr,
Ich entstürze dem Haus mit gesträubtem Haar,
Bin um ihn, wenn er von Feinden umdrängt,
Bis wieder die Streitaxt am Nagel hängt.

Danach aber will der tapfere Bauer in seinen bescheidenen Wirkungskreis zurückkehren.

Die schönen Verse drücken mehr Liliencrons Mannesideal aus, als sein eigenes Wesen. Ihm ist diese stolz bescheidene Ruhe nicht gegeben; er hat Abenteurerblut in den Adern. Er gibt den Dienst auf, um frei zu werden; aber als er nach einigen anderen fehlgeschlagenen Versuchen einen Verwaltungsposten in seiner ländlichen Heimat findet, der ihn offenbar weder sonderlich knechtet, noch in allzu bureaukratische Tätigkeit hineinzwingt, da ist er mit dieser friedlichen Ruhe durchaus nicht zufrieden. Er sehnt sich ins Wilde, ins Abenteuerliche hinaus.

O wär' es doch! Hinaus in dunkle Wälder,
In denen die Novemberwetter fegen.
Der Keiler kracht, Schaum flockt ihm vom Gebreche,
Aus schwarzem Tannenharnisch mir entgegen.
O wär' es doch!

O wär' es doch! Im Raubschiff der Korsaren,
Vorn halt' ich Wache durch die Abendwellen.
Klar zum Gefecht, die Enterhaken schielen,
Und lauernd kauern meine Mordgesellen.
O wär' es doch!

O wär' es doch! Ich säß' auf nassem Gaule,
In meiner Rechten schwäng' ich hoch die Fahne,
Daß ich, buhlt' auch die Kugel schon im Herzen,
Dem Vaterlande Siegesgassen bahne.
O wär' es doch!

Der Dichter fühlt sich unausgefüllt in seinem friedlichen Beruf. Er kann nicht immer von Kriegserinnerungen zehren, und seine Vaterlandsliebe ist ihm etwas viel zu Selbstverständliches, als daß sie ihm jederzeit die nötige Gefühlserhöhung schaffen könnte. Zwar, bei großen Anlässen begeistert sie ihn natürlich auch im Frieden. So findet er etwa im „Stapellauf“ wundervolle Worte für die bedeutende Tat des dritten Kaisers:

Deutscher Kaiser, Wilhelm der Zweite,
Der du als Erster dein Volk gewandt
Auf des Ozeans Weite und Breite,
Daß es die Fernen enger umspannt.
Sei dir gedankt dein entschlossener Wille,
Der in Lärm wie Gedankenstille
Die Völker verfriedet von Land zu Land.

Sich aber im übrigen etwa mit Politik zu befassen, kommt Liliencron nicht in den Sinn. Es wäre deshalb auch ganz verfehlt, wollte man ihn zu irgend einer politischen Partei rechnen, ihn vielleicht konservativ nennen. Er kümmert sich nicht im geringsten, nicht in Prosa, nicht in Versen um die politischen Zeitkämpfe; nur daß er mit vollkommener Selbstverständlichkeit in jedem Feind seines Kaisers auch den eigenen Gegner sieht.

Fehlt es seiner Vaterlandsliebe bei seinem gänzlich unpolitischen Sinn in Friedenszeiten an Betätigung, so fühlt er sich in seinen dichterischen und literarischen Bestrebungen von „Philisterseelen“ eingeengt und unverstanden. Davon wird noch des längeren zu reden sein, da es von großem Einfluß auf viele Schöpfungen des Dichters

wurde. Trieb es ihn doch einer literarischen Partei in die Arme, mit der er im Grunde genommen nichts zu tun hatte.

In seiner Einsamkeit und dem Unbehagen allzu ruhigen Lebens gibt sich Liliencron etwas verbittert und wohl auch ein klein wenig wehmütig an die stille Natur seiner Heimat hin. Mit Beschreibungen von Wald und Sumpf und Haide und Küstenlandschaft füllt er manche seiner Novellen; auch in den Gedichten finden sich schöne Naturbilder. Sehr charakteristisch für die Stimmung dieses Naturverehrers ist der „tägliche Spaziergang“:

Nur ein paar Birken, Einsamkeit und Leere,
Ein Sumpf, geheimnisvoll, ein Fleckchen Haide,
Der Kiebitz gibt mir im April die Ehre,
Im Winter Raben, Rauch und Reifgeschmeide
Und niemals Menschen, keine Grande Misére,
Nichts, nichts von unsrem ewigen Seelenleide.
Ich bin allein. Was einzig ich begehre?
Grast ihr für euch und laßt mir meine Weide.

Es hat bisweilen fast den Anschein, als halte Liliencron solche doch immerhin ein wenig sentimentalische Naturbetrachtung und -liebe für unmännlich. Dann schiebt er eilig seine Jagdleidenschaft vor. Merkwürdig: er spricht sehr viel von dieser Jagdleidenschaft, er läßt kaum je das Gewehr zu Hause, nennt die meisten seiner Streifereien Jagdgänge — und doch erzählt er fast nie von der eigentlichen Ausübung der Jagd, vom Nachstellen und Abschießen. Die Betrachtung der Landschaft, der Tiere und — schließlich auch der Menschen ist ihm die Hauptsache. Dabei sieht er die Menschen nicht sehr viel anders als Landschaft und Tiere. Er beobachtet sie, lernt ihre Redeweise, ihre Wohnungen, ihre Wirtshäuser kennen; irgendwie in ihr Seelenleben einzudringen, ist nicht seine Sache. Von solchen anziehenden — nur, was die Menschen anbelangt, nicht sehr tiefgreifenden — Schilderungen, wie sie sich häufig in den Novellenbänden „Roggen und Weizen“, „Könige und Bauern“, „Aus Marsch und Geest“ finden, auch einen guten Teil des Romans „Breide Hummelsbüttel“ bestreiten, geben die folgenden Zeilen (aus „Märztage auf dem Lande“) einen deutlichen Begriff. „Heute war Frühling, heute war Leben. Ueber den sumpfigen Wiesen schossen die Kiebitze mit ihren runden, breiten Flügeln und schrien wie toll: Kui-witt! Scharen von kleinen Vögeln, in Völkern von zwanzig bis dreißig Stück, flogen mit Gezwitscher, die Flügel im Fluge scharf und schnell ansaugend, über die Hecken. Die Goldammern sangen

ihr: „never, never, never, never, more“. Hinter den Knicks riefen die Pflüger und Egger ihren Pferden zu. Kurz vorm Dorfe sah ich in der Ferne, wie eine Frau emsig auf einen vor ihr liegenden Knaben, der lautlos sich in sich selbst geknäuelt hatte, schlug. Als ich zur Stelle war, sagte ich: „Nu ist't nog Moder. Wat hett he denn dahn?“ „He schull mit Vaddern Kaffe drinken, und dat wull he nich.“ Die noch immer scheltende Mutter und der trotzig ihr zur Seite gehende Flachskopf entfernten sich . . .“

Solche Genrebilder (natürlich auch größeren Maßstabes), in denen er die Menschen seiner Heimat als derb oder roh, als tüchtig und verschlossen, zumeist als nüchtern, in seltenen Fällen auch als phantastisch-tiefsinnig, ja zu religiösem Wahn neigend schildert, solche Einzelbilder gelingen dem Dichter vorzüglich; dagegen stößt man wohl niemals auf eine wirkliche psychologisch durchgeführte Erzählung. Ganz ebenso verhält es sich, wenn Liliencron statt der Bauern den gutsbesitzenden Adel seiner Heimat beschreibt, sich über seine Nüchternheit erbost, über seine kernige Tüchtigkeit freut. Da werden etwa in „Breide Hummelsbüttel“ die einfachsten Typen aufgestellt: der leichtfertig Offenherzige, der Schleicher, der allzu Orthodoxe, dessen Frömmigkeit unvermittelt in religiösen Wahnsinn übergeht. Liliencron ist in allem Psychologischen durchaus unoriginell, oder richtiger: Die Psychologie ist nicht sein Handwerk; er versteht nichts davon.

Und das ist auch der Grund, warum er an Einsamkeit und Unausgefülltheit leidet. Denn wer in Menschenseelen lesen kann, der hat in keiner Umgebung Mangel an Ausfüllung, der braucht nicht romantische Abenteuer, um das Leben erträglich zu finden. Und vor allem: der würde nicht über Einsamkeit und mangelnde Romantik klagen, wenn er soviel von Frauenliebe zu sagen wüßte, wie Detlev von Liliencron.

> Und sie hieß Fite . . . Kleines liebes Tier,
> Wo kommst du jetzt nach dreißig Jahren her,
> Und gerade du aus aller Frauenzier,
> Und gerade du aus jenem Blütenmeer,
> Das ich durchschwamm als loser Kavalier
> Mit leichtem Sinn und glühendem Begehr.
> Was willst du? Noch einmal dein Köpfchen lehnen
> An meine Brust? Ich soll mich nach dir sehnen?

Diese Strophe aus dem seinem Dichter natürlichsten und deshalb bestgelungenen „Poggfred“-Abschnitt ist so ungemein charakte-

ristisch für Liliencrons Liebesgeschichten. „Und sie hieß Fite.“ Manchmal heißt das kleine liebe Tier auch Katherl oder noch anders; manchmal ist es kein „kleines Tier“, sondern eine Dame, bisweilen aus der großen Welt, bisweilen aus der Halbwelt. Ihr Stand, ihr Kostüm, ihre Schönheit wechseln von Fall zu Fall, ebenso ihr Seelentypus. Bald hat sie eine Gretchennatur, bald ist sie berechnend, bald „dämonisch“, bald gleichmütig, bald eifersüchtig veranlagt. Und dennoch, trotz aller Verschiedenheiten, enthält die Fitestrophe das all diesen Liliencronschen Frauengestalten Gemeinsame und Wesentliche. Das sind alles nicht Menschen von bedeutendem Eigenleben, es sind nur, möchte ich sagen, Kriegsobjekte, bunte Punkte, momentane Erregungen im Dasein des Dichters. Ueber die Stunde der Leidenschaft hinaus weiß er mit ihnen nichts anzufangen, er langweilt sich bei ihnen, weil ihm ihr Seelenleben verschlossen bleibt, weil dieser ganz einseitig kraftvollen Kriegsnatur alle andersgeartete Menschlichkeit fremd und uninteressant ist. Deshalb kann Liliencron nur an immer wechselnden Gestalten die Augenblicke der Leidenschaft, des Kriegsartigen in der Liebe schildern, deshalb findet er so gar kein Verhältnis zur Ehe, die doch eben ein freundschaftliches Zusammenschreiten von Mann und Frau auch in unleidenschaftlichen Stunden erfordert. Gewiß, er schildert auch wohl eine glückliche Ehe, er weiß von Ehefrauen zu erzählen, die an Geist und Herzen gleich hoch stehen — aber immer ist in solchen Erzählungen ein Tröpfchen Mitleid für den Ehemann zu finden, der nun doch die Freiheit der Jugend eingebüßt hat und sein häusliches Glück, Frieden, Reinheit, Gemütlichkeit mit mehr oder weniger Langerweile bezahlen muß. In dem Gedicht „Verstoßen“ erzählt er, wie „ein liebes, gutes, vergnügtes Ding“ eine Weile seine Gefährtin gewesen.

Doch plötzlich, wer wagt unser Herz zu kennen,
Ward sie mir lästig, ich mußte mich trennen.
— — — — — — — — — — —
Zuweilen, die grausam ich von mir stieß,
Die undankbar ich von mir ließ,
Steht nachts sie vor mir, lächelnd, fahl —
Das Leben, äh was, macht uns alle brutal.

Sieht man diese „Wer wagt unser Herz zu kennen?“-Brutalität ein wenig genauer an, so stößt man weniger auf einen Herzensmangel als auf die ausgeprägteste Einseitigkeit des Geistes. Detlev von Liliencron ist als Mensch und Dichter immer und einzig

ein Krieger und Abenteurer, der nur den kriegerischen Regungen der eigenen Seele nachgeht, am Eindringen in fremdes Seelenleben aber keinen Geschmack findet.

* * *

III.

In einer seiner Novellen (um die Bezeichnung des Dichters, obschon sie, wie gesagt, unzutreffend ist, beizubehalten), in der „Mergelgrube", reiht Liliencron die Gedanken und Stimmungen eines Mannes aneinander, der an der engen Oede seines Daseins zugrunde geht. Sicherlich hat Liliencron hier einen wesentlichen Teil seines eigenen Seelenlebens zum Ausdruck gebracht. Aber im Gegensatz zu jenem Verzweifelnden hat der Dichter für seine eigene Person einen herrlichen Trost. Er kann die Nüchternheit der alltäglichen Gegenwart vergessen, indem er sich in alte bunte und kriegerische Chroniken vergräbt. Und es bleibt nicht bei diesem Sichvergraben. Indem Liliencron die alten Berichte nicht nur liest, sondern mit den Augen eines Malers betrachtet, indem er sich durch die eigene Kampf- und Abenteuersehnsucht in die Seelen der alten Kämpfer hineinversetzt, formt er die tote Vergangenheit zu machtvollsten unmittelbar lebendig wirkenden Balladen. Denn das ist ja wohl das eigentümliche Wesen der Ballade, daß sie Objektiv-Episches mit subjektiv-lyrischem Empfinden durchtränkt. Man könnte hiergegen einwenden, die Erklärung, die soeben von der Ballade gegeben wurde, passe ganz genau auch auf das Drama. Und dieser Meinung durfte wohl Liliencron gewesen sein, als er sich durch sein Balladengenie zu gleich getönter Dramendichtung verleiten ließ. Wobei er aber den einen so ganz wesentlichen Unterschied übersah: daß nämlich die Ballade nur den von persönlicher Empfindung leidenschaftlich erhöhten Bericht einer Tat, eines Vorgangs zum Thema hat, während das Drama durchaus die psychologische Entwicklung der Ereignisse fordert.

So naturwüchsig die Balladenkunst des Dichters auch ist, so hat sie sich selbstverständlich dennoch an großen Vorbildern geschult. Darüber gibt Liliencron in dem Gedicht „Verbannt" ebenso ausführliche wie bezeichnende Auskunft.

> . . . Platens Balladen sind zwar sehr honette,
> Doch ohne Funkelfeuer, Kolorit.
> Bei Bürger, Strachwitz, Uhland, Dahn, Fontane,
> Wie scheint und schimmert die Balladenfahne!

Platen wird also in dieser Hinsicht trotz einer vorausgeschickten Würdigung seiner „Prachtsonette“ höflich abgelehnt. Für klassische Unleidenschaftlichkeit der Form kann sich Liliencron im Punkt der Balladendichtung nicht erwärmen. Von den übrigen Meistern steht ihm offenbar der standes- und geistesverwandte Strachwitz am nächsten, so nahe, daß einige (wohl sehr frühzeitig entstandene) Liliencronsche Stücke — „Die Kapelle zum finsteren Stern“, „König Abels Tod“ u.s.w. — fast wie Nachahmungen der wenigen vollendeten Poesien wirken, die dem blutjung verstorbenen Strachwitz einzig zu schaffen vergönnt waren.

Während aber Liliencrons Vorbilder ihre Balladen immer in Vers und Reim kleiden, handhabt er selber, gerade wie auf dem Kriegsgebiet, auch hier die Form des Gedichtes in Prosa neben der eigentlichen rhythmischen Ballade. Daß es nicht übertreibende Willkür von meiner Seite ist, wenn ich solche Schilderungen schlankweg „Balladen“ nenne, mag ein Beispiel von vielen beweisen. In den „Dithmarschen“ wird vor allem die Schlacht bei Henningstedt (1500) geschildert, wo, auf eine Schanze gestützt und vom Sumpfboden begünstigt, dreihundert Bauern den dänischen König und den holsteinischen Adel, die, dreißigtausend an Zahl, zur Unterjochung des störrischen Völkchens ausgezogen waren, blutig besiegten. Die Hauptarbeit ist getan; da heißt es weiter: „Es ist alles ein Schlamm, aus Blut, Schweiß, Schmutz, Knochen, Schnee, Regen, Lehm gemengt. Die Dithmarschen würgen nur noch . . . was ihre eisennägelbeschlagenen Schuhe nicht tottreten, erwürgen sie mit den umklammernden Fäusten. Die schleswig-holsteinische Ritterschaft ist erstickt, ertrunken. Die schöne Telsche ist unter den Würgern. Rechts hält sie noch das kurze Schwert, links das Banner. Nun steht sie über dem jungen Pagen Gosche (Gottfried) Doberstorff, dem das blonde Gelock schon klebt im Blut und Schlamm. Seine Augen schauen entsetzt in die ihren. Aber Telsche kennt heute kein Erbarmen; sie hat ewige Keuschheit geschworen. Das Schwert wegwerfend, reißt sie ihm das samtne Wams vom Halse und stößt mit wuchtigstem Stoße die weißseidene Fahne mit dem Muttergottesbilde dem Knaben durch die Brust, daß sie, flatternd, feststeht wie in einer Mauer. Die Beute des Sieges ist unermeßlich. Die goldenen Halsketten der Adligen legen die Dithmarschen ihren Hofhunden an. Den eroberten Dannebrog hängen sie in der Kirche zu Wöhrden zu ewigem Gedächtnis auf.“

Dänische, holsteinische, friesische — überhaupt nordische Königs-

und Adels- und Bauernkämpfe bilden die liebsten Stoffe des Dichters. Dabei ergreift er nicht eigentlich Partei. Wo ein Ländchen sein Deutschtum wahrt, da steht Liliencron auf seiner Seite; aber wenn ein Dänenkönig mit besonderer Tapferkeit oder Umsicht auf Gebietserweiterung ausgeht, so ist ihm der Dichter durchaus nicht gram. Für die Dithmarschen als glücklichere Thermopylenkämpfer begeistert er sich glühend, aber der herrschsüchtige schleswig-holsteinische Adel führt viel zu gute Klingen, als daß Liliencron ihn nicht bewundern müßte. Im allgemeinen ist der Dichter keinem Manne abgeneigt, der mit tapferem Mut dreinzuschlagen weiß. Er braucht das Schwert nicht einmal für eine hervorragend gute Sache zu führen, um Liliencrons Liebe zu gewinnen; die wird auch einem verwegenen Seeräuber oder mutigen Wegelagerer zuteil. Manchmal ist es, als lache der Dichter sich selber aus wegen seiner so ganz grenzenlosen Liebe zum Fehdehandwerk. So etwa in der reizenden Parodie der eigenen Balladen: „König Ragnar Lodbrog", die die Laufbahn und das tragische Ende eines argen Seeräubers mit prächtigem Humor schildert.

> Das war der König Ragnar,
> Der lebte fromm und frei.
> Er trug gepichte Hosen
> Wie seine Leichtmatrosen,
> Die rochen nicht wie Rosen,
> Das war ihm einerlei . . . .

(Freilich wollte der Dichter durch solche ausgelassenen Verse auch wohl alle die in Entsetzen jagen, die von einem lyrischen Gedicht andere Reime auf „Rosen" erwarten als die hier gebotenen.)

Es braucht wohl kaum des längeren betont zu werden, daß ein Dichter, der so für jede männliche Tat begeistert ist, nicht mit einseitiger Liebe an einem einzigen Stande hängt. Adelsvorurteile kennt Liliencron nicht, und diese größere Weitherzigkeit ist es wohl auch, die den späteren Balladendichter über seinen nichts als adligen Vorgänger Strachwitz hinaushebt. Der Schlacht bei Hemmingstedt hängt Liliencron eine merkwürdige Liste aus einer Chronik an. Sie zählt die Namen der gefallenen Adligen auf unter Beifügung charakteristischer Nebenbemerkungen. Hierzu meint Liliencron spöttisch: „Freilich, freilich, die so gern gelesenen und auch sonst so beliebten Worte: „Rittergutsbesitzer" und „von" kannte jene Zeit noch nicht. Schade, schade." Mehr aber als diese Glosse, viel mehr auch als die Verherrlichung einer Bauernschlacht will es für den weiten, jeder

Heldentat zugänglichen Sinn des Dichters besagen, daß er seine zwei schönsten Balladen sehr niedrig gestellten einzelnen Männern widmete, die durch keinen glänzenden Sieg zu irgendwelchem Ruhm gelangten.

Das eine dieser Gedichte, wohl das bekannteste unter allen Liliencronschen, ist „Pidder Lüng". Pidder Lüng ist ein Fischer auf Sylt, der dem harten Amtmann von Tondern, Henning Pagrisch, „Zins und Gült" verweigert, auf den alten Inselspruch pochend: „Lewer duad üs Slaav". Der Amtmann, der mit Truppenmacht herübergekommen ist, findet den Fischer beim Mittagessen und höhnt ihn mit spöttischer Verbeugung:

— — — — „Ihr erlaubt,
Daß wir euch stören bei euerm Essen,
Bringt hurtig den Zehnten, den ihr vergessen,
Und euer Spruch ist ein Dreck:
Lewer duad üs Slaav.

Pidder Lüng gibt trotzige Antwort, der „Tyrann" gerät in wilde Wut,

Und er speit in den dampfenden Kohl hinein:
Nun geh an deinen Trog, du Schwein! . . . .
Einen einzigen Sprung hat Pidder getan,
Er schleppt an den Napf den Amtmann heran,
Und taucht ihm den Kopf ein und läßt ihn nicht frei,
Bis der Ritter erstickt ist im glühheißen Brei,
Die Fäuste dann lassend vom furchtbaren Gittern,
Brüllt er, die Türen und Wände zittern,
Das stolzeste Wort:
Lewer duad üs Slaav.

Es folgt eine einzige knappe Strophe, die von dem „höllischen Gruß der Häscher" berichtet, und wie Pidder Lüng im Sterben noch einmal „sein Herrenwort" ruft.

Auf gleicher Höhe steht die von grimmigem Humor erfüllte Ballade „Der Brand von Altona", die den „bravsten Mann", den Schmied Jan Klünder, der Vergessenheit entreißt.

Jan Klünder? Wo liegt seine Gruft, sein Stein?
Und wo hängt sein Kranz im Lorbeerhain?

Graf Stenbock, der schwedische Marschall, beschließt im Januar 1713, Altona in Brand zu stecken, um die Einäscherung Stades durch die Dänen zu rächen. Das Volk bietet ihm reiches Lösegeld, er verlangt aber mehr, eine unerschwingliche Summe. Der Magistrat verliert den Kopf und flieht nach Hamburg „mit weniger Würde als Eile."

Nur den geistlichen Herren sinkt nicht das Herz,
Sie stehn mit gläubigem Trutze,
Und stehn wie geschmiedete Klammern von Erz,
Freimütig, in Christi Schutze.
Und der älteste ruft bebend aus:
Einst wird dir dafür das Höllenhaus.
Der Graf lacht: Maul halten, Salbader,
Sonst laß' ich euch jetzt schon zur Ader.

Da tritt das schönste Mädchen der Stadt
Vor den Kriegsgott und fällt ihm zu Füßen!
Nimm mich, ich bin noch ein Lilienblatt,
Und laß es die andern nicht büßen.
Mars beschielt hämisch den Venusstern:
Mein Fräulein, ich bin kein Holofern.
Weg! sag' ich, in zwei Minuten!
Oder Profoß und Knuten!

So beginnt denn am Abend das Brennen und Plündern und Morden. Wie gewaltig Liliencron solche Vorgänge zu schildern weiß, das entnimmt der Leser dieser Studie wohl aus ähnlichen vorher mitgeteilten Stellen. Die Schweden wüten lange Zeit ungehindert, niemand denkt an Widerstand. Dann aber finden sie doch endlich einen Weg verlegt:

Jan Klünder, der Schmied, steht vor seinem Haus,
In der Faust den mächtigen Hammer,
Die Aermel gekrempelt zum wuchtigen Strauß
Für Familie, Werkstatt und Kammer.
Seine vier Gesellen steh'n ebenso
Im Mordio, Wirrwarr, im Lichterloh:
Wir werden die Hundsfötter packen
Und sie auf dem Ambos zerhacken.

Und sie kommen mit Pallasch und Fackeln her,
Die entsetzlichen Nichtsverschoner,
Erst einzeln, dann häufen sich mehr und mehr
Die schwed'schen Mordbrennerdragoner.
Und sie stutzen und keiner will recht vor,
Bis sich ein Goliath höhnisch eindrängt ins Tor,
Und da liegt schon die lange Latte,
Jan schlug ihn tot wie 'ne Ratte.

Ein Kampf folgt, vom praktischen Gesichtspunkt aus betrachtet ein ziemlich nutzloser. Einige Bürger, von Jan Klünders Beispiel befeuert, fassen Mut und setzen sich gleichfalls zur Wehr. Und Jan Klünder „rettet, was er nur retten kann, Kind, Greis, Braut und Matrone". Die Stadt brennt deshalb natürlich doch herunter, der

Schwede zieht unbehindert ab, der Schmied wird vergessen. Bis ihm Liliencron „Dies Liedel zum Lohne“ schreibt. Dies „Liedel“, das neben dem Besungenen auch den Sänger so höchlich ehrt als einen gerade empfindenden Menschen, der auf die Tat und die Gesinnung sieht, und nicht auf den Glanz des Namens noch die Größe des Erfolges. Leider scheint es mir so, als sei der „Brand von Altona“ weniger bekannt als andere nicht so hervorragende Gedichte Liliencrons, leider fehlt die Ballade auch in der sonst so trefflich zusammengestellten Volksausgabe der Liliencronschen Verse.*) —

Bildet so Kampf und allerhand Gewalttat naturgemäß den wesentlichen Stoff dieser Balladendichtung, so hat doch Liliencron im Balladenstil auch mit großer Kraft von der Liebe gehandelt. Durfte oder mußte er hier doch einzig bei den leidenschaftlichen Hauptmomenten verweilen und von ausführlicheren Entwicklungen und zarteren, verborgeneren Zügen absehen. Sein Meisterstück auf diesem Gebiete dürfte die Novelle „Greggert Meinstorff“ sein. Hier war sich Liliencron offenbar selber keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß er trotz Prosa und Novellenbezeichnung eine echte Ballade schrieb; nahm er doch alle Stileigenheiten der gereimten Ballade in diese Prosadichtung hinüber. (Z. B. die kehrreimartige Wiederholung eines Satzes. „Und nun saß die schöne Silk dem allmächtigen Staller gegenüber.“ Und nach wenigen Zeilen noch einmal: „Und die schöne, blasse, stille Silk saß dem allmächtigen, riesigen, breitschultrigen Staller Greggert Meinstorff gegenüber“.) Greggert Meinstorff, der „Staller“ (Vizekönig) der friesischen Inseln, lebt in unglücklicher Ehe. Seine Frau liebt ihn heimlich, aber die beiden Menschen unterscheiden sich gar zu sehr in ihrer Wesensart. Der düstere unbefriedigte Mann findet ein heißes Liebesglück bei der schönen Silk, einer Seemannstochter, in deren Adern halb holländisches, halb javanisches Blut fließt. „Ehebruch war und ist bis auf den heutigen Tag bei den Nordfriesen etwas Unerhörtes. Und nun sah die ganze Insel, wußten es die Halligen und das Festland den Eilanden gegenüber, daß der Staller in offenem Ehebruch lebe.“ Der Regent verliert sein Ansehen, er kann schließlich den Posten nicht mehr halten. Als er sich schon verloren sieht, bereits den König um seinen Abschied gebeten hat, findet er bei einem aussichtslosen Rettungswerk fast freiwilligen Tod. Von hier an drängt sich die ohnehin knapp erzählte Geschichte in beinahe starrer Kargheit zu

*) Anm. Sollte sich diesem Mangel des vielgekauften Buches nicht einmal abhelfen lassen?

einem einzigen Bilde zusammen. Die Leiche Greggert Meinstorffs liegt im hölzernen Sarge vor dem Altar der Kirche. Zu ihm hin „schleppt sich mühsam" die Geliebte des Toten. „Ihre schwere Stunde ist gekommen. Sie schenkt dem Toten einen Sohn. Aber das Kind, der letzte Meinstorff, stirbt bei der Geburt . . . und auch die Mutter schließt die lieben, treuen Augen für immer . . ." Gleich darauf tritt vom Küster begleitet, Frau von Meinstorff in die Kirche. „Es ist noch alles dunkel. Ferne brennen die Lichter; die großen Messingleuchter sind blank geputzt . . . Langsam, langsam . . . nun bleibt das Paar stehen . . . wieder einen Schritt vorwärts . . . langsam, langsam . . . Da! Mein Gott! Mein Gott! Ein einziger gellender Schrei klingt durch die schweigenden hohen Hallen. Frau von Meinstorff stieß ihn aus." — — Danach wird nur berichtet: „Frau von Meinstorff lebte noch lange Jahre auf dem Gute ihres Bruders. Sie ist bis an ihren Tod verwirrten Sinnes geblieben."

Schließlich, wenn auch seltener, weiß Liliencron Stoffe aus der Gegenwart, soweit sie elementares Fühlen und leidenschaftliches Handeln bieten, zur Ballade zu gestalten. So erzählt er im „Haidebrand" von der alten Frau, die der eigene Sohn aus ihrem Häuschen verjagt und ins Armenspittel treibt; da zündet sie ihm das Haus an, daß er mit seinem Weibe darin umkommt. Und erklärt dem Hardesvogt:

> Vom Walde sah ich den Feuerschein,
> Es lachte mir das Herz.
> Den Angstruf hört' ich, das Hilfeschrei'n,
> Es lachte mir das Herz.
> Und als die Kate zusammenschlug,
> Meine Seele zum Himmel ein Amen trug.
> Das, Herr, ist meine Geschichte,
> Hier stell' ich mich dem Gerichte.

Da sich Liliencron nicht allzugern dem Zwange strenger Technik fügt, so ist es eigentlich verwunderlich, daß sich unter seinen Werken auch einige Dramen, also Dichtungen der schwierigsten Form, finden. Ich habe dies Verwunderliche zu Anfang dieses Abschnittes zu erklären gesucht (womit denn zugleich auch die Rechtfertigung solcher zusammenfassenden Anordnung gegeben ist). Noch einmal: Liliencrons Dramen kann nur gerecht werden, wer sie als sozusagen zerdehnte Balladen betrachtet und also alle Ansprüche auf psychologischen Gehalt, eigentümliche Charaktere von vornherein aufgibt.

Je unbefangener sich diese Stücke als das geben, was sie tatsächlich sind, um so reinere Wirkung tun sie. So ist mir die Tragödie „Knut der Herr" in ihrer geradlinigen Naivität und Frische die liebste. Da ist der alte, leicht vertrauende, leicht aufbrausende Dänenkönig, da ist sein herrschsüchtiges, rachgieriges junges Weib, das ihn nur geheiratet hat, weil der Mann ihrer Liebe, der Herzog von Schleswig, Knut, eine Andere, Sanftere nahm. Da ist der feige Bösewicht und Ränkespinner Prinz Hinkefuß, da sein edlerer Bruder Magnus, den die Liebe zur Königin Ulvilda erniedrigt und zum Mörder macht an eben jenem Knut, der Siegfriedsgestalt des Dramas. Nirgends findet sich ein irgendwie in irgendeiner Hinsicht neuer Charakter oder neuer Gedanke, aber überall heißes Empfinden, wildes Begehren und Sündigen und natürlich auch kräftiges Dreinschlagen. Und immer wieder trifft man auf überraschend schöne Balladenverse. Da wird etwa erzählt:

> Ein ungestümer West trieb zehnmal wohl
> Die Segel an die Küste Schwedens wieder,
> Bis endlich wir das Ufer Seelands sah'n.
> Voran der dicke Wurm, du kennst das Schiff:
> Mit seinem goldnen Drachenkopf am Buge.
> Der König fuhr es selbst, am Steuer stand er,
> Es fest umklammernd und Befehle gebend.
> Das Wasser troff von seiner Robbenjacke,
> Doch er, begoß ihn eine grobe See,
> Rief lachend, wenn der salzige Schleier fiel:
> Die Sonne Dänemarks trocknet uns die Bärte . . . .

Ganz ebenso — nur Namen und Kostüme sind andere — verfährt der Dichter in seinen „Merowingern". Auch hier Herrschsucht, Rachbegier, blutige Kämpfe, höchstens daß alles etwas südlich leidenschaftlicher gestaltet ist. Größere Ziele, kulturhistorische, schwebten ihm wohl in dem breit ausgeführten fünfaktigen Schauspiel: „Die Rantzow und die Pogwisch" vor; hier sollte offenbar über Balladenkämpfe und -Liebe hinaus das von Parteiungen zerrissene, zwischen Deutsch und Dänisch schwankende Schleswig-Holstein des fünfzehnten Jahrhunderts gezeichnet werden. Doch kam der Dichter nicht über einige Einzelzüge hinaus. Sehr bezeichnenderweise wußte er mit einer Gestalt, die den „modernen" Dichtern wahrscheinlich die Hauptsache gewesen wäre, mit Heyno, dem Anführer der aufständischen Leibeigenen, garnichts anzufangen. Ein andermal führte den Dichter sein romantischer Sinn zu den Indianern. In „Pokahontas" erzählt er die etwas rührsame Geschichte eines innig treuen Indianer-

mädchens und eines im Liliencronschen Sinn „brutalen" englischen Liebhabers. Anschauliche Kämpfe zwischen Kolonisten und Eingeborenen füllen und schmücken diese Liebesgeschichte. Im Grunde hat Liliencron auch hier nur den Ort, nicht den Sinn gewechselt. Daß auch dieses Stück an kraftvollen Einzelschilderungen reich ist, versteht sich nach dem bisher Gesagten fast von selbst. Trotzdem darf es aber wohl nicht verschleiert werden, daß diese Dramen nicht zu Liliencrons wesentlichen Kunstschöpfungen zählen. Ein Gedicht wie „Der Brand von Altona" oder „Es lebe der Kaiser" wiegt wohl den ganzen vierhundert Seiten starken Dramenband der Gesamtausgabe auf.

* * *

IV.

Liliencron hat ein Drama geschrieben — „Der Trifels und Palermo" heißt es nach seinem deutschen und italienischen Schauplatz und behandelt den Hohenstaufenkaiser Heinrich VI. — das ist nicht auf eine so einfache Formel zu bringen wie die anderen. Aber es ist deshalb nicht besser wie jene, es leidet nur an einer fremden Zutat. Liliencron wollte im Kaiser Heinrich den Abenteurer und Helden größten Maßstabes zeichnen, eine Mischung von Alexander, Borgia, Napoleon. Er läßt ihn „wie im Wahnsinn" solche Worte sprechen:

> Nun vorwärts! Auf! Nach Indien! Nach Osten!
> Daß ich die Sonne hemmen kann beim Aufgang,
> Wenn ich es will. Das Kreuzheer ist versammelt
> Und sticht in See von Brindisi nach Syrien.
> (Lächelnd) — Den Schwindel meiner Zeit benutz' ich gut —
> Dann nach Jerusalem und dort befehl' ich
> Die Völker ganz Europas mir zum Zug,
> Zum Zug nach Indien und nach Sonnenaufgang.

Aber es bleibt bei solchen Ausbrüchen. Im übrigen zeigt sich Heinrich VI. als echter Liliencronscher Balladenheld, führt eine gute Klinge und verliebt sich recht heftig und töricht, nicht nur so gleichsam im Nebenamt, wie es etwa Napoleons Art war. Soweit unterscheidet sich das Stück weder im Guten noch im Bösen wesentlich von seinen Geschwistern. Aber Kaiser Heinrich zeichnet sich durch eine Eigentümlichkeit aus: Er ist grausam. Grausam weder aus Politik, noch aus Leidenschaft, noch auch, weil die Sitte seiner Zeit eine grausame ist. Nein, er ist, über die Zeitgewohnheit hinaus, kalt und zwecklos grausam. Das ist ein sehr störender Zug der

keine Sympathie für den Helden des Dramas aufkommen läßt. Und das ist zugleich ein sehr falscher Zug, der aller Psychologie widerspricht. Ein Genie kann nur aus einem der angegebenen Gründe grausam sein — sonst ist es eben kein Genie, sondern eine widrige, kleine Kreatur. Wie kommt nun Liliencron zu diesem falschen und häßlichen Zug, wo ihm doch selbst alle Grausamkeit so fern liegt? Ich kann mir das nur so erklären: er wollte „individuelle Psychologie", „Renaissancepsychologie", „moderne Psychologie" um jeden Preis geben. Er ließ sich von einer literarischen Richtung beeinflussen, die seinem Wesen ganz fremd ist. Da mußte etwas Verfehltes entstehen, womit natürlich durchaus nicht gesagt ist, daß der beeinflussende Faktor an sich nichts tauge.

Liliencron und die — damals — Modernen; es ist eine seltsame Verbindung. Liliencron war ein reifer Mann, als diese in sehr jungen Jahren standen. Liliencron ist adlig und kaisertreu und selten von sozialen Gedanken geplagt; die Modernen steckten tief in sozialen Fragen und zum großen Teil im Sozialismus. Liliencron verstand und versteht herzlich wenig von Seelenkunde und Philosophie; die Modernen können sich kaum tief genug in beide Gebiete versenken.

Und doch ist es wiederum so erklärlich, daß die Ungleichen zusammenkamen. Liliencron saß in Enge und Einsamkeit und wartete bitter auf den dichterischen Erfolg. Seine Dinge schickten sich nicht in die süßliche Tagesmode, sie waren zu männlich, zu rauh, zu wahrhaftig. Was aber natürlich alles durchaus keine „modernen" dichterischen Eigenschaften sind; ich dächte, sie fänden sich schon in der Bibel und im Homer. Seiner Erbitterung macht der Dichter in vielen Versen Luft, die dem folgenden gleichen:

. . . Doch nur Schund und Tand und Spreu
Für die breite Masse schmieren,
Diese Vorschrift gibt Gewähr,
Nicht zu hungern, nicht zu frieren.

Und nun kommen die „Neuen" und müssen auch gegen die Tagesmode ankämpfen, um sich durchzusetzen. Gleiche Leiden, gleiche Kämpfe wirken verbindend. Die „Neuen" haben die Wahrheit zum Ideal erhoben, und eines ihrer Mittel (aber auch nicht mehr als das) auf dem Wege zur Wahrheit ist der realistische Stil. Ihn finden sie in Liliencrons markigen Schriften und begrüßen den Aelteren daraufhin als Freund, ja als Führer, obschon er mit den wesentlichsten Punkten der modernen Richtung so gar nichts zu tun hat.

Und Liliencron — ist alles andere eher als ein Literarhistoriker. Er spricht sehr viel von Dichtung und Literaturgeschichte und weiß doch so wenig darüber zu sagen. Gewöhnlich empört er sich über unreine Reime (bringt aber auch selbst etliche zustande), ferner über Ausdrücke wie „wallen“, „lispeln“, „Busen“, endlich über das „Dichter-E“ (z. B. „er gehet“). Das ist eigentlich alles. Einmal — da war er den Modernen schon innig verbunden — erklärt er, Schiller sei ihm nicht mehr recht lieb. Der Dichter der Kriegsnovellen und Balladen mag nichts mehr wissen vom Dichter des „Wallenstein“ und des „Tauchers“. Kann das aus eigner Seele kommen, läßt das auf Selbständigkeit des Urteils schließen? — Liliencron also sieht auch seinerseits in den Modernen Kampfbrüder — nur alles Sozialistische lehnt er ganz klar und entschieden ab — und fühlt sich als ihr Gefährte und wohl auch Führer. Er kommt mir dabei vor wie Götz von Berlichingen als Bauerngeneral. Und ganz so wie Götz in dieser Stellung Schaden nahm, so tat es Liliencron in der seinen.

Denn leider wollte er nun nicht bloß Liliencron sein, sondern auch ein moderner Dichter. Also galt es psychologisch und philosophisch zu dichten. Das aber gelang ihm gar nicht gut. Kaiser Heinrich ist nicht sein einziges „modernes“ und verfehltes Werk. Novellen wie „Die Operation“ oder „Das Richtschwert aus Damaskus“ und gar der Roman „Mit dem linken Ellenbogen“ wirken in ihrer gezwungenen und oft schiefen Psychologie, die niemals tief zu greifen vermag, bald dürftig, bald peinlich. Das kann aber wohl Liliencrons Dichterruhm nicht sonderlich schädigen; es hat ja so wenig mit seinem eigentlichen Schaffen, mit seinen kraftstrahlenden Dichtungen zu tun.

Ist die moderne Psychologie zur Spielverderberin in einigen Prosaschriften (und dem angeführten Drama) geworden, so spielt die Philosophie die gleiche peinliche Rolle in dem schon erwähnten „Kunterbunten Epos“. „Poggfred“ ist wirklich kunterbunt und läßt sich deshalb nicht mit einem einzigen Urteil abtun. Die Dichtung enthält die frischesten Liebeserinnerungen, die schönsten Kriegsbilder und Balladen, auch viele humorvolle Szenen. Das ist alles wohlgeformt und jugendlich kraftvoll. Von Zeit zu Zeit aber fühlt Liliencron das Bedürfnis, die seinem Freunde Richard Dehmel gewidmete Dichtung in philosophisch-symbolische Höhen zu führen. Und solcher Höhenflug bringt immer nur schöne Bilder und schöne Worte, nie klar erfaßte Gedanken, immer nur verschwimmende wirre

Halbheiten und Rätsel. Ein Zuendedenken, ein Weiterkommen habe ich nirgends gefunden, nicht bei den Sirius-Phantasien, noch bei dem seltsamen Wettrennen, das der Hunger, die Pest, Mazeppa, Ziethen, der Dichter und andere merkwürdige Reiter veranstalten, noch an ähnlichen Stellen. Hieß es danach aber etwa:

> Curry und Reis mit Parmesanerkäse!
> Gebt mir's am Sterbetag und ich genese —

so entschädigten die anmutigsten Plaudereien oder wuchtigsten Erzählungen für die philosophischen Wirrnisse.

Besser als mit Psychologie und Philosophie findet sich Liliencron mit den sozialen Dingen ab. Er ist trotz vielen Redens von Herrenmoral ein mildherziger Mensch. Wie reizend ist die Stelle im „Mäcen" — ein Werk, das sich Roman nennt und lose Tagebuchnotizen und -Skizzen über Kunst und Leben bringt —, als der Held einem armen Schlucker aus der Not geholfen hat und ihn tags darauf bei einem recht üppigen Mahl im Restaurant trifft. Da versteckt sich der „Mäcen" hinter einer ausgebreiteten Zeitung und verharrt in dieser unbequemen Lage, obschon ihm die Arme lahm werden, bis der andere so recht vergnüglich zu Ende gespeist hat und in verwegener Haltung gegangen ist. Das hat freilich mit der „sozialen Frage" nicht allzuviel zu tun, ist aber doch freundlich in „ausgleichender Gerechtigkeit" gehandelt. Ein paarmal, freilich sehr selten, findet Liliencron auch ernstere soziale Töne, die ihm vom Herzen kommen. (Wie es ihm denn in dieser Hinsicht bestimmt nicht an Herz, nur eben an Interesse fehlt. Ein fehdelustiger Ritter ist ihm lieber als ein notleidender Proletarier.) Das beste unter diesen wenigen Gedichten ist ziemlich irreführend „Hochsommer im Walde" betitelt.

> „Kein Mittagessen fünf Tage schon.
> Die Heimat so weit, kein Geld und kein Lohn,
> Statt Arbeit zu finden, nur Hunger und Not,
> Nur wandern und betteln, und kaum ein Stück Brod."
>
> Was biegt der Handwerksbursche in den Wald?
> Was läuft ihm über's Gesicht so kalt?
> Was sieht er trostlos in den Raum?
> Was irrt sein Auge von Baum zu Baum? . . . . .

Nun schildert Liliencron mit großer Anschaulichkeit, wie sich der Verzweifelte im Erlbaum am Waldrande erhängt, wie dann ein Jäger die Leiche findet und der Behörde Anzeige erstattet.

In hellen Glacés ein Herr vom Gericht,
Der prüft, ob kein Raubmord, wie das seine Pflicht.
Sie tragen den Leichnam ins Leichenhaus
Und dann, wo kein Kreuz steht, ins Feld hinaus.

Da niemand zuvor den Toten gesehn,
Erhält er die Nummer Dreihundertundzehn.
Dreihundertundneun schon liegen im Sand,
Wer hat sie geliebt, wer hat sie gekannt?

Gerade durch die trockene, unsentimentalische Art, in der die traurige Geschichte berichtet wird, wirkt sie erschütternd. Aber, wie gesagt, Liliencron behandelt solche Themen viel zu selten, als daß sie für sein Gesamtwerk wesentlich ins Gewicht fallen könnten.

Nur in einer Beziehung — vom realistischen Stil abgesehen — ist Liliencron wirklich modern, und hier hat er den Modernen vieles gegeben und wohl auch manche Anregung von ihnen empfangen: im lustigen Lied, in der Chanson. Die Ballade vom König Ragnar Lodbrog ist das gegebene Vortragsstück für ein Cabaret, und zu den Brettl-Liedern, die Otto Julius Bierbaum 1900 herausgab, steuerte Liliencron die reizendsten Stücke bei („Die Musik kommt", „Beppi", „Bruder Liederlich" rc.).

Im ganzen aber meine ich doch, daß Detlev von Liliencron nichts Innerliches mit der modernen Richtung gemein hat, und daß ihm eine irrtümliche Meinung über diesen Punkt und der Ruhm als Führer der Modernen einigen Schaden zufügten. Ich denke, seine spezifisch modernen Werke werden bald und gründlich vergessen sein, worauf dann der Ruhm des Kriegs- und Balladendichters um so heller strahlen wird. Passende Stücke aus den Kriegsnovellen sowie einzelne Balladen werden hoffentlich bald auch in unsern Schullesebüchern Aufnahme finden.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Wilhelm von Schnehen, Energetische Weltanschauung? Eine kritische Studie. Leipzig, Verlag von Theod. Thomas. VI und 141 Seiten. Preis: 3 Mark.

Die „qualitative Energetik“ eines Mach, Helm und Ostwald hat Schule gemacht, das ist nicht zu leugnen. In Büchern, Broschüren und Zeitschriften tut sich gar mancher Autor etwas darauf zugute, Anhänger dieser „modernen“ Lehre zu sein. Sie scheint ihnen so erkenntnistheoretisch aufgeklärt, methodisch so einfach und naturphilosophisch so plausibel, so ganz der Zeitströmung entsprechend, welche allen unbequemen metaphysischen Untersuchungen abhold, daß sie sich für wissenschaftlich rückständig hielten, wenn sie dieselbe nicht annähmen und nicht verträten.

Aber so scheint sie nur ihnen. Wer etwas schärfer und tiefer blickt, der sieht gerade das Gegenteil von alledem. Er hat sich bald überzeugt, daß sie sehr unklar, sehr rätselhaft und nichts weniger als hypothesenfrei und metaphysikrein ist. Sie spottet zwar über andere, die im Gebiete des Transzendenten schalteten und walteten, tut aber dasselbe mit Nonchalance. Oder sind das keine Hypothesen, ist das keine Metaphysik, wenn z. B. behauptet wird, es gäbe Energieen — ob bloß bewußtseinsimmanent oder auch -transzendent wird nicht bestimmt gesagt — und zwar gäbe es diese und jene Energieen, z. B. Formenergie, Oberflächenenergie, Volumenergie, Distanzenergie, Bewegungsenergie, thermische, elektrische, magnetische, chemische und strahlende Energie, genauer Energieen; diese Energieen mit ihren unzähligen Unterarten sollen innerlich durchaus voneinander verschieden sein und sich demungeachtet ineinander umwandeln können, denn im Grunde seien sie nur verschiedene Erscheinungsformen e i n e r Energie — was sind das anders als metaphysische Hypothesen und noch dazu widerspruchsvolle? In erkenntnistheoretischer Beziehung schwankt die Energetik haltlos zwischen den Standpunkten des naiven, des transzendentalen, des naiven ins Bewußtsein umgekrempelten Realismus, sowie des illusionistischen Solipsismus hin und her. Aus ihrer Physik sind die „Erklärungen“ ausgewiesen; sie beschreibe, messe und berechne nur. Und der energetischen Biologie und Psychologie begegnen wir jedoch zwar in

wieder Erklärungsversuchen, aber was für welchen! Schnehens Buch enthält davon eine Auslese.

Schnehen studiert und kritisiert aufs gewissenhafteste insbesondere die Naturphilosophie Ostwalds, des bekanntesten Hauptvertreters der energetischen Weltanschauung. Auf physikalischem Gebiete prüft er, wie sich Ostwald das Verhältnis von Energie und Materie denkt, auf biologischem dessen Darlegungen über das Verhältnis von Energie und Leben und auf psychologischem die Ansichten Ostwalds über das Verhältnis von Energie, Bewußtsein und Seele, allüberall mit demselben negativen Resultat. In der Physik kommt er zu dem Ergebnis, daß uns die reine Energetik vor lauter zusammenhangslose und darum auch völlig unverständliche Tatsachen stelle. Sie mißachte alle Erklärungen, die die bisherige Physik aus der Atomtheorie und Aetherhypothese gewonnen habe und sei doch völlig außerstande, irgend einen brauchbaren Ersatz zu bieten. Im biologischen Abschnitt seiner Schrift, worin er 1. Ostwalds Betrachtung der „Kennzeichen" und des „Energiehaushalts des Lebens", 2. dessen „darwinistische" Erklärung der Zweckmäßigkeit der Lebenserscheinungen und 3. seinen Hinweis auf allerhand anorganische Analogieen, wie Krystall und Flamme, als vermeintlichen Beweis für die Möglichkeit, auch verwickeltere Lebensvorgänge, z. B. Fortpflanzung, Reizbarkeit und Gedächtnis physiko-chemisch oder energetisch zu erklären, der Reihe nach durchgesprochen, lautet sein Endurteil: einmal, daß Ostwald selber unsere Einsicht in das Wesen des Lebens auch nicht in einem einzigen Punkte ernstlich gefördert habe, und zum andern, daß von dem Uebergange zu einer rein energetischen Betrachtung für die eigentlich entscheidenden Fragen der Biologie auch für die Zukunft nichts zu erhoffen sei. Denn die Begriffe, Methoden und Hilfsmittel der Energetik seien, genau wie die der Mechanik auch, rein physiko-chemischer Art und reichten als solche ihrer Natur nach an das Wesen des Lebens gar nicht heran. Und in der Psychologie, für die Ostwald aushilfsweise eine „Nervenenergie" erfunden, erweist sich Schnehen die energetische Betrachtung, nachdem er sie hin- und hergewendet, den Tatsachen des bewußten Seelenlebens gegenüber nicht nur in der von Ostwald ihr gegebenen, sondern überhaupt in jeder denkbaren Form als durchaus unzulänglich.

Es mag hier nicht unbemerkt bleiben, daß Schnehen mit dieser Verurteilung der energetischen Weltanschauung nicht allein steht: er kann sich in dieser Beziehung auf keinen Geringeren als Eduard von Hartmann stützen, der dieselbe ebenfalls in seinen Büchern betr. „Die Weltanschauung der modernen Physik" und „Das Problem des Lebens" einer Kritik unterzogen hat. Und das tut Schnehen auch, wie er als Anhänger Hartmanns weiterhin anstelle der qualitativen Energetik in der Physik dessen atomistischen Dynamismus, in der Biologie dessen Vitalismus, in der Psychologie dessen Seelenlehre vertritt, ebenso wie in dem erkenntnistheoretischen Teil seiner Schrift dessen transzendentalen Realismus. Und für-

wahr, wenn man zwischen den Weltanschauungen Ostwalds und Hartmanns zu wählen hätte, kein Philosoph, der durch die Schule unserer klassischen Denker hindurchgegangen, könnte, ohne sich als Denker schwer zu kompromittieren, diejenige Ostwalds akzeptieren!

O. D. Chwolson, Zwei Fragen an die Mitglieder des Deutschen Monistenbundes. Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn, Braunschweig 1908. 31 Seiten. Preis: Mark 0,75.

Die aufsehenerregende Schrift Chwolsons „Hegel, Haeckel, Kossuth und das zwölfte Gebot", auf welche auch wir s. Z. an dieser Stelle hingewiesen, und worin er u. a. Haeckel grober physikalischer Irrtümer zeiht, ist, wie nicht anders zu erwarten, von Haeckel nicht unerwidert geblieben. In Heft 1 der „Flugblätter des Deutschen Monistenbundes" erschien alsbald unter dem Titel „Monismus und Naturgesetz" seine Antwort. Hierin wurde Chwolson mit Schmähworten überhäuft, welche in einer wissenschaftlichen Streitschrift zu finden man wahrlich nicht erwarten sollte. Doch schon E. v. Hartmann schrieb vor einer Reihe von Jahren in Bezug auf Haeckel: „Auf sachliche Polemik versteht er sich nicht, wo er in Polemik eintritt, wird sie stets persönlich." Und so wurde denn, wie so mancher andere, auch Chwolson von Haeckel angespieen. Demungeachtet verfaßte Chwolson eine kurze, rein sachlich gehaltene Replik gegen diese Antwort und ersuchte in höflichster Form den Generalsekretär des Deutschen Monistenbundes, Herrn Dr. Heinrich Schmidt in Jena, um Aufnahme derselben in die „Flugblätter". Schmidt ließ sich vor einem Jahre die Entgegnung schicken und seitdem Chwolson gegenüber — weder von der Replik noch von sich etwas hören. Infolgedessen betrachtete sich Chwolson von Schmidt „überlistet" und beschritt nun wieder den Weg der Broschüre, um dieses Verfahren Schmidts sowohl als insbesondere Haeckels Invektiven an den Pranger zu stellen. Dabei läßt er zugleich ein grelles Streiflicht auch auf Schmidts „wissenschaftliche" Unzuverlässigkeit fallen, wie sie z. B. in dessen Abhandlung über „Monismus und Christentum", 1906, S. 28, hinsichtlich seiner Kenntnis der Spektralanalyse deutlich zutage tritt. Schmidt zeigt sich da recht als Schüler seines Meisters.

Wir müssen es uns jedoch versagen, auf den Inhalt der wiederum glänzend verfaßten, geistreichen Schrift Chwolsons näher einzugehen. Nur kurz wollen wir erwähnen, daß der Verfasser die von ihm in Haeckels Pamphlet unterschiedenen „sechs Richtungen", nach der ihn Haeckel zu diskreditieren und kompromittieren versucht, eine nach der anderen einfach grandios als Verleumdung bloßstellt und brandmarkt und dabei einen neuen physikalischen Irrtum Haeckels aufdeckt, der nur bestätigt, daß Chwolson recht hatte, wenn er in seiner ersten Schrift Haeckel das Verständnis der „Energielehre" absprach. Man muß das selber lesen, um sich der vernichtenden Zurückweisung zu erfreuen. Haben schon, wie Haeckel in „Monismus und Naturgesetz" schreibt, „alle Feinde der klaren (!) monistischen

Weltanschauung" — die anderen von Haeckel gegen diese Feinde angewandten Schmeichelnamen lassen wir weg — die erste Streitschrift Chwolsons „mit Jubel begrüßt" und ein wahres „Indianergeheul" (!) über seine „wissenschaftliche Hinrichtung angestimmt", was mögen sie wohl jetzt erst anstimmen? Wir vermuten, sie werden mit Chwolson laut lachen und damit Haeckels Polemik tödlicher Lächerlichkeit preisgeben.

Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

Kuno Fischer, Gesammelte Aufsätze über David Friedrich Strauß. Heidelberg, 1908. Verlag: Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 144 S.

Als 5. Teil der Philosophischen Schriften Kuno Fischers ist dies Bändchen erschienen. Es wird ebensowohl auf die Anhänger des am 27. Januar d. J. als am 100jährigen Gedenktage seines Geburtstages viel gefeierten Kritikers, wie auf die Verehrer des erst im vorigen Jahre verstorbenen Heidelberger Philosophen nicht geringe Anziehung üben. Jene werden ihre Freude daran haben, zu sehen, wie die Feder eines ihn voll verstehenden Freundes die Vorzüge, welche Strauß als Biograph, Historiker und Kritiker in sich zu organischer Einheit zusammenfaßt, geschildert und die Hauptlinien seines Denkens nachgezeichnet hat; einen besonderen Genuß wird ihnen nebenbei der am Schluß beigegebene köstliche lateinische Brief bereiten, welchen, in Sprache und Stil den epistolae virorum obscurorum nachgebildet, Strauß zur Zeit seiner angelegentlichen Beschäftigung mit Hutten an Kuno Fischer gerichtet hat. Die Schüler Fischers dagegen werden vielleicht mit noch größerer Aufmerksamkeit auf die Kunst des freisinnigen Beurteilers achten, der in seinen Besprechungen selbst die von ihm an Strauß gerühmte Meisterschaft im Ordnen zeigt und dessen Gedankengänge oft durch packende Bilder und drastische Wendungen noch klarer und wirksamer gestaltet.

Die Strauß gewidmeten Aufsätze sind in verschiedenen Zeitschriften zwischen den Jahren 1858 und 1870 veröffentlicht worden, und zwar ohne Nennung des Verfassers, so daß ihre Aufnahme unter Fischers Werke allgemein überraschen wird. Ihre hauptsächlichsten Gegenstände sind Strauß' Arbeiten über Hutten, Reimarus, Voltaire und sein Leben Jesu (Volksausgabe vom Jahre 1864). Der Schwerpunkt des Interesses wird auf den zuletzt genannten Aufsatz fallen. Er bietet dem Kenner des Straußschen Hauptwerkes eigentlich nichts Neues; doch wird ihm der knappe von Fischer gegebene Ueberblick, an dem man nur bemängeln kann, daß Strauß' positive Leistung für die Geschichte Jesu mehr vorausgesetzt als dargestellt wird, vielleicht zu größerer Deutlichkeit als zuvor bringen, daß trotz aller seither gemachten Fortschritte die moderne Evangelienkritik ihr ganzes Abc Strauß verdankt, wie Fischer es selbst schon vorausgesehen hat.

So vermag diese Sammlung denn wirklich bis zu einem gewissen Grade Ersatz zu geben für das von Fischer geplante, aber nicht mehr ausgeführte Unternehmen, ein besonderes Buch einer eingehenden Charakteristik seines Freundes D. F. Strauß zu widmen.

Prof. Dr. Adolf Matthaei.

Theologie.

J. Geffcken: Christliche Apokryphen. (15. Heft der 1. Reihe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher, herausgegeben von Fr. Michael Schiele.) Tübingen, 1908. Verlag: J. C. B. Mohr. 55 S.

„Die Stimmungen dieser Zeit, wie reden sie aus den Apokryphen heraus! Hier der Enthusiasmus in jeder Form, mit seiner marktschreierischen Rhetorik, mit dem etwas anmaßenden Siegesbewußtsein des jungen Christentums, das schon die ältesten Heidentempel gefallen sieht, mit seinem Wunderglauben, seinen Prophezeiungen vom Sturze Roms, vom Weltende, mit seinen Höllenbildern, seiner seligen Hoffnung auf das baldige Kommen Christi; dort wieder die Nüchternheit und Einfachheit mit den ernsten Sittengeboten, mit dem stillen, liebevollen Gemeindeleben, dort das weltkluge Bestreben, mit den regierenden Gewalten sich gut zu stellen; hier der Abscheu vor allen heidnischen Sitten, dort wieder Annäherung daran in schwach unterdrücktem Sexualismus — und über all dieses Stimmengewirr hinweg aus weiter Ferne herüberklingend der Silberton eines oder des andern Wortes Christi, jener Erscheinung, die dieses ganzen wundersamen Lebens Ursprung und Quelle ist."

Dies schöne Schlußwort des Verfassers mag hier an den Anfang gerückt werden, weil es besser als die von ihm vorangestellte Einleitung, in welcher der hoffnungslose Versuch einer allumfassenden Definition des Wortes „Apokryphen" unternommen wird, geeignet ist, dem Leser Leselust und Lesefreudigkeit zu verschaffen. In der Tat beleuchtet es vortrefflich die ganze Mannigfaltigkeit und den eigenartigen Reiz des in diesem Hefte behandelten Gebietes. Alle diese Seiten des bunten Bildes, welches die christlichen Apokryphen bieten, werden denn auch wirklich von dem Verfasser berücksichtigt, vielleicht sogar mit zu genau abgewogener Gleichmäßigkeit. Denn wenn für einen nicht fachwissenschaftlich gebildeten Leserkreis, an welchen sich Geffcken vorzugsweise wenden will, der Schwerpunkt des Interesses auf diejenigen Stücke der Apokryphen fällt, welche die neutestamentliche Ueberlieferung in anderes Licht rücken oder unserer Kenntnis frühchristlicher Sitte und Frömmigkeit unmittelbar zugute kommen; so könnte man meinen, daß die „Herrnworte", der Hebräerbrief (dem übrigens m. E. n. in zu weitem Umfange tendenziöse Umgestaltung der älteren evangelischen Berichte zur Last gelegt wird), einige der Apokalypsen und die Apostellehre noch mehr hätten in den Vordergrund treten, dagegen die

in ihrem phantastischen Aufputz recht abstoßenden Apostelgeschichten, deren religionsgeschichtliche Bedeutung eine Inhaltsangabe doch nicht voll erkennen läßt, hätten verkürzt werden dürfen.

Aber wenn auch im einzelnen über das Weniger oder Mehr (auch das von Harnack im Februarheft der Pr. Jahrb. besprochene Evangelienfragment fehlt) gestritten werden kann, so hat man doch alle Ursache, dem Verfasser, dessen selbständige Forschung auf diesem Gebiet den Lesern dieser Jahrbücher schon durch mehrere Aufsätze bekannt geworden ist, für sein kleines Buch dankbar zu sein, das eine weit bequemere Uebersicht ermöglicht, als das umfangreiche, nicht für jedermann zugängliche Henneckesche Werk, und dessen besonderer Vorzug in der lehrreichen Parallele liegt, welche auf Grund ungewöhnlicher Sachkenntnis zwischen dieser christlichen Literatur und den gleichzeitigen Vorstellungskreisen, Bedürfnissen und Stimmungen des Hellenismus gezogen wird.

A. Bertholet, Religionsgeschichtliches Lesebuch (Mitarbeiter: W. Grube, K. Geldner, W. Winternitz, A. Mez). Tübingen, 1908. Verlag: J. C. B. Mohr. 401 S. Preis 6 M. 60 Pf., geb. 8 M.

Sein Unternehmen, Quellen zur Religionsgeschichte in mustergültigen Uebersetzungen zusammenzustellen, sieht der Herausgeber sich veranlaßt in längerer Erörterung gegen Ad. Harnack zu rechtfertigen, dessen Mißbilligung er befürchtet. Auch manche Leser dieser Zeitschrift werden sich erinnern, daß Harnack vor etwa 7 Jahren in einer Friedrich Wilhelm III. gewidmeten Gedächtnisrede (Reden und Aufsätze II S. 161 ff.) seine Stellung zur Religionsgeschichte und zur Frage einer Erweiterung der theologischen Fakultäten zu solchen für allgemeine Religionsgeschichte zum Ausdruck gebracht hat, und daß dieser Absage an die Befürworter einer Nachahmung des Vorganges der Holländer eine Auseinandersetzung mit Rade in der „Christlichen Welt“ (Jahrg. 1901, Nr. 47) gefolgt ist. Seine schwerwiegendsten Einwendungen sind bekanntlich, daß wissenschaftliche Erforschung der Religion eines fremden Volkes ohne genaue Kenntnis seiner Sprache, Geschichte und Gesamtkultur unmöglich ist und daß, da niemand alle Sprachen und Literaturen der Welt beherrschen könne, sich die allgemeine Religionsgeschichte eine Aufgabe gestellt habe, die wissenschaftlich unmöglich sei und nur zum Dilettantismus verführe, daß daher die Pflege der Religionskunde am besten auf die philologischen Fachmänner verteilt bliebe, welche in dem Studium einzelner Völker ihre Lebensaufgabe sähen.

Hat Harnack recht, so würde allerdings, weil Uebersetzungen niemals die Originale ersetzen können, das vorliegende Werk die Gefahr des Dilettantismus auf religionsgeschichtlichem Gebiet nur vergrößern. Diesen Bedenken gegenüber macht Bertholet hauptsächlich geltend, daß z. B. der Kunstgeschichte, die sich in ähnlicher Lage befindet, der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit nicht bestritten wird und daß, wer nur in irgend einer fremden

Religion zu Hause sei, damit einen Schlüssel zum Verständnis weiterer religiöser Phänomene gewonnen habe.

Dazu möchte ich noch einige Bemerkungen hinzufügen. Einerlei ob dem Bedürfnis einer tieferen Erfassung des Begriffes der Religion oder der Erschütterung alter Glaubensüberzeugungen entstammend, ist in der Gegenwart das Verlangen nach der Kenntnis fremder Religionen stark und weitverbreitet. Diese aber auf irgend eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen, wird gewiß besser sein, als der Oberflächlichkeit freie Bahn zu lassen, die aus unsicheren oder halbverstandenen Parallelen Kapital schlägt und Parallelen zu Entlehnungen stempelt, und ist das von Harnack beschriebene Ideal der Wissenschaftlichkeit nicht erreichbar, so muß man sich eben mit dem bescheiden, was innerhalb der Grenzen der Möglichkeit liegt. Und wenn einmal allgemeine Religionsgeschichte notwendig ist, so muß noch sehr wohl überlegt werden, ob es ratsam ist, sie einer andern Fakultät als der theologischen zu überlassen. Erst kürzlich hat in einem sonst verdienstvollen Buche ein bekannter Religionshistoriker*) gegen seine Darstellung des Christentums Mißtrauen erregt durch befremdliche Unkenntnis über den gegenwärtigen Stand der Chronologie neutestamentlicher Schriften. Solche Entgleisungen auf dem Gebiete der uns am meisten am Herzen liegenden Religion sind bedauerlich, aber bei Nichttheologen, wie ja auch das Beispiel Haeckels lehrt, fast unvermeidlich. Da wird es immer noch das Beste sein, wenn Theologen, welche Geschichte und Literatur des Christentums, dazu der einzigen Religion, die wir aus innerer Anschauung kennen, gründlich beherrschen, sich mit der wissenschaftlichen Darstellung der allgemeinen Religionsgeschichte befassen.

Die Richtigkeit dieses Gedankenganges zugegeben, ist nicht nur im allgemeinen die Berechtigung des Bertholetschen Sammelwerkes gesichert, sondern auch sein Wert für Theologen dargetan, deren Sprachkenntnisse selten über den Kreis der klassischen und der semitischen Sprachen hinausgehen und welche daher im übrigen auf Uebersetzungen angewiesen sind. Aber auch abgesehen von den eigentlichen Religionshistorikern werden diese Uebersetzungen den Religionslehrern und allen für die Religionsgeschichte interessierten Laien sehr willkommen sein, welche sich an dem Lehrbuch von Chantepie de la Saussaye nicht genügen lassen, sondern einen Einblick in die Quellen selbst zu gewinnen ein lebhaftes Bedürfnis haben.

Der jetzt veröffentlichte starke Band beschränkt sich darauf, charakteristische Texte aus der kanonischen Literatur der außerbiblischen Religionen zu bieten, nämlich der Religion der alten Chinesen, des Vedismus Brahmanismus und Buddhismus, des Parsismus und des Islams. Die

*) Sollte der Verfasser diese Bemerkung lesen, so ist es mir ein Bedürfnis auszusprechen, daß meine Besprechung seines Buches nur durch eigenmächtige Auslassungen, welche die betreffende Redaktion (nicht etwa der Pr. Jahrb.) ohne mein Vorwissen vorgenommen hat, den Charakter einer einseitig absprechenden Kritik erhalten hat.

Brauchbarkeit des Buches ist erhöht durch kurze erklärende Anmerkungen, ein Verzeichnis der in den buddhistisches Texten vorkommenden technischen Ausdrücke und ein an den Schluß gestelltes allgemeines Namen- und Sachregister.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Geschichte.

Arnold E. Berger, Die Kulturaufgaben der Reformation. Einleitung in eine Lutherbiographie. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, 1908. Verlag: Ernst Hofmann & Co 481 S.

Das geistvolle und wahrhaft geschichtliches Verständnis der Reformation vermittelnde Buch Bergers, das zuerst im Jahre 1895 herauskam, wird vielen Lesern dieser Zeitschrift bereits bekannt sein. Gelegenheit aber, alle, denen es noch fremd geblieben ist, auf dasselbe aufmerksam zu machen, bietet jetzt das Erscheinen der zweiten Auflage, welche, ohne sonst tiefer greifende Umgestaltungen aufzuzeigen, durch ein sehr dankenswertes Sachregister und einen wertvolle literarische Nachweise enthaltenden Anhang bereichert worden ist. Das Buch hat eigentlich nicht für sich allein bestehen sollen, sondern ist bestimmt, durch Schilderung der auf eine Umwälzung hindrängenden Zustände des Mittelalters ein kulturgeschichtliches Lebensbild Luthers vorzubereiten, von welchem bisher nur der kleinere Teil (Martin Luther in kulturgeschichtlicher Darstellung, 1. Teil: 1483—1525, Berlin 1895) erschienen ist, dessen Vollendung aber nunmehr für das Jahr 1909 in sichere Aussicht gestellt wird.

Was der Verfasser will und leistet, läßt sich am besten an der Hand des von ihm sehr treffend gewählten Titels vergegenwärtigen. Nicht einseitig als eine religiöse, sondern als eine das gesamte Volksleben umfassende wird damit die Aufgabe der Reformation hingestellt. Wohl weiß Berger, daß im Geistesleben der Religion die oberste Stelle zukommt und daß nur von diesem Punkte aus die mittelalterliche Welt aus den Angeln gehoben werden konnte; er gewährt daher auch den religiösen und kirchlichen Zuständen des Mittelalters in seiner Darstellung den breitesten Raum. Aber daneben werden auch die Ausbildung des Nationalbewußtseins, das Aufblühen der Laienwissenschaft und der Laienbildung, der Durchbruch des Individualismus, die Verschiebung der wirtschaftlichen Verhältnisse und die sozialen Gärungen, wie das alles sich schon während des Mittelalters geltend gemacht hat, berücksichtigt und als ebenso viele Keime einer neuen Gesamtkultur beurteilt.

Eine in ihren einzelnen Linien bereits festliegende Aufgabe hatte also das Mittelalter der Reformation vorgezeichnet. Berger gehört nicht zu den oberflächlichen Geschichtsbetrachtern, welche das Werk Luthers für eine fast unvermittelte, der Wucht seiner Persönlichkeit verdankte Neuschöpfung aus-

geben möchten. Allen Veränderungen der Stimmungen, allen Gedankenbewegungen und Umwertungen geht er nach, welche an der Schwelle des neuen Zeitalters die Zertrümmerung der alten und den Aufbau neuer Lebensformen gebieterisch heischten.

Aber die Stellung der Aufgabe war noch nicht die Reformation selbst. Gegenüber der neuerdings von Kalthoff (Das Zeitalter der Reformation, Jena 1907) versuchten Entstellung, als habe die Reformation im Grunde im 13. Jahrhundert begonnen und bestehe in einer sich durch Jahrhunderte hindurchziehenden Verjüngung der Zeit in Wissenschaft, Kunst, Gesellschaft und Religion, bei welcher die Person Luthers nur eine untergeordnete Rolle gespielt habe, ist aufs stärkste zu betonen, daß es Berger mit richtigem Takt gelingt, den Anteil auseinanderzuhalten, den Zeitströmung und geniale Persönlichkeit an dem Zustandekommen großer Kulturfortschritte haben. Luther bleibt ihm trotz allem der Reformator; ja, er nennt ihn gern den „Mittler", insofern er in seiner Seele das tiefste Sehnen seiner Zeit durchlebte, aber ihr auch erst volles Verständnis ihrer selbst vermittelte und zu gestalten vermochte, was sonst ein Traumbild geblieben wäre.

Damit ist nur der Rahmen des Bergerschen Werkes gekennzeichnet, in welchen ein Stoff einzugliedern war, von dessen schier unübersehbarer Fülle der Umfang der beigegebenen literarischen Nachweise eine Vorstellung geben kann. Aus dem Knäuel verworrener Lebenserscheinungen galt es die leitenden Fäden herauszufinden und bis zu Luthers Zeit zu verfolgen. Wie Luther diese Fäden in die Hand nahm und verarbeitete, deutet z. B. in den Abschnitten über Nationalbewußtsein und über Individualismus bereits der vorliegende Teil an; wo es nicht geschieht, wie bei der Erörterung der mittelalterlichen Mystik und der Bauernbewegung, darf man gespannt darauf sein, wie der versprochene abschließende Teil die Frage nach Luthers Stellungnahme beantworten wird.

Edmund Kelter: Ein Jenaer Student um 1630. Eine Jubiläumsgabe zur Universitätsfeier. Mit 27 Abbildungen. Jena, 1908. Verlag von Eugen Diederichs. 80 S.

Professoren, welche sich entweder um Kollegiesen gar nicht kümmern oder erst auf die Versprechung eines wertvollen Trinkgeschirres hin um die Mitte des Semesters sich herbeilassen, damit zu beginnen; eine Universität, die keinen Tanzmeister besitzt und wo selbst der Paukboden verfällt, weil der Biercomment alles überwuchert, eine Bürgerschaft, die gegenüber dem tollen Treiben einer zügellosen Studentenschaft völlig machtlos ist, das sind die merkwürdigen, aber wohlbezeugten Zustände, welche uns die kleine Schrift Kelters für das Jena des Jahres 1630 kennen lehrt, ein für die Vergangenheit der Jubiläumsuniversität nicht allzu rühmliches Bild, wenn man nicht wüßte, daß es so dort nur zur Zeit des alles in die Verwilderung hineinziehenden dreißigjährigen Krieges aussehen konnte! Zum Glück ist dies nur der dunkle Hintergrund des Gemäldes. Sehr vorteilhaft

hebt sich davon die Hauptgestalt ab, die des jungen Edelmannes Wolff von und zu Todenwarth, dessen Jenenser Studentenleben uns der Verfasser auf Grund des im Besitz der Hamburger Stadtbibliothek befindlichen Briefwechsels, der darin vollständig aufbewahrten Rechnungen und alter Familiennachrichten mit quellenmäßiger Genauigkeit schildert. Recht solide, fast philisterhaft und zurückhaltend — man weiß nicht recht, weswegen er nicht wenigstens gesitteten jungen Edelleuten näher tritt — erscheint dieser sechzehnjährige studiosus juris, den ein erfahrener Mentor, wie sich solcher heutzutage nur noch studierende Prinzen auf der Universität erfreuen, aus der rheinischen Heimat begleitet und im Hause des ehrsamen Professors und Studentenbeherbergers Gerhard mit ihm zusammen Wohnung nimmt, um seine Studien zu überwachen und ihn vor rohen Studentensitten zu bewahren, von denen sein Schützling zuletzt doch so weit berührt wird, daß sein vom Jenaer Bier etwas bleiches Aussehen zusammen mit der Unmöglichkeit, ein Pandektenkolleg zustande zu bringen, den besorgten Vater veranlaßt, für ihn nach einjährigem Verweilen in Jena einen anderen Aufenthaltsort zu wählen.

Allen, die an dem für den Sommer vorbereiteten 350 jährigen Stiftungsfest der Universität Jena teilzunehmen gedenken, wird diese kleine, von einem ehemaligen Jenenser dargebrachte Jubiläumsgabe willkommen sein; aber seine Freude wird auch jeder, der einmal im akademischen Leben gestanden hat, an der frischen, fesselnden Darstellung Kelters haben, der es verstanden hat, die an sich ziemlich unbedeutende Geschichte seines jungen Helden zu einem kleinen Kulturbild aus deutscher Vergangenheit auszugestalten, dessen Anschaulichkeit noch durch vortreffliche Nachbildungen alter Gemälde und Kupferstiche gesteigert wird. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Josef Ludwig Reimer, Grundzüge deutscher Wiedergeburt. 2. Auflage, Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt. 1906.

Die Theorien unsrer Rassenschwärmer sehen wir hier ins Politische übersetzt. Ich habe im Mai 1905 und im Januar 1907 in dieser Zeitschrift den wissenschaftlichen Wert jener Theorien beleuchtet, die Reimer als „unantastbar" bezeichnet, und kann mich daher hier kurz fassen. R. erhofft ein pangermanisches Reich, welches „das heutige Reich, die andern deutschen Gebiete Europas, Skandinavien und die Niederlande als gleichberechtigte Reichsteile, ferner die Gebiete der West- und Südwestromanen und der österreichischen West- und Südslaven als abhängige Kolonialländer, sowie Südamerika bis zum Amazonas" umfaßt (S. 33). Dies Ziel ist unter den heutigen Umständen leicht zu erreichen. Für Deutschland ist jetzt der Augenblick gekommen, sich die Hegemonie in Europa zuzueignen, denn nach dem „Zusammenbruch Rußlands" (man denke sich, daß einer i. J. 1792 von einem Zusammenbruch Frankreichs gesprochen hätte!) steht ihm kein nennenswerter Gegner mehr gegenüber (S. 51). Der „Heil

und Erlösung bergenden germanischen Menschheit" (S. 79) soll überall auf politischem und sozialem Gebiet die Vorherrschaft erkämpft werden; denn natürlich teilt R. mit seinen Gesinnungsgenossen die Meinung, daß alles, was jemals Großes und Edles in der Welt aufgetaucht sei, der blonden nordischen Rasse zu verdanken sei. Insbesondere gilt es, diese Rasse vor der Gefahr der Verbastardierung zu bewahren, die ihr durch den kulturell unfruchtbaren mongoloiden homo brachycephalus und andere minderwertige Rassen droht. Daher verlangt R.'s Programm nicht nur „Ausdehnung des Begriffs der deutschen Reichsbürgerschaft über die germanische Rasse Mittel-, Nord- und Nordwesteuropas, Verstärkung der germanischen Grundlage der deutschen Nation durch Aufnahme aller germanischen Rassenindividuen aus den schon genannten nichtdeutschen Nationen in dieselbe und Ausschließung der ungermanischen Nichtdeutschen aus der Reichsbürgerschaft" (S. 34), sondern er empfiehlt auch gegenüber den ungermanischen Bestandteilen „das gesetzliche Verbot einer dauernd fruchtbaren geschlechtlichen Vermischung mit und unter ihnen" (S. 113). Und es kennzeichnet die Naivetät seines Standpunktes zur Genüge, daß er meint, eine solche Maßregel müßte den davon Betroffenen materiell sogar willkommen sein. Diese Proben mögen genügen. Für die Vertreter der politisch-anthropologischen Richtung ist es bezeichnend, daß sie auch die Bundesgenossenschaft dieses Schriftstellers, dessen Buch wohl den Gipfelpunkt des rassentheoretischen Unsinns darstellt, sich bereitwillig gefallen lassen. Ernst Müller.

H. Fechner, Wirtschaftsgeschichte der preußischen Provinz Schlesien in der Zeit ihrer provinziellen Selbständigkeit 1741—1806. Breslau 1907. Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender. X u. 735 S. Groß 8.

Dreißig Jahre lang, beinahe ein Menschenalter hindurch, hat der Verfasser an seinem Werk gearbeitet und den Stoff in Breslauer und Berliner Archiven gesammelt; ein ungeheures, den Leser erdrückendes Material legt er vor; weniger, sehr viel weniger, wäre hier mehr, wäre eine Wohltat. Trotz aller Fülle ist der Stoff nicht erschöpft, das Handwerk, seine Organisation und seine Leistungen kommen viel zu kurz. Mancherlei Mängel ließen sich noch rügen, gleichwohl verdient dieses Buch Beachtung, weil es zeigt, daß die materiellen Ergebnisse der friderizianischen Merkantilpolitik, die sonst so hoch gepriesen werden, in Schlesien wenigstens bei gründlichem Zusehen auf ein recht bescheidenes Maß zusammenschrumpfen. Im Beginn des 19. Jahrhunderts war der alte westosteuropäische Tauschhandel, der die Blüte der schlesischen Städte in früheren Zeiten bedang, beinahe völlig abgestorben. Gewerbe und Industrie gewährten für diesen Verlust keinen vollgiltigen Ersatz; der Verdienst der Angestellten und der Unternehmer blieb erschreckend gering; zahllose der nach dem siebenjährigen Kriege ge-

gründeten „industriellen Etablissements“ gingen bald wieder ein oder führten ein kümmerliches Schattendasein. Materiell dürfte die Wirtschaftslage Schlesiens nach einem preußischen Regimente von mehr als 60 Jahren ungefähr der zur Zeit der preußischen Eroberung entsprochen haben. Allein man wird die mit so schweren Opfern erkaufte Einbürgerung neuer Industriezweige und das bei diesen Versuchen angesammelte geistige Kapital an Regsamkeit und Anpassungsfähigkeit viel höher einschätzen, als es F. tut, weil das Aufblühen der schlesischen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert darauf beruht. Gerade in dieser Eröffnung neuer Bahnen für das Wirtschaftsleben wird die Hauptleistung der friderícianischen Bureaukratie zu suchen sein.

Ziekursch.

Dr. Wilhelm Steffens, Hardenberg und die ständische Opposition 1810/1811. Leipzig (Duncker & Humblot) 1907. (Veröffentlichungen d. Ver. für Gesch. d. Mark Brandenburg.) 203 S. geh. 5,60 M.

Der Verfasser gibt einen Ueberblick über Preußens innere Politik in den Jahren 1810—1811 und stellt auf Grund umfassender Archivstudien besonders eingehend die Verhandlungen der Notabelnversammlung und der kurmärkischen Stände dar. Er weist im einzelnen nach, wie der ursprüngliche Plan Hardenbergs, bei den Beratungen der von der Staatsregierung zusammengesetzten Notabelnversammlung den Einfluß der altständischen Körperschaften möglichst auszuschalten, an der Tätigkeit der Opposition scheiterte und er infolgedessen gezwungen war, wesentliche Stücke seines Programms zu opfern.

Einerseits hatten nämlich die in allen Provinzen selbständig zusammengetretenen ständischen Versammlungen ihrerseits Deputierte an die Regierung gesandt, die teils von dem nachgiebigen Minister selbst unter die Notabeln berufen wurden, teils durch persönliche Einwirkung die oppositionelle Gesinnung ihrer Provinz- und Standesgenossen in der Versammlung verstärkten; andererseits hatte sich die vom kurmärkischen Adel berufene „Versammlung der Deputierten der kurmärkischen Stände“ eigenmächtig als eine Art ständischer Landtag in Berlin selbst konstituiert und hielt hier entgegen dem ausdrücklichen Wunsche Hardenbergs ordentliche Sitzungen ab. Naturgemäß übte gerade diese in der Hauptstadt selbst tagende Vesammlung von z. T. extrem reaktionärer Gesinnung — wie z. B. v. d. Marwitz — einen außerordentlichen Einfluß auf die Haltung der Notabeln und die Entschließungen des Kanzlers aus, dessen allmähliches Zurückweichen vor der Opposition in dem Buche eingehend dargestellt wird.

Die Nachgiebigkeit des Kanzlers gegen den Adel ist an einzelnen Stellen vielleicht zu scharf beurteilt, wenn man berücksichtigt, daß eben jene Opposition des adligen Grundbesitzes die einzige geschlossene Macht im inner-politischen Leben des damaligen Preußen bildete, und daß eine Ver-

ständigung mit ihr notwendig war, wenn man nicht jeden realen Rückhalt bei der Nation aufgeben wollte.

In der Schlußbetrachtung ist dagegen der Staatskanzler als der schlechthin einzige Mann, dem unter damaligen Umständen das große Werk gelingen konnte, richtig gewürdigt.

Prof. Dr. Heinrich Triepel. „Unitarismus und Föderalismus im Deutschen Reiche. Eine staatsrechtliche und politische Studie. Tübingen (J. C. B. Mohr) 1907. 125 S. geh. 3,60 M.

Nach einer eingehenden Analyse der deutschen Reichsverfassung, in der er ein Ueberwiegen des Einheitsgedankens konstatiert, und einem historischen Ueberblick über die Entwicklung der Verfassungselemente, kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß trotz einzelner föderalistischer Vorstöße ein in nächster Zeit allerdings langsamer Fortschritt zum Unitarismus zu erwarten sei, dessen Gegner nicht sowohl die Regierungen, als vielmehr das einzelstaatliche Beamtentum und die föderalistisch gestimmten Parteien sind.

Zur Jagemannschen Theorie wird bemerkt, daß die Reichsverfassung nicht nur zwischen den Regierungen, sondern auch zwischen Regierungen und Reichstag vereinbart ist. Das Reich steht also nicht nur auf föderalistischer, sondern auch auf konstitutioneller Grundlage und könnte daher auch rechtlich nicht einseitig durch Vertrag der Regierungen aufgelöst werden.

Karl Larsen, Ein modernes Volk im Kriege in Auszügen aus dänischen Briefen und Tagebüchern der Jahre 1863/64. Deutsche Ausgabe, unter Mitwirkung von Professor Karl Larsen besorgt von Professor Dr. R. v. Fischer-Benzon. Kiel und Leipzig (Lipsius und Tischer) 1907. 347 S. 6,00 M.

Larsen hat seit 1895 durch systematisch in ganz Dänemark verbreitete Aufrufe fast 2000 Briefe und Tagebücher aus den Jahren 1863/64 gesammelt. Die Verfasser sind, wie die beigefügten Notizen über Beruf und Bildungsgang des Schreibers zeigen, Angehörige aller Stände, die Soldatenbriefe und Kriegstagebücher sind meist von Mannschaften und Unteroffizieren, nur zum kleinen Teil von Offizieren in subalterner Stellung geschrieben. Die in dem Buche gebotene Auswahl bezweckt, nicht sowohl die historischen Ereignisse des Jahres 1864, als vielmehr deren psychologischen Eindruck auf die Menschen daheim und im Felde darzustellen.

Naturgemäß steht hierbei überall das rein Persönliche im Vordergrunde. Zu Hause die Sorge um die Angehörigen beim Heere, in den Soldatenbriefen Erzählungen von Verpflegung, Unterkunft, Dienst und Märschen. Nach einem Gefecht wird übrigens nächst den Abenteuern des Einzelnen die Frage einer erwarteten Auszeichnung für die bewiesene Tapferkeit meist lebhaft in den beiderseitigen Briefen behandelt.

Als Quelle für die historische Forschung haben derartige Aufzeich-

nungen nur beschränkten Wert. Der Verfasser zeigt selbst durch Vergleiche des Erzählten mit den Feststellungen der Generalstabswerke, daß persönliche Erinnerungen zumal in der Schilderung von kriegerischen Aktionen durchaus unzuverlässig sind. Die Erfahrung, daß Stärke und Verlust des Gegners meist gewaltig übertrieben werden, wird auch hier mehrfach bestätigt. Die ausführlich geschilderte totale Vernichtung eines ganzen österreichischen Regiments stellt sich z. B. als ein Verlust von 20 Mann bei einem Vorpostengefecht heraus u. ä. Unbedeutende Episoden, bei denen der Soldat selbständig mit Ueberlegung handelt, werden oft mit überraschender Genauigkeit dargestellt. Dagegen gelingt es schon bei kleinen Gefechten, selbst wenn von einer dauernd besetzten Verteidigungsstellung aus ein Ueberblick wohl möglich ist, nur den wenigsten, aus eigener Anschauung ein Bild von dem Verlaufe des Kampfes zu gewinnen. Beim Vorgehen in größeren Massen, dessen Zweck und Bedeutung der einzelne in den seltensten Fällen beurteilen kann, versagt die Erinnerung endlich oft ganz. So wird z. B. in der sonst zuverlässigen Gefechtsschilderung eines intelligenten Mannes ein Bajonettangriff, an dem er selbst teilgenommen hat und der allgemein Bewunderung erregte, kaum erwähnt.

Dagegen ist das Buch auch für den Historiker wertvoll als ein treues Bild der Stimmung im dänischen Volke und Heere während des Krieges. Ueberall zeigt sich eine feste und opferfreudige patriotische Gesinnung, obgleich es den Einsichtsvollen von Anfang an klar ist, daß man den Krieg ohne fremde Hilfe kaum zum glücklichen Ende führen kann. In der Armee besonders herrschte offenbar, trotz der mangelhaften Ausbildung und Zusammensetzung, trotz der Ueberlegenheit der feindlichen Kräfte und Waffen und trotz der fortgesetzten Mißerfolge, bis zum Schluß ein frischer soldatischer Geist. Es ist ein glänzendes Zeugnis für das zu 5/6 aus Reservisten und Rekruten bestehende dänische Heer, daß dieser Geist auch seine schwerste Krisis, den Rückzug von den Dannewerken, ungebrochen überstanden hat, obgleich hier der moralische Eindruck der kampflosen Aufgabe einer für unüberwindlich gehaltenen Stellung, das daraus entspringende Mißtrauen gegen die Führung, ein Rückzug von 10 Meilen in 2 1/2 Tagen auf den glatt gefrorenen, verstopften Wegen, lebhafte Verfolgung, strenge Kälte, Mangel fast jeglicher Verpflegung, z. T. 14 stündiger Nachtmarsch, kurz alles zusammenwirkte, was geeignet ist, den moralischen Halt auch einer fester konsolidierten Armee zu untergraben. Noch die Berichte über den Kampf auf Alsen zeigen, daß auch hier nach dem Uebergange der Preußen die soldatische Freude, dem Gegner endlich im offenen Gefecht gegenüberzustehen, alle anderen Gedanken zurücktreten ließ.

Die Hauptabsicht des Buches, eine eigenartige Materialsammlung für kriegspsychologische Forschung zu bieten, kann durchaus als erfüllt betrachtet werden. Dr. Paul Müller.

ständigung mit ihr notwendig war, wenn man ...
bei der Nation aufgeben wollte.

In der Schlußbetrachtung ist b... ...sellen. Herausgegeben von
schlechthin einzige Mann, dem unt... ...en deutscher Kultur. Band 11.
gelingen konnte, richtig gewür... ...ung. Oskar Beck, München. Preis

Prof. Dr. Heinric... ...Ausgewählt von Will Vesper. Statuen
im Deutsc... ...Band 15. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.
Tübinger... ...ünchen. Preis Mark 1,20.

Nach ... ...nge. Gedanken und Gedichte. Ausgewählt von Emil
er ein ... ... Statuen deutscher Kultur. Band 16. C. H. Beck-
Ueber... ...Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck, München. Preis Mark 1,20.
fas... ...Bücher, welche von der Beckschen Verlagsbuchhandlung als „Statuen deutscher Kultur" neu herausgegeben werden, „wollen keine philo- ... Belehrung, sondern Genuß und innere Bildung vermitteln; sie ... wollen einen Ueberblick geben über die gesamte Literatur und die Höhepunkte des geistigen Lebens der Vergangenheit dem heutigen Leser zu lebendigstem Genusse naherücken; sie wollen nichts Totes beleben, sondern nur das, was noch heute jeder zu seiner Freude besitzen und genießen kann, leichter zugänglich machen." Ein sehr löbliches Streben; aber gehören alle der bis jetzt erschienenen 16 Bände wirklich zu den Büchern, die dem Leser „die Bedeutung einzelner Persönlichkeiten wie das Wesen ganzer Epochen unmittelbarer und nachdrücklicher klar machen, als das Studium noch so guter Literatur- und Kulturgeschichten?" Der erste Band, der Tacitus' Germania bringt, ist allerdings eins der Bücher, das jeder Deutsche besitzen sollte und das man immer wieder mit Genuß lesen wird, aber bei verschiedenen anderen Bänden wie, um einige hervorzuheben, dem 7ten, der Jean Pauls Träume, und dem 12ten, der Geßners Idyllen enthält, muß man dies doch stark anzweifeln. Auch Eichendorffs Novelle „Dichter und ihre Gesellen" kann wohl kaum zu den Statuen deutscher Kultur gerechnet werden. Sie ist eine der letzten des Dichters, und die Ansicht des Herausgebers, daß sie seine reichste und schönste sei, dürfte von nur wenigen geteilt werden; die meisten stellen das Idyll der paradiesischen Faulheit „Aus dem Leben eines Taugenichts" weit höher wegen der echt komischen Verwickelungen, in die der kindlich liebenswürdige Held gerät, und der so anmutigen Schalkhaftigkeit, mit welcher der Dichter selbst in dessen lustige Irrfahrten hineinlächelt. Der adlige Held in „Dichter und ihre Gesellen", Fortunatus, ist im Grunde nur eine neue Verkörperung des Taugenichts mit vornehmen Allüren, und auch die fahrenden Gesellen, die in Deutschland und Italien umherziehen und in deren phantastisch tolles Treiben er hineingezogen wird, entbehren aller Ursprünglichkeit der Empfindung; ihre unwahrscheinlichen Abenteuer wirken mehr wie Schattenspiele, als wie tatsächliche Erlebnisse. Was der Novelle ihren Reiz verleiht, ist das lyrische Moment darin: die mondbeglänzte Zaubernacht, die verdämmernde Ferne

mit dem verklingenden Waldhorn, der gewitterschwüle Abend, der verschlafene Morgen, die Waldeinsamkeit mit ihren verborgenen rauschenden Quellen: aber wir verlangen heute mehr von einer Novelle, als eine tiefe innige Empfindung für die Poesie in der Natur, und wenn Alex von us in dem Vorwort „Zur Einführung" die Ansicht ausspricht, Eichen- sei neben Keller unser bester Novellist, so steht er damit wohl so ziemlich allein.

Sind Eichendorffs Novellen nur noch für die literarisch Gebildeten lebendig, so werden dagegen seine lyrischen Gedichte mit ihrem volkstümlichen Klang, ihrer knappen Form, ihrer tiefen Naturempfindung, ihrem Ewigkeitstrost in Freud und Leid leben, so lange es Deutsche gibt; sie sind es in der Tat wert, zu den Statuen deutscher Kultur gerechnet zu werden. Die vorliegende Auswahl enthält manche Perlen, denen man in Gedichtsammlungen nur selten begegnet, dafür fehlen aber auch manche der schönsten, die man ungern vermißt. Was kann den Herausgeber nur bestimmt haben, Lieder wie „Es war, als hätte der Himmel die Erde still geküßt", „Hörst du nicht die Bäume rauschen draußen in der stillen Rund?" und das Soldatenlied mit den köstlichen Versen:

„Das sind meine lieben Reiter,
„Die rufen hinaus zur Schlacht,
„Das sind meine lustigen Reiter,
„Nun, Liebchen, gute Nacht!"
„Wie wird es da vorne so heiter,
„Wie sprühet der Morgenwind:
„In den Sieg, in den Tod und weiter,
„Bis daß wir im Himmel sind."

und noch manche andre gleich schöne nicht in die Sammlung aufzunehmen? Von den Liedern auf den Tod seines Kindes bringt er nur drei, und man vermißt ungern: „Die Welt treibt fort ihr Wesen", „Dort ist so tiefer Schatten", „Mein liebes Kind, ade!", in denen Erdenleid und Himmelstrost mit so wundersamer Innigkeit zusammenklingen. Dieser Mangel soll aber den Dank für die schöne Gabe nicht beeinträchtigen.

Daß viele Leser dem Herausgeber von Philipp Otto Runges Gedanken und Gedichten für diese Liebesarbeit Dank wissen werden, ist sehr zu bezweifeln, und wie deren Sammlung zu der Ehre kommt, zu den Statuen deutscher Kultur gerechnet zu werden, ist nicht einzusehen. Ebenso wenig wie der Maler Runge durch die Berliner Jahrhundert-Ausstellung von 1906 (die seinem Zeitgenossen und Freunde Friedrich endlich die verdiente Anerkennung gebracht hat) dauernd der Vergessenheit entrissen worden ist, weil seine Gedankenmalerei mit ihrer Blumen-, Farben- und Lichtsymbolik uns gar zu fremd und seltsam anmutet, wird der Denker und Dichter Runge wieder lebendig werden. Die „Gedanken" sind der Sammlung seiner Schriften entnommen, die ein Bruder des Verstorbenen in zwei

Bänden herausgegeben hat, und die wohl kaum über den Verwandten- und Freundeskreis hinausgekommen sind. Daß er ein feiner und liebenswerter Mensch gewesen, dessen innige Religiosität und ernstes künstlerisches Streben ihm viele Freunde gewonnen hat, zu denen auch Clemens Brentano und Achim v. Arnim gehörten, genügt nicht zur Unsterblichkeit; dazu gehört mehr. Was er über Welt und Leben, Freundschaft und Liebe, Gott und Religion sagt, entbehrt jeglicher Originalität; interessanter sind seine Ansichten über Kunst und künstlerisches Schaffen; er steht ganz auf dem Boden der romantischen Schule, in deren Blütezeit sein Leben fiel. (Er war 1777 in einem Kaufmannshause in Wolgast geboren und starb 1810 in Hamburg.) Vieles, was er darüber sagt, streift ans Mystische, ist aber lesenswert als ein Dokument romantischer Anschauungsweise. Seite 76 lesen wir z. B., daß den Farben das ganze Symbol der Dreieinigkeit zugrunde liege. „Licht, oder weiß, und Finsternis, oder schwarz, sind keine Farben, das Licht ist das Gute, und die Finsternis ist das Böse; das Licht können wir nicht begreifen, und die Finsternis sollen wir nicht begreifen, da ist den Menschen die Offenbarung gegeben, und die Farben sind in die Welt gekommen, das ist: blau und rot und gelb. Das Licht ist die Sonne, die wir nicht ansehen können, aber wenn sie sich zur Erde oder zum Menschen neigt, wird der Himmel rot. Blau hält uns in einer gewissen Ehrfurcht, das ist der Vater, und rot ist der Mittler zwischen Himmel und Erde; wenn beide verschwinden, so kommt in der Nacht das Feuer, das ist das Gelbe und der Tröster, der uns gesandt wird — auch der Mond ist nur gelb." — Zwischen den Gedanken und Gedichten sind die beiden plattdeutschen Volksmärchen vom Machandelbaum und von dem Fischer und seiner Frau eingeschoben. Warum eigentlich? Die Gebrüder Grimm haben sie ja genau in der Form, in der Runge sie niedergeschrieben hat, in ihre Märchensammlung aufgenommen, und sie sind längst bekannt, so weit die deutsche Zunge klingt. Die acht Gedichte von Runge, die das Buch enthält, beweisen, daß er ebenso wenig ein Dichter wie ein bedeutender Maler war. Das letzte, „Die heiligen drei Könige", ist das hübscheste; außerdem ist es charakteristisch für die den meisten Romantikern eigne katholisierende religiöse Richtung. Die erste Strophe beginnt:

> „Es blüht eine schöne Blume
> In einem weiten Land,
> Die ist so selig geschaffen
> Und wenigen bekannt"

und die letzte belehrt uns, daß diese Blume das Christuskind ist, zu dem einst die heiligen drei Könige wallfahrteten, und schließt:

> „Ach, wünsch ich, möcht' im Herzen
> Dies edle Blümelein sein!"

Das Gedicht von Clemens Brentano „Zum Andenken des früh verstorbenen Freundes Philipp Otto Runge" und auch das von Achim von

Arnim „Auf den Tod des Malers Runge im Herbst 1810“ stehen poetisch unendlich viel höher und sind es in der Tat wert, durch Abdruck in dem vorliegenden Bande vor der Vergessenheit bewahrt zu werden.

Das Tier. Roman von Hans Eschelbach. Berlin, Köln, Leipzig. Verlag von Albert Ahn. 1908.

Hans Eschelbach hat sich in kurzer Zeit als Lyriker und Novellendichter einen wohlklingenden Namen erworben. Der vorliegende Roman, eine Dorfgeschichte ohne die einst übliche sentimentale Färbung und den späteren krassen Naturalismus, bestätigt, daß er ein scharfer, aber liebevoller Beobachter der Wirklichkeit und ebenso geschickt im Aufbau wie sicher in der Linienführung einer Handlung ist. Die Personen, die wir kennen lernen, sind bodenständige, urwüchsige, nach dem Leben gezeichnete Menschen, die neben den Fehlern und Roheiten ihres Standes auch die Kraft zum Guten haben, wenn sie in ihnen geweckt wird. Die Leidensgeschichte des armen häßlichen, fast blödsinnig aussehenden Knaben, der zu den Stummen des Himmels gehört, die keine Worte finden können für das, was in ihrem Kopf und ihrem Herzen vorgeht, und den die erbarmungslose Dorfjugend „Das Tier“ nennt, ist von ergreifender Wahrheit. Auch in dem Charakterbilde seiner Mutter ist jeder Zug echt. Von Natur leidenschaftlich, ist sie durch das Unrecht, das ihr angetan ist, als sie jung und hübsch war, und durch den Kampf mit der Not des Lebens wild und hart geworden, die Liebe zu ihrem mißgestalteten Kinde ist das einzige Gute, dessen sie fähig ist; die Rachsucht, mit der sie alle Mißhandlungen, die ihm zugefügt werden, vergilt, hat sie zum Schrecken des Dorfes gemacht. In dem Pfarrer und dem Schulmeister der Gemeinde, die trotz ihrer täglichen Erfahrung von Roheit und Bosheit niemals den Glauben an die Macht des Guten und dessen schließlichen Sieg verlieren, hat der Verfasser uns zwei in ihrer schlichten Frömmigkeit so liebenswerte Idealisten vorgeführt, daß man ihm allein um ihretwillen schon gut sein muß. Sein Roman hebt sich sehr vorteilhaft ab von der Masse literarischer Tagesschöpfungen, die unser Gemüt so wenig zu erwärmen imstande sind und deren künstlerischer Wert so gering ist.

Die gelbe Flut. Ein Rassenroman von Alexander Ular. Erstes und zweites Tausend. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1908.

Der Verfasser dieses Romans muß jahrelang in China gelebt und die verschiedenen Schichten des chinesischen Volkes und dessen Gedankenkreise, sowie das chinesische Wirtschaftsleben gründlich studiert haben, er hätte sonst unmöglich die Ausdrucksweise der ungebildeten wie der gebildeten Chinesen so glaubwürdig wiedergeben und die gewerkschaftliche Organisation der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer mit ihrer überwältigenden sozialen Disziplin so anschaulich schildern können. Der mit dem wirtschaftlichen Kampf

sitzen wir die an die Plattenhardter **Pfarrerstochter Luise Rau**, mit der er vier Jahre lang verlobt war, und die an seine spätere Frau Margarete v. Speeth. Wie seine Freundesbriefe bezeugen auch sie die Lauterkeit seines Herzens, seine köstliche Naivetät, seine Kunst, das Einfache und Trauliche zu schildern und das Unbedeutende zu verklären. Wer die von W. Windegg ausgewählte Sonderausgabe gelesen hat, wird sicher wünschen, die Gesamtausgabe kennen zu lernen, die R. Krauß und K. Fischer veranstalten wollen, und die sie nach der Aussage des Herausgebers nur vorbereiten sollen. Man begreift nicht, wie ein Mädchen, das jahrelang solche Briefe von ihrem Verlobten erhielt, ihn aufgeben konnte, und doch hat sie es getan. Wenn sie auch kein Gänschen war, wie Friedrich Vischer sie genannt haben soll, so war sie jedenfalls eine jener gehorsamen Haustöchter (die infolge der Frauenbewegung bald ausgestorben sein werden), denen es an selbständigem Willen ihrer Familie gegenüber fehlt und die nicht den Mut haben, sich ihr Glück gegen deren Willen zu erkämpfen. Sie vermochte nicht an ihm festzuhalten, als ihre Mutter und ihre Geschwister an ihm irre wurden, weil er mehr Träumer mit müßiggängerischen Neigungen als Theologe war, und weil Jahr auf Jahr verging, ohne daß seine vielen Bewerbungen um eine Pfarrstelle, die die Heirat möglich gemacht hätte, von Erfolg begleitet waren. Vielleicht fürchteten sie auch, er könne des Vikarierens müde und der Theologie abtrünnig werden. Rührend ist es in den Briefen zu lesen, wie er seiner Braut, jedenfalls als Antwort auf Ermahnungen und Fragen von ihrer Seite, immer wieder versichert, daß er sich in seinem Beruf durchaus wohl fühle, daß er Freude an der Kinderlehre habe, daß er seine Kirchenregistratur in Ordnung halte, sich gut mit seinem Dekan stehe usw. Seine Versicherungen waren umsonst, sie gab ihn auf. Sein letzter Brief an sie ist vom 8. März 1833. In ergreifenden Worten klagt er ihr sein Leid, daß er sich abermals umsonst um eine Stelle beworben; anstatt ihn zu trösten, ließ sie ihn allein, obgleich sie wußte, daß er sie aufs zärtlichste liebte. Liebende idealisieren meist den Gegenstand ihrer Liebe, und Mörike war ein Dichter. Kein Wunder also, daß er sie, wie er an Hartlaub schrieb, für „ein heilig unschuldiges Wesen hielt, das seinen eigenen verborgenen Wert nicht kannte, dessen Schüchternheit ein reizendes Gemisch mit dem neuen Leben bilde, das seine Liebe in ihr geweckt habe, dessen gefälliges Gesicht ihre ganze Seele treu abspiegele, dessen kindlich origineller Ausdruck ihm oft die seligste Freude bereite." Wie sehr er aber ihre liebenswerten Seiten auch überschätzt haben mag, sicher ist, daß sie ihm das schönste und reinste Glück seines Lebens verschafft hat, und dafür allein wären wir ihr schon ein freundliches Andenken schuldig, wenn sie seine Briefe auch nicht sorgfältig aufgehoben und ihm zurückgeschickt hätte. Sie gehören zu den reizendsten, die ein Dichter je seiner Geliebten geschrieben hat, und bewegen uns menschlich ebenso tief, wie sie uns ästhetisch entzücken. Daß Mörike sie nicht verbrannt hat, verdanken wir dem treuen Hartlaub, dem er sie auf sein Verlangen schickte.

dem sie die verheerende Wirkung des Dynamit kennen gelernt haben, in die Luft gesprengt, alles was darauf war, Menschen und Maschinen, in seinem Sturze begrabend, auch das Liebespaar, dessen Schicksal mit dem Kampf der beiden Kulturen eng verschlungen ist. Ob die symbolische Tragik ihrer Geschichte hinreichen wird, dem Roman auch noch andere Leser zu verschaffen als solche, die sich entweder überhaupt für Völkerpsychologie interessieren oder aus persönlichen Gründen Anteil nehmen an unseren wagemutigen Kaufleuten und deren Einsatz von Kraft und Kapital zur wirtschaftlichen Erschließung Chinas, ist fraglich. Es ist gar zu viel spezifisch Chinesisches darin.

Eines Dichters Liebe. Eduard Mörikes Brautbriefe. Eingeleitet und herausgegeben von Walther Eggert, Windegg. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München 1908.

Die Hoffnung, die Friedrich Vischer 1874 am Grabe seines Freundes Mörike aussprach, „daß die stille Gemeinde, die sich an seinen wunderbaren, hellen, seligen Träumen labe und entzücke und in diesen Träumen hohe Wahrheit schaue, die den feinen Wohllaut trinke, der aus ursprünglichem Naturgefühl der Sprache quelle, wachsen und sich von Kreis zu Kreis erweitern, und daß sich Bund an Bund schließen werde von Einverstandenen in sein Verständnis", sind glänzend in Erfüllung gegangen. Haben zu seinen Lebzeiten nur wenig Auserwählte seine poetischen Fürstenrechte erkannt, und sind ihm erst spät Ehrungen wie eine Pension der Schillerstiftung, der Ehrendoktor von Tübingen, die Aufnahme in das Kollegium des von König Max gestifteten Maximilianordens zu teil geworden, so ist jetzt seine Dichtergröße fast ein Glaubenssatz, und die Feier seines hundertjährigen Geburtstages i. J. 1904 hat bewiesen, daß der holde Zauber seiner Dichtungen die weitesten Kreise gewonnen hat. Seit seine Lieder überall gesungen und seine Werke so viel gelesen werden, hat man natürlich auch angefangen, seinem Leben und der Entstehung seiner Gedichte nachzuforschen, und Briefe von ihm, die veröffentlicht werden, sind des größten Interesses sicher. Für seine geistigen Bestrebungen, seine literarischen Ansichten, seine Sorgen, deren er nie ledig wurde, da er immer kränklich war und arm blieb, weil er nicht mit Geld umzugehen wußte, sind seine Briefe an seine Freunde, besonders die an den treuen, immer hilfreichen Hartlaub, die beste Quelle; aber den tiefsten Einblick in sein Wesen gewähren seine Liebesbriefe, von denen manche wahre Kunstgebilde sind durch ihren Reichtum an lieblichen Naturbildern und aus tiefstem Seelengrunde herausquellenden Worten und durch den schalkhaften Humor, mit dem er allerlei Vorkommnisse des Alltagslebens erzählt. Die große Leidenschaft seiner Jünglingsjahre für das wunderbare, ins Zweideutige schillernde Mädchen aus der Fremde, die Schweizerin Maria Meier, kennen wir nur durch die Peregrina-Lieder, die er auf sie gesungen, die Briefe, die er an sie geschrieben, sind uns nicht erhalten geblieben; wohl aber be-

sitzen wir die an die Plattenhardter Pfarrerstochter **Luise Rau**, mit der er vier Jahre lang verlobt war, und die an seine spätere Frau Margarete v. Speeth. Wie seine Freundesbriefe bezeugen auch sie die Lauterkeit seines Herzens, seine köstliche Naivetät, seine Kunst, das Einfache und Trauliche zu schildern und das Unbedeutende zu verklären. Wer die von W. Windegg ausgewählte Sonderausgabe gelesen hat, wird sicher wünschen, die Gesamtausgabe kennen zu lernen, die R. Krauß und K. Fischer veranstalten wollen und die sie nach der Aussage des Herausgebers nur vorbereiten sollen. Man begreift nicht, wie ein Mädchen, das jahrelang solche Briefe von ihrem Verlobten erhielt, ihn aufgeben konnte, und doch hat sie es getan. Wenn sie auch kein Gänschen war, wie Friedrich Vischer sie genannt haben soll, so war sie jedenfalls eine jener gehorsamen Haustöchter (die infolge der Frauenbewegung bald ausgestorben sein werden), denen es an selbständigem Willen ihrer Familie gegenüber fehlt und die nicht den Mut haben, sich ihr Glück gegen deren Willen zu erkämpfen. Sie vermochte nicht an ihm festzuhalten, als ihre Mutter und ihre Geschwister an ihm irre wurden, weil er mehr Träumer mit müßiggängerischen Neigungen als Theologe war, und weil Jahr auf Jahr verging, ohne daß seine vielen Bewerbungen um eine Pfarrstelle, die die Heirat möglich gemacht hätte, von Erfolg begleitet waren. Vielleicht fürchteten sie auch, er könne des Vikarierens müde und der Theologie abtrünnig werden. Rührend ist es in den Briefen zu lesen, wie er seiner Braut, jedenfalls als Antwort auf Ermahnungen und Fragen von ihrer Seite, immer wieder versichert, daß er sich in seinem Beruf durchaus wohl fühle, daß er Freude an der Kinderlehre habe, daß er seine Kirchenregistratur in Ordnung halte, sich gut mit seinem Dekan stehe usw. Seine Versicherungen waren umsonst, sie gab ihn auf. Sein letzter Brief an sie ist vom 8. März 1833. In ergreifenden Worten klagt er ihr sein Leid, daß er sich abermals umsonst um eine Stelle beworben; anstatt ihn zu trösten, ließ sie ihn allein, obgleich sie wußte, daß er sie aufs zärtlichste liebte. Liebende idealisieren meist den Gegenstand ihrer Liebe, und Mörike war ein Dichter. Kein Wunder also, daß er sie, wie er an Hartlaub schrieb, für „ein heilig unschuldiges Wesen hielt, das seinen eigenen verborgenen Wert nicht kannte, dessen Schüchternheit ein reizendes Gemisch mit dem neuen Leben bilde, das seine Liebe in ihr geweckt habe, dessen gefälliges Gesicht ihre ganze Seele treu abspiegele, dessen kindlich origineller Ausdruck ihm oft die seligste Freude bereite.“ Wie sehr er aber ihre liebenswerten Seiten auch überschätzt haben mag, sicher ist, daß sie ihm das schönste und reinste Glück seines Lebens verschafft hat, und dafür allein wären wir ihr schon ein freundliches Andenken schuldig, wenn sie seine Briefe auch nicht sorgfältig aufgehoben und ihm zurückgeschickt hätte. Sie gehören zu den reizendsten, die ein Dichter je seiner Geliebten geschrieben hat, und bewegen uns menschlich ebenso tief, wie sie uns ästhetisch entzücken. Daß Mörike sie nicht verbrannt hat, verdanken wir dem treuen Hartlaub, dem er sie auf sein Verlangen schickte,

obgleich er nicht wußte, „was er Sonderliches darin haben werde; sie seien ihrer Natur nach ziemlich einförmig, und nur das werde er daraus ersehen, daß er Luise unsäglich geliebt habe.“ Zwölf Jahre später erblühte ihm durch Margarete v. Speeth ein neues Liebesglück, das zwar dem ersten an Seligkeit nicht gleichkam, aber doch von großer Innigkeit war, wie wir aus den Briefen ersehen, die er vom Juli 1846 bis zum Hochzeitstage im November 1851 an sie geschrieben hat. Als er endlich eine Pfarrstelle, und zwar in Cleversulzbach, wo er das vergessene Grab von Schillers Mutter mit einem schlichten Denkmal schmückte, erhalten hatte, gab er nach kurzer Zeit die Theologie auf, wie die Familie Rau einst befürchtet hatte, teils weil er zu kränklich war, um sein Amt ohne Vikar verwalten zu können, den ihm seine vorgesetzte Behörde nicht dauernd bewilligen wollte, teils weil er seit dem Tode seiner Mutter, die ihm zusammen mit seiner Schwester Clara den Haushalt geführt hatte, keine rechte Freude mehr an dem Pfarrhausidyll fand, dessen Reize er so anmutig und schalkhaft in dem Gedicht „Der alte Turmhahn“ geschildert hat. Er zog erst nach Hall und siedelte dann nach Mergentheim über. Hier wohnte er mit der Familie v. Speeth im selben Hause und lernte Margarete kennen und lieben. Zuerst war seine Zuneigung für sie vielleicht nur eine Suggestion seiner Schwester, die eine schwärmerische Freundschaft für sie gefaßt hatte und sie für geeignet hielt, dem geliebten Bruder das Glück der Ehe zu verschaffen, das er bisher entbehrt hatte. In den ersten Briefen, die er an sie schrieb, als sie nach dem Tode des Vaters von Mergentheim fortgezogen war, redet er sie noch mit Sie an, der Ton darin ist mehr der eines Bruders, als der eines Liebenden, und es ist mehr von Schwester Clärchen darin die Rede als von ihm selber; aber lange bevor ihm durch eine feste Anstellung als Literaturprofessor am Katharinenstift in Stuttgart die Ehe mit ihr ermöglicht wurde, hatte sein Gefühl für sie sich in herzliche Liebe verwandelt, wie seine Briefe bezeugen. Fehlt es darin auch an jener unerschöpflich reichen Skala von Liebeslauten, wie sie aus seiner Brust aufgestiegen waren, als er noch zehn Jahre jünger war, so spricht doch auch aus ihnen ein sehnsuchtsvolles, treues Herz. Er erfindet immer neue Kosenamen für sie und gewährt ihr Einblick in sein inneres Leben, so daß seine Briefe oft zu Tagebuchaufzeichnungen werden. Je näher der Tag der Vermählung kam, um so mehr mischte sich in Gretchens Glücksempfinden die bange Ahnung, daß sich ihre Ehe, da Clärchen auch fernerhin bei dem Bruder bleiben sollte, nicht so ideal gestalten werde, wie sie gehofft hatte. Mörike suchte sie darüber zu beruhigen durch die Versicherung, daß er sie liebe, liebe, liebe; noch im letzten Briefe vor der Trauung, in dem er sie teuerstes Herz und liebster Schatz anredet und sich als ihren in Ewigkeit treuen Eduard unterschreibt, erklärt er alle ihre Besorgnisse um die Zukunft, sofern sie durch „die Dreiheit“ des neuen Lebens bedingt sei, für gänzlich unbegründet. Leider waren sie es nicht. Daß beide Ehegatten im tiefsten Grunde sehr verschieden von einander waren, hätte das Glück nicht not-

Ueberhaupt ist es ein eignes Ding mit der Neigung der Schauspieler zur Uebertreibung.

Vor einiger Zeit hat hier einer sonst hervorragenden Theaterleitung der Vorwurf gemacht werden müssen, daß sie das entzückendste Lustspiel der Weltliteratur, das alle Arten echter, natürlicher Komik in Hülle und Fülle in sich schließt, Was ihr wollt, zur Burleske erniedrigt habe. Solche Erscheinungen sind fast unbegreiflich, da doch niemand an der Wahrheit von Hamlets Worten, in denen er als Aufgabe des Dramas nennt, der Natur den Spiegel vorzuhalten und der Zeit den Abdruck ihrer Gestalt zu zeigen, im Ernste zweifeln kann. „Geschieht dies übertrieben“, so fährt Shakespere fort, „so kann es zwar den Toren zum Lachen bringen, aber den Einsichtigen muß es verdrießen; und der Tadel von einem solchen muß in Eurer Schätzung ein ganzes Schauspielhaus voll von andern überwiegen.“

Von der Vorstellung im Schiller-Theater empfing man den Eindruck, als ob die Darsteller das Gegenteil, die Uebertreibung, für das Richtige hielten, offenbar weil das Lustspiel als tolle Posse aufgefaßt wurde. Warum freilich in einer Posse, die durch sinnenfällige Komik der Vorgänge und Situationen und durch derben Witz an sich schon weiter nichts als das Gelächter der Zuschauer erzielen will, auch noch übertrieben werden soll, ist nicht einzusehen.

Aber Die bezähmte Widerspenstige ist keine reine Posse; Shakspere hat außer den Lustigen Weibern, welche nach einer glaubwürdigen Ueberlieferung einer Laune der Königin Elisabeth ihre Entstehung verdanken, überhaupt keine reine Posse geschrieben. Er hat nur nach dem Muster des alten religiösen Volksdramas burleske Vorgänge mit fein komischen und selbst ernsten häufig gemischt. Das auffallendste Beispiel dafür ist Der Kaufmann von Venedig, wo er die sonnige Heiterkeit der Porzia-Handlung mit der finstern Tragik der Antonio-Handlung vermählt, und beide mit den burlesken Lancelot-Szenen durchsetzt. So ist es auch hier. Die Diener-Szenen sind possenhaft und müssen so dargestellt werden; übrigens ist in Shaksperes derber Komik immer so viel gesunder, schlagkräftiger Witz und soviel Satire, daß sie ohne Uebertreibung vorzüglich wirken. Das zarte, zierliche Liebesspiel zwischen Bianca und ihren Freiern Lucentio und Hortensio possenhaft darzustellen, wäre absurd. Das geschah auch im Schiller-Theater nicht: in der Unterrichts-Szene kam all die schalkhafte Grazie, welche der sinnige Jüngling, ihr Schöpfer, hineingelegt hatte, von allen drei Seiten zu vollendetem Ausdruck, wie überhaupt das ganze Drama, trotz der falschen Gesamtauffassung, vorzüglich einstudiert war und ungeschicktes Spiel bei keinem der Darsteller bemerkt wurde. Warum wurde nun Gremido, der doch auch zu dieser Gruppe gehört, zu einer abgeschmackten Karikatur gemacht? Er ist nichts weniger als ein Narr, sondern ein alter, reicher Epikureer, ein Feinschmecker, der nach einem jugendlich zarten Bissen wie die schöne Tochter Bap-

tistas lüstern ist. Zu unserer Genugtuung wird sein häßlicher Trieb nicht befriedigt. Das Komische ist, daß er den jungen Burschen, der ihm den leckeren Bissen vor der Nase wegschnappt, selbst als Lehrer bei seiner Angebeteten einführt; possenhaft ist hier nichts.

Schließlich die Petruchio-Handlung. Hier handelt es sich um ein temperamentvolles Mädchen von energischem Willen und lebhaftem Geiste, das sich unter den Händen eines schwachköpfigen Vaters und im Kreise minderwertiger, fader Menschen falsch entwickelt hat. Vereinsamt in ihrer Art und im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit, hat sie sich gewöhnt, im Kampfe mit den andern ihren Willen, und sei's auch mit Gewalt, durchzusetzen; sie ist zu einer Menschenverächterin und krassen Egoistin geworden und peinigt ihre ganze Umgebung. Es gilt nun, die wertvollen, aber ins Uebermaß gewachsenen, ungezähmten Kräfte, welche den Kern ihres Wesens bilden, zu meistern und in die richtige Bahn zu lenken. Dazu ist ein Mann erforderlich, den sie nicht verachten kann, der ihre schlimmen Triebe mit noch größerer Willenskraft bändigt und aus dem schönen bösen Weibe sich eine tüchtige und ergebene Gattin macht. Ist das ein Gegenstand für eine Posse? — Nein, es ist eine menschlich und dramatisch große Aufgabe. Kann sie mit Possen gelöst werden? — Die Posse kann überhaupt keine Aufgabe lösen. Das natürlichste würde eine ernste Handlung sein; Shakspere will sein Ziel auf dem schwierigeren humoristischen Wege erreichen. Ich habe Petruchio von einem englischen Schauspieler darstellen sehen, der mit einer klotzköpfigen Energie an die Arbeit ging und, ohne eine Ahnung von dem, was der Dichter gewollt hatte, die Bühne zur Menagerie machte. Shaksperes Petruchio kuriert seine Käthe, indem er anderen gegenüber ihre eigenen Eigenschaften erheuchelt, sie in Jähzorn und Leidenschaftlichkeit aber noch übertrumpft und dadurch einschüchtert; ihr selbst aber, so lange sie sich nach seinen Wünschen richtet, eine unerschütterliche Liebenswürdigkeit, gemischt mit Humor, beweist. Er ist zu sehr Gentleman, um sich an einer Frau zu vergreifen, zwingt sie aber in jedem Falle, sich seinem Willen zu fügen. Der stattliche Mann imponiert ihr von Anfang an, wie er ihr zum erstenmal mit lächelnder Ueberlegenheit entgegentritt und seine ungenierte Werbung anbringt; solch einen Mann hat sie eben noch nicht gesehen. Sie würde sich nicht mit ihm in ein Wortgefecht einlassen, wenn er sie nicht interessierte, und sie ist im geheimen befriedigt, daß er auch im Witz und in der Gewandtheit der Rede ihr gleichwertig ist. Diese erste Szene ist für das Verhältnis der Beiden ebenso wichtig, wie sie psychologisch fein gearbeitet ist, und sollte nicht beschnitten werden, wie es hier auch wieder geschah. Da Katharina erkennen muß, daß er im Grunde seiner Seele ein guter Kerl ist, immer freundlich zu ihr, sobald sie ihn nicht reizt, und fort und fort seine Liebe zu ihr betont, so liebt sie ihn schließlich wirklich. Und als nun die Eisrinde um ihr Herz geschmolzen ist, und die Sonne durchaus der Mond sein soll, da setzt sie die Miene

auf, welche die Frauen so gern dem stärkeren und geistig derberen Manne gegenüber annehmen, und nennt, ironisch lächelnd, die Sonne den Mond: die Klügere gibt eben nach. Und er lacht laut über ihre ironische Nachgiebigkeit. Nun ist alles in Ordnung: die Frau muß ihrem Manne doch etwas zu Liebe tun können; und sobald Petruchio sieht, daß sie das kann und will, wird er als kluger und vornehm denkender Edelmann nichts Ungebührliches von ihr verlangen, denn er will ja keine Sklavin zur Frau haben, sondern ein Käthchen, auf das er stolz sein kein. Im elterlichen Hause freilich, da müssen sie noch einmal Komödie spielen; denn diesen Leuten muß gezeigt werden, wie unberechtigt der Hohn gewesen ist, mit dem sie seine Verbindung mit der bösen Käthe betrachtet haben.

Das ist also das wohlüberlegte und mit großem Geschick durchgeführte Zähmungsverfahren, das den Gegenstand des Petruchio-Spieles bildet. Es ist eine ansehnliche Aufgabe, die der 25- oder 26jährige Dichter hier bewältigt hat, und von Possenhaftigkeit ist darin nichts zu entdecken, sie müßte denn in einzelnen drastischen Zähmungs-Exerzitien gefunden werden. Diese aber sind entweder unbekannten älteren Behandlungen des Stoffes, oder im schlimmsten Falle dem jugendlichen Uebermute des Dichters zuzuschreiben: so z. B. der Einfall, daß Petruchio zur Hochzeit in nichts weniger als hochzeitlichem Kleide erscheint. Er kommt mit einem neuen Hut und einem alten Wams, mit ruppigen Hosen, mit abgetragenen und ungleichen Stiefeln und mit einem rostigen Schwert, dessen Scheide den Beschlag verloren hat und dessen Gehenkriemen zerrissen sind. Das ist toll genug und braucht nicht mehr übertrieben zu werden, wie es im Schillertheater geschah. Wenn er hier nur mit einem Stiefel, mit einem weiten, zerfetzten Umhang und mit Kleidern erscheint, die mit verschiedenfarbigen Lappen geflickt sind, so ist das Lachen der Toren allerdings sicher erreicht, für die andern aber aus dem ausgelassenen Menschen ein unanständiger gemacht. Dasselbe geschah leider auch in der oben genannten ersten Szene. Shakspere's Petruchio enthält sich jeder Gewalttätigkeit dem Weibe gegenüber, er hält Katharina, die entfliehen will, nur fest. Im Schiller-Theater rangen sie miteinander, und Petruchio drückte schließlich Katharinas Oberkörper rücklings über einen Tisch — ein unerträglicher Anblick. Die Frau wurde von ihrem Manne in einem ausgesucht unmöblierten und schmucklosen Raume empfangen, aus dem man nichts rechtes zu machen wußte: wäre nicht ein Kamin darin gewesen, so hätte man ihn für eine Scheune halten können, denn eine gewaltige Scheunentür schloß ihn vom Hofe ab. Ohne das Streben nach Uebertreibung hätte diese Dekoration gespart werden können: Petruchio ist ein „Edelmann aus Verona“, und die italienischen Edelleute jener Zeit hatten äußerst üppig ausgestattete Landsitze. Recht bedauerlich war es zu sehen, wie die Shakspere'sche Dichtung mit dem armseligen Flitterkram Deinhardsteinscher Mätzchen behängt wurde. Petruchio fordert seine von dem furchtbaren Ritt ermüdete Frau auf, sich zu setzen; wie sie der Auf-

forderung folgen will, legt er die Beine über den einzigen Schemel, der noch im Raume ist. Daß man eine Frau zur Liebe zwingen kann durch Flegeleien, die man ihr antut, auf diesen Gedanken konnte nur ein Deinhardstein verfallen. So zieht er ihr auch den Speisetisch weg, als sie essen will; schickt die Hausherrin in den Stall, die Pferde zu bestellen, und als sie zu einer Tür hinausgehen will, befiehlt er ihr, durch die andere zu gehen. Es ist empörend, solche albernen Roheiten Shakspere angehängt zu sehen; es fehlte unserer Bühne gerade noch, daß jener geistesarme Pfuscher auf ihr Tradition machte. Die einzige Aufgabe, welche unsere heutige Bühne haben kann bei der Darstellung eines drastischen Zähmungsverfahrens, an dem sich ein patriarchalischeres Zeitalter ergötzte, ist, es äußerlich zu mildern.

Auch Katharina folgte dem allgemeinen Zuge der Uebertreibung. Sie war in den ersten Akten nicht bloß eine böse Sieben, sondern gewohnheitsmäßig gewalttätig; auch der alte, schwächliche Vater schien nicht sicher vor ihr zu sein. Das alles die Folgen der falschen Auffassung des in seinem Kerne keineswegs possenhaften Petruchio-Spieles, für welche wir die Hauptdarsteller (Herrn Paeschke und Fräulein Pauly) um so abgeneigter sind verantwortlich zu machen, als sie im übrigen ihre Aufgabe richtig erfaßt und mit einer solchen Frische durchgeführt haben, daß die einzelnen Abirrungen nur wie Flecken auf einem sonst schönen Gemälde erschienen und von der vortrefflichen Gesamtleistung fast verdeckt wurden.

Es wäre ungebührlich nicht anzuerkennen, daß die Darstellung der Bezähmten Widerspenstigen im Schiller-Theater eine hervorragend gelungene ist, daß die mannigfaltige Fülle der Komik, welche dieses Lustspiel enthält, wie die ununterbrochene Fröhlichkeit im Zuschauerraum bewies, zu durchschlagender Wirkung kommt, daß die Rollen fast alle gut besetzt sind. Einen passenderen Vertreter des Petruchio als den genannten Herrn kann man sich kaum vorstellen: die stattliche Gestalt, das männliche Aussehen, die eleganten Bewegungen, das fröhliche Temperament, der Witz und Humor und — die verteufelte Energie dieses jungen Veronesers hätten ein viel weniger kluges Käthchen zur Nachgiebigkeit und zur Liebe gezwungen. Bei einer solchen Darstellung erkennt man erst die ganze hoffnungsvolle Kraft, welche in dieser Menschenschöpfung des sehr jugendlichen Dichters zutage tritt. Hätte nicht eben die allgemeine Richtung der Vorführung an einzelnen Stellen auf diese Leistung abgefärbt, so wäre sie tadellos gewesen. Auch seine Partnerin war ihrer Persönlichkeit und ihrer künstlerischen Individualität nach für die Figur der Katharina besonders geeignet; leider mußte die anfängliche possenhafte Verzerrung, welche sie ihrer Rolle gab oder geben mußte, drei Akte durchgeführt werden. Als sie aber im vierten Akt ihren Petruchio als Erfahrung und Erkenntnis in sich verarbeitete und als sie schließlich wußte, wer er war, und auf diesem Umwege gelernt hatte, wer sie eigentlich war, da wurde sie zur würdigen, gleich ansprechenden Genossin ihres Mannes.

der Chinesen gegen die sich ihnen aufdrängende europäische Kultur verquickte Liebesroman ist psychologisch wenig überzeugend und in seiner Entwicklung vielfach unwahrscheinlich, — so wird z. B. ein Franzose, und sei er noch so reich, einer jungen Dame, die ihm einen Attaché der chinesischen Gesandtschaft in Paris vorgezogen hat, schwerlich zu ihrer Hochzeit aus Rache einen vier Millionen werten Diamanten schenken, um die Gesellschaft von Paris und Peking glauben zu machen, daß sie seine Geliebte gewesen sei und er ihr dafür seinen Dank bezeuge, — darin liegt aber auch nicht das Hauptinteresse des Buches. Dieses konzentriert sich vielmehr um den Zusammenprall des chinesischen und des europäischen Kapitalismus, in dem die Chinesen kraft ihrer aus unvordenklicher Vorzeit stammenden wirtschaftlichen Organisation den Sieg davontragen, und um die Einführung in die sittliche Anschauungsweise des uns so unsympathischen Volkes, von dessen innerem Leben wir so wenig wissen. Alexander Ular ist der Ansicht, daß jeder Versuch, China europäische Kultur aufzudrängen, scheitern, und daß es dank seiner starren sozialen Ordnung ohne Krieg triumphieren werde, nachdem es uns die Macht kapitalistischer Syndikate abgelernt und sich alle unsre Zerstörungsmittel angeeignet habe. Ein Mandarin erklärt der Pariserin, die den chinesischen Attaché geheiratet hat, weshalb ihre Ehe in China nicht rechtsgültig sein könne, und daß die europäischen Völker keine Gesamtheiten wären, sondern aus lauter Einzelnen bestände, von denen jeder für sich stehe in seiner Ueberzeugung, seinem Wollen und Tun, und fügt dann hinzu: „Wir aber sind nicht Einzelne; jeder ist nur ein willenloses Glied in der endlosen Kette der Generationen. Wir sind nur Mitglieder des unendlichen Systems von Menschen, das ohne Tod und ohne Grenze seit Urzeiten in diesem Reiche lebt. Wer von den einzelnen in unser Leben eindringen will, geht zugrunde, oder er wird so wie wir. Unsre ewige Gesellschaftsordnung ist ein Fels, gegen den der wirre Fluß westländischer Lebensauffassung umsonst brandet. Einzelne können nicht ankämpfen gegen das Unerschütterliche einer Ordnung, in der der Einzelne nichts ist.“ Hat der Mandarin Recht? Ist die innere Kraft der chinesischen Kultur in der Tat zu groß, als daß sie sich von der europäischen sollte unterjochen lassen? Wird das europäische Kapital umsonst gegen die chinesische Genossenschaftsordnung ankämpfen? Die Zukunft wird lehren, ob China immer China bleiben und sich wirtschaftlich nicht von Europa wird ausbeuten lassen, ob die steigende gelbe Flut schließlich alles Fremde, das sich in ihre Kultursphäre eingedrängt hat, wegschwemmen wird. Der Felsen, auf dem die französischen, englischen und deutschen Ingenieure wohnen, die im Auftrage des J.C.S. (des Internationalen China-Syndikats) das Riesenwerk unternommen haben, die Stromschnellen auf dem oberen Jangtse, welche die Schiffahrt hemmen, durch Sprengung der sie verursachenden Klippen und Steinblöcke zu überwinden, wird im Auftrage eines chinesischen Syndikats, das das Werk auf eigne Kosten und zum eignen Vorteil fortsetzen will, von den Kulis, nach-

dem sie die verheerende Wirkung des Dynamit kennen gelernt haben, in die Luft gesprengt, alles was darauf war, Menschen und Maschinen, in seinem Sturze begrabend, auch das Liebespaar, dessen Schicksal mit dem Kampf der beiden Kulturen eng verschlungen ist. Ob die symbolische Tragik ihrer Geschichte hinreichen wird, dem Roman auch noch andere Leser zu verschaffen als solche, die sich entweder überhaupt für Völkerpsychologie interessieren oder aus persönlichen Gründen Anteil nehmen an unseren wagemutigen Kaufleuten und deren Einsatz von Kraft und Kapital zur wirtschaftlichen Erschließung Chinas, ist fraglich. Es ist gar zu viel spezifisch Chinesisches darin.

Eines Dichters Liebe. Eduard Mörikes Brautbriefe. Eingeleitet und herausgegeben von Walther Eggert, Windegg. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München 1908.

Die Hoffnung, die Friedrich Vischer 1874 am Grabe seines Freundes Mörike aussprach, „daß die stille Gemeinde, die sich an seinen wunderbaren, hellen, seligen Träumen labe und entzücke und in diesen Träumen hohe Wahrheit schaue, die den feinen Wohllaut trinke, der aus ursprünglichem Naturgefühl der Sprache quelle, wachsen und sich von Kreis zu Kreis erweitern, und daß sich Bund an Bund schließen werde von Einverstandenen in sein Verständnis", sind glänzend in Erfüllung gegangen. Haben zu seinen Lebzeiten nur wenig Auserwählte seine poetischen Fürstenrechte erkannt, und sind ihm erst spät Ehrungen wie eine Pension der Schillerstiftung, der Ehrendoktor von Tübingen, die Aufnahme in das Kollegium des von König Max gestifteten Maximilianordens zu teil geworden, so ist jetzt seine Dichtergröße fast ein Glaubenssatz, und die Feier seines hundertjährigen Geburtstages i. J. 1904 hat bewiesen, daß der holde Zauber seiner Dichtungen die weitesten Kreise gewonnen hat. Seit seine Lieder überall gesungen und seine Werke so viel gelesen werden, hat man natürlich auch angefangen, seinem Leben und der Entstehung seiner Gedichte nachzuforschen, und Briefe von ihm, die veröffentlicht werden, sind des größten Interesses sicher. Für seine geistigen Bestrebungen, seine literarischen Ansichten, seine Sorgen, deren er nie ledig wurde, da er immer kränklich war und arm blieb, weil er nicht mit Geld umzugehen wußte, sind seine Briefe an seine Freunde, besonders die an den treuen, immer hilfreichen Hartlaub, die beste Quelle; aber den tiefsten Einblick in sein Wesen gewähren seine Liebesbriefe, von denen manche wahre Kunstgebilde sind durch ihren Reichtum an lieblichen Naturbildern und aus tiefstem Seelengrunde heraufquellenden Worten und durch den schalkhaften Humor, mit dem er allerlei Vorkommnisse des Alltagslebens erzählt. Die große Leidenschaft seiner Jünglingsjahre für das wunderbare, ins Zweideutige schillernde Mädchen aus der Fremde, die Schweizerin Maria Meier, kennen wir nur durch die Peregrina-Lieder, die er auf sie gesungen, die Briefe, die er an sie geschrieben, sind uns nicht erhalten geblieben; wohl aber be-

der Chinesen gegen die sich ihnen aufdrängende europäische Kultur verquickte Liebesroman ist psychologisch wenig überzeugend und in seiner Entwicklung vielfach unwahrscheinlich, — so wird z. B. ein Franzose, und sei er noch so reich, einer jungen Dame, die ihm einen Attaché der chinesischen Gesandtschaft in Paris vorgezogen hat, schwerlich zu ihrer Hochzeit aus Rache einen vier Millionen werten Diamanten schenken, um die Gesellschaft von Paris und Peking glauben zu machen, daß sie seine Geliebte gewesen sei und er ihr dafür seinen Dank bezeuge, — darin liegt aber auch nicht das Hauptinteresse des Buches. Dieses konzentriert sich vielmehr um den Zusammenprall des chinesischen und des europäischen Kapitalismus, in dem die Chinesen kraft ihrer aus unvordenklicher Vorzeit stammenden wirtschaftlichen Organisation den Sieg davontragen, und um die Einführung in die sittliche Anschauungsweise des uns so unsympathischen Volkes, von dessen innerem Leben wir so wenig wissen. Alexander Ular ist der Ansicht, daß jeder Versuch, China europäische Kultur aufzudrängen, scheitern, und daß es dank seiner starren sozialen Ordnung ohne Krieg triumphieren werde, nachdem es uns die Macht kapitalistischer Syndikate abgelernt und sich alle unsre Zerstörungsmittel angeeignet habe. Ein Mandarin erklärt der Pariserin, die den chinesischen Attaché geheiratet hat, weshalb ihre Ehe in China nicht rechtsgültig sein könne, und daß die europäischen Völker keine Gesamtheiten wären, sondern aus lauter Einzelnen bestände, von denen jeder für sich stehe in seiner Ueberzeugung, seinem Wollen und Tun, und fügt dann hinzu: „Wir aber sind nicht Einzelne; jeder ist nur ein willenloses Glied in der endlosen Kette der Generationen. Wir sind nur Mitglieder des unendlichen Systems von Menschen, das ohne Tod und ohne Grenze seit Urzeiten in diesem Reiche lebt. Wer von den einzelnen in unser Leben eindringen will, geht zugrunde, oder er wird so wie wir. Unsre ewige Gesellschaftsordnung ist ein Fels, gegen den der wirre Fluß westländischer Lebensauffassung umsonst brandet. Einzelne können nicht ankämpfen gegen das Unerschütterliche einer Ordnung, in der der Einzelne nichts ist.“ Hat der Mandarin Recht? Ist die innere Kraft der chinesischen Kultur in der Tat zu groß, als daß sie sich von der europäischen sollte unterjochen lassen? Wird das europäische Kapital umsonst gegen die chinesische Genossenschaftsordnung ankämpfen? Die Zukunft wird lehren, ob China immer China bleiben und sich wirtschaftlich nicht von Europa wird ausbeuten lassen, ob die steigende gelbe Flut schließlich alles Fremde, das sich in ihre Kultursphäre eingedrängt hat, wegschwemmen wird. Der Felsen, auf dem die französischen, englischen und deutschen Ingenieure wohnen, die im Auftrage des J.C.S. (des Internationalen China-Syndikats) das Riesenwerk unternommen haben, die Stromschnellen auf dem oberen Jangtse, welche die Schiffahrt hemmen, durch Sprengung der sie verursachenden Klippen und Steinblöcke zu überwinden, wird im Auftrage eines chinesischen Syndikats, das das Werk auf eigne Kosten und zum eignen Vorteil fortsetzen will, von den Kulis, nach-

dem sie die verheerende Wirkung des Dynamit kennen gelernt haben, in die Luft gesprengt, alles was darauf war, Menschen und Maschinen, in seinem Sturze begrabend, auch das Liebespaar, dessen Schicksal mit dem Kampf der beiden Kulturen eng verschlungen ist. Ob die symbolische Tragik ihrer Geschichte hinreichen wird, dem Roman auch noch andere Leser zu verschaffen als solche, die sich entweder überhaupt für Völkerpsychologie interessieren oder aus persönlichen Gründen Anteil nehmen an unseren wagemutigen Kaufleuten und deren Einsatz von Kraft und Kapital zur wirtschaftlichen Erschließung Chinas, ist fraglich. Es ist gar zu viel spezifisch Chinesisches darin.

Eines Dichters Liebe. Eduard Mörikes Brautbriefe. Eingeleitet und herausgegeben von Walther Eggert, Windegg. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München 1908.

Die Hoffnung, die Friedrich Vischer 1874 am Grabe seines Freundes Mörike aussprach, „daß die stille Gemeinde, die sich an seinen wunderbaren, hellen, seligen Träumen labe und entzücke und in diesen Träumen hohe Wahrheit schaue, die den feinen Wohllaut trinke, der aus ursprünglichem Naturgefühl der Sprache quelle, wachsen und sich von Kreis zu Kreis erweitern, und daß sich Bund an Bund schließen werde von Einverstandenen in sein Verständnis", sind glänzend in Erfüllung gegangen. Haben zu seinen Lebzeiten nur wenig Auserwählte seine poetischen Fürstenrechte erkannt, und sind ihm erst spät Ehrungen wie eine Pension der Schillerstiftung, der Ehrendoktor von Tübingen, die Aufnahme in das Kollegium des von König Max gestifteten Maximilianordens zu teil geworden, so ist jetzt seine Dichtergröße fast ein Glaubenssatz, und die Feier seines hundertjährigen Geburtstages i. J. 1904 hat bewiesen, daß der holde Zauber seiner Dichtungen die weitesten Kreise gewonnen hat. Seit seine Lieder überall gesungen und seine Werke so viel gelesen werden, hat man natürlich auch angefangen, seinem Leben und der Entstehung seiner Gedichte nachzuforschen, und Briefe von ihm, die veröffentlicht werden, sind des größten Interesses sicher. Für seine geistigen Bestrebungen, seine literarischen Ansichten, seine Sorgen, deren er nie ledig wurde, da er immer kränklich war und arm blieb, weil er nicht mit Geld umzugehen wußte, sind seine Briefe an seine Freunde, besonders die an den treuen, immer hilfreichen Hartlaub, die beste Quelle; aber den tiefsten Einblick in sein Wesen gewähren seine Liebesbriefe, von denen manche wahre Kunstgebilde sind durch ihren Reichtum an lieblichen Naturbildern und aus tiefstem Seelengrunde heraufquellenden Worten und durch den schalkhaften Humor, mit dem er allerlei Vorkommnisse des Alltagslebens erzählt. Die große Leidenschaft seiner Jünglingsjahre für das wunderbare, ins Zweideutige schillernde Mädchen aus der Fremde, die Schweizerin Maria Meier, kennen wir nur durch die Peregrina-Lieder, die er auf sie gesungen, die Briefe, die er an sie geschrieben, sind uns nicht erhalten geblieben; wohl aber be-

sitzen wir die an die Plattenhardter Pfarrerstochter **Luise Rau**, mit der er vier Jahre lang verlobt war, und die an seine spätere Frau Margarete v. Speeth. Wie seine Freundesbriefe bezeugen auch sie die Lauterkeit seines Herzens, seine köstliche Naivetät, seine Kunst, das Einfache und Trauliche zu schildern und das Unbedeutende zu verklären. Wer die von W. Windegg ausgewählte Sonderausgabe gelesen hat, wird sicher wünschen, die Gesamtausgabe kennen zu lernen, die R. Krauß und K. Fischer veranstalten wollen, und die sie nach der Aussage des Herausgebers nur vorbereiten sollen. Man begreift nicht, wie ein Mädchen, das jahrelang solche Briefe von ihrem Verlobten erhielt, ihn aufgeben konnte, und doch hat sie es getan. Wenn sie auch kein Gänschen war, wie Friedrich Vischer sie genannt haben soll, so war sie jedenfalls eine jener gehorsamen Haustöchter (die infolge der Frauenbewegung bald ausgestorben sein werden), denen es an selbständigem Willen ihrer Familie gegenüber fehlt und die nicht den Mut haben, sich ihr Glück gegen deren Willen zu erkämpfen. Sie vermochte nicht an ihm festzuhalten, als ihre Mutter und ihre Geschwister an ihm irre wurden, weil er mehr Träumer mit müßiggängerischen Neigungen als Theologe war, und weil Jahr auf Jahr verging, ohne daß seine vielen Bewerbungen um eine Pfarrstelle, die die Heirat möglich gemacht hätte, von Erfolg begleitet waren. Vielleicht fürchteten sie auch, er könne des Vikarierens müde und der Theologie abtrünnig werden. Rührend ist es in den Briefen zu lesen, wie er seiner Braut, jedenfalls als Antwort auf Ermahnungen und Fragen von ihrer Seite, immer wieder versichert, daß er sich in seinem Beruf durchaus wohl fühle, daß er Freude an der Kinderlehre habe, daß er seine Kirchenregistratur in Ordnung halte, sich gut mit seinem Dekan stehe usw. Seine Versicherungen waren umsonst, sie gab ihn auf. Sein letzter Brief an sie ist vom 8. März 1833. In ergreifenden Worten klagt er ihr sein Leid, daß er sich abermals umsonst um eine Stelle beworben; anstatt ihn zu trösten, ließ sie ihn allein, obgleich sie wußte, daß er sie aufs zärtlichste liebte. Liebende idealisieren meist den Gegenstand ihrer Liebe, und Mörike war ein Dichter. Kein Wunder also, daß er sie, wie er an Hartlaub schrieb, für „ein heilig unschuldiges Wesen hielt, das seinen eigenen verborgenen Wert nicht kannte, dessen Schüchternheit ein reizendes Gemisch mit dem neuen Leben bilde, das seine Liebe in ihr geweckt habe, dessen gefälliges Gesicht ihre ganze Seele treu abspiegele, dessen kindlich origineller Ausdruck ihm oft die seligste Freude bereite." Wie sehr er aber ihre liebenswerten Seiten auch überschätzt haben mag, sicher ist, daß sie ihm das schönste und reinste Glück seines Lebens verschafft hat, und dafür allein wären wir ihr schon ein freundliches Andenken schuldig, wenn sie seine Briefe auch nicht sorgfältig aufgehoben und ihm zurückgeschickt hätte. Sie gehören zu den reizendsten, die ein Dichter je seiner Geliebten geschrieben hat, und bewegen uns menschlich ebenso tief, wie sie uns ästhetisch entzücken. Daß Mörike sie nicht verbrannt hat, verdanken wir dem treuen Hartlaub, dem er sie auf sein Verlangen schickte,

obgleich er nicht wußte, „was er Sonderliches darin haben werde; sie seien ihrer Natur nach ziemlich einförmig, und nur das werde er daraus ersehen, daß er Luise unsäglich geliebt habe.“ Zwölf Jahre später erblühte ihm durch Margarete v. Speeth ein neues Liebesglück, das zwar dem ersten an Seligkeit nicht gleichkam, aber doch von großer Innigkeit war, wie wir aus den Briefen ersehen, die er vom Juli 1846 bis zum Hochzeitstage im November 1851 an sie geschrieben hat. Als er endlich eine Pfarrstelle, und zwar in Cleversulzbach, wo er das vergessene Grab von Schillers Mutter mit einem schlichten Denkmal schmückte, erhalten hatte, gab er nach kurzer Zeit die Theologie auf, wie die Familie Rau einst befürchtet hatte, teils weil er zu kränklich war, um sein Amt ohne Vikar verwalten zu können, den ihm seine vorgesetzte Behörde nicht dauernd bewilligen wollte, teils weil er seit dem Tode seiner Mutter, die ihm zusammen mit seiner Schwester Clara den Haushalt geführt hatte, keine rechte Freude mehr an dem Pfarrhausidyll fand, dessen Reize er so anmutig und schalkhaft in dem Gedicht „Der alte Turmhahn“ geschildert hat. Er zog erst nach Hall und siedelte dann nach Mergentheim über. Hier wohnte er mit der Familie v. Speeth im selben Hause und lernte Margarete kennen und lieben. Zuerst war seine Zuneigung für sie vielleicht nur eine Suggestion seiner Schwester, die eine schwärmerische Freundschaft für sie gefaßt hatte und sie für geeignet hielt, dem geliebten Bruder das Glück der Ehe zu verschaffen, das er bisher entbehrt hatte. In den ersten Briefen, die er an sie schrieb, als sie nach dem Tode des Vaters von Mergentheim fortgezogen war, redet er sie noch mit Sie an, der Ton darin ist mehr der eines Bruders, als der eines Liebenden, und es ist mehr von Schwester Clärchen darin die Rede als von ihm selber; aber lange bevor ihm durch eine feste Anstellung als Literaturprofessor am Katharinenstift in Stuttgart die Ehe mit ihr ermöglicht wurde, hatte sein Gefühl für sie sich in herzliche Liebe verwandelt, wie seine Briefe bezeugen. Fehlt es darin auch an jener unerschöpflich reichen Skala von Liebeslauten, wie sie aus seiner Brust aufgestiegen waren, als er noch zehn Jahre jünger war, so spricht doch auch aus ihnen ein sehnsuchtsvolles, treues Herz. Er erfindet immer neue Kosenamen für sie und gewährt ihr Einblick in sein inneres Leben, so daß seine Briefe oft zu Tagebuchaufzeichnungen werden. Je näher der Tag der Vermählung kam, um so mehr mischte sich in Gretchens Glücksempfinden die bange Ahnung, daß sich ihre Ehe, da Clärchen auch fernerhin bei dem Bruder bleiben sollte, nicht so ideal gestalten werde, wie sie gehofft hatte. Mörike suchte sie darüber zu beruhigen durch die Versicherung, daß er sie liebe, liebe, liebe; noch im letzten Briefe vor der Trauung, in dem er sie teuerstes Herz und liebster Schatz anredet und sich als ihren in Ewigkeit treuen Eduard unterschreibt, erklärt er alle ihre Besorgnisse um die Zukunft, sofern sie durch „die Dreiheit“ des neuen Lebens bedingt sei, für gänzlich unbegründet. Leider waren sie es nicht. Daß beide Ehegatten in tiefsten Grunde sehr verschieden von einander waren, hätte das Glück nicht not-

wendigerweise stören brauchen; aber Clärchen war dem Bruder, der kurzsichtig genug war, sie festzuhalten, als sie aus der Dreiheit ausscheiden wollte, im Laufe der Jahre unentbehrlich geworden, und so gewann seine Frau nie die ihr gebührende Stellung im Hause, fühlte sich überflüssig und suchte immer entschiedener Trost in den Armen der katholischen Kirche, der sie angehörte, worunter er dann wieder litt. Trotzdem ihnen zwei Töchter geboren wurden, hielten sie es nach einigen Jahren für richtiger, auseinander zu gehen, als die Qual des täglichen Zusammenseins fortzusetzen. Vierzehn Tage vor seinem Tode rief er Gretchen zurück, und angesichts des Abschieds für immer wurden sie sich noch einmal der Liebe bewußt, die trotz aller Mißverständnisse in ihren Herzen nie ganz erloschen war. In seiner reizenden Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" sagt er von diesem, dessen Werke er vor allen anderen liebte, vielleicht weil er sich ihm ähnlich fühlte in der Tiefe und Stärke des Gemüts und in der heitern Anmut des Ausdrucks: „Es wirkte eben alles, Schicksal, Naturell und eigne Schuld, zusammen, den einzigen Mann nicht gedeihen zu lassen." Wenn man Mörikes Leben überdenkt, meint man, er könne diese Worte von sich selbst gesagt haben.

Marie Fuhrmann.

Theater-Korrespondenz.

Shakspeares Bezähmte Widerspenstige im Berliner Schiller-Theater.

Das Verdienst dieser Vorstellung besteht darin, daß in ihr endlich einmal die Deinhardsteinsche Fälschung, die etwa 300 Verse von dem Original enthält, aufgegeben und der Shaksperesche Text an ihre Stelle gesetzt ist; daß ferner das realistisch prächtige Vorspiel endlich einmal mitaufgeführt worden ist.

Es ist erstaunlich, wie weit die künstlerische Urteillosigkeit der Bühnenleiter geht, welche den Text Deinhardsteins überhaupt als dramatische Dichtung vorführen. Wenn wir nur ein paar von seinen Szenen mit dem Original vergleichen, so erkennen wir, welche jämmerliche Poesie wir hier vor uns haben; dieser Mann hat weder rhythmisches Empfinden, noch Sinn für dichterischen Ausdruck, und bringt die an sich schon nicht hervorragende Charakteristik dieses Shakspereschen Jugenddramas herunter durch eine Masse von Ungereimtheiten und Widersprüchen, deren er sich offenbar gar nicht bewußt ist. Der einzige Vorzug dieses Machwerks ist das geschickte, bühnenmäßige Arrangement der Szenen; das einzig Wirksame aber sind die komischen Vorgänge und Situationen, die Shakspere ersonnen hat. Wenn nun das Lustspiel auch in dieser empörenden Verhunzung zu den meist aufgeführten Shakspere-Dramen hat gehören können, so zeigt das, welche Fülle von dramatischem Leben und komischer Kraft diese Jugendarbeit durchdringt.

Besonders gespannt war ich auf die Wirkung des Vorspiels von dem betrunkenen Kesselflicker, der auf einige Stunden zum Lord wird, da ich es bisher niemals auf der Bühne gesehen hatte. Meine Voraussetzung täuschte mich nicht: es gehört zu den besten Teilen des Stückes und würde noch größere Fröhlichkeit erweckt haben, wenn Schlaus blöder Sinn nicht gar zu karikiert dargestellt worden wäre, und der Page, welcher die „Madam Frau" gab, etwas mehr weibliche Anmut und Verschämtheit als übertriebene Affektation gezeigt hätte. Das Komische steckt eben darin, daß der Kesselflicker in dem Pagen eine wirkliche, schöne und begehrenswerte Frau sieht. Er hätte aber noch immer ganz betrunken sein müssen, wenn er in dieser lächerlich herausstaffierten Figur mit dem unweiblichen Gebaren nicht den verkleideten Jungen hätte erkennen sollen.

Ueberhaupt ist es ein eignes Ding mit der Neigung der Schauspieler zur Uebertreibung.

Vor einiger Zeit hat hier einer sonst hervorragenden Theaterleitung der Vorwurf gemacht werden müssen, daß sie das entzückendste Lustspiel der Weltliteratur, das alle Arten echter, natürlicher Komik in Hülle und Fülle in sich schließt, Was ihr wollt, zur Burleske erniedrigt habe. Solche Erscheinungen sind fast unbegreiflich, da doch niemand an der Wahrheit von Hamlets Worten, in denen er als Aufgabe des Dramas nennt, der Natur den Spiegel vorzuhalten und der Zeit den Abdruck ihrer Gestalt zu zeigen, im Ernste zweifeln kann. „Geschieht dies übertrieben“, so fährt Shakespere fort, „so kann es zwar den Toren zum Lachen bringen, aber den Einsichtigen muß es verdrießen; und der Tadel von einem solchen muß in Eurer Schätzung ein ganzes Schauspielhaus voll von andern überwiegen.“

Von der Vorstellung im Schiller-Theater empfing man den Eindruck, als ob die Darsteller das Gegenteil, die Uebertreibung, für das Richtige hielten, offenbar weil das Lustspiel als tolle Posse aufgefaßt wurde. Warum freilich in einer Posse, die durch sinnenfällige Komik der Vorgänge und Situationen und durch derben Witz an sich schon weiter nichts als das Gelächter der Zuschauer erzielen will, auch noch übertrieben werden soll, ist nicht einzusehen.

Aber Die bezähmte Widerspenstige ist keine reine Posse; Shakspere hat außer den Lustigen Weibern, welche nach einer glaubwürdigen Ueberlieferung einer Laune der Königin Elisabeth ihre Entstehung verdanken, überhaupt keine reine Posse geschrieben. Er hat nur nach dem Muster des alten religiösen Volksdramas burleske Vorgänge mit fein komischen und selbst ernsten häufig gemischt. Das auffallendste Beispiel dafür ist Der Kaufmann von Venedig, wo er die sonnige Heiterkeit der Porzia-Handlung mit der finstern Tragik der Antonio-Handlung vermählt, und beide mit den burlesken Lancelot-Szenen durchsetzt. So ist es auch hier. Die Diener-Szenen sind possenhaft und müssen so dargestellt werden; übrigens ist in Shaksperes derber Komik immer so viel gesunder, schlagkräftiger Witz und soviel Satire, daß sie ohne Uebertreibung vorzüglich wirken. Das zarte, zierliche Liebesspiel zwischen Bianca und ihren Freiern Lucentio und Hortensio possenhaft darzustellen, wäre absurd. Das geschah auch im Schiller-Theater nicht: in der Unterrichts-Szene kam all die schalkhafte Grazie, welche der sinnige Jüngling, ihr Schöpfer, hineingelegt hatte, von allen drei Seiten zu vollendetem Ausdruck, wie überhaupt das ganze Drama, trotz der falschen Gesamtauffassung, vorzüglich einstudiert war und ungeschicktes Spiel bei keinem der Darsteller bemerkt wurde. Warum wurde nun Gremido, der doch auch zu dieser Gruppe gehört, zu einer abgeschmackten Karikatur gemacht? Er ist nichts weniger als ein Narr, sondern ein alter, reicher Epikureer, ein Feinschmecker, der nach einem jugendlich zarten Bissen wie die schöne Tochter Bap-

tistas lüstern ist. Zu unserer Genugtuung wird sein häßlicher Trieb nicht befriedigt. Das Komische ist, daß er den jungen Burschen, der ihm den leckeren Bissen vor der Nase wegschnappt, selbst als Lehrer bei seiner Angebeteten einführt; possenhaft ist hier nichts.

Schließlich die Petruchio-Handlung. Hier handelt es sich um ein temperamentvolles Mädchen von energischem Willen und lebhaftem Geiste, das sich unter den Händen eines schwachköpfigen Vaters und im Kreise minderwertiger, fader Menschen falsch entwickelt hat. Vereinsamt in ihrer Art und im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit, hat sie sich gewöhnt, im Kampfe mit den andern ihren Willen, und sei's auch mit Gewalt, durchzusetzen; sie ist zu einer Menschenverächterin und krassen Egoistin geworden und peinigt ihre ganze Umgebung. Es gilt nun, die wertvollen, aber ins Uebermaß gewachsenen, ungezähmten Kräfte, welche den Kern ihres Wesens bilden, zu meistern und in die richtige Bahn zu lenken. Dazu ist ein Mann erforderlich, den sie nicht verachten kann, der ihre schlimmen Triebe mit noch größerer Willenskraft bändigt und aus dem schönen bösen Weibe sich eine tüchtige und ergebene Gattin macht. Ist das ein Gegenstand für eine Posse? — Nein, es ist eine menschlich und dramatisch große Aufgabe. Kann sie mit Possen gelöst werden? — Die Posse kann überhaupt keine Aufgabe lösen. Das natürlichste würde eine ernste Handlung sein; Shakspere will sein Ziel auf dem schwierigeren humoristischen Wege erreichen. Ich habe Petruchio von einem englischen Schauspieler darstellen sehen, der mit einer klotzköpfigen Energie an die Arbeit ging und, ohne eine Ahnung von dem, was der Dichter gewollt hatte, die Bühne zur Menagerie machte. Shaksperes Petruchio kuriert seine Käthe, indem er anderen gegenüber ihre eigenen Eigenschaften erheuchelt, sie in Jähzorn und Leidenschaftlichkeit aber noch übertrumpft und dadurch einschüchtert; ihr selbst aber, so lange sie sich nach seinen Wünschen richtet, eine unerschütterliche Liebenswürdigkeit, gemischt mit Humor, beweist. Er ist zu sehr Gentleman, um sich an einer Frau zu vergreifen, zwingt sie aber in jedem Falle, sich seinem Willen zu fügen. Der stattliche Mann imponiert ihr von Anfang an, wie er ihr zum erstenmal mit lächelnder Ueberlegenheit entgegentritt und seine ungenierte Werbung anbringt; solch einen Mann hat sie eben noch nicht gesehen. Sie würde sich nicht mit ihm in ein Wortgefecht einlassen, wenn er sie nicht interessierte, und sie ist im geheimen befriedigt, daß er auch im Witz und in der Gewandtheit der Rede ihr gleichwertig ist. Diese erste Szene ist für das Verhältnis der Beiden ebenso wichtig, wie sie psychologisch fein gearbeitet ist, und sollte nicht beschnitten werden, wie es hier auch wieder geschah. Da Katharina erkennen muß, daß er im Grunde seiner Seele ein guter Kerl ist, immer freundlich zu ihr, sobald sie ihn nicht reizt, und fort und fort seine Liebe zu ihr betont, so liebt sie ihn schließlich wirklich. Und als nun die Eisrinde um ihr Herz geschmolzen ist, und die Sonne durchaus der Mond sein soll, da setzt sie die Miene

auf, welche die Frauen so gern dem stärkeren und geistig derberen Manne gegenüber annehmen, und nennt, ironisch lächelnd, die Sonne den Mond: die Klügere gibt eben nach. Und er lacht laut über ihre ironische Nachgiebigkeit. Nun ist alles in Ordnung: die Frau muß ihrem Manne doch etwas zu Liebe tun können; und sobald Petruchio sieht, daß sie das kann und will, wird er als kluger und vornehm denkender Edelmann nichts Ungebührliches von ihr verlangen, denn er will ja keine Sklavin zur Frau haben, sondern ein Käthchen, auf das er stolz sein kein. Im elterlichen Hause freilich, da müssen sie noch einmal Komödie spielen; denn diesen Leuten muß gezeigt werden, wie unberechtigt der Hohn gewesen ist, mit dem sie seine Verbindung mit der bösen Käthe betrachtet haben.

Das ist also das wohlüberlegte und mit großem Geschick durchgeführte Zähmungsverfahren, das den Gegenstand des Petruchio-Spieles bildet. Es ist eine ansehnliche Aufgabe, die der 25- oder 26jährige Dichter hier bewältigt hat, und von Possenhaftigkeit ist darin nichts zu entdecken, sie müßte denn in einzelnen drastischen Zähmungs-Exerzitien gefunden werden. Diese aber sind entweder unbekannten älteren Behandlungen des Stoffes, oder im schlimmsten Falle dem jugendlichen Uebermute des Dichters zuzuschreiben: so z. B. der Einfall, daß Petruchio zur Hochzeit in nichts weniger als hochzeitlichem Kleide erscheint. Er kommt mit einem neuen Hut und einem alten Wams, mit ruppigen Hosen, mit abgetragenen und ungleichen Stiefeln und mit einem rostigen Schwert, dessen Scheide den Beschlag verloren hat und dessen Gehenkriemen zerrissen sind. Das ist toll genug und braucht nicht mehr übertrieben zu werden, wie es im Schillertheater geschah. Wenn er hier nur mit einem Stiefel, mit einem weiten, zerfetzten Umhang und mit Kleidern erscheint, die mit verschiedenfarbigen Lappen geflickt sind, so ist das Lachen der Toren allerdings sicher erreicht, für die andern aber aus dem ausgelassenen Menschen ein unanständiger gemacht. Dasselbe geschah leider auch in der oben genannten ersten Szene. Shakspeares Petruchio enthält sich jeder Gewalttätigkeit dem Weibe gegenüber, er hält Katharina, die entfliehen will, nur fest. Im Schiller-Theater rangen sie miteinander, und Petruchio drückte schließlich Katharinas Oberkörper rücklings über einen Tisch — ein unerträglicher Anblick. Die Frau wurde von ihrem Manne in einem ausgesucht unmöblierten und schmucklosen Raume empfangen, aus dem man nichts rechtes zu machen wußte: wäre nicht ein Kamin darin gewesen, so hätte man ihn für eine Scheune halten können, denn eine gewaltige Scheunentür schloß ihn vom Hofe ab. Ohne das Streben nach Uebertreibung hätte diese Dekoration gespart werden können: Petruchio ist ein „Edelmann aus Verona“, und die italienischen Edelleute jener Zeit hatten äußerst üppig ausgestattete Landsitze. Recht bedauerlich war es zu sehen, wie die Shaksperesche Dichtung mit dem armseligen Flitterkram Deinhardsteinischer Mätzchen behängt wurde. Petruchio fordert seine von dem furchtbaren Ritt ermüdete Frau auf, sich zu setzen; wie sie der Auf-

forderung folgen will, legt er die Beine über den einzigen Schemel, der noch im Raume ist. Daß man eine Frau zur Liebe zwingen kann durch Flegeleien, die man ihr antut, auf diesen Gedanken konnte nur ein Deinhardstein verfallen. So zieht er ihr auch den Speisetisch weg, als sie essen will; schickt die Hausherrin in den Stall, die Pferde zu bestellen, und als sie zu einer Tür hinausgehen will, befiehlt er ihr, durch die andere zu gehen. Es ist empörend, solche albernen Roheiten Shakspere angehängt zu sehen; es fehlte unserer Bühne gerade noch, daß jener geistesarme Pfuscher auf ihr Tradition machte. Die einzige Aufgabe, welche unsere heutige Bühne haben kann bei der Darstellung eines drastischen Zähmungsverfahrens, an dem sich ein patriarchalischeres Zeitalter ergötzte, ist, es äußerlich zu mildern.

Auch Katharina folgte dem allgemeinen Zuge der Uebertreibung. Sie war in den ersten Akten nicht bloß eine böse Sieben, sondern gewohnheitsmäßig gewalttätig; auch der alte, schwächliche Vater schien nicht sicher vor ihr zu sein. Das alles die Folgen der falschen Auffassung des in seinem Kerne keineswegs possenhaften Petruchio-Spieles, für welche wir die Hauptdarsteller (Herrn Paeschke und Fräulein Pauly) um so abgeneigter sind verantwortlich zu machen, als sie im übrigen ihre Aufgabe richtig erfaßt und mit einer solchen Frische durchgeführt haben, daß die einzelnen Abirrungen nur wie Flecken auf einem sonst schönen Gemälde erschienen und von der vortrefflichen Gesamtleistung fast verdeckt wurden.

Es wäre ungebührlich nicht anzuerkennen, daß die Darstellung der Bezähmten Widerspenstigen im Schiller-Theater eine hervorragend gelungene ist, daß die mannigfaltige Fülle der Komik, welche dieses Lustspiel enthält, wie die ununterbrochene Fröhlichkeit im Zuschauerraum bewies, zu durchschlagender Wirkung kommt, daß die Rollen fast alle gut besetzt sind. Einen passenderen Vertreter des Petruchio als den genannten Herrn kann man sich kaum vorstellen: die stattliche Gestalt, das männliche Aussehen, die eleganten Bewegungen, das fröhliche Temperament, der Witz und Humor und — die verteufelte Energie dieses jungen Veronesers hätten ein viel weniger kluges Käthchen zur Nachgiebigkeit und zur Liebe gezwungen. Bei einer solchen Darstellung erkennt man erst die ganze hoffnungsvolle Kraft, welche in dieser Menschenschöpfung des sehr jugendlichen Dichters zutage tritt. Hätte nicht eben die allgemeine Richtung der Vorführung an einzelnen Stellen auf diese Leistung abgefärbt, so wäre sie tadellos gewesen. Auch seine Partnerin war ihrer Persönlichkeit und ihrer künstlerischen Individualität nach für die Figur der Katharina besonders geeignet; leider mußte die anfängliche possenhafte Verzerrung, welche sie ihrer Rolle gab oder geben mußte, drei Akte durchgeführt werden. Als sie aber im vierten Akt ihren Petruchio als Erfahrung und Erkenntnis in sich verarbeitete und als sie schließlich wußte, wer er war, und auf diesem Umwege gelernt hatte, wer *sie* eigentlich war, da wurde sie zur würdigen, gleich ansprechenden Genossin ihres Mannes.

Besonders hübsch wurde dann das liebevoll ironische Klügersein zur Geltung gebracht. Schade, daß ihre bedeutende schauspielerische Fähigkeit infolge der Mißauffassung drei Akte lang verborgen blieb. Die komischen Rollen Biondello, Grumio und besonders Tranio (Herr Herrmann) wurden ebenfalls lebendig und wirkungsvoll gespielt. Der Schulmeister karikierte zu sehr, während doch das Komische des Streits der beiden Väter eines Sohnes gerade darin liegt, daß sie ihre Identität in vollem Ernste und mit einer verbissenen Hitze verfechten.

Das Lustspiel macht keine großen Ansprüche auf Bühnenausstattung; dennoch fiel der Platz in Padua durch das ungemein plastische Heraustreten der feinen alten Stadt aus dem Hintergrunde angenehm auf. Dagegen hätte man, wenn schon einmal das Vorspiel gegeben wird, gern etwas mehr szenischen Aufwand in dessen beiden Szenen — Wirtshaus auf der Heide und Schloß des Lords — gesehen, als ihn der Vordergrund eines anderen dahinter liegenden Bühnenbildes gestattet. Vielleicht aber war das unmöglich wegen der Drehbühne, die als technische Einrichtung zwar sehr praktisch und pausensparend ist, aber der szenischen Entfaltung fast immer eine bedauerliche Beschränkung anferlegt. —r—

Politische Korrespondenz.

Block, Sozialdemokratie und Landtagswahlen.

Das Vereinsgesetz ist glücklich unter Dach gebracht. Der letzte Stein des Anstoßes, die Störung, die das Verbot der fremden Sprachen in Volksversammlungen in den westfälischen Bergarbeiterschaften und ihren sozialen Bewegungen hervorrufen kann, ist, so gut es ging, aus dem Wege geräumt worden. Zwar, in das Gesetz selbst hat sich die Regelung nicht hineinbringen lassen, weil sich dafür, wie man behauptet, keine Formulierung finden ließ, aber der Staatssekretär von Bethmann-Hollweg hat in der positivsten Weise erklärt, daß den Gewerkschaften aus dieser Bestimmung keine Schwierigkeit erwachsen solle. Unbedingt bindend sind solche ministeriellen Erklärungen bekanntlich nicht. Es ist ein Grundsatz der juristischen Interpretation, daß allein der Wortlaut des Gesetzes entscheide und nicht die Erläuterungen und Motive, die bei dem Gesetzgebungsakt von dieser oder jener Seite zum Ausdruck gebracht worden sind. Als die Verfassung des Norddeutschen Bundes beraten und darin die Diätenlosigkeit der Reichstagsabgeordneten festgesetzt wurde, erklärte der Bundeskanzler Graf Bismarck ausdrücklich, es stehe nichts im Wege, daß die Abgeordneten von anderer Seite, also z. B. aus ihren Parteikassen entschädigt würden. Das verhinderte nicht, daß eine Anzahl von Jahren später gegen die Abgeordneten, die solche Entschädigungen empfingen, Anklage erhoben und durch Urteil des Reichsgerichts ihnen die empfangenen Diäten als unrechtmäßiges Gut konfisziert wurden. Aber man darf wohl sagen, eine solche Selbstdesavouierung durfte sich eben nur ein Mann wie Bismarck erlauben; ein kleinerer würde daran zu Grunde gehen. Nicht nur Herr von Bethmann-Hollweg selbst, sondern auch seine Nachfolger werden sich durch die feierliche Zusage so weit gebunden fühlen, daß ein wesentlicher Schade nicht entsteht. Eine starke und kluge Regierung könnte die Handhabe, die ihr durch die neue Bestimmung geboten wird, sogar sehr nützlich verwerten, da sie ja damit einen Druck ebensowohl auf die Arbeitgeber wie auf die Arbeiter auszuüben vermag. Arbeiterbewegungen, die ins Demagogische auszuarten drohen, können durch Anwendung der Sprachbestimmung in der zu einem Drittel fremdsprachigen Bergarbeiterschaft eingeschränkt, eigensinniger Widerstand der Bergwerksbesitzer gegen

halb der eigentlichen Parteien stehen, fällt es zu, unter dem historisch-politischen Gesichtspunkt die Frage aufzuwerfen: weshalb haben sich eigentlich die Regierung und die Freisinnigen nicht schon im Jahre 1893 gefunden, so wie sie es im Jahre 1907 getan haben?

Im Jahre 1893 war die Einigung insofern schwieriger als 1907, als die Konservativen aufs heftigste widerstrebten. Sie fürchteten geradezu, daß die Freisinnigen nachgeben könnten und trieben zur Auflösung, als noch nicht jede Möglichkeit des Kompromisses geschwunden war. Damals hatte ja noch Herr von Hammerstein eine große Position und war entschlossen, jede Annäherung der Freisinnigen an die Regierung mit allen Mitteln zu bekämpfen und zu verhindern. Die Freisinnigen mußten also fürchten, daß, wenn sie auch der Armeevermehrung zustimmten, sie dennoch keine dauernde Beziehung zur Regierung gewinnen, sondern durch die Konservativen sehr bald wieder in die Ecke gedrückt werden würden. Lag hierin unzweifelhaft eine Erschwerung, so hätte für einen bedeutenden Politiker doch auch wieder ein Anreiz darin gelegen, den Kampf zu wagen. Denn wenn man ihn gewann, war der Sieg und der Erfolg um so größer: die Regierung, von den Konservativen bekämpft, hätte sich nur um so mehr an die Liberalen anlehnen müssen.

Ein zweiter Unterschied zwischen 1893 und 1907 ist die veränderte Stimmung in den Wählerschaften. 1893 wäre es noch nicht so leicht gewesen, die freisinnigen Wähler, die über ein Menschenalter auf nichts so eingeübt waren, wie auf den Gedanken, daß Ablehnung von Mehrforderungen für die Armee die höchste Pflicht einer deutsch-freisinnigen Mannesseele sei, für die erheblichen Mehrforderungen, die Caprivi stellte, zu gewinnen. Man darf wohl sagen, ganz allgemein galt noch damals bei den Freisinnigen der Glaubenssatz, daß ein charaktervoller Mann in die Opposition gehöre und Opposition machen müsse. Wenn sich diese Stimmung heute so sehr abgeschwächt hat und im Gegenteil die freisinnigen Führer proklamieren können, daß eine verständige Taktik verlange, sich nicht wieder von der Regierung ausschalten zu lassen, wie es in den letzten 30 Jahren geschehen ist, so ist der Grund wohl einerseits darin zu suchen, daß der Parteikampf nicht mehr mit der ungeheuren persönlichen Gehässigkeit geführt wird, wie es bis dahin zwischen Bismarck und Richter der Fall gewesen war, andrerseits aber ganz sicher in dem Anwachsen der Sozialdemokratie. Der bürgerliche Mittelstand, aus dem sich die Freisinnigen hauptsächlich rekrutieren, ist von einem wahrhaft glühenden Haß gegen die Sozialdemokraten erfüllt. Die Störung, die diese Partei mit ihrer Proklamation des Klassengegensatzes und des Klassenkampfes in das gewerbliche Leben bringt, wird vom kleinen und kleinsten Arbeitgeber täglich am eigenen Leibe empfunden, reizt ihn gegen diese Störenfriede und verweist ihn auf die Hilfe, die ihm die geordnete, autoritative Regierung gegen sie bietet und bieten soll. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Freisinnigen bei ihrer Blockpolitik heute, so mager die Ergebnisse sind, die sie ihnen positiv

bringt, ihre Wählerschaften hinter sich haben. 1893 existierte diese Stimmung in den freisinnigen Wählerschaften noch nicht. Wäre es aber so ganz unmöglich gewesen, sie schon im Jahre 1893 auf diesen Standpunkt herüberzureißen? Wie mächtig haben die großen englischen Parteiführer Gladstone sowohl wie Disraëli, ihre Gefolgschaften im Sturm mit sich genommen und sie zu neuen Anschauungen hinübergeführt, die noch wenige Jahre vorher für ganz unmöglich gegolten hätten. Disraëli hat es fertig gebracht, seine Konservativen eine große Wahlreform machen zu lassen. Gladstone hat mit homerule und der auswärtigen Politik vollkommene Kehrtschwenkungen gemacht und die Masse seiner Wähler dabei doch zusammengehalten.

Der letzte Grund, weshalb die Blockpolitik erst 1907 und nicht schon 1893 ins Leben getreten ist, kann also nicht in den sachlichen Verhältnissen gefunden werden, sondern nur in den Personen: es fehlte den Freisinnigen im Jahre 1893 an dem rechten Führer. Eugen Richter war unzweifelhaft eine höchst bedeutende Persönlichkeit, ein großes Talent, ein starker Charakter, ein eminenter Parlamentarier. Aber er war nur stark in der Kritik. Ihm fehlte das letzte und entscheidende, was den Staatsmann macht, die Fähigkeit des positiven Schaffens. Daß die Freisinnigen damals mit Caprivi zu keiner Einigung gekommen sind, lag ausschließlich an ihm. Ich habe noch am letzten Tage vor der Entscheidung selber mit Virchow eine Besprechung gehabt, in der sich dieser in der positivsten Weise bereit erklärte, zu einer Einigung mitzuwirken. Aber von Richter hat er sich schließlich doch nicht trennen mögen. Einer der Allergetreusten und Intimsten Richters hat mir später erzählt, auch er habe sich damals an den Meister gewandt mit der Frage, ob es denn nicht ratsam sei, sich mit Caprivi zu einigen, Richter aber habe ihm geantwortet: dann sind wir keine Volkspartei mehr. Alle die sonstigen namhaften Persönlichkeiten in der Partei waren für den Ausgleich: Hänel, Bamberger, Rickert, Schrader, Alexander Meyer, Siemens, Barth. Richter allein konnte sich nicht entschließen, ein Regierungs-Mann zu werden: die Partei spaltete sich, brach zusammen und hascht heute nach den Brosamen dessen, was ihr damals in vollen Schüsseln dargeboten wurde.

Einer Erklärung wird es noch bedürfen, daß die Opposition gegen die heutige Blockpolitik grade aus denjenigen Kreisen hervorgeht, die 1893 den Ausgleich mit der Regierung anstrebten. Den direkten Nachfolgern Richters, der Freisinnigen Volkspartei und auch der Süddeutschen Volkspartei, hat es offenbar weniger Selbstüberwindung gekostet, die Blockpolitik zu machen als den Männern der Freisinnigen Vereinigung, und einige von diesen haben es überhaupt nicht fertig gebracht, sondern sich soeben auf dem Parteitag in Wiesbaden unter Führung von Herrn Dr. Barth von der Fraktion getrennt. Damals nannte man diese Gruppe den „weiblichen Freisinn“, die „Wadenstrümpfler“, und warf ihnen vor, gouvernementalstreberisch zu sein, während der Richtersche, der männliche Freisinn den wahren und unbeugsamen Liberalismus vertrete. In Wirklichkeit hätten,

wie wir gesehen haben, gerade die „Wadenstrümpfler“ dem Liberalismus die große, vielleicht die führende Stellung in Deutschland gegeben, am „männlichen“ Freisinn aber ist er in Scheiter gegangen. Der Grund wird darin zu suchen sein, daß die Freisinnige Volkspartei ihren Halt wesentlich im Kleinbürgertum hat, das heute unter allen Umständen gegen die Sozi den Anschluß an die Regierung sucht; die Freisinnige Vereinigung aber ist ganz besonders von der Idee des Freihandels beherrscht und hat einen stark doktrinären demokratischen Zug, beides führt zu der Tendenz, Anlehnung bei der Sozialdemokratie zu suchen, was für die Freisinnige Volkspartei das Allerwiderwärtigste ist. An sich scheint es ja ganz logisch, wenn, wie die Konservativen bei aller Blockpolitik doch eine gewisse Rückendeckung beim Zentrum nicht aufzugeben gedenken, so die Freisinnigen trotz Blockpolitik ein gewisses Kooperieren mit den Sozialdemokraten anstreben. Sie würden dadurch unzweifelhaft ihre Position ganz gewaltig stärken. Aber so nett diese Parallele sich liest, praktisch stimmt sie nicht, weil die Sozialdemokraten etwas ganz anderes sind als das Zentrum. Was noch einmal wird, kann man nicht wissen. Auch den Zentrumsmännern haben wir nachgesagt, daß sie Reichsfeinde seien, daß sie eine internationale Partei seien, daß sie auswärtigen Oberen gehorchten, daß sie kulturfeindlich seien, daß man sich nicht auf sie verlassen dürfe, weil der Papst sie vom Untertaneneid dispensieren könne. Das alles hat nicht gehindert, daß das Deutsche Reich mit Hilfe des Zentrums jahrzehntelang seine Politik gemacht und (seit dem Jahre 1879) eine immerhin recht fruchtbare Gesetzgebung mit seiner Hilfe zustande gebracht hat. Wer will wissen, was noch einmal bei der Sozialdemokratie herauskommt. Zur Zeit aber ist es völlig klar, daß sie für eine praktische Politik nicht zu haben ist. Das Prinzip des Klassenkampfes schafft zwischen ihr und allen anderen Parteien einen Abgrund, der auf keine Weise zu überbrücken ist. Das Zentrum mag sein wie es will, es mag, wie so viele sagen, für die Zukunft Deutschlands noch viel gefährlicher sein als die Sozialdemokratie, eine Eigenschaft aber hat es, die es von dieser Partei unterscheidet: es ist transigent und die Sozialdemokratie ist intransigent. Das ist der Punkt, der die Politik Herrn Barths unrealisierbar macht, weshalb der Liberalismus nicht die analoge Rückendeckung an der Sozialdemokratie hat wie der Konservatismus am Zentrum, weshalb also auch der Konservatismus im Block der stärkere Teil ist.

Doch kehren wir aus dieser historischen Betrachtung in die Gegenwart zurück. Wir haben gesehen, daß die neue Blockfreundschaft nicht bloß auf äußeren taktischen Erwägungen, sondern auch auf einer inneren Abwandlung, auf einer gewissen Annäherung von links nach rechts beruht. Die agrarischen Handelsverträge, die Fleischteuerung und alles, was damit zusammenhängt, haben doch nicht stark genug gewirkt, die bürgerlichen Klassen auseinander zu treiben; der gemeinsame Gegensatz gegen die Sozialdemokratie hat sie zusammengeführt. Es hat sich gezeigt, daß das soziale, ständische Moment

stärker ist als das rein wirtschaftliche. Auf diesem Boden sollen sich nun in Preußen die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause vollziehen. Die Gegensätze zwischen konservativ und liberal sind ja bei aller Annäherung doch noch scharf genug, und bei den Landtagswahlen, wo das Zentrum seine festen Sitze hat und die Sozialdemokraten nur eine geringe Rolle spielen, muß der Wahlkampf sich hauptsächlich um die beiden Fahnen konservativ und liberal gruppieren. Die Blockbrüder also sind durch die Lage der Dinge gezwungen, sich jetzt unter einander zu schlagen.

Der neue Landtag wird manche schwierigen Aufgaben zu lösen haben, die Neuregelung der Besoldungen für Beamte, Geistliche und Lehrer und damit zusammenhängend einschneidende Finanzfragen (der erste Aufsatz in diesem Heft von Dr. Elz gibt eine Vorstellung von der Tragweite dieses Problems) ferner tiefgreifende Verwaltungsreformen. Das allgemeine Interesse wird sich jedoch am meisten auf die Wahlreform richten. Das jetzige Abgeordnetenhaus ist so zusammengesetzt, daß die Konservativen allein, ohne die Freikonservativen, mit dem Zentrum zusammen die Majorität bilden. Die freisinnigen Gruppen zusammen verfügen über nicht mehr als 30 Stimmen. Das ist eine Zusammensetzung, die offenbar weder den wirklichen Anschauungen im Volk, noch den vorhandenen wirtschaftlichen und sozialen Kräften auch nur annähernd entspricht, noch auch die kulturelle Entwicklung Preußens zu fördern geeignet ist. Die große Aufgabe der Neuwahlen ist also, die konservativ-klerikale Majorität zu brechen, mit andern Worten, da von den Zentrumsmandaten nur wenige angreifbar sind, von den Konservativen eine Anzahl Mandate nach links hinüber zu schieben. Ob diese Mandate den Freikonservativen, den Nationalliberalen oder den Freisinnigen zufallen, ist ziemlich gleichgiltig. Die Freisinnigen sind so schwach, daß auch bei dem denkbar größten Wahlerfolg, der ihnen zufallen könnte, sie immer nur mit den Nationalliberalen und Freikonservativen zusammen etwas ausrichten können. Auch gemäßigt Konservative, die nicht direkt Zentrumsfreunde sind, haben also ein Interesse daran, daß das gar zu große Uebergewicht der Konservativen bei diesen Wahlen gemindert werde. Die zwölf in den großen Städten neugeschaffenen Mandate, die voraussichtlich der Linken zufallen werden, sind dafür zu wenig, es müßte eine Verschiebung um 40 bis 50 Sitze stattfinden, um die wünschenswerte Wirkung auszuüben.

Ob sich eine solche Schiebung vollziehen wird, ist sehr die Frage. Die Indolenz bei den Landtagswahlen mit ihrer Oeffentlichkeit und Schwerfälligkeit, die dem Wähler Unannehmlichkeiten bringt und Zeit kostet, ist schon lange sehr groß, und die neue Blockbrüderschaft trägt natürlich nicht dazu bei, die Kampfesleidenschaft der Freisinnigen gegen die Konservativen aufzureizen und zu entflammen. Kommt das neue Abgeordnetenhaus annähernd in derselben Gestalt wieder zum Vorschein, die das vergangene hatte, so wird auch die Wahlreform sich in den allerengsten Grenzen bewegen.

Nun gibt es eine Macht, die wohl imstande wäre, hier ein ent-

scheidendes Wort zu sprechen. Das ist die Sozialdemokratie. Bei der Klasseneinteilung der Wähler haben die Genossen höchstens in zwei oder drei der neugeschaffenen großstädtischen Wahlbezirke die Möglichkeit, einen der ihrigen in den Landtag zu senden. Auf Wahlkompromisse mit anderen Parteien ist keine Aussicht; die Sozialdemokratie müßte also beschließen, unter allen Umständen immer denjenigen Kandidaten zu unterstützen, der in der Frage der Wahlreform die größten Zugeständnisse verspricht. Die Freisinnigen wollen für das Reichstagswahlrecht eintreten; die Nationalliberalen zwar nicht für das Reichstagswahlrecht, aber doch für Pluralwahl, geheime Wahl und Neuverteilung der Wahlkreise; die Freikonservativen verwerfen die Neuverteilung der Wahlkreise, wollen aber, zum Teil wenigstens, die Klassen opfern und die geheime Wahl zugestehen; das Zentrum wiederum will das allgemeine gleiche Wahlrecht, aber keine Neuverteilung der Wahlkreise. Die einzige Partei, die so sehr wie irgend möglich an dem bestehenden System festhalten möchte, an dem sie auch das größte Interesse hat, ist die konservative. Man sieht also, einen wie starken Druck in der verschiedensten Art die Sozialdemokraten imstande wären auszuüben, wenn sie beschlössen, ohne jede Berücksichtigung irgend welcher Nebenfragen immer nur dem jedesmal weitergehenden Reformer ihre Stimmen zu geben. Um fünfzig Stimmen wenigstens wäre damit der Schwerpunkt nach links verschoben und seine Physiognomie gründlich verändert. Es fehlt in der sozialdemokratischen Partei nicht an Stimmen, die eine derartige Taktik empfehlen. Auch wenn es nur gelingt, ein gemäßigtes Pluralwahlrecht, geheime Wahl und eine Vermehrung der Wahlkreise für die großen Städte durchzusetzen, so würde das den Sozialdemokraten in Zukunft immerhin vielleicht dreißig Stimmen im Abgeordnetenhause sichern, also eine sehr bedeutende Verbesserung sowohl für die Partei bedeuten, als auch namentlich für die Vertretung der Interessen der Arbeiterschaft ein Mundstück schaffen, das bisher fehlt und sich sehr kräftig geltend machen könnte.

Aber die sozialdemokratische Parteileitung denkt garnicht daran, sich auf eine derartige Taktik einzulassen. Sie hat eine Direktive erlassen, die die Möglichkeit der Unterstützung anderer Parteien, so sehr es nur sein kann, einschränkt und sie praktisch nahezu ausschließt. Wo mehrere Mandate zu vergeben sind, soll die Unterstützung eine wechselseitige sein und den Sozialdemokraten ein Mandat zugesichert werden; wo nur ein Mandat zur Vergebung kommt, soll der betreffende Kandidat zunächst sich auf das Reichstagswahlrecht verpflichten. Schon das ist eine bloße Prinzipienreiterei, bestimmt, die Unterstützung auf Freisinnige einzuschränken, da ja praktisch von einer so weit gehenden Reform garnicht die Rede ist. Aber nicht genug damit, soll der Kandidat auch sonst noch bezüglich seiner Persönlichkeit einer Prüfung unterliegen und nicht ohne ausdrückliche Approbation durch die Zentralleitung der Partei unterstützt werden. Die Begründung dieser Taktik ist in einem Artikel des „Vorwärts“ (vom 21. März) gegeben, dem man Logik und energische Denkweise nicht absprechen kann.

Der Artikel führt aus: Die Arbeiterbewegung sei eine Klassenbewegung, Erfolg könne sie nur haben, indem sie zu einer Massenbewegung werde. In der Masse liege die Macht. Auf diese Macht komme es an. Man kämpfe zwar um allerhand Einzelreformen, um greifbare, unmittelbare Gegenstände, um Lohnerhöhung, Arbeitszeit, soziale Reformen, Wahlrecht und dergl. Aber das Entscheidende sei nicht der Erfolg in solchen einzelnen konkreten Fragen, sondern der Zuwachs an Macht, den die Partei durch die dabei entfaltete Agitation gewinne, durch das immer weitere Vordringen des Gedankens in der Arbeiterschaft, daß sie in einem unüberbrückbaren Klassengegensatz zur Bourgeoisie stehe und daß sie auch alle Vorteile und Reformen im Einzelnen schließlich nur gewinne durch ihre Macht als Klasse und durch die Furcht, die diese Macht den Gegnern einflöße. Daß die Reform nicht Selbstzweck für die Arbeiter sein dürfe, erkenne man ja schon daran, daß die Gegner sie gerade deshalb einbrächten und vorschlügen, um die Wucht der Arbeiterbewegung dadurch aufzuheben, sie zu schwächen und zu brechen.

Der letzte Gedanke ist und bleibt also: wir wollen nicht die Reform, sondern die Revolution, den vollständigen Uebergang der Macht an die Arbeiterklasse, um den ganzen heute bestehenden, historisch gebildeten wirtschaftlich-sozialen Zustand aufzuheben und durch den Zukunftsstaat zu ersetzen.

Dies Raisonnement wäre unzweifelhaft ganz richtig geschlossen und unangreifbar, wenn die eine Voraussetzung richtig wäre, daß nämlich die Arbeiterschaft Aussicht hätte, auf diesem Wege in absehbarer Zeit zum Zukunftsstaat zu gelangen. Man weiß, wie nahe die Führer schon oft dieses Ideal geglaubt haben. Schon im Kommunistischen Manifest, im Jahre 1848, prophezeite Marx, daß die bürgerliche Revolution nur das unmittelbare Vorspiel der proletarischen Revolution sein werde. Das ist jetzt 60 Jahre her und noch immer ist die proletarische Revolution nicht gekommen. Im Januar 1892 veröffentlichte kein Geringerer als Engels in der „Neuen Zeit“ einen Aufsatz, in dem er den Franzosen riet, auf den Revanchekrieg zu verzichten; nach dem Erfolg der Wahlen von 1890 sei es ja ganz unzweifelhaft, daß die Sozialdemokraten ums Jahr 1900 3½ bis 4 Millionen Stimmen und damit die Herrschaft in Deutschland haben würden. „Im Handumdrehen“ werde dann die elsaß-lothringische Frage erledigt sein, indem man der Bevölkerung das Recht gebe, selbst zu bestimmen, zu welchem Staate sie gehören wolle. Auch die Wiederherstellung des von der französischen Bourgeoisie durch ihr Bündnis mit dem Zaren so schnöde verratenen Polen werde die neue sozialdemokratische Regierung dann sofort in die Hand nehmen. Es sei also völlig überflüssig, noch Revolutionen zu machen und Revanchekriege zu führen, die entsetzliche Verwüstungen bringen und die Arbeiterschaft der Bourgeoisie wieder ausliefern würden. Auch Geduld gehöre zur Taktik, und da „in ungefähr zehn Jahren“ alles ganz von selber in Ordnung kommen werde, so könne und müsse man der französischen

Arbeiterschaft den Rat geben, ihre Leidenschaft so lange noch zu zügeln. Marx und Engels sind ja zwar die Größten, aber nicht die Einzigen, die solche Prophezeiungen ausgesprochen haben. Wenn die sozialistischen Seher wegen der nicht erfüllten Orakel von den Gegnern verspottet worden sind, so haben ihre Jünger sie damit in Schutz genommen, daß ein Fehler in der Abschätzung der Zeit noch keinen Fehler in der Sache bedeute; im Gegenteil, gerade wer mit besonders scharfem Auge in die Zukunft sehe und die Dinge mit Deutlichkeit erkenne, könne sich deshalb am allerleichtesten über die Distanz, die ihn noch von der Zukunft trenne, täuschen. Die Entschuldigung läßt sich hören — aber wenn nun die Distanz nicht bloß 10 oder 20, sondern 100 oder 200 oder 300 Jahre beträgt, vorausgesetzt, daß die Sache überhaupt richtig ist? Ist diese Distanz nicht auch etwas sehr wichtiges?. Ja sogar für die praktische Politik vielleicht das Entscheidende? Auch der preußische Minister Hardenberg gebraucht in seinem großen, dem König eingereichten Reformplan von 1807 einmal die Wendung, die reine Demokratie könne ja vielleicht mal im Jahre 2440 kommen, vorläufig aber müsse man darangehen, demokratische Institutionen und demokratischen Geist innerhalb der Formen der Monarchie in Preußen zu schaffen. Zukunftsstaaten in so weiten Fernen sind also etwas sehr harmloses; gerade auf die Distanz die uns noch von dem Ideal trennt, kommt es an für den Politiker und die Politik.

Ist nun der Zukunftsstaat wirklich nicht in relativ naher Aussicht, so fällt, wie man sofort sieht, die ganze Argumentation des „Vorwärts" in sich zusammen. Die greifbaren Vorteile, die die Arbeiterschaft in Preußen durch einen gewissen Anteil an der öffentlichen Gewalt gewinnen könnte, werden geopfert für eine in unendlicher Ferne auftauchende Fata Morgana. Wie oft sind schon in der Weltgeschichte starke sozialistische Bewegungen durch die Völker gegangen! Die stärkste von allen war vielleicht die der Leveller in der großen englischen Revolution. Aber die Völker haben sich nach einiger Zeit von diesem Gedanken wieder abgewandt, und die Welle ist spurlos im Meer der Geschichte wieder versunken. Auch das Nebenargument, daß die sozialdemokratische Macht wenigstens dazu gut sei, den Gegnern durch die Furcht Konzessionen abzupressen, schwindet, denn es ist klar, daß solche Konzessionen in viel höherem Maße in Aussicht stehen würden, wenn durch eine Verstärkung der bürgerlichen Linken das Wahlrecht zum preußischen Abgeordnetenhause in demokratischer Richtung reformiert würde.

Die Frage, ob die prinzipienfesten Klassenkämpfer oder die opportunistischen Taktiker in der Sozialdemokratie von ihrem Standpunkt aus Recht haben, ist also schließlich die Frage, ob sie das Eintreten des Zukunftsstaats in näherer oder fernerer Zukunft erwarten. Das ist Glaubenssache, und da die großen Massen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft vorläufig noch an das Prinzip des Klassenkampfs und an ihren nahen Sieg über die Bourgeoisie glauben, so wird auch in dem bevorstehenden

Wahlkampf das Prinzip über die Taktik siegen, und damit ist wiederum die Herrschaft der Konservativen in Preußen noch auf lange Zeit gesichert. Uns, die wir nicht bloß den Zukunftsstaat, sondern auch das ganze Prinzip des Klassenkampfes für eine Irrlehre halten, ist das Verhalten der Sozialdemokraten das echte und rechte Gegenstück zum Verhalten der Deutsch-Freisinnigen im Jahre 1893. Wie Eugen Richter damals die opportunistische Taktik ablehnte mit dem Wort „dann sind wir keine Volkspartei mehr", so lehnen sie die Herren Bebel, Singer, Mehring, Kautsky heute ab mit den Worten: „Dann sind wir keine Klassenkämpfer mehr." Ob wohl die Sozialdemokraten in fünfzehn Jahren über diese Entscheidung ebenso denken werden, wie heute die Freisinnigen über die Entscheidung von 1893?

27. 4. 08. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Hochland. — Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth, V. Jahrgang, 6. Heft. Vierteljährlich M. 4.—. Einzelheft M. 1.50. München und Kempten, Jos. Kösel.
Kipp, Dr. Theodor. — Heinrich Dernburg. Ein Vortrag M. 1.—. Leipzig, A. Deichert.
Kruppsche Bücherhalle. — V. Bericht über die Betriebsjahre 1904/07. Essen, Buchdruckerei der Gussstahlfabrik Friedr. Krupp A.-G.
Lissner, Dr. Julius. — Die Reichsfinanzreform M. 0,80. Leipzig, A. Deichert.
Litzmann, Berthold. — Mitteilungen der literar-historischen Gesellschaft Bonn. 2. Jahrg. Heft 1—9. Einzelpreis des Heftes M. —.75 Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.
Low, Sidney. — Die Regierung Englands. M. 6.—, geb. 7.50. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Mannheimer, Dr. Adolf. — Geschichte der Philosophie in übersichtlicher Darstellung. III. Teil: Von Kant bis zur Gegenwart. M. 3.50, geb. M. 4.50. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.
Matschoss, Dr A. — Die Kriegsgefahr von 1867. Die Luxemburger Frage. M. 3.— Bunzlau, G. Kreuschmer.
Meereskunde. Sammlung volkstümlicher Vorträge zum Verständnis der nationalen Bedeutung von Meer- und Seewesen. Heft 1—12. Preis des Heftes M. —,50. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn.
v. Meier, Ernst. — Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechts-Entwicklung Preussens im XIX. Jahrhundert. Zweiter Band: Preussen und die französische Revolution. 509 S. Leipzig, Dunker & Humblot.
Michaëlis, Karin. — Die junge Frau Jonna. Roman. Uebersetzt von Mathilde Mann. M 2.50. Berlin, Axel Juncker.
Münsterberg, Hugo. — Philosophie der Werte. Grundzüge einer Weltanschauung. 486 S Leipzig, Johann Ambrosius Barth.
Muckel, Friedrich. — Henri De Saint-Simon. Die Persönlichkeit und ihr Werk. M. 8.—, geb M 9.— Jena, Gustav Fischer.
Münch, Wilhelm. — Leute von ehedem und was ihnen passiert ist. Erlebtes und Erdachtes. Brosch. M. 2.—, in Leinenb. M. 3.—. Leipzig. C. F. Amelang.
Müser, Richard. — Sein letztes Tagebuch. M. 2.80, geb. M. 4.—. Wien, Eduard Beyers Nachf.
—„— Bausteine zu einer Lebensphilosophie. M. 3.—, geb. M. 4.20. Wien, Eduard Beyers Nachf.
—„— Aus der Welt der Gefühle. Wien, Eduard Beyers Nachf.
—„— Ein Vorurteil. Hoffmanns Erzählungen. Der Teagown. Wien, Eduard Beyers Nachfolger.
Nowak, Karl Fr. — Romantische Fahrt. Gedichte. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt.
Oberdieck, Marie. — Tust de mitte? Erzählungen und Gedichte in schlesischer Mundart. Schweidnitz, L. Heege.
Presber, Rudolf. — Die Dame mit den Lilien. Phantastisches Lustspiel in drei Akten. Geh. M. 2,50, geb M. 3.50 Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
Reichs-Arbeitsblatt. Herausgegeben vom Kaiserlichen statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Sechster Jahrgang Nr. 3. Berlin, Carl Heimann.
Schlesinger. — Russland im XX. Jahrhundert. M. 10.—. Berlin, Dietrich Reimer.

Schlittgen, J. — Das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst, das Verlagsrecht und das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie. In Leinw. geb. M. —.80. Leipzig, G. J. Göschen.

Arbeitstarifverträge. — Verhandlungen der Ortsgruppe Berlin der Gesellschaft für soziale Reform am 28. Oktober 1907. 68 S. Jena, Gustav Fischer.
Arndt, A. — Über die Einheit der Gesetze. M. 2,50. Heidelberg, M. Arndt.
Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. 26. Band, 2. Heft. Tübingen. J. C. B. Mohr.
Besser, M. W. — Das Mosellied Ausons. M. 1,—. Marburg, N. G. Elwert.
Danzer, Carl M. — Das neue Österreich. Eine politische Rundfrage. 157 S. Wien, Carl Konegen.
Deutsche Arbeit. — Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang 7. M. 1,20. Prag, Karl Bellmann.
Deutsche Kolonialgesellschaft, Die. — 1882—1907. M. 2,—. Berlin, Dietrich Reimer.
Deutsches Museum. — Führer durch die Sammlungen. B. G. Teubner, Leipzig.
Eleutheropulos, Dr. A. — Soziologie. M. 4,—, geb. M. 5,—. Jena, Gustav Fischer.
Emminghaus, Dr. A. — August Lammers, Lebensbild eines deutschen Publizisten und Pioniers der Gemeinnützigkeit aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Dresden, V. O. Böhmert.
Engel, Eduard. — Geschichte der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart. Mit 76 Bildnissen und 20 Handschriften. Geb. M. 10,—. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag.
Goldscheid, Rudolf. — Entwicklungswerttheorie, Entwicklungsökonomie, Menschenökonomie. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.
Günther, Dr. Adolf. — Der Tarifvertrag in München, seine geschichtliche Entwicklung, seine statistisch-wirtschaftlichen Grundlagen. (Einzelschriften des Statistischen Amts der Stadt München. Heft 7.) 186 S. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung.
Haarmann, Herm. Justus. — Die ökonomische Bedeutung der Technik in der Seeschiffahrt. M. 2,—, geb. M. 3,—. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.
Haushofer, Max. — An des Daseins Grenzen. M. 4,—. München, C. H. Becke.
Hiller, Dr. Kurt. — Das Recht über sich selbst. M. 3,—. Heidelberg, Carl Winter.
Hochland. — Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Litteratur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth, V. Jahrgang, 7. Heft. Vierteljährlich M. 4,—. Einzelheft M. 1,50 München und Kempten, Jos. Kösel.
Jahresberichte der Königl Preuss. Regierungs- und Gewerberäte und Bergbehörden für 1907. Berlin, R. v. Decker.
Innen-Dekoration. — Herausgeber Alexander Koch. Die Ausschmückung und Einrichtung moderner Wohnräume in Wort und Bild. XIX. Jahrgang, Märzheft 1908. M. 2,50. Darmstadt, Alex. Koch.
Kassner, Karl. — Das Wetter. Leipzig, Quelle & Meyer.
Kisch, Dr. W. — Unsere Gerichte und ihre Reform. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,25. Quelle & Meyer, Leipzig.
Kremnitz, Mite. — Der rote Streif. Eine Liebesgeschichte. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Gustav Roloff, Berlin-Charlottenburg, Königsweg 8.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preußischen Jahrbüchern" ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Verantwortlicher Redakteur: In Vertr.: Dr. Gustav Roloff,
Berlin-Charlottenburg, Königsweg 8.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Luther und das Luthertum in ihrer Bedeutung für die Geschichte der Schule und der Erziehung.

Von

Friedrich Michael Schiele,
Privatdozenten der historischen Theologie in Tübingen.

Auf die Frage: was hat Luther, was hat das Luthertum für das Schul- und Erziehungswesen Neues und Großes gebracht? bekommt man gemeinhin die drei Antworten: 1. Luthers Reformation habe einen allgemeinen Aufschwung der Schulen und der Bildung überhaupt verursacht; 2. nicht nur in die Höhe, sondern auch in die Breite habe dieser pädagogische Fortschritt um sich gegriffen, Luther sei ja der Vater der Volksschule; endlich (3.) habe er die Methode der Erziehung im Gegensatz zu der seelischen Knechtschaft im Katholizismus auf das Prinzip der evangelischen Freiheit gegründet.

Nehmen wir den Ausgangspunkt unserer Untersuchung in einer Prüfung dieser drei unter sich zusammengehörenden Ansichten.

Da ist es nun zunächst nichts Neues, aber doch etwas oft Vergessenes, daß die unmittelbare Wirkung der Wittenberger Predigt der Zusammenbruch eines weithin durch ganz Deutschland blühenden Schulwesens gewesen ist. Eines blühenden. Denn Schulen auf Schulen, Universitäten auf Universitäten hatte der zunehmende kirchliche Reformeifer, der wachsende Wohlstand und kirchliche Ehrgeiz des Bürgertums, der Stolz und die landesväterliche Fürsorge der immer mehr erstarkenden Fürsten seit einiger Zeit allenthalben entstehen lassen. Eine Menge von Schülern strömten ihnen zu, denn die Aussichten auf spätere Versorgung waren gut. Tüchtige Lehrkräfte stellte die Scholastik, glänzende der Humanismus. Der Humanismus stellte auch das neue Bildungsideal: Rückkehr zu den Quellen und Fortsetzung der antiken Kultur in nachahmendem, eigenem Schaffen.

Wie ein neu bestelltes Saatfeld lagen weite Strecken Deutschlands da, und manche Ernte sah man schon reifen. Da vernichtete,

ehe man noch recht prüfen konnte, ob der neue Samen volle oder taube Aehren treiben werde, ein Unwetter alle Ernteaussichten. Die Tumulte im Gefolge der Reformation und andre, äußere Ursachen, die damit zusammenfielen, vor allem die Reaktion der aufs Nützliche gerichteten Laienkultur gegen die unpopuläre Gelehrtenkultur der Humanisten, machten die Hörsäle und die Schulstuben leer. Und auch wo es nicht wie in Wittenberg und Erfurt zu Aufruhr kam, blieb ein Schüler nach dem andern weg, bis die Universität, bis die Schule verödet war. Wer Latein lernte und studierte, tat es ja doch nur, um ein Pfaffe zu werden. Nun aber ist es mit den Pfaffen aus: wozu soll man noch seine Zukunft an eine verlorene und verachtete Sache hängen? So denkt die Jugend, so denken die Eltern, so der Bürger, so die armen Leute. Niemand kann es ihnen ausreden. Und das war nicht etwa nur eine akute Wirkung der unverstandenen Lutherschen Predigt, die bald vorüberging, nein, es blieb Jahrzehnte hindurch so.

Der angebliche „Aufschwung“ zerrinnt in nichts.

Aber hat nun zweitens Luther nicht gerade im Kampf gegen diesen heillosen Unverstand durch reformatorische volkspädagogische Ideen den Grund zu einer späteren Ausbreitung der Bildung über das ganze Volk gelegt? Hat er nicht durch seine Aufforderung an die Ratsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollten, die öffentliche Erziehung aus einer geistlich-kirchlichen Angelegenheit zu einer weltlich-staatlichen Sache gemacht? Hat er nicht gar im Sermon, daß man die Kinder solle zur Schule halten, ganz modern den staatlichen Schulzwang gerechtfertigt? „Kann die Oberkeit die Untertanen zwingen, so da tüchtig dazu sind, daß sie müssen Spieß und Büchsen tragen, auf die Mauern laufen und anderes tun, wenn man kriegen soll: wie viel mehr kann und soll sie hie die Untertan zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schulen halten, weil hie wohl ein ärger Krieg vorhanden ist . . .?“*) Ja hat Luther nicht die Schulpflicht selbst auf die Mädchen ausgedehnt, Maidlinschulen gefordert und eingerichtet und so beide Geschlechter, das ganze, ganze Volk in seinen Bildungsplan einbezogen? Und ist dieses Schulprinzip nicht eine einfache Konsequenz seines Reformationsprinzips? Kann er dem hierarchischen Geiste der Papstkirche die Idee des allgemeinen Priestertums entgegenstellen,

*) Der ärgere Krieg ist natürlich der Krieg gegen den Teufel. — Werke, Erlanger Ausgabe, Bd. 17, S. 421.

ohne zugleich die Notwendigkeit der allgemeinen Bildung auszusprechen? oder wenn nicht auszusprechen, so doch sie wenigstens in seine Reformation in stillschweigender Selbstverständlichkeit einzubegreifen?

Die Historiker der Pädagogik, die so rhetorisch fragen, sind zwar sehr geistreich und entschleiern die tiefsten geschichtlichen Zusammenhänge. Aber die unmittelbaren Zusammenhänge der geschichtlichen Wirklichkeit sehen anders aus.

Fragen wir Luther selbst, weshalb er die Notwendigkeit der Erziehung und Schulung so stark betont, so gibt er einen einzigen, aber viel schlichteren Grund an: damit die drei Stände der Christenheit gut Regiment behalten. Der ordo ecclesiaticus kann die Seelen nicht regieren und der ordo politicus die Leiber nicht, wenn die Regenten nicht von Kind auf die Sprachen gelernt haben. Aber auch im Hausstande gibt es ein Regiment, darum ist die gleiche Schulung auch für den ordo oeconomicus, für das Hausregiment, für die künftigen Hausväter und in gewissem Abstande auch für die Hausmütter nützlich. Zudem muß eine möglichst große Auswahl zur Verfügung stehen, aus der für das geistliche und weltliche Regiment die guten ingenia entnommen werden können. Darum spannt Luther das Schulnetz möglichst weit aus. Die unzähligen kleinen Fische mögen durch die Maschen schlüpfen, wenn nur die großen, die man braucht, allenthalben gefangen werden. Die Notwendigkeit, das Regiment der Kirche, des Staates, des Hauswesens aufrecht zu erhalten, soll die Eltern zur Ausbildung ihrer Kinder bestimmen, nicht der private Nutzen und die Aussicht auf gute Versorgung; drum ruft Luther den Wohlhabenden (in der Vorrede zu des Justus Menius Oeconomia christiana) zu: „Das merke dabei, wenn man nicht Kinder zieht zur Lehre und Kunst, sondern eitel Freßlinge und Säuferkel macht, die allein nach dem Futter trachten: wo will man Pfarrherr, Prediger und andere Personen zum Worte Gottes, zum Kirchenamt, zur Seelsorge und Gottesdienst nehmen? Wo wollen Könige, Fürsten und Herren, Städte und Länder nehmen Kanzler, Räte, Schreiber, Amtleute? Ist doch kein Dorf so klein, das eines Schreibers entbehren könnte. . . . Was wollte das für eine wüste greuliche Welt werden? Da müßte ja beide geistlich, weltlich, ehelich, häuslich Stand zu Boden gehen und ein lauter Säustall aus der Welt werden."

Das ist der Grund, aus dem Luther Schulen für unentbehrlich hält und den er immer wieder variiert. Er ist der Mann der Re-

gierung, der Ordnung, gegenüber den Schwärmern, die nicht mit dem Eigennutz, der Faulheit und der Genußsucht der Masse rechnen.

Dabei denkt Luther auch gar nicht daran, daß die Errichtung der Schulen, die Berufung der Lehrer u. s. w. fortan eine „weltliche", eine „staatliche" Angelegenheit werden solle. Nein, sie ist und bleibt, soweit man überhaupt von dieser Unterscheidung Gebrauch machen kann, eine kirchliche Angelegenheit der christlichen Obrigkeit, eine Pflicht, die dem ecclesiae nutritor obliegt. Von Säkularisationsstimmung ist in Luthers Schulverfassungsplänen ebenso wenig zu spüren, wie in seiner Pädagogik.

Etwas anders steht es mit dem dritten Punkte, daß nämlich Luther die Erziehung auf christliche Freiheit und nicht auf mönchischen Seelenzwang begründet habe. „Salomon ist ein rechter königlicher Schulmeister", so lautet eines seiner bekanntesten Worte. „Er verbeut der Jugend nicht, bei den Leuten zu sein oder fröhlich zu sein, wie die Mönche ihren Schülern . . . ., denn also haben die Mönche ihre Jugend gefangen, wie man Vögel in die Bauer setzet, daß sie die Leute nicht sehen noch hören mußten, mit niemand reden durften . . . Jungen Leuten ist solch tyrannischer, mönchischer Zwang ganz schädlich, und ist ihnen Freude und Ergötzen so hoch vonnöten, wie ihnen Essen und Trinken ist." Aber wenn hier und auch sonst noch so oft die reine Herzensgüte des großen Mannes in warmer Liebe zur Jugend durchbricht, so darf man doch daraus nicht schließen, daß er nun selber schon das Erziehungsverfahren, die Schulpraxis als solche tatsächlich auf eine neue Grundlage gestellt habe. So wenig die Humanisten in ihrer Praxis aus dem maxima debetur puero reverentia ernstliche Konsequenzen gezogen haben, so wenig hat Luther seinen Anhängern die Folgerungen deutlich aufgezeigt, die aus der Lehre von der Rechtfertigung des Menschen allein aus dem Glauben sich für die Erziehung des Menschen zur freien, eigenen, gottgerechtfertigten Persönlichkeit ergeben. Und was die Unterrichtsmethode anlangt, so hat gerade Luther jenes Schulbuch hinterlassen, das bis zum heutigen Tage, weil man von seiner mittelalterlichen Memoriermethode nicht lassen kann, mehr Stockschläge und Tränen kostet, als alle andern Schulbücher zusammen.

Fragen wir nun aber, was denn — an Stelle jener erdichteten — in Wirklichkeit die Großtat Luthers für die deutsche Schule sei, so kann unsere Antwort nur lauten: die Entschiedenheit, in der er sich mit Melanchthon und den Erfurter Humanisten über die

Zusammengehörigkeit von Evangelium und Philologie einig war. Negativ ausgedrückt: die Absage an die Schwarmgeister und Bilderstürmer in der Bildungsfrage. „Das Evangelium werden wir nicht wohl erhalten, ohne die Sprachen. Sie sind die Scheide, darin dies Messer des Geistes steckt . . . sie sind das Gefäß, darin man diesen Trank faßt“ (An die Ratsherren). Das Evangelium zerfließt uns, oder im andern Bilde, es wird stumpf, kurz, es wird wirkungslos ohne die Philologie.

Aber müssen wir nicht grade vom evangelischen Standpunkte aus gegen diese Ueberzeugung Luthers Bedenken haben? Was ist das Evangelium bei Jesus? Die Seligkeit der durch Armut Reichen, der durch Leid Getrösteten, der durch Demut Hohen, der durch Hunger Satten, der durch Lebenshingabe Lebendigen! Und bei Luther ist das Evangelium etwas, das stumpf wird, wenn es nicht in der Scheide einer Wissenschaft steckt! Welcher Kontrast!

Aber sehen wir näher zu.

Auch Jesus führt das Messer des Evangeliums in einer Scheide; darauf steht: Mose und die Propheten. Es ist nicht erst Luther, der den Heilsbegierigen hinweist: wie stehet im Gesetz geschrieben, wie liesest du? Jesus ist so wenig als Luther ein Schwarmgeist, der den Menschen aus der Gemeinschaft und aus der Geschichte reißt, um ihn einsam das Evangelium, die Seligkeit, die Offenbarung erleben zu lassen. Offenbarung oder, wie wir sagen, religiöses Erlebnis wird freilich nur dem Einzelnen zuteil; nur als Einzelner kann der Mensch sein Leben hingeben und es in der Hingabe gewinnen, nur als Einzelner in der applicatio des Evangeliums ad me et ad te werden ich und du unsers Heiles gewiß. Aber nur in der Gemeinschaft mit starker Offenbarungstradition werden ich und du überhaupt solch ein Einzelner.

Die dogmatische oder religionsphilosophische Frage, ob Offenbarung ohne Geschichte überhaupt denkbar, ob für uns heute religiöses Erlebnis ohne den historischen Jesus überhaupt möglich sei, braucht uns hier nicht zu kümmern. Die geschichtliche Antwort genügt vollauf, daß es in unserm Gesichtskreis keine wirklich bedeutende religiöse Erscheinung gibt, und sei sie von der stärksten und ursprünglichsten Genialität, bei der die psychologische Analyse nicht einen größeren Prozentsatz von Tradition als von Genial-Eigenem nachwiese.

Für das Verständnis Luthers bei seiner Verteidigung der Sprachen gegen ihre mystischen Verächter genügt insbesondere die

geschichtliche Beobachtung, daß die mystische Offenbarung im selben Maße, als sie sich der Geschichte entschlägt, von dem Humanen ins Animalische — Luther sagt: ins Bestialische — herabsinkt. Ohne die Sprachen werden die lieben Deutschen die deutschen Bestien sein und bleiben. Und es ist gewiß, „wo nicht die Sprachen bleiben, da muß zuletzt das Evangelium untergehen."

Aber noch ein zweiter Vorwurf wird Luther ob dieses Bündnisses zwischen Reformation und philologischer Geschichtswissenschaft gemacht; das Christentum war, bis der Humanismus kam, für alle Laien, für die hohen wie für die niedrigen, genau dasselbe gewesen: die katholische Kirche ist Volkskirche. Indem Luther und Melanchthon den pädagogischen Bund des Evangeliums mit dem Humanismus schließen, nehmen sie den verhängnisvollen Widerstreit zwischen Gebildeten und Ungebildeten, den der Humanismus geschaffen hat, an dem bis heute die profane Gesellschaft allein schon schwer genug zu tragen hat, auch in die Kirche auf, die seinen Spannungen je länger je weniger gewachsen ist.

Der Vorwurf hängt mit demselben Mißverständnisse zusammen, das wir vorhin zu einem falschen Lobe Luthers ausschlagen sahen. Luther stellt ja nicht das Ideal auf, daß alle Christenmenschen die Schulen besuchen oder, was dasselbe sagt, daß alle die Sprachen lernen sollen, weil der sprachenkundige Fromme Gott angenehmer sei, als der ungebildete Fromme; sondern was er fordert ist dies: daß derjenige die Sprachen lernt, der zum Regiment in der Christenheit berufen ist. Auch der Frömmste ist ein schlechter Regent, wenn es ihm an der Bildung mangelt, die ihn in den Zusammenhang mit der Welt vor ihm und neben ihm stellt. Gut Regiment fordert gute Bildung. Luther macht ja nicht die Philologie oder die Theologie zum Maßstab der Frömmigkeit in der Kirche, sondern zu einer unerläßlichen Vorbedingung der Regierungsfähigkeit in der Kirche.

Eben in diesem Punkte sehen wir auch Luthers Originalität in der Schulfrage gegenüber Melanchthon. Das oberste Motiv für Melanchthon und die Humanisten, alles auf die Sprachen zu gründen, ist ihnen Liebe zur Wissenschaft. Luthers Motiv ist, der Christenheit Führer heranzubilden, die sie aus dem unheiligen Greuel der alten Zeit herausführen, ohne sie in Aufruhr, Aergerung der Schwachen und andere neue Greuel hineinzuführen. Sein Motiv hier in der Schulfrage wurzelt also in derselben Gesinnung, die ihn von der Wartburg nach Wittenberg getrieben hatte,

in der Liebe zu den schwachen christlichen Brüdern, die zu Grunde gehen, wenn sie nicht in Ordnung gehalten werden. Damit hängt aber das Weitere zusammen, daß ihm das „Regiment", mag es nun der Fürst, der Bischof oder der Hausvater führen, eine Liebespflicht ist. Die Zöglinge der drei Stände, die er heranbilden will, gut Regiment zu halten, erzieht er nicht zu Gewalthabern, sondern zu Männern, die (ganz wie er selbst) die Gewalt, die ihnen Gott gegeben hat, im Liebesdienst an den Regierten aufgehen lassen. Es ist aber keine Liebe ohne Zucht; und Zucht im Volke kann nicht üben, wer es nicht überragt durch die Bildung, durch die „Sprachen", zumal im Kirchenregiment.

Gewiß legt das Bündnis zwischen Evangelium und Sprachen die unheilvolle Verwechslung von Theologie und Religion nahe. Aber wenigstens Luthers Schulprogramm von 1524, das Sendschreiben an die Ratsherrn aller Städte Deutschlands, macht sich dieser Verwechslung noch nicht schuldig. Luther fordert wohl, daß man das Messer des Evangeliums in der Scheide der Sprachen verwahre. Doch wenn man es braucht, soll man es aus der Scheide herausziehen!*)

Daß das Luthertum gar bald seine Wissenschaft vom Evangelium mit dem Evangelium gleichsetzte, und daß es sich dafür mit Recht auf Luther berufen konnte: das steht auf einem andern Blatte. Hier bei der ersten großen und folgenreichen prinzipiellen Stellungnahme Luthers in der Schulfrage kommt es allein darauf an, daß Luther Ordnung will, nicht Schwärmerei, daß er Weltzusammenhang, Katholizität will, nicht Isolierung des Evangeliums. „So kann ich auch", sagt er, „die Brüder Valdenses (er meint die böhmischen Brüder) darin gar nicht loben, daß sie die Sprachen verachten . . . Sie mögen bei ihnen selbst heilig leben und lehren; aber weil sie ohne Sprache bleiben, wird ihnen mangeln müssen, das allen andern mangelt, nämlich daß sie die Schrift gewiß und gründlich nicht handeln, noch andern Völkern nützlich sein mögen. Weil sie aber das wohl könnten tun und nicht tun wollen, mögen sie zusehen, wie es vor Gott zu verantworten sei." (An die Ratsherren.)

*) Das ist nicht meine Weiterführung seines Bildes, sondern er selbst schreibt gegen die, welche sich bei der Predigt des Evangeliums an die Autorität der Ausleger, der Glossatoren, halten wollen: „Das heißt eben das Schwert in der Scheide führen, wenn man es nicht bloß in ihm selber, sondern in Menschenwort und Gloß fasset; da ist's alsbald stumpf und finsterer denn vorhin." (Auf das überchristlich usw. Buch Bock Emsers.) Oder sollte er nur an Stelle der patristischen die philologische Autorität über das Evangelium setzen wollen?

So gibt Luther lieber die Popularität preis, als die Ordnung und die Oekumenizität. Wieviel ihm an der Oekumenizität der Bildung in den Schulen unter seinem Einflusse liegen mußte, vergessen wir deshalb so leicht, weil wir uns gewöhnt haben, die Geschichte unter dem konfessionellen Gesichtswinkel zu betrachten. Aber es gibt ja zu jener Zeit noch längst keine „evangelische“ Kirche, also schreibt auch Luther keine Schulordnung für eine solche „evangelische“ Kirche. Er schreibt keine konfessionelle Pädagogik! Sondern sein Schulprogramm gilt für die ganze Christenheit.

Heutzutage gilt es für liberal, ein simultanes Schulprogramm zu vertreten. Damals war es konservativ.

Mit dieser konservativen Gesinnung Luthers fällt aber seine fortschrittliche in eins zusammen. Nur der Geist der Ordnung kann Neuordnung schaffen. Schwarmgeisterei ist unfähig zu reformieren, weil sie pädagogisch unfähig ist. Was kommt Neues zustande, wo man mit Karlstadt oder den Erfurter Prädikanten die Schulen verwirft, die Sprachen nicht für nützlich achtet und vom „Geist“ allein alles erwartet?

„Lieber Freund: Geist hin, Geist her, ich bin auch im Geist gewesen und habe auch Geist gesehen.... Auch hat mein Geist sich etwas beweiset, so doch ihr Geist im Winkel gar stille ist und nicht viel mehr tut, denn seinen Ruhm aufwirft. Das weiß ich aber wohl: wiewohl der Geist alles alleine tut, wäre ich doch allen Büschen zu ferne gewesen (wäre ich doch nicht zu dem geringsten Erfolge gekommen), wo mir nicht die Sprachen geholfen . . hätten. Ich hätte auch wohl können fromm sein und in der Stille recht predigen; aber den Papst und die Sophisten mit dem ganzen antichristlichen Regiment würde ich wohl haben lassen sein, was sie sind. Der Teufel achtet meinen Geist nicht so sehr, als meine Sprache und Feder in der Schrift; denn mein Geist nimmt ihm nichts denn mich allein. Aber die heilige Schrift, die Sprachen machen ihm die Welt zu enge und (des alles) tut ihm Schaden an seinem Reiche.“ (An die Ratsherren.)

Wird man angesichts dieser Worte wirklich behaupten wollen, daß Luthers Verteidigung der Sprachen teils eine Inkonsequenz, teils ein Notbehelf sei? Vielleicht ist es heute ein inkonsequenter Notbehelf, wenn man die zum Regiment in Staat und Kirche Berufenen die Sprachen lernen läßt. Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß Luther von seinem Werk abgefallen wäre, wenn er

hierin Karlstadt und den Böhmischen Brüdern, statt Melanchthon, den Humanisten und seinem eigenen Genius gefolgt wäre.

Das Verfahren Luthers freilich, nun möglichst viele Bürgerkinder die Sprachen lernen zu lassen, ja selbst die Maidlin nach dem Vorbild der hl. Agathe und Lucia mit lateinischer Bildung, oder doch einem Abhub davon, zu quälen (also grade das, weswegen ihn seine Lobredner als den Urheber der allgemeinen Schulpflicht preisen), dazu der Kampf gegen die deutsche Sprache in den Schulen der Städte, der Flecken, ja der Dörfer, den er übernimmt: das ist alles sehr unzweckmäßig. Es hätte an sich gewiß genügt, die einst fürs Hausregiment bestimmten Kinder deutsches Lesen, Schreiben und dazu Rechnen lernen zu lassen. Auch dabei hätte man die guten ingenia erkennen und sie dann noch immer in die Lateinschulen verpflanzen können. Aber der Gedanke, in dieser abgestuften Form die Schulen zu **seminaria ecclesiae** zu machen, liegt ihm fern. Wenn er das überhaupt erwogen hat, hat er sich jedenfalls so entschieden, daß es so zu kompliziert sei, daß vielmehr die Schüler ohne Umwege auf die Hauptsache, auf die Sprachen geführt werden müßten, daß deutsche Schulen als Pflanzgärten der Kirche zu umständlich, also untauglich, und daß deshalb alle nur erreichbaren Pflänzlein von vornherein in die Lateinschulen einzupflanzen seien.

Wir, von unserm Standpunkte, können die Eltern gar nicht so unvernünftig finden, die ihre Kinder diesem unzweckmäßigen Rekrutierungsverfahren nicht aussetzen wollten und Luther auf seine Mahnung erwiderten: „Ja was soll man lernen lassen, so nicht Pfaffen, Mönch und Nonnen werden sollen?“ „Ja wer kann seiner Kinder so entbehren und alle zu Junkern ziehen? sie müssen im Hause der Arbeit warten.“ „Ja, daß man seine Kinder erziehen solle, das ist den Eltern gesagt, was geht das die Ratsherren und Oberkeit an?“ „Ja ein jeglicher mag seine Töchter und Söhne wohl selber lehren oder je ziehen mit Zucht.“*) Denn das, was die Kinder fürs Hausregiment einmal brauchten, lernten sie wirklich bei den Eltern oder in der Winkelschule beim Modisten besser, als in der von Luther so gepriesenen Ratsschule.

Vollends für den Religionsunterricht, also um den Katechismus zu lernen, brauchte man die Schule erst recht nicht, auch nicht ein-

---

*) Zusammenstellung in O. Albrechts ausgezeichneten „Studien zu Luthers Schrift an die Ratsherren“. Studien und Kritiken 1897, S. 731.

mal die Schule niederster Ordnung. Der Katechismus wurde ja nicht durch Lesen gelernt, sondern durch Vor- und Nachsprechen.

Auch hier wieder gilt es ein verbreitetes Mißverständnis zu beseitigen. In den Kirchenordnungen der Reformationszeit wird oft vom Küster oder sonstwem verlangt, daß er den Kindern den Katechismus beibringt. Weil nun in späterer Zeit die Küster Schullehrer wurden, weil später der Katechismus in Küsterschulen gelernt wurde, nimmt man leicht an, daß die Kirchenordnungen hierdurch die Anfänge eines kirchlichen Schulwesens aufrichten wollen. Aber in Wirklichkeit ist diese Katechismuslehre des Küsters ebensowenig eine „Schule", wie die Predigt des Pfarrers eine Schule ist. Wo nicht wenigstens das Lesen gelehrt wird, ist weder nach unserm Sprachgebrauch noch nach dem der Reformationszeit eine Schule. Die früheste Kirchenordnung, in der dem Küster aufgetragen wird, auch Schule zu halten, ist, wenn wir von einer vereinzelten Bugenhagenschen Weisung*) absehen, die Württembergische des Herzogs Christoph von 1559 — ein Menschenalter nach Luthers Katechismus; und diese Küsterschulen werden selbstverständlich nicht von allen Kindern besucht, während der Küster allen den Katechismus vorsagt und einbläut. Im Mutterlande der Reformation, in Kursachsen, wird vollends erst 1580 den Dorfküstern aufgetragen, Schule zu halten. Es ist das Bedürfnis der Orthodoxie, das diese Schulen allgemein macht, nicht das pädagogische Interesse. In der Kinderlehre genügte jetzt die bloß mündlich tradierte Kenntnis der kirchlichen Hauptstücke und der biblischen Erzählungen nicht mehr. Der Beweis der reinen Lehre mußte aus dem Buchstaben erbracht werden: der Buchstabe nützt aber nur dem etwas, der ihn hat lesen lernen. Drum mußte der Küster das ABC treiben. Nicht Luther, sondern der Buchstabenglaube ist der „Vater der Volksschule".

Die Energie, mit der Luther alles Interesse auf die Lateinschule konzentrierte, trug nur sehr langsam ihre Früchte. Denn Luther hatte in rücksichtslosem sittlichen Ernste eine der wirtschaftlichen Stützen hinweggezogen, auf denen vordem das Schulwesen geruht hatte: den Bettel. Aus Luthers eigner Lebensgeschichte weiß jedermann, wie damals der Schüler, trotz wohlhabender Eltern, sich seinen Lebensunterhalt erwarb. Die Zahl der **solventes** unter den Schülern war jedenfalls nicht groß gegenüber den **mendicantes**;

*) Vgl. auch die Schleswig-holsteinische Schulordnung von 1544 (J. M. Rendtorff in den Schriften des Vereins für Schl.-holst. Kirchengeschichte I, 2, S. 26 sub 3.)

und auch die Solventen werden oft einen leeren Beutel gehabt und das Mendizieren nicht verschmäht haben. Luther aber ließ schon in den frühesten städtischen Fiskalordnungen den Bettel der fremden Schüler völlig verbieten. Stipendien sollten wenigstens den einheimischen Paupern einen Ersatz für den Ausfall geben: bei dem kläglichen Kassenzustand der gemeinen Kästen wird daraus nirgends viel geworden sein. Aber sehr bald gewöhnten sich's die Bürger an, die Partekenhengste, die trotz des Verbotes bettelten, mit Wasser zu beschütten oder vom Hofe zu hetzen. Wer mochte da ein armer Schüler sein?

Freilich lag darin der indirekte Zwang für jede Stadt, wenigstens eine Schule in ihren Mauern zu erhalten. Aber sehr langsam erst fing der Zwang an zu wirken. Meist beschränkte sich in den nächsten Jahren selbst in den größten Städten die Schulreform darauf, daß man mehrere lebensunfähige Schulen zu einer einzigen zusammenlegte und dieser eine neue Ordnung gab. Erst fünfzehn, zwanzig Jahre nach Luthers Sendschreiben an die Ratsherren kommen statt der unablässigen Klagen über den Verfall der Schulen die ersten vereinzelten Nachrichten über ihr Emporblühen. Sogar Städte wie Nürnberg und Frankfurt konnten es ja lange Zeit trotz größter Opfer zu keinen einigermaßen geordneten Schulzuständen bringen; die beiden hervorragendsten praktischen Pädagogen der Zeit, Camerarius und Micyllus, vermochten dem Verfall ihrer Ratsschulen keinen Einhalt zu tun.

Melanchthon ist es gewesen, der über diese Krisis hinweggeholfen hat. Der größte Gelehrte, den Deutschland nach Erasmus hatte, blieb der Reformation treu. Daß er ihr treu bleiben konnte, daß er seinen Interessen trotz aller seiner begründeten Klagen schließlich doch nirgends besser dienen konnte als in Wittenberg, das hat Luther durch sein Schulprogramm, durch die Absage an die Verächter der Sprachen erreicht. Daß Luthers Schulprogramm schließlich doch noch verwirklicht wurde, das ist Melanchthons Werk. Melanchthon tat alles das, was eine geistige Richtung tun muß, der es an Nachwuchs zu fehlen droht. Er schrieb Kompendien und Schulbücher, und er schrieb sie so gut, daß sie auch die Gegner benutzen mußten: so beherrschte er den literarischen Markt. Er wechselte Briefe über Briefe mit allen Männern, denen die Bildung am Herzen lag, und hatte für alle das rechte Wort: so beherrschte er das geistige commercium seiner Zeit. Unermüdlich war er zu jedem Rat, zu jeder Hilfe in allen Bildungsangelegenheiten bereit:

so fragte ihn auch jeder, der einen solchen Rat brauchte, und folgte seiner Autorität. Wie mit der Feder, so wirkte er auch persönlich als der **praeceptor Germaniae** von seiner Wittenberger Lehrkanzel: es war kein berühmterer, aber es war auch kein gütigerer Lehrer in Deutschland. Er kannte keine größere Freude, als die über ein aufstrebendes Talent, und alles setzte er daran, ihm Geltung zu schaffen. So zog er aus der Masse der rohen Studenten einen Einzelnen, der in seinem Sinne weiter wirkte, nach dem andern heraus. Hier und da fingen Schulen an zu blühen. Von den vier großen protestantischen Rektoren Johann Sturm, Hieronymus Wolf, Valentin Trotzendorf und Michael Neander war nur Sturm nicht sein persönlicher Schüler. Camerarius und Bugenhagen, die Organisatoren des Schulwesens, waren seine nächsten Freunde.

Der Nachwuchs kam immer stärker. Die Lehrstühle der alten und die der neuen Universitäten, dazu der vielen Ratsschulen, die sich allmählich erholt hatten, konnten besetzt werden. Und doch! Je länger, desto trauriger klagt Melanchthon über die Schatten, die auf sein Lebenswerk fallen. Wie ist das gekommen?

Der Zusammenhalt von Evangelium und Bildung, den Luther in seinem Schulprogramm gefordert hatte, verwirklichte sich als ein Zusammenhalt von Theologie und Bildung. Das entsprach zwar durchaus dem wahren Wesen dieser drei Mächte; denn wie soll die Bildung anders zum Zusammenhalt mit dem Evangelium, wie das Evangelium anders zum Zusammenhalt mit der Bildung kommen, außer durch Dienst und Pflege der Theologie? Aber die Theologie wurde aus der pflegenden Dienerin zur Pflege heischenden Herrin und setzte sich selbst an die Stelle der Religion. Kann eine Theologie, welche sich das Wesen der Religion anmaßt, mit der Bildung in Frieden leben? Kann eine Bildung die Rechte, die sie für die Religion fordert, ungefährdet der Theologie einräumen? Der Zusammenhalt von Evangelium und Bildung brach darum auch sogleich nach Luthers Tode auseinander. Nicht so, daß sich Evangelium und Bildung überhaupt trennten, sondern es schied sich eine Bildung, in die sich die Theologie einordnen mußte, von einer Theologie, deren Rückgrat die Bildung war. Der Bildung galt das Hauptinteresse der Melanchthonschüler, der Philippisten; die theologische Ueberzeugung mußte sich bei ihnen zur Fügsamkeit gegen die Katholizität der Bildung verstehen. Dem reinen Glauben, vielmehr der reinen Theologie galt das Hauptinteresse der Epigonen Luthers; die Bildung aber ward in sie hineingearbeitet. Den schwersten Schaden hatte beide Male das

Evangelium; denn ob man es nun philippistisch oder gnesiolutherisch mit der Bildung verband: es blieb beide Male eine Beute der Theologie und verfiel ihr in der neuen Verbindung immer rettungsloser. Die Bildung, die eigentlich nur für das Kirchenregiment gefordert war, hatte man für den Kirchenglauben notwendig erachtet. Nun büßte man die Folgen dieser Verwechslung um so härter, je weniger man ihren Fehler zu sehen vermochte.

Die Verfolgung und endliche Vertreibung des Philippismus hatte für das Schulwesen des Luthertums die verhängnisreichsten Nachwirkungen. Auf den Universitäten gedieh allein die Theologie; die Philologie ging zurück, die Gräzisten insbesondere starben aus. Das Verbot an die Landeskinder, andere als orthodoxe Universitäten zu besuchen, schloß sie von den blühenden kalvinistischen Bildungsstätten und damit von der fruchtbaren Berührung mit der westeuropäischen Kultur aus. Die Lateinschulen konnten sich bald mit den Anstalten der Jesuiten und der Kalvinisten nicht mehr messen; kein lutherischer Rektor, kein lutherischer Lehrer von Bedeutung ist in den Annalen der Schulgeschichte verzeichnet. Die Küsterschulen breiteten sich zwar etwa gleichzeitig mit der Orthodoxie aus. Aber wenn wir sehen, wie sich die orthodoxen Geistlichen ihrer katechetischen Pflichten als einer kirchlichen Funktion zweiter Ordnung schämten und deshalb möglichst viel davon dem Küster zuschoben, dann wird uns die Forderung nach Küsterschulen kein Beweis für die pädagogischen Interessen der Orthodoxie, sondern fürs Gegenteil sein. Wie hätte trotz aller äußerst widrigen Umstände bei wahrem Eifer geschehen können, daß hundert Jahre nach Luther viel weniger Leute seine Schriften lesen konnten, als zu der Zeit, da er auftrat? Männer wie Brenz, Chemnitz, Selnecker, die für die Schule ein Herz hatten, starben dahin. Es traten keine andern an ihre Stelle. Chemnitz hielt noch mit der Braunschweiger Jugend das Katechismusexamen, sein obskurer Nachfolger war zu vornehm dazu. Für die großen lutherischen Kirchenlehrer der Zeit war die Jugend nur da, wenn sie im locus vom tertius usus legis das vierte Gebot oder in der Lehre von ordo triplex hierarchicus die christliche Haustafel behandelten. Diese Interessenlosigkeit der theologischen Systematik für die Erziehungsfrage ist ein Erbübel der Kirche geblieben. Wo nimmt noch heute der lutherische Dogmatiker als solcher mehr als eine flüchtige Notiz davon, daß die Kirche das Evangelium lebendig gegenwärtig

nur hat, indem immer eine ältere Generation eine jüngere christianisiert?*)

Das genuine Luthertum hat keinen einzigen Pädagogen von Bedeutung hervorgebracht. Es schöpfte auch später die Kraft zur Reform des verfallenen Schulwesens nicht aus seinen eigenen Ideen. Wer war es, der die Lutheraner rettete? Der letzte Bischof jener böhmischen Brüder, gegen die Luther so klar das Recht der Sprachen in der Schule verteidigt hatte, Amos Komensky, hatte, wie sein Vorgänger Ratke, seine Bildung auf kalvinistischen Hochschulen erworben. Als Herzog Ernst der Fromme in Gotha die verfallenen Schulen seines Landes wieder aufrichtete, da geschah es nach den Grundsätzen und Weisungen Ratkes und Komenskys. So kam die kalvinistische Kultur, von der sich das Luthertum so hochmütig abgeschlossen hatte, ihm nun mit ihren volkspädagogischen Ideen zu Hilfe. Aus dem Gotha des frommen Ernst zogen Veit Ludwig v. Seckendorf und August Hermann Francke nach Halle, die Väter der pietistischen Pädagogik. Aber noch ein anderer großer Pädagog wirkte dort an der ersten modernen Bildungsstätte mit Francke. Mit ihm und, als es not tat, auch gegen ihn, indem er seiner gesetzlich-demütigen philosophia cynica die philosophia aulica, das französisch-höfische Bildungsideal entgegenstellte. Ich meine Christian Thomasius. Auch er seiner Bildung nach nicht im Luthertum wurzelnd. Die beiden Ströme der westeuropäischen Kultur, der holländisch-englische und der französische, mußten das Wasser liefern, um den verdorrten Garten des Schulwesens in den lutherischen Ländern neu zu bewässern. Die eigenen Quellen waren versiegt.

Soviel vom Luthertum.

Wie aber stand es, wie steht es in der neuen Zeit mit der Grundforderung, die Luther selbst erhoben hatte, daß die Regierenden aller drei Stände auf die heiligen Sprachen ihre Bildung gründen müßten? Ließ sie sich halten?

Die Form der Gesellschaft, auf die Luther sein Schulprogramm zugeschnitten hatte, die Gliederung der Christenheit in die drei Stände, blieb noch lange bestehen. Ja sie hatte sich gerade jetzt, als die kalvinistische Pädagogik das Luthertum rettete, noch härter ausgeprägt. Denn die „Christenheit“, die jetzt für die Schule in Betracht kam, war ja nicht mehr die „katholische“, die ökumenische,

*) Als rara avis nenne ich Martin Kählers Wissenschaft der christlichen Lehre mit ihren tiefen Andeutungen über das Wesen der Erziehung (III, § 35, 3). Aber auch Kähler gibt nur Andeutungen.

sondern die Christenheit des kleinen deutschen Territoriums; und in diesen Territorien hatten sich die drei Stände (wenn wir die Ausdrucksweise des ordo politicus von 1700 brauchen wollen) abgegrenzt zu Serenissimus mit dem Adel, zu der hochwürdigen Geistlichkeit und zu dem Pöbel, der Kanaille.

Als diese Form der Gesellschaft endlich fiel, mußte auch das Schulprogramm Luthers seiner Form nach obsolet werden. Die aus Genf und Zürich stammende Idee der gleichen „Elementar“-bildung für Alle trat an die Stelle der Idee, daß die Schulen Pflanzgärten seien zur Auswahl der Wenigen, die einst Regierende in den drei Ständen werden sollen.

Aber auch die neue Gesellschaft braucht gut Regiment. Und so bleibt Luther in doppelter Hinsicht in Geltung.

Drücken wir seine Forderung modern aus, so können wir etwa sagen: zur Leitung des Volkes taugen nicht der Inspirierte und der Agitator mit ihrem innern Licht, sondern nur der Mann und die Frau, die in der strengen positiven Zucht der Wissenschaft sich eine sachliche Kenntnis des Bestehenden erworben und in der ebenso strengen negativen Kritik der Wissenschaft alle sachfremde Tradition zu prüfen gelernt und ihr Verständnis durch die Geschichte des Vergänglichen zum Sinn für das Ewige befreit haben.

Es wird aber keiner, das ist das zweite, diesen Sinn gewinnen, der aus Luthers Forderung etwa nur den Satz der platonischen Sozialpädagogik heraushört, daß die kritisch Gebildeten die Welt regieren sollen, und nicht auch das Wort Jesu: Wer unter euch regieren will, soll euer Diener sein.

Die Frau im Recht der Vergangenheit und der Zukunft.

Von

Friedrich Paulsen.

Unter den großen, die Gegenwart erregenden Fragen ist die Frauenfrage, oder allgemeiner die Frage der Ordnung des Familienrechts, nicht die geringste. In die seit den Tagen der Schöpfung scheinbar für immer feststehende Anschauung, in der wir Aelteren aufgewachsen sind: daß der Mann das Haupt der Familie und ihr natürlicher rechtlicher Vertreter nach außen sei, das „schwächere Geschlecht" dagegen seinen enger gebundenen Wirkungskreis im Hause und darum eine gebundenere Stellung auch im Recht habe, hat die Entwicklung im jüngsten Menschenalter auch bei uns Bresche zu legen begonnen. Die Frau ist aus der alten Enge häuslichen Daseins herausgetreten; als Arbeiterin, als Geschäftsfrau, als Angestellte, als Schriftstellerin, als Künstlerin, als Lehrerin, als Aerztin hat sie in steigendem Maße die Stellung eines selbständigen Gliedes des wirtschaftlich-gesellschaftlichen Lebenskreises gewonnen. Sie fordert Anerkennung dieser Tatsache durch das Recht, zuletzt vollständige Gleichstellung der Geschlechter im Privatrecht, im Familienrecht und im öffentlichen Recht. Stehen dieser Forderung nur alte Gewohnheiten und Vorurteile, die zuletzt im männlichen Geschlechtsegoismus wurzeln, entgegen, wie die Frauenrechtlerinnen behaupten, oder sind auch in der Natur der Dinge gegründete Schranken vorhanden? Das ist die Frage, die in allen Ländern europäischer Zivilisation Gegenstand der Erörterung ist.

Die Verfasserin des unten genannten Werkes bahnt sich den Weg zu ihrer Beantwortung durch eine geschichtliche Untersuchung.*)

---

*) Marianne Weber, Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung, Tübingen, J. C. B. Mohr 1907.

In großen und klaren Umrissen wird die Entwicklung des Familienrechts wesentlich innerhalb des Kulturkreises, dem auch unser geschichtliches Leben angehört, dargestellt. Es kann hier nicht die Absicht sein, der Untersuchung auf ihren vielverschlungenen Wegen zu folgen. Ich will nur einige Hauptpunkte herausheben. Die Linie, wodurch die Richtung der Gesamtentwicklung bezeichnet wird, ist die: allmähliges Aufsteigen der Frau aus der ursprünglichen vollständigen Geschlechtshörigkeit zu immer selbständigerer Stellung in der Familie, in der Gesellschaft und in der Rechtsgemeinschaft.

Die Darstellung beginnt mit einem Kapitel über die Geschlechtsverbindungen bei den sogenannten Naturvölkern. Es ist durch seine nüchterne Besonnenheit erfreulich. Die windigen Spekulationen, wie sie durch Bebels Buch über die Frau kolportiert und in die sozialistische, vielfach auch in die frauenrechtlerische Literatur übergegangen sind, werden als Phantastereien abgetan. Daß auf primitiver Stufe ein paradiesischer Zustand mit Kommunismus und Mutterrecht geherrscht habe, daß dann mit dem Privateigentum das patriarchalische System mit Gewaltherrschaft und Weiberknechtschaft hereingebrochen sei, im Interesse der Erhaltung des Privateigentums in den Händen „legitimer“ Erben, daß nun die neue Gesellschaftsordnung vor der Tür stehe, mit Rückkehr zum Kollektiveigentum und der Befreiung der Frau aus der unwürdigen Ehesklaverei — das alles ist luftige, wirklichkeitsfremde, dialektische Konstruktion a priori mit willkürlicher Benutzung und Deutung vereinzelter Tatsachen. Nicht das Recht regiert am Anfang, sondern die Gewalt in der einfachsten und brutalsten Form. Weib und Kinder sind Besitztum des physisch stärkeren, die Waffen führenden Mannes, Raub und dann auch Kauf die Formen der Erwerbung. Polygamie gehört überall zu den selbstverständlichsten Herrenrechten des Mannes; überall begegnen wir bei den Primitiven seiner Eifersucht und Gewalttätigkeit, die ausschließliche Verfügung über das Weib erscheint geradezu als die erste Aeußerung des Eigentumstriebes. Durch Instinkt, Sitte und Aberglauben sanktionierte Ausschließung des Geschlechtsverkehrs unter Blutsverwandten scheint der erste Anfang einer Bindung des rein tierischen Geschlechtstriebes zu sein. Den Anfang einer Rechtsstellung gewinnt die Frau erst, wenn sie durch eine Mitgift eine Art Eigentumsrecht und damit zugleich einen Rückhalt an ihrer Sippe gegen den Freier-Käufer gewinnt. Ursprünglich hat der Mann nur Rechte und die Frau nur Pflichten; erst mit zunehmender sittlich-religiöser Kultur gewinnt auch die Frau Rechte und der Mann Pflichten.

Es folgt die Skizzierung des Weges, auf dem dieser Prozeß sich vollzogen hat. Zuerst ein Kapitel über die Ehe bei den antiken Kulturvölkern; die Vorderasiaten sind mit den Griechen und Römern, wie es herkömmlich und mit Rücksicht auf die werdende Kulturgemeinschaft historisch durchaus gerechtfertigt ist, zu dieser Einheit des „Altertums" zusammengefaßt. Die östliche Völkerwelt Asiens bleibt außer Betracht, offenbar, weil sie auf die Entwicklung unserer Anschauungen und Einrichtungen keinerlei Einwirkung geübt hat. In dieser Welt des „Altertums" ist nun die „patriarchalische" Familie überall die selbstverständliche Grundform der Beziehung der Geschlechter und der Generationen. Doch tritt uns hier überall, verglichen mit den Verhältnissen der Naturvölker, die Frau in gehobener Stellung entgegen, d. h. die „legitime" Frau, neben der es denn freilich überall auch Frauen in niedriger, rechtloser Stellung gibt. Aber die „legitime" Frau steht in mehr oder minder gesicherten Rechtsverhältnissen, der Mann hat gegen sie und ihre Kinder Rechtspflichten, die von seiner Willkür unabhängig sind. — Ein bemerkenswerter Unterschied findet dabei zwischen Orient und Occident statt: bei Aegyptern, Babyloniern, Arabern, Juden ist die Frau in gewisser Hinsicht rechtlich freier gestellt, als bei den Völkern arischer Herkunft, indem sie nicht jener harten „Geschlechtsvormundschaft" unterworfen ist, die bei Griechen, Römern, Germanen sie zu einem rechtlich völlig unselbständigen Wesen, zur geborenen Hörigen eines Mannes herabdrückt, in dessen rechtlicher „Gewalt" sie ist. Der Unterschied hängt wohl mit der Verschiedenheit der Konstitution des politischen Lebens zusammen. Bei den arischen Völkern ist der Staat auf die wehrhafte Volksgemeinde gegründet: der Krieger allein ist Vollbürger und Rechtsträger. Der auf Herrscherrechte gegründete absolutistische Staat legt dem Unterschied der Geschlechter geringere Bedeutung bei. Auf die Mannigfaltigkeit der Rechtsbildungen bei diesen Völkern und ihre Darstellung im einzelnen einzugehen, ist hier natürlich nicht der Ort. Ich will nur ein paar Momente hervorheben, die sich als fortwirkend bis in unsere Kulturwelt ergeben haben.

Hier ist vor allem das jüdische Volk von Wichtigkeit; seine religiösen Bücher bilden ja noch einen lebendigen Besitz der Gegenwart, und seine sittlich-rechtlichen Anschauungen gerade an diesem Punkt sind durch Kirche und Christentum über die ganze abendländische Kulturwelt ausgebreitet worden. Es hat einen neuen Z in die Würdigung der geschlechtlichen Verhältnisse gebracht durch d religiöse Bedeutsamkeit der Ehe, zunächst durch die Stigmatisieru

des illegalen geschlechtlichen Verkehrs als „Sünde"; „Hurerei" ist Versündigung gegen Jahveh, den Bundesgott, und darum nicht eine bloße Privatangelegenheit, sondern ein Vergehen zugleich gegen das Volk, das dadurch in seinem Bundesverhältnis kompromittiert wird. Es ist wohl nicht zweifelhaft, daß die Prostitution in Form des Tempeldienstes, der wir als Institution bei den Nachbarvölkern vielfach begegnen, das „auserwählte" Volk in seinem Urteil mitbestimmt hat: für den Gott Israels ist jene Form des Kults und überhaupt jede „Unreinheit" ein Greuel. Auch die Ehrfurcht vor der Mutter ist ein spezifischer Ton in dem Verhältnis der Geschlechter bei den Juden. Dabei ist im übrigen von Weiberveneration keine Rede, und den polygamen Trieben des Mannes wurde durch halbeheliche Verhältnisse neben der rechten Ehe hinlänglicher Spielraum gelassen.

Für die Griechen und Römer ist charakteristisch die strenge Durchführung der rechtlichen Monogamie, die Ausscheidung der ganz- und halbpolygamen Verhältnisse des Orients: eine Frau allein ist in rechter Ehe dem Mann verbunden, die mit ihr erzeugten Kinder allein sind seine legitimen Kinder. Alle übrigen geschlechtlichen Verhältnisse, die hier natürlich auch vorkommen (sie sind schon mit der Sklaverei gegeben), haben keinerlei rechtlichen Charakter; so können auch die Kinder keinerlei bürgerliche Rechtsstellung erlangen. Bei den Griechen hat diese rechtliche Stellung der Ehefrau ihre soziale und sittliche Stellung übrigens nicht gehoben. Sie ist in der klassischen Zeit, so besonders in Athen, zum bloßen Werkzeug, legitime Kinder zu gewinnen, wie es die Bürgerpflicht erheischte, herabgedrückt: von geistiger Gemeinschaft des Mannes mit ihr ist nicht die Rede, kaum von sinnlicher Liebe. Diese Dinge sucht der Grieche bei Hetären und Knaben. Die Verfasserin bringt diese Erscheinung mit der vollkommenen Absorption des Griechen durch das öffentliche Leben in Zusammenhang: er lebt auf dem Markt, in der Volksversammlung, in den Gymnasien, überall, nur nicht zu Hause. — Anders bei den Römern, wo das häusliche Leben die Grundform der Existenz bildete und die Frau als mater familias eine würdige Stellung gewann. Kasino- und Klubwirtschaft, Versammlungs- und Gerichtsschwatzerei sind der guten Zeit des Römertums so fremd, wie Hetären- und Knabenliebe. Erst seit der intensiven Berührung mit den Griechen wurden diese Dinge auch nach Rom verschleppt.

Das System der „Geschlechtsvormundschaft" ist im altrömischen Recht bis in seine äußerste Konsequenz durchgebildet. Jedes weibliche

Wesen ist stets in der rechtlichen Gewalt (**manus**) eines Mannes, der rechtlich für sie aufkommt und handelt, sei es der Vater oder Gatte, der Bruder oder auch der Sohn, auf den als Erben die ganze väterliche Stellung übergeht. In der Folge ist dies harte System der **patria potestas** mehr und mehr ausgehöhlt worden: sowohl die Frau als die Kinder gewinnen an Selbständigkeit; die freie Ehe, auf Vertrag beruhend und durch den Willen der Beteiligten lösbar, wurde in der Kaiserzeit die herrschende Form.

Die große Wende der Zeiten, welche durch die Bekehrung des Altertums zum Christentum bezeichnet ist, brachte auch in das Verhältnis der Geschlechter neue Momente. Vor allem ist hier zu nennen die Hochschätzung der Virginität: sie ist das höchste Ideal menschlich-geistiger Reinheit für beide Geschlechter. Zuerst im Kloster, dann allgemein für den Klerus durchgeführt, drückte dies neue supra- und antinaturalistische Ideal einerseits die Schätzung des familienhaften Lebens herab, andererseits gewann die Frau als „Braut Christi" eine neue und einzigartige Stellung. Sodann: dadurch, daß die Ehe von der Kirche zum „Sakrament" erhoben wurde, gewann auch das Familienleben und selbst das Natürliche im Geschlechtsleben seine Heiligung. Der außereheliche Geschlechtsverkehr aber, Hurerei und Ehebruch, wurde mit doppeltem Makel behaftet. Daß diese Anschauungen, welche die Kirche, die große Völkererzieherin, auch den jugendlichen germanischen Völkern durch Predigt, Beichte und Sanktion mit diesseitigen und jenseitigen Strafen in Gemüt und Willen einprägte, einen ungemein bedeutsamen Einschlag in das sittliche Empfinden und Leben der neuen geschichtlichen Welt, von der auch unser Dasein noch ganz und gar umfaßt ist, gebracht hat, steht außer allem Zweifel. Die Unbefangenheit, mit der die Welt des vorchristlichen Altertums geschlechtliche Beziehungen ohne Ehe unter die Dinge rechnete, die als solche, wenigstens für den jungen Mann, nichts sittlich Bedenkliches hätten, ist für immer dahin. Die Idee der Ehe als sittlich-religiöser Lebensgemeinschaft im Dienst der eigenen Lebensvollendung und der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts für das Reich Gottes beherrscht zwar unser wirkliches Leben nicht durchweg, ist aber doch als ein allgegenwärtiges Agens nicht bloß in den kirchlich-christlichen Kreisen wirksam.

Das dritte Kapitel behandelt „die Ehe im germanisch-mittelalterlichen Recht"; es werden die Umgestaltungen, die das altgermanische Familienrecht im Lauf des Mittelalters unter dem Einfluß der christlichen Anschauungen und des kanonischen Rechts er-

fuhr, dargestellt. An der patriarchalischen Grundverfassung hat auch das kirchliche Christentum nie gerüttelt; so sehr es die spezifisch-weiblichen Tugenden in der Schätzung gehoben hat, so hat es doch die Stellung des Mannes als des Hauptes der Familie und des eigentlichen Trägers des geistig-geschichtlichen Lebens immer als selbstverständlich angesehen. Das eheliche Güterrecht erlangt unter dem Einfluß des Lehnswesens und andererseits des Städtewesens, später auch des Römischen Rechts jene mannigfaltigen Gestaltungen, die vielfach bis ins 19. Jahrhundert gedauert haben. Ein Abschnitt über die tatsächliche Lage der Frau, in dem u. a. der ritterliche Minnedienst, das Beguinenleben, die städtischen Frauenhäuser zur Besprechung kommen, schließt die Darstellung.

Die Reformation hat die Geltung des kanonischen Rechts, den sakramentalen Charakter der Ehe, die Form des klösterlichen Lebens und die Hochschätzung der Virginität aufgehoben. Dabei hat sie doch an dem kirchlich-religiösen Charakter der Ehe festgehalten, und vielleicht ist es ihr gelungen, gegenüber sehr laxer Geschlechtsmoral, wie sie in der alten Kirche tatsächlich neben strenger Forderung im Prinzip stattfand, selbst beim Klerus, oder soll man sagen: gerade beim Klerus? in einigem Umfang eine Schärfung des Gewissens und eine Besserung der Sitten herbeizuführen. Am sichersten hat wohl der englische Puritanismus in diesem Sinne gewirkt; seine Nachwirkungen erkennt die Verfasserin noch in dem freien und doch dezenten und achtungsvollen Verhältnis der Geschlechter in Nordamerika.

Der Umschlag des religiösen Individualismus in den Liberalismus der philosophischen Aufklärung führte zu den „naturrechtlichen" Theorien der Ehe und Familie, unter deren Einfluß die großen Kodifikationen auf der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts in Preußen, Oesterreich, Frankreich, Rußland stehen. Die Ideen der Freiheit und Gleichheit aller „Vernunftwesen" haben zwar nicht die Grundlage des „patriarchalischen" Systems zu sprengen vermocht, wohl aber haben sie im Sinne der Verselbständigung der Frau und der Kinder gewirkt, sowohl in den persönlichen als in den vermögensrechtlichen Beziehungen.

Das 5. Kapitel stellt uns in die Gegenwart: es bringt die Darstellung des Eherechts im B.G.B. Und hier tritt nun eine merkliche Aenderung des Tones hervor. Die Kritik, die bisher nur hier und da die geschichtliche Darstellung mit einer gelegentlichen würdigenden Bemerkung begleitete, tritt entschieden in den Vorder-

grund. Und zwar nimmt sie vielfach den Ton gereizter Ablehnung, bis zu bitterer und höhnischer Verurteilung der Bestimmungen und der Motive des B.G.B. an. Es ist das Festhalten an der Grundanschauung des „patriarchalischen“ Systems, das den leidenschaftlichen Widerspruch hervorruft. Und daß daneben auch den Forderungen des Individualismus zugunsten des Frauenrechts nachgegeben wird, macht die Sache nur noch schlimmer: es kommen dadurch die Widersprüche in das Eherecht des B.G.B. hinein, die es auch formell juristisch unerträglich machen. Der „Geschlechtsegoismus“ des Mannes gibt das Grundschema, durch sein böses Gewissen gegenüber den berechtigten Ansprüchen der Frau wird es aber überall durchlöchert. Darum fehlt es ihm durchaus an Konsequenz und Zusammenhang. Nur ein entschiedener und rücksichtsloser Bruch mit den antiquierten Grundanschauungen kann die Heilung bringen.

Auf diese Kritik und die Andeutungen der vollkommenen Gestalt, die im Schlußkapitel noch einige Ergänzungen, Ergänzungen auch nach Seiten der Abwehr fratzenhafter Vorstellungen von „neuer Ethik“ und „freier Liebe“, findet, will ich zum Schluß noch mit einigen Anmerkungen eingehen. Ich gestehe gleich, daß ich das B.G.B. und seine Bestimmungen weder in sittlicher noch in juristischer Hinsicht so unzulänglich finden kann, als es die von leidenschaftlicher Feindschaft gegen die männliche „Geschlechtseitelkeit“ und das daraus entspringende „patriarchalische“ System erfüllte Verfasserin tut.

Zuvor aber bemerke ich, daß ihre Kritik aus einer reinen und hohen Idee der Ehe stammt, die mit jenem irreredenden Niederräsonnieren der Ehe überhaupt als einer entbehrlich gewordenen Rechtsform oder eines veralteten Zwangssystems, wie es bei Bebel oder Ellen Key uns begegnet, gar keine Gemeinschaft hat. Mit aller wünschenswerten Entschiedenheit sagt sie sich von denen los, die das Familienleben mit seinen dauernden, auf gegenseitige Pflichten und Rechte gegründeten Beziehungen auflösen und das Verhältnis der Geschlechter in Liebespaarungen auf Zeit, „wie in der Urzeit“, zurückführen wollen. Es gilt nicht, die dauernde monogame Ehe, vielleicht das wichtigste Ergebnis der durch die Jahrtausende gewonnenen sittlichen Kultur, preiszugeben an die Naturtriebe, sondern vielmehr sie auf eine höhere Stufe der Vollendung zu führen: die vollkommene Einheit sittlich gleichwertiger und gleich selbständiger Persönlichkeiten, das ist das Ziel, wie es die Verfasserin durch den ethischen Idealismus Kant-Fichtes gefordert findet. Die Ausmerzung der sie herabdrückenden Momente, die im Grunde alle aus dem

überkommenen „Herrenrecht" des Mannes stammen, ist die Voraussetzung hierfür. Und also ist die Zerstörung des längst in der Abbröckelung begriffenen „patriarchalischen" Systems der notwendige Schritt, den wir jetzt tun müssen, den das B.G.B. schon hätte tun sollen. —

Daß die geschichtliche Entwicklung im ganzen in der Linie der zunehmenden Emanzipation der Frau von dem alten System der Geschlechtshörigkeit sich bewegt, ist nicht zu bezweifeln. Ich zweifle auch daran nicht, daß sie auch in der Folge in dieser Richtung fortschreiten wird. Manche der Ausstellungen, welche die Verfasserin an einzelnen Bestimmungen des B.G.B. macht, scheinen mir begründet oder doch diskutabel. Dagegen hat mich die leidenschaftliche Polemik nicht überzeugt, daß das Eherecht des B.G.B. in seinen grundsätzlichen Anschauungen und Bestimmungen verfehlt sei. Vielleicht ist es nicht das Eherecht der Zukunft; aber dieses zu schaffen ist auch nicht die Aufgabe einer Kodifikation: sie will und soll das Recht der Gegenwart darstellen, das Recht, wie es den tatsächlichen Verhältnissen und den vorherrschenden Anschauungen unserer Zeit entspricht. Es ist kein Vorwurf, wenn es hinter höchstgesteigerten Forderungen der ihrer Zeit vielleicht vorausgeeilten Persönlichkeiten zurückbleibt. Uebrigens ist es mit diesem Vorauseilen stets eine etwas unsichere Sache; wir haben niemals eine Gewähr dafür, daß es nicht ein irrlichterierendes Abirren von dem Wege ist, den die Geschichte gehen will. Ideale und Irrwische haben manchmal eine verzweifelte Aehnlichkeit, siehe die „freie Liebe", oder die neue Polygamie mit öffentlichen Züchtungs- und Aufzuchtveranstaltungen und ähnliche Spukgestalten, die auf diesem Boden ihr Wesen treiben: sie führen sich alle unter dem Titel neuer, höherer sittlicher Ideale ein. Ellen Key fühlt sich auch als Prophetin. Und ihre gerührten und jubelnden Zuhörerinnen und Leserinnen kommen sich vor, im Besitz einer großen, neuen, befreienden Lehre zu sein: das Kind, das Kind um jeden Preis, wenn es auch keinen Vater dazu geben sollte, d. h. keinen rechtlichen, denn sonst hat die Sache ja ihren Haken.

Der große Stein des Anstoßes für die Verfasserin ist also das Festhalten des B.G.B. an der alten Anschauung: daß der Mann das Haupt der Familie ist. In § 1354 kommt sie in der Formel zum Ausdruck: „dem Mann steht die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu." Das ist im Grunde, trotz eines im Nachsatz der Frau eingeräumten Einspruchsrechts — sie ist nicht verpflichtet, der Entscheidung des

Mannes zu folgen, wenn sich diese „als Mißbrauch seines Rechts" darstellt, worüber zuletzt die richterliche Entscheidung herbeigeführt werden kann — das alte Herrenrecht des Patriarchalismus. Statt seiner will die Verfasserin die vollkommene Gleichberechtigung der Gatten; die Ehe hat kein Haupt, sie ist ein auf den freien Willen Gleicher gegründetes Verhältnis. Alle Entscheidungen sind durch den gemeinsamen Willensentschluß herbeizuführen. Ist es nicht möglich, zur Einstimmigkeit oder zu einem Kompromiß zu gelangen, so gilt das liberum veto.

Ich halte es nicht für möglich, ein Eherecht auf das liberum veto — bekanntlich das Prinzip, worauf das polnische Reich, man weiß, mit welchem Ausgang, gegründet war — zu bauen. In Wirklichkeit wird es ja die Regel sein, daß Mann und Frau über Veränderungen ihrer Lebensordnung sich verständigen und, wenn das sich nicht als möglich erweist, es einstweilen beim alten lassen. Und wer in den Angelegenheiten des gemeinschaftlichen Lebens tatsächlich seinen Willen auf Kosten des anderen öfter durchsetzt, der Mann oder die Frau, nun, es wird sich schwerlich durch exakte Untersuchung entscheiden lassen. Ich glaube aber nicht, daß im ganzen die Frau zu kurz kommt; sie hat eine Stärke voraus: das Abwarten und das Zurückkommen auf die Sache im geeigneten Moment; und bekanntlich ist die Wiederholung die wirksamste Redefigur. Der Mann hat recht, aber die Frau kriegt am Ende doch recht: das wird für sehr zahlreiche Fälle die wirkliche Lösung von Differenzen sein.

Doch damit mag es nun stehen, wie es will: das Eherecht kann nicht auf das liberum veto gebaut werden. Ein Haus, eine Familie ist eine Einheit und hat ein einheitliches Leben, das nicht jeden Augenblick bis auf weiteres suspendiert werden kann, so wenig als das Staatsleben dies erträgt. Darum muß sie einen einheitlichen Willen haben, der wenigstens fürs erste die rechtsgültige Entscheidung trifft. Dieser Wille kann nur bei einer Person, also entweder bei dem Mann oder der Frau sein. Und da kann, wie die Dinge gegenwärtig liegen, im Ernst doch nur der Mann in Betracht kommen: er ist der Repräsentant der Familie nach außen, er verwaltet das Departement des Aeußern, wie die Frau das des Innern. Ist also Entscheidung für die Familie, die sie nach außen rechtlich bindet, notwendig, und kann sie nicht an die jederzeit zufällige Zusammenstimmung der beiden Gatten gebunden werden, so wird sie dem Mann übertragen werden müssen.

Ein Beispiel: es handle sich um die Wohnung, die auch unser Paragraph neben dem Wohnort nennt. Der Wohnort wird ja regelmäßig, abgesehen von einigen tausend Rentierfamilien, durch sachliche Notwendigkeit bestimmt werden. Aber die Wohnung; ihr gefällt eine Wohnung in Berlin W., die aber 1800 Mark kostet. Er findet: das geht über unsern Etat; höchstens bis 1400 können wir gehen. Sie: aber Müllers geben doch auch 1800 M. aus; und was die können, können wir uns wohl auch noch leisten. Er: ich weiß nicht, wie Müllers es machen, aber wir können es nicht, ohne uns anderswo einschränken zu müssen. Sie: aber eine anständige Wohnung ist doch das erste; in ein Haus mit offenem Flur ziehe ich nicht, das bin ich nicht gewöhnt. Er: ja, liebes Kind, ich hätte es ja auch lieber anders; aber was nicht geht, das geht nicht; dann hätten wir eben nicht heiraten dürfen. Sie, schmollend: ja, wenn ich das gewußt hätte, daß ich mich in solche Misère setze —. Die Unterhaltung wiederholt sich öfters, ohne zu einem andern Ergebnis als Verstimmung, Verdruß und Tränen zu führen. Morgen aber ist der 1. April, und man muß die bisherige Wohnung räumen. Was nun? wie soll das Problem nach dem System des **liberum veto** gelöst werden? Ich vermag es wirklich nicht zu sehen. Uebrigens denke ich, es wäre für den Frieden der Ehe auf jeden Fall besser, wenn der Mann, nachdem er sich von der Vergeblichkeit weiteren Parlamentierens überzeugt hätte, stillschweigend durch Mietung der anderen Wohnung ein Ende gemacht hätte. Der vollzogene Kontrakt hätte den Schluß der unleidlichen Diskussion gebracht. Und ähnlich in hundert anderen Fällen, mit Ferienreise, mit Anschaffungen ꝛc.

Aber, erwidert die Verfasserin, warum muß die entscheidende Stimme gerade bei dem Manne sein? Warum muß sie ein für allemal nachgeben, oder erst vor Gericht ihr Recht durch Nachweis seines Mißbrauchs erstreiten? Ist sie nicht in hundert Fällen ebenso oder besser geeignet, das Haupt der Familie zu sein? Ist nicht gerade die Wohnungsfrage eine Sache, die sie in erster Linie angeht, wo sie das Bedürfnis besser zu beurteilen versteht? Sie hängt ja mit der Erziehung, mit der Geselligkeit, kurz allen Dingen, die in ihr Departement recht eigentlich gehören, aufs engste zusammen.

Wohl, es ist so; aber schließlich gilt vom Hause dasselbe, was Bismarck einmal von der Politik eines Landes sagt: die innere Politik muß sich zuletzt nach der äußeren richten, und die wird durch seine Gesamtlage bestimmt. Ist aber der Mann durch seine ge-

samte Stellung im Leben und der Gesellschaft, auch durch Erziehung und Vorbildung in der Regel besser imstande, diese zu übersehen und zu beurteilen, so ist es sachlich gerechtfertigt, ihm in erster Linie, mögliche Korrekturen vorbehalten, die Befugnis zu rechtlicher Entscheidung zu übertragen. Nicht das „Herrenrecht“ und der „Geschlechtsegoismus“, sondern die aus der Lage der Dinge geschöpfte Einsicht in das Notwendige hat die Männer, die das B.G.B. abgefaßt haben, zu diesen Bestimmungen geführt.

Aber, wird von der Verfasserin erwidert, sie widersprechen dem berechtigten Selbstgefühl der modernen Frau. Mit der Anerkennung dieser Grundsätze würde sie ihre eigene Inferiorität anerkennen, und das geht gegen ihre sittliche Würde; sie ist es sich als sittlicher Persönlichkeit schuldig, ihre Gleichberechtigung zu behaupten. Gibt sie hier ihre Unterordnung zu, dann ergibt sich als notwendige Konsequenz, daß sie überall sich unterordnet. Und nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich; dann muß sie auch ihre Anschauungen und Ueberzeugungen denen des Mannes anpassen, um schon von ferne Konflikten auszuweichen. Kurz, dann ist der Gretchen- und Käthchentypus der Typus der Frau. Dann muß schon ihre Erziehung darauf eingestellt werden: die höchste Forderung der Sittlichkeit: die Forderung freier sittlicher Selbstbestimmung, gilt dann überhaupt nicht für sie.

Ich sehe, die Sache liegt hoffnungslos; ich gebe dieser „Gewissensentscheidung“ gegenüber jeden weiteren Versuch auf, eine „moderne“ Frau von der Berechtigung des anderen Standpunkts zu überzeugen: geht es gegen das Bewußtsein ihrer „Menschenwürde“ und gegen ihr „Gewissen“, so ist dagegen nicht mehr zu streiten.

Für diejenigen aber, die sich nicht zu den „modernen“ Frauen rechnen, füge ich noch folgendes hinzu.

Ich glaube nicht, daß die Frau der Gegenwart, jene Ausnahmen vorbehalten, es als eine Erniedrigung ihrer selbst empfindet, ihren Mann als Haupt der Familie, dem ihre rechtliche Vertretung zunächst zukommt, anzuerkennen. Ich glaube sogar sagen zu dürfen, und ich hab doch auch nicht wenige Frauen in meinem Leben kennen gelernt, Frauen aus einfachen ländlichen Verhältnissen und Frauen aus akademischen Kreisen, daß weitaus die meisten von ihnen es schlechterdings nicht anders wollten, daß sie es als einen Stolz empfanden, einen Mann zu haben, der nach außen und nach innen das Haupt der Familie zu sein im Stande war. Ob das eine

„rückständige“ Anschauung ist — nun, darüber mag die Zukunft entscheiden. Dem gegenwärtigen Empfinden der überwältigenden Mehrheit der Frauen und der Männer (und die kommen doch auch ein wenig in Betracht) entspricht die grundsätzliche Auffassung des B.G.B.: und Recht wird, ich wiederhole es, für die Gegenwart gemacht, die wir kennen, nicht für eine Zukunft, die wir nicht kennen. Auch das glaube ich nicht, daß das Eherecht des B.G.B. die Frau hindert, zu einer vollwertigen und selbständigen sittlichen Persönlichkeit sich zu entwickeln. Ich denke an die Frauen, die meine Jugend behütet und gebildet haben: sie lebten unter dem „rückständigsten“ Recht Deutschlands, dem Schleswig-Holsteinischen, das keiner Frau (auch nicht der Witwe), ohne einen Kurator rechtsverbindlich zu handeln gestattete. Und doch wäre ihnen diese Rede, daß sie zu vollfreien sittlichen Menschen sich zu entwickeln durch die Rechtsordnung gehindert würden, seltsam und unverständlich geblieben. Sie fühlten sich nicht im mindesten als geknickte Existenzen.

Endlich glaube ich auch das nicht, daß das Ideal der Frau, wie es dem Manne vorschwebt, dem Käthchen- oder Gretchentypus entspricht. Dem Liebhaber mag ein zartes, zu ihm aufsehendes, ihn bewunderndes Geschöpf eine Weile anziehend vorkommen. Dem Ehemann wird eine Dorothea lieber sein, eine Frau, die entschieden und kraftvoll in ihrer Sphäre zu wollen und zu handeln weiß. Welche Frau die beste sei? fragt Goethe und antwortet: die ihren Kindern den Vater zu ersetzen im Stande ist. Das hindert nicht, daß eben diese Frau mit Hingebung dient, auch sich an den Willen des Mannes ihrer Wahl ohne ein Gefühl des Verlustes an ihrer Menschenwürde in omnibus licitis et honestis schickt, wenn sie ihren Willen nicht bei ihm durchzusetzen vermag: besser als häuslicher Krieg nach dem System des liberum veto, besser als richterliche Einmischung in die intimen Angelegenheiten der Familie, ist ein Nachgeben aus gutem Willen. Vielleicht ist es sogar der Weg, für die Folge desto eher zum gebührenden Einfluß zu gelangen. Achtet die Frau den Mann als das Haupt, so achtet und liebt er sie als Herz der Familie; und man weiß, wie leicht das Herz den Kopf besiegt.

Eheleute sollen „Kameraden“ sein, wird uns gesagt. — Freilich sollen sie das sein, und im ganzen und großen sind sie es wohl auch. Aber das hindert nicht, daß unter ihnen Einer der Anführer ist: der stärkere, klügere, erfahrenere wird ja regelmäßig die Leitung haben, ohne daß das Verhältnis der Kameradschaft darunter leidet.

Wie steht es nun zwischen Mann und Frau? Daß er der Stärkere ist, der Regel nach, ist ja wohl nicht zu bezweifeln. — Aber physische Stärke wird hier doch nicht ausschlaggebend sein sollen? — Nun, natürlich nicht; aber sie ist doch auch eins der Momente, wodurch das Verhältnis zwischen Menschen bestimmt wird. Man muß nur nicht gleich an Rauferei und Prügel denken. Wer stärker ist, ist der geborene Beschützer; den sieht, wie das Kind im Vater, so doch auch noch die Frau in ihrem Mann; und sie achtet den nicht ganz für voll, der nicht diesen Schutz, auch, wenn es sein muß, mit bewaffneter Hand, zu leisten im Stande ist: Kraft und Mut, für Haus und Herd zu kämpfen, gehört zu den Tüchtigkeiten des Mannes, die grade die Frau nie aufhören wird zu schätzen — bis der „ewige Friede" erreicht sein wird. Ist es nicht so, daß schon das Verhältnis von Knaben und Mädchen hierdurch wesentlich bestimmt ist: er der Beschützer und Führer, der den schwierigeren und gefährlicheren Posten übernimmt, sie die Begleiterin und Gehülfin? Die Natur spricht hier sehr unzweideutig.

Und der Erfahrnere, ja das ist doch auch einstweilen in der Regel der Mann, schon weil er gewöhnlich der Aeltere ist, oft der beträchtlich Aeltere, und mehr in der Welt und im Leben herumgekommen, wobei ich nicht gerade an Nachtkafés zu denken bitte.

Und der Klügere? Das ist ein heiklicher Punkt und ich will keineswegs hier die Beweisführung für die überlegene Intelligenz des Mannes oder gar für den „Schwachsinn des Weibes" (nach Möbius) antreten. Aber klüger, in Geschäften versierter, ein besserer Rechner, auch in dem Sinne, daß er mehr die Fähigkeit ausgebildet hat, vom Ganzen her dem Einzelnen Maß und Bedeutung zu bestimmen, während die Frau mehr an die isolierende Bewertung gewöhnt ist, also übersehender und dispositionsfähiger, das ist der Mann zur Zeit doch wohl ohne allen Zweifel. Ja vielleicht darf man sagen: im ganzen und großen ist der Mann geneigter nach objektiven Maßstäben zu urteilen und zu entscheiden, die Frau neigt mehr dazu, nach subjektiven Empfindungen und augenblicklichen Eindrücken zu den Dingen Stellung zu nehmen.

Also: sexus potior, das ist nicht das Urteil der männlichen „Geschlechtseitelkeit", wie man uns glauben machen möchte, sondern das Urteil aller Welt, der Frauen so gut als der Männer; nur die weibliche „Geschlechtseitelkeit", die jetzt so sehr aufgestachelt ist, kann dem — ich bitte um Verzeihung, wenn ich mit einer Retorsion antworte — widersprechen. Und darum ist das Verhältnis

der Frau zum Manne in erster Linie auf Achtung gegründet: sie kann den nicht lieben, den sie nicht achtet. Im Verhältnis des Mannes zur Frau ist natürlich die Achtung auch ein unentbehrliches Moment; aber es ist nicht von so entscheidender Bedeutung.

Von hieraus scheint mir nun auch die Ordnung des ehelichen Güterrechts im B.G.B. im großen durchaus gerechtfertigt. Von der Verfasserin wird das System der Gütertrennung, mit selbständiger Verwaltung ihres Vermögens durch beide Teile, als das der Selbständigkeit der Frau angemessenste gefordert. Das vom B.G.B. als gesetzliches Güterrecht angenommene System: Verwaltung und Nutznießung des Eingebrachten durch den Mann, freilich mit der Verpflichtung der Verwendung zunächst für den gemeinsamen Haushalt und der Rechnungslegung über die Verwaltung, erscheint ihr als rückständig und den Verhältnissen nicht mehr angemessen; tatsächlich bedeute es volle ökonomische Abhängigkeit der Frau. Müsse sie doch selbst den notwendigen Aufwand für den Haushalt oft bittweise in kleinen Raten zu erlangen suchen.

Ich gebe durchaus zu, daß es billig und recht und für die Stellung der Frau und die eheliche Eintracht zuträglich ist, wenn ihr eine feste Summe, vielleicht ein aliquoter Teil des Gesamteinkommens für den Haushalt und die Befriedigung ihrer persönlichen Bedürfnisse überwiesen und so weit es möglich ist, auch rechtlich zugesichert wird. Daß sie für das Notwendige auf die „Freigebigkeit“ des Mannes angewiesen wird, ist unwürdig und führt zu unwürdigen Praktiken. Auch jede Sicherstellung ihres Vermögens gegen Leichtsinn, Unberatenheit, Uebelwollen, Verschwendungssucht des Mannes und ebenso jede Erleichterung der Vereinbarung eines anderen Systems zwischen den Ehegatten ist in Ordnung. Daß aber das angenommene gesetzliche System überhaupt verwerflich sei und nur dem „Geschlechtsegoismus“ des Mannes annehmbar erscheine, davon vermag ich mich gar nicht zu überzeugen. Natürlich ist Mißbrauch dabei möglich; bei welchem Rechtssystem wäre er nicht möglich? Im ganzen entspricht es aber den tatsächlichen Verhältnissen, den herrschenden Anschauungen und den Interessen der Familie. Ist ein Familienhaushalt tatsächlich und notwendig eine Verwaltungseinheit, weil eine Zweckeinheit, und ist also die Führung dieser Verwaltungseinheit durch einen Willen notwendig, so wird alle Welt — die Ausnahmen vorbehalten — sagen: der Mann ist in der Regel tüchtiger, die Verwaltung zu führen. Selbstverständlich, die freie Vereinbarung der Ehegatten über die Verwendung

ihres Einkommens bleibt das Wünschenswerte; daß es die Regel sei, wage ich nicht zu behaupten; vielleicht ist die Beteiligung der Frau an der Disposition über das Einkommen und die Verwaltung des Vermögens, vielfach durch ihre eigene Schuld, doch auch nicht selten durch die Eigenwilligkeit des Mannes, allzu eingeschränkt. Muß aber, wie die Dinge liegen, einer mit der rechtlichen Befugnis der Entscheidung betraut werden, so wird es in der Regel das Bessere sein, daß dem Manne diese Befugnis erteilt wird.

Ich weise nur auf drei Schwächen der Frau an diesem Punkt hin: Eitelkeit, falsche Gutmütigkeit und Mangel an der Fähigkeit zu rechnen. Eitelkeit, oder sagen wir diskreter, Abhängigkeit von der Nötigung durch sogenannte „gesellschaftliche Anstandspflichten" — Müllers können es doch! — wird der Frau durchweg gefährlicher als dem Manne. Noch mehr vielleicht falsche Gutmütigkeit: dem Trieb zu borgen und zu schenken, auch weit über die Verhältnisse, zu widerstehen wird mancher Frau, und grade sonst liebenswürdigen und tüchtigen Frauen, durchschnittlich sicher schwerer als dem Manne. Und das Rechnen —, nun alle Welt weiß ja, wie es damit bisher bestellt ist. — Sie sollen aber rechnen lernen, wird uns gesagt; die Töchter müssen ganz anders erzogen werden. — Gut, ich bin durchaus dafür, daß auch die Mädchen und besonders auch die Mädchen aus sogenannten guten Häusern rechnen und wirtschaften lernen. Aber, was erst gelernt werden soll, darf man nicht schon als vorhanden voraussehen. Und ob nicht hin und wieder eine Frau doch auch einige Mühe haben würde, dem Kitzel der „Geschlechtseitelkeit" zu widerstehen? Ich hab das Geld eingebracht und es ist mein Recht, darüber zu verfügen: also lasse ich mich mindestens darum bitten, und wenns mir gefällt, verwende ichs für Dinge die mir zusagen. Sicher, der Mann machts so, wenigstens soweit Trunksucht, noble Passionen usw. herrschen. Und ich bin für jedes Mittel zu haben, das geeignet ist, solche Willkür wirksam einzudämmen. Würde es ein solches Mittel sein, wenn wir die gleiche Willkür der Frau einräumen? „Das Gesetz soll vor dem Mann, nicht durch den Mann schützen," zitiert die Verfasserin mit Beifall. Dann wird, nach der Durchführung der Reform auch das Umgekehrte billig sein.

Ich will auf andere Stücke, auf die Regelung der elterlichen Gewalt, des Rechts der Verwitweten und Geschiedenen und Anderes nicht eingehen. In manchen Punkten werden beachtenswerte Vorschläge zur Beseitigung von Härten gemacht. An anderen tritt die

Einseitigkeit der Betrachtung hervor. So wenn es harte Verurteilung erfährt, daß der Staat die Prostitution, die gemeinste, niedrigste und erniedrigendste Form des Geschlechtsverkehrs duldet, dagegen den Konkubinat, eine menschlich betrachtet höhere und unter Umständen als Gewissensehe sittliche Form der Verbindung, verfolgt, mindestens durch Verfolgung des Hauswirts. — Das sieht sehr einleuchtend aus. Aber die Sache hat doch auch eine andere Seite: den vagen Geschlechtsverkehr kann das Recht nicht hindern, eher den Konkubinat. Und in gewissem Sinn ist jener dem Gemeinwohl weniger gefährlich; der Konkubinat setzt uneheliche Kinder in die Welt. Und damit kommen wir auf die ratio legis: es handelt sich ja offenbar darum, auf die Konkubinanten einen Druck auszuüben, das rechtlose Verhältnis in ein rechtliches umzuwandeln, was denn vielfach, namentlich auf dem Lande, auch die Wirkung sein wird. Was aber den großstädtischen Konkubinat junger Kaufleute, Offiziere, Studenten usw. anlangt, so wird es sich hier tatsächlich häufig genug um Kuppelei und Gelegenheitsmacherei, durch die Eltern oder Verwandte der „Braut“, oder durch diese selbst handeln. Die Schlingen sind überall ausgelegt, und die häufigen Morde und Selbstmorde zeigen den Erfolg. Fontane sagt einmal: Die halben Verhältnisse sind die gefährlichen.

Ebenso zeigt auch die Behandlung des Problems der unehelichen Progenitur dieselbe Einseitigkeit. Gewiß ist es eine furchtbare Sache: jährlich 180 000 uneheliche Kinder im Reich, $^1/_{12}$ des gesamten Nachwuchses, der Deklassierung, Entrechtung und Entartung ausgesetzt. Gewiß ist es aufs höchste zu wünschen, ihnen Lebensbedingungen zu schaffen, die sie vor dem Weg ins Elend und Verbrechertum schützen. Und es sieht so einfach aus: man ziehe den Vater zur Erfüllung seiner natürlichen Pflichten gegen seine Kinder ernstlich heran. Wie roh jene Formel des Code: die Nachforschung nach dem Vater ist untersagt! Aber, auch hier hat die Sache eine Kehrseite. Die Steigerung der rechtlichen Stellung der Unehelichen hat auch eine Tendenz, ihre Zahl zu vermehren. Man pflegt vorauszusetzen, daß die unehelichen Kinder das Produkt der Verführungskunst des Mannes seien, vor allem des Mannes, der seine gesellschaftliche und ökonomische Ueberlegenheit ausbeute, um arme unschuldige Mädchen zu verführen. Natürlich kommt das vor; aber die Annahme, daß es die Regel sei, ist wohl eine etwas allzu gutmütige. Die Verführungskünste des weiblichen Geschlechts, das wirklich nicht nur aus „armen unschuldigen Mädchen“ besteht, spielen

vielleicht keine geringere Rolle, auf dem Lande und in der Stadt, auch etwa in der an sich ja nicht verwerflichen Absicht, damit die erwünschte Ehe herbeizuführen. Wird durch die Steigerung der rechtlich geschützten Ansprüche der Mutter und der Kinder die Chance der Heirat gesteigert, dann wird das das Entgegenkommen des weiblichen Teils ermutigen; je schwerer die Folgen für die Mutter, desto stärker der Gegendruck gegen leichtsinnige Verhältnisse. Und das wird nicht zweifelhaft sein: der Gegendruck muß in erster Linie hier stattfinden; auf den jungen Mann zu rechnen, daß er im Augenblick der Gelegenheit sich die rechtlichen Folgen vorhalte, nun, das verrät doch wohl etwas zu wenig Verständnis der menschlichen oder männlichen Natur. Wirkt beim Weibe die Scham und die Scheu vor der nachfolgenden Schande als stärkste Hemmung, so sind bei dem Mann dieselben Antriebe beinahe eher nach der entgegengesetzten Richtung wirksam: ein Mann, der sich eine Eroberung entgehen läßt, ist wohl gar kein Mann. Also, so ganz unsinnig ist es doch nicht, wenn das Recht dem weiblichen Teil zunächst einschärft:

Tu keinem Dieb
Nur nichts zu Lieb
Als mit dem Ring am Finger.

Nun denke man gar, die Forderung der Beseitigung der exeptio plurium sei erfüllt, wie es die Verfasserin will, etwa mit der näheren Bestimmung, daß der Richter unter den möglichen Vätern den auswählen möge, der die Vaterpflichten am besten zu erfüllen imstande sei, und der weiteren Bestimmung der subsidiären Haftung der Eltern oder Großeltern: wenn das nicht bei leichtfertigeren Mädchen als Jagdprämie auf zahlungsfähige junge Leute wirkt, dann verstehe ich wirklich nichts mehr von menschlichen Dingen.

Der letzte Grund aller dieser Irrtümer scheint mir in dem „ethischen Idealismus" der Verfasserin zu liegen, d. h. in der Forderung der rücksichtslosen Durchführung ethischer Ideen durch das Recht. Das Recht soll ohne Rücksicht auf Natur und Sitte allein aus der „ethischen Idee", aus den abstrakten Begriffen der antinaturalistischen Kant-Fichteschen Ethik konstruiert werden. Es ist der Radikalismus der französischen Revolution, der ebenfalls meinte, den Blick unverwandt auf die „Prinzipien der Freiheit und Gleichheit" gerichtet, die Wirklichkeit wie weiches Wachs kneten zu können. „Du kannst, denn du sollst," die Wirklichkeit, die bloße Natur ist, hat gar kein Recht gegen die Idee, sie ist lediglich dazu da, um ihr unterworfen zu werden.

Die Verfasserin bekennt sich ganz zu diesen Anschauungen. Sie tadelt den „Historismus" und „Naturalismus", die beide die Wirklichkeit, wie sie ist, in Betracht ziehen, während es sich hier allein darum handelt, wie sie sein soll. Die Wirklichkeit, Natur und Geschichte, können hierüber nichts lehren; „Ideen" seien Erzeugnisse der über die Wirklichkeit übergreifenden, von ihr unabhängigen „Vernunft". Ganz recht, Naturwissenschaft und Geschichte lehren was ist, nicht was sein soll. Aber eine Wissenschaft vom Seinsollenden, die sich um die Wirklichkeit und ihr Wesen grundsätzlich nicht kümmert, baut in die leere Luft. Schließlich handelt es sich bei der Gestaltung menschlichen Lebens im großen und im kleinen doch darum, zu erkennen, was die Wirklichkeit im Grunde selbst will; die ihr immanente Idee, das Vernünftige, das in ihr ist, zu verwirklichen, das ist die Aufgabe. So in der Erziehung, so in der Politik, so auch in der Rechtsbildung. Geschichtsloser Radikalismus führt überall zum Scheitern. Die französische Revolution zeigt es im großen Stil. Man kann es im kleinen ebenso beobachten: man nehme z. B. den geschichtslosen Idealismus des Neuhumanismus, der das Erziehungswesen so lange beherrscht hat mit seiner Maxime: ohne Griechisch keine allgemeine Bildung, die etwas bedeutet.

Die Verfasserin hätte auf Grund ihrer historischen Untersuchung wirklich Ursache gehabt, etwas mehr Vertrauen in die „Vernunft in der Geschichte" zu setzen. Die Geschichte ist ja im großen und ganzen den Weg gegangen, den sie will: nur braucht sie Zeit, macht auch Umwege, aber sie trifft zuletzt doch das Ziel. So lasse man ihr Zeit, auch hier das Schwergewicht der Masse vorwärts zu bringen; vielleicht daß sie allmählich zur Aufnahme neuer Ideen, höherer Sitten und sittlicher Anschauungen und ihrer Ausprägung im Recht empfänglich wird. Frühgeburten sind Fehlgeburten, die nicht lebensfähig sind.

Ueber fehlerhafte Methoden der jetzigen vergleichenden Religionsgeschichte.

Von

W. Soltau.

Gegenüber der Veränderlichkeit und Vergänglichkeit alles Ird
schen, alles Lieblichen und Schönen steht — nach allgemeiner A
nahme — das Bleibende der wissenschaftlichen Wahrheit, d
exakten Forschung, der induktiven Wissenschaft fest.

Und doch gibt es manche, welche an die Stetigkeit der wiss
schaftlichen Weiterforschung, an die Beständigkeit der wissenschaftlich
Ergebnisse nicht recht glauben wollen. Hierüber besteht zwar kei
solche Unsicherheit, wie es uns die Vertreter des Kirchenglaube
weis machen wollen. Immerhin aber ist der Wechsel, welch
die Resultate vieler Disziplinen ausgesetzt gewesen sind, groß genu
um in manchen Menschen das Zutrauen zu der Sicherheit wisse
schaftlicher Forschung zu erschüttern und sie dem Skeptizismus ein
Pontius Pilatus in die Arme zu führen.

Das wäre nun zwar höchst verkehrt. Vielmehr ließe sich wo
umgekehrt aus diesem Wechsel der Ergebnisse und Methoden d
Schluß rechtfertigen, daß gerade in dem stetigen Weiterschreiten vo
Unsicheren zum Sicheren, vom Unklaren zur Klarheit eine Gewä
für die endliche Erreichung höherer Ziele und besserer Gewißh
liege. Minderwertiges wird abgestreift oder welkt dahin: die tiefer
Wahrheiten brechen sich zuweilen nur allmählich, aber sicher Bah

Immerhin ist aber vor einem vorzeitigen Optimismus zu warne
Es ist z. B. allgemein bekannt, wie auf dem Gebiete der vergleiche
den Religionsgeschichte die Methode und die Ergebnisse großen u
bedenklichen Schwankungen ausgesetzt gewesen sind.

Welch ein Wandel ist hier seit einigen Jahrzehnten eingetrete
seit Adalbert Kuhn, Max Müller, Forchhammer und Roth ih
„Entdeckungen" gemacht hatten!

Mit der neuerstehenden Sanskritforschung und der Sprachvergleichung war damals auch die Götter- und Mythenwelt der Inder, des Rig Veda in den Vordergrund des Interesses getreten. Mit derselben Sicherheit wie die Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft die bisher dunklen Bildungen der griechischen, lateinischen, germanischen Deklination mit Hilfe des Sanskrit aufgedeckt hatten, hoffte man, auch die Anfänge aller Kultur, vor allem der Religion und der Sagenwelt, aus Indien herleiten zu können. „Man glaubte, daß man zwischen den Gottheiten des Veda und denen des europäischen Altertums dieselbe Verwandtschaft, dieselbe ursprüngliche Identität feststellen könne, wie etwa zwischen indischen und griechischen Flexionsformen. Damals galt die vergleichende Mythologie gleichsam als ein Zweig der vergleichenden Sprachwissenschaft." *)

Auch jene Forschung hat jedoch wie eine Zeit jugendlicher Frische und Begeisterung, so auch eine Periode jugendlicher Leichtgläubigkeit und jugendlichen Irrens durchgemacht.

Wie viele jener einst so bestechenden Etymologien und Beziehungen haben sich als unrichtig herausgestellt! Wer sucht noch das Wesen des Hermes zu ergründen, indem er auf die Sarameias, die Söhne der Götterhündin im Rig Veda, zurückgeht? „Es ist der Forschung hierbei" (wie Oldenberg treffend bemerkt), „ganz anders gegangen als auf dem rein sprachlichen Gebiet. Dort hat man mit immer größerer Sicherheit die Paradigmen der indoeuropäischen Sprachen hergestellt. In der Geschichte der Mythen dagegen hatte fortwährend die komplizierteste Mannigfaltigkeit von Einflüssen zusammengewirkt." Nur ganz vereinzelt ist es hier möglich gewesen, sichere Resultate zu erzielen, entschiedene Verwandtschaft nachzuweisen. Ist aber selbst damit viel gewonnen? Wenn wir auch wüßten, daß Indra derselbe sei wie der Gott Thor der Edda: wie unendlich viele Umgestaltungen mag da die Gestalt beider Göttervorstellungen unter verschiedenem Himmelstrich, im Verlauf von Jahrtausenden erfahren haben? Und dann, wenn man auch bis zu den Uranfängen aller Religionen hinaufgestiegen war, so mußte bald klar werden, daß man damit doch nur zu einem höchst primitiven Wissen der Völker gelangt war, daß — wie die auf niederer Kulturstufe stehenden Völker Waffen und Geräte niederer Art gehabt, sie auch religiöse Anschauungen kindlicher und abergläubischer Art besessen haben. Die reichen Ergebnisse der Ethnologie, die nähere

*) Oldenberg, Aus Indien und Iran, S. 45.

Bekanntschaft mit den Religionsgebräuchen wilder und halbwilder Völker hat inzwischen mit Bestimmtheit dargetan, daß alle Völker von den niedrigsten Anfängen sich erst ganz allmählich zu einer edleren, menschenwürdigeren Art zu empfinden emporgeschwungen haben, und daß die Uranschauungen der Völker uns keineswegs eine große Weisheit über ihr religiöses und geistiges Leben darbieten können. Gewiß aber konnte diese nicht aus dem Rig Veda erfaßt werden, welcher schon einen ziemlich weit vorgeschrittenen Standpunkt der religiösen Entwicklung verrät. So hat man denn längst erkannt, daß die vor ein bis zwei Menschenaltern eingeschlagenen Wege, den Ursprung der Religionsvorstellungen, der Mythen und der Glaubensvorstellungen zu erforschen, nicht mehr gangbar sind.

Im besonderen hat namentlich nach zwei Seiten hin die vergleichende Mythologie andere Wege einschlagen lernen.

Sie hat vor allem anerkennen müssen, daß mit der bloßen Feststellung irgend einer Verwandtschaft der Mythen noch nicht viel gewonnen sei, daß es vielmehr wichtiger sei, nachzuweisen, welche Veränderungen bestimmte Sagen durchgemacht haben, und wie sie in verschiedenen Epochen und verschiedenen Regionen solchen Umgestaltungen ausgesetzt gewesen sind, daß ihre ursprüngliche Gestalt oft kaum wiedererkannt, nicht wiederhergestellt werden kann.

Und daneben mußte die vergleichende Religionsgeschichte beachten lernen, daß gleiche oder verwandte Vorstellungen religiöser Art bei den verschiedensten Völkern vorkommen, ohne daß eine Entlehnung stattgefunden hat. Ueberall, wohin wir bei den primitiven Religionsverhältnissen hinblicken, treten unabhängig von einander die gleichen Vorstellungen von Geistern und gespenstischen Gottheiten auf, auch von Opfern und Gelübden, von Kasteiungen und Orakeln, ohne daß sie anderswoher entlehnt sind. Es finden sich, über die ganze Welt hin zerstreut, mythische Vorstellungen und Sagengebilde verbreitet, welche unter sich manche Familienähnlichkeit zu haben scheinen und doch selbständig entstanden sind.

Die Indianer glauben, daß die Seelen der Verstorbenen eine lange, beschwerliche Wanderung machen müssen, ehe sie ewige Ruhe finden, namentlich daß sie unter Gefahren einen großen Strom überschreiten müssen, dessen Uebergang ein wilder Hund den Seelen verwehre. Nur ein Tor kann glauben, daß hier eine Verwandtschaft mit den griechischen Sagen vom Styx und vom Cerberus bestehe.

Nicht viel weniger töricht ist es aber, wenn man mit Preuß*) in den Sagen der Mexikaner die Quellen griechischer Mythen finden würde, und in ihnen den Ursprung der Sagen von Dionysos und schließlich des griechischen Dramas nachweisen wollte.

Auch hinsichtlich der Prüfung und Sichtung der Ueberlieferung hat die vergleichende Religionsgeschichte andere Bahnen einschlagen lernen. Sie muß in der Tat jetzt weit vorsichtiger zu Werke gehen, als zu der Zeit, da sie in erstem jugendlichen Anlauf in allem nur ein Spiegelbild uralter und doch alltäglich wieder vorkommender Naturvorgänge zu finden glaubte. Die Zeiten sind dahin, da man noch jeden Mythus erklärt zu haben glaubte aus den Naturerscheinungen, aus dem Wechsel von Licht und Finsternis, von Sturm und Gewitter, oder aus den Phänomenen, welche das Meer und die Gewässer mit sich brachten.

Ganz neue Aufgaben sind der vergleichenden Religionsgeschichte gestellt. Sie hat nicht so sehr mit der Möglichkeit einer originären Weiterbildung der Mythen aus uralten mythischen Anfängen, als damit zu rechnen, welcher Art die Umgestaltungen sind, welche die Tradition erfahren, wie sie später durch willkürliche oder beabsichtigte Umbildung verändert worden ist. Sie hat zu zeigen, was literarischer Bearbeitung zu verdanken ist, was späte Uebertragung von einem zum anderen Volke ist, wie eine solche die überaus zahlreichen Beziehungen, welche der Handelsverkehr, die Koloniegründungen, die politischen Eroberungen und Umgestaltungen herbeigeführt haben.

Der scharfe Gegensatz, welcher zwischen jener älteren Methode und der jetzigen herrscht, läßt sich am besten, gleichsam wie an einem Musterbeispiel, an Roms Gründungssage exemplifizieren.

Vor 60 Jahren hatte Forchhammer eine wohl längst wieder vergessene Deutung der Romulussage gegeben, welche in jedem Zug derselben uralte Volksweisheit vermutete. Da sollte Amulius (von α und μολ) der „unbewegliche" Albanerberg sein, von dem der durch die Weide ziehende (νόμος-ιτωρ) Strom Numitor, wie die kleinen Bächlein Romulus und Remus ihren Ursprung gehabt hätten.

Jetzt weiß man, daß diese Sage kein ursprünglicher Volksmythus war. Die Römer kannten überhaupt keinen volkstümlichen Mythus.**)

*) Neue Jahrb. f. das kl. Altert. 1906, IX, S. 161 f.

**) Vgl. Trieber in Rhein. Museum (1888) 43, 569: Die Romulussage, sowie Eduard Meyer: Forschungen zur alten Geschichte, 1, 143, und meinen Aufsatz: „Die Entstehung der Romuluslegende" (Archiv für Religionswissenschaft 1908).

Mag die Erzählung von Milets Gründer Miletos, der ein Sohn des Apoll und einer Tochter des Minos war, der als Kind ausgesetzt, von einer Wölfin gesäugt sein soll, auch von Kreta und Kleinasien nach Etrurien, von Etrurien nach Rom gelangt sein. Festzuhalten ist, daß selbst eine derartige mündliche Tradition keinen großen Anteil an der Gründungslegende Roms gehabt hat, wie sie erst seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. in Rom aufkam. Diese ist ganz und gar literarisches Lehngut aus späterer Zeit. Naevius (220 v. Chr.) hat diese Sage in seinem Drama „Die Aufziehung von Romulus und Remus" behandelt und dabei dann des Sophokles Tyro nachgeahmt, ein Drama, das alle Einzelheiten der Romuluslegende enthielt.*) Mythographen und Annalisten haben das Ihre getan, um dann die Kunde davon auszubreiten und zu befestigen.

Auch hier ist, wie so oft, spätes literarisches Kunstprodukt für uralte Volksweisheit angesehen worden.

Während aber sich manches auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie und Religionswissenschaft zu klären begonnen hat, scheint neuerdings die Tradition des Alten wie die des Neuen Testaments das Versuchsfeld geworden zu sein für alle möglichen und unmöglichen Einfälle, welche wieder in die alten Fehler der vergleichenden Mythologie zurückfallen. Wieder versucht man vielfältig das, was spätere Ueberlieferung oder gar gute historische Tradition ist, aus alten Volkssagen und mythischen Gebilden herzuleiten, ohne zu bedenken, daß derartige Versuche längst wissenschaftlich überwunden sind.

Es mag sein, daß manche der ältesten Ueberlieferungen des Alten Testaments eine Herleitung aus babylonischen und ägyptischen Mythen gestatten. Für die Ueberlieferung des Neuen Testaments ist eine solche Deutung, abgesehen von wenigen späteren Einlagen, ausgeschlossen.

Es soll in folgendem gezeigt werden, daß solche Bestrebungen wissenschaftlich unhaltbar sind, ja daß sie nur infolge von nachweislich fehlerhaften Voraussetzungen unternommen werden konnten.

---

*) Zu Kallias' Zeit († 289 v. Chr.) wußte man bei der Gründungssage noch nichts von den Zwillingen, nichts von der Rea Silvia, nichts von der Vaterschaft des Gottes Mars. Selbstverständlich auch nichts von den albanischen Königen. Alt allein ist die Wölfin am Lupercal. Wahrscheinlich ist das jetzt im Capitol bewahrte, während des Mittelalters im Lateran stehende Bild der Wölfin dasselbe, welches früher am Lupercal stand. Die Zwillinge sind später beigefügt.

Nachdem David Strauß und Bruno Bauer das Leben Jesu mythisch zu erklären und kritisch zu zersetzen gesucht hatten, war ihnen gegenüber die wieder aufbauende und vorsichtig abwägende Kritik mehr zu Wort gekommen und hatte in zahlreichen „Leben Jesu“ (so von Schenkel, Keim, Weiß, Beyschlag u. a.) Erzeugnisse geliefert, die zwar nicht den kirchlich-rechtgläubigen Christen, wohl aber den gemäßigten liberalen Kreisen Befriedigung gewährten.

Das ist im letzten Jahrzehnt anders geworden. Da häufen sich geradezu die Versuche, die Lebensschicksale Jesu auf rein mythische Bildungen zurückzuführen. Man denke nur an die Namen Kalthoff, Eduard von Hartmann, Jensen, Smith, Seydel bis herab zu den besonneneren, aber keineswegs unbedenklichen Versuchen von Pfleiderer und Gunkel, die historischen Berichte der Evangelien aus hellenistischen, babylonisch-persischen, buddhistischen und anderen orientalischen Elementen herzuleiten.

Zwar vieles von diesem allen wird einem einigermaßen geschulten Historiker abgeschmackt vorkommen. Gewiß, es ist töricht, wenn man mit Kalthoff behaupten wollte, daß in dem blutflüssigen Weib Marc. 5, 25 wohl Poppaea Sabina, Neros Gemahlin, stecke, „die wegen ihrer starken Hinneigung zum Judentum für eine apokalyptische Schreibweise wohl als die Frau, die den Saum des Gewandes Jesu berührte, gelten könnte“ — oder, wenn von Kalthoff behauptet wird, daß die Erzählung vom ungerechten Haushalter auf Papst Kalixt (um 220) gehe, der wegen Veruntreuung in die Bergwerke geschickt wurde, oder daß gar die Erzählung von der großen Sünderin auf die Marcia, die Konkubine des Commodus, zurückzuführen sei! Das sind nicht mehr Hypothesen, sondern das ist Geschwätz, über welches man lächeln kann. Aber das Lachen vergeht einem, wenn man das dickleibige Werk von Peter Jensen zur Hand nimmt über das Gilgamesch-Epos*). Allen Ernstes wird hier versucht, die Einzelheiten des Lebens Jesu aus den Motiven jenes babylonischen Epos herzuleiten. — Und nicht minder verunglückt ist das Unternehmen des amerikanischen Professors Smith von der Tulane-Universität in New-Orleans (Gießen 1906) in seinem Buch „der vorchristliche Jesus“, den historischen Jesus aus einem Mythus herzuleiten. Das Wesen des Christentums — so lautet die Hauptthese von Smith — ist in der Vereinigung Jesus

*) Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur. I. Band, Straßburg, Trübner 1906.

Christus zum Ausdruck gebracht. Keiner von diesen beiden Titeln bezeichnete ursprünglich ein irdisch-menschliches Wesen, sondern beide sicherlich eine Gottheit. Letzterer, Christus, ist vornehmlich jüdisch, ersterer aber mindestens halb ausländisch, in der Diaspora entstanden. „Aus der Vermählung des semitischen und des hellenischen Geistes ist (nach Smith) die Riesengestalt des Urchristentums emporgewachsen!" *)

Solche Hypothesen werden ja keinen Bestand haben, aber als Symptome, daß in der Forschungsmethode noch manches Unbefriedigende enthalten ist, haben auch sie zu gelten.

Ernsthafter sieht die Sache schon aus, wenn wir uns von diesen doch nur dilettantischen Angriffen auf den historischen Jesus zu den Forschern wenden, welche die evangelische Ueberlieferung auf Einflüsse des Buddhismus zurückführen wollen, wie das Seydel oder, wenn auch viel besonnener, Kappstein und van den Bergh van Eysinga tun! **)

Immerhin ist in dem mancherlei Dunst auch einiges Licht enthalten gewesen, und wenn auch das Schlußergebnis dahin lautet, daß in den Lehren Christi und seiner Apostel nichts Buddhistisches, nichts Indisches enthalten ist, so haben doch die manigfach aufgesuchten und aufgefundenen Parallelen so viel gezeigt, daß anerkannt werden muß, daß in manchen späteren Zusätzen und Ergänzungen der Evangelien, vor allem in dem Johannesevangelium und in den apokryphen Evangelien, Angaben enthalten sind, auf welche die Sagenbildung des fernen Orients Einfluß ausgeübt hat.

Weniger ausschweifend, aber auch noch keineswegs unbedenklich sind die sonstigen Versuche Pfleiderers und Gunkels, das Christentum, das sie mit Recht mitten in die religionsgeschichtliche Entwickelung hineinstellen, lediglich als Produkt einer solchen nachzuweisen.

Zwar hat die reiche Kenntnis, welche diese beiden Gelehrten und manche in ihren Bahnen weiterforschenden Männer besitzen, es ermöglicht, zahlreiche bedeutsame Parallelbildungen zur neutestamentlichen Tradition nachzuweisen. Es ist dabei von Pfleiderer nament-

---

*) Vergl. Berliner Wochenschrift (Nr. 22) vom 1. Juni 1907.

**) Rudolf Seydel, Die Buddha-Legende und das Leben Jesu nach dem Evangelium (Leipzig 1888). Th. Kappstein, Buddha und Christus (Berlin 1906). G. A. van den Bergh van Eysinga, Indische Einflüsse auf evangelische Erzählungen (Göttingen 1904).

lich auf die Aehnlichkeit mit manchen hellenistischen Sagen hingewiesen, von Gunkel noch bedeutsamer die Verwandtschaft mancher neutestamentlicher Anschauungen mit babylonischen und persischen Religionsvorstellungen betont worden. Und das ist gewiß dankenswert. Denn entweder ist die Aehnlichkeit eine derartige, daß sie die Entlehnung wirklich erweist, oder sie zeigt wenigstens, wie unter ähnlichen Umständen nicht bloß Aehnliches geschehen, sondern auch Aehnliches gedacht und erdacht, gefunden und erfunden ist.

Und unter allen Umständen werden wir es diesen Bestrebungen zu verdanken haben, daß unsere Augen von den zunächstliegendsten jüdischen und alexandrinischen Parallelen zu neutestamentlichen Berichten auch auf die ebenso wichtigen Anschauungen des sonstigen Orients hingelenkt worden sind.

Aber schon die überaus verschiedenen Resultate, zu welchen alle diese religionsgeschichtlichen Forschungen geführt haben, weisen darauf hin, daß hier Fehler mit untergelaufen sind. Sie machen es in der Tat wahrscheinlich, daß mindestens die größere Zahl ihrer Ergebnisse hergestellt ist, ohne daß auf die längst erprobten Regeln historischer Forschung zurückgegangen ist. Es ist z. B. schon oft auf die Aehnlichkeit von einigen wenigen Zügen und Motiven der Berichte allzugroßes Gewicht gelegt worden. Johannes der Täufer trägt ein härenes Gewand, wie Eabani, der Genosse des babylonischen Gilgamesch. Ist der Täufer deshalb, wie Jensen meint, eine Sagengestalt, welche aus Babylon stammt? Oder darf irgend eine Schlußfolgerung daraus gezogen werden, daß Jesus nach derselben Richtung hin seine Wanderungen unternimmt, wie einst Gilgamesch? Ja, ist es da auch nur gestattet, an die Möglichkeit einer Verwandtschaft, oder gar an Entlehnung zu denken?

Nur auf diese Weise ist es möglich gewesen, bei dem alten Testament bald mit Jensen alles auf das Gilgameschepos, bald mit Völter alle Patriarchensagen auf ägyptische Götter zurückzuführen. Und auf derartige, oft rein äußerliche Aehnlichkeit hin ist die vergleichende Religionsforschung auch beim Neuen Testament an der Arbeit gewesen, um für alle möglichen Motive irgend ein Analogon in griechischen, babylonischen, ägyptischen, buddhistischen Sagen zu finden. Oft genügten einige wenige äußerliche Vergleichungspunkte, um die Abhängigkeit von fremden Sagenbildungen zu begründen.

Die zahllosen und recht bedenklichen Fehler, welche die vergleichende Religionsforschung bei der Herleitung christlicher Ideen aus anderen Religionssystemen gemacht hat, wären voraussichtlich vermieden

worden, wenn nicht die Schriften des ganzen N. T. zu oft als eine Einheit angesehen worden wären, welche in ihrer Totalität uns die Lehre Jesu und seiner Apostel wiederspiegeln könnten. Eine solche Hypothese muß zwar jedem Historiker als ein Unding erscheinen: nichtsdestoweniger wird diese fehlerhafte Voraussetzung nur zu oft bei den religionsgeschichtlichen Untersuchungen, namentlich von den Theologen, zugrunde gelegt. Es braucht aber nicht eingehend hervorgehoben zu werden, welch eine Kluft die johanneische Theologie von derjenigen der Synoptiker trennt, oder wie verkehrt es ist, die den krankhaften jüdischen Apokalypsen nachgebildete Offenbarung Johannis als Quelle für Jesu Lehre anzusehen. Gerade die kleine Apokalypse Marc. 13 ist zuletzt eingelegt und nicht auf Jesu Worte zurückzuführen. Welch eine neue Christologie bietet ferner der Hebräerbrief! Ohne ihn würden wir nichts davon wissen, daß Christus als Hoherpriester und Mittler zwischen Gott und den Menschen erschienen sei. Denn der Mittler (μεσίτης) kommt sonst nur noch zweimal im Galaterbrief vor und zwar nur für Moses. Und ebensowenig würden wir ohne die spätesten Schriften des N. T. und ohne die erst später hinzugefügte Jugendgeschichte des Lucas eine biblische Bezeugung des Heilandes (σωτήρ) oder etwas von der jungfräulichen Geburt Jesu kennen.*)

Es ist klar, daß man die Lehre von den babylonischen Aeonen und dem persischen Geisterglauben in der Apokalypse wiederfinden kann. Darum aber hat die Lehre Jesu noch nicht die geringste Beziehung zu ihr.

Eng mit diesem Fehler verbunden ist der andere, daß zu wenig, oder gar nicht, beachtet wird, daß auch die einzelnen Schriften des N. T. keine schriftstellerischen Einheiten sind. Der Syllabus verdammt allerdings den Satz, daß Evangelien durch Zusätze und Korrekturen ergänzt seien. Aber was er verwirft, das ist ja gerade das, was die Wissenschaft als Norm aller Wahrheitserforschung festgestellt hat.

Selbst in der Grundlage der übrigen Evangelien, im Marcusevangelium, sind drei Schichten der Ueberlieferung zu unterscheiden, von denen die dritte erst dem Herausgeber angehört, der u. a. 6, 45—8, 26 und c. 13 (die kleine Apokalypse 13, 4 f.) eingelegt hat. Das Matthäus- und das Lukasevangelium, welche beide aus Markus-

*) Matth. 1, 20 ist bekanntlich nach Lucas 1, 35 gebildet. Vgl. Soltau, das Fortleben des Heidentums in der altchristlichen Kirche S. 79 f. (G. Reimer 1906).

abschnitten und „Herrenreden“ bestehen, sind in ihren sonstigen Zusätzen so gut wie ohne Quellenwert. Bei der Apostelgeschichte ist scharf zwischen dem alten Reisebericht und andererseits den später eingelegten Reden und den Petruslegenden zu scheiden!*)

Kaum sollte es ferner drittens für Philologen und Historiker noch besonders betont zu werden brauchen, daß natürlich nicht die verderbte und interpolierte Form, in welcher uns viele Stellen und ganze Schriften des N. T. überkommen sind, maßgebend sein dürfen für die Bemessung dessen, was Lehre Jesu gewesen, was fremden Religionssystemen entlehnt ist. Die trinitarische Taufformel Matth. 28, 19 ist sicherlich erst später daselbst eingelegt, ist ja die einzige Erwähnung der Trinität im ganzen neuen Testament Wie durfte man dann den Versuch machen, eine christliche Lehre der Dreiheit aus anderen Religionssystemen herzuleiten, als ob dieses Dogma seine Grundlage in der Lehre Jesu habe! Ueberaus erwünscht sind hier ja Useners Untersuchungen über die „Dreiheit“ gewesen. Sie erklären es, wie in der Kirche des 3. Jahrhunderts die Trinität so bald allgemeine Geltung erhalten hat. Aber mit der Lehre der synoptischen Evangelien oder der Briefe des Paulus steht dieses Dogma in einem unauflösbaren Widerspruch und darf also auch nicht für die Verwandtschaft der Lehre Jesu mit heidnischen Vorstellungen angeführt werden.

Ich selbst habe gezeigt,**) daß die Himmelfahrt Jesu nach der Schilderung, wie Josephus den wunderbaren Heimgang und das Verschwinden Mose auf einem Berge dargestellt hat, gebildet ist. Damit habe ich aber gewiß nicht eine christliche Lehre aus einem fremden Anschauungskreis herleiten wollen, da ja in Lukas 24, 51 die Worte über Jesu Himmelfahrt unecht, späterer Zusatz sind, und im ersten Kapitel der Apostelgeschichte die Erzählung von Christi Himmelfahrt sicherlich bei einer späteren Ueberarbeitung des alten Reiseberichts eingeschoben ist.***) Vielmehr habe ich gerade das Eindringen fremder, hier spätjüdischer Sagen, in die altchristliche Ueberlieferung nachzuweisen und zu beseitigen gesucht.

Oder wählen wir ein anderes, besonders belehrendes Beispiel, das für den Einfluß des Buddhismus auf die Entstehung des christlichen Auferstehungsglaubens von Bedeutung sein soll.

---

*) Soltau, Unsere Evangelien, ihre Quellen und ihr Quellenwert (Leipzig 1901) S 18 f., 55 f. und Klio V, 1 (1905) „Inwieweit kann die Apostelgeschichte als historische Quelle gelten?“

**) Soltau, Himmelfahrt und Pfingsten (Th. Weicher 1905).

***) Klio, Beiträge zur alten Geschichte, V, 1. S. 117.

Paulus erwähnt bekanntlich an der klassischen Stelle über die Auferstehung, 1. Kor. 15, 5—7, daß Jesus „gesehen ist" (ὤφθη) von Kephas, darnach von den Zwölfen, darnach ist er gesehen worden von mehr denn 500 Brüdern auf einmal, deren noch viele leben, etliche aber sind entschlafen, darnach ist er gesehen worden von Jakobus, darnach von allen Aposteln, am letzten nach allen ist er auch von mir, als einer unzeitigen Geburt, gesehen worden."

Auch von Buddha wird erzählt, daß sich einst 500 seiner Jünger auf einmal auf einem Berge versammelt, um ihn zu sehen. Es ist also an sich wahrscheinlich, daß hier das Urbild zu suchen ist für die sonderbare Angabe des Korintherbriefes, „daß 500 Jünger auf einmal den Heiland gesehen". Aber es ist dabei doch die Vorfrage zu lösen, ob denn Paulus selbst diese Angabe gebracht hat. Jeder philologisch geschulte Interpret wird beachten müssen, daß Paulus niemals von den „Zwölfen" spricht, und daß er, wenn er durchaus schon an eine zweimalige Erscheinung vor allen Jüngern, die zuerst das Johannesevangelium, also nach 120, erwähnt, geglaubt hätte, er dieses einfach durch ein „zweimal von allen Aposteln" (δὶς πᾶσι ἀποστόλοις) erreicht haben könnte. Daß der Leiter der Gemeinde von Jerusalem, Jakobus der Gerechte, auch als einer von denen genannt wird, welche den Auferstandenen gesehen haben sollten, hat gewiß eine apokryphe Herkunft. Paulus schrieb also: „daß Jesus von Kephas, darnach von allen Aposteln gesehen ward; zuletzt aber von mir." Und damit ist der scheinbar buddhistische Zusatz für Paulus beseitigt, als spätere Glosse dargetan.

Viertens kommt in Betracht, daß sehr wohl bestimmte Formen der Tradition allgemein verbreitet und so auch in die christliche Literatur gelangt sein können, ohne daß an eine direkte Beeinflussung seitens einer fernen orientalischen Religionsgemeinschaft zu denken wäre. Märchen und Fabeln, Formeln und Parabeln pflanzen sich im Volksmunde weiter fort, ohne daß an eine direkte Entlehnung zu denken ist.

Die äsopischen Fabeln haben z. T. ihre Urbilder in indischen Fabeln. Wer würde aber darum ihre unmittelbare Herleitung von dort annehmen? Wie manche Mittelglieder sind uns vielleicht unbekannt, und es ist ebenso leicht möglich, daß manche derselben einen mittleren Ursprungsort, zwischen Indien und Klein-Asien, gehabt haben. Aber abgesehen davon — wie manche Motive solcher Erzählungen sind Gemeingut aller Völker gewesen, welche in irgend einem geistigen Kontakt miteinander gestanden haben!

Ueberall finden wir bei der Geburt eines großen Mannes, eines Prinzen ꝛc. weise Frauen, welche Glück prophezeien. Ist darum die gütige Fee der deutschen Märchen buddhistisch, weil eine solche auch bei Buddha prophezeit hat? Sie ist überhaupt orientalisches Gemeingut und so auch bei den arischen Völkern, wie Griechen und Germanen, üblich, welche früher einmal in näherer Berührung mit den Völkern des Ostens gestanden haben. So ist denn auch nicht daran zu denken, daß der Segenspruch des greisen Simeon oder das Segenswort der Hannah buddhistischer Herkunft ist. Die Worte, die beide sprechen, sind die von frommen Juden. Nur die äußere Fassung des Ganzen ist die gleiche, wie in manchen orientalischen Erzählungen.

Dasselbe gilt von der Versuchungsgeschichte, die ja immer wieder für den buddhistischen Ursprung als Kronzeugnis angepriesen wird. Damit steht es nun aber einfach so: Seit uralter Zeit herrscht der Glaube, daß heilige Männer, vor allen Religionsstifter, schlimmen Versuchungen ausgesetzt gewesen seien. So ist es auch bei Buddha gewesen. Mara, der Böse, hat ihn, als er lange gefastet, vergebens versucht, natürlich nicht vor einer Volksmenge, sondern allein. Tiere und Götter huldigen dem siegreichen Buddha, ähnlich wie bei Mark. 1, 13.

Das ließe sich ja hören; aber weit näher verwandt mit dem biblischen Bericht ist die Sage des Vendidad, wie Zarathustra versucht sein soll. In dem zarathustrischen Gesetzbuch (Vendidad XIX) wird erzählt, wie nach sonstigen vergeblichen Versuchen des Teufels Zarathustra durch Dämonen zu vernichten, endlich er selbst in die Schranken getreten sei und durch Versprechung irdischer Herrschaft ihn von dem guten Gesetze abzubringen gesucht habe. Doch Zarathustra widersteht siegreich. „Nimmer will ich das Gesetz der Mazdaanbeter verlassen, müßte auch mein Leib und meine Seele vergehen (bersten).“ Das entspricht den Worten Jesu (bei Matthäus 4, 10): „Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen.“

Sogleich stürzt sich nun die religionsgeschichtliche Kaste gierig auf diese sichere Beute und freut sich, endlich einen festen Punkt genommen zu haben, von wo aus eines der eigenartigsten Stücke, aus den Herrenworten sogar, als persisch-buddhistisches Eigentum reklamiert werden kann. Und doch ist das gerade Gegenteil hier richtig.

Wer die drei Versuchungen bei Matth. 4, 1 liest, weiß, daß das die gleichen Antithesen sind, wie sie in der Bergpredigt zu

finden sind. Nur die äußere Einführung, der Teufel und die Art seiner Versuchung, sind fremder Herkunft. Also einer morgenländischen Parabel bediente sich Jesus oder der Evangelist, um die widerstreitenden Elemente seines Seelenlebens anschaulich zu machen. Wer hier das Parabolische verkennt, an ein Diabolisches, an einen wirklichen Vorgang denkt, gehört nicht in einen Kreis von Männern, welche wissenschaftliche Erörterungen anstellen. Windisch wie Oldenberg weisen daher gut die Möglichkeit einer direkten Entlehnung zurück. „Die Versuchungsgeschichte in den Evangelien und die Maralegende dürfen nur als parallele Anschauungen angesehen werden." Beide hängen eng mit der besonderen Entstehungsgeschichte ihrer Religionen zusammen.

Wie hier, wäre es wahrlich nicht am Platze, von buddhistischem Einflusse zu sprechen bei der Parabel vom verlorenen Sohn Lucas 15, welche eine entfernte Aehnlichkeit mit einer indischen Fabel hat.

Hier ist die Fabel orientalisches Gemeingut. Die Anwendung in allen Einzelheiten ist verschieden ausgestaltet, nicht minder die Lehre. In der buddhistischen Erzählung kommt sogar nur ein törichter Jüngling vor, der sein Erbteil verschwendet. Der wesentliche Vergleichungspunkt fehlt also.

Wenn einerseits so bei genauer kritischer Sonderung der Ueberlieferung zahlreiche Anklänge buddhistischer, persischer, babylonischer Sagen aus der Lehre Jesu eliminiert sind, so muß daneben allerdings fünftens stets bedacht werden, daß das Christentum nicht vom Himmel gefallen ist, sondern aus dem Judentum erwachsen ist.

Nicht aus dem palästinensischem Judentum allein, sondern ebenso sehr beeinflußt von den Ideen der Diaspora, von den Juden Babylons, Alexandrias, Kleinasiens: von dem Judentum in der Zeit des Hellenismus.

Das ist der Weg, der vor allen Dingen einzuschlagen ist, wenn man gesicherte religionsgeschichtliche Ergebnisse gewinnen will. Und er ist längst eingeschlagen worden. Vor allem durch die ausgezeichneten Forschungen, welche der jüdischen Zeitgeschichte vor Jesu und zu Jesu Lebzeiten gewidmet waren, welche Schürer und Holtzmann, Wernle und Bousset angestellt haben.

Der Kult des Tempels, die Opfer und die priesterlichen Zeremonien waren im Laufe der Zeit zurückgetreten hinter dem Gottes-

dienst der Synagoge, hinter Lehre und Schriftauslegung.*) Ein streng abgeschlossenes Judentum Palästinas existierte nach Alexander nicht mehr. Von größerem Einfluß für die Entwicklung der jüdischen Religion im Mutterlande war die zahlreiche Judenschaft von Alexandria, von Babylon und von Antiochia. So wurden die jüdischen Religionsauffassungen in den Kreis der allgemeinen Verschmelzung der Völker und ihrer Religionsanschauungen mit hineingezogen, und zwar zu ihrem größten Heil. In den Zusammenbruch der nationalbestimmten und nationalbeschränkten Religionen, wie er in der Diadochenzeit stattfand, wird auch das Judentum mit hineingezogen. „Machtvoll", sagt Bousset (Die Religion des Judentums, S. 543), „dringen überall universale Gedanken ein. Das Diasporajudentum befindet sich auf dem Wege zur Weltreligion." „Ueberall herrscht das Streben, die Gottheit mehr und mehr zu vergeistigen," „die Eschatologie des Judentums bekommt einen weltumfassenden Charakter", das Interesse am Jenseits und der Gedanke an eine individuelle Vergeltung vor dem Richterstuhl der Gottheit werden zentral.

Es war nur naturgemäß, daß die jüdische Religion dabei auch viele fremdartige Bestandteile aus anderen Religionssystemen aufnahm. Die Anschauungen, welche die Babylonier vom Himmel und den übereinander gelagerten himmlischen Orten hatten, von den leuchtenden Wesen, die dort oben ihr Regiment führen, der Glaube an die Bedeutung der sieben Planetenmächte, die Annahme von aufeinanderfolgenden Weltperioden, die Zahlenschemata, mit denen die jüdische und später die jüdisch-christliche Apokalyptik operiert, sie haben ihre Heimat in Babylon.

Noch wichtiger ist der Einfluß der eranisch-zarathustrischen Religion gewesen, der allerdings nicht direkt, sondern über Babylon und Antiochia erfolgt ist. In keiner anderen Religion außerhalb der jüdischen herrschte „eine so ausgesprochene und siegreiche Tendenz des Glaubens zum Monotheismus", wie in der persischen Religion. Ahura Mazda ist unter sämtlichen Gottheiten der das Judentum umgebenden Welt entschieden diejenige Gestalt, die am ehesten der Gestalt Jahves zur Seite gestellt werden kann.**) In beiden Systemen herrschte eine innige Verbindung der Religion mit ernsten ethischen Gedanken.

---

*) Vgl. hierzu und zu dem folgenden Bousset, Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter (Berlin 1906).

**) Bousset ebend. S. 549.

Daß von Persien andererseits der Dualismus, der Glaube an Teufel und Engel, an Hypostasen in der Gottheit in die jüdische Religion gekommen ist, wird nicht mehr bestritten werden können. Im Einzelnen gilt es hier, den Wegen weiter nachzugehen, welche diese Religionsvorstellungen von Eran über Babylon, von Babylon über Vorderasien und Aegypten gemacht haben. Viel Licht ist hierüber bereits von Gunkel und Bousset verbreitet worden; ausgezeichnete Aufklärung verdanken wir den Forschungen über die geistigen Kulturzustände in der Zeit des Hellenismus, wie sie vor allen Dingen von Wendland, Dieterich, Reitzenstein, Geffcken, Gruppe angestellt sind. Aus diesem geläuterten, vielfach umgestalteten Judentum ist das Christentum erwachsen, und sicherlich ist es eine wesentliche Vorbedingung für das Verständnis von Jesu Lehre, diesen Tatbestand immer klarer zu erfassen.

Hier angekommen, muß endlich noch auf einen — scheinbar nicht sehr erheblichen, sachlich aber höchst bedeutsamen — Fehler aufmerksam gemacht werden.

Gunkel hat als Endergebnis über seine Versuche, ein religionsgeschichtliches Verständnis des Christentums zu bieten, den Satz gewonnen: „Nicht das Evangelium Jesu, wie wir es vorwiegend aus den Synoptikern kennen, aber das Urchristentum des Paulus und des Johannes ist eine synkretistische Religion." Durchaus recht inbezug auf das Johanneische Christentum! Darf das aber für Paulus und den Paulinismus Geltung haben? Das ist durchaus zu bestreiten. Ich setze hier voraus, daß bei der Frage des Paulinischen Christentums natürlich die Pastoralbriefe und der Hebräerbrief, der ja wohl Paulinische Ideen zur Voraussetzung hat, aber himmelweit von Paulus abweicht, beiseite gelassen werden müssen. Erst recht sind der Epheserbrief und die offenkundigen Interpolationen aus ihm im Kolosserbrief*) zu eliminieren.

Man wird hier vielmehr nur die echten Briefe Pauli (Römer, Korinther, Galater, Philipper und Thessalonicher) berücksichtigen dürfen. Schon nach ihnen wird allerdings Gunkel und Wrede insoweit beizustimmen sein, daß das Messiasbild in Paulus bereits vor seiner Bekehrung existiert haben und lebendig gewesen sein muß, ehe er den Tag der Bekehrung zu Damaskus erlebte. Ist aber darum das Christentum der ersten Generation nach Christi Tod,

---

*) Theologische Studien und Kritiken. 1905, S. 521. — Ebenso ist über die Interpolation Philipper 2, 6 f. zu urteilen.

welches dieses Christusbild des Paulus annahm, eine synkretistische Religion, wie es Gunckel nennt?

Wir wollen hier nicht um Worte streiten. Unbestritten aber sollte es sein, daß die paulinische Auffassung vom Christentum in ganz anderer Art und Weise von der Lehre Jesu abweiche, als die der Offenbarung und des Evangeliums Johannes.

Bei diesen letzteren allerdings bestehen generelle Unterschiede, die nicht verwischt werden dürfen. Wenn der ganze Wust der jüdischen Apokalyptik, aufgewühlt in den Verzweiflungskämpfen zu Jerusalem, mit allerlei fremdartigen persischen und babylonischen Elementen untermischt, auch in die johanneische Apokalypse Aufnahme gefunden hat, und wenn andererseits in den durch die Verfolgung erhitzten Christengemütern Gott und Christus nach Art der heidnischen Vorstellungen gleichgestellt sind, so wird man das in der Tat als eine höchst fremdartige Beimischung zu Jesu Lehre empfinden und derartiges von ihr scharf trennen dürfen.

Ebenso ist es mit den Ideen des Johannesevangelium; namentlich in den erst später eingelegten Reden und den Ausführungen des eigentlichen Evangelisten, welcher ältere Berichte überarbeitet hat,*) fehlt es nicht an zahlreichen Ideen heidnischer Religionen des Orients. Erst recht steht es so mit der perversen Christologie des Epheserbriefes und den Interpolationen im Kolosserbrief. Ueberall sind fremdartige Elemente nicht nur zu der einfachen Lehre Jesu hinzugefügt, sondern es sind Jesu Grundlehren recht eigentlich auf den Kopf gestellt, um den in jüdischen oder hellenistischen Kreisen herrschenden Ideen ein Bürgerrecht bei den jungen Christengemeinden zu erkämpfen.

Anders bei Paulus. Vor allem haben wir es hier mit etwas unmittelbar Erlebtem, mit einer persönlichen Lebensanschauung zu tun, welche nicht zusammengeflickt, sondern als eine Einheit aus dem Kopf und dem Herzen des Apostels hervorgegangen ist. Seine zentralen Vorstellungen vom Messias, seine Opfertheorie und Rechtfertigungslehre sind dabei durchaus dem jüdischen Gesichtskreis entlehnt.

Und wenn bei dem Theologischen System des Paulus auch manche Elemente aus früheren und fremdartigen Religionsbildungen mit verwandt worden, wenn namentlich bei den Gelegenheits- und den Kampfesschriften es nicht ohne manche Konzessionen abging, so

*) Theol. Studien und Kritiken 1908 S. 177 f.

hat man doch kein Recht, die Grundanschauungen von Paulus' Herzensreligion und Glaubensleben aus einem Sammelsurium von fremden Religionen zusammenzulesen und zusammenzutragen. — Gewiß, das Bild vom himmlischen Christus hat schon vor dem Neuen Testament, schon vor Paulus existiert. Es ist auf den geschichtlichen Jesus erst nach seinem Tode, vornehmlich durch Paulus, übertragen worden. Aber — wie das auch Gunkel S. 95 eingesteht — das Judentum war die Retorte, in welcher die verschiedenen Elemente gesammelt worden sind. Das Bild des Messias ist durch die Propheten und Apokalyptiker, durch die Alexandriner vielfach umgestaltet worden, und diese Vorstellungen sind so in die Glaubenswelt der Juden eingeführt worden. — Wie das geschah, ist vielfach noch zu erforschen, und es bleibt gerade hier der Religionsgeschichte ein bedeutsames Gebiet, auf dem sie sich zu betätigen hat. Namentlich ein Buch, wie die Weisheit Salomonis, war hier das Medium, welches, wie Holtzmann (Neutest. Theologie I, 88) sagt, „so ziemlich alle religiösen Symbole und Vorstellungskreise des A. T. mit Umgehung und Beseitigung ihrer ursprünglichsten und eigensten Bedeutung in den gänzlich fremdartigen Rahmen der platonischen und stoischen Gottes- und Weltanschauung umgesetzt hat." Vor allem durch „die Annahme vermittelnder Kräfte, welche die göttlichen Wirkungen in die Erscheinungswelt herableiten, die Verachtung der an sich gottwidrigen Sinnenwelt, in welche die Seele aus dem Zustande rein geistiger Präexistenz hereingebannt ist": das sind Vorstellungen der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie*), welche zugleich der Nährboden für alle Grundvorstellungen der paulinischen Theologie gewesen sind.

Und dann: Nur zu oft ist hier verkannt, welch ein Gegensatz zwischen Jesus, dem galiläischen Volksmann, und Paulus, dem philosophischangelegten Juden der Diaspora, besteht. Jener will nur das in seinem Herzen pulsierende Gottesbewußtsein in Bildern und Sentenzen darlegen, er will es durch scharfe Antithesen verteidigen. Dieser will die Welt begreifen, ja, er will die religiöse Wahrheit, die er ebenso schlicht empfindet, nicht nur begrifflich fassen, sondern auch theologisch begründen und sie so formulieren, daß sie auch hellenistischen Kreisen plausibel gemacht werden konnte.

Beide gingen von der Strenge der Pharisäer aus und standen ihnen, trotz alles Kampfes gegen sie, stets nahe. Beide fühlten sich

*) Diese Seite ist von Wendland, „Die hellenistischrömische Kultur" S. 178 f. zu wenig berücksichtigt.

durch den Formalismus abgestoßen und zu einer höheren Auffassung des Gottesreiches hingezogen. Der eine aber als Volksprediger Galiläas, der andere als theologischer Prediger in der Diaspora, unter Juden und Griechen.

Finden sich nicht auch heutzutage selbst unter sonst Gleichgesinnten derartige himmelweite Gegensätze? Zwischen dem bibelgläubigen Landmann und dem theologischen Dozenten, oder zwischen dem im praktischen Christentum tätigen Missionar und dem gelehrten Dogmatiker!

Man hebt heutzutage immer den Gegensatz von Jesus und Paulus hervor! Es ist leicht, mit Wrede Worte beider aufzufinden, welche die ganze Verschiedenheit in dem Denken beider klarlegen.

Man sollte aber vielmehr mit Jülicher*) des Paulus' Auffassung und diejenige der ältesten Gemeinde zusammenhalten. Dann würde der Gegensatz mehr und mehr verschwinden. Jesus konnte naturgemäß nichts von der Bedeutung seines eigenen Todes und seiner eigenen Auferstehung, noch weniger von seiner himmlischen Prä- und Postexistenz mitteilen. Alles, was er wußte oder zu wissen glaubte, faßte er in die Worte zusammen (Marc. 14, 62): „Ihr werdet sehen des Menschen Sohn sitzen zur rechten Hand der Kraft und kommen mit des Himmels Wolken." Ganz anders die Urgemeinde. Für sie war das Zentrale die Frage nach der Bedeutung des Todes des Unschuldigen, nach der Fortdauer des Auferstandenen, nach der baldigen Wiederkunft. Die Frommen Palästinas fanden Trost, wie die Emmausjünger (Luc. 24, 27), indem sie in allen möglichen Worten der Schrift Weissagungen auf Jesus fanden. Der philosophisch angelegte Paulus konstruierte aus ihnen ein Weltbild, suchte die Ideen Gottes in der Vergangenheit und Zukunft klarzulegen. Auch bei ihm war, wie bei allen Mitgliedern der Urgemeinde, Tod und Auferstehung des Messias der Urquell aller Spekulation, alles Glaubens, nicht ein synkretistisches Kunstprodukt, wie es etwa Philo geschaffen hatte.

Ich fasse das Gesagte kurz zusammen, indem ich, von der letzten Beobachtung rückwärts gehend, Ueberschau über die Ergebnisse halte.

Es ist eine überaus lohnende und bereits ertragreiche Aufgabe der vergleichenden Religionsgeschichte gewesen, alle die religiösen Elemente zu betrachten, welche im Zeitalter des Hellenismus das Auftreten einer neuen Weltreligion angebahnt haben, indem

*) Paulus und Jesus (religionsgeschichtliche Volksbücher I, 14) S. 35 f.

namentlich der Einfluß auf das Judentum und dessen Rückwirkungen nachgewiesen werden konnten.

Aus dem Judentum, wie es sich unter dem Einfluß der Diaspora entwickelt hat, allerdings von persischen, babylonischen, alexandrinischen und sonstigen hellenistischen Strömungen mehrfach beeinflußt, ist das Christentum, ist die Lehre Jesu wie die dogmatische Formulierung derselben durch Paulus erwachsen. Die neue Bewegung war, bei aller Selbständigkeit der Grundanschauungen Jesu, in der äußeren Form durchaus von dem geistigen Leben der Bewohner Palästinas abhängig.

Schon danach kann es nur als ein Mißgriff erscheinen, wenn man das Christentum als ein religionsgeschichtliches **mixtum compositum** hinstellt, zu dem geheime Fäden aus den verschiedensten alten Religionssystemen führen. Eine solche Methode, die christlichen Lehren religionsgeschichtlich herzuleiten, leidet aber daneben auch an dem Fehler, daß ohne eine sorgfältige Kritik das, was sich jetzt in den verschiedensten Schriften des Neuen Testaments überliefert findet, Altes und Neues, Gutbeglaubigtes und Unglaubwürdiges, gleichmäßig verwertet wird.

Wer demgegenüber das allein als Zeugnis über die apostolische Zeit gelten läßt, was in den „Herrenworten“, im Marcusevangelium, in der Apostelgeschichte und in den echten paulinischen Briefen enthalten ist, der wird zugestehen müssen, daß in diesen allen nichts Buddhistisches, nichts Persisches, Babylonisches, ja selbst nichts Alexandrinisches enthalten ist, soweit diese Religionssysteme nicht bereits früher die Religion des palästinensischen Judentums freier ausgestaltet gehabt hatten.

Gerade bei der räumlichen und zeitlichen Begrenztheit jener geistigen Bewegung, welche durch Jesus und Paulus inauguriert ist, tritt das Spontane, das plötzlich Aufleuchtende des religiösen Genius ganz besonders hervor.

Um so bereitwilliger werden wir natürlich die Hilfe der vergleichenden Religionsgeschichte dort in Empfang nehmen, wo fremdartige Zusätze, spätere Ueberarbeitungen oder gar ganz andersartige Schriftwerke des 2. Jahrhunderts die Herkunft aus dem fernen Orient oder aus Alexandria, aus hellenistischen und hermetischen Schriften wahrscheinlich machen. So schon in einigen späteren Zusätzen des I. Evangeliums, vor allem aber in den johanneischen Reden des IV. Evangeliums und im I. Johannesbrief, in welchem zweifellos manche Ideen wiederkehren, wie sie in den Abschiedsreden

Buddhas an den Jünger, „den er lieb hatte" (Ananda), sowie an griechische Mysterien, enthalten sind.

Die Lehre von Jesus und Paulus ist keine synkretistische Religion. Die vergleichende Religionsgeschichte, die schon so überaus wertvolle Ergebnisse zutage gefördert hat, darf daher nicht ihre eigenen Erfolge in Frage stellen, indem sie die ihr gestellten Grenzen überschreitet, und in jedem kleinen Motiv einer ungenügenden Tradition das Zeichen einer fremdartigen Herkunft von Jesu Lehre sucht. Umgekehrt sollte sie auch hier, wie Windisch betont, weit mehr in der Entwicklung der Religionen parallele Erscheinungen anerkennen, die — unabhängig von einander entstanden — Zeugnis ablegen für die Gleichheit der Formen, die überall der religöse Gedanke annimmt.*)

*) Es wird die Leser dieses auf der Philologenversammlung zu Basel gehaltenen Vortrags interessieren, daß und in welcher Weise, Herr Professor Harnack (Berlin), welcher nach demselben das Wort ergriff, Stellung zu den besprochenen Fragen genommen hat. Nachdem Professor Harnack sich grundsätzlich zustimmend zu den Anschauungen ausgesprochen hatte, hob er hervor, daß mit Unrecht jetzt der Gegensatz von Jesus und der Urgemeinde gegenüber Paulus in den Vordergrund gestellt werde. Petrus, Paulus, ja selbst Apollos seien sich über die Grundfragen der Lehre Jesu einig gewesen. Das eigentliche Hauptproblem sei vielmehr, wie so schnell in der Urgemeinde ein solches Christusbild, das jenen Männern gemeinsam gewesen sei, entstehen konnte. Er wies namentlich auf die Bedeutung des Auferstehungsglaubens hin und führte daneben aus, daß eine genauere Kunde der Anschauungen, wie sie in den Sekten Palästinas geherrscht haben, noch bessere Aufklärung über manches Fragliche bieten könne.

Krieg und Humanität.

Beiträge zu den Fragen des Kriegsrechtes und der Kriegssitten.

Von

C. von Knobelsdorff, Generalmajor a. D.

Nach viermonatlicher Arbeit schloß die zweite **Friedenskonferenz.** 47 Mächte, alle Kulturstaaten der Erde hatten ihre Vertreter, 239 an der Zahl, entsandt; selbst Brasilien hat sich lebhaft beteiligt, das 1899 dem Haag fern blieb, weil es damals meinte, dieser Beratungen nicht mehr zu bedürfen. Leider läßt sich nicht leugnen, daß die greifbaren Ergebnisse dieser Konferenz sehr gering sind, obgleich sie in Gestalt von 14 Konventionen, vielen Resolutionen und Wünschen angekündigt werden. Diese Abmachungen erhalten nur Wert und kommen nur zu allgemeiner Anwendung, wenn sie auf nahezu einstimmigen Beschlüssen fußen, einen Zwang durch Majorität gibt es hierbei nicht. Zur Herbeiführung solcher Uebereinstimmung aller Kulturstaaten waren aber die Programme wohl noch nicht genügend vorbereitet.

Neben einem Ausbau der 1899er Abmachungen haben umfangreiche aber wenig ergiebige Verhandlungen über Fragen des Seekrieges stattgefunden. Die Erfahrungen aus dem russisch-japanischen Kriege boten reichlich Stoff hierzu.

Nun wird einige Zeit verstreichen ehe die Abmachungen der Konferenz von den Mächten ratifiziert und längere Zeit noch, bevor sie in Form von Gesetzen, Dienstvorschriften usw. praktischen Wert annehmen werden. Um sie zu verstehen und zur Beantwortung der Frage, was bisher für die Wahrung der Humanität im Kriege gewonnen ist, mögen die nachstehenden Beiträge dienlich sein.

Bei den geschichtlichen Völkern finden wir, daß im frühesten Altertum der Feind für völlig rechtlos galt, auch die etwa mit ihm

geschlossenen Verträge wurden hinfällig. Das alte Testament starrt in seinen geschichtlichen Mitteilungen von Blut und Feuer; die erbarmungslosesten Sitten werden als Gesetz Gottes hochgehalten, Abweichungen davon als schwere Sünde gegen Gott hingestellt. So besteht das 20. Kapitel im 5. Buch Mosis aus Kriegsregeln, unter denen die Verse 1 und 10—19 besondere Beachtung verdienen:

1. Wenn Du in einen Krieg ziehst wider Deine Feinde und siehst Rosse und Wagen des Volkes, das größer sei als Du, so fürchte Dich nicht vor ihnen; denn der Herr Dein Gott, der Dich aus Egyptenland geführt hat, ist mit Dir.
10. Wenn Du vor eine Stadt ziehst, sie zu bestreiten, so sollst Du ihr den Frieden anbieten.
11. Antwortet sie Dir friedlich und tut Dir auf, so soll alles Volk, das drinnen gefunden wird, Dir zinsbar und untertan sein.
12. Will sie aber nicht friedlich mit Dir handeln und will mit Dir kriegen, so belagere sie.
13. Und wenn der Herr, Dein Gott, sie Dir in die Hand gibt, so sollst Du alles, was männlich drinnen ist, mit des Schwertes Schärfe schlagen;
14. ohne die Weiber, Kinder und Vieh und alles, was in der Stadt ist, und allen Raub; die sollst Du unter Dich austeilen . . .
15. Also sollst Du allen Städten tun, die sehr ferne von Dir liegen und nicht hier von den Städten sind dieser Völker.
16. Aber in den Städten dieser Völker, die Dir der Herr, Dein Gott, zum Erbe geben wird, sollst du nichts leben lassen was Odem hat . . . .
19. Wenn Du vor einer Stadt lange Zeit liegen mußt, sie zu erobern, so sollst Du die Bäume nicht verderben. Ist's doch Holz auf dem Felde und nicht Mensch, so daß es Dir zum Bollwerk dienen könnte u. s. w.

Aus dem Buche Josua ergibt sich dann, daß gründlich nach der Vorschrift verfahren wurde; und doch findet sich schon hier eine alte Kriegsregel zugunsten des Feindes. Die, daß man auch dem Feinde sein Wort halten soll. Es werden bei der Eroberung des gelobten Landes zwei Spione vorausgesandt, die in Jericho bei einem übel beleumundeten Weibe, Rahab, Aufnahme und Errettung vor der Verfolgung durch den König von Jericho finden. Die Spione versprechen der Rahab dafür ihren Schutz, und während nach der Eroberung von Jericho alles Lebendige getötet und die

Stadt zerstört wurde, verschonte man allein die Rahab und ihre Familie.

Diese Vernichtung alles Lebendigen und Zerstörung von Hab und Gut geht augenscheinlich über rücksichtslose Befolgung der Zweckmäßigkeit hinaus, hier herrscht religiöser Fanatismus. Als Saul die Amalekiter besiegt hatte, schonte man die guten Schafe und Rinder und tötete nur die geringen, den gefangenen König der Amalekiter Agag ließ Saul am Leben. Dafür zieht Samuel den König Saul zur Rechenschaft; die Entschuldigung, man habe die fetten Schafe und Rinder zum Opfer benutzen wollen, wird mit den Worten verworfen: „Gehorsam ist besser denn Opfer", und Samuel tötet den wehrlosen Agag vor Sauls Augen.

Der jüdische Kriegsgebrauch war übrigens nicht grausamer, als der der Egypter, Assyrer, Phönizier und verwandter Völker. Eine Ausnahme machten die arischen Inder, deren Gesetzbuch des Manu verbot, einen wehrlosen Feind zu töten, vergiftete Waffen zu führen, Aecker und Häuser zu zerstören. Allerdings hatte der Gesetzgeber hier besonders die Kämpfe mit den verwandten indischen Stämmen im Auge, eine Rücksicht, die sich wiederholt in der Geschichte der Kriegssitten als mildernder Einfluß zeigt; immerhin greifen diese menschlichen Empfindungen der Inder der Kultur anderer Völker um viele Jahrhunderte voraus.

Wie diese Inder, so zeichneten sich die Griechen durch bessere Gesittung und größere Klugheit vor ihren Zeitgenossen aus. Die Griechen schafften das Opfern der Gefangenen ab und begnügten sich damit, diese zu Sklaven zu machen, denen sie sogar gewisse Rechte und Freiheiten gewährten. Der Einfluß der großen Philosophen, die alle Menschen als Weltbürger, also als Mitbürger im weiteren Sinne des Wortes anzusehen lehrten, ist hier nicht zu verkennen.

Alexander des Großen Hochherzigkeit auch gegen Besiegte ist bekannt; nichtsdestoweniger griff er oft zu den härtesten Strafen und Maßregeln. Härte und Milde waren eben damals und noch lange Zeit danach ganz dem Ermessen des Siegers anheimgestellt; die erbeutete bewegliche Habe und der eroberte Grund und Boden wurden unter geregelten Verhältnissen von dem Feldherrn verteilt.

Einen Fortschritt machten wieder die mit juristisch-politischem Sinn so reich begabten Römer. In der Regel wurden Leben und Eigentum der fremden Landeseinwohner geschont und diese Leute mit Hab und Gut zu römischen Untertanen gemacht. Das schloß nicht aus, daß die eigentlichen Kriegsgefangenen, die feindlichen

Soldaten, zu Sklaven gemacht wurden, daß solche, die allzu tapfer und hartnäckig einen festen Platz verteidigt hatten, zur Abschreckung anderer getötet, daß gefangene Feldherrn und Könige im Triumphzuge in Rom eingeführt und dann der größeren Sicherheit halber erdrosselt wurden; es schloß nicht aus, gelegentlich Beute zu machen und feste Plätze, die mit stürmender Hand genommen waren, der Plünderung preiszugeben.

Germanen und Franken zeigen eine gute Beanlagung für gesittete Kriegführung. Karls des Großen gewaltsame Einführung einer Religion bei den Besiegten wäre freilich heute völkerrechtlich ausgeschlossen.

Die Ausbreitung des Christentums, dieser Religion der Selbstlosigkeit und Nächstenliebe, hat auf die Kriegssitten keineswegs so bald den Einfluß geübt, der im Sinne ihres Stifters gewesen wäre. Mit der äußeren Entwicklung des Christentums hat das Eindringen seiner Grundsätze in die Herzen der Menschen nicht immer gleichen Schritt gehalten; in glänzenden Perioden des Kirchenregiments hat in den Kriegen eine Barbarei geherrscht, die den heidnischen Germanen ferngelegen hat, wogegen die letzten beiden Jahrhunderte, an denen die Kirche so wenig Freude hatte, die größten Fortschritte in der Milderung der Kriegssitten gebracht haben. Um aber nicht ungerecht zu sein, sei hier erwähnt, daß Papst Innocenz III. um das Jahr 1200 verbot, den Christen gegenüber Pfeile und solche Geschosse zu gebrauchen, die mit Maschinen geworfen wurden; und Papst Alexander III. verbot 1179, Christen zu Sklaven zu machen und die Anwendung von Gift, das übrigens auch den Muselmanen untersagt war. Doch soll bis in das 16. Jahrhundert der Gebrauch von Gift häufig geblieben sein, und ältere Schriftsteller erwähnen wiederholt die Zusendung von Pestkranken zum Feinde als Kriegsmittel.

Inbetreff der Kriegsgefangenen war es und blieb es bis zum Ende des 30jährigen Krieges Sitte, Lösegeld zu fordern. Einigte man sich nicht darüber, so konnte von rechtswegen die Gefangenschaft zeitlebens dauern, und die Behandlung der Gefangenen war ganz der Willkür des Siegers anheimgestellt. Als die Magdeburger den brandenburgischen Markgrafen Otto mit dem Pfeil in einen Käfig sperrten und öffentlich zur Schau stellten, war das ein damals gar nicht unerhörtes Verfahren.

Eine bemerkenswerte Erscheinung war das Fehdewesen. Während es in zivilisierten Staaten jetzt undenkbar ist, daß jedermann auf

eigene Faust Krieg führen dürfte — für Jamesons Einfall in den Burenfreistaat zeigte man freilich in England Verständnis —, so war das möglich und berechtigt bei der damaligen ungenügenden Einwirkung der Staatsgewalt auf das öffentliche Leben. Der Charakter dieser Kriegführung war natürlicherweise den Ehr- und Rechtsbegriffen der Parteien anheimgestellt.

Das im späten Mittelalter und bis in das 17. Jahrhundert blühende Söldnerwesen brachte eine gewisse Klärung und Befestigung der Kriegsgebräuche. Einmal, weil es als ein internationales Geschäft geeignet war, zu weithin gültigen Regeln zu führen; dann aber auch, weil die Kriegsherren genötigt waren, diese sonst durch nichts gebundenen Söldner durch strenge Kriegsgesetze in Ordnung zu halten. Die Roheit der Soldateska des 30jährigen Krieges war nicht nach den Regeln der damaligen Kriegsartikel, sondern erklärt sich aus der langen Dauer des Krieges und der damit entstandenen Verwilderung aller Rechtsbegriffe. So sind auch die schwedischen Truppen bis zu dem Tode ihres frommen Königs Gustav Adolph vortrefflich in Sitten und Disziplin gewesen, und doch haben sie sich später einen fürchterlichen Ruf geschaffen.

Die Kriegsartikel jener Zeit, aus denen sich Nachklänge bis in unsere Tage hinziehen, pflegten alles zu enthalten, was dem Soldaten sowohl an bürgerlichen als an militärischen Pflichten zu wissen notwendig war; und da man vieler Untaten gewärtig war, so verbot man unter Androhung drakonischer Strafen — weniger aus Rechtsgefühl als der Disziplin halber — vielerlei, so z. B. Plünderung ohne Befehl, Festhalten von Gefangenen behufs Erpressung eines hohen Lösegeldes, von dem übrigens dem Soldaten ein ansehnlicher Teil von Rechts wegen zustand; man verbot Gewalttaten gegen die Quartierwirte, regelte das Beutemachen und Plündern und verbot unter anderem das Molestieren der Kirchen, Schulen, Klöster und Spitäler. Hierbei lag nicht der Gedanke zugrunde, dem Gegner ein Recht zuzugestehen; jederzeit konnten Plünderung, Tötung von Gefangenen oder Landeseinwohnern und ähnliche Härten befohlen werden.

Aus jener Zeit, gerade vom Todesjahre Gustav Adolphs, lag mir ein Buch vor: „Holländisch Kriegsrecht und Artikelbrief von Herrn Petro Pappo von Trutzberg, juris consulto, mit schönen Annotationibus und Fundamentis juridicis, also expliziert und deducirt, daß es mit Recht genannt mag werden ein Corpus juris militaris usw. usw. Anno Domini 1632.“

Der Inhalt bildet eine Zusammenfassung der damals einander sehr ähnlichen holländischen, schwedischen und anderer Kriegsartikel. Für das, was da geboten und verboten wird, hätte der Soldat von heute noch ziemlich volles Verständnis; eine barbarische Härte aber würden wir in den Strafandrohungen sehen. Die Androhung der Todesstrafe findet sich in unserem heutigen Militärstrafgesetzbuch nur für schwere Verbrechen und bei erschwerenden Umständen, in jener Zeit war sie sehr gewöhnlich, nur wurde sie insofern vielfach abgestuft, als die Verurteilung zum Tode lauten konnte auf: Feuer, Rad, Galgen, Henkerschwert, Arquebusieren oder Spießruten. Wie schnell man mit Todesstrafen einschritt, mögen einige Androhungen für weniger schwere Fälle zeigen. Da heißt es z. B.: Ohne Paßport soll bei Lebensstraf sich Keiner unter ein andere Kompagnie begeben. Ein Kapitän, so einen Entlaufenen aufnimmt ohne seines Kapitäns Erlaubnis, soll sterben. Der aus seiner Garnison über einen Schuß weit gehet, soll sterben. Wer mit seinem gegebenen Quartier nicht content, soll sterben! Selbstmordversuch wurde streng bestraft: Der sich auf Schildwacht selbst umbringen will, soll sterben. (!) Wer sich selbst umbringt, ist ein mutwilliger Todtschläger und soll dessen Leib an einen besonderen Galgen gehangen werden. Androhungen kleiner Strafen sind selten und für uns von geringerem Interesse.

Es fehlten aber auch diesen Kriegsartikeln nicht einige Versprechungen von Belohnungen, so für Einbringung von Gefangenen, und ganz allgemein: Wer einen guten Anschlag fürbringt, soll gute Recompens haben.

Manchen Beitrag zur Beurteilung der Rechtsbegriffe jener Zeit findet man in den Annotationibus von Herrn Petro Pappo von Trutzberg. So einleuchtend manche Bemerkung auch uns noch erscheint, so wirken andere nur noch komisch, die damals freilich anders aufgefaßt sein werden. Hier einige originelle Proben: Der alte Lehrer Lactantius spricht in seiner Epitome institutionum, daß unter den Zeichen, die vor dem jüngsten Tag geschehen sollen, die Unordnung in der Kriegs-Disziplin eines ist. Wenn dem also, so muß der jüngste Tag wohl nicht mehr weit sein . . . .

Parricidium wird begangen, wenn Einer tödtet seinen Vatter, Mutter, Altvatter . . . . (folgt die Aufzählung von 20 Verwandtschaften) . . . Parricides pflegte man Vorzeiten erstlich mit einer scharpffen Ruthen zu streichen, darnach sie lebendig in einen Sack, sampt vier lebendigen Thieren, nemlich einen Hund, einen Hahnen,

einen Affen und einer Schlangen einzunähen und ins Meer oder einen Fluß zu werffen. Math. Colerus spricht, daß man anstatt eines Affen eine Katz nehmen soll, dieweil die Affen in Teutschland thewer seynd und hoch gehalten werden.

Unter den weiteren, zahlreichen Arten des Todschlages heißt es: Hier fällt eine Frage für, ob der, welcher ein Monstrum todtschlägt, auch als ein Todtschläger zu straffen sey? Davon schreibt Ant. Vacca, daß wenn Einer ein Monstrum, welches mehr einem Menschen als einem Thier gleich siehet, muthwilligerweise tödtet, derselbe mit der Strafe der Todtschläger zu straffen sey. Im Fall aber solches auß Schrecken geschehe, wie er dann ein Exempel auß dem Francesco Petrarcha, so sich zu Verona zugetragen, anzeucht, soll der Todtschläger loß gesprochen werden. Jacobus Ayres ist anderer Meynung u. s. w. Ich würde es mit Ant. Vacca halten, wenn mir ein solcher Casus vorkäme.

Unter die homicidia voluntaria wird auch gerechnet, wenn Einer sich selbst ums Leben bringt. Bey den Alten Heyden mochte Niemand sich selbst umbbringen, oder er mußte zuvor Erlaubniß haben von der Oberkeit. Wer sterben will, der gebe sich bey der Oberkeit an. Und Xiphilinus meldet von Euphrate Philosopho: Dieser ist von seiner eygenen Hand gestorben, nachdem ihm der Keyser Adrianus zugelassen, Gifft zu trinken wegen seines hohen Alters und Krankheit. Bey uns Christen aber ist es umb keiner Ursach willen zugelassen, sich selbst umbs Leben zu bringen, wie solches sehr artig beweysset Amandus Polanus in Danielem cap. 3.

Eine große Rolle spielt in jenen Kriegsartikeln das schöne Geschlecht: Cn. Pompeius hat einem Soldaten, der ein Weib unehrlich angegriffen hatte, die Augen ausreißen lassen. Wollte Gott, daß wir heutiges Tages viel Pompeios hätten, die solche Frechheit, ich will nicht sagen, so hart strafen, sondern zum wenigsten zu erkennen geben, daß sie daran keinen Gefallen hatten. Die alten Römer wollten nicht leiden, daß in ihren Lägern sich einige Weibsperson sollte finden lassen. Darumb Virgilius sich über die Unverschamptheit Cleopatrae, die dem Lager Antonii folgte, nicht genugsam verwundern kann, und nennt es ein abschewlich Werck, indem er sagt: sequiturque nefas, Aegyptia conjux. Und dieses sollte Niemand frembd vorkommen, dieweil man bei den Römern den Soldaten so viel zu schaffen gab, daß sie nicht Zeit hatten, an Weiberlust zu gedenken. —

Bei uns ist noch heute das Verlassen des Gliedes auf dem

Marsche mit Arrest bedroht; im vorliegenden holländisch Kriegsrecht heißt es: Wer ohne nothwendige Ursachen, die er dem Offizier hat zu erkennen geben, auß der Ordnung oder dem Glied, darin er gestellt ist, schreitet, der soll am Leben gestrafft werden. Der Markgraff von Pescara hatte befohlen, daß man einen Soldaten, welcher aus der Ordnung gangen war, die Ohren sollte abschneiden; aber der Soldat rieff, er wollte lieber sterben. Da ließ ihn der Markgraff die Gnad widerfahren, daß er am nächsten Baum gehenket wurde. —

Ich möchte vom 17. Jahrhundert nicht scheiden, ohne an die Raub- und Verwüstungskriege Ludwigs XIV. zu erinnern, die namentlich im westlichen Teile unseres deutschen Vaterlandes unvergessen sind und denen wir unter anderem die malerische Umgestaltung des Heidelberger Schlosses zu danken haben.

Das 18. Jahrhundert steht dagegen in der Förderung des Kriegsrechtes groß da. Das ist nicht nur der weiteren Befestigung aller staatlichen Ordnung, der Entwicklung der stehenden Heere, sondern auch der philosophischen Geistesrichtung jener Zeit zuzuschreiben. Friedrich der Große, Katharina II., Washington, Franklin und mancher namhafte Rechtslehrer hatten hieran Teil. Es wurde Sitte, daß Staaten gelegentlich eines Krieges oder auch in nur ferner Voraussicht eines solchen Verträge über Kriegsrechtsfragen schlossen, also bindende Anerkennung der Rechte des Gegner aussprachen. Bemerkenswert ist der Vertrag Friedrichs des Großen mit Nordamerika vom Jahre 1785 zum Schutze der beiderseitigen Handelsschiffe gegen Kaperei und Erbeutung, zur Freigabe des Handels mit Waffen an jede Kriegspartei, sowie über Behandlung der Kriegsgefangenen, die nicht mehr wie Strafgefangene, sondern wie Soldaten behandelt werden sollten. Aehnliche Verträge schloß der große König mit Frankreich und Oesterreich über die Behandlung der Verwundeten. Ebenso verfuhren auch andere Staaten.

Bei den Kriegsoperationen des Königs wurde sehr weitgehende Rücksicht auf die Verpflegungsanstalten genommen, und nur im äußersten Notfall lebte man von Requisitionen. Friedericianische Truppen haben nicht selten angesichts der reifen Feldfrüchte im eroberten Lande gehungert.

Dagegen hielt sich der König für befugt, Kriegsgefangene, z. B. Sachsen 1758, und Einwohner von Feindesland gewaltsam in seine Armee einzustellen. Auch er, der im Gegensatz zu vielen zeitgenössischen Fürsten sich als ersten Diener des Staates ansah, schätzte

doch die Rechte des Einzelnen anders als wir es heut tun. Auch muß man daran denken, wie damals selbst in Friedenszeiten das Werbegeschäft mit Willkür und Rechtsverletzungen einherging und wie verbreitet die Sitte war, gelegentlich freiwillig in fremde Kriegsdienste zu treten.

Nun kam die französische Revolution, die Retterin der Menschenrechte. Ihr großer Sohn Napoleon setzte bei seinem ersten Auftreten als junger General 1796 die Welt durch sein Feldherrngenie in Erstaunen, aber zugleich in Schrecken durch seine Härte, seine Willkür und Räubereien. Die Nachwirkung auf seine Unterführer blieb nicht aus und wurde ihm selbst bald zu arg. Nur zwei Jahre später fällt die Einnahme von Jaffa, wo Napoleon 2000 Mann der Besatzung niedermachen und noch drei Tage nach der Einnahme 2500 Gefangene erschießen ließ, weil deren Bewachung ihm zu unbequem war.

Wenn er in erzwungenen Bündnissen die Heeresfolge ganzer Kontingente verlangt hatte, so rissen diese sich natürlich bei passender Gelegenheit wieder von ihm los, wurden aber auch wohl erneut durch ihn herangezogen. So kam es, daß thüringische Truppen 1812 mit der großen Armee nach Rußland zogen, im Frühjahr 1813 stellten dieselben Fürsten neue Bataillone zu den Verbündeten und in demselben Jahr, da Napoleon wieder Herr jener Länder wurde, marschierte eine dritte Aushebung wieder zum französischen Heere; und jedesmal haben diese braven Truppen ihre Pflicht getan — sie haben gehorcht. Auch gegen die französische Truppe richten sich die Vorwürfe nicht, die wir gegen des großen Feldherrn Napoleon Gebahren erheben. Wie er den Herzog von Enghien in Friedenszeit durch französische Truppen aus dem friedlichen Nachbarstaate entführen und dann in Vincennes erschießen ließ, dieser und andere Beweise seiner Mißachtung des formellen Rechts sind ja bekannt.

Auch die Aechtung Steins durch Napoleon und die später erfolgte Aechtung Napoleons durch die Verbündeten waren Maßnahmen, die heut für völkerrechtswidrig gelten würden.

Da also Napoleon die Regeln des 18. Jahrhunderts in Vergessenheit gebracht und die heilige Alliance das absolute Christentum auch nicht durchgeführt hatte, so fehlten noch im Krimkriege jegliche feste Kriegssittengesetze. Dieser furchtbare Kampf brachte aber wenigstens den Pariser Vertrag von 1856, der für die europäischen Staaten die Kaperei abschaffte, d. h.: die Wegnahme von Kauffahrteischiffen durch armierte und für den Krieg eigens mit so-

genannten Kaperbriefen ausgestattete Privatschiffe. Es sollte solche Wegnahme den Kriegsschiffen allein vorbehalten bleiben; das Seebeuterecht blieb also bestehen, und zwar nun fast nur zugunsten der Staaten mit starken Flotten. Eine völlige Sicherheit für das Privateigentum auf See, wie Amerika sie erstrebte und wie sie von den allermeisten Staaten gewünscht wird, hat infolge des Widerspruchs von England bis heute nicht erreicht werden können. Nordamerika war mit dem Ergebnis des Pariser Vertrages 1856 keineswegs einverstanden und erklärte: Gerade da Amerika große stehende Heere und Flotten für eine Gefahr für die Freiheit halte und vermeide, müßte es solche Hilfsmittel, wie diese Kreuzer, zu benutzen sich vorbehalten. Alle Länder, die wie sie wenig Kriegsschiffe halten, würden sonst für den Kriegsfall der Uebermacht der mit starken Flotten versehenen Staaten völlig preisgegeben sein. Inzwischen hat sich ja die Auffassung über das Halten einer starken Flotte in den Vereinigten Staaten geändert.

Der Krieg von 1859 in Oberitalien ist zu erwähnen, weil seine Schrecken, besonders die ganz ungenügende Versorgung der Verwundeten bei Solferino, nicht etwa den beteiligten Staaten, sondern einem unbeteiligten Menschenfreunde die erste Anregung gab, die später zu der bekannten Genfer Konvention führte.

Inzwischen tritt aber im Jahre 1863 gelegentlich des amerikanischen Bürgerkrieges ein Werk auf, das für die Folge von großer Bedeutung für die Festlegung von Kriegsregeln wurde. Der Präsident Lincoln beauftragte nämlich den Professor Lieber mit der Abfassung einer Instruktion für die Truppen über deren besondere Rechte und Pflichten im Kriege. Gewöhnt an den vorsichtigen Gang solcher Dinge in Europa sieht man mit Erstaunen hier kurzer Hand eine Kriegsinstruktion aufgestellt, die seitdem von allen Rechtslehrern und Interessenten immer wieder benutzt und im Grunde nur wenig umgestaltet worden ist. Vorläufer dieser Instruktion, die es in Schweden und Dänemark gegeben haben soll, waren anscheinend wenig bekannt geworden. Es lohnt sehr, den Inhalt dieser sogenannten „Amerikanischen Kriegsartikel“ kennen zu lernen. Ihre amtliche Bezeichnung hieß:

Instruktion für die Oberleitung der im Felde stehenden Truppen der Vereinigten Staaten.

Hier ein Auszug:

Sektion I. Ueber Eintritt der Kriegsgesetze, militärische Gerichtsbarkeit, militärische Notwendigkeit, Wiedervergeltung.

Artikel 1. Die Gegenwart der Armee verkündet das Kriegsgesetz.

Art. 4. Kriegsgesetz ist keine bloße Unterdrückung, sondern ein von militärischer Seite nach Gerechtigkeit, Ehre, Menschlichkeit geübtes Recht, Tugenden, die dem Soldaten mehr als anderen gebühren, besonders wenn er seine Gewalt gegen Wehrlose ausübt.

Art. 7. Kriegsgesetz erstreckt sich über Besitz und Person jeder Nationalität.

Art. 10. Steuern, öffentliche Einnahmen, dienen dem Eroberer für sein Heer.

Art. 11. Mißbrauch der Kriegsmacht, besonders durch Offiziere, ist strafbar.

Art. 14, 15. Die Kriegsnotwendigkeit erlaubt Tötung der bewaffneten und unvermeidlichenfalls auch anderer Personen, Gefangennahme, Zerstörung von Eigentum, Sperrung des Verkehrs usw.

Die Krieger hören deshalb nicht auf, moralische Menschen zu sein, verantwortlich vor Gott.

Art. 16. Grausamkeit, Rache, Verwüstung ganzer Gegenden, Treulosigkeit sind unstatthaft.

Art. 17, 18. Den Gegner auszuhungern ist erlaubt. Treibt der Belagerte wegen Nahrungssorgen Nichtkombattanten aus, so kann der Belagerer sie mit Gewalt wieder zurücktreiben.

Art. 19. Das Bombardement soll man womöglich vorher ankündigen.

Art. 20—23. Die Staaten führen vermittelst ihrer Bürger Krieg, aber der Einzelne führt nicht Krieg, wie er auch als Bürger und wie überhaupt Privatverhältnisse möglichst geschont werden.

Art. 27, 28. Retorsion, Wiedervergeltung ist anerkannt; sie ist gegen Barbarei der einzige Schutz, doch mit Maßen anzuwenden.

Art. 29, 30. Moderner Krieg bezweckt die Wiederherstellung des Friedens, je schärfer, desto kürzer und darum desto humaner ist er. Er bedingt höchste Machtentfaltung, und doch ist er beschränkt durch Gerechtigkeit, Religion und Ehre.

Sektion II. Oeffentlicher und Privatbesitz des Feindes, Schutz der Personen, der Religion, der Kunst und Wissenschaft.

Art. 31, 32. Der Sieger verwaltet die Steuern des Landes er hebt den Militärdienst auf.

Art. 33. Es sind keine Dienste gegen die eigene Partei zu verlangen.

Art. 34. Kirchen, Schulen, Hospitäler werden geschont.

Art. 37. Die Vereinigten Staaten erkennen des Gegners Religion, Moral, häusliche Rechte an, besonders die der Frauen, bestrafen Verletzungen strengstens. Dies stört nicht die Auferlegung von Kriegslasten in geregelter Form.

Art. 39. Zivilbeamte können ihr Gehalt weiter beziehen, wenn sie weiterarbeiten.

Art. 42. Sklaverei ist durch amerikanisches Kriegsrecht aufgehoben.

Art. 44. Alle willkürlichen Gewalttaten, selbst bei Einnahme eines festen Platzes werden schwer — bis zur Anwendung der Todesstrafe — bestraft. Ungehorsam, im Falle, daß solche Tat verboten wird, kann von dem Vorgesetzten sofort am Leben gestraft werden.

Art. 45. Gefangene und Beute gehören der Regierung.

Art. 46, 47. Aller selbstsüchtiger Gewinn, selbst die Vornahme sonst erlaubter Geschäfte unter Ausnützung der Kriegslage ist Offizieren und Leuten bei schwerer Strafe verboten. Gemeine Verbrechen, von amerikanischen Soldaten an Einwohnern des feindlichen Landes begangen, werden erhöht bestraft.

Sektion III. Deserteure, Kriegsgefangene, Geiseln, Beute, Raub auf dem Schlachtfelde.

Art. 49. Begriff und Zugehörigkeit der Kriegsgefangenen. Es rechnen hierher Kämpfende, Verwundete, auch Nichtkombattanten. Der Massenvolkserhebung im Kriegsfall wird Berechtigung zuerkannt. Siehe hierzu A. 81.

Art. 53. Prediger, Aerzte, Apotheker, Krankenpfleger werden nur auf ihren Wunsch kriegsgefangen (um die Ihrigen zu begleiten).

Art. 56. Der Kriegsgefangene ist gegen Rache und Gewalt geschützt.

Art. 58. Racenunterschiede sind abgeschafft. Macht der Feind jemand zum Sklaven, so kann Amerika als Vergeltung nicht Sklaverei, sondern nur Tod anwenden.

Art. 59. Der Kriegsgefangene ist verantwortlich für strafbare Handlungen und der Erleidung von Retorsionsmaßregeln unterworfen.

Art. 60, 61. Versagung von Quartier (Pardon) kann nur auf Befehl stattfinden, wenn der Vorgesetzte Gefahr halber meint, keine Gefangenen machen zu können. Eine Truppe, die kein Quartier gibt, hat doch kein Recht, Verwundete oder von anderer Truppe eingebrachte Gefangene zu töten.

Art. 65. Täuschung durch feindliche Flagge u. dergl. ist Treulosigkeit und setzt außer Kriegsgesetz.

Art. 66. Hat Einer Quartier erhalten und seine Unwürdigkeit wird binnen drei Tagen aufgedeckt, so kann er erschossen werden.

Art. 68, 69. Moderne Kriege sind keine Vernichtungskriege, unnütze Tötung ist ungesetzlich. Auf Posten, Wachen und Pikets ist nur zu schießen, wenn sie auf Befehl vertrieben werden sollen.*)

Art. 70. Gift ist in allen Formen verboten.

Art. 71, 72. Verletzung Verwundeter wird mit dem Tode bestraft, Beraubung der Gefangenen ist unehrenhaft. Größere Geldsummen sind den Gefangenen dienstlich abzunehmen.

Art. 74. Der Gefangene kann nur von der Regierung entlassen werden.

Art. 76. Gefangene werden human behandelt, angemessen beschäftigt.

Art. 77. Ein flüchtender Kriegsgefangener kann auf der Flucht getötet werden, jedoch, wenn ergriffen, nicht bestraft, sondern nur strenger bewacht werden. Dagegen kann, falls Komplott zu allgemeiner Befreiung vorliegt, schwere Bestrafung, bis Todesstrafe, eintreten.

Art. 79. Verwundete Gefangene werden gepflegt.

Art. 80. Von Ehrenleuten kann nicht erwartet werden, daß sie bei Gefangennahme ihre Kameraden durch Aussagen verraten. (Siehe hierzu A. 93.)

Sektion IV. Parteigänger, bewaffnete Feinde, die nicht zur feindlichen Armee gehören, Späher, bewaffnete Plünderer, Kriegsrebellen.

---

*) Verfasser beobachtete während der Belagerung von Paris 1870/71, daß eine französische Abteilung unsere Doppelposten als Scheibe für die Schieß-Ausbildung ihrer Leute benutzte. Sie fühlte sich gesichert durch die kurze Tragweite des Zündnadelgewehrs und unsere Sitte, nicht unnütz zu schießen. — Die Uebung endete sehr plötzlich, als einer unserer Gardejäger sich vorgepürscht hatte und nun in die übende Abteilung hineinfeuerte.

Art. 81. Uniformierte Parteigänger erhalten die Rechte von Kriegsgefangenen, alle übrigen Genannten (s. Ueberschrift) haben keinen Schutz und sind mit dem Tode bedroht.

Sektion V. Ueber Spione, Kriegsverräter, gefangene Boten. Mißbrauch der Waffenstillstandsflagge. Geleitsbriefe.

Art. 88. Der Spion kennzeichnet sich durch die Heimlichkeit seines Auftretens, seine Strafe ist Erhängen.

Art. 89—92. Der amerikanische Bürger, der dem Feinde Nachricht bringt, wird mit dem Tode bestraft. Ebenso steht Todesstrafe auf jeder anderen Kriegsverräterei.

Art. 93. Die Truppen brauchen Führer und dürfen sie erzwingen.

Art. 95. Freiwilliges Führen des Feindes verdient den Tod, auch wenn es im besetzten Lande zugunsten der eigenen Partei geschieht.

Art. 97. Wissentlich falsch führen wird mit dem Tode bestraft.

Art. 99. Boten mit Nachrichten werden kriegsgefangen, wenn sie in Uniform auftreten, sonst nach Umständen behandelt.

Art. 104. Wegen früherer Verräterei findet keine Bestrafung statt.

Sektion VI. Gefangenenaustausch, Waffenstillstandsflagge, Schutzflagge.

Art. 107. Gefangene müssen ihren Rang richtig angeben.

Art. 111. Träger von Waffenstillstandsflaggen brauchen nicht zugelassen werden.

Art. 115, 116. Es ist Sitte, durch besondere Flaggen (gelbe) Hospitäler gegen feindliches Feuer zu schützen, ehrenwerte Feinde beachten dies.

Art. 117. Mißbrauch dieser Flagge ist große Unehrenhaftigkeit. (So befohlen 1863, die Genfer Konvention ist von 1864!)

Art. 118. Aehnlich schützt man Kunstschätze und dergl.

Sektion VII. Das Ehrenwort.

Art. 119—121. Bisweilen entläßt man Gefangene auf Ehrenwort. Die Verpfändung ist ein persönlicher, aber nicht privater Akt.

Art. 124. Bruch des Ehrenwortes verdient den Tod.

Art. 126—128. Die Abgabe des Ehrenworts erheischt die Erlaubnis des höchsten anwesenden Vorgesetzten der eigenen Partei. Im allgemeinen nimmt man nur das Ehrenwort

von Offizieren. Auf dem Gefechtsfelde und von ganzen Massen findet keine Abnahme des Ehrenwortes statt.

Art. 130. Die Verpflichtung lautet meist darauf: im gegenwärtigen Kriege nicht mehr im Felde zu dienen. Dienst bei der Ausbildung, Fortifikation u. dergl. bleibt dann erlaubt. (Eine weitgehende Konzession, die seit 1870/71 viel umstritten wird.)

Art. 131. Erkennt die eigene Regierung die Ehrenwortabgabe nicht an, so muß der Offizier zurückkehren; wird er auch hier entlassen, so ist er seiner Verpflichtung frei.

Art. 132, 133. Die Regierung kann zuvor bestimmen, welcher Art Verpflichtung einzugehen sie ihren Leuten erlaubt. Das Ehrenwort braucht nicht angenommen und braucht nicht gegeben zu werden.

Sektion VIII. Waffenstillstand.

Sektion IX. Mord.

Art. 148. Den Mord statthaft zu machen ist verboten.

Sektion X. Aufstand, Bürgerkrieg, Rebellion.

Art. 152. Regelrechte Kriegführung gegen Rebellen ergibt keine Anerkennung der dort etwa eingesetzten Regierung.

Art. 153, 154. Daß man den kriegführenden Rebellen die Rechte von Kriegsgefangenen gewährt, schützt sie nicht vor späterer Anwendung der Gesetze gegen sie als Rebellen. —

In diesen letzten Artikeln gestanden die Nordstaaten, der Kongreß, den Südstaaten der humaneren Kriegführung halber die Eigenschaft einer kriegführenden Partei zu, ohne damit einer späteren Beurteilung ihres Rebellentums durch die ordentlichen Gesetze vorzugreifen.

Der aus dieser Instruktion sprechenden hohen Gesittung und der festen Hinstellung eines freiwillig angenommenen Sittengesetzes wird man seine Anerkennung um so weniger versagen können, als die kurze Entwicklungsgeschichte des nordamerikanischen Volkes mit in Betracht kommt, dieses Volkes, das einen ansehnlichen Bestand an Rothäuten, Negern und — last not least — von Abenteurern aller Länder sein eigen nannte!

Auf der See machte sich in diesem Kriege der Umstand höchst unangenehm fühlbar, daß Nordamerika der Pariser Seerechtsdeklaration nicht beigetreten war. Die Südstaaten kaperten — teilweise unter englischer Flagge — eine große Anzahl nordstaatlicher Handels

schiffe. Eine Hauptrolle spielte hierbei das Kaperschiff „Alabama". Dieses Schiff wurde schließlich im Hafen von Cherburg durch das nordstaatliche Kriegsschiff „Kearsage" gefaßt und in Grund gebohrt. Aus den Entschädigungsforderungen der Vereinigten Staaten gegen England entstand die vielgenannte „Alabamafrage", die erst 1872 schiedsgerichtlich in Genf Erledigung fand.

Der Zeitfolge nach gelangen wir nun zu der Genfer Konvention von 1864. Bei dem allseitigen Interesse und der vielfachen Anwendung, die diese Konvention erfahren hat, ist sie in weitesten Kreisen so bekannt geworden, daß ich mich wohl auf kürzeste Andeutung ihres Inhaltes beschränken darf:

Ambulanzen, Feldlazarette und ihr Personal sind neutral, sofern bei ihnen Verwundete oder Kranke vorhanden sind.

Teilnahme der Privaten an Hilfeleistungen soll gefördert werden.

Verwundete und Kranke werden ohne Ansehen der Nationalität aufgenommen und gepflegt.

Geheilte werden, wenn invalide, entlassen; Dienstfähige können gegen Verpflichtung entlassen werden.

Die Anregung zu dieser hochbedeutsamen Abmachung ging von einigen Menschenfreunden, insbesondere dem Schweizer H. Dunant, aus, der seine 1859 auf dem italienischen Kriegsschauplatze gesammelten Beobachtungen durch sein Buch: Un souvenir de Solferino bekannt machte. 1864 fanden in Genf die Konferenzen statt, deren Ergebnis von den meisten europäischen Staaten bald ratifiziert wurde, doch hatte beim Ausbruch des Krieges 1866 gerade Oesterreich, trotz seiner eigentümlichen Beziehungen zur Sache, die Konvention noch nicht angenommen. Nichtsdestoweniger befahl König Wilhelm seinen Truppen ihre Anwendung; die deutschen Bundestruppen folgten seinem Beispiele. Davon hatte Oesterreich, das ja die meisten seiner Verwundeten auf den Schlachtfeldern liegen lassen mußte, den größten Segen; nach der Schlacht von Königgrätz trat es dann auch der Konvention bei. Erst 1868 schloß sich der Papst an, der erklären ließ, er träte hauptsächlich bei, damit den Verwundeten der religiöse Beistand leichter und regelmäßiger gespendet werden könne. Auch viele außereuropäische Staaten schlossen sich im Laufe der Zeit an.

Die Erfahrungen aus dem Kriege 1866 führten zu neuen Konferenzen, 1868 wurden einige Zusätze, Ausführungsbestimmungen, vereinbart, die jedoch von den größeren Staaten nicht ratifiziert wurden. Mit der Genfer Konvention ist viel Mißbrauch getrieben

worden, dies hat zu häufigen Klagen Anlaß gegeben und die Neigung zur Kodifikation weiterer Kriegssitten bei den meisten Mächten beeinträchtigt. Daß die Konvention verbesserungsbedürftig war, ist ja nicht erstaunlich. Es fehlte z. B. jede Bestimmung über Behandlung der Leichen. Da diese nicht vor der Bestattung rekognosziert wurden — auch mangels Erkennungsmarken damals gar nicht festgestellt werden konnten —, so mußte Oesterreich noch 2 Jahre nach dem 1866er Kriege 12 000 Mann als Vermißte bezeichnen, weil man nichts wußte, als daß sie nicht von den Schlachtfeldern zurückgekehrt waren. Für das bürgerliche Leben ist dies begreiflicherweise von großer Bedeutung.

In den Kriegen 1864 und 1866 bewiesen die beteiligten Heere ungewöhnlich hochstehende Kriegssitten; 1866 kam überall das Bewußtsein zum Ausdruck, daß man Stammesgenossen bekämpfte; unmittelbar nach dem Kampfe zeigte der Verkehr mit Gefangenen und Verwundeten einen rein kameradschaftlichen Charakter. Diese Kriege erbrachten .also eine Erfahrung darüber, wie gut eine energische Kriegführung mit Kriegsgesittung vereinbar ist.

1868 kam auf Kaiser Alexander II. Anregung die Petersburger Abmachung zustande, nach welcher die meisten Kulturstaaten zur Vermeidung unnützer Grausamkeit sich versagten, Sprenggeschosse unter 400 Gramm Gewicht zu führen. Diese Abmachung ist deshalb von geringer Bedeutung, weil so kleine Sprenggeschosse praktisch wenig Wert haben, also auch kaum in Gebrauch waren. Der Vorschlag, sich in ähnlichen Kriegsmitteln noch weiter zu beschränken, scheiterte schon damals am Widerstande Englands, das sich, ähnlich wie Amerika 1856, darauf berief, daß England nur wenig Truppen halte, um so mehr also freie Hand behalten müsse, alle technischen Erfindungen auszunutzen.

1870/71 galten für das deutsche Heer und die Marine an internationalen Kriegsrechts-Abmachungen also nur die Pariser Seerechtsdeklaration von 1856, die Genfer Konvention von 1864, die Petersburger Sprenggeschoß-Abmachung von 1868. Beide Kriegsparteien kamen überein, die Genfer Nachtragsbestimmungen von 1868 zu beachten.

König Wilhelm verzichtete noch einseitig auf das Seebeuterecht.

Wenn ein Völkerrechtsgelehrter schreibt: Mangels anderer Vorschriften habe aber jeder deutsche Soldat das Schriftchen von Felix Dahn, „Das Kriegsrecht", im Tornister getragen, so kann ich nur sagen, daß ich von dieser Schrift zum ersten Male etwa 20 Jahre

nach dem Kriege erfuhr und in der Armee nie jemanden gefunden habe, der davon gehört hätte. Von internationalem Recht wußte die Armee 1870 so ziemlich gar nichts; die Kriegsregeln hatten sich aus ihrer ritterlichen, sittlichen Denkart in der Praxis entwickelt. Diese Praxis verdient unsere Beachtung.

Von allen amtlichen Aeußerungen steht als Anerkennung der modernen Kriegssitte obenan die Proklamation König Wilhelms vom 11. August 1870, in der es heißt: „Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den französischen Bürgern; diese werden fortfahren, die Sicherheit für ihre Person und ihre Güter zu genießen, solange sie nicht selbst durch feindselige Unternehmungen gegen die deutschen Truppen Mir das Recht nehmen, ihnen Meinen Schutz zu gewähren." Am 13. August folgte ein Königliches Dekret, das in den besetzten Landesteilen die Konskriptionspflicht aufhob, ihre Befolgung verbot. Hier sei vorgreifend angeschlossen, daß im Dezember 1870 der Kriegsminister von Roon den Bewohnern der besetzten Landesteile untersagte, ihrem Heere zuzulaufen und darauf als Strafe Konfiskation und mehrjährige Verbannung setzte. Etwas naiv erscheint, daß zu derselben Zeit Gambetta den Arbeitern in Elsaß-Lothringen bei Todesstrafe verbot, die deutsche Besatzung bei der Benutzung, d. h. regelrechten Bewirtschaftung, der französischen Staatsforsten zu unterstützen.

Am 16. und 19. August ergingen Königliche Verordnungen, die Spione, Leute, welche falsche Wege führen, und andere Missetäter gegen die Sicherheit der deutschen Truppen, z. B. auch Wegezerstörer, mit dem Tode und die betreffenden Gemeinden mit schwerer Buße bedrohten. Das Kriegsgericht sollte vom ältesten Offizier befohlen werden, nur auf Tod erkennen und das Urteil sogleich vollstreckt werden.

In der Behandlung der besetzten Landesteile war man sehr schonend gegen die Rechte der Bürger; auch in den zu annektierenden Gebieten gestattete man im Januar 1871 die Wahlen zu der französischen Nationalversammlung, die über die Annahme des Friedens und die provisorische Regierung entscheiden sollte.

Bemerkenswert erscheint die Proklamation des Kronprinzen von Preußen vom 20. August 1870, in der es heißt:

„Ich beanspruche für den Unterhalt der Armee nur den Ueberschuß der Vorräte, der zur Ernährung der französischen Bevölkerung nicht gebraucht wird." Dies dürfte der mildeste Grundsatz sein, der in der Frage der Requisitionen von maßgebender Seite aufgestellt

worden ist. Es ist in dieser Sache sehr verschieden verfahren worden; meist wurde das Notwendige auf Anordnung des obersten anwesenden Befehlshabers gegen sogenannten Bon, seltener gegen Geld, entnommen. Gegenüber der natürlich häufig vorkommenden ungeregelten Entnahme von Nahrungsmitteln und anderen notwendigen Dingen wurde wohl meist nach dem Grundsatze verfahren, der allerdings erst nach dem Kriege in § 130 des Mil.-Strafgesetzbuches festgelegt worden ist; danach wird solche Entnahme, soweit sie im Einklange mit dem vorhandenen Bedürfnisse steht, nicht als Plünderung angesehen. Im ganzen ist den Franzosen ein im Hinblick auf die Hilfsquellen des Landes nur mäßiger materieller Schaden zugefügt worden, und man hörte bald nach dem Kriege, daß dies wegen der geringen Nachwirkung auf die Zukunft bedauert wurde. Berücksichtigt man den Wohlstand der beiden Länder und den Wechsel der materiellen Werte zwischen dem Anfang des 19. Jahrhunderts und 1870, so darf man behaupten: Frankreich hat 1870/71 einen Schaden erlitten, der zehnmal geringer anzuschlagen ist als der, den uns die Kriege 1806—1815 zugefügt hatten.

Viel Meinungsverschiedenheit hat über die völkerrechtliche Stellung der Franktireurs und ähnlicher, nicht organisierter Kämpfer bestanden. Unsere Heeresleitung verlangte durch Proklamation, daß jeder Gefangene, der nicht als Mörder oder Räuber angesehen sein wollte, sich über seine Eigenschaft als französischer Soldat und rechtmäßiger Angehöriger eines organisierten Korps durch seine Einberufungsordre ausweisen solle; ferner, daß die Freikorps unter Militärgesetz stehen und von französischen Offizieren geführt sein mußten; daß diese Kämpfer durch Abzeichen auf Flintenschußweite als Soldaten erkennbar seien, wofür nicht die Armbinde genüge, die sehr rasch versteckt und wieder hervorgeholt werden konnte. Unberechtigte, heimliche Angriffe, die gegen unsere Leute verübt wurden, bestraften wir — wie es allgemein Brauch war und ist — mit dem Tode, wenn man den Täter ergriff; anderenfalls oder auch gleichzeitig durch schwere Geldbuße an der betreffenden Gemeinde.

In Bazeilles hatten bekanntlich die Einwohner am Kampfe teilgenommen. Ueber die Niederbrennung von 12 Häusern und die Tötung oder Verwundung von 30—40 Einwohnern haben die Franzosen und Freunde von ihnen viel Lärm geschlagen. Eine eingehende kriegsgerichtliche Untersuchung — wenn solche als möglich gedacht wird — hätte wohl kaum eine mildere Strafe herbeigeführt.

Zur Vorbeugung von Gewalttaten nahmen wir bisweilen Geiseln.

So ließ man angesehene französische Gemeindemitglieder auf den Eisenbahnzügen mitfahren, wenn man Neigung der Einwohner zu Gefährdung der Züge vermutete. Dieses vom Gegner ebenfalls beklagte Mittel hat niemandem geschadet und seinen Zweck erfüllt.

Ueber die Stellung der Luftschiffer ist viel gestritten worden, ob sie Spione oder offen auftretende Feinde seien. Wir haben sie meist als Leute behandelt, die offenbar als Boten oder anderswie feindselige Handlungen gegen uns versuchten, haben also ohne weiteres auf sie geschossen und gefangene auf die Berechtigung ihres Tuns in Untersuchung genommen. Das Schießen hatte übrigens selten Erfolg.

Bei Belagerungen und Beschießungen sind viel Rücksichten genommen worden. So wurde während der Belagerung von Straßburg auf Verwendung der Schweiz den Frauen und Kindern der Abzug freigestellt, obgleich uns dadurch manche Ungelegenheit entstand. Der Turm des Straßburger Münsters ist, weil die Franzosen ein Observatorium darauf eingerichtet hatten, von der deutschen Artillerie beschossen worden. Die Zerstörung der Bibliothek ist insofern Schuld der Franzosen, als diese, vom Beginn des Bombardements benachrichtigt, die Bibliothek zu schützen unterlassen hatten.

Zu Beginn der Belagerung von Paris stellte man der neutralen Diplomatie anheim, die Stadt zu verlassen; denen, die drinnen blieben, gestattete man aber später den Abzug nicht mehr; auch litten wir nur die Absendung offener Briefe. In späteren Stadien der Belagerung erlaubte die deutsche Heeresleitung nicht mehr, daß Ueberläufer oder Private herauskamen, sondern sie ließ solche Leute mit Gewalt wieder hineintreiben, da die Aushungerung zum Hauptkampfmittel gegen die Festung geworden war. Die Franzosen haben zwar die offenen Städte Saarbrücken und Kehl und später — zur Kommunezeit — ihr eigenes Paris bombardiert; daß wir aber die Festung Paris ohne vorherige Ankündigung und die eigentliche Stadt überhaupt beschossen — ja, Bauer, das war ganz was And'res! und es führte, ebenso wie andere Beschießungen, Beschwerden der französischen Regierung herbei. Ueberhaupt waren die Franzosen schnell mit Beschwerden bei der Hand und gründeten sie oft auf recht unsichere und tendenziöse Nachrichten.

Von den Klagen, die von unserer Seite bei der französischen Regierung vorgebracht wurden, mögen hier einige ihrem Gegenstande nach erwähnt sein:

Die Austreibung aller Deutschen aus Paris bei Beginn des Krieges.

Bis Anfang Januar 1871 haben die Franzosen in 21 Fällen auf Parlamentäre geschossen. Das kommt natürlich auch versehentlich vor.

In 31 Fällen haben sie die Genfer Konvention verletzt: meist lag Feindseligkeit gegen Aerzte vor.

Es sollen mehrfach kleine Explosionsgeschosse benutzt worden sein.

Gefangene sind mißhandelt worden. Ein französischer Arzt hat zugegeben, vor Orleans eigenhändig preußische Gefangene erschossen zu haben.

Die Verwendung unzivilisierter Truppen hat zu vielen Vorkommnissen geführt, die unter gesitteten Völkern ausgeschlossen sein sollten. Eine französische Zeitung in Algier schrieb bei Beginn des Krieges: Arrière la pitié, arrière les sentiments de l'humanité! Mort, pillage, incendie! Dazu pries sie die Bestialität der Turkos, die unter anderem die Neigung gehabt haben sollen, Verwundeten und Wehrlosen die Augen auszuquetschen.

Die Ermordung deutscher Soldaten ist nicht nur vielfach von Privaten, sondern auch von Behörden empfohlen und gefeiert worden. So erließ der Präfekt der Côte d'Or am 21. 11. 1870 folgendes amtliche Rundschreiben:

„Das Vaterland verlangt nicht von Euch, daß Ihr Euch in Masse versammelt und offen dem Feinde widersetzt, es erwartet nur, daß an jedem Morgen drei oder vier entschlossene Männer ihr Dorf verlassen und sich an einem von der Natur selbst bezeichneten Ort verbergen, von wo sie ohne Gefahr auf die Preußen schießen können. Ich werde diesen Männern, welche die Pferde der erschossenen Reiter abliefern, eine Belohnung zuerkennen und ihre heroischen Taten in allen Blättern des Departements sowie im Moniteur öffentlich bekannt machen."

Die Franzosen haben die gefangenen Offiziere ihrer Nationalität ermuntert, sich unter Bruch des Ehrenwortes unserer Gefangenschaft zu entziehen. Dies haben denn auch 145 französische Offiziere, darunter 3 Generale, getan.

Auf See haben die Franzosen Kauffahrteischiffe vernichtet, statt sie vor ein Prisengericht zu bringen; die Besatzung ist gesetzwidrig festgehalten und wie Uebeltäter behandelt worden.

Auf die Antworten der Franzosen und ihre mehr oder meist weniger zutreffenden Rechtfertigungsversuche einzugehen, würde uns zu weit führen.

Daß Ungehörigkeiten auch von unserer Seite verübt worden sind, ist selbstverständlich; aber unparteiische Zeugen haben genugsam bestätigt, daß unser Auftreten im ganzen hohe Achtung verdient hat und oft übertrieben schonend gewesen ist. Musterhaft hat sich Deutschland der schwierigen Aufgabe entledigt, an 400 000 Gefangene bei sich zu bewahren.

Wiederum auf Anregung Kaiser Alexander II. beschickten 1874 die meisten europäischen Staaten eine Konferenz in Brüssel, die ein internationales Kriegsrecht zu beraten hatte. Das Ergebnis war die Aufstellung eines Projektes, das die Kodifikation eines modernen Kriegsrechtes versuchte. Im wesentlichen spiegelten sich die Anschauungen wieder, die wir aus der amerikanischen Instruktion kennen. Obgleich man sich ziemlich leicht geeinigt hatte, schritten die Mächte doch nicht zur vertragsmäßigen Annahme; ja, Deutschland erklärte sich damals grundsätzlich gegen die bindende Anerkennung jedes derartigen Abkommens. Nicht, daß wir beabsichtigt hätten, zu inhumaner Kriegführung zurückzukehren; aber die zahlreichen Streitigkeiten über Kriegsgebräuche im Feldzuge 1870/71 waren noch in frischem Gedächtnis und luden nicht dazu ein, für die Zukunft dem Gegner die Handhabe für vermehrte Beschwerden zu bieten.

Da wir aus der amerikanischen Instruktion bereits erfahen, um welche Fragen es sich handelt, die Antworten auf diese Fragen auch 1899 im Haag bindend festgestellt worden sind, so erscheint es für das Verständnis der heut geltenden Regeln nicht erforderlich, näher auf das Projekt von 1874 einzugehen.

Bei Ausbruch des russisch-türkischen Krieges 1877 erklärte Rußland amtlich, beachten zu wollen: die Genfer Konvention von 1864, die Petersburger Abmachung von 1868 und den Brüsseler Entwurf von 1874.

Nach dem Grundsatze der Gegenseitigkeit hätte die Türkei dasselbe anordnen sollen. Sie ließ sich aber erst drängen, der Genfer Konvention entsprechende Vorkehrungen zu treffen, wobei denn damals zur Schonung der mohammedanischen Gefühle statt des roten Kreuzes das Zeichen des Halbmondes zur Anwendung kam.

Nach der Brüsseler Konferenz von 1874 verging ¼ Jahrhundert, ehe die Mächte im Haag die Arbeit wieder aufnahmen. Die Sache der Humanität hatte aber inzwischen in anderer Weise

Fortschritte gemacht. Die neueren Anschauungen gewannen Geltung und greifbare Form, indem einzelne Kulturländer teils Instruktionen im Sinne des Brüsseler Projektes ausgaben, teils die bestehenden Militärstrafgesetze und Dienstvorschriften zeitgemäß umgestalteten, auch Völkerrechtsgrundsätze mehr als bisher zum Gegenstande des militärischen Unterrichts machten.

In Frankreich erschien schon vor etwa 20 Jahren amtlich ein Handbuch für internationales Recht zum Gebrauch der Offiziere des Landheeres. Von dem echt französischen Ton dieser Vorschrift und ihren guten Rechtsauffassungen hier nur eine Probe: „In seinen Beziehungen zu der Bevölkerung des besetzten Landes ist der Soldat zu derselben Zurückhaltung verpflichtet, wie in der heimatlichen Garnison. Er hat wie ein Verbrechen jeden Angriff gegen das Leben und jede Gewalttat gegen die Personen zu vermeiden. Es besteht für ihn die absolute Verpflichtung, die Ehre und die Rechte der Familie zu achten und sich keinerlei Vergehens gegen die Schamhaftigkeit der Frauen, gegen die Unschuld der Kinder und gegen die ehrwürdige Schwäche der Greise schuldig zu machen. (contre la vénérable faiblesse des vieillards)."

Unter den Strafrechtsbestimmungen wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts von Rechtskundigen die belgischen, schweizerischen, österreichischen und deutschen als die besten bezeichnet.

Die Haager Konferenz von 1899 kam bekanntlich wie die 1874er auf Anregung des Kaisers von Rußland zustande. Der Volksmund und selbst die amtlichen Vertreter nannten sie bald die Friedenskonferenz; hatte sich doch, wie das Programm zeigen wird, der kaiserliche Urheber ursprünglich mit der Hoffnung getragen, die Kriegsrüstungen zum Stillstand, vielleicht zum Rückgang bringen und die Kriegsfälle einschränken zu können. Daß der erste Teil dieser Aufgabe völlig scheiterte, hat dann schnell eine Flut von voreiligen Urteilen über das ganze Unternehmen erzeugt. Bei ruhiger Betrachtung wird man aber finden, daß doch viel erreicht worden ist, daß jene Konferenz einen starken Einfluß darauf ausgeübt hat, in den Kulturstaaten eine einheitliche Auffassung darüber zu verbreiten, wie die Gewalttat des Krieges durch humane, moralische Rücksichten in gewissen Schranken gehalten werden soll. Ueber eine so große Frage Regeln festzusetzen, an die sich dann die Gesetzgebung aller Kulturstaaten und die Kriegspraxis halten soll und kann, das ist doch schwerer als das Laienpublikum wohl denken mag. Welche Macht gäbe gern auch nur geringe Hilfsmittel und Teile

der Freiheit ihres Handelns aus der Hand? Dann stellt sich der Wert einzelner Kriegsmittel für die verschiedenen Länder und Völker ungemein verschieden. Die Einschränkung oder Abschaffung eines Kriegsmittels wird für den einen Staat eine ebenso schwere, wie für einen anderen eine ganz leichte Zumutung.

So hatte bisher das schweizerische Strafgesetz der Bevölkerung ohne Einschränkung jede Art der Verteidigung des heimatlichen Bodens gegen den eindringenden Feind gestattet. Die Schweiz wünschte diese weitestgehende Freiheit beizubehalten; wir Deutsche stehen auf dem entgegengesetzten Standpunkte, da wir bis auf den letzten Mann organisiert sind. Vor etwa 100 Jahren, 1807—13, hätten wir die Wünsche der Schweizer geteilt; diese haben sich nun den einschränkenden Abmachungen von 1899 gefügt.

Noch krasser tritt die Verschiedenheit des Interesses zur Sache hervor, wenn es sich um Fragen des Seekrieges handelt, und doch beraten auch dabei Mächte mit, die nicht eines Fußes Breite Meeresküste besitzen.

Noch viele Nebenrücksichten, Hintergedanken und Eifersüchteleien erschwerten im Haag die Gewinnung internationaler Vereinbarungen. Z. B. hat Italien die Einladung des Papstes zur Konferenz verhindert; es befürchtete, der Papst könnte die Wiederherstellung seiner weltlichen Macht fordern. Auf Englands Veranlassung blieb die Republik Transvaal ausgeschlossen; stand doch der von weither geplante Vernichtungskrieg gegen das tapfere Burenvolk unmittelbar vor der Tür. Brasilien lehnte die erhaltene Einladung mit der bemerkenswerten Begründung ab: Brasilien sei der Konferenz vorausgeeilt, indem es seine Kriegsschiffe verkauft, einen Teil seiner Arsenale aufgehoben, sein Heer herabgesetzt und in seiner Verfassung die Anrufung der Schiedssprechung zur Pflicht gemacht habe.

Also doch ein weißer Rabe! Immerhin war es ein gutes Zeichen, daß 26 Staaten, genau doppelt so viel als auf der Brüsseler Konferenz von 1874, erschienen.

Das von Rußland aufgestellte Programm umfaßte 8 Beratungsgegenstände:

1. Stillstand der Rüstungen auf bestimmte Zeit; Vorprüfung der Mittel zu einer späteren Herabsetzung des Militäretats;
2. Verbot neuer Feuerwaffen und Sprengstoffe;
3. Beschränkung der bisherigen Sprengstoffe im Landkriege; Verbot, aus Luftschiffen Geschosse und Sprengstoffe zu werfen;
4. Verbot unterseeischer Torpedos pp. und von Rammschiffen;

5. Anwendung der Genfer Konvention auf den Seekrieg;
6. Neutralisation der Rettungsboote im Seekriege;
7. Revision der Brüsseler Landkriegsdeklaration von 1874;
8. Annahme der Vermittlung und wahlfreien Schiedssprechung als kriegsvorbeugende Mittel.

Setzen wir hier sogleich die Ergebnisse daneben, ohne zu verfolgen, wie sich ihre Herstellung in der Konferenz vollzogen hat.

Das Reichsgesetzblatt von 1901, Nr. 4, verkündet folgende Abmachungen vom 29. 7. 1899 (in einer vom vorstehenden Programm abweichenden Reihenfolge):

I. Abkommen zur friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten — sogen. Schiedsgerichtsabkommen (Ergebnis zu Punkt 8 des Programms);
II. Abkommen, betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges (zu Punkt 7 des Programms);
III. Abkommen, betreffend die Anwendung der Grundsätze der Genfer Konvention vom 22. 8. 1864 auf den Seekrieg (zu Punkt 5 und 6 des Programms);
IV. Erklärung, betreffend das Verbot des Werfens von Geschossen und Sprengstoffen aus Luftschiffen oder auf anderen ähnlichen neuen Wegen;
V. Erklärung, betreffend das Verbot der Verwendung von Geschossen, deren einziger Zweck ist, erstickende oder giftige Gase zu verbreiten;
VI. Erklärung, betreffend das Verbot von Geschossen, die sich leicht im menschlichen Körper ausdehnen oder platt drücken (diese drei Erklärungen zu Punkt 3 des Programms).

Inbezug auf die unerfüllten Punkte des Programms oder neu im Laufe der Beratungen entstandenen Wünsche verzeichnete ferner das Protokoll der Konferenz, ohne irgendwelche Verbindlichkeit für die Staaten eine Resolution und sechs Wünsche.

Die Resolution: Eine Beschränkung der zurzeit die ganze Menschheit bedrückenden Militärlasten ist für die Forderung des materiellen und moralischen Wohles der Menschheit höchst wünschenswert.

Die sechs Wünsche bziehen sich auf:

1. Baldige Revision der Genfer Konvention;
2. Festsetzung der Rechte und Pflichten der Neutralen;
3. Einvernehmen über neue Muster für Kanonen und Gewehre;

4. Prüfung der Möglichkeit eines Einvernehmens inbezug auf die Einschränkung der bewaffneten Land- und Seemacht sowie des Kriegsbudgets;
5. Die Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege;
6. Die Beschießung der Häfen, Städte und Dörfer durch die Kriegsschiffe.

Bei einzelnen Abkommen ist darauf hingewiesen, daß sie weiteren Ausbaues harren, bei den meisten Wünschen, daß sie Veranlassung und Beratungsgegenstand einer späteren, neuen Konferenz werden sollten.

Nehmen wir bei näherer Betrachtung der Ergebnisse die negativen vorweg. Da zeigt sich, daß auch diejenigen Verhandlungen nützlich gewesen sind, die zur Ablehnung der Vorlage führten; haben sie doch wertvolle Aufklärung über die Materie geschaffen und den Standpunkt der Mächte festgestellt.

Die Ablehnung des sogenannten Abrüstungsvorschlages — Punkt 1 des Programms — war namentlich für uns Deutsche ein bemerkenswertes Ereignis, ein Sieg der Wahrheit und des Rechts, den unser militärischer Vertreter erfocht. Der damalige Oberst Gros gen. von Schwarzhoff, der leider so bald darauf in China im Dienste des Vaterlandes sein Leben ließ, durchbrach in einer denkwürdigen Rede alle Unklarheiten, Zweifel und bedenklichen Illusionen. Wir müssen uns leider darauf beschränken, den Kern seiner Einwendungen gegen die „Einschränkung der die ganze Menschheit bedrückenden Militärlasten“ wiederzugeben. Man wird zum Teil heraushören, welche Behauptungen die Vorredner aufgestellt hatten. Er sagte: „Das Deutsche Volk ist nicht erdrückt unter der Last der Steuern und Umlagen; es befindet sich nicht am Rande des Abgrundes; es geht nicht der Erschöpfung und dem Untergange entgegen. Ganz im Gegenteil: der öffentliche und private Wohlstand wächst, das Allgemeinbefinden, der standard of life, hebt sich von Jahr zu Jahr. Der Deutsche betrachtet die Wehrpflicht nicht als eine drückende Last, sondern als eine heilige und vaterländische Pflicht, deren Erfüllung er seine Existenz, seinen Wohlstand und seine Zukunft verdankt ....

Ich bin der Ansicht, daß die Frage der Friedenspräsenzstärke nicht für sich allein gewürdigt werden kann, losgelöst von einer Menge anderer Fragen, denen sie beinahe nur untergeordnet ist. Das sind z. B. der Stand der öffentlichen Bildung, die Dauer der aktiven Wehrpflicht, die Zahl der Cadres, die Präsenzstärke der

Truppeneinheiten, die Zahl und Dauer der Einberufung unter die Fahne, die örtliche Verteilung der Truppenkörper, das Eisenbahnnetz, die Zahl und Lage der befestigten Plätze. Im modernen Heer hängt das alles zusammen und bildet in seiner Totalität die nationale Verteidigung, welche jedes Volk nach seinem Charakter, seiner Geschichte und aus seinen Ueberlieferungen heraus entwickelt hat, mit Rücksicht auf seine wirtschaftlichen Mittel, seine geographische Lage und seine obliegenden Pflichten ...."

Die in ebenso verbindlicher als fester Sprache — in bestem Französisch — gehaltene Rede, deren Eindruck man sich nach dem kurzen Auszuge kaum vorstellen kann, entschied die Frage, und indem sie allgemeine Zustimmung gewann, zerstörte sie auch ein Intriguenspiel, das Deutschland als den einzigen Störer des Friedensgedankens hinstellen wollte. Selbst der mit seinem Antrage so nachdrücklich abgewiesene russische Vertreter sagte nach der Sitzung unserm Oberst von Schwarzhoff: „Sie sind heut zwar als unser Gegner aufgetreten; aber als Mann und Offizier möchte ich Ihnen meine besondere Hochachtung kundgeben." Ein redliches Wort!

Schon auf der Konferenz brach sich die Erkenntnis Bahn, und sie hat sich seitdem mehr und mehr verbreitet, daß es unlogisch und gerade eine Gefährdung des Friedens wäre, wenn ein Volk seine Kriegsbereitschaft herabmindern wollte, bevor die Ursachen und die Möglichkeit der Kriege beseitigt sind. Gegen diese wenden sich nun auch die Bestrebungen einsichtiger Friedensfreunde. Gelingt es einst der fortschreitenden sittlichen Entwicklung, die Ursachen zu Kriegen zu beseitigen, dann wird es keiner Anträge auf Abrüstung mehr bedürfen.

Die positiven Ergebnisse:

Das Abkommen zur friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten. Skizzieren wir dieses nur kurz, weil wir uns vorgesetzt hatten, von der Humanisierung der Kriegführung zu sprechen, hier aber schon die Vermeidung des Krieges erörtert wird:

Titel 1 sagt, daß die Staaten um die friedliche Erledigung internationaler Streitfragen redlich bemüht sein wollen.

Titel 2: Die Mächte werden in Streitfällen die guten Dienste von Vermittlern anrufen oder anbieten, soweit die Umstände es gestatten. Die Vermittlung hat nur die Bedeutung eines Rates, keine verbindliche Kraft.

Titel 3 handelt von den internationalen Untersuchungskommissionen. Es werden nur Streitigkeiten, die weder die Ehre noch

wesentliche Interessen berühren, soweit es die Umstände gestatten, vor diese Kommissionen zu bringen sein. — Also nur unwesentliche Angelegenheiten, und unter Umständen auch nicht einmal diese! Danach hat wohl die Organisation und das Verfahren der Kommissionen kein „wesentliches Interesse" für uns; sagt doch Artikel 14 auch noch, daß der Bericht der Untersuchungskommission den Mächten volle Freiheit in Ansehung der Folge läßt, die der Feststellung zu geben ist!

Titel 4. Internationale Schiedssprechung.

Hier wird doch wenigstens ein Schiedsspruch herbeigeführt, in erster Linie über Fragen, die die Auslegung internationaler Vereinbarungen betreffen.

Die Anrufung dieser Schiedssprechung ist meist schon vorher in den Verträgen der Staaten untereinander vorgesehen. Eine weite Anwendung obligatorischer Schiedssprechung ist ins Auge gefaßt.

Es wird ein ständiger Schiedshof im Haag errichtet, seine Organisation und Verfahren sind festgestellt.

Der Schiedsspruch bindet nur die Parteien, die den Schiedsvertrag geschlossen haben.

Recht bezeichnend ist auch, daß Artikel 27 den Mächten zur Pflicht macht, bei Eintritt ernsthaften Streites einander an das Vorhandensein des ständigen Schiedshofs zu erinnern, und daß der Rat, sich an ihn zu wenden, nur als Betätigung guter Dienste angesehen werden darf. —

Sagt auch das Abkommen mit geradezu auffallendem Nachdruck, daß es ernstere Zwiste nicht beilegen wird — nicht will oder nicht kann —, sondern nur solche, um die ein Krieg nicht lohnt, so bringt es doch eine Anregung und Anleitung, im Verkehr der Völker mehr und mehr gemeinsam anerkanntes Recht walten zu lassen. Mit Befriedigung stellen die Friedensfreunde fest, wie in neuester Zeit eine stark zunehmende Anwendung des Schiedsgerichts stattfindet. Freilich: von der Haager Konferenz ging's sofort in den Burenkrieg, in die „China-Wirren" und zum russisch-japanischen Kriege!

Das Abkommen, betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges, bezeichnet in seiner Einleitung die nachfolgenden Bestimmungen als noch nicht vollständig; es wird darauf hingewiesen, daß in nicht vorgesehenen Fällen die Auffassung des Völkerrechts und der Menschlichkeit maßgebend sein soll, die sich unter gesitteten Völkern herausgebildet hat.

Die Bestimmungen handeln in 4 Abschnitten:

1. Abschnitt von den Kriegsparteien — Artikel 1—21.
2. „ von den Feindseligkeiten — Artikel 22—41.
3. „ von der militärischen Gewalt auf besetztem feindlichen Gebiete — Artikel 42—56.
4. „ von den bei Neutralen festgehaltenen Kriegführenden und in Pflege befindlichen Verwundeten — Artikel 57—69.

Art. 1: Rechte und Pflichten des Krieges gelten außer für das Heer auch für Milizen und Freiwilligenkorps, doch wird verlangt, daß ein verantwortlicher Führer an der Spitze steht, das Tragen eines weit erkennbaren Abzeichens, offenes Tragen der Waffen, Beachtung der Gesetze und Gebräuche des Krieges.

Art. 2. Auch Bevölkerung nicht besetzter Landesteile, die nicht Zeit fand, sich zu organisieren, wird als Kriegspartei geachtet, wenn sie selbst die Kriegsgebräuche und Gesetze achtet.

Art. 3—8. Kombattanten und Nichtkombattanten, z. B. amtlich zugelassene Korrespondenten, Lieferanten, erfahren als Gefangene gleiche Behandlung. Kriegsgefangene unterstehen der Regierung, nicht der Person oder Abteilung, die sie gefangen nahm. Sie sollen menschlich behandelt werden und ihr Eigentum, außer Waffen und Pferden, behalten. Bei ihrer Unterbringung soll nur in dringenden Fällen Einsperrung stattfinden. Sie können angemessen beschäftigt werden, aber nicht für Kriegsunternehmungen; sie werden dafür entschädigt wie die eigenen Militärpersonen. Auch die übrige Fürsorge geschieht wie für die eigenen Truppen. Dasselbe gilt inbezug auf Anwendung der Gesetze und Vorschriften über Unterordnung.

Entwichene werden bei Wiederergreifung disziplinarisch bestraft; sie bleiben straflos, wenn ihre Flucht völlig gelungen war und danach eine ganz erneute Gefangennahme vorliegt.

Art. 9—12. Der Kriegsgefangene hat seinen Namen und Dienstgrad richtig anzugeben. Er kann auf Ehrenwort entlassen werden; diese Verpflichtung ist dann auch von der Regierung des Gefangenen zu beachten; aber beide brauchen die Verpflichtung nicht anzunehmen. Bruch des Ehrenwortes wird mit gesetzlicher Strafe bedroht (meist mit Todesstrafe).

Art. 14. Jede Partei errichtet eine Auskunftsstelle für die Kontrolle und Vermittlungen aller Angelegenheiten der Kriegsgefangenen und für die Todesfälle.

Art. 15. Die Hilfsgesellschaften für Kriegsgefangene werden zugelassen, ihre Tätigkeit erleichtert.

Art. 16, 17. Für die Gefangenen herrscht Portofreiheit; Liebesgaben bleiben frei von Zöllen und Frachtkosten auf Staatseisenbahnen. Gefangene Offiziere erhalten ihren Sold auf Kosten ihrer Regierung.

Art. 18. Religionsausübung ist für die Gefangenen freigegeben.

Art. 19. Für die Aufstellung von Testamenten und Sterbeurkunden, auch für Anordnung von Begräbnissen gelten die Bestimmungen, die für das eigene Heer bestehen.

Art. 20. Nach Friedensschluß werden die Gefangenen in kürzester Frist entlassen.

Art. 21 weist auf die Genfer Konvention hin.

Art. 22, 23. Die Wahl der Kriegsmittel ist nicht unbeschränkt. Abgesehen von Sonderverträgen sind verboten: Gift, Meuchelmord, Verletzung Wehrloser, die Erklärung, daß kein Pardon gegeben werde, Waffen pp., die unnötige Leiden verursachen, Mißbrauch der Parlamentärflagge und des Genfer Zeichens, Verkleidung in Uniformen des Feindes, unnütze Zerstörung und Wegnahme feindlichen Eigentums.

Art. 24. Kriegslisten und das Einziehen von Nachrichten sind erlaubt (siehe hierzu Art. 29—31).

Art. 25—27. Unverteidigte Orte dürfen nicht bombardiert werden. Das Bombardement fester Plätze ist vorher anzukündigen. Gebäude, die dem Gottesdienst, der Kunst, Wissenschaft, Wohltätigkeit oder Krankenfürsorge dienen, sind möglichst zu schonen.

Art. 28. Auch im Sturm genommene Plätze dürfen nicht der Plünderung preisgegeben werden.

Art. 29—31. Wer unter falschen Vorwänden auftretend Nachrichten einzuziehen sucht, ist Spion; nicht also Militärs in Uniform, offen auftretende Leute, Luftschiffer. Auch der Spion wird nicht ohne Urteil bestraft; kehrt er zu seinem Heere zurück und wird er später gefangen, so ist er straffreier Kriegsgefangener.

Art. 32—34. Parlamentäre und ihre Begleiter sind unverletzlich; aber kein Befehlshaber ist verpflichtet, sie zu empfangen. Mit etwaigem Mißbrauch seiner Rechte verliert der Parlamentär sie auch.

Art. 35. Bei Kapitulationen soll Rücksicht auf die militärische Ehre walten.

Art. 36—41 handeln von Waffenstillständen, deren Dauer, örtliche Begrenzung, Bekanntmachungen usw., meist selbstverständlichen Dingen.

Art. 42—43. In besetzten feindlichen Gebieten ist die öffentliche Ordnung, möglichst nach dort geltendem Gesetz, herzustellen.

Art. 44. Die Bevölkerung darf nicht zur Teilnahme an Kriegsunternehmungen gegen ihr eigenes Land herangezogen werden. (Diese Bestimmung wird im Kriege viel Zweifeln begegnen. Mit „Kriegsnotwendigkeit" wird es wohl auch fernerhin begründet werden, daß Landeseinwohner über die militärischen Angelegenheiten ausgefragt oder gar gezwungen werden, Wege zu führen — ein schwerer Verrat gegen ihre eigene Partei! Führt nun ein solcher Mann falsch, so behandelt ihn die irregeführte Partei als Verräter. Weigert er sich, zu führen, so wird er auch mit dem Tode bedroht. Eine üble Sache für beide Teile!

Auch das „Zwingen" ist ein dunkler Punkt. Wie weit geht das; darf oder soll man einen Mann als abschreckendes Beispiel töten, weil er ehrenhaft und tapfer genug war, einen Verrat an seiner Partei zu verweigern? Man wird hier gern die Gebote der Menschlichkeit üben, bis die äußerste Not das Gesetz des Handels diktiert).

Art. 45. Auch den Treueid soll der Sieger im besetzten feindlichen Lande nicht für seine Regierung fordern.

Art. 46. Die Ehre und Rechte der Familie, Leben und Privateigentum der Bürger, Religion und Gottesdienst sollen geachtet werden. Das Privateigentum darf nicht eingezogen werden.

Art. 47. Plünderung ist ausdrücklich verboten.

Art. 48—49. Die Erhebung von Steuern und Zöllen im besetzten Lande ist statthaft. Sie dienen vorzugsweise der Verwaltung des Landes. Weitere Auflagen sollen nur für Zwecke des Heeres oder des besetzten Landes erhoben werden.

Art. 50 schränkt die Verhängung von Geldbußen und anderen Strafen ein.

Art. 51—54 regeln die Erhebung von Zwangsauflagen, Natural- und Dienstleistungen, die Beschlagnahme von Werten, Kriegsmitteln und anderem öffentlichen Eigentum. Eisenbahnmaterial neutraler Staaten soll bald zurückgegeben werden.

Art. 55, 56. Der besetzende Staat ist Nutznießer des öffentlichen, unbeweglichen Eigentums. Das Eigentum der Gemeinden

und der dem Gottesdienst, der Wohltätigkeit, dem Unterricht, der Kunst und Wissenschaft gewidmeten Anstalten ist als Privateigentum zu behandeln.

Absichtliche Entfernung geschichtlicher Denkmäler oder von Werken der Kunst und Wissenschaft ist verboten.

Art. 57—60 regeln die Unterbringung, Versorgung, Pflege und Beaufsichtigung der Truppen, die in einen neutralen Staat übergetreten und damit der Teilnahme an den Kämpfen dauernd entzogen sind. Die Genfer Konvention findet auch hier Anwendung.

Wir haben hier eine vervollkommnete Neubearbeitung der Brüsseler Beschlüsse von 1874 vor uns. Der größte Fortschritt des gesteigerten Rechtsgefühls und gegenseitigen Vertrauens zeigt sich aber darin, daß diese Beschlüsse nunmehr ratifiziert und zu Gesetzen erhoben worden sind. Dazu konnten sich 1874 die 13 Staaten nicht entschließen; fast die doppelte Zahl hat es noch 1899 getan. Nur wenige haben sich ausgeschlossen: China und die Türkei haben nichts ratifiziert, Schweden-Norwegen hat dem vorstehenden „Landkriegsrecht-Abkommen" seine Ratifikation versagt. Es ist sehr beachtenswert, daß diesen Mächten gegenüber nun auch keine andere gebunden ist. Für die Beurteilung mancher Vorgänge in den „Chinawirren" darf das nicht übersehen werden!

In Artikel 1 der Einleitung dieses Abkommens haben die Mächte versprochen, ihren Landheeren Verhaltungsmaßregeln zu geben, die diesen Landkriegsrechtbestimmungen entsprechen. Dadurch erst wird die Truppe usw. angehalten, diese Regeln in ihre Kriegspraxis aufzunehmen. Diese Ueberführung in die Praxis ist noch im Werden; einen Termin zur völligen Erledigung ist keiner Macht gesetzt, und dabei wird sie kaum jemand drängen, wenn es das eigene Pflichtgefühl nicht tut.

Das „Rote-Kreuz-Abkommen", Abkommen betreffend die Anwendung der Genfer Konvention auf den Seekrieg, setzt folgendes fest:

Art 1—5. Lazarettschiffe, die von den kriegführenden Staaten, von Privatpersonen, Gesellschaften oder von Neutralen ausgerüstet wurden, sind durch Anstrich und Flaggen kenntlich zu machen. Sie sind von feindseliger Behandlung ausgeschlossen, leisten ihre Dienste ohne Ansehen der Nationalitität, enthalten sich jeglicher kriegerischen Handlung und sind der Kontrolle der Kriegsparteien unterworfen.

Art. 6. Für Handelsschiffe und neutrale Fahrzeuge, die Verwundete usw. aufnehmen, gilt das Gleiche.

Art. 7—9. Für das geistliche, ärztliche und Lazarettpersonal weggenommener Schiffe gelten die gleichen Bestimmungen, wie solche für den Landkrieg festgesetzt sind. Die Kranken usw., die in die Hände des Gegners gefallen sind, werden wie dessen eigene geschützt und gepflegt, sind aber Kriegsgefangene, über deren Festhaltung oder Freilassung der Gegner verfügt.

Auch dieses Abkommen ist nur bindend, wenn beide Kriegsparteien es angenommen haben.

Die drei Erklärungen verbieten — wie schon die Titel sagen —

1. das Werfen von Geschossen und Sprengstoffen aus Luftschiffen pp. auf die Dauer von fünf Jahren;
2. die Verwendung von Geschossen, deren einziger Zweck ist, erstickende oder giftige Gase zu verbreiten;
3. die Anwendung von Geschossen, die sich leicht im menschlichen Körper ausdehnen, wie die Geschosse mit hartem Mantel, der den Kern nicht ganz umhüllt.

Daß diese Erklärungen einer Aufnahme in die Gesetzsammlung gewürdigt wurden, mag einen Wert für die Diplomaten oder für Gefühlsmenschen haben, einen praktischen kaum.

Das Verbot Nr. 1 ist nach 1904 nicht erneuert worden. Im Jahre 1849 haben die Oesterreicher bei der Belagerung von Venedig diese Stadt durch kleine Ballons mit Sprenggeschossen beworfen: die Wirkung war mehr moralisch als wirklich zerstörend. Dieser Vorgang steht vorläufig noch vereinzelt da. Zweifellos gefährlich ist das Luftfahrzeug als Erkunder, als solcher lenkt es uns feindliches Artilleriefeuer, ja ganze Armeekorps auf den Hals. Das hat man nicht verboten.

Nr. 2 verlangt von Geschossen mit giftigen Gasen, daß sie sich darauf nicht beschränken; alle Artilleriegeschosse, die gleichzeitig den Menschen in Stücke reißen, bleiben also wegen dieser menschenfreundlichen Beigabe erlaubt!

Der Erklärung Nr. 3, die sich gegen die sogen. dum-dum-Geschosse richtet, haben sich die Engländer nicht angeschlossen; man muß ihnen zugeben, daß Buren und Wilde einer schwereren Verletzung „bedürfen" als wir, um kampfunfähig zu werden. Uebrigens scheinen die dum-dum entbehrlich zu werden, da neuere Infanteriegeschosse beim Anstoß sich leichter als bisher überschlagen; doch läßt

sich über ihre Wirkung auf den menschlichen Körper noch nichts bestimmtes sagen.

Der Friedenskonferenz folgte der Burenkrieg auf dem Fuße. Mit außerordentlicher Teilnahme hat die zivilisierte Welt ihn begleitet, mit einmütiger Parteinahme gegen England, das ein friedliebendes, christlichfrommes und tapferes Volk seines weltentfernt gewählten Landes beraubte, ja auszurotten drohte, weil es sich eben nicht freiwillig England unterwarf.

Höchst eigenartig gestaltete sich die Frage nach der Grenze zwischen der bewaffneten Macht und dem friedlichen Landesbewohner. Bei den Buren war jeder Waffenfähige auch Krieger, ja es war gar nicht zu umgehen, daß Frauen und Kinder in Mitleidenschaft gezogen wurden. Ebenso summarisch erledigten sich alle Fragen über Hab und Gut, die Wogen des Krieges rissen alles hinweg. Mag man die Ursache zum Kriege auf seiten Englands auch verurteilen, so wird man doch den Engländern nicht vorwerfen können, daß sie anders als nach Kriegsnotwendigkeit verfuhren, nachdem sie sich einmal das Recht zu diesem Kriege zugesprochen hatten; auch die Festhaltung der Familien in den berüchtigten Konzentrationslagern läßt sich daraus erklären.

Recht eigenartige völkerrechtliche Fragen entstanden in China 1900. Die Ermordung und ernste Bedrohung europäischer Gesandter war eine schwere Verletzung uralter Rechtsbegriffe. Der Chinese denkt aber anders: Fremden hat er immer nur gezwungenerweise Rechte zugestanden. Die chinesische Regierung hat die gegen die Gesandten gerichteten Gewalttaten auch nicht gutgeheißen; die inneren Verhältnisse in China lagen so verworren, daß man kaum wußte, gegen wen man kämpfte, gegen die chinesische Regierung eigentlich nicht; deren Gesandtschaft in Berlin ist dauernd an ihrem Platze geblieben. China hatte die Haager Konferenz 1899 beschickt, es hat aber keinerlei Abmachungen als bindend anerkannt; sie entsprechen ja auch garnicht den chinesischen Anschauungen und Gebräuchen, und folglich waren auch die Europäer nicht daran gebunden. In solchen Fällen ist das Prinzip der Gegenseitigkeit am Platze; man braucht deshalb noch nicht einander alles nachzumachen. Der Chinese rechnet nicht auf Schonung, er kennt und übt sie selbst nicht; danach richtet er sein Verhalten ein und läßt es z. B. nicht darauf ankommen, gefangen zu werden, sondern er läuft rechtzeitig davon oder kämpft bis zum Ende. Daß es unter allen diesen Umständen nicht angeht, das Verhalten der europäischen

Truppen an der Hand der Haager Abmachungen zu prüfen, ist einleuchtend. Wohl aber darf ein Gesamturteil gefällt werden, und das lautet für unsere deutschen Truppen aus dem Munde aller europäischen Kampfgenossen, auch solcher, die sonst nicht zu unseren Freunden zählen, sehr günstig. Nur in unserm eigenen Vaterlande finden sich Leute, die uns das streitig machen möchten, die lieber für Chinesen, Kaffern und Hottentotten Partei ergreifen und unsere heimkehrenden Krieger öffentlich „Mörder" nannten.

Vom russisch-japanischen Kriege 1904/5 hat man gesagt: „Der Kaiser Nicolaus II. hat ihn verschuldet, insofern als er utopistisch genug war, ihn für unmöglich zu halten." Eine seltene Erscheinung liegt darin, daß der Landkrieg sich fast nur auf neutralem Boden abspielte, ohne daß jemand daran Anstoß nahm. In diesem Kriege standen einander zwei Kontrahenten der Haager Abmachungen gegenüber, und man hat über die Handhabung des Landkrieges wenig Klagen vernommen. Das ist besonders anzuerkennen, wenn man den heftig kriegerischen Charakter der Japaner und das Gegenüberstehen zweier einander so fremder Völker in schwersten Kämpfen berücksichtigt, wonach wenig Rücksichtnahme zu erwarten war. Nur die Vorgänge zur See gaben zu vielen Klagen Anlaß, und es erwuchsen hier zahlreiche Aufgaben für spätere internationale Verhandlungen. Bekanntlich begannen die Japaner die Feindseligkeiten ohne Kriegserklärung mit Torpedobooten vor Port Arthur. Sie könnten vielleicht sagen, die Verpflichtung, eine Kriegserklärung auszusprechen, sei nicht immer anerkannt worden, so seien auch die preußischen Heere 1756 in Sachsen und 1866 in Böhmen ohne Kriegserklärung eingerückt. Das wäre nicht ganz unzutreffend. Diese unsere Einmärsche trugen aber keineswegs den Charakter des heimlichen Ueberfalls, wie das Vorgehen 1904 bei Port Arthur.

Die Japaner klagten viel über zu weit gehenden Schutz, den russische Schiffe oft in neutralen Häfen fanden, und über allerlei Förderung, die das Geschwader Rojdestwenskis erfuhr. Dessen weite Reise war freilich nur möglich, weil die Neutralen Schiffe Kohlen und anderen Bedarf lieferten; auch für die Engländer war dies insofern ärgerlich, als sie wegen ihrer Beziehungen zu Japan sich an dem guten Geschäft nur sehr diskret beteiligen konnten.

Aus der irrtümlichen Beschießung englischer Fischerboote einen Kriegsanlaß zu entnehmen, wäre ein Hohn auf alle Friedensliebe gewesen, und doch war man nicht mehr weit davon entfernt.

Ueber Kriegskontrebande und deren Wegnahme wurde viel gestritten. Wer der Zufuhr bedurfte, der wollte den Begriff der Kontrebande auf ganz unläugbares Kriegsmaterial beschränkt sehen; der Gegner rechnete dahin wieder Dinge, die auch nur indirekt der anderen Partei nützlich werden konnten. Natürlich standen auch die alten Streitigkeiten über Kaperei wieder auf der Tagesordnung. Jedoch — wir brechen hier ab; denn wir haben uns vorgesetzt, Fragen des Seekrieges nur anzudeuten.

Unsere Kämpfe in Südwestafrika geben nur wenig Anlaß zu Betrachtungen über völkerrechtliche Fragen und Kriegssitten. Unsere Gegner waren Aufständische, Mörder, Räuber und deren Genossen, die von Menschenrechten wenig wußten und noch weniger wissen wollten. Ihre Kampfesweise hat uns nur selten vor die Frage gestellt, ob wir Menschlichkeit üben wollten; und doch haben wir es getan, haben Verwundete und Gefangene gepflegt und geschont, soweit nicht das deutsche Recht gesetzliche Strafe forderte. Die Kämpfe von Europäern gegen halb oder ganz wilde Völker nehmen leider oft den Charakter von Abschlachtungen an. Die Gründe liegen in der Kampfesart der fremden Völker, der ungleichen Bewaffnung der Parteien und — man darf das nicht verhehlen — auch darin, daß beide Teile einander geringere Rechte zuerkennen, als Europäer untereinander. Wenn ein europäischer Führer über halbwilde Hilfstruppen verfügt und diese bei glücklicher Wendung eines Kampfes „gewähren läßt" — wie der zarte Ausdruck lautet —, so ist die Metzelei gegeben. Man lese Berichte unbefangener Zuschauer über die Schlacht von Omburman unter Lord Kitchener; auch die Vorgänge in Marokko werden von verschiedenen Seiten als in diese Kategorie von „Kriegführung" gehörig dargestellt. Leider gäbe es der Beispiele viele, besonders wenn man allen sogenannten Strafexpeditionen nachgehen wollte. Alt, aber unvergessen ist die Geschichte, daß General Pelissier 1845 vierhundert Kabylen mit Weibern und Kindern in einer Höhle zu Tode räuchern ließ, aus der diese Unglücklichen nicht weichen wollten.

Der Sommer 1906 brachte uns als Ergebnis der Verhandlungen in Genf „Das Genfer Abkommen vom 6. 7. 1906", eine völlig neue internationale Vereinbarung, die an Stelle der von 1864 getreten ist. Inhalt und Fassung zeigen einen großen Fortschritt, manche bisher ungeklärte Verhältnisse werden geregelt, neue Erfahrungen und Einrichtungen finden Berücksichtigung, und man erkennt aus vielen Stellen ein erhöhtes Vertrauen der Vertragsstaaten gegeneinander.

Das Wesentliche der 1864er Konvention als bekannt voraussetzend, können wir uns hier auf die Hervorhebung besonders neuer oder sonst interessanter Sätze beschränken:

Art. 1. Verwundete und kranke, den Heeren zugehörige Personen werden ohne Unterschied der Partei geachtet und versorgt.

Die Partei, die solche Personen zurücklassen muß, gibt ihnen Sanitätspersonal und Sanitätsausrüstung bei.

Art. 2. Die in die Hände der anderen Kriegspartei gefallenen Verwundeten und Kranken sind Kriegsgefangene.

Art. 3. Wer das Kampffeld behauptet, läßt es absuchen und schützt die Gefallenen und Verwundeten. Der Beerdigung oder Verbrennung Gefallener geht eine sorgfältige Leichenschau voraus.

Art. 4. Die Erkennungsmarken der Gefallenen und die Namen der Verwundeten und Kranken sind baldigst deren Behörden zu übermitteln. Ueber den Verbleib oder den Tod der Verwundeten pp. halten sich die Parteien auf dem Laufenden. Privatbesitz der Verstorbenen wird zurückgesandt.

Art. 6. Die zur Begleitung der Heere bestimmten Sanitätsanstalten und Formationen sollen von den Parteien geachtet und geschützt werden.

Art. 8. Das Sanitätspersonal darf Waffen weiterführen, und die Anstalten dürfen von Militär ihrer Partei bewacht bleiben, soweit es die Sicherheit der Verwundeten pp. erfordert.

Art. 9—13. Nicht nur Sanitätspersonal einschließlich Feldprediger, genießen Schutz, sondern auch freiwillige Hilfsgesellschaften der Parteien und neutraler Staaten.

Art. 16. Das Eigentum der Hilfsgesellschaften wird als Privateigentum geachtet.

Art. 17 regelt die Rechte der Parteien inbezug auf Räumungstransporte, die wie bewegliche Sanitätsformationen behandelt werden.

Art. 18. Zu Ehren der Schweiz wird das rote Kreuz auf weißem Grunde — die Umkehrung der schweizer Landesfarben — als Wahrzeichen beibehalten. Hier folgen Bestimmungen über den Gebrauch dieses und anderer Abzeichen.

Art. 23. Das Abzeichen oder auch die Worte „Rotes Kreuz“ oder „Genfer Kreuz“ sind in Kriegs- und Friedenszeiten nur für die Sanitätsformationen pp. erlaubt.

Art. 24—28. Ueber Maßnahmen, welche die Mächte ergreifen werden, um vorstehende Abmachung bekannt zu machen und zur Ausführung zu bringen. Sie verpflichten sich auch, diesbezügliche Militärstrafgesetze zu erlassen und diese einander mitzuteilen.

Art. 29—33 handeln von Ratifikation und Kündigung dieses Abkommens. —

Das Genfer Abkommen von 1906 ist bereits — wie seine Vorgängerin von 1864 es war — ein Bestandteil der deutschen Militär-Dienstvorschriften geworden, indem es in die Felddienstordnung und die Kriegs-Sanitätsordnung aufgenommen wurde.

In den internationalen Abmachungen fanden wir wiederholt das Versprechen der Mächte, daß sie Verordnungen zur Durchführung der Vereinbarungen erlassen werden. Der Soldat weiß von Haager Konferenzen nichts und kann sich um dergleichen nicht kümmern; er kennt seine „Instruktion" und seine Kriegsartikel. Diese lehren ihn seine allgemeinen Pflichten und verweisen für Zuwiderhandlungen auf das Strafgesetzbuch.

Für die im Vorstehenden behandelten Fragen ist es deshalb vom größten praktischen Interesse, was das Militär-Strafgesetzbuch dazu sagt. Bemerken wir vorweg, daß es sich hier nicht um Ausführungen der internationalen Abmachungen handelt — von denen hatten wir nur die Genfer von 1864, als Deutschland 1872 sein Mil.-Str.-Gesetzbuch schuf.

Für unseren Gegenstand sind bemerkenswert:

Abschnitt 8. Von widerrechtlichen Handlungen im Felde gegen Personen oder Eigentum.

§ 127 sagt, daß Diebstahl, Unterschlagung, Körperverletzung, Verbrechen und Vergehen gegen die Sittlichkeit im Felde ohne Antrag strafbar sind. (Hierdurch wird den Geschädigten ein besonderer Schutz gewährt, die im Felde häufig keinen Antrag stellen könnten oder stellen würden.)

§ 128 bedroht mit Strafe die eigenmächtige Entfernung, um Beute zu machen, eigenmächtiges Beutemachen von beutefähigen Sachen und rechtswidrige Aneignung von Beute, die abzuliefern wäre.

(Man sieht hieraus, daß regelrecht Beute gemacht werden kann. Das Beutemachen ist Staatsregal. Das Nähere ist aus dem — in dieser Hinsicht etwas veralteten — allgemeinen Preußischen Landrecht Bd. I, Tit. IX, § 193—219 zu entnehmen, wonach Eigentum

der feindlichen Untertanen durch Erlaubnis des Truppenbefehlshabers beutefähig werden kann).

§ 129 erklärt als Plünderung das offene Wegnehmen, Abnötigen, unbefugte Eintreiben von Sachen oder Lieferungen, das unter Benutzung des Kriegsschreckens und behufs rechtswidriger Aneignung gegen die Landeseinwohner (gleichgültig welcher Partei) geschieht.

Geschieht dies heimlich, so ist das ein gewöhnliches Verbrechen.

§ 130 gibt die Aneignung von Lebensmitteln, Heilmitteln, Bekleidungsmitteln, Fourage und Transportmitteln frei, sofern sie im Einklange mit dem vorhandenen Bedürfnisse steht. (Eine Neuerung gegen das vor 1870 geltende Gesetz. Diese Sachen dürfen also abgenötigt, weggenommen werden. Manches andere, was im Felde sehr erwünscht, wenn nicht geradezu notwendig sein kann, bleibt ausgeschlossen, z. B. Möbel und Hausgerät. Eine Verwertung der freigegebenen Dinge über das Bedürfnis hinaus wäre wieder strafbar. Es ist nicht schwer einzusehen, daß solcher Gesetzesparagraph mit verständiger Anpassung an die Umstände gedeutet werden muß, wenn nicht „der Buchstabe töten" soll.)

§ 131 gibt die Strafen für Plünderung an.

§ 132 bedroht mit Strafe die boshafte und mutwillige Verheerung fremder Sachen. (Zu beachten ist „boshafte" und „mutwillige". Eine Verheerung selbst von eigenem Hab und Gut vor einem nachdringenden Feinde wäre danach nicht gemißbilligt. So dachten auch Peter der Große vor der Schlacht von Pultawa und die Russen wiederum 1812).

§ 133 handelt von Gewalttätigkeiten gegen Personen bei Plünderung,

§ 134, der sogenannte Leichenräuberparagraph, von der Wegnahme von Sachen bei gefallenen Angehörigen unserer Partei, bei einem auf dem Kampfplatze Gebliebenen, oder einem Kranken, Verwundeten, einem Kriegsgefangenen, und von der besonderen Strafe dafür.

§ 135 bedroht mit Strafe Bedrückungen von Landeseinwohnern durch Nachzügler, sogenannte Marodeure. (Wer rechtmäßig zurückblieb, hat § 130 zur Seite. Auch die Bedrückung der Quartierwirte durch nicht Zurückgebliebene ist hier nicht bedroht, wenn nicht Plünderung oder schwere Gewalttat vorliegt. Die Nähe der Vorgesetzten schließt aus, daß diese Bedrückung sehr weit gehen könnte.)

§ 136 schärft die Fälle der Plünderung, Verheerung, Gewalttat, Bedrückung, die gegen Deutsche oder Verbündete verübt wird.

Titel III des Militär-Straf-Gesetzbuches enthält Strafbestimmungen für Personen, die dem Militärgesetz nur in Kriegszeiten unterworfen sind.

§ 155 stellt alle Personen des Heeresgefolges während des Krieges unter das Militär-Strafgesetz. Nach § 23, 38 der Disziplinarstraforduung unterliegen sie auch dieser.

§ 156 sagt, daß man diese Leute wegschicken darf.

§ 157. Ausländische Offiziere stehen den deutschen gleich. Diplomatische Vertreter fallen nicht unter diese Gesetze, auch wenn sie Offiziere sind.

§ 158. Kriegsgefangene stehen in Disziplin wie Militärpersonen. Geiseln, inhaftierte Zivilpersonen sind keine Kriegsgefangene.

§ 159. Entweichung eines Kriegsgefangenen unter Bruch des Ehrenwortes ist mit dem Tode bedroht, ebenso der Bruch sonstiger Abmachungen, unter denen er aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurde. (Gewöhnliche unerlaubte Entfernung wird wie die des Soldaten bestraft. § 64).

§ 160 bedroht Ausländer wie Deutsche für Kriegsverrat und Leichenraub.

§ 161 stellt jeden in okkupiertem Gebiet Auftretenden unter deutsches Gesetz.

Das Reichsstrafgesetzbuch sagt aber in § 91, daß gegen Ausländer, die nicht unter dem Schutze des Deutschen Reiches stehen, „nach dem Kriegsgebrauch" zu verfahren ist, wenn sie sich einer Handlung gegen §§ 87, 89, 90 schuldig machen. Diese Paragraphen bedrohen allerlei Handlungen zugunsten einer feindlichen Macht, darunter auch die Spionage. Siehe hierzu das Landkriegsrechts-Abkommen von 1899, Artikel 29—31. Da wird dem Spion auch nur zugesagt, daß er „nicht ohne Urteil" bestraft wird. —

Soweit der Buchstabe des Gesetzes, die Theorien, die Vereinbarungen der Mächte. Und wie steht die Wirklichkeit des Krieges dem gegenüber? Hören wir dazu ein Urteil von höchster Autorität! Das Institut für Völkerrecht, eine private Vereinigung bedeutender Rechtslehrer, hatte 1880 ein Handbuch **Les lois de la guerre sur terre, Manuel publié par l'Institut de droit international,** herausgegeben und es durch den Professor Bluntschli dem Feldmarschall Grf. Moltke unterbreitet. Das Handbuch fußt im wesent-

lichen auf den Brüsseler Beschlüssen von 1874. Die Antwort des Feldmarschalls lautete:

Berlin, den 11. Dezember 1880.

Geehrter Herr Geheimrat!

Sie haben die Güte gehabt, mir das Handbuch mitzuteilen, welches das Institut für internationales Recht veröffentlicht hat und wünschen meine Anerkennung desselben.

Zunächst würdige ich vollkommen das menschenfreundliche Bestreben, die Leiden zu mildern, welche der Krieg mit sich führt.

Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ist ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit, mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen. Durchaus einverstanden bin ich ferner mit dem in der Vorrede ausgesprochenen Satz, daß die allmählich fortschreitende Gesittung sich auch in der Kriegführung abspiegeln muß; aber ich gehe weiter und glaube, daß sie allein, nicht ein kodifiziertes Kriegsrecht, das Ziel zu erreichen vermag.

Jedes Gesetz bedingt eine Autorität, welche dessen Ausführung überwacht und handhabt, und diese Gewalt eben fehlt für die Einhaltung internationaler Verabredungen. Welche dritten Staaten werden um deshalb zu den Waffen greifen, weil von zwei kriegführenden Mächten durch eine — oder beide — die lois de la guerre verletzt sind? Der irdische Richter fehlt. Hier ist nur Erfolg zu erwarten von der religiösen und sittlichen Erziehung der Einzelnen, von dem Ehrgefühl und dem Rechtssinn der Führer, welche sich selbst das Gesetz geben und danach handeln, soweit die abnormen Zustände des Krieges es überhaupt möglich machen.

Nun kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß wirklich die Humanität der Kriegführung der allgemeinen Milderung der Sitten gefolgt ist. Man vergleiche nur die Verwilderung des dreißigjährigen Krieges mit den Kämpfen der Neuzeit.

Ein wichtiger Schritt zur Erreichung des erwünschten Zieles ist in unseren Tagen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht gewesen, welche die gebildeten Stände in die Armeen einreiht. Freilich sind auch die rohen und gewalttätigen Elemente geblieben, aber sie bilden nicht mehr, wie früher, den alleinigen Bestand. Zwei wirksame Mittel liegen außerdem in der Hand der Regierungen, um

den schlimmsten Ausschreitungen vorzubeugen: die schon im Frieden gehandhabte und eingelebte strenge Mannszucht und die administrative Vorsorge für Ernährung der Truppen im Felde.

Ohne diese Vorsorge ist auch die Disziplin nur in beschränktem Maße aufrecht zu erhalten. Der Soldat, welcher Leiden und Entbehrungen, Anstrengung und Gefahr erduldet, kann dann nicht nur **en proportion avec les ressources du pays**, er muß alles nehmen, was zu seiner Existenz nötig ist. Das Uebermenschliche darf man von ihm nicht fordern.

Die größte Wohltat im Kriege ist die schnelle Beendigung des Krieges, und dazu müssen alle nicht geradezu verwerfliche Mittel freistehen. Ich kann mich in keiner Weise einverstanden erklären mit der **Déclaration de St. Petersbourg**, daß die „Schwächung der feindlichen Streitmächte“ rc. das allein berechtigte Vorgehen im Kriege sei. Nein, alle Hilfsquellen der feindlichen Regierung müssen in Anspruch genommen werden, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Lebensmittel, selbst ihr Prestige.

Mit dieser Energie, und doch mit mehr Mäßigung wie je zuvor, ist der letzte Krieg gegen Frankreich geführt worden. Nach zwei Monaten war der Feldzug entschieden, und erst als eine revolutionäre Regierung ihn zum Verderben des eigenen Landes noch vier Monate länger fortsetzte, nahmen die Kämpfe einen erbitterten Charakter an. Gern erkenne ich an, daß das Manuel in klaren und kurzen Sätzen den Notwendigkeiten im Kriege in höherem Maße Rechnung trägt, als dies in früheren Versuchen der Fall gewesen ist. Aber selbst die Anerkennung der dort aufgestellten Regeln durch die Regierungen sichert noch nicht die Ausführung. Daß auf einen Parlamentär nicht geschossen werden darf, ist ein längst allseitig zugestandener Kriegsgebrauch, und doch haben wir denselben im letzten Feldzuge mehrfach übertreten gesehen.

Kein auswendig gelernter Paragraph wird den Soldaten überzeugen, daß er (§ 2 **ad** 43) in der nichtorganisierten Bevölkerung, welche (**spontanément**, also aus eignem Antrieb) die Waffen ergreift, und durch welche er bei Tag wie bei Nacht nicht einen Augenblick seines Lebens sicher ist, einen regelrechten Feind zu erblicken hat.

Einzelne Forderungen des Manuel dürften unausführbar sein, z. B. die Feststellung der Identität der Gefallenen nach einer großen Schlacht. Andere würden zu Bedenken Anlaß geben, wenn nicht die Einschaltung von „**Lorsque les circonstances le permettent, s'il se peut, si possible, s'il-y-a nécessité etc.**“ ihnen eine Elasti-

ſchritt zu dem Ziele ſein, welches das Inſtitut mit ſo rühmlicher Beharrlichkeit erſtrebt.

Hochachtungsvoll ergebenſt

Vom deutschen Privatrecht.*)

Von

R. Hübner.

Die Einrichtung des juristischen Studiums an unseren Universitäten ist wohl auch in der nach dem Erlaß des bürgerlichen Gesetzbuchs ihm gegebenen Ordnung für den gebildeten Laien kaum ohne weiteres verständlich. Zwar daß Staats- und Völkerrecht, Strafrecht und Prozeßrecht, Handels- und Wechselrecht in eigenen Vorlesungen vorgetragen und in besonderen Disziplinen gepflegt werden, wird jedem einleuchten. Ebenso wird man sich von einer Vorlesung über Geschichte und System des römischen Rechts im allgemeinen sagen können, was damit bezweckt werde, wenngleich sich vielleicht manche wundern, daß man sich um diese alten Dinge immer noch so eifrig bemüht. Aber was soll es denn bedeuten, daß neben den Vorlesungen, die die einzelnen Teile unseres bürgerlichen Gesetzbuchs behandeln und die die alten Pandekten, jenen Inbegriff juristischer Geheimwissenschaft, glücklicherweise verdrängt haben, noch eine besondere Vorlesung über „Deutsches Privatrecht" steht? Ist denn das Recht des bürgerlichen Gesetzbuchs nicht unser deutsches Privatrecht?

Mit diesem „deutschen Privatrecht" hat es eine eigentümliche Bewandtnis. Was darunter zu verstehen ist und warum wir es wie vor so nach dem 1. Januar 1900 als eigenen Zweig der deutschen Rechtswissenschaft weiter pflegen, läßt sich nur aus dem Entwicklungsgang des deutschen Rechts erklären.

Die entscheidende Tatsache in der Geschichte des deutschen Privatrechts war bekanntlich die Rezeption der fremden Rechte, ins-

---

*) Ein großer Teil der folgenden Ausführungen ist der Einleitung eines demnächst im Verlage der A. Deichertschen Verlagsbuchhandlung Nachf. in Leipzig erscheinenden Werkes über die „Grundzüge des deutschen Privatrechts" entnommen.

besondere die des römischen Rechts. Das römische Recht, das auch nach dem Untergang des römischen Reiches niemals seine Geltung völlig eingebüßt hatte, begann um die Wende des 10. und 11. Jahrhunderts im Verein mit dem kanonischen Recht von neuem erobernd in Europa vorzudringen. Kein Land — vom skandinavischen Norden zunächst abgesehen — vermochte diesem Siegeslauf zu widerstehen. In keinem Lande aber führte das Eindringen des fremden Rechts zu einer Katastrophe für das einheimische als allein in Deutschland. Nur in Deutschland erfolgte eine „Rezeption" des fremden Rechts im technischen Sinn des Wortes und damit ein Bruch der Rechtsentwicklung, dessen Folgen erst nach vierhundert Jahren in ihren schlimmsten Wirkungen beseitigt werden konnten.

Daraus ergibt sich, daß es verkehrt wäre, wenn man die Rezeption lediglich als eine Teilerscheinung der Wiederauferstehung der Antike, jener „Rückkehr zu den Alten" auffassen wollte, die das gesamte europäische Geistesleben gegen Ende des Mittelalters umgestaltete und in Renaissance und Reformation gipfelte. In England z. B., wo viel eher eine Aufnahme römischer Rechtsgedanken stattgefunden hat, als in Deutschland, ist das nationale Recht von einer Rezeption verschont geblieben, es scheint vielmehr nach Brunners Ausdruck durch jene frühe Bekanntschaft mit dem Corpus iuris civilis „nach Art einer prophylaktischen Impfung gegen zerstörende Infektionen widerstandsfähig gemacht worden zu sein".

Die Gründe für die Rezeption müssen daher in den besonderen Zuständen Deutschlands gelegen haben.

Unter den Umständen, die der Rezeption die Wege bahnten, wird immer an erster Stelle jene Auffassung zu nennen sein, daß das mittelalterliche Kaisertum das römische Weltreich fortsetze, eine Auffassung, die sich in der Hohenstaufenzeit zu einem feststehenden Dogma entwickelte. In jener dem Mittelalter eigentümlichen völlig unhistorischen und kritiklosen Weise zog man daraus die unbestrittene praktische Folgerung, daß das Corpus iuris Justinians als „Kaiserrecht" auch für die Gegenwart unmittelbare Geltung zu beanspruchen habe.

Aber die entscheidenden Ursachen der Rezeption lagen nicht in diesem rechtshistorischen Irrtum, noch auch in dem steigenden Eifer, den die Laienwelt gegen Ende des Mittelalters dem Studium des fremden Rechts widmete, noch endlich in der zunehmenden Verwendung rechtsgelehrter Juristen in Rechtsprechung und Verwaltung. Sie lagen vielmehr in dem Zustande des deutschen Rechts selbst.

Freilich ist es ein unhaltbarer Vorwurf, wenn man behauptet hat, daß das deutsche Recht nicht imstande gewesen wäre, aus sich selbst heraus den veränderten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen, den gesteigerten Bedürfnissen an juristischer Technik entsprechend sich zu entwickeln, und daß man daher das römische Recht um seiner inneren Vorzüge willen, wegen seiner materiellen Ueberlegenheit über das deutsche Recht aufgenommen habe. Denn dem widerspricht die Tatsache, daß gerade an den Stellen, wo der entschiedenste Fortschritt des Wirtschafts- und Rechtslebens stattfand, nämlich in den großen städtischen Gemeinwesen, das einheimische Recht viel zäher festgehalten wurde als auf dem platten Lande. Und in der Schweiz vollzog sich die Rechtsentwicklung der Neuzeit auf rein deutschrechtlicher Grundlage, ohne daß sich jene angebliche Unvollkommenheit des deutschen Rechts geltend gemacht hätte.

Aber zwei andere Tatsachen fielen entscheidend ins Gewicht: die Zersplitterung des deutschen Rechts und das Fehlen einer wissenschaftlichen Pflege. Beides hing aufs engste mit der unglücklichen politischen Geschichte Deutschlands zusammen.

Wie die Deutschen stets dem staatlichen Partikularismus verfallen gewesen sind, so haben sie sich auch niemals einer Rechtseinheit erfreut. Das deutsche Recht, das private nicht minder wie das öffentliche, war bereits in seiner erkennbar frühesten Gestalt Stammesrecht. Und früh schon spalteten sich die großen Rechtsprovinzen der Stammesgebiete örtlich in immer zahlreichere und kleinere Bezirke, in deren jedem die Rechtsentwicklung selbständig sich weiterbildete, weil es überall an den notwendigen verfassungsrechtlichen Grundlagen für die Aufrechterhaltung der Rechtseinheit fehlte. Die zunehmende Schwäche der Zentralgewalt ließ weder einen einflußreichen höchsten Gerichtshof nach Art der englischen und französischen Curia regis in Deutschland aufkommen, der der Rechtsprechung der niederen Gerichte eine einheitliche Richtung hätte geben können, noch ermöglichte sie eine eingreifende gesetzgeberische Tätigkeit zum Zweck einer einheitlichen Fortbildung des Rechts. Und der Mangel derartiger oberster Instanzen für die Rechtspflege verhinderte eine fachmännische Beschäftigung mit dem einheimischen Recht und erst recht eine wissenschaftliche Unterweisung in ihm.

Was gerade dieses Fehlen einer Rechtswissenschaft zu bedeuten hatte, zeigt besonders deutlich das Beispiel Italiens und Englands. Wie sich zu Pavia in der Rechtsschule der dortigen Königsjuristen für das deutsche (langobardische) Recht eine nationale Rechtswissen-

schaft entwickelte, die der zeitlich auf sie folgenden romanistischen Jurisprudenz der Glossatoren zum Vorbild diente, so entfaltete sich in England gleichfalls schon im Mittelalter auf den Rechtsschulen der Inns of Court ein gelehrtes Studium des nationalen Rechts und rüstete dieses dadurch mit starker Widerstandskraft gegen fremde Einflüsse aus. Selbst in Deutschland vermochte in den Ländern des sächsischen Rechts, das auf der Grundlage des Sachsenspiegels eine literarische Bearbeitung und in der Praxis der einflußreichen städtischen Oberhöfe eine reiche Weiterbildung fand, viel besser das einheimische Recht sich dem fremden gegenüber zu behaupten. Aber da sich Entsprechendes für das Reich als Ganzes nicht erlangen ließ, so mußte in der Tat die Annahme des fremden Rechts die Befreiung von unerträglichen Mißständen versprechen. In ihm erhielt man ein einheitliches, schriftlich fixiertes, und darum ein gewisses Recht, ein Recht zudem, dessen Text durch eine große wissenschaftliche Literatur nach allen Richtungen hin bearbeitet und für die Praxis zubereitet worden war.

Allein wenn man gehofft hatte, durch die Aufnahme des Corpus iuris civilis sich aus dem unerträglichen Zustand der Rechtszersplitterung befreien zu können, so mußte man bald einsehen, daß diese Hoffnung trügerisch gewesen war. Gewiß besaß man nun in den rezipierten fremden Gesetzbüchern ein fürs erste in ganz Deutschland geltendes gemeines Recht, und darin lag zweifellos ein nicht geringer Vorteil gegenüber den früheren Zuständen. Nur daß dieses neue gemeine Recht mit keinem der heimischen Rechte übereinstimmte und also die Anzahl der zu berücksichtigenden Quellen vermehrte anstatt verminderte. Freilich gelangte die Lehre von der Rezeption in complexu zur Herrschaft, d. h. die Annahme, daß sämtliche glossierten Sätze der rezipierten Rechtsbücher als geltendes Recht anzuwenden seien. Trotzdem aber konnte im Ernst nicht der Versuch gemacht werden, die Rechtsprechung allein auf das Corpus iuris zu stützen. Für zahllose Rechtsverhältnisse enthielt es keine Regeln; sie mußten weiter nach dem einheimischen Recht entschieden werden. Doch war dann stets die schwierige Vorfrage zu entscheiden, ob das geboten sei oder nicht; und diese Vorfrage trug nicht wenig zur Vermehrung der Rechtsunsicherheit bei. Ferner ließ sich dem gemeinen Recht nur der Rang eines subsidiären Rechts beilegen. Wo einheimische Rechtssätze, gewohnheitsrechtliche oder gesetzliche, in Geltung standen, gingen sie der fremden Quelle vor. Bei der höchst ungleichmäßigen Ausbildung, die dem deutschen Recht in den ver-

schiedenen Gegenden zuteil geworden war, lag auch darin eine beträchtliche Förderung der Buntscheckigkeit der Rechtsanwendung: was hier nach heimischen Normen entschieden werden konnte, mußte dort dem fremden Recht unterstellt werden. Auch da gab die Vorfrage häufig genug zu Zweifeln Anlaß, wenngleich über das Prinzip, nach dem die verschiedenen Rechtsquellen anzuwenden waren, Einigkeit erzielt wurde. Allgemein gelangte nämlich der Satz zur Anerkennung, daß das spezielle Recht dem allgemeineren vorangehe, daß also in erster Linie, falls nicht überhaupt der Parteiwillkür Raum gegeben war, lokale Gewohnheiten und Gesetze, dann die umfassenden territorialen oder städtischen Gesetzgebungen, und erst an letzter Stelle das hinter allen anderen Quellen im Hintergrund stehende gemeine Recht, die schwächste Rechtsquelle, heranzuziehen seien. In diesem mindestens prinzipiellen Ueberwiegen des lokalen und speziellen Rechts fand die andauernde Zersplitterung des deutschen Rechts den deutlichsten Ausdruck. Immerhin verknüpfte das gemeine Recht trotz seiner nur subsidiären Geltung alle deutschen Länder durch die von ihm hervorgerufene gemeinrechtliche Rechtsprechung und Rechtswissenschaft zu einer wenn auch lockeren Rechtsgemeinschaft. Insbesondere war die Wissenschaft des gemeinen Rechts in dem Wirrwarr der deutschen Rechtsverfassung der eigentliche Hort der Rechtspflege und Rechtsentwicklung.

Jedoch auch dieses Band verlor mit der Zeit die Kraft, alle Teile Deutschlands zusammenzuhalten. Wenn sich das Nebeneinanderbestehen unzähliger Rechtsquellen mit dem losen Gefüge des Reichs zur Not vereinigen ließ, so war ein solcher Zustand in den modernen Staaten, zu denen sich die mächtigsten deutschen Territorien seit dem 17. Jahrhundert auswuchsen, auf die Dauer unhaltbar. Was für das ganze Reich weder durch die Rezeption noch auf anderem Wege durchzusetzen war, gelang wenigstens für einzelne Teile des Reichs durch die nach langen Mühen zum Abschluß gebrachten großen Kodifikationen des 18. und 19. Jahrhunderts. Das preußische Landrecht (1794), das österreichische bürgerliche Gesetzbuch (1811), das sächsische bürgerliche Gesetzbuch (1863) sowie der auch für große deutsche Gebiete in Geltung getretene Code civil (1804) und seine für Baden im badischen Landrecht (1809) hergestellte Bearbeitung schufen für ihre Staaten ein völlig einheitliches Recht. Freilich wollte noch das preußische Landrecht lediglich als subsidiäres Recht gelten, also an die Stelle des gemeinen Rechts treten und als primäre Quellen die zu sammelnden und aufzuzeichnenden Lokal-

und Provinzialrechte aufrechterhalten. Allein die unifizierende Tendenz des preußischen Staates war stärker als die Absicht des Gesetzgebers: die Provinzialrechte sind fast überall verdorrt und faktisch galt auch das Landrecht mit wenigen Ausnahmen als ausschließliche Rechtsquelle. Die ihm folgenden Gesetzbücher nahmen diese Stellung von vornherein für sich in Anspruch. Dadurch brachen sie zugleich mit jenem gemeinrechtlichen Grundsatz, daß jedes speziellere Recht dem allgemeinen vorgehe. Die stärkste Kraft erhielt nunmehr das allgemeine staatliche Recht, neben dem sogar vielfach überhaupt kein anderes Recht mehr anerkannt wurde. Aber so groß der Fortschritt war, den die Kodifikationen für ihre Staaten herbeiführten: für die Rechtseinheit Deutschlands bedeuteten sie doch neue und schwere Verluste. Denn dadurch, daß sie das gemeine Recht, das das ihnen zeitlich vorangehende bayerische Landrecht (1756) noch in seiner subsidiären Geltung belassen hatte, völlig beseitigten, traten die Länder des kodifizierten Rechts aus der Gemeinschaft des gemeinen Rechts heraus und wurden zu eigenen ganz auf sich selbst gestellten Rechtsprovinzen. Den Schaden dieser Absonderung hatten übrigens im wesentlichen sie selbst zu tragen: denn da sie den Zusammenhang mit der gemeinrechtlichen Wissenschaft verloren, fiel ihre Rechtsentwicklung einer Erstarrung anheim, für die der rechtspolitische Erfolg der erreichten Rechtseinheit keinen ausreichenden Ersatz bot.

Dazu kam aber, daß zu dem formellen Gegensatz des verschiedenen Geltungsbereichs, der die unerhörte Buntheit der deutschen Rechtskarte erzeugt hatte, seit der Rezeption der materielle Gegensatz der verschiedenen geschichtlichen Herkunft der einzelnen Rechtssätze trat, der Gegensatz zwischen römischen und deutschen Elementen des in Deutschland geltenden Rechts. Das gemeine Recht war überwiegend, ja fast ausschließlich fremdes Recht. Denn ein für ganz Deutschland geltendes Gesetzesrecht gab es bei der fast gänzlichen Unfruchtbarkeit der Reichsgesetzgebung wie im Mittelalter so auch in der Neuzeit bis zur Auflösung des Deutschen Reiches überhaupt so gut wie gar nicht, und unter dem deutschen Bunde war die Schaffung solchen Rechts verfassungsmäßig ausgeschlossen. Die Existenz von gemeinem deutschen Gewohnheitsrecht ließ sich freilich theoretisch verteidigen, aber um so schwieriger war der Versuch, diese Theorie praktisch durchzuführen. Denn schon im Mittelalter hatte das deutsche Gewohnheitsrecht überwiegend partikulären Charakter und in der Neuzeit wurde das nicht anders. Dem-

gegenüber lag aller Vorteil auf der Seite des fremden Rechts, das zwar formell gleichfalls nur gewohnheitsrechtliche Geltung für sich in Anspruch nehmen konnte, dafür aber in seinen gedruckten Quellen dem Richter leicht benutzbar vorlag. So erhielt sich das einheimische Recht in der Hauptsache oft mit erstaunlicher Zähigkeit in den partikularrechtlichen Quellen. Nur in den Ländern des sächsischen Rechts blieb das auf der Grundlage des Sachsenspiegels und seiner Glosse fortgebildete alte nationale Stammesrecht als sog. gemeines Sachsenrecht anerkannt und behauptete den Vorrang vor dem gemeinen Recht. Wie schon manche Landrechte und Stadtrechtsreformationen dem deutschen Recht wirksamen Schutz gewährten, so haben auch die modernen Kodifikationen vielfach germanistischen Rechtsgedanken erneute Anerkennung verschafft, am wenigsten das sächsische bürgerliche Gesetzbuch, am meisten das preußische Landrecht und besonders auch der Code civil, der als das germanistischeste der großen neueren Gesetzbücher hat bezeichnet werden können. Allerdings hat das deutsche Recht in den partikularen Gewohnheiten und Gesetzen bis in das 19. Jahrhundert hinein meist ein noch völlig unverstandenes Dasein gefristet; es wurde von der romanistischen Jurisprudenz arg mißhandelt. Dafür sah diese sich andererseits genötigt, in der Auslegung der fremden Quellen zumal unter dem Einfluß des Naturrechts manchen deutschrechtlichen Gedanken, wenn auch unbewußt und unbeabsichtigt, Einfluß zu gewähren. So nahm das seit der Rezeption in Deutschland geltende Privatrecht in großen Stücken seines Inhalts einen sonderbaren Mischcharakter an: es war weder römisches noch deutsches Recht, sondern ein oft geglücktes, oft mißglücktes Produkt von beiden.

Das Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung ging also dahin, daß ein gemeines deutsches Privatrecht, d. h. ein Recht, das aus einer für alle deutschen Gebiete verbindlichen Rechtsquelle geflossen wäre, in Deutschland vor der Herstellung der Rechtseinheit im neuen deutschen Reich nicht oder nur in ganz verschwindendem Umfang vorhanden war. Aber wohl gab es von jeher ein deutsches Privatrecht. Das deutsche Recht ist ein Erzeugnis des deutschen Volkes, das trotz seiner politischen Zersplitterung doch stets eine nationale Einheit gebildet hat. Das deutsche Recht ist auf dem Grund einer einheitlichen Geistesanlage erwachsen. Es verhält sich mit dem deutschen Recht wie mit der deutschen Sprache. Wie das deutsche Recht in Stammesrechten, so ist sie in einzelnen Dialekten ins Leben getreten und es hat lange gedauert, bis sich eine ein-

heitliche deutsche Schriftsprache über den Dialekten erhob. Trotzdem gab es von jeher eine deutsche Sprache und Jacob Grimm konnte sein berühmtes Werk, in dem er aus den sprachlichen Formen der Dialekte die Geschichte der Sprachentwicklung erschloß, mit Fug „deutsche Grammatik" nennen. Wie der Geist der Sprache so war der des Rechts überall der gleiche. Fränkisches, sächsisches, schwäbisches, bairisches, friesisches, thüringisches Recht waren nur Erscheinungsformen des deutschen Rechts.

Doch als man sich wissenschaftlich mit dem deutschen Recht zu beschäftigen begann, war man für diese Erkenntnis, die auf den von Herder gewiesenen Bahnen erst der historischen Schule des 19. Jahrhunderts aufging, noch längst nicht reif. Man suchte daher nach einer anderen Rechtfertigung für diese Beschäftigung. Wie bemerkt, hatte die Rezeption keineswegs alles einheimische Recht beseitigt. Es erhielt sich in zahlreichen partikularen Gesetzen und Gewohnheitsrechten und es beeinflußte seinerseits die Handhabung des römischen Rechts in den Gerichten und somit auch seine wissenschaftliche Bearbeitung. Als im 17. Jahrhundert nach Stinzings Ausdruck eine deutsche Rechtswissenschaft, wenn auch noch nicht eine Wissenschaft des deutschen Rechts entstand, bildete auf dem Gebiet des Privatrechts ihren Gegenstand dieses durch die weiterlebenden einheimischen Rechtsquellen modifizierte römische Recht, als usus modernus Pandectarum, als praxis iuris Romani in foro Germanico u. ä. bezeichnet. Die Vertreter dieser Literatur, Carpzow, Stryck, Leyser, Böhmer u. a., erkannten den Fortbestand deutscher Rechtssätze an, sie erklärten den geltenden Rechtszustand als eine durch deren Einfluß bewirkte gewohnheitsrechtliche Fortbildung des rezipierten römischen Rechts, und sie erhoben sich damit beträchtlich über die im 16. Jahrhundert üblich gewesene rein äußerliche Nebeneinanderstellung der römischen und der erhalten gebliebenen deutschen Vorschriften, die überhaupt erst allmählich bei den Romanisten Anerkennung fanden. Aber erst als Conring (1643) die Fabel der Einführung des römischen Rechts durch ein Gesetz Kaiser Lothars zerstört und damit die Möglichkeit eines geschichtlichen Verständnisses der deutschen Rechtszustände geschaffen hatte, brach sich die Erkenntnis Bahn, daß in jenen einheimischen Rechtssätzen und Rechtsinstituten das alte deutsche Recht weiterlebe, daß sie daher nicht mit dem Pandektenrecht vermischt, nicht aus ihm heraus erklärt werden könnten, daß sie als Rechtsbildungen selbständiger Art erforscht und dem fremden Recht gegenübergestellt werden müßten. Von diesem

Gedanken aus bemühte man sich zunächst, allen erreichbaren deutschrechtlichen Stoff zusammenzubringen, um damit nachzuweisen, daß es, wie Schilter, der Hauptvertreter dieser Bestrebungen (1632—1705), es formulierte, in Deutschland zwei gemeine Rechte gäbe, ein römisches und ein deutsches, und um aus der möglichst reichhaltigen Fülle deutscher Statutarrechte die ihnen eigenen Grundsätze zu entwickeln.

Während also die von Schilter geführte Richtung der Wissenschaft, übrigens in Anknüpfung an einzelne Arbeiten der Humanistenzeit, in erster Linie auf Sammlung des Stoffs bedacht war — sie fand später in der Tätigkeit des Heineccius (1681—1741) ihren Höhepunkt —, unternahm es kein geringerer als Christian Thomasius (1655—1728), diesen Stoff zu einer Einheit zu gestalten, ihn in seiner geschichtlichen Entwicklung zu begreifen und ihn als eigenen und damit, wie man sagen kann, von ihm geschaffenen Zweig der Wissenschaft in den Vorlesungen vorzutragen und literarisch zu bearbeiten. Freilich schloß auch er sich dabei noch an die Reihenfolge der Institutionen und Pandekten an, aber umgekehrt, wie bisher, ging er nicht mehr von den römisch-, sondern von den deutschrechtlichen Sätzen aus, und sein ausgesprochenes Bestreben war es dabei, den geringen Grad der Anwendbarkeit jener fremden Rechtsbücher nachzuweisen. Was Thomasius und sein Schüler Beyer begonnen, führte Pütter und im Anschluß an ihn Selchow weiter. Pütter (1725—1807) entwickelte es als Programm der Wissenschaft des deutschen Privatrechts, daß es darauf ankomme, aus der Zusammenstellung aller partikulardeutschen Sätze die ihnen allen gemeinsam zugrunde liegenden deutschen Rechtsideen zu finden und aus diesen ein gemeines deutsches Privatrecht zu bilden. Und Selchow (1732—1795) führte diesen Plan in einem auf bisher unbekanntem Quellenreichtum beruhenden Systeme aus. Aber während Thomasius in naiver Weise die einzelnen deutschen Rechtssätze zu einem Bau zusammengefügt hatte, legten sich die beiden großen Göttinger bereits die Frage vor, die seitdem das wissenschaftliche Gewissen eines jeden Germanisten zu quälen bestimmt war: die Frage, ob dem aus dem deutschrechtlichen Material entnommenen Rechtssystem die Eigenschaft eines unmittelbar praktisch geltenden Rechts zukomme. Pütter und Selchow haben beide diese Frage mit kritischer Selbstbescheidung verneint und für das von ihnen aufgestellte System als doktrinäre Abstraktion nur eine theoretisch universelle Geltung in Anspruch genommen, weshalb Selchow auch eine

eingehende und sorgfältige Pflege der einzelnen partikularen Landesrechte für notwendig erklärte. Um so energischer beantwortete Runde (1741—1807), dessen „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts" um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts eine herrschende Stellung einnahmen, jene Frage im entgegengesetzten Sinne. Freilich gab er zu, daß sich aus der bloßen Uebereinstimmung vieler einzelner Bestimmungen die praktische Geltung der aus ihr gewonnenen Sätze nicht begründen lasse; dafür leitete er diese aus der von ihm sogenannten „Natur der Sache" her; was sich aus der „Natur" eines deutschen Rechtsinstituts ergäbe, habe die Kraft eines unmittelbar geltenden Rechts.

Dieser kühne, aber gefährliche Versuch, dem deutschen Privatrecht die Eigenschaft der Positivität zu retten, der, wie Landsberg sagt, *) unbedingt und unverhüllt das Naturrecht an Stelle des Gesetzgebers zum Herrscher proklamierte, fiel dahin, als K. F. Eichhorn die Grundsätze der historischen Schule auch auf das deutsche Recht anwandte und damit das richtige Verständnis für seine geschichtliche Entwicklung und seine gegenwärtige Lage eröffnete. Eichhorn führte in seiner „Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte" (1808—1822, [5]1843—1844) und in seiner „Einleitung in das deutsche Privatrecht" ([1]1823, [5]1845) aus der Geschichte des deutschen Rechts den Beweis, daß keins seiner Institute ein isoliertes Dasein habe, daß sie alle von leitenden Prinzipien beherrscht seien, die nur die geschichtliche Forschung aufzudecken und in Zusammenhang zu bringen vermöge. In Eichhorns Werken verkörperte sich für das deutsche Recht jener epochemachende Fortschritt in der Erfassung geistiger Dinge, den die romantische Bewegung heraufführte: das Erwachen des historischen Sinns. Enthüllte uns Jacob Grimm in seinen „Deutschen Rechtsaltertümern" (1828, [4]1899) das alte deutsche und germanische Recht, wie es einstmals in die Erscheinung getreten war, so begleitete Eichhorn es auf dem Lauf seiner Entwicklung und lehrte deren letzte Stufe als das Ergebnis aller früheren erkennen. In dieser großartigen Gesamtauffassung, in der sich historisches Verständnis und konstruktive Kraft die Wage hielten und neben der die Ansichten selbst seiner bedeutendsten Vorgänger aus dem 18. Jahrhundert sofort völlig zurücktraten, lag sein unvergängliches Verdienst; im Einzelnen irrte er noch vielfach und zumal

*) In dem von ihm verfaßten dritten Bande der von Stintzing begonnenen Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft 1898, 452.

ine „Einleitung“ veraltete bald. Doch er hatte den festen Boden
gründet, auf dem von seinen Nachfolgern im 19. Jahrhundert all-
ählich, vielfach noch in heftigem Kampf gegen entgegengesetzte Auf-
ssungen der Romanisten, der Bau der eigenen, der romanistischen
chwester immer ebenbürtiger werdenden Wissenschaft vom deutschen
echt aufgeführt werden konnte.

Aber freilich: Eichhorn und die meisten seiner Nachfolger be-
ırrten insofern auf dem alten Standpunkt, als sie dem „deutschen
rivatrecht“ den Charakter eines positiv geltenden Rechts bewahrt
ssen wollten. So u. a. Mittermaier, Renaud, Walter, Gengler,
ranken, Gierke und mit einer Annäherung an den Rundeschen
tandpunkt Reyscher und Beseler. Nur eine Minderheit wagte es,
ıderer Meinung zu sein: so schon Albrecht und mit besonderer Ent-
hiedenheit Gerber, ihm folgend Stobbe und Roth. In diesem
ampf um das sogenannte „wissenschaftliche Prinzip des deutschen
rivatrechts“ war für die Anhänger der Positivität das Bedürfnis
aßgebend, „sich als nicht bloß geschichtliche oder bloß rechtsver-
eichende, sondern als positiv-rechtliche Wissenschaft zu legitimieren“ *),
eil man, wenigstens lag diese Meinung, wenn auch unbewußt, zu-
unde, nur so der Wissenschaft des römisch-gemeinen Rechts eben-
rtig sein zu können glaubte. Wie Landsberg sehr richtig bemerkt,
ndelte es sich hierbei um eine der fruchtbarsten, eine geschichtlich
radezu notwendige Selbsttäuschung. Ohne sie hätte man lange
eit hindurch nicht den Mut und die Ausdauer für das Studium
r deutschen Quellen gefunden.

Neuerdings berief man sich zur Stütze dieser Ansicht auf das
orhandensein gemeiner deutscher Gewohnheiten. Zweifellos hat
solche gegeben. Aber sie waren doch niemals zahlreich genug,
n auf sie die wissenschaftliche Behandlung beschränken zu können.
ıd tatsächlich gaben auch die Systeme der Germanisten keineswegs nur
ıe Bearbeitung dieses in Deutschland geltenden gemeinen Gewohn-
itsrechts einheimischer Herkunft, sondern ihr bei weitem wichtigster
toff waren die partikularen Gesetze und Gewohnheiten. Aus ihnen
gte man einen möglichst vollständigen Bau zusammen, ohne freilich
ıe dem römischen Privatrechtssystem gleichkommende Geschlossen-
it erreichen zu können. Und jeder Satz, den man auf diese Weise
fstellen und mit mehr oder weniger zahlreichen Belegen aus dem
samten zur Verfügung stehenden Quellenkreis belegen konnte, ver-

*) Landsberg a. a. O. 55.

mochte als positives Recht nur dort der Rechtsprechung zugrunde gelegt zu werden, wo seine Geltung nachweisbar war. Daß er in jenem System seine gute Stelle hatte, genügte dafür nicht. Richtig verstanden, besaß daher das deutsche Privatrecht und seine Wissenschaft keine unmittelbare praktische Anwendbarkeit für die Gerichte. Aber darum war seine Bedeutung selbst für die gerichtliche Praxis keine geringe, denn dieses deutsche Privatrecht, dieses, wie man zu sagen pflegte, hypothetisch gemeine Recht war ein unentbehrliches Interpretationsmittel für die einzelnen Bestimmungen der Partikularrechte; es bildete die notwendige deutschrechtliche Einleitung in die Partikularrechte, deren gesamter Inhalt, losgelöst von der Einsicht in die allgemeine Entwicklung der deutschen Rechtsgedanken, nicht zu verstehen war; es war die unentbehrliche Ergänzung zu der Pandektenwissenschaft. Daher hatte es auch seinen guten Grund, wenn an allen deutschen Universitäten neben den Pandekten, die das gemeine Recht römischer Herkunft lehrten, als zweite privatrechtliche Hauptvorlesung die über das deutsche Privatrecht stand und auch in den Ländern des kodifizierten Rechts die Vorlesungen über das in ihnen geltende Partikularrecht an Bedeutung bei weitem übertraf.

Was vor 1900 Gegenstand des Streites war, ist heut entschieden. Wir brauchen uns heut nicht mehr abzumühen, die Positivität des deutschen Privatrechts zu begründen. Unser bürgerliches Recht, wie es im bürgerlichen Gesetzbuch und den es ergänzenden Reichsgesetzen (z. B. Handelsgesetzbuch, Wechselordnung, Grundbuchordnung) enthalten ist, ist das heutige positive deutsche Privatrecht und die Wissenschaft des bürgerlichen Rechts unsere heutige gemeinrechtliche positiv-dogmatische Wissenschaft.

Demgegenüber hat die Wissenschaft des deutschen Privatrechts heut andere Aufgaben zu erfüllen. Keineswegs hat ihr beim Anbruch des 1. Januar 1900 „die Totenglocke geläutet". Denn unser heutiges neues deutsches Recht ist ja in der Hauptsache nach kein neues, sondern altes Recht. Das Neue liegt nicht in seinem Inhalt, sondern wesentlich in seiner Form. Daß es das Reich mit rechtsverbindlicher Kraft für ganz Deutschland erlassen hat, das ist die große Errungenschaft unserer Zeit. Aber darum hat kein Bruch mit der Vergangenheit stattfinden können. Wir können die heut geltenden Rechtssätze nicht verstehen, ohne ihren Ursprung aus dem deutschen oder aus dem römischen Recht zu verfolgen. Wie daher

die Wissenschaft des reinen römischen Rechts das Verständnis der römischrechtlichen Bestandteile unseres heutigen Rechts erschließt, so gilt es für das „Deutsche Privatrecht“, dessen germanistische Grundlagen verständlich zu machen. In wahrhaft großartiger Weise hat diese Aufgabe Gierke in seinem monumentalen Werk über das deutsche Privatrecht zu lösen unternommen. Konnte dessen erster bereits 1895 erschienener Band nur erst die Entwürfe zum bürgerlichen Gesetzbuch berücksichtigen, so ist in dem zweiten, dem Sachenrecht gewidmeten Bande, der 1905 folgte, jene Aufgabe in der Weise in Angriff genommen worden, daß in einer höchst eingehenden Darstellung das gesamte heutige positive Recht, soweit es nationaler Herkunft ist, erörtert wird. Dabei werden überall die geschichtlichen Wurzeln bloßgelegt — und gerade in den knappen rechtshistorischen Abschnitten dürfte ein Hauptreiz und ein Hauptverdienst des Werkes liegen —; der Hauptnachdruck fällt aber doch auf die dogmatische Behandlung des positiven Rechtsstoffes: Die germanistischen Rechtsgedanken werden zu einer Systematik und einer Konstruktion des bürgerlichen Rechts benutzt, durch die in oft überraschender Weise sein deutschrechtlicher Gehalt aufgewiesen wird. Der Weg, den Gierkes auf mehrere Bände berechnetes Handbuch einzuschlagen begonnen hat, ist für die Zwecke des Unterrichts nicht gangbar. Die Vorlesungen und Lehrbücher des deutschen Privatrechts werden das gleiche Ziel in anderer Weise zu erreichen suchen müssen. In ihnen kann es sich nur darum handeln, die deutschrechtliche Einleitung in unser geltendes bürgerliches Reichs- und Landesrecht zu geben. Das geltende Recht selbst liegt nicht in dem Bereich einer solchen Darstellung des deutschen Privatrechts; sie führt nur hin zu ihm als dem Abschluß der nationalen Rechtsentwicklung. Sie sucht ein Gesamtbild dieser Rechtsentwicklung zu entwerfen. Wie Heuslers „Institutionen des deutschen Privatrechts“ das deutsche Privatrecht zur Zeit seiner Blüte, etwa im Zeitalter der Rechtsbücher, vorführen und so gewissermaßen einen Querschnitt in einem besonders wichtigen Punkt seiner Entwicklung geben, so hat sie sein Wachstum zu verfolgen und, gestützt auf die Rechtsdenkmäler aller Zeiten und Gegenden, in denen das deutsche Recht lebendig war, sein inneres Wesen zur Anschauung zu bringen. So ist heut die Aufgabe des deutschen Privatrechts propädeutischer und im wesentlichen geschichtliche Art. Gierke*) selbst hat bereits in einem meisterhaften knappen

*) In der sechsten von Kohler herausgegebenen Auflage der Holtzendorffschen Encyklopädie der Rechtswissenschaft 1, 1904, 433 ff.

Grundriß auch für diese Art der Behandlung ein schwer zu übertreffendes Vorbild gegeben.

Daß diese Aufgabe nicht minder wichtig, ja nicht einmal minder praktisch ist, wie die einer dogmatischen, positivrechtlichen Disziplin, sollte nicht bezweifelt werden dürfen. „Denn," so hat Savigny treffend es ausgesprochen, „eine Rechtswissenschaft, die nicht auf dem Boden gründlicher historischer Kenntnis ruht, versieht eigentlich nur Schreiberdienste bei dem Gerichtsgebrauch."

Oesterreich als deutscher Einheitsstaat unter der Reaktion.

Von

Emil Daniels.

Oesterreich von 1848 bis 1860. Von Heinrich Friedjung. In zwei Bänden. Erster Band. Die Jahre der Revolution und der Reform; 1848 bis 1851. Stuttgart und Berlin. 1908. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Heinrich Friedjung, dieser durch Objektivität und Gestaltungskraft hervorragende Geschichtsschreiber, von dem ich schon zwei Bücher in den „Preußischen Jahrbüchern" besprochen habe*), publiziert ein drittes Werk, das wiederum unser Wissen von der österreichischen Geschichte im 19. Jahrhundert bedeutend erweitert und vertieft. Freilich ist es zu einer abschließenden, klassischen Darstellung der von Friedjung geschilderten Begebenheiten heute noch zu früh. Um so höher muß gegenwärtig jeder Beitrag in Ehren stehen, der sich auf einen namhaften Teil der erhaltenen authentischen Dokumente stützt, Wahrheitsliebe verrät und mit Talent und Fachkenntnis geschrieben ist.

Was die von Friedjung verwerteten Urkunden betrifft, so hat jener Geschichtsschreiber als Hauptquelle den literarischen Nachlaß des Ministers Alexander v. Bach benutzt. Der österreichische Miquel, wie man den aus einem Demokraten in einen Reaktionär, aber einen schöpferisch wirkenden Reaktionär, verwandelten Bach nennen könnte, hat keine Memoiren hinterlassen, wohl aber einen reichen Schatz von Briefen, Denkschriften und anderen für den Historiker kostbaren Geschäftspapieren. Des Ministers Neffe, Baron Robert Bach, hat Friedjung jene geschichtswissenschaftliche Fundgrube zugänglich gemacht und zur Ausbeutung überlassen.

*) In meinen Aufsätzen „Oesterreich und Preußen von 1859 bis 1866." Band XCII, S. 83, und „Oesterreich und der Krimkrieg", Band CXXIX, S. 1.

Als Bismarck 1852, also inmitten des vollständigen Triumphs der altösterreichischen Reaktionspartei, nach Wien kam, hörte er in den adligen Kreisen sagen, das Ministerium Schwarzenberg werde von einer Judenklique geleitet. An ihrer Spitze stehe der Minister des Innern, Dr. Alexander Bach, der selber von Juden abstamme. In Wahrheit war er von ganz anderer, man fühlt sich versucht zu sagen von entgegengesetzter Herkunft. Seine Famile besaß ein Bauerngut zu Grafenberg in Niederösterreich, das sie noch heute bewirtschaftet. Ein Onkel, bei dem Alexander oft die Universitätsferien zubrachte, war niederösterreichischer Landpfarrer. Der Vater fungierte zuerst als Patrimonialrichter auf einem adligen Gute bei Melk, später wurde er Advokat in Wien. Auch Alexander widmete sich in der Reichshauptstadt dem Anwaltstande. Daneben warf er sich in die politische Bewegung. 1813 geboren, stand er beim Ausbruch der Märzrevolution als einer der Führer der fortgeschrittenen Liberalen da.

Am 15. März kommandierte Bach eine von den Abteilungen Bürgermilitär, welche die Arbeiterviertel durchstreiften, um das Proletariat von Ausschreitungen zurückzuhalten. Es liegt ein während des Streifzuges von ihm verfaßtes Schreiben vor, aus dem hervorgeht, wie stark der gefeierte Freiheitsschwärmer des „Juridisch-politischen Lesevereins“ durch die drohende Gefahr der Ochlokratie bereits ernüchtert war.

Der Märzminister v. Pillersdorf publizierte eine Verfassung nach belgischem Muster mit Zweikammersystem und Zensus für die Wähler der zweiten Kammer. Dem liberalen Adel, der, wie Friedjung ausführt, bei der Genesis der Revolution eine große Rolle gespielt hatte, und den besitzenden Klassen genügte eine solche Konstitution. Bei den Beratungen der von Pillersdorf berufenen Vertrauensmänner hatte Bach für die Annahme der Verfassung gewirkt.

Aber am 15. und 26. Mai erhoben sich Studenten, Kleinbürger und Arbeiter gegen das oktroyierte Zensusregiment und erzwangen mit den Waffen die Einberufung einer mit beinahe unbeschränktem Stimmrecht zu wählenden Konstituante.

Mit staunenswertem Feingefühl hatte Bach die Schwäche des Ministeriums Pillersdorf erkannt und ein Portefeuille in jenem Kabinett abgelehnt. Nach der Niederlage der Gemäßigten an den beiden Maitagen machte der bewegliche Advokat eine entschiedene Schwenkung nach der linken Seite. Er hielt im Wiener Gemeindeausschuß eine flammende Rede zur Verherrlichung des 26. Mai.

An jenem Tage, so rief er aus, sei der Wille des Volkes „mit leserlicher Barrikadenschrift" kundgegeben worden.

Das Publikum, vor welchem Bach so sprach, bestand keineswegs aus Sanscülotten, sondern im Gegenteil aus wohlgenährten, behäbigen Anhängern der gestürzten Zensusverfassung. Aber der Beredsamkeit Bachs gelang es, die zögernden Gemeinderäte für eine Resolution zu gewinnen, welche sich zu gunsten der Erstreckung des Wahlrechts auf die Arbeiter aussprach. Obwohl momentan rötlich schillernd, behielt Bach das Vertrauen der Wohlgenährten und Behäbigen. An demselben Tage, an welchem er jene Rede zugunsten des allgemeinen Stimmrechts hielt, delegierte ihn der Gemeinderat in den Sicherheitsausschuß. Bach gelangte dadurch in die Körperschaft, welche in den nächsten Wochen die Regierung in Wien an sich riß.

Für die konstituierende Reichsversammlung kandidierte Bach, nachdem er vor dem ultrademokratischen Stimmrecht seine Reverenz gemacht hatte, als Gemäßigter. Zuerst in Mariahilf durchgefallen, wurde er darauf in Wieden gewählt. Aus seinen Wahlreden sind besonders die folgenden Worte in dem Gedächtnis der Zeitgenossen geblieben: „Meine Gesinnungen sind Ihnen bekannt; sie sind nicht von gestern: ich bin kein Freisinniger des nächsten Morgens. Vor den Märztagen waren meine Ansichten dieselben wie jetzt, und ich hoffe, daß diese meine Ueberzeugungen mich bis zum Grabe begleiten werden."

Das Ministerium Pillersdorf löste sich auf, und es wurde eine neue Regierung gebildet unter dem greisen Freiherrn v. Wessenberg, den ich vor kurzem in den „Preußischen Jahrbüchern" als den Adressaten neu herausgekommener Gentzscher Briefe erwähnt habe.*) Der Lustspieldichter Bauernfeld traf gegen das Ende der Ministerkrise auf einer Gesellschaft beim Bankier Tedesko mit Bach zusammen und schrieb in sein Tagebuch: „Freund Bach war in sichtbarer Aufregung, zappelte auf seinem Sessel; der Moment schien gekommen, sein Ehrgeiz sollte nun die langgesuchte Befriedigung finden."

Nach einigem keuschen Widerstande ergab sich Bach dem Drängen des Ministerpräsidenten und akzeptierte das Justizministerium. Als sich das Kabinett dem Reichstage vorstellte, wurde der 35jährige Justizminister von der radikalen Versammlung mit lebhaften Zurufen

*) A. Fournier, Gentz und Wessenberg, Briefe des Ersten an den Zweiten. Aprilheft 1908.

begrüßt. Das Vertrauen des Hauses zu ihm wuchs noch, als er gleich darauf das Wort nahm und seinen Tadel über die Insulten aussprach, welche dem Reichstagsabgeordneten Rieger wegen seines Tschechentums auf den Straßen Wiens zugefügt worden waren. Die Immunität der Volksvertreter feiernd, äußerte der demokratische Justizminister: „Die Reichsversammlung, der Ausdruck des gesamten Volkswillens, ist ebenso heilig, ebenso unverletzlich und ebenso unantastbar wie die Majestät des Thrones: die Majestät des Volkes wie die des Thrones steht auf gleichem Punkt.“

Bach wurde Mitglied der Regierung im Juli, und schon im August führte er vor dem Reichstage eine so autoritäre Sprache, wie sie noch kein 48er Minister hören zu lassen gewagt hatte. So sagte er anläßlich eines Zusammenstoßes zwischen Nationalgarde und Arbeitern: „Wir müssen uns offen darüber aussprechen, daß wir auf monarchischem Boden stehen und daß wir anarchistische und republikanische Bewegungen nicht dulden werden.“ Diese Tonart aus solchem Munde machte auf die Linke des Reichstags den widerwärtigsten Eindruck, und so oft der Justizminister das Wort ergriff, wurde er von starkem Zischen unterbrochen.

So etwas war damals kein leerer Schall, sondern konnte die schlimmsten Konsequenzen nach sich ziehen. Das Leben des beim „Volk“ in Ungnade gefallenen Justizministers war ernstlich bedroht, als am 14. September Bewaffnete vor dem Reichstag aufzogen und in einer stürmischen Petition die Entlassung des Kriegsministers Grafen Latour und Bachs forderten.

Die Demonstranten verlangten außerdem noch die Zurücknahme der Lohnherabsetzung für die Notstandsarbeiten. Denn auch jene mutige Maßregel hatte die Regierung, deren Seele Bach war, angeordnet, als gar zu viele Männer, Frauen und Kinder von der Kommune Beschäftigung verlangten.

Zu Anfang der Revolution hatte Bach gleich anderen Volksrednern von einem Eckstein herunter die Massen haranguiert und sie beschworen, sich nicht mit halben Konzessionen abspeisen zu lassen; seine Freunde mußten ihn damals warnen, nicht zu weit zu gehen. Er gehörte auch zu den Offizieren des Bürgermilitärs, das mit der Revolution gemeinsame Sache machte, anstatt sie zu dämpfen.

Derselbe Mann, welcher im Frühjahr die Fahne des Aufruhr erhoben hatte, war im Herbst die Seele des Widerstandes gegen den weiteren Fortschritt der revolutionären Bewegung. Als der Führer der Reichstagslinken, Löhner, am 14. September die Resolution be

antragte, daß die Regierung ohne des Reichstags Zustimmung keine militärischen Maßregeln gegen den Aufstand ergreifen dürfe, erhob sich der Justizminister und warnte das Haus davor, die vollziehende Gewalt an sich zu reißen. In der Tat wurde Löhners Antrag abgelehnt. Darauf verfügte Bach, daß die Nationalgarde, unter der sich viele loyale Elemente befanden, gegen die Arbeiter einschreiten solle. Es geschah nicht ohne ziemlich erhebliches Blutvergießen.

Der Reichstag blieb bis 11 Uhr nachts versammelt und hörte von Zeit zu Zeit den Rapport des Justizministers, der zur Festigkeit ermahnte.

Am andern Morgen wiederholten sich die Zusammenrottungen nicht. Die Ultraradikalen waren besiegt, nicht nur auf der Straße, sondern auch im Parlament, wo sich jetzt eine zuverlässige gemäßigte Majorität bildete.

Aber die Minorität versuchte den Straßenkampf noch einmal und zwar mit besserem Erfolg. Als am 6. Oktober ein Bataillon der Wiener Garnison nach dem ungarischen Kriegsschauplatz abging, widersetzten sich die Massen der Arbeiterbevölkerung der Verladung der Truppen auf der Nordbahn. Nach einem nicht unblutigen Gefecht erreichten die Revolutionäre ihr Ziel; ein Teil der Soldaten fraternisierte mit den Siegern. Diese wendeten sich nach dem Amtsgebäude des Kriegsministers Grafen Latour, dessen von geheimer reaktionärer Gesinnung eingegebenen Maßregeln die Aufrührer die Schuld an dem Blutvergießen zuschrieben. Im Kriegsministerium war das Kabinett versammelt; Bach inspirierte die Beschlüsse. Weit entfernt, sich zu fürchten, schickte der Justizminister durch einen Boten dem Befehlshaber der Wiener Garnison, Grafen Auersperg, die Aufforderung, mit dem Militär in die innere Stadt einzurücken und die Ruhe gewaltsam wiederherzustellen. Inzwischen drangen die Empörer in das Ministerium ein und hängten General Latour an einem Laternenpfahl auf. Bach konnte durch die Hintertür des Gebäudes entfliehen.

Im Ministerium des Aeußeren saßen Wessenberg und der glücklich gerette Bach beim Essen, als ihnen das Schicksal Latours gemeldet wurde. Anwesend war auch Freiherr v. Hüberer, dessen politische Anschauungen von denen Bachs nach rechts hin weit abwichen. Hübner schrieb in sein Tagebuch: „Es freut mich, sagen zu können, daß in diesem kritischen Augenblick, in welchem ihr Leben, wenigstens dasjenige Bachs, an einem Faden hing, die beiden Minister sich unerschrocken zeigten. Baron Wessenberg bewahrte die

kalte Ruhe des Staatsmanns vom alten Schlage, sein junger Kollege obgleich aufgeregt, verriet keine Furcht."

Drohende Gestalten erschienen am Tor. Der greise Minister präsident, welcher verhältnismäßig wenig zu fürchten hatte, entkam ohne weitere Anfechtungen aus der Stadt. Bach ist vor dem Schick sal Latours wahrscheinlich nur dadurch bewahrt worden, daß ein Offizier der Nationalgarde ihn unter seinen Schutz nahm und im Abenddunkel in das Hauptquartier des Generals Auersperg brachte. Die regulären Streitkräfte waren viel schwächer als die Revolutionäre. Sie konnten das Zeughaus, wo die Arbeiterklasse sich Gewehre verschaffen wollte, nicht decken und bezogen nach Mitternacht ein Lager im Schwarzenberggarten. Auf dem Rückmarsch dorthin wurden sie beschossen. Bach befand sich im Gefolge des Generals, der ihm Mütze und Mantel eines Soldaten geben ließ, denn wenn die neben den Kolonnen flutende Menge den Justizminister erkannt hätte, würden die Leidenschaften und die Schußwaffen Aller nur ein Ziel gehabt haben.

Kaum vier Wochen später war die Revolution in Wien zu Ende, nachdem Feldmarschall Windischgrätz, getragen von den Sympathien der Liberalen, die Radikalen durch militärische Exekution gebändigt hatte. An Stelle Wessenbergs wurde Schwarzenberg Ministerpräsident. Er war General bei den Truppen gewesen in deren Mitte Bach am Abend des 6. Oktober Schutz gesucht hatte und die beiden schlossen in der schreckensvollen Nacht eine Freundschaft, die sich bewähren sollte. Schwarzenberg machte Bach zu seinem Justizminister. Minister des Innern wurde Graf Franz Stadion, der dritte Sohn des berühmten Stadion aus dem Zeitalter der Freiheitskriege. Auch Stadion der Jüngere war ein hochgesinnter Mann; er strebte nach dem Lorbeer konservativer Reformer in der Art der Stein und Peel. Das Handelsministerium übernahm Bruck, der Schöpfer des Oesterreichischen Lloyd, der in der Frankfurter Nationalversammlung die Stadt Triest vertreten hatte.

Das Ministerium Schwarzenberg verlegte den Reichstag nach dem mährischen Landstädtchen Kremsier, in der Nähe der Festung Olmütz, in die der Hof nach der Wiener Oktoberrevolution geflüchtet war. Fürst Felix Schwarzenberg gerierte sich streng konstitutionell. Ueber Bach, Stadion und Bruck schrieb Schwarzenbergs Sekretär Hübner in sein Tagebuch: „Gewiß, diese drei Minister sind keine gewöhnlichen Menschen, aber sie sind nicht unsere politischen Religionsgenossen. Bach hat die revolutionäre Taufe erhalten. Stadion

und Bruck, ohne im liberalen Serail geboren zu sein, glauben an die großen Errungenschaften von 1789."

Von den drei Liberalen, mit denen er sich verbunden hatte, schien dem Fürsten Felix der Justizminister Bach bei weitem der wichtigste zu sein. Neben Bachs Fähigkeit zur Redaktion von Gesetzen und Erlassen und seiner parlamentarischen Gewandtheit wußte der Ministerpräsident auch die in keiner Situation versagende Produktivität des Justizministers an Auskunftsmitteln zu schätzen. Als beispielsweise die Frankfurter Nationalversammlung sich über die Erschießung Robert Blums bei der österreichischen Regierung beschwerte, antwortete Schwarzenberg auf den Rat Bachs, die Beschlüsse der Nationalversammlung über die Unverletzlichkeit ihrer Mitglieder seien der österreichischen Regierung erst nach Blums Tode amtlich mitgeteilt worden, mithin zur Zeit der Hinrichtung jenes Politikers für sie noch nicht bindend gewesen.

Bach milderte zwar die Verfolgungen der Gegner der Regierung, sagt Friedjung, und warnte vor überflüssiger Härte; wenn Schwarzenberg jedoch auf seiner Absicht bestand, so fand sein Kollege die Form, in der sich die Sache noch am ehesten machen ließ.

Im Dezember 1848 entsagte der geistesschwache Kaiser Ferdinand I. zugunsten seines 18jährigen Neffen Franz Josef dem Thron. Bei den Vorbereitungen zu dieser Staatsaktion bereitete es den Ministern einige Schwierigkeit, daß in den verschiedenen Ländern Oesterreichs abweichende Normen über den Großjährigkeitstermin des Herrschers bestanden. In dem ungarischen Staatsrecht existierte überhaupt keine Vorschrift bezüglich jenes Punktes, und doch kam es auf die strikte Beobachtung des Thronfolgerechts in Ungarn vorzugsweise an. Bach empfahl den Ausweg, daß man durch den die Krone niederlegenden Herrscher den jungen Franz Josef als majorenn erklären ließ. So geschah es; der abdankende Monarch vollzog damit seine letzte Regierungshandlung:

„In solchen Augenblicken", schreibt Hübner, „entfaltet Bach einen Reichtum von Auskunftsmitteln; mit seiner Hilfe gelingt es immer, einen Ausweg zu finden. Ich bewundere diese Beweglichkeit des Geistes; ich würde sie noch höher schätzen, wenn sie nicht gewöhnlich bei jedem, der sie besitzt, von einem Mangel an Festigkeit der Ueberzeugungen und daher, wenn die Umstände dazu drängen, von der Gefahr häufiger, wenngleich aufrichtiger Gesinnungswandlungen begleitet wäre."

Während die Ungarn den Thronwechsel für erschlichen erklärten

und sich im Namen Ferdinands I. zu regieren fortfuhren, tagte in Kremsier ein Verfassungsausschuß des Reichstages und stellte die konstitutionellen Formen fest, unter denen Franz Josef das mit dem Zerfall bedrohte Reich wieder zusammenzufassen versuchen sollte. Die Beratungen des Verfassungsausschusses führten zu dem Ergebnis, daß Deutsche und Tschechen einer Verständigung sehr nahe kamen. Zwar verfochten Palacky und Rieger föderalistische Grundsätze, welche den Deutschen unannehmbar erschienen, aber jene beiden Männer standen in Kremsier noch nicht als allgemein anerkannte Führer ihres Volkes da. Neben ihnen und ihren Freunden gab es eine Gruppe gemäßigter tschechischer Böhmen, welche sich bei dem Verfassungswerk mit den Deutschen auf eine gemeinsame Grundlage stellen wollten. Auch viele tschechische Abgeordnete aus Mähren wirkten in einem vermittelnden Sinne. Andererseits zeigten die deutschen Mitglieder der Konstituante eine große Weitherzigkeit bei der Abmessung der Sonderrechte, welche den einzelnen Kronländern und Nationalitäten eingeräumt werden sollten.

Mit gutem Grund führt Friedjung die damalige Harmonie zwischen den beiden feindlichen Volksstämmen zu einem wesentlichen Teil darauf zurück, daß Anfang 1849 die Reaktion schon wieder sehr stark war, daß Belagerungszustand, Polizeiwillkür und Beamtenallmacht die Stelle der Märzerrungenschaften eingenommen hatten. Die drohende Wiederkehr der vormärzlichen Zustände erregte in dem gegebenen Moment die Gemüter weit stärker als der Gegensatz zu den anderssprachigen Mitbürgern.

Der Verfassungsausschuß faßte neben verständigen auch sehr törichte Beschlüsse. Er wollte beispielsweise Kaiser Franz Josef nur ein suspensives Veto lassen. Indessen bestand im Reichstage die gemäßigte Mehrheit noch fort, welche Bach im September des vergangenen Jahres durch sein mutiges Auftreten gegen das gewalttätige Proletariat zusammengeballt hatte. Friedjung betont mit Recht, daß es für das Ministerium Schwarzenberg zwar nicht leicht, aber doch durchaus möglich gewesen wäre, eine vernünftige Verfassung mit dem Reichstage zu vereinigen. Die meisten Abgeordneten würden sicher bereit gewesen sein, ihre zu weit gehenden Forderungen herabzusetzen, wenn die Regierung nicht überhaupt den Verhandlungen des Verfassungsausschusses fern geblieben wäre.

Auch im Plenum des Parlamentes erschienen sie selten. Bach ergriff hier gleichfalls nur sehr wenig das Wort, obgleich er der Sprechminister des Kabinetts war. Aber er wußte, daß die Männer

auf deren Willen es ankam, Schwarzenberg und der gegen die Ungarn im Felde liegende Windisch-Grätz, mit der demokratischen Konstituante nicht zu transigieren Lust hatten. Also ordnete sich der Schmiegsame unter. Den Abgeordneten, welche ihn angriffen und verhöhnten, erwiderte er der Wahrheit gemäß, daß er auch in den abgelaufenen Stadien der Revolution schon den Mut gezeigt habe, sich unpopulär zu machen. Er sei „den Tendenzen, die zum Untergange der Gesellschaft führen mußten, entschieden und offen entgegengetreten, und dies, als die Tagesmeinung dahin drängte, die Krone in Schatten zu stellen". Freilich, als dem Minister auf diese Manifestation seines Royalismus hin die von ihm im vergangenen Frühjahr gehaltenen erzdemokratischen Reden entgegengehalten wurden, wußte er nur zu erwidern, daß man „solchen eiligen Improvisationen" keine übergroße Bedeutung beilegen möge.

Anfang März hatte der Verfassungsausschuß die Konstitution durchberaten. Er nahm darauf sein Werk einstimmig an. Auch die radikalen Tschechen, welche dem Verfassungsausschuß angehörten, stimmten für den Entwurf des Grundgesetzes. War es auch im wesentlichen zentralistisch, so enthielt es doch immerhin die vom föderalistischen Standpunkt aus sehr wertvolle Bestimmung, daß die Statthalter der Kronländer den Landtagen für die Ausführung der Landesgesetze verantwortlich sein sollten, wie die Minister dem Reichstage.

Die Parteien in Kremsier trafen ein stillschweigendes Uebereinkommen, an dem Entwurf im Plenum nichts mehr zu ändern, sondern ihn womöglich in einer einzigen Sitzung anzunehmen. Aber in der Nacht auf den 7. März erschien der Minister des Innern, Graf Stadion, in Kremsier, beschied eine Anzahl von regierungsfreundlichen Abgeordneten zu sich und teilte ihnen mit, daß die Auflösung der Konstituante unmittelbar bevorstände. Sie waren alle tief bestürzt und ihre Konsternation verfehlte nicht, auf Stadion Eindruck zu machen. Dem Minister des Innern sagte der folgende ihm als gangbar bezeichnete Weg sehr zu. Ein zweiter Verfassungsausschuß sollte vom Reichstag gewählt und mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet werden. Dieser würde, so meinte man in dem Kreise der um Stadion versammelten Deputierten, bis zum 15. März eine Verfassung zustande bringen, welche der junge Kaiser beschwören könne.

Zwischen 3 und 4 Uhr morgens trat der nach Olmütz zurückgeeilte Stadion mit einer brennenden Kerze in das Schlafzimmer

Bachs, setzte ihm hastig den Inhalt der von ihm in Kremsier gepflogenen Besprechungen auseinander und versuchte, den Justizminister für den zweiten Verfassungsausschuß zu gewinnen. Bach erstaunte über Stadions unerwartetes Schwanken im höchsten Grade, ergriff die Hand des Aufgeregten, als ob er ihm den Puls fühlen wollte und sagte: „Euer Erlaucht werden am besten wissen, daß sich jetzt nichts mehr ändern läßt." Darauf legte er sich auf die andere Seite, um seine Nachtruhe fortzusetzen.

Er war fest entschlossen, seinen Anteil an der Gewalt aus sentimentalen Gründen nicht fahren zu lassen. Nachdem die Auflösung des Reichstags telegraphisch ausgesprochen war, hätte die parlamentarische Immunität verschiedener Personen, die an den Straßenkämpfen und sonstigen Gewaltakten der Revolution hervorragenden Anteil genommen hatten, ihr Ende erreicht. Fürst Schwarzenberg wollte mindestens die gewesenen Abgeordneten Violard und Universitätspater Fester am Galgen sehen. Er forderte, daß der Justizminister seine Zustimmung zu den Haftbefehlen geben solle. Dies tat Bach nun zwar nicht, ließ sich aber gefallen, daß Schwarzenberg, ohne weitere Rücksicht auf ihn, einen Polizeikommissär anwies, die Verhaftung jener Demokraten vorzunehmen. Da legte sich Stadion ins Mittel. In seiner Eigenschaft als Minister des Innern, Vorgesetzter des Polizeikommissärs, legte er diesem unter den Fuß, die Bedrohten ins Ausland entkommen zu lassen. Sein Untergebener verstand ihn und verfuhr demgemäß.

Gleichzeitig mit der Auflösung der Konstituante oktroyierte der Kaiser aus eigener Machtvollkommenheit eine konstitutionelle Verfassung, die in der Hauptsache von Stadion entworfen worden ist, an der aber auch Bruck und Bach mitgearbeitet haben. Bezüglich der gewährten Freiheitsrechte entfernte sich die oktroyierte Ver-Verfassung trotz eines reaktionären Einschlags nicht allzuweit von dem hergebrachten konstitutionellen Schema. Auch überwies ein gleichzeitig veröffentlichtes Preßgesetz die Preßvergehen an Geschworenengerichte. Dagegen wich das von der Regierung verkündete Grundgesetz insofern ganz entscheidend von der Arbeit des Verfassungsausschusses ab, als es auf die Selbständigkeitsbestrebungen der Ungarn gar keine Rücksicht nahm, während der Kremsierer Reichstag es den Ländern jenseits der Leitha hatte freistellen wollen, ob sie den Beitritt zu dem österreichischen Verfassungsstaat wählten oder nicht. Die oktroyierte Verfassung hob nicht nur die Rechte auf, welche sich die Ungarn 1848 erkämpft hatten, sondern auch die

althergebrachte Autonomie des Königreichs. Wie die Bewohner der anderen Kronländer, so sollten auch die Ungarn zu beiden Kammern des Zentralparlaments wählen. Ihr eigener Landtag blieb bestehen, aber in Unterordnung unter das Zentralparlament, nach dem Grundsatz: „Reichsrecht bricht Landrecht".

In Bachs Nachlaß befinden sich verschiedene Entwürfe des § 67 der oktroyierten Verfassung, die sämtlich von der Hand des Justizministers herrühren. Jener Paragraph statuiert das einzige Vorrecht, welches die Landtage von Ungarn, Kroatien und Siebenbürgen vor den anderen Provinzialvertretungen haben sollten. Den transleithanischen repräsentativen Körperschaften wurde die Kompetenz zugesprochen, das bürgerliche Recht und das Strafrecht der von ihnen vertretenen Territorien gesetzgeberisch zu behandeln, während diese Materien im übrigen der Zuständigkeit des Zentralparlaments unterlagen. Auf die Dauer aber beabsichtigte Bach auch jenes einzige Sonderrecht nicht bestehen zu lassen. Vielmehr legte der § 67 Ungarn, Kroaten und Siebenbürgen die Verpflichtung auf, ihre Gesetzbücher baldigst mit denen des übrigen Reichs in Uebereinstimmung zu bringen.

Ob die auf dem Papier so radikal durchgeführte Mediatisierung der ungarischen Nation zur Wirklichkeit werden würde, ließ sich im März 1849 schlechterdings nicht übersehen, zumal gerade damals auf dem ungarischen Kriegsschauplatz ein Umschwung zugunsten der Rebellen eintrat. Um so wichtiger für die Konsolidierung der schwer erschütterten Donaumonarchie war das zugleich mit der Auflösung des Kremsierer Reichstags und der Oktroyierung der Verfassung publizierte Patent, welches das Verfahren bei der Ablösung der bäuerlichen Lasten in bauernfreundlichem Sinne regelte. Drei Tage später wurde durch kaiserlichen Erlaß das Jagdrecht auf fremdem Boden für immer abgeschafft; „Durch dieses Vorgehen", sagt Friedjung, „wurden die Bauern befriedigt, ihr Interesse an der Revolution erlosch vollständig, und sie fühlten sich in der Obhut der kaiserlichen Gewalt wohlgeborgen. Nach der Unterwerfung Ungarns wurde die Geltung des Gesetzes auch auf dieses Land ausgedehnt, und bei jedem feierlichen Anlaß, besonders bei jeder neuen Beschränkung staatsbürgerlicher Rechte und Freiheiten, wurde in kaiserlichen Proklamationen angekündigt, das Ablösungswerk sei ohne Aufschub fortzusetzen."

Eingeleitet wurde diese Agrarreform, deren politische und wirtschaftliche Bedeutung gar nicht überschätzt werden kann, von Stadion.

Als der würdige Nachkomme des Reformators von 1809, des Urhebers der österreichischen Landwehr, ein paar Monate später einer Geisteskrankheit zum Opfer fiel, wurde Bach für ihn Minister des Innern. Als solcher hat er in jahrelanger Arbeit die Agrarreform zum Ziele geführt. Darum erschien er, wie wir oben gesehen haben, den österreichischen Feudalen als das Oberhaupt einer Judenclique, ebenso wie Marwitz den Stein-Hardenbergschen Reformen vorwarf, sie verwandelten Preußen in einen „neumodischen Judenstaat“.

Die Beseitigung der mittelalterlichen Agrarzustände ist in Oesterreich so ganz anders vor sich gegangen als in Preußen, daß es wohl der Mühe lohnt, an der Hand Friedjungs auf die neuere agrarpolitische Geschichte der Donaumonarchie einen Blick zu werfen.

Wie Friedrich der Große in Preußen, so arbeitete Maria Theresia in Oesterreich dem Legen der Bauern entgegen. Sie verordnete, daß Bauernland von jedem erworben werden könne, außer von dem eigenen Grundherrn. Josef II. hob in den slavischen und ungarischen Ländern die Leibeigenschaft auf. Nächst den Leibeigenen war die niedrigste Klasse unter dem Landvolk die der „nicht eingekauften Bauern“, in Norddeutschland lassitische genannt, welche nicht auf Bauernland (Rustikalgrund), sondern auf Herrenland (Dominikalgrund) saßen. Der Dominikalgrund blieb Eigentum des Grundherrn (Freistift), auch wenn er ihn an Bauernfamilien ausgetan hatte, die jederzeit „abgestiftet“ werden konnten, wenn es dem Grundherrn oder seinen Nachkommen gefiel. Außerdem trugen die Dominikalbauern viel schwerere Frohnden und Giebigkeiten als die Rustikalbauern.

Kaiser Josef griff nun zugunsten der nicht eingekauften Bauern gesetzgeberisch ein, indem er zunächst ihre Abstiftung verbot und ihnen dann sogar das Erbrecht an Hof und Grund verlieh. In dem letzteren Punkte ging er weiter, als Friedrich der Große zugunsten der preußischen Lassiten zu gehen wagte.*) Die Dominikalbauern, welche in Böhmen geradezu die Mehrzahl der bäuerlichen Wirte ausmachten, wurden durch die Josefinische Agrarreform virtuell Eigentümer ihrer Güter, wenn sie auch höhere Abgaben und Dienste zu leisten hatten als die Rustikalbauern. Die Gesamtheit der agrarischen Reformen Maria Theresias und Josefs soll ein sehr günstiges praktisches Ergebnis gehabt haben, während Friedrich der Große in

*) Vgl. Koser: „König Friedrich der Große“, Band II, S. 380. (3. Aufl.)

seinen Staaten den Fortgang des Bauernlegens nur verlangsamen, nicht hindern konnte.

Gewiß lag es aber nicht an der erfolgreicheren gouvernementalen Aktion, sondern an Oesterreichs älterer Kultur und höherer Fruchtbarkeit, wenn es in vielen Landschaften der Habsburgischen Monarchie schon am Ende des 18. Jahrhunderts einen reichen, selbstbewußten Bauernstand gab, der Preußen fast ganz fehlte. Im Donautal, in dem fruchtbaren Mähren, dem sich industriell entwickelnden Deutschböhmen saß von altersher eine weit vorgeschrittene Landbevölkerung. In Hinsicht auf Oberösterreich ist bekannt, daß schon um 1670 Frohnden nur noch vereinzelt vorkamen, wogegen allerdings starke Naturalabgaben bestanden. In Niederösterreich finden wir noch viel drückendere Geldleistungen des Bauern, während die Frohnden im Laufe des 18. Jahrhunderts auch hier verschwanden. Zins- und Naturalleistungen waren gleichermaßen beschwerlich in Kärnten, aber Frohnden gab es auch hier nicht mehr. In Tirol, der Heimstätte eines besonders freiheitsliebenden Bauerntums, hatten die Frohnden schon im 15. Jahrhundert aufgehört, ja sogar die Patrimonialgerichte gehörten dort im wesentlichen der Vergangenheit an.

Was die deutschösterreichischen Landleute anbetraf, so litten sie 1848 mithin nur noch unter Natural- und besonders Geldlasten; die Frohnden spielten in den deutschen Gebieten der Habsburgischen Monarchie keine Rolle mehr. Anders standen die Dinge in den slavischen und ungarischen Provinzen, wo das Robot-System noch überall herrschte; mit am willkürlichsten in Galizien. Trotz des Aderlasses, welchen der Bauernaufruhr von 1846 dem galizischen Großgrundbesitz zugefügt hatte, rührte sich der Adel nach der Märzrevolution, um die Bewegung in die polnisch gewesenen Landschaften der Donaumonarchie fortzupflanzen. Da kam ihm Graf Stadion zuvor, der damals Statthalter von Galizien war, indem er, ohne in Wien anzufragen, aus eigener Machtvollkommenheit die Ablösung der bäuerlichen Lasten proklamierte und zwar: „auf Kosten des Staats".

So wurde in ihrem Verhältnis zu den polnischen und ruthenischen Bauern für die Krone die Initiative zu der dringlichsten sozialen Reform des Zeitalters gerettet. Dagegen hatte sich die Dynastie in Ungarn den Rang ablaufen lassen. Hier verkündete der den Landtag beherrschende Adel die Ablösung der Feudallasten und zwar gleichfalls auf Kosten des Staats, dessen Steuerverfassung in seiner Hand lag. Obendrein gewährte der Landtag den Robot-Empfängern

ein Moratorium. Diese Punkte kümmerten den Bauern wenig. Kossuth, der feurige Befürworter der Bauernemanzipation, wurde der Abgott des Landvolkes, das auf seine Aufforderung die Waffen gegen die rückständig gebliebene Dynastie ergriff. Umgekehrt setzte der Schachzug Stadions den polnischen Adel vollständig matt. Die Szlachta mußte darauf verzichten, die Gelegenheit von 1848 für ihre nationalen Zwecke auszunutzen.

Nachdem im Juli 1848 die Konstituante in Wien zusammengetreten war, beschloß sie am 7. September die Ablösung aller auf dem Bauerngut haftenden Feudallasten. In Galizien, wo Graf Stadion bereits vorgegriffen hatte, blieb es bei der Ablösung der Lasten auf Staatskosten, während die Konstituante für die übrigen Kronländer keine Ablösungsmodalitäten festsetzte. Als nach dem Marsch Windischgrätzs auf Wien der Abgeordnete Hans Kudlich, der Vater der Ablösungsbeschlüsse in der Konstituante, auf das flache Land ging, um seine Freunde zur Verteidigung der demokratischen Ideen aufzurufen, wendete man dem vor kurzem noch durch einen solennen Fackelzug gefeierten Volkstribunen kaltsinnig den Rücken. Denn der österreichische Landmann hegte das Vertrauen, daß das feierlich verkündete Septembergesetz von der Regierung in angemessener Weise ausgeführt werden würde, eine Stimmung, die ganz wesentlich dazu beitrug, den historischen Gewalten die Wiedereroberung der Macht zu ermöglichen.

Die Durchführung der Grundentlastung fiel in das Ressort Bachs: „Sollte man nicht denken", schrieb 1850 der tief enttäuschte Anastasius Grün an Bauernfeld, „die ganze Aufgabe unserer Revolution sei es gewesen, den Herren Bureaukraten die Suppentöpfe zu füllen und den Herren Bach und Kompagnie ein Portefeuille und gestickte Uniformen zu verschaffen?" Anastasius Grün urteilte eben über Politik ähnlich wie Wilhelm v. Humboldt, der lieber sein Portefeuille niederlegte, als Anteil an der Macht zu behalten und in einer reaktionären Aera für den Fortschritt soviel zu tun, wie den Umständen nach geleistet werden konnte. Bach war aus ganz anderem Stoff gemacht, als jene Dichter und Denker. Er besaß den massiven Ehrgeiz des Mannes der Tat. Viele Jahre mußte er noch im Ministerium bleiben, wenn er die Abschaffung der Feudallasten, der Patrimonialgerichte, die Verwaltungsreform und andere grundlegende Neuerungen mehr fertig machen wollte. Solchen Verführungen widerstand seine auf ruhmreiches großartiges Schaffen gerichtete Sinnesart nicht, so daß er im übrigen seine Vergangen-

heit mit ihren freisinnigen Grundsätzen auf sich beruhen ließ. Friedjung bewährte sich als ein Mann von historischem Sinn, wenn er darauf verzichtet, Bach zu loben oder zu tadeln, aber um so mehr Eifer darauf verwendet, die tiefgreifende Modernisierung des Kaiserstaats durch den talentvollen liberalen Apostaten mit eingehender Sachlichkeit im einzelnen darzustellen.

Freund und Feind mußten anerkennen, daß das Patent vom 4. März 1849, die Ausführungsbestimmungen der bäuerlichen Ablösung betreffend, dem Landvolke die günstigsten Bedingungen gewährte. Ein Tag Robot wurde nur gleich einem Drittel Tage freier Arbeit angenommen, weil die Frohnden erfahrungsgemäß lässig geleistet zu werden pflegten. Der Preis der an den Grundherrn alljährlich abzuliefernden Naturalien wurde nach dem Katastralwert berechnet, der, zu Grundsteuerzwecken fixiert, gleichfalls nichts weniger als übermäßig war. Was die Geldzinsen betraf, so reduzierte man sie um ein Drittel. Nachdem vermittels dieser kulanten Methode bestimmt worden war, was die Bauern ablösen sollten, bekamen die Grundherrn vom Staat Ablösungsobligationen. Die von den Papieren abgeworfene Rente deckte die Verpflichtungen der Bauern, wie sie eigens für die Grundentlastung eingesetzte Bezirks- und Landeskommissionen nach dem oben spezifizierten System ermittelt hatten.

Die Ablösungsobligationen wurden binnen 40 Jahren zurückgezahlt, aber nur zur Hälfte von den Bauern, die andere Hälfte löste das betreffende Kronland ein.

In Böhmen hatte Maria Theresia, was Friedrich der Große für Preußen erstrebt, aber aus finanziellen Bedenken nicht durchgeführt hatte, die Feudallasten der Domänenbauern abgeschafft und diese Leute in Erbpächter verwandelt. Dem Beispiel der Kaiserin waren die Städte Böhmens, Mährens und Schlesiens auf ihrem ländlichen Grundeigentum gefolgt, und viele Privatbesitzer hatten sich in der gleichen zeitgemäßen Weise mit ihren Hintersassen arrangiert. 1849 gab es allein im Königreich Böhmen 100 000 Landwirte mit emphyteutischen Verträgen. Auch den Erbpächtern gewährte das Patent vom 4. März 1849 das Privileg, daß für die Berechnung des Entschädigungskapitals der Grundzins nur zu zwei Dritteln seiner Höhe angenommen werden sollte. Dagegen mußte die Amortisierung der auf sie fallenden Obligationen von den Erbpächtern aus eigener Kraft vollzogen werden, ohne daß der general taxpayer Böhmens die Hälfte der Last übernahm.

An das Stadionsche Versprechen gebunden, mußte der Staat in Galizien das gesamte Entschädigungskapital hergeben. Ebenso mußte nach der Unterwerfung Ungarns in diesem Königreich verfahren werden, da der siegreiche Franz Joseph an Bauernfreundlichkeit nicht hinter Kossuth zurückbleiben durfte. Während in allen sonstigen zisleithanischen Kronländern eine Grundentlastungssteuer ausgeschrieben wurde, scheute die Regierung in Galizien vor einer derartigen Maßregel zurück, vielmehr verzinste und amortisierte sie die Obligationen durch Vorschüsse aus dem Reichsschatz. Als nun nach Jahrzehnten die Rückzahlung der Galizien gewährten Anleihe in Frage kam, bildete der Polenklub einen unentbehrlichen Bestandteil der parlamentarischen Mehrheit, mit der Graf Taaffe regierte oder, wie er selber es bezeichnete, „fortwurstelte“. Damals setzte der Polenklub durch, daß das Reich auf die Erstattung jener Vorschüsse verzichtete. Galizien hat also seine Agrarreform sehr billig gehabt.

In dem Bauernbefreiungsgesetz vom 7. September 1848 hatte die Konstituante bestimmt, daß die Justiz- und Polizeihoheit der Grundherren ohne Entschädigung wegfallen solle. Die Maßregel war schon deshalb gerechtfertigt, weil für den Inhaber der Feudalrechte mit den obrigkeitlichen Befugnissen auch die Pflicht zur Unterhaltung des rechtsgelehrten Amtmannes wegfiel. Demgemäß regelte das Patent den betreffenden Punkt durchaus nach den Vorschriften des Septembergesetzes.

Da die Grundherrschaften bisher das gesamte Polizei- und Gerichtswesen in erster Instanz verwaltet hatten, so rief die Neuordnung der landwirtschaftlichen Verfassung im modernen Sinne auch einen vollständigen Umbau der österreichischen Administration und Rechtspflege hervor. Nach der Erkrankung des Grafen Stadion vereinigte Bach eine kurze Zeit die Ministerien der Justiz und des Innern in seiner Hand. Als Chef des Justizwesens arbeitete Bach die kaiserliche Verordnung vom 14. Juni 1849 über die Gerichtsverfassung aus, als vorläufiger Verweser des Ministeriums des Innern erließ er, auf Stadions Vorarbeiten fußend, die Verfügung vom 26. Juni über die Organisation der Verwaltungsbehörden. Beiden Maßregeln folgte eine lange Reihe von Ausführungsbestimmungen. Die für das Gerichtswesen rührten von Schmerling her, der im Hochsommer 1849 die Justiz übernahm, die für die Verwaltung von Bach.

„Von diesem Werke ist zu sagen“, urteilt Friedjung, „daß es

die Grundlagen für die ganze spätere Organisation der Justiz und der Verwaltung Oesterreichs bildet und in den meisten seiner Bestimmungen auch jetzt noch gilt. Dort, wo später in den Jahren der Reaktion, oft gegen Bachs Ueberzeugung, Abänderungen vorgenommen wurden, war dies ein Fehlgriff, den die liberale Gesetzgebung von 1867 wieder dadurch gutmachen mußte, daß sie zu den ursprünglichen Anordnungen zurückkehrte."

Das noch von Bach als Justizminister ausgearbeitete Gesetz über die Gerichtsverfassung hob die Patrimonialgerichte auf und setzte an die Stelle des grundherrlichen Amtmanns den staatlichen Bezirksrichter, einen Einzelrichter. Die Trennung der Verwaltung von der Justiz wurde streng durchgeführt. Neben den Bezirksrichter trat der Bezirkshauptmann. Er bildete keine durchaus neue Institution. Die Kreisämter hatten auch schon vor 1848 über Beamte zur Verwaltung kleinerer Gebietsteile verfügt, die Kreiskommissare, aber ohne daß das Kreiskommissariat eine systematisch organisierte Behörde gewesen wäre. Jetzt wurden die Bezirkshauptleute zum Fundament, welches die gesamte Staatsverwaltung trug. Die von Bach getroffene Auswahl der Beamten sowie der gesamte Neubau der untersten administrativen Instanz haben sich bewährt. Im großen und ganzen besteht die Bezirkshauptmannschaft noch heute so, wie sie Bach damals geschaffen hat.

Die österreichischen Feudalen von 1850 verabscheuten die großen Städte ebenso wie die damaligen preußischen Konservativen, Herrn von Bismarck eingeschlossen. Mit geringerem Mißtrauen betrachteten sie die Bemühungen Bachs um die Wiederherstellung der seit Jahrhunderten verkümmerten dörflichen Gemeindefreiheit. Denn der Minister des Inneren wollte die Bezirkshauptleute nicht schrankenlos walten lassen, sondern die unterste Instanz der staatlichen Verwaltung durch Selbstverwaltungsorgane beschränken. Demgemäß wies der Minister des Innern die Beamten an, daß die Bildung von Dorfgemeinden, zu denen es in weiten Landstrichen kaum einen Ansatz gab, zu den wichtigsten Obliegenheiten des Beamtentums gehöre. In einem Erlasse vom 4. Februar 1850 gab Bach den untergeordneten Organen eingehende und sachgemäße Instruktionen über die Art und Weise, wie in den Dörfern das korporative Leben erweckt werden solle.

Fürst Schwarzenberg, der ausgezeichnete Diplomat, verstand von jenen innerpolitischen Geschäften schlechterdings gar nichts. In den Details der inneren Politik war Bach, um Friedjungs Ausdruck

zu gebrauchen, „der Denkapparat“ des Ministerpräsidenten aus dem Hochadel. Aber Fürst Felix verstand seinen Denkapparat zu schätzen: „Die beiden Minister arbeiteten vortrefflich zusammen“, erzählt unser Geschichtsschreiber . . . ., „sonst grundverschiedene Naturen, kamen sie sich wirklich nahe, und der Fürst sprach Bach in den kurzen Briefen an ihn, die von seiner Hand vorhanden sind, gewöhnlich mit den Worten an: „Verehrter Amtsgenosse, teurer Freund!“ Man sah sie bei vielen Gelegenheiten zusammen, in Gesellschaft wie im Theater, und Bach wurde der unentbehrliche Hausfreund im Palais des Ministeriums des Aeußeren, wo als Dame die unvermählte Schwester Schwarzenbergs, Prinzessin Mathilde, waltete, die gleichfalls treu zu ihm hielt. War sie bei den für Herren gegebenen Mahlzeiten nicht anwesend, so sorgte der Fürst an einem Ende der Tafel, Bach an dem anderen für die Gäste; scherzhaft nannte man ihn dann die Hausfrau in den Salons des Ministerpräsidenten.“

Durch das ihm vom Fürsten Felix geschenkte Vertrauen wurde Bach zum Bindeglied des Kabinetts, das vier so bedeutende Männer umfaßte wie Schwarzenberg, Bruck, Schmerling und den Unterrichtsminister Grafen Leo Thun. Der letztere war ein strenger Klerikaler, aber auch er zeigte sich bereit, das Vaterland über die Partei stellend, in dem seiner Leitung anvertrauten Ressort an der Schöpfung eines modernen Oesterreich mitzuwirken. Er übernahm die Veröffentlichung und Aufrechterhaltung des nach den Märzereignissen im Unterrichtsministerium ausgearbeiteten Reglements über die Umgestaltung der österreichischen Universitäten nach deutschem Muster. Beinahe fertig fand Thun ebenfalls die Gymnasialreform vor, ausgearbeitet von Bonitz und Exner. Auch das Werk jener beiden Pädagogen versah Thun mit seiner Genehmigung, veröffentlichte es als ministerielles Dekret und verteidigte die Schulreform gegen ihre Feinde: „Eine der reifsten Schöpfungen der Staatspädagogik des Jahrhunderts“, so nennt Friedjung den Organisationsplan für die österreichischen Gymnasien. Ich habe nicht genug Sachkenntnis auf pädagogischem Gebiet, um beurteilen zu können, ob die österreichische Gymnasialreform von 1849 wirklich so hoch anzuschlagen ist: nur erinnere ich mich Bonitzens, der Direktor des Berliner Gymnasiums zum Grauen Kloster war, während ich die Anstalt besuchte, als einer ganz besonders stark imponierenden Persönlichkeit.

Ein Kabinett mit vier Premierministern, so nannte der englische Gesandte in Wien, Posonby, das Ministerium Schwarzenberg. Daß die vier längere Zeit einig blieben, war zum Teil das Verdienst der

geistreichen Mutter des jungen Kaisers, der Erzherzogin Sophie. Sie hatte sich freilich vollständig von der liberalen Adelspartei abgewendet, mit der sie vor der Revolution befreundet gewesen war, und huldigte jetzt absolutistischen und erzklerikalen Ideen. Aber ihr Verstand sagte ihr, daß Schwarzenberg die Mitarbeit der aus dem liberalen und demokratischen Lager hervorgegangenen Minister nicht entbehren könne. Darum behandelte sie den liberalen Edelmann Schmerling und die Parvenüs Bach und Bruck mit großer Freundlichkeit und zeichnete sie auf ihren Abendgesellschaften demonstrativ aus. —

Schmerling schaffte u. a. die Landrechte ab, die in fast allen Kronländern bestehenden Sondergerichtshöfe für Personen adligen Standes, deren Zuständigkeit sich sowohl auf den Kriminal- als auch auf den Zivilprozeß bezog. Ferner machte die Strafprozeßordnung vom Januar 1850 dem geheimen und schriftlichen Verfahren ein Ende. Die Geschworenengerichte, welche seit dem Mai 1848 für Preßvergehen bestanden, erfuhren Anfang 1851, noch in den letzten Tagen vor Schmerlings Fall, eine Ausdehnung ihrer Kompetenz auf die schweren Delikte. Als administrative Kapazität bewährte sich Schmerling in der Ausführung des noch von Bach als Justizminister herrührenden Gesetzes über die neue Organisation der Gerichte. Diese Maßregel, welche die unterste Instanz der staatlichen Rechtspflege — Kollegialgerichte und Einzelrichter — überhaupt erst kreierte, zog die Ernennung von tausenden von Richtern nach sich. Beispielsweise wurden allein im Königreich Böhmen 210 Bezirksrichter (Einzelrichter) neu eingesetzt. Obgleich die Arbeitskraft Schmerlings an die Bachs nicht von fern heranreichte, gelang es dem Justizminister doch, die ungeheure Menge von Personalfragen zu bewältigen, ohne daß Klagen über ungerechte Bevorzugung in nennenswerter Zahl erhoben worden wären. Natürlich wurde der bessere Teil der Patrimonialrichter als Bezirksrichter in den Staatsdienst übernommen, es gab aber auch viele lässige und bestechliche Amtleute, deren soziale Ungerechtigkeit den Glauben des Landvolks an die Moralität der öffentlichen Einrichtungen zerstört hatte. Sie wurden der staatlichen Rechtspflege ferngehalten.

Auch die Gerichte der höheren Instanzen, an denen seit den josefinischen Zeiten nichts Wesentliches mehr geändert worden war, wurden zeitgemäß umgestaltet und vermehrt. Den Mehrbedarf an Richterpersonal für die höheren Gerichte deckte der Justizminister durch Heranziehung von besonders tüchtigen Amtleuten und Rechts-

anwälten. Die Krönung des Gebäudes bedeutete die im Hochsomm
1850 verfügte Schaffung eines Obersten Gerichtshofes zu Wi
Die oberste Justizstelle für die Monarchie, wie sie bis 1848 in d
Reichshauptstadt bestanden hatte, war zugleich Reichsgericht u
Justizministerium gewesen. Jetzt wurden Justiz und Verwaltu
auch an der Spitze der bureaukratischen Hierarchie getrennt, v
oben bis unten aber galt das Prinzip der Unabsetzbarkeit der Richt

Patrimonialgerichte, Landrechte, Oberste Justizstelle — m
sieht, daß Oesterreich in der Rechtspflege ebenso wie in der Agr
verfassung weit hinter Preußen zurückgeblieben war. Schmerlin
Verwaltung holte den Abstand vollkommen ein; die österreichis
Justiz erfreut sich seit seiner Amtsführung bis zum heutigen T
des Rufs, daß sie allen modernen Ansprüchen vollkommen genü

(Schluß folgt.)

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Die Weltanschauung des Marxismus von Dr. W. Ed. Biermann. Leipzig, Roth und Schunke, 1908.

Die Gesellschaftstheorie von Karl Marx, von ihren begeisterten Anhängern für unüberwindlich gehalten, ist heut bereits in einem Selbstzersetzungsprozeß begriffen. Ihr Siegeslauf hat nicht länger gewährt, als bis diese Dogmatik des ökonomischen Materialismus in ihrer abschließenden Gestalt erschien; er beginnt mit der Veröffentlichung des „Kommunistischen Manifestes" im Jahre 1847 und schließt mit derjenigen des dritten Bandes vom „Kapital" im Jahre 1894. Denn dieser dritte Band des Hauptwerkes, erst nach dem Tode des Verfassers von Friedrich Engels herausgegeben, brachte zum Bewußtsein, daß diese sozialistische Dogmatik, abgesehen von aller gegnerischen Kritik, sich durch ihre eigenen inneren Widersprüche selbst auflöst. Es ist die Mehrwerttheorie, das Grunddogma des Marxismus, welche die Unvereinbarkeit der Hauptbegriffe sichtbar gemacht und damit die Zersetzung des Ganzen von innen her eingeleitet hat.

Die sich selbst offenbarende Unhaltbarkeit dieser materialistischen Gesellschaftstheorie auch weiteren Kreisen erkennbar zu machen, hat sich eine sehr eindrucksvolle und trefflich orientierende Arbeit von dem Leipziger Privatdozenten W. Ed. Biermann zur Aufgabe gemacht, die jüngst unter dem Titel „Die Weltanschauung des Marxismus" erschienen ist. Dadurch, daß der Verfasser das bleibende Verdienst an dem Lebenswerk von Karl Marx deutlich und unumwunden hervorgehoben hat, wirkt die vornehme, aber scharf ablehnende Kritik des Zentraldogmas von der Mehrwertlehre und seiner methodischen Begründung durch die materialistische Geschichtstheorie nur um so nachdrucksvoller. Dieses Büchlein darf allen denjenigen, die über die wahre Bedeutung des Marxismus im allgemeinen belehrt zu sein wünschen, warm empfohlen werden.

Hinzufügen möchte ich noch einige weiterführende, sich aus der philosophischen Kritik ergebende Punkte: Die unvergängliche Leistung des Marxismus besteht darin, daß er die kritischen Mittel an die Hand gegeben hat, den Begriff des Kapitalismus wissenschaftlich faßbar zu machen. Aber wie hoch diese Leistung auch zu schätzen ist, so darf doch andererseits

heute nicht mehr verkannt werden, daß Marx die scharfe Bestimmung dieses Begriffs zwar begonnen, aber noch keineswegs zum Abschluß gebracht hat. Alles in allem hat er letzthin doch nur die negativen, nicht jedoch auch die positiven Bestimmungsmomente des Kapitalismus erkennbar gemacht. Unter diesem Positiven verstehe ich aber dasjenige, was an dem Kapitalismus von dauernder und unzerstörbarer Bedeutung ist. Und dies ist nichts anderes, als daß der Kapitalismus erst die Möglichkeit geschaffen hat, die wirtschaftliche Produktion von der Befriedigung der bloß privaten, zufälligen und temporären Bedürfnisse unabhängig zu machen. Er erst hat die wirtschaftliche Produktion von ihrer endlichen Zweckbestimmung befreit und hat sie auf die Erfüllung einer unendlichen Aufgabe hingelenkt, nämlich auf die Vergeistigung der gesamten materiellen Natur, d. h. auf ihre Umgestaltung zu persönlichen Gütern durch die gesellschaftliche Arbeit, so daß sie durch die kapitalistische Vergesellschaftung der Arbeit über die privaten Bedürfnisse der Einzelnen hinaus aufhört, bloß Materie, Stoff, Sache zu sein und nunmehr in ihrer ganzen Ausdehnung den persönlichen, d. h. geistigen Zwecken der Menschheit überhaupt dienstbar gemacht wird. Dieser positiven und eigentlich erst wahrhaften Bedeutung des Kapitalismus ist Marx nicht gerecht geworden, und zwar deswegen nicht, weil sie geistigen, persönlichen und nicht materiellen Charakters ist. Hätte er diesen innersten Kern der kapitalistischen Produktionsform klar zu durchschauen vermocht, dann hätte er an diesem Punkte erkennen müssen, daß auch die Gestaltung des wirtschaftlichen Unterbaues der Kultur letzthin nicht materiellen, sondern geistigen Ursprungs ist; er hätte erkennen müssen, daß die materialistische Geschichtskonstruktion ein trüber Wahn ist, weil selbst unter der nicht minder schiefen Voraussetzung, daß der Staat, das Recht, die Religion, die Kunst, die Philosophie tatsächlich ihre jeweilige Gestalt durch den Charakter der wirtschaftlichen Gesellschaftsordnung empfingen, dennoch das Wesen der Geschichte geistiger Natur ist, da auch die ökonomischen Produktionsverhältnisse in ihrem letzten Grunde durch den Geist bestimmt werden. Nicht die Sache bestimmt die Person (den Geist), sondern die Person die Sache; und es hat die Sache keine andere Bedeutung, als nur Bedingung und Mittel der persönlichen Selbstbestimmung zu sein und dadurch selbst verpersönlicht, d. h. vergeistigt zu werden. Der Wahn der materialistischen Geschichtsauffassung, daß die sachlichen Verhältnisse den Gang der persönlichen Entwicklung bestimmen, ist die rudimentäre Form, die der Aberglaube im neunzehnten Jahrhundert angenommen hat.

Ist die materialistische Geschichtsauffassung die falsche Methode des Marxismus, so ist die Mehrwertlehre das falsche Dogma dieser Theorie. Daß sich diese Scheinlehre trotz aller Widerlegungsversuche dennoch bei den Marxianern zu halten vermag, liegt nur daran, daß die ökonomische Kritik nicht genügt, sie zu entwurzeln; sie muß mit philosophischen Waffen, und zwar bis in die letzten Schlupfwinkel verfolgt werden. Dies kann hier nicht geschehen; aber wenn es unternommen wird, dann

wird sich zeigen, daß die Erzeugung und Abgabe von Mehrwerten nicht ein bösartiger Auswuchs der kapitalistischen Gesellschaftsordnung ist, sondern daß diese Funktion ein notwendiges Moment aller Gesellschaftsbildung überhaupt ist und nicht nur die Proletarier, sondern alle Gesellschaftsklassen betrifft. Es ist ein konstituierender Faktor des Begriffs der Gesellschaft, daß alle ihre Glieder Mehrwerte produzieren und an die Gesellschaft abgeben. Der Mensch hört auf, Glied der Gesellschaft, d. h. Persönlichkeit zu sein, der keine Mehrwerte für die Gesellschaft erarbeitet. Oder anders ausgedrückt: alle Arbeit, die für die Gesellschaft keine Mehrwerte erwirkt, verliert den Charakter der gesellschaftlichen Arbeit, und ohne die Produktion gesellschaftlicher Arbeit sinkt der Mensch auf die Stufe der Tierheit zurück, er verliert seinen Wert als Persönlichkeit. Der Mensch ist Persönlichkeit nur als Glied der Gesellschaft, und ein solches ist er nur durch die Erzeugung von Mehrwerten für die Gesellschaft. Es tritt also zutage, daß der Begriff des Mehrwertes seinen Ursprung dem Begriff der Persönlichkeit verdankt und demnach sittlichen, geistigen Charakters ist. Die philosophische Prüfung kann daher den überraschenden Nachweis erbringen, daß der Hauptfaktor der materialistischen Geschichtstheorie gar nicht materieller, sondern geistiger Natur ist, daß er der geistige Faktor aller Gesellschaftsbildung und aller gesellschaftlichen Klassenbildung ist. Wie der Begriff des Kapitalismus, so offenbart also auch der Begriff des Mehrwertes, sobald er in seiner bleibenden positiven Bedeutung erfaßt wird, die Unwahrheit der materialistischen Geschichtsauffassung.

Entgegen der herrschenden Ansicht tritt damit zugleich zutage, daß Marx zwar ein sehr scharfsinniger, aber keineswegs ein philosophischer Kopf war. Er hatte das Vermögen haarscharfer Begriffsunterscheidung, aber er hatte nicht die Fähigkeit, einen entscheidenden Begriff zu Ende zu denken. Ueber den bloßen Vorstellungszusammenhang vermochte er daher nicht hinauszudringen und in die geistige Wirklichkeit einzudringen. Infolgedessen zeigt sich bei ihm ein geradezu erstaunlicher Mangel jedes tieferen philosophischen Verständnisses. Er ist nichts weniger als ein Hegelianer. Selbst wenn man davon absieht, daß er das System Hegels absichtlich nicht gelten lassen will, so zeigt er sich doch auch darin, worin er sich auf Hegel beruft, nämlich in der Aneignung der dialektischen Methode, der philosophischen Einsicht völlig bar. Was er aufgreift, aber nur ganz äußerlich aufgreift, ist der Hegelsche Gedanke, daß es zur Natur des Begriffs gehöre, in sein Gegenteil, seine Negation umzuschlagen. Diesen Prozeß versteht Marx nun so, daß der jeweilige Begriff sich in sein konträres, empirisches Gegenteil umsetze, so daß diese Negation in allen Bestimmungsmomenten das gerade Gegenstück des unmittelbaren Begriffs ausmache. Das aber ist ein Mißverständnis, wovor Hegel fortgesetzt als vor einer rationalistischen Einseitigkeit gewarnt hat. Denn dieser Denker betont immer wieder, daß jenes Umschlagen in die Negation eben nicht bloße Negation, sondern zugleich Position, d. h. Erhaltung des Wesentlichen in

diesem Prozeß sei. Aus dieser fundamentalen Unkenntnis der Hegelschen Dialektik kommt Marx dazu, seinen Kommunismus als direktes Gegenteil des Kapitalismus zu konstruieren unter der ausdrücklichen Forderung der revolutionären Vernichtung dieser Gesellschaftsordnung. Nach Hegel dagegen könnte das Umschlagen des Kapitalismus in sein Gegenteil nur eine solche Bildung sein, in der gerade das Wesentliche des Kapitalismus erhalten bliebe, oder in dem es, wie er charakteristisch sagt, aufgehoben (konserviert) und nur in seinem Unwesentlichen negiert würde. Daß dies Marx gänzlich verkannt hat und daß er infolge dieses Erkenntnismangels aus der Hegelschen Dialektik allen Ernstes eine revolutionäre Theorie gemacht hat, liefert den Grundbeweis, daß er lediglich ein außergewöhnliches Maß negativer Verständnisschärfe, nicht dagegen die positive Geisteskraft des philosophischen Denkens besaß. Marx war ein Rationalist und materialistischer Psychologist, aber kein philosophischer Geist.

Ich freue mich, darauf aufmerksam machen zu können, daß diese kurzen Hinweise mit dem Ergebnis zusammentreffen, zu dem Biermann gelangt, wenn er am Schlusse seiner kritischen Würdigung sagt: „Materialismus hüben und drüben! In den philosophischen Voraussetzungen ebensowohl als in der nationalökonomischen Fundamentierung der Theorie der kapitalistischen Ausbeutung! Und daß auf dieser Grundlage nicht weiter gebaut werden kann, sahen die Reformmarxisten auch ein. Auch hier ist längst der Ruf „Zurück auf Kant" ertönt. „Kant contra Marx" muß die Losung heißen. Kant kann den metaphysischen Materialismus überwinden helfen und durch sein „Sittengesetz, durch seine Gesellschaftsethik auch unserm sozialen Handeln ein Leitstern sein". Ich stimme dem zu, wenn unter „Kant" hier nicht bloß der buchstäblich genommene Kritizismus, sondern der von ihm begründete und von seinen Nachfolgern weiter entwickelte schöpferische Geist des deutschen Idealismus überhaupt zu verstehen ist.

Schiller als Denker. — Prolegomena zu Schillers philosophischen Schriften von Bernhard Carl Engel. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1908.

Die Reden und Schriften des Schillerjahres 1905 (verschwindende Ausnahmen abgerechnet) legen nur allzu beredtes Zeugnis dafür ab, wie unvermögend das gegenwärtige Geschlecht geworden ist, in den tiefen Schacht des Schillerschen Geistesringens einzudringen. Dem modernen Literaten ist der Genius dieses Mannes, des einst gefeiertsten Dichters der deutschen Nation, heut eine unverstandene Größe, und sie behandeln daher seine Geistesgestalten wie etwas Abgestorbenes, wie der Anatom einen Leichnam; der Quell des ewigen Lebens, der von diesem Großen im Reiche der Geister ausgegangen ist, ist ihnen unsichtbar und unvernehmbar geworden. Ihnen war es daher, auch wenn es nicht öffentlich zugestanden wird, aus der Seele gesprochen, als ihn der Götzenheilige des femininen Aesthetentums den „Moraltrompeter von Säckingen" nannte. Mit dem Verständnis der klassi-

schen Philosophie ist auch das tiefere Verständnis Schillers dahingeschwunden. Aber es ist die Zeit gekommen, wo diese beiden Geistesmächte, der ureigensten Schöpferkraft unseres Volkstums entsprossen, wieder zu neuem Leben auferstehen werden.

Als ein glücklicher Anfang dieser wiedererwachenden Vertiefung in den Geist des Schillerschen Schaffens darf das Buch von W. C. Engel „Schiller als Denker" begrüßt werden. Diese Arbeit ist deswegen so bedeutungsvoll, weil sie die ästhetisch-ethische Weltanschauung Schillers nicht einseitig, wie es oft geschehen ist, sei es von dem Standpunkt Herbarts oder Schopenhauers oder gar des modernen Psychologismus aus, zu erschließen sucht, sondern vielmehr aus dem Urquell des ewigen Geistes heraus, aus dem sie dem Dichter selbst erwachsen ist. Gewiß ist Schiller in erheblichem Maße von Kant und zum Teil auch von Fichte beeinflußt worden, aber nicht einmal dies würde genügen, wenn man seine philosophische Konzeption wesentlich nur mit Rücksicht auf diese Beziehungen darstellt; sie muß vielmehr begriffen werden aus der einheitlichen Grundidee der ganzen europäischen Kultur, aus dem Zusammenhange mit der fortschreitenden Offenbarung des Weltgeistes überhaupt. Die Aufdeckung der bloß literarischen Beziehungen reicht nicht aus; an einer solchen Gestalt muß das innere Leben und Weben des ganzen Weltgeistes erkennbar gemacht werden. Dies aber ist hier geschehen, und darauf beruht der wesentliche Fortschritt dieses Buches. Der Verfasser bedeutet uns, wie Lebensprobleme des Platonisch-Aristotelischen Denkens und anderer Weltepochen unabsichtlich und unwillkürlich wieder von Schiller ergriffen und mit neuem Geiste erfüllt und erweitert werden.

So beginnt diese Untersuchung nach einer kurzen Einleitung mit der vorbereitenden Auseinandersetzung über Schillers „Idee einer ästhetischen Kultur und ihre historischen Grundlagen", worauf alsdann die beiden Hauptkapitel folgen über die theoretische Begründung dieser ästhetischen Kultur und über die ästhetische Kultur als System der Künste. Den wirkungsvollen Schluß des Ganzen bilden endlich die drei Abschnitte über die ästhetische Kultur und die Geschichte, über die ästhetische Religion und „von Schiller zu Schelling und Hegel".

Zu den Ausführungen des Verfassers mögen noch einige kritisch ergänzende Bemerkungen gestattet sein.

Die wahre Würdigung des großen Zeitalters unseres klassischen Idealismus leidet noch immer unter der engen und einseitigen Beurteilung der bloß literaturgeschichtlichen oder kunstgeschichtlichen oder psychologistischen Darstellung. So aber kann die universelle Bedeutung dieser Epoche als Gesamtleistung, d. h. ihrer schöpferischen Idee nach gar nicht zureichend erfaßt werden. Dazu ist eine ganz andersartige, umfassendere Fragestellung erforderlich. Man hat wohl gefragt, wie steht Kant zu Wolff und Leibniz, zu Hume und Berkley, zu Rousseau und Descartes, und ebenso ist man den empirischen Beziehungen nachgegangen, in denen Goethe und Schiller

und die anderen Großen zu ihren Vorgängern und Zeitgenossen standen. Aber was man außer acht gelassen hat, ist dies: wie ist die klassische Geistesbewegung aus der allbelebenden und allbestimmenden Einheit der abendländischen Kulturidee zu begreifen? — Welches aber ist diese Zentralidee? Um es kurz zu sagen: die Vereinigung der hellenischen und orientalischen Menschheitskultur durch die geschichtliche Offenbarung des absoluten Geistes im Christentum, oder mit einem Wort die Herausgestaltung des wahren Menschen, des Geistesmenschen. Die ganze abendländische Kultur mit ihren politischen und sozialen Kämpfen, mit ihren materiellen und ideellen Bestrebungen ist letzthin einzig und allein bestimmt durch den geschichtlichen Trieb, den offenbar gewordenen Urtypus des Geistesmenschen in der sinnlichen Existenz des Einzelmenschen und seiner gesellschaftlichen Gemeinschaften zu verwirklichen. Es ist das Christentum, das diesen Urtypus und seine innere Verlebendigung zunächst religiös durchgesetzt hat, und darum bleibt diese Kultur vor allen Dingen und grundsätzlich christliche Kultur. Nun ist aber der religiöse Glaube nicht die einzige Funktion des absoluten Geistes, sondern dieser vergegenwärtigt sich zugleich als ästhetische und philosophische Lebensfunktion, und darum kann sich das Urbild der geistigen Persönlichkeit auch nicht in der bloßen Erzeugung des christlichen Glaubensmenschen erschöpfen, sondern es muß auch jene ästhetische und philosophische Entwicklungsform zur freien Entfaltung gebracht werden. Zwar ist auch in dem religiös-kirchlichen Vergeistigungsprozeß der ästhetische und philosophische Kulturfaktor immerdar zur Mitwirkung gelangt: aber weder dieser noch jener ist unter der einseitigen Vorherrschaft des kirchlichen Geistes zu seiner freien Betätigung gekommen, so daß sowohl die Kunst wie die Philosophie bis an das Ende des Renaissancezeitalters kirchlich abhängig bleibt. Es ist dann das 17. und 18. Jahrhundert, in denen jene beiden Geistesfaktoren sich von der Unterordnung unter die Kirche emanzipieren, aber zuerst nur rein negativ, rationalistisch und daher noch ohne das Vermögen, das christliche Urbild der geistigen Persönlichkeit der Menschen nun auch in der Sphäre des Denkens und der Kunst frei verlebendigen zu können. Es ist so nur der psychologische Typus des endlichen Verstandesmenschen, der gegen die Kirche in Freiheit gesetzt wird, nicht der wahre Geistesmensch. Da aber setzte mit Kant die große Epoche des deutschen Idealismus ein, und was in diesem ganzen Zeitalter (1780—1830) zur Verwirklichung gelangte, ist, alles in allem genommen, die freie Gestaltung desselben Geistestypus, derselben wahrhaft menschlichen Geistespersönlichkeit, die vordem durch die Kirche nur als Glaubenspersönlichkeit entwickelt war, durch die Verselbständigung des ästhetischen und philosophischen Geistes. Erst durch diese Bewegung erhebt sich die ästhetische und philosophische Kultur im christlichen Abendlande zur vollen Freiheit, und dies kommt darin zum Ausdruck, daß sie rein von sich aus fähig wird, die christliche Menschheitsidee unabhängig von Theologie und Kirche in künstlerischer und spekulativer Form zum Be-

wußtsein zu bringen. Das große Werk der Literatur und Philosophie jener Tage ist schlechterdings die Verwirklichung derselben Idee, welche das Christentum im Glauben bereits vergegenwärtigt hatte; hier aber außerhalb der Sphäre des Dogmas und der Hierarchie durch die Verselbständigung des künstlerischen und denkenden Geistes. Nur aus dem Bewußtsein dieser Identität der religiösen, künstlerischen und philosophischen Kulturidee heraus konnte Goethe sagen:

> Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
> Hat auch Religion;
> Wer jene beiden nicht besitzt,
> Der habe Religion!

Der Gegenstand der Religion, der Kunst und Philosophie, in ihrer höchsten Bedeutung genommen, ist danach also ein und derselbe, nämlich die Vergegenwärtigung des absoluten Geistes in und durch die menschliche Persönlichkeit; unterschieden sind sie nur als besondere Geistesfunktionen dieser selben Idee. Die universelle Bedeutuug unseres klassischen Idealismus beruht daher auf der endgültigen Erhebung der ästhetischen und philosophischen Kultur in dieselbe Sphäre der absoluten Freiheit, der auch die abendländische Kulturreligion ihren Ursprung verdankt.

Von hier aus läßt sich nun die Stelle angeben, die Schiller in dieser Entwicklung einnimmt. Seine große Tat ist die Erlösung der Kultur von der Knechtschaft des abstrakten Moralgesetzes durch die ästhetische Erziehung des sittlichen Geistes. Kant, der Begründer des formalen Moralismus, hatte im Gegensatz zu aller eudämonistischen, utilitaristischen und psychologistischen Moralistik den ersten gewaltigen Schritt getan, die menschliche Persönlichkeit von dem Zwange ihres endlichen Begehrens zu befreien und zwar durch die Selbstbestimmung des Handelns aus dem Vernunftgesetz des absoluten Denkens. Damit war der Weg bedeutet, die endliche Persönlichkeit durch die unendliche, die sinnliche durch die geistige denkend zu verklären. Aber es war damit auch nur der erste Spatenstich dazu getan. Gewiß! Es muß zugegeben werden, daß der Mensch auch durch die Befolgung des kategorischen Imperativs Kants schon prinzipiell in den Stand gesetzt wird, seine von den Naturtrieben abhängige Individualität zur freien Persönlichkeit zu erheben. Aber durch jenes abstrakte Vernunftgebot ist dies auch nur dadurch möglich, daß ihm der Mensch seine sinnliche Natur, seine natürlichen Triebe und Neigungen bedingungslos unterwirft und einzig und allein durch diese Vergewaltigung seiner Natur aus bewußter Pflichterfüllung ein moralisches Wesen wird. Das aber ist etwas Widernatürliches. Denn der Zweck der Vernunft kann nicht die moralische Vernichtung der Natur, sondern nur ihre Vergeistigung, ihre Befreiung von den eigenen Schranken sein. An diesem Punkt setzte Schiller ein; er empfand es in seiner edlen Natur als etwas schier Unerträgliches, daß es keine wahre Sittlichkeit geben solle, als nur wo Neigungen durch die Pflicht unterdrückt würden. Diesen

Widerspruch aufzulösen, betrachtete Schiller als seine heiligste Aufgabe. Und er hat ihn aufgelöst! Auch hat Kant schon dem ersten, noch unvollkommenen Lösungsversuch Schillers seine ausdrückliche Zustimmung nicht versagt. Wenn er dann aber hinzufügt, daß er dem Pflichtbegriff allerdings um seiner Würde willen keine Anmut beigesellen könne, so bezeichnet er damit aufs glücklichste den Punkt, von dem aus dieser Widerspruch nicht gelöst werden konnte, nämlich nicht vom Moralismus aus. Demgegenüber muß die Behauptung —: „der Kampf richtet sich nach Kant gar nicht gegen die Neigungen, — denn diese sind nicht an sich böse, — sondern gegen die Maximen, durch welche die Neigungen böse", — für eine jener geistreichelnden Kantinterpretationen angesehen werden, die neuerdings in Mode zu kommen scheinen.

Nicht das hat Kant mit jenen Worten bestritten, daß ein Widerspruch zwischen Pflicht und Neigung bestehe, sondern nur, daß dieser Widerspruch vom Boden der Moral aus beseitigt werden könne. Nun ist es aber die geniale Tat Schillers, daß er diesen Zwiespalt auch gar nicht moralistisch, sondern vielmehr ästhetisch aufzuheben suchte, und mit dieser Aufhebung des Moralismus ermöglicht er es erst dem Menschen, sich aus der Sphäre der moralistischen Selbstvergewaltigung in diejenige der schönen Sittlichkeit zu erheben. „Es gibt zwar kein moralisches, aber es gibt ein ästhetisches Uebertreffen der Pflicht, und ein solches Betragen heißt edel".

Daß dies der Hauptpunkt der ästhetischen Theorie Schillers ist, kann nicht leicht verkannt werden. Dennoch herrscht gerade über diesen entscheidenden Gedanken auch heut noch völlige Unklarheit. Wenn irgendwo, so zeigt sich aber gerade hier mit voller Deutlichkeit, daß die ästhetische Kultur ein notwendiges Komplement der religiösen Kultur des Geistes ist. Der Moralismus vergewaltigt nur den sinnlichen Menschen, aber er befreit ihn nicht; er verlangt nur, daß sich das Individuum dem Sittengesetze schlechthin unterwerfe. Von dem gemeinen, psychologischen Moralismus unterscheidet sich aber der Kantische dadurch, daß jener von dem Menschen die Unterwerfung unter ein ihm an und für sich fremdes, objektiv gegebenes Sittengesetz verlangt, während Kant die Selbstüberwindung durch das *eigene* Vernunftgebot fordert. So setzt dieser Denker zwar den Menschen formal als vernünftiges Wesen in Freiheit, aber er befreit nicht zugleich auch die sinnliche Natur von ihren Schranken, sondern er unterdrückt sie nur durch den abstrakt entgegengesetzten Vernunftfaktor. Die Idee der abendländischen Kultur zielt aber darauf hin, daß *der ganze Mensch frei werde mit Einschluß seiner sinnlichen Natur.* Nicht nur der endliche Geist, sondern auch die endliche Natur des Menschen muß danach von ihren Schranken befreit werden, und dies kann nicht anders geschehen als durch die Versöhnung des endlichen mit dem unendlichen Geiste und ebenso durch die Versöhnung der begrenzten mit der unbegrenzten Natur. Jene geistige Versöhnung war nun prinzipiell längst bereits erreicht durch die Verwirklichung des Christentums; dagegen ist jene Versöhnung mit der unbe-

grenzten Natur erst durch die ästhetische Kultur unseres klassischen Idealismus ermöglicht worden. Es findet hier ein der religiösen Kultur ganz entsprechender Vorgang statt, und nur, wenn man die Dieselbigkeit dieser verschieden gerichteten Kulturprozesse durchschaut, wird man in die Tiefe der Schillerschen Welt- und Lebensanschauung eindringen.

Wie aber steht es damit? — Die religiöse Freiheit des Christenmenschen liegt einzig und allein darin, daß der endliche Geist des Menschen völlig in dem unendlichen Geiste Gottes aufgeht, und zwar so, daß diese Vereinigung in dem Glauben an die Person des Christus wahrhaft vorgestellt und lebendig vollzogen wird. So sagt Paulus: „Ich lebe; doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir, denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dargegeben." Der Christ ist nur dann wahrer Christ, wenn er schlechterdings aufhört, seine Gerechtigkeit, seine Moralität, seine Liebe zu wollen, und wenn er nur noch die Gerechtigkeit und die Liebe des allumfassenden und alldurchdringenden Geistes Gottes will, die allein wahrhaft sittliche Liebe ist. Wo aber bleibt dabei die Natur, — die Natur als die Erscheinung des göttlichen Geistes, als welche sie im Menschen zur Vollendung gelangt? Als bloß individuelle Erscheinung ist auch der Mensch nur beschränkter Natur, und die Befreiung von diesen natürlichen Schranken als solchen ist keineswegs mit in den religiösen Kulturprozeß einbegriffen, weil dieser auf das Wesen, nicht zugleich auch auf die Vergeistigung der Erscheinung gerichtet ist. Demnach ist es in der abendländischen Menschheitsidee notwendig begründet, daß sie in der Ergänzung des religiösen Befreiungsprozesses durch den Befreiungsprozeß der Natur erst ihre volle Verwirklichung und ihren Abschluß finden kann. Die Ausführung dieses Problems ist aber der Gegenstand der ästhetischen Kultur Schillers.

Durch den Moralismus wird die Natur vergewaltigt, aber nicht befreit. Soll sie befreit werden, so muß diese Befreiung sich in ihrer eigenen Sphäre vollziehen, andernfalls wird nur eine neue Knechtschaft aufgerichtet. Dies aber kann nicht anders geschehen, als wenn die begrenzte Natur sich ganz in der unbegrenzten Natur als der Erscheinung des Geistes aufhebt und in dieser Vereinigung mit ihr die eigenen Schranken abstreift. Wie also der endliche Geist nur dadurch frei wird, daß er ganz in dem unendlichen Geiste Gottes aufgeht, so wird auch die begrenzte Natur des Menschen nur dadurch frei, daß sie mit der allumfassenden Natur als Natur eins wird. Das ist es, was Schiller fordert, und dies nennt er ästhetische Kultur. Er verlangt also nicht wie der Moralismus die Regierung der Natur überhaupt, sondern nur die Regierung der Schranken der Natur, und dadurch erhebt sich der Mensch auf einen Standpunkt der Natur, wo ihre Schranken gleich Null sind. In diesem Sinne sagt Schiller: Wenn die ästhetische Stimmung des Gemütes in einer Rücksicht als Null betrachtet werden muß, sobald man nämlich sein Augenmerk auf einzelne und bestimmte Wirkungen richtet, so ist sie in anderer Rücksicht wieder als ein Zustand der höchsten Realität anzusehen, insofern man

dabei auf die Abwesenheit aller Schranken und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich tätig sind. Man kann also denjenigen ebensowenig Unrecht geben, die den ästhetischen Zustand für den fruchtbarsten in Rücksicht auf Erkenntnis und Moralität erklären. Denn eine Gemütsstimmung, welche das Ganze der Menschheit in sich begreift, muß notwendig auch jede einzelne Aeußerung derselben dem Vermögen nach in sich schließen; eine Gemütsstimmung, welche von dem Ganzen der menschlichen Natur alle Schranken entfernt, muß diese notwendig auch von jeder einzelnen Aeußerung derselben entfernen. Eben deswegen, weil sie keine einzelne Funktion der Menschheit ausschließend in Schutz nimmt, so ist sie einer jeden ohne Unterschied günstig, und sie begünstigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweise, weil sie der Grund der Möglichkeit von allen ist. Alle andern Uebungen geben dem Gemüt irgend ein besonderes Geschick, aber setzen ihm dafür auch eine besondere Grenze; die ästhetische allein führt zum Unbegrenzten."

Der Moralismus Kants hatte im Menschen nur die übersinnliche Vernunftbestimmung denkend in Freiheit gesetzt, aber er hatte die sinnliche Natur in ihrer endlichen, psychologischen Beschränktheit festgehalten. War nun die Pflicht der Ausdruck der freien Vernunftbestimmung, so blieb die Neigung im Gegensatz dazu lediglich die Triebform der begrenzten beschränkten Natur, und dieser Widerspruch muß daher von diesem Standpunkt aus unversöhnlich bleiben: der Mensch muß seine Neigungen durch die Unterjochung unter die Pflicht vergewaltigen oder er hört auf, ein freies Vernunftwesen zu sein. Hört aber die Neigung durch die ästhetische Kultur auf, begrenzte Neigung zu sein, und erstreckt sie sich vielmehr auf das Ganze der Natur, so ist die menschliche Natur dadurch von ihren endlichen Schranken ebenso befreit wie die Vernunft von denjenigen des endlichen Geistes. Dadurch ist sodann die Möglichkeit gegeben, daß die unbeschränkte Neigung mit der allgemeinen Pflicht unbeeinflußt und von sich selbst übereinstimmt, so daß auf diese Weise der Widerspruch zwischen Pflicht und Neigung versöhnt ist. „Schon seinen Neigungen muß der Mensch das Gesetz des Willens auflegen, er muß den Krieg gegen die Materie in ihre eigenen Grenzen spielen, damit er es überhoben sei, auf dem heiligen Boden der Freiheit gegen diesen furchtbaren Feind zu fechten; er muß lernen edler begehren, damit er nicht nötig habe, erhaben zu wollen. Dieses wird geleistet durch ästhetische Kultur, welche alles das, worüber weder Naturgesetze die menschliche Willkür binden, noch Vernunftgesetze Gesetzen der Schönheit unterwirft und in der Form, die sie dem äußeren Leben gibt, schon das innere eröffnet."

So erhielt denn die ästhetische Kultur durch Schiller eine ganz neue, erlösende Bedeutung. Sie ist bestimmt, die begrenzte Natur des Menschen ins Unbegrenzte zu erheben und dadurch allen ihren besonderen Aeußerungen den Stempel der Einheit und Totalität aufzudrücken. Das macht den Begriff

des Schönen aus, und diese Erhebung der Natur in das Reich des Schönen wird durch den Künstler im wahren Kunstwerk urbildlich zur Anschauung gebracht. Das Schöne ist die Versöhnung der begrenzten und unbegrenzten Erscheinungsform in der eigenen Sphäre der Natur. Wie das religiöse Urbild des Christus der Mittler für die Versöhnung des absoluten Geistes Gottes mit dem endlichen Menschengeiste ist, so vollbringt jedes echte Kunstwerk das Mittleramt zwischen der Natur des Unbegrenzten und der begrenzten Menschennatur.

Dabei ist zu bemerken — und Schiller hat es deutlich genug ausgesprochen —, daß die Befreiung des Sinnesmenschen von seinen Schranken durch die ästhetische Kultur an und für sich keineswegs zusammenfällt mit der sittlichen Verlebendigung des absoluten Geistes. Die ästhetische Kultur ist nicht sittliche Kultur, sie ist nur die Bedingung ihrer Möglichkeit. Dadurch daß der Mensch durch die ästhetische Erziehung als Naturerscheinung von seinen natürlichen Schranken frei wird, ist die Möglichkeit, aber auch nur die Möglichkeit geschaffen, daß er auch das notwendige und allgemeingültige Vernunftgebot von Natur wolle, weil die ästhetisch vergeistigte Natur mit dem Wesen des Geistes nicht mehr in Widerspruch steht. Daß es aber auch in Wirklichkeit dazu komme, das ist und bleibt dem Entschluß der sittlichen Selbstbestimmung vorbehalten. Die ästhetische Erziehung ist die Bedingung der schönen Sittlichkeit oder der natürlichen Uebereinstimmung zwischen Pflicht und Neigung.

Es ist also die grandiose Leistung Schillers, daß er endgültig die Selbständigkeit der ästhetischen Kultur denkend begründet hat. Dadurch, daß er die ästhetisch vergeistigte Natur gegen den starren Moralismus in Freiheit setzte, ist durch ihn erst mit voller Klarheit zum Bewußtsein gebracht worden, inwiefern die ästhetische Kultur ein notwendiger und sich gegen die Religion, wie gegen die Moral selbständig verhaltender Entwicklungsfaktor der absoluten Geisteskultur ist. Durch Schiller hat nicht nur der Genius des deutschen Volkstums, sondern der Weltgeist selber leibhaft zu uns geredet, und darum wird sein Wort in Ewigkeit nicht verhallen.

Möge dieser Zusatz der schönen Arbeit Engels zum freundlichen Geleite dienen. Dieses Buch wird allen denjenigen eine willkommene Gabe sein, welche die geheimnisvolle Größe Schillers von neuem zu schauen trachten. Ferdinand Jakob Schmidt.

Literatur.

1. Alfred Biese. Deutsche Literaturgeschichte. Erster Band: Von den Anfängen bis Herder. München 1907. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck.
2. Eduard Engel. Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. I. Band: Von den Anfängen

bis zu Goethe. II. Band: Von Goethe bis in die Gegenwart. Leipzig, G. Freytag. Wien, F. Tempsky. 1906. 1907.

Zwei Literaturgeschichten großen Stils, beide ganz individuelle Werke und beide in sich charakteristisch verschieden! Gemeinsam ist ihnen die Begeisterung für die vaterländische Art. Die Nationalliteratur ist ihnen das Werk des einheitlichen, durch alle Zeiten und Räume sich gleichenden, schaffenden Volksgeistes, die Selbstdarstellung der deutschen Seele; die Literaturgeschichte also die wiederholende Darstellung dieser Seele aus dem, was sie geschaffen hat. Biese nennt sie geradezu „eine Lebensbeschreibung unserer Ahnen, eine Geschichte, in der das seelische Leben unseres Volkes, die innere Blütenfülle seines Geistes dem staunenden Enkel sich offenbart." Diesem höchsten Zweck, der Darstellung des Gesamtbildes, ordnet sich der geschichtliche Einzelstoff unter; er erscheint nur als das Mittel, um daran wieder zu veranschaulichen, was der Darsteller geschaut hat. Mit anderen Worten: diese Literaturgeschichten wollen im vollen Sinne als Kunstwerke genommen sein.

Natürlich kann dabei der Stoff mehr oder weniger weit hinter dem Künstler bleiben. Am weitesten geht darin Biese. Wenigstens in diesem ersten Band erscheinen die einzelnen Dichter fast nur als die einzelnen Wellenschläge, in denen der dichtende Gesamtgeist sich auswirkt, ihre Dichtungen als die unmittelbaren Selbstdarstellungen des Volkes. Mit großer Kunst versteht er es, uns dieses Verhältnis immer vor Augen zu halten, natürlich um so mehr, je weiter die Zeit von uns abliegt; denn nicht nur zieht sich für uns alles Einzelne um so mehr zur Masse zusammen, sondern um so weniger löst auch in Wirklichkeit der Einzelne sich von der Gattung los, und die Gattung ist noch über den einfachsten Merkmalen zu konstruieren. In den Dichtungen, die noch aus dem vorchristlichen Germanentum stammen oder stofflich damit zusammenhängen, erscheint der Deutsche sogar unter einem einzigen Gesichtspunkt, dem der Gefolgstreue, die sich im Christentum zur Innigkeit vertieft (Heliand). Ob freilich Hagens Verhältnis zu Siegfried mit dieser Treue hinreichend erklärt ist, möchte ich bezweifeln; hier kommt doch wohl vor allem der innere Gegensatz der Naturen in Betracht, der zum Zusammenstoß treibt. Mit der Befestigung der kirchlichen Herrschaft legt sich sodann über das deutsche Gemüt die allgemeine Lebensstimmung des Mittelalters: der Widerstreit zwischen Weltlust und Weltflucht, zwischen Sinnlichkeit und Askese, die sich im mittelalterlichen Menschen so unheimlich nahe berühren. Die höfische Poesie ist ihr vornehmlicher Ausdruck. Endlich siegt in der Handwerker- und Gelehrtenpoesie das asketische Ideal der Kirche und wird darin zur Volkserziehung verwertet, während das spezifisch Deutsche in der (aus Frankreich gekommenen, von B. besonders schön dargestellten) Mystik sich Ausdruck gibt. Nach einer Vorbereitung durch den Humanismus tritt endlich in Luther der moderne Mensch auf den Schauplatz, der mit seiner Person zahlt, und damit beginnt auch eine neue Haltung der Literaturgeschichte. Bis dahin machte das Volk die

ersönlichkeiten, jetzt schaffen die Persönlichkeiten ein neues Volk. Daher
ird deren Entwicklungs- und Bildungsgeschichte nunmehr der wahre
egenstand der Darstellung, die Persönlichkeiten treten in den Vordergrund.
uerst Luther selbst als der große Bahnbrecher, der das Alte stürzt. Dann
ach einem Vorspiel in Günther und Brockes die großen Helden Klopstock,
essing, Herder, zwischen denen sich Wieland ansiedelt. Soweit der 1. Band.
erder steht an seinem Schluß als der Moses, der den Weg zum neuen
ande bahnt, aber selbst nur hineinschauen darf, die Eroberung und Be-
edelung dagegen den noch Größeren überlassen muß, die erst unter seiner
ahne dienen und dann über ihn hinauswachsen: Goethe und Schiller.

Damit sind natürlich nur die richtunggebenden Punkte hervorgehoben;
azwischen ist der Stoff immerhin mit großer Vollständigkeit angegeben
nd übersichtlich geordnet. Von allen wichtigeren Erscheinungen wird der
nhalt mehr oder weniger ausführlich wieder aufgebaut und mit Proben,
n passenden Stellen auch mit Bildern erläutert. Dabei stoßen wir auf
in durchweg eigenes und eigen geformtes Urteil, das aber nicht bloß
om ästhetischen, sondern — dem obersten Gesichtspunkt dieses Werkes ent-
prechend — noch mehr vom nationalen Gesichtspunkt gewonnen wird.
Wie und wodurch sich im einzelnen Dichter das Volk spiegelt, wie und
wieweit der Dichter nicht bloß Spiegel, sondern treibende Kraft weiteren
Werdens wird, das bestimmt seinen Wert und seine Stellung im Buche.
u beachten ist, daß das übliche Zeitschema ganz fehlt. Der Index zeigt
5 Ueberschriften, und diesen entsprechen im Buch ebensoviele Einzelbilder,
ie mehr sachlich als zeitlich unterschieden sind und sich untereinander zu
inem einzigen Gesamtbilde zusammenreihen, aus dessen Mitte das Ange-
cht unseres Volkes schaut, nicht als ein fest umschriebenes, sondern als
n werdendes, immer nur annähernd in seinen einzelnen Spiegelungen zu
rfassendes, aber aus unerschöpflichem Reichtum immer neue Offenbarungen
iner selbst verheißendes. Mit diesem Eindruck und Ausblick entläßt uns
er erste Band.

Was den Vortrag anlangt, so hat der Verf. sich anscheinend das Wort
oethes zum Muster genommen: „Das Beste, was wir von der Geschichte
aben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt.“ Sein Buch liest sich wie
ne einzige begeisterte Lobrede. Natürlich kann von den Meistersingern
icht in demselben hohen Ton geredet werden wie von Luther, und von
en schlesischen Dichtern nicht wie von Herder; aber auf 640 Seiten ist
ine matte Stelle zu nennen, immer findet man den Ton dem dargestellten
toffe gemäß und immer den Redner im munteren Vorwärtsschreiten be-
riffen — ein Schrittmacher, hinter dem man nicht müde wird, der uns
nmer in der Erwartung zu erhalten weiß, welche neuen Täler und Auen
ch vor uns eröffnen werden und wie er sie uns deuten werde. Es ist
n Buch, das man nicht nach Stichproben liest: Schreiber dieses fand sich
enigstens mit der ersten Seite so gefesselt, daß er es erst mit der letzten
eite wieder aus der Hand legte. Das ist nicht zuletzt die Wirkung der

schönen Sprache, des klangvollen Deutsch, des lebendigen Satzbaus! Wenn sonst selbst gute Schriftsteller auf den ersten hundert Seiten ihren Vorrat an Wendungen erschöpfen und dann durch Wiederholung ermüden, so gleicht der Schriftsteller Biese einem Koch, der eine ganze Saison hindurch keins seiner Rezepte zu wiederholen braucht und sich dafür durch die stets unermüdete Eßlust seiner Gäste belohnt sieht. Da gibt's nicht die papiernen Lesesätze mit ihren schweren Partizipialkonstruktionen und gehäuften Attributen; da sind lauter lebensvolle Sprechsätze, klar, durchsichtig, nicht manieriert gekürzt und nicht feierlich gelängt. Der Autor sieht seine Leser als lebendige Korona vor sich und spricht zu ihnen Auge in Auge und Seele in Seele, wie etwa der Lehrer zu seinen Schülern zu sprechen wünscht, wenn er ihre lebendigen Augenpaare erwartungsvoll auf sich gerichtet sieht. Und so wird sich ihm gewiß der Wunsch erfüllen, den er in der Vorrede ausspricht: „Möge man dies Buch denn freudig unter die Bücher einreihen, zu denen man ein inneres Verhältnis hat, aus denen man Bereicherung nicht nur des Geistes, sondern auch des Herzens gewinnt!"

Hier liegt aber auch der Schatten des Lichts. Das Buch ist eine Rede. Der Redner ist von seinem Stoffe selbst begeistert und weiß seine Begeisterung mitzuteilen. Das prägt sich fast in jeder Stelle aus, hat aber zur Folge, daß man fast keinen seiner Sätze so ganz prosaisch lesen kann, um sich etwas von dem Inhalt zu merken. Im Augenblick reißt uns der Vortrag unwiderstehlich mit, aber dann vergessen wir den Inhalt und spüren nur das Ausklingen eines Gefühls, das in uns erregt wurde. Zum eigentlichen Lernen ist also das Buch nicht, sondern zu einem das Lernen begleitenden Lesen. Wir fühlen uns zur genießenden Betrachtung eingeladen, nicht auf die Schulbank gesetzt; und wenn wir dem Buch seinen Platz anweisen sollten, so wäre es nicht das Katheder, sondern die Kanzel. Es ist eine Predigt, die die Herrlichkeit deutschen Volkstums verkündigt. Das soll kein Tadel sein, als wäre die Behandlungsweise oberflächlich und bewegte sich in der leeren rhetorischen Form. Damit könnte kein Leser gefesselt werden. Ich will nur sagen: der augenblickliche Genuß im Lesen z. B. der Urteile über Luther oder Lessing oder Herder ist so groß, daß keine Aufmerksamkeit zur Aufsammlung und Aufbewahrung des Inhalts im Gedächtnis übrig bleibt. Der Ausdruck des Thukydides ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν meint auch nicht den „einmaligen", sondern den oft wiederholten, aber jedesmal „augenblicklichen" Genuß im Hören oder Lesen. Und in diesem Sinne möchte ich ihn auf das vorliegende Werk allerdings anwenden: „ein Prachtwerk zum oft wiederholten augenblicklichen Genuß".

Einige auffallende Einzelheiten dürfen nicht übergangen werden. Auf S. 166 wird von Walthers Vaterlandslied gesagt: „Mit der Bitte des Heimkehrenden: ‚Sprechen sollt ihr schön willkommen' hebt das Lied an und mit der Mahnung an die spröde Geliebte schließt es." Ich habe mich vergeblich gemüht, diese Mahnung „an die Geliebte" in den (übrigens mit-

geteilten) Schlußworten zu finden und muß annehmen, daß hier eine Verwechslung in den Exzerpten untergelaufen ist. Auch die Auffassung, daß das Würzburger Lehen den „Vielumhergeworfenen" für den Rest seines Lebens „wenigstens der drängendsten Sorge enthoben" habe (S. 160), widerspricht stracks dem Gedichte Der künec mîn hêrre lêch mir gelt (Pfeiffer Nr. 151) und den späteren Lebensschicksalen. Auf S. 510 wird Bodmers Brief an die spröde Fanny als wirklich übergeben angeführt und gleich darauf (S. 511) die Beteiligung schöner Frauen und Mädchen an der Fahrt auf dem „Zürcher See" auf einen Wunsch Klopstocks zurückgeführt unter Berufung auf einen Brief, den der letztere aus Langensalza an Bodmer zu einer Zeit und unter Umständen geschrieben hatte, wo an die Fahrt gar nicht gedacht werden konnte. Der alte Bodmer wäre auch der letzte gewesen, einem solchen Wunsch die Wege zu ebnen! Wir begegnen hier einer Neigung des Verfassers, die auch sonst, in den Inhaltsangaben so gut wie in den Lebensskizzen, hervortritt: die Dinge nicht nach ihrem wirklichen Verhältnis, sondern nach dem augenblicklichen Bedürfnis des kürzenden Erzählers zu einer interessanten Einheit zu verbinden. Dadurch führt aber die kürzende Zusammenfassung leicht zu einer falschen Auffassung, die sich dann beim Leser festsetzt. Der Künstler läßt hier seinen Stoff allzuweit hinter sich. Seltsame Versehen sind, daß „Das leidende Weib" dem Maler Müller zugeschrieben (S. 612), Pampelfort in die Nähe von Münster (S. 616) verlegt und Matthias Claudius i. J. 1770 nach Eutin (S. 621) versetzt wird; auch daß Lessing im Hause des alten H. S. Reimarus „viel verkehrt" habe (S. 594), ist unrichtig, er hat ihn wahrscheinlich persönlich gar nicht kennen gelernt. —

Wenn man sich eine Ergänzung zu dem Bieseschen Werk wünschen sollte, so müßte sie aussehen wie das Werk von E. Engel. Als Ergänzung bewährt es sich schon dadurch, daß es zu dem Grundakkord der bedingungslosen Bewunderung auch den Mollton hinzubringt und den Aktiven des deutschen Geistes die Passiva gegenüberstellt. Als solche hebt er hervor: den Mangel an Eigenheit, an Stolz auf sich selbst, die Bewunderung des Fremden, die Nachahmungssucht. Es ist doch eine erstaunliche Tatsache, daß das stammreinste Kulturvolk Europas an Selbstgefühl von dem dürftigsten Sprengstück halbasiatischer Rassen noch übertroffen wird. Man wird das mit der Art der Einführung des Christentums in Verbindung bringen dürfen. Dies kam ja zu unseren Vorfahren nicht innerlich, sondern rein äußerlich, als die Herrschaft des ausländischen Priesters. Die katholische Kirche ignoriert bekanntlich die Volksgrenzen, ohne selbst über den Völkern zu stehen, denn sie selbst ist das Erzeugnis einer Volksart, der romanischen. Ihr Eindringen bedeutet daher in Deutschland eine geistige Fremdherrschaft. Das Erste, was der fremde Eroberer bei uns zu tun hatte, war darum die instinktive Verfolgung alles dessen, was in unserem Volke als geschichtliche Erinnerung an sich selbst im Heldenliede lebte. So ist damals eine reiche ungeschriebene Literatur, die einzige bodenständige, die unser Volk jemals

hatte, vernichtet und ein fremder Stoff aus einer unverstandenen Kultur vorzeitig aufgepfropft worden. Es ist das Opfer, das wir zu bringen hatten, um in die unter der Aufsicht der katholischen Kirche erwachsene „Europäische Völkerfamilie“ eingereiht zu werden. Damals erlitt das seelische Leben unseres Volkes einen Bruch; es verlor, wie es scheint, ein- für allemal die Fähigkeit eigenen Anfangens und unbefangenen Schaffens aus der eigenen Fülle (wie sie Shakespeare seinem Volke errang), und blieb verdammt, nur noch fremde Keime bei sich zum Wachsen zu bringen. Es bedarf nachgerade, so scheint es, dieser Reibung am Fremden, um überhaupt aus sich hervorzukommen. Diese negative Seite, die in unserer politischen Geschichte so verheerend gewirkt hat, ist es, die der Verfasser mit kräftigen, gesunden Strichen in seine Darstellung hineinzeichnet. Er geht dem Zug zum Fremden mit manchem kräftigen Wort zu Leibe (vgl. II, 1010). Er weist ihn in der glänzendsten und bewundertsten Epoche des Mittelalters, der ritterlichen Poesie, als des Pudels wahren Kern nach, und es ist gut, daß der romantischen Verhimmelung gegenüber es endlich einmal deutlich gesagt wird, daß das ganze Rittertum mit seinen Begleiterscheinungen (also auch seiner Poesie) bei uns nichts war als eine verschrobene Ausländerei, wie sie in gleicher Verderblichkeit sich erst im 18. Jahrhundert wiederholte. Mit Recht werden an dem „Minnedienst“ die schlimmen sittlichen Folgen, am „Minnesang“ die Einförmigkeit und Gemütsleere, an der höfischen Epik die Unselbständigkeit und Volksfremdheit hervorgehoben. Um so mehr hätte man freilich erwarten sollen, daß eine Gestalt wie Walther v. d. Vogelweide zu voller Plastik herausgemeißelt würde. Wahr ist es, daß seine Minnelieder mit Ausnahme weniger Perlen, die eigentlich Volkslieder sind, im großen Strome mitfließen; aber in seinen politischen Sprüchen, die einzig in ihrer Art im Mittelalter dastehen, zeigt sich uns ein bis in die Wurzel deutscher Mann, der mit vollem Bewußtsein das Deutsche gegen das Welsche abschließt und in das Welsche, also Fremde, das Papsttum schon einrechnet. Von Luther unterscheidet er sich nur darin, daß er an die Ketten, gegen die er knirscht, in seinem Gewissen noch gebunden, also innerhalb der Tragik des mittelalterlichen Deutschen stehen bleibt, während Luther die Tragik überwindet und die Ketten zerbricht. Sowohl Walther als Freidank beweisen uns, daß der Protestantismus nichts weiter ist als der Durchbruch der deutschen Art, und daß er längst vor Luther in Deutschland vorhanden war. Es genügt darum nicht, Walther bloß unter dem dichterischen und literarischen Gesichtspunkt zu würdigen; und weil sowohl Biese als Engel sich darauf beschränken, wird keiner von ihnen dieser Gestalt völlig gerecht. Hinsichtlich des deutschen Humanismus scheint es mir dagegen eine starke Einseitigkeit, ihn lediglich als Nachäffung des Fremden zu beurteilen, wie Engel tut; davor hätte schon die Stellung Melanchthons neben Luther bewahren sollen. Hier empfiehlt es sich, die schöne Darstellung Bieses als Ergänzung zu lesen. Wohl aber wäre m. E. gelegentlich der italienischen Reise Goethes (S. 591 ff., Bd. II)

ine Erörterung am Platze gewesen, wieweit auch unser größter Dichter
dem Verhängnis des Deutschen erlegen sei und das Opfer der eigenen
Schöpferkraft zugunsten der Nachahmung fremder Form gebracht habe. Ich
finde nur die nicht sehr wichtige Bemerkung, daß von allen Werken Goethes
die Iphigenie „das fremdwörterreinste" sei. Desto mehr Gelegenheit, der Aus-
länderei den Text zu lesen, bietet dem Verfasser die „jüngstdeutsche" Bewegung
in der Darstellung der Gegenwart (II, S. 1009 ff.) Mit erfrischender Rück-
sichtslosigkeit hält er ihr den unsteten Wechsel der Moden vor, die alle
aus dem Ausland, namentlich Paris, bezogen sind, natürlich unter gehor-
samer Herübernahme der fremden Mode-Schlagwörter in ihrer fremden
Form, so daß kein Außenstehender unter all den fragwürdigen Ismen (die
die Literatur und Kunst heute so unsicher machen wie die Philosophie) sich
mehr zurechtfindet. Dennoch ist er gegen diese Bewegung gerechter als
gegen den Humanismus. Ausdrücklich fordert er zu ihrer Beurteilung
das, was nach Goethe allein ein Urteil wahr machen kann: die Liebe!
(II, 1001) Mit deren Augen sieht er, daß die „Moderne" nach Ursprung
und Wesen gerade national, nämlich aus dem Verlangen der diesseits von
1870 erwachsenen Jugend nach einem neuen nationalen Gehalt entstanden,
und nur der Form nach dem Auslande verfallen ist. Da haben wir also
wieder die deutsche Unfähigkeit, sich eine eigene Form zu erzeugen! Aber
ungeformter Gehalt ist so gut wie nicht da, Gehalt in fremder Form ist
nicht mehr eigen; und so liegt hier der Ursprung des ganzen Elends, daß
der Deutsche nie zu einem reinen Gefühl seiner selbst kommt, wenigstens
bis jetzt nicht gekommen ist. Handelt sich's um nationale Form, so ist
Schiller ihr jedenfalls näher gekommen als Goethe. Dem Verfasser dieser
Literaturgeschichte ist es aber zu danken, daß er in diesem Punkte den
literarischen Erscheinungen gegenüber nicht nur die Zärtlichkeit sondern auch
den Zorn der Liebe gefunden hat.

Umgekehrt sind der Zärtlichkeit, d. h. der Vorliebe für das Urdeutsche,
einige nicht einwandfreie Urteile über die ältere Zeit auf Rechnung zu
setzen. Zwar die hohe Bewertung der (vernichteten) ältesten Dichtung
(I, S. 33), das breite Lob der Spielmanns-Dichtung als der Bewahrerin
nationaler Stoffe, die kräftige Entgegensetzung der Größe des Volksepos
gegen die bloße Anempfinderei der höfischen Poesie sind zu unterschreiben.
Aber daß nun deshalb das Nibelungenlied auch von einem Spielmann
verfaßt sein soll, ist wenig wahrscheinlich; es atmet zu sehr die Lebensan-
schauung des seßhaften Mannes, der dem Treiben der Welt von fester
Warte aus zusieht. Ebenso unwahrscheinlich ist die Vermutung, daß die
Sigurdsage der Edda eine spätere verschlechternde Umformung unseres
Nibelungenliedes sei. Dazu trägt sie die Spuren des Ursprünglicheren zu
deutlich an der Stirn, nicht nur im Fehlen der rittertümlichen Gewandung,
sondern auch in der inneren dichterischen Motivation: dort herrschen mythische
Zauber und Sippengefühl, hier das freie Wahlverhältnis der Gattentreue,
an der nur noch die starrsinnige Uebertreibung des einen Gefühls, bis zur

Umwandlung der Heldin in die „Teufelin", mythisch anmutet. Wo aber so deutlich der Gegensatz auf Naturmotive dort und ethische Motive hier gestellt ist, da kann ernstlich gar keine Frage sein, welche Seite der Urgestalt der Sage näher steht.

Aber auch in solchen Urteilen, wo die Heimatliebe den Blick abgelenkt hat, wird man sich von dem kräftigen Zugreifen und der entschiedenen Formulierung durchaus angesprochen finden. Denn obwohl das Engelsche Werk, auch darin im ergänzenden Gegensatz zu der rednerischen Haltung Bieses, durchweg den ruhigen Ton sachlicher Darlegung festhält, so fällt es doch nicht in trockene Nüchternheit. Auch Engel sieht seine Leser gleichsam als lebendige Zuhörerschaft um sich und redet zu ihnen als einer, dem das, was er zu sagen hat, Herzenssache ist. Wohl aber kommt dabei ganz von selbst der Stoff in seiner Fülle und Breite mehr zur Geltung. War das Biesesche Buch ein Lesebuch, so ist dieses in der Tat ein Lernbuch, zwar nicht zum schulmäßigen Lernen, wohl aber zum häuslichen Selbstunterricht. Gibt jenes uns den raschen Ueberblick und stellt die Einheit in den Vordergrund, so breitet dieses die Mannigfaltigkeit vor uns aus, trägt aber Sorge, jedes an seinen Ort zu stellen, wo es als Glied der ganzen Entwickelung erscheint, so daß wir auch hier die Einheit nie aus dem Gesicht verlieren. So wird das Buch für den Nichtfachmann ein trefflicher Führer, der sich namentlich in der neueren und neuesten Literatur bewährt. Diese letztere, die Literatur der Gegenwart, wird sogar besonders eingehend dargestellt und bis in ihre untersten Verästelungen — bis hinab zum Brettl und Gassenhauer und bis zur Kritik in der Presse — verfolgt. Alle Urteile, die hier gefällt werden, stehen unter dem Zeichen der nationalen, ästhetischen und sittlichen Besonnenheit; Spreu und Weizen wird man reinlich und gerecht gesondert finden. Auch ist das ganze Werk vortrefflich, mit nachfühlender Hand, für das Bedürfnis des Lesers, der nicht Fachmann ist, zum häuslichen Selbstunterricht eingerichtet. Alle großen Abschnitte tragen an der Spitze eine kurze politische Orientierung, dann folgt die allgemeine literarische Charakteristik der Periode, die je nach Lage der Sache wieder vom genus zu den species hinabsteigt, und dann erst werden die konkreten Einzelerscheinungen vorgeführt und unter Vorlegung zahlreicher Proben gewürdigt. Der inneren Gliederung des Gedankenganges schließt sich die äußere Abteilung des Textes bis ins kleinste an, sodaß der Leser, der eine einzelne Belehrung sucht, ebenso auf seine Rechnung kommt, wie der, der einen größeren Zusammenhang zu umfassen wünscht. Den 1162 Seiten Text in beinahe Folioformat ist eine dankenswerte Anleitung zum Selbstlesen in der Literatur und über sie beigefügt. Die vortrefflich ausgeführten Bilder (wie bei Biese) bleiben wirklich nur Beigabe und drängen sich nicht vor. Das Werk schließt mit einem kräftigen Anruf an den nationalen Stolz und klingt aus in das Schlußwort von „Hermann und Dorothea": „Dies ist unser! So laß uns sagen und so es behaupten!"

Meiner Meinung nach ist das deutsche Haus, das die beiden be-

sprochenen Werke neben einander besitzt und zu Führern durch die Literatur erwählt, vollkommen wohl beraten.

Hamburg. Adolf Metz.

Nachschrift.

Noch während des Druckes dieser Besprechung ist erschienen: „Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart von Eduard Engel. Sonderabdruck aus dem Gesamtwerk Engels, Geschichte der deutschen Literatur." — Es ist der 2. Band des obigen Werkes ohne die Zeit Goethes und Schillers, also beginnend mit Jean Paul und der Romantik. Beherrschend und als Sinnbild des Wertmaßes ist dem Titelblatt das Bild Gottfried Kellers vorgesetzt. Der Band ist doch nicht ein bloßer Abdruck: einige Versehen (z. B. Lichtwark mit falschem Vornamen) sind verbessert, die Zahl der Dichter und namentlich Dichterinnen durchweg ergänzt (z. B. die Auslassung eines Erzählers wie Timm Kröger durch liebevoll eingehende Darstellung gut gemacht), einige Namen auch stillschweigend wieder gestrichen. Es handelt sich also um einen berichtigten und vermehrten Abdruck, das letztere schon im Hinblick auf die zahlreich hinzugekommenen faksimilierten Schriftproben. Die Wiederholung des Vorworts und eine neue „Einleitung" geben dem Band nach vorn die nötige Abrundung, sodaß er als ein selbständiges Werk sehr wohl bestehen kann. M.

Kolonialpolitik.

Sittliches Bewußtsein bei den Ewe-Negern im Togo-Lande.

Von der sittlichen Minderwertigkeit des Negers, auf welche sich letztlich der Herrschaftsanspruch der weißen Rasse über die schwarze gründet, ist in der letzten Zeit viel die Rede gewesen. Dies von gründlichen Kennern Afrikas bestätigte Urteil kann gewiß nicht leichthin umgestoßen werden. Allein durch seine häufige Wiederholung entsteht umgekehrt die Gefahr, welche für die Behandlung der Eingeborenen in unsern Kolonien teils verhängnisvoll geworden ist, teils weitere Mißgriffe verschulden kann, daß die Mensch mit Mensch verbindenden Züge in der Natur des Negers allzusehr übersehen werden.

Einem solchen falschen Bilde entgegenzuwirken, ist das Buch*) Jakob Spieths über die im deutschen Togo-Gebiete wohnenden Ewe-Stämme, einen allerdings bevorzugten Zweig der Negerrasse, außerordentlich geeignet. Der Verfasser ist Missionar; aber bei der einzigartigen Anlage seines Werkes, welches eigene Beobachtungen und Urteile ganz zurücktreten läßt, ist jeder Verdacht der Schönfärberei ausgeschlossen. Es ist nämlich der erste Versuch einer quellenmäßigen Erforschung eines eigener Literatur entbehrenden

*) Jakob Spieth, „Die Ewe-Stämme". Berlin, 1906. Verlag D. Reimer. Preis: 55 M.

Volksstammes. Eines ganz besonderen Vertrauens muß sich Spieth während einer mehr als zwanzigjährigen Tätigkeit bei der einheimischen, auch bei der noch heidnischen Bevölkerung erfreut haben, daß es ihm gelungen ist, nicht nur über Rechtszustände, Ackerbau, Handwerk und Familienleben, sondern auch über Religion, Zauberwesen, Gottesurteile und sittliche Zustände zuverlässige Aufschlüsse zu erhalten. Die von ihm und seinen Gehilfen in der Landessprache aufgezeichneten und dann ins Deutsche übertragenen Mitteilungen Eingeborener über ihre Lebensgewohnheiten und Anschauungen sind eben die Quellen, welche den besonderen Wert des Spiethschen Buches ausmachen. Aus dem überaus reichen Inhalt desselben soll nun hier dem angegebenen Zwecke gemäß das zerstreute Material gesammelt werden, das über die sittlichen Begriffe und Gefühle der Eweer — auf die Unterscheidung der einzelnen (14) Stämme darf dabei wohl verzichtet werden — wertvolle Winke gibt.

Was als Ideal des guten Menschen und als seine Kehrseite gilt, zeigt die folgende kurze Schilderung eines Ho-Negers: „Als ein guter Mensch wird derjenige angesehen, der die andern ehrt, demütig, fleißig in seinem Beruf ist und niemandem etwas Böses tut. Er beschimpft niemanden, ist nicht lüstern nach fremdem Gut und bestiehlt niemanden. Böse Menschen sind solche, die die andern nicht ehren, niemandem gehorchen und die an niemandes Eigentum vorübergehen können, ohne es zu stehlen. Ein böser Mensch ruft fremde Frauen, ehrt seine Eltern nicht und lügt. . . Menschen, die die Wahrheit reden, werden geachtet, weil auch sie selbst die andern achten und ihr Bestes suchen.

Da hat man also aus dem Munde eines Negers ein ziemlich vollständiges Programm des sittlichen Lebens, in welchem man vielleicht nur die ausdrückliche Verwerfung des Mordes vermißt. Diese wohl nur zufällige Auslassung läßt aber nicht etwa auf Gleichgiltigkeit gegenüber den Vergehungen gegen das Leben schließen. Wer absichtlich oder auch nur unabsichtlich einen Menschen tötet, verfällt der Blutrache. Die Familie des Mörders kann sich zwar weigern, ihn auszuliefern, setzt sich dann aber dem Schicksal aus, daß beliebige ihr Angehörige weggefangen und verkauft werden oder daß ihnen Häuser und Felder zerstört werden. Das Gewöhnliche ist, daß der Schuldige verkauft wird und, weil dadurch die ihm auferlegte Buße noch nicht gedeckt ist, seine ganze Familie in Schulden gerät, oder daß er, falls er sich schnell genug flüchten kann, sich in der Einöde ansiedelt, wo er seines Lebens sicher ist, von wo er aber nicht in die Heimat zurückkehren kann. Ganz besondere Erbitterung erregen Giftmorde. Ein sogenannter Zauberer, der im Besitz von Giftmitteln ist und sie mißbraucht, um sie einem Nachbarn heimlich in die Eßschüssel, in sein Yamshaus oder in den Kornspeicher zu streuen, wird lebendig begraben oder von der gesamten Bevölkerung grauenvoll zu Tode gemartert.

Auch der Selbstmord gilt keineswegs als erlaubt. „Wer sich gewaltsam das Leben nimmt", sagt ein Sprichwort, „muß auch gewaltsam be-

erdigt werden". Zwar rufen die Leute, wenn sie einen Erhängten gefunden haben: ich bedaure dich, ich bedaure dich; aber dann wird der Ast, an dem er hing, abgehackt und der Leichnam schonungslos über Dornen und Steine geschleift, um jedermann abzuschrecken, das Gleiche zu tun. Endlich wird ein kleines Loch gegraben und der Selbstmörder darin oberflächlich verscharrt.

Sehr scharf beurteilt werden ferner die Vergehungen gegen das Eigentum. „Du sollst nicht stehlen!" schärfen rechte Eltern ihren Kindern schon früh ein und sagen ihnen, dem Nächsten sein Eigentum zu entwenden, sei sehr schmutzig und daher strafbar. Selbst den Matseern, welche die Kindererziehung aus Furcht, für schlechte, der Kinder überdrüssige Eltern gehalten zu werden, sehr lax handhaben, gilt Diebstahl als einer der wenigen Fälle, in denen sie die Kinder zwar nicht schlagen, aber dadurch empfindlich strafen, daß sie ihnen Pfeffer in die Augen reiben. Trotzdem scheint Diebstahl häufig genug vorzukommen, besonders im Dunkeln. „Der Dieb freut sich über die Nacht", ist bei den Hoern sprichwörtlich, was an unsers großen Dichters Schilderung der Nacht erinnert, „die den Bösen gräßlich wecket".

Auch entgeht den Eweern der Zusammenhang zwischen Unehrlichkeit und Unfleiß nicht. „Gott hat den Menschen gemacht", sagen sie, „ihm eine Hacke in die Hand gegeben und gesagt: Wenn du nicht arbeitest, so mußt du stehlen, bevor du essen kannst". Daher heißt es: „Wer eine Speise essen will, muß die Hand dazu nehmen"; ein Sprichwort, dem durch Umkehrung die uns geläufige Form gegeben werden kann: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Von früh auf, die Mädchen schon vom sechsten Jahre an, werden die Kinder zur Unterstützung der Eltern zu fleißiger Arbeit angehalten, wobei man auch dort die Erfahrung macht, daß die Knaben arbeiten zu lehren schwerer ist als die Mädchen.

Schon in dritter Linie hinsichtlich ihrer Verwerflichkeit scheint für den Eweer die Beschimpfung des Nebenmenschen zu stehen, ohne Zweifel, weil daraus nur allzu oft Unfriede und Gewalttat entsteht. „Beschimpfe niemanden!" wird oft genug wiederholt. Die bösen Zungen der Frauen zu zügeln, werden Gesetze erlassen, und Beschimpfung anderer veranlaßt wie bei Diebstahl die sonst übertrieben nachsichtigen Matseer zur Züchtigung der Kinder. Am wenigsten darf man natürlich dem Freunde zu nahe treten. „Ein schlechter Bruder besingt seinen Nebenmenschen", ist ein Sprichwort, das warnen will, die Heimlichkeiten des Freundes, um ihn lächerlich zu machen, in einem Spottliede preiszugeben. Selbst einen Sklaven darf man nicht beleidigen oder ihm seinen Sklavenstand vorrücken. Der Beleidiger kann sonst von dem Sklaven bei den Häuptlingen verklagt werden, die ihn dann zur Strafe ziehen; jedenfalls muß er sich die Entgegnung gefallen lassen: „Wenn ich ein Sklave bin, so zeige du mir den Weg nach Haus," d. h. gefällt es dir nicht, daß ich Sklave bin, so kannst du mir ja zur Freiheit verhelfen.

Weniger strenge mag es mit der Lüge genommen werden. Daß der Wahrheitsliebende jedoch sich besonderer Achtung erfreut, ist schon zur

Sprache gekommen, und wenn der Apostel sagt: „Leget die Lüge ab und redet die Wahrheit, ein jeglicher mit seinem Nächsten, sintemal wir unter einander Glieder sind“, so erkennt auch der Eweer, der freilich dabei nur an engeren Freundschaftsbund denkt, die Unvereinbarkeit der Lüge mit einem Bruderverhältnis an: „Mit der Liebe“, wird nämlich erklärt, „verträgt sich nur die Wahrheit, nicht aber die Lüge: wer liebt, belügt den andern nicht“.

Am heikelsten steht es bei den Eweern, wie mehr oder weniger ja auch in hochzivilisierten Ländern mit der Sittlichkeit im engern Sinne des Wortes. In diesem Punkt wird außerordentlich viel gesündigt von Männern und Frauen. Nicht nur, daß die Vielehe herrscht und daß es neben der eigentlichen Ehe ein Konkubinat gibt, sondern es hat auch jeder Mann, ob verheiratet oder unverheiratet, seine heimlichen „Freundinnen“, oft bis zu dem Alter, wo ihm doch der Gedanke kommt, es sei eine Schande, wenn etwa sein erwachsener Sohn und er selbst zu einer und derselben Frau in schlechten Beziehungen ständen. Trotzdem gelten diese Beziehungen nicht etwa, wie unsere Apostel der „freien Liebe“ voraussetzen möchten, für normale. Man glaubt, daß jeder Mensch vor dem Eintritt in das Erdenleben schon im Jenseits gelebt hat und daß er dort auch verheiratet gewesen ist. Aber es gibt nur eine Frau und einen Mann des Jenseits, welche über jeder Erdenehe als persönliche Schutzgötter walten, und es ist nur das von dem Mann zuerst heimgeführte Mädchen, das die Frau aus dem Jenseits stets begleitet. Dieser Aberglaube läßt also merken, daß doch die Einehe als die ursprüngliche Form der Ehe betrachtet wird. Oeffentliche Konkubinate ferner bestehen oft Jahre hindurch, aber sie unterliegen der Verachtung, was auch darin hervortritt, daß ein Mann seiner Konkubine nicht selbst ein eigenes Haus bauen darf, worauf vielmehr nur die rechtmäßige Gattin Anspruch zu machen hat. Ueberhaupt gilt Unkeuschheit als eine Untugend, die nur einem Manne eher nachgesehen wird als der Frau, welche, wenn ertappt, energischer Prügel gewärtig sein muß. Aber auch die Jünglinge wird gelehrt: „Rufe niemandes Frau! Die Jünglinge sollen unter den Jünglingen und die Mädchen unter den Mädchen sein“. Sie werden auch darauf aufmerksam gemacht, welche Folgen es hat, wenn man sich mit Weibern abgibt. Daß Ehebruch unrecht ist, drückt sich schon in den darauf gesetzten Geldstrafen aus. Freilich sind dieselben niedrig: aber es können unangenehmere Verwicklungen entstehen, z. B. durch den Tod des aus Ehebruch entstammenden Kindes, der den Ehebrecher in große Schulden stürzt, wenn er den an ihn gestellten Entschädigungsansprüchen nicht nachkommen kann. Obwohl sich nach Entdeckung des Ehebruchs der Gatte leicht zufrieden gibt, wenn er nur die Geldbuße eingezogen hat, fühlen die Schuldigen selbst doch, daß mehr geschehen ist, als was mit Geld oder Prügeln wieder gut gemacht werden kann: Die Frau sagt von ihrem Liebhaber, er habe sie „beschämt“, und der Ehebrecher läßt sich nicht gern durch den Anblick der Betrogenen an seine Schuld erinnern.

Bei solcher Verbreitung der Untreue wird man von der Innigkeit des

Zusammenlebens zwischen den Gatten nicht viel erwarten. Zwar achten die Verwandten scharf auf die Zeichen der Liebe, die der Mann seiner Braut gegenüber verrät, welche er oft schon, wenn sie noch ein kleines Mädchen ist, erwählt, so daß er sich bei seinen abendlichen Besuchen am bequemsten mit ihr unterhält, indem er sie auf seinem Schoß sitzen läßt. Aber später in der Ehe ist von Liebe nicht mehr viel zu merken, sondern es gibt häufig Streit, und zwar nicht nur in der Vielehe, wo der Mann sich ängstlich hüten muß, eine einzelne Frau der andern offenkundig vorzuziehen. Nicht allzu oft mag das Ideal des Ehelebens verwirklicht sein, über das ein Hoer sich folgendermaßen ausspricht: „Eine friedliche Ehe ist da, wo die Frau den Mann und der Mann die Frau ehrt. Das zeigt sich darin, daß sie ihm seine Fragen ruhig und genau beantwortet, daß sie ihm zeitig kocht und alles in Ordnung hält. Gibt ihr der Mann etwas auf den Markt mit, was sie für ihn verkaufen soll, so bringt sie ihm den Erlös pünktlich zurück oder kauft etwas für die Haushaltung. Der Mann ehrt die Frau dadurch, daß er sanft und freundlich mit ihr redet, ihr die nötigen Kleider webt und Kopftücher gibt".

Von der Mutterliebe aber haben auch die Eweer eine hohe Meinung. Zwei Sprichwörter mögen das zeigen: „Die Mutter schlägt ihr Kind nie auf den Bauch", und „Wenn ein Kind hungrig ist, so beweist das, daß auch die Mutter Hunger hat". Auf den Bauch schlagen bedeutet, jemand nichts zu essen geben; zu der harten Strafe der Essensentziehung, meint man also, kann eine Mutter dem eigenen Kinde gegenüber sich nicht entschließen, sie läßt ihr Kind nur hungern, wenn sie selbst nichts mehr zu essen hat.

Umgekehrt haben auch die Kinder Pflichten gegen die Eltern, wie überhaupt gegen ältere Personen, die man ehren und denen man gehorchen muß. „Wer seine Mutter gut verpflegt, der ehrt auch seine Frau", so sagt man von einem gutgearteten Sohn, der, wie es tatsächlich vorkommen soll, für seine kranke Mutter Wasser holt, Mais röstet, sie in den Baderaum führt und ihren Rücken auf dem Krankenlager stützt.

Wer einem Neger so viel Gemüt nicht zugetraut hat, wird auch verwundert sein zu hören, welch hoher Wert auf die Freundschaft gelegt wird. „Dem Freunde vertraut man sich und seine Geheimnisse an, erwartet aber auch, daß er das ihm Anvertraute für sich bewahrt." „Ein Zeichen guter Freundschaft ist es, wenn einer dem andern auch dann die Wahrheit sagt, wenn sie unangenehm für ihn ist. Will z. B. jemand im Zorn einen andern verklagen, so ist es die Aufgabe des Freundes, ihn vorerst davon aufzuhalten, damit er über die Sache schlafe: denn „„das Kissen erzählt dem Menschen im Lauf der Nacht etwas"", d. h. er denkt in der Nacht über die Sache nach. Am nächsten Morgen ist dann mancher dankbar, daß ihn der Freund von einem verkehrten Schritt zurückgehalten hat."

Man sieht, daß es an gesunden Urteilen in sittlichen Dingen nicht fehlt; nur liegt die Befürchtung nahe, daß diese Maßstäbe lediglich gebraucht

werden, um den lieben Nächsten zu meistern, daß man sie aber an die eigene Person nicht anlegt. Allein nicht nur die Erinnerung an das Vorbild der Vorfahren gibt für den Eweer der sittlichen Verpflichtung einen ernsten Hintergrund, sondern ebenso der Glaube an Mawu (Gott), der ein „Vergelter des Bösen“ ist. „Nur bei den Guten wohnt Gott“, hört man oft sagen, und ein ungehorsamer Sohn wird auf seine Pflichtverletzung mit den Worten aufmerksam gemacht: „Als dich Gott in diese Welt sandte, hat er dir da gesagt, du sollest ungehorsam sein?“ Darum regt sich das Gewissen — der Eweer nennt es das „Herz“ — oft mit elementarer Gewalt. „Das Herz“, wird treffend gesagt, „ist der Aufseher oder der Vater der Glieder, und diese sind seine Untertanen. Wenn sie aber etwas Böses verübt haben, so werden sie vom Herzen verurteilt“. „Wer z. B. etwas gestohlen hat, muß sich überall fürchten, besonders aber dann, wenn er den Eigentümer des gestohlenen Gegenstandes sieht. Es ist ihm bei dieser Begegnung zu Mute, als ob ihn der Bestohlene durchschaue“. Ebenso ergeht es dem, der jemandes Frau rief. Er geht dem Mann der Frau aus dem Weg, weil sein Herz sich vor ihm fürchtet, als ob er alles schon wisse“. „Redet der Betrogene davon, so antwortet der Gerufene wohl: Mein Herz hat es mir schon gesagt, ich habe Unrecht getan“. Nicht selten sollen auch Frauen durch Gewissensbisse getrieben werden, ihren Männern eine Generalbeichte abzulegen, wobei sie ihnen die Namen derjenigen Männer nennen, mit denen sie in schlechten Beziehungen gestanden haben. Aehnlich ergeht es zuweilen selbst Männern: Die Angst lastet auf ihnen so lange, bis sie bekennen. Wenn sie der Stimme des Herzens Gehör schenken, so „gehen sie mit etwas Palmwein zu dem Manne, gegen den sie sich verfehlt haben, bekennen ihm ihre Tat, tun Abbitte und bieten ihm Palmwein als Sühne an. Der Ausdruck hierfür heißt: die Türe schließen. So lange das nicht geschehen ist, steht die Türe offen, und erst wenn diese geschlossen wird, bekommt der Täter Ruhe“.

Bei manchen dieser ihr sittliches Bewußtsein verratenden Aussagen der Ewe-Neger wird sich dem Leser das Seumesche Wort in die Gedanken drängen: „Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!“ Diesen Satz unterschreiben würde heißen, in das ungerechter Mißachtung entgegengesetzte, aber ebenso verkehrte Extrem verfallen. Aber dem Eindruck wird sich nicht leicht einer entziehen können, daß es falsch wäre, an der Möglichkeit einer sittlichen Hebung der Negerrasse zu verzweifeln und daß bei einer primitiven Kultur das Leben viel komplizierter, das Gefühl feiner entwickelt, die Gedankenwelt außerordentlich viel reichhaltiger sein kann, als der kulturstolze Europäer es sich im allgemeinen träumen läßt.

Prof. Dr. Adolf Matthaei.

Theater-Korrespondenz.

Königl. Schauspielhaus: Die Braut von Messina.
Deutsches Theater: Die Räuber.

In der Berliner Theater-Saison bilden jetzt nicht neue Stücke die Ereignisse, sondern neue Darstellungen.

Unsere Schauspielkunst hat einen neuen Stil ausgebildet und erobert ihm die alten Stücke.

Unsere Zeit des Uebergangs hat seelische Kämpfe und Krisen gebracht und psychologische Abnormitäten gezeitigt, die den Blick für innere Vorgänge geschärft, und das Bedürfnis nach Erkenntnis psychologischer Ursachen erhöht haben. Unsere moderne Dichtung besteht zum großen Teil aus psychologischen Untersuchungen und Analysen. Auch unsere Schauspielkunst ist, im Gegensatz zu früheren Zeiten, eine psychologische geworden.

Das zeigt sich in der Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit mit der die Charaktere durchgearbeitet werden, und in einer Neigung, die psychologische Auseinanderfaltung für die eigentliche künstlerische Aufgabe anzusehen.

Ausgebildet hat sich diese Schauspielkunst in der Schule des Naturalismus. Er forderte äußerste Wirklichkeitstreue in der Wiedergabe. Um die schlichte Echtheit dieses wirklichkeitstreuen Ausdrucks zu gewinnen, ward sie zur psychologischen Wahrhaftigkeit gezwungen. — Aber sie trachtet jetzt längst über jene Stücke hinaus, zum Drama großen Stils. Denn gerade wo die Empfindungen am erhabensten und am tiefgründigsten sind, und in der edelsten Sprache reden, sind ihr starke Wirkungen gewiß.

Neuen Dichtungen großen Stils begegnet sie nicht. Geschaffen werden sie zahlreich genug, aber sie kommen nicht auf die Bühne. Es gehört zu den Disharmonien dieser Zeit, daß die dramatische Kunst Geschäftsleuten in die Hände geriet. Sie werten nicht nach künstlerischen Gesichtspunkten, sondern nach Kassenrücksichten. Nach innerem Wert, nach Ewigkeitsgehalt gar, fragen sie nicht, hätten auch nicht die Fähigkeit, solches zu erkennen. Sie schätzen den Könner, und wissen nichts vom Künstler. Sensation ist es, was sie erhoffen. Lassen sie ein neues Stück großen Stils auf die Bühne gelangen, so hat es sicherlich einen starken dekadenten Einschlag. Das wäre nun dem modernen Schauspieler nicht unwillkommen. Psychologische Abnormitäten bieten ein um so günstigeres Feld für die glänzendste Entfaltung seines Könnens. Aber er muß erleben, daß diese hohen Stücke, wenn sie dekadent sind, wiederum jene nachhaltige Wirkung auf das Publikum nicht üben wie die alten klassischen Dramen.

So greift denn der moderne Schauspieler nach Shakespeare, Schiller und Goethe. Aber ihre Dichtungen sind aus einem andern Kunstschauen, einem andern künstlerischen Wollen heraus geschaffen, als er kennt und versteht.

Unsern großen Klassikern allen, wie verschieden sie im einzelnen sein mögen, kommt es auf etwas Höheres an, als nur auf die psychologische Darstellung interessanter Einzelwesen. Nämlich auf ein Bild von des Daseins Lebensharmonien mit ihrem tiefgeordneten Ineinandergreifen menschlicher Charakterkräfte und Schicksale. Dadurch werden die Einzelheiten alle in eine gewisse Distance gerückt und mit einer Atmosphäre umkleidet, die die Psychologie etwas verhüllt.

Wie geht es nun ihren Dichtungen in des modernen Darstellers Hand?

Ich sah in diesem Winter kurz nach einander zwei Schiller-Aufführungen, — „Die Räuber" auf der Reinhardtbühne und „Die Braut von Messina" im Königlichen Schauspielhause — die das Charakteristische des Verhältnisses der modernen Schauspielkunst zu den alten Stücken sehr klar hervortreten ließen. Beide bereiteten einen großen Genuß. Beide ließen stellenweise das Stück ganz von neuer Seite sehen. Wenn noch bis vor wenigen Jahren die Klassiker-Aufführungen wie mit einem Flor von ehrfurchtsvoller Langerweile umgeben waren, so ist das nun vorüber. Die Darsteller hatten psychologische Eroberungszüge in die Welt dieser Dichtungen hinein getan und erstaunlich reiche Beute heimgebracht. — Haben diese psychologischen Schätze immer in jenen Stücken geruht? Blieben sie nur uns bisher verborgen? Oder waren sie auch ihren Schöpfern vielleicht nicht so bewußt, weil die ihr Augenmerk auf anderes richteten, waren aber dennoch darin enthalten, weil eine ewige Dichtung ein echtes, edel gewachsenes Stück Leben ist, das alles birgt, was das Leben selbst enthält? Gewöhnlich aber bleibt der Zuschauer im Verständnis der Dichtung weit hinter dem zurück, was der Dichter schaut. Nun, da unsere Zeit das innere Sehorgan des nachschaffenden Darstellers und auch des Publikum nach einer Richtung hin einseitig ausgebildet hat: reicht vielleicht in diese einen Beziehung nun erst dies Organ zu dem Reichtum der Tiefe heran in der der Dichter sein Werk geschaut hat? —

Es hatte aber die Aufführung im Schauspielhause Stil, und die auf der Reinhardtbühne nicht. Ausschlaggebend hierfür waren zum Teil die Persönlichkeiten der Darsteller; zugleich aber ist es auch die sichere alte Tradition, die im Schauspielhause mitschafft und, bei aller Lust am Neuentdecken, den Schauspieler auf reinen Bahnen künstlerischer Gesetze festhält. Bei Reinhardt dagegen war vieles unsicher. Jetzt künstlerische Wirkungen ganz unübertroffener Art, jetzt Sensation und im Zuschauer das peinliche Gefühl, daß man aus der Sphäre Schillers mehr und mehr in eine andere fremde Welt hineingeriet.

Bei der Braut von Messina ist es wichtiger als bei irgend einer andern

Dichtung, daß die Menschenzeichnung in einer gewissen Distance gehalten wird, so daß die Gestalten bei allen individuellen Besonderheiten, die Don Manuel und Don Cesar unterscheiden, und die Fürstin Mutter auszeichnen, dennoch zugleich von einer bestimmten Allgemeingültigkeit scheinen. Nur dadurch, daß jedes Tun und Geschehen umschimmert wird von der Beleuchtung: Menschenlos — menschliche Blindheit, menschliche Vermessenheit, menschliche Leidenschaft, menschliches Schicksal — nur dadurch wird das Grausige, das wir miterleben müssen, erträglich. Unendlich quälend würde diese Handlung sein, wenn wir sie schauen müßten, gebannt in die Enge individueller Einzelheit. Diese Aufgabe ward dem Chor: uns immer wieder über die Enge des besonderen Falles emporzutragen zu den klaren Höhen, auf denen wir das Menschendasein unter uns liegen sehen.

Bei der Aufführung, die ich im Königlichen Schauspielhause sah, wurden die Gestalten so stark individualisiert, wie ich es noch niemals bei der Braut von Messina erlebt hatte. Sie wurden so selbstlebendig, daß ich schon immer die Nähe jener Grenze witterte, hinter der jene Handlung unerträglich werden müßte. Erreicht wurde diese Grenze nie. Denn nun setzte der Chor mit gewaltiger Wirkung ein. Auch er individualisierte. Es wurden nicht schöne Gedichte deklamiert (obgleich auch dies schon, das bloße Umleuchten des Geschehens mit Schönheit, wunderbar erlösend zu wirken pflegt). Hier spürte man fühlende Menschenherzen. Nun aber ergriff es um so mehr, wenn sie fremd staunend zuschauten: „So sind die Herrscher! Das ist ihr Los! Darum lob' ich mir niedrig zu stehen" — oder tieferschüttert klagten: „Darum in deinen fröhlichen Tagen fürchte des Unglücks tückische Nähe! Nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren . . . Wer im Glück ist, lerne den Schmerz". Der Chor trug das Stück. Es war ein Verhältnis, ähnlich fast wie bei einem Wagnerschen Musikdrama zwischen der Handlung auf der Bühne und der Orchesterbegleitung, die zu dem Einzelgeschehen das ganze Dasein mittönen läßt. Den stärksten Eindruck machte mir die Darstellung des ersten Chorführers Cajetan (Arthur Kraußneck). Niemals habe ich Schillerverse schöner sprechen hören. Jedes Wort lebte, als wäre es soeben aus dem Herzen geboren, ein neues und frisches Erlebnis. Aber wie eine herrliche, glanzvolle Flut wogten sie dahin, stiegen sie, schwebten sie, schwollen sie mächtig brausend an, ebbten sie ab und verrannen, die Klangwunder dieser Sprechgesänge. Tief unten lag nun alles, was eng und was quälend hätte werden können. Völlig in der Befreiung edelster tragischer Wirkung feierte man die Herrlichkeit Schillerscher Dramatik.

Bei der Räuber-Aufführung der Reinhardt-Bühne war man zunächst erfreut, wie nahe die Darstellung das Stück rückte. Höchst interessiert guckte man es an: Ein altbekanntes Bild nun unter der Lupe! was ergaben sich für neue Reize.

Dann kam eine große freudige Ueberraschung: das war der Karl Moor Beregis. Immer wenn ich sonst eine moderne Räuberaufführung

sah, war der Franz eine Musterleistung psychologisch detaillierter Darstellung; Karl aber war nichts als Geste und Wortschwall. Aber ich glaubte an Schillers Karl und hoffte, ihm noch einmal, dem Lebendigen, zu begegnen. Auch der moderne Darsteller mußte ihn fassen können! Hier sah ich all mein Hoffen erfüllt. Beregis Karl Moor lebte von Anfang bis zu Ende! All dies Ueberschäumen, welches den Darstellern nach klassizistischer Konvention zu bloßen, schön-rauschenden Tiraden wurde, hier wurde es zum unmittelbaren Erlebnis. Denn es war Symptom, starke Lebensäußerung einer ganz bestimmten Natur. Einer überreichen Jünglingsnatur nämlich, die wie ein Frühlingswasser ihre eigene Kraft noch nicht bändigen kann; aber tief innen hat sie in dunklen Gründen die verborgenen Quellen. Es gelang Beregi, der Gestalt eine Innerlichkeit zu geben, daß man immer die Vorstellung hatte, daß das Beste ungesagt blieb; daß der Jüngling deswegen so viel Worte machte, weil er das Eigentliche nicht fassen, nicht aussprechen konnte. Immer hatten wir das Gefühl, daß am interessantesten das war, was ungesagt blieb; daß wir durch den Schleier hindurchblicken sollten, auf das feine Geäder der psychologischen Regungen. Zum erschütternden Erlebnis wurde diese Darstellung einer genialen Jünglingsseele, die, heiß bedrängt von der noch ungeordneten eigenen Kraft, um sich selbst und ihr Verhältnis zur Welt unter übermenschlich schweren Widerständen vergebens ringt, und erst im Untergang findet.

Ergreifend war das krönende Schlußwort in seiner stillen Größe, und die schlichte Bewegung, mit der er sich wendet, um den Weg zu gehen, der ihn zu sich selbst führt, den Weg der tiefsten Demütigung, der der sittlichen Weltordnung zum Triumph und ihm zur Sühne hilft.

Hat Schiller diese Gestalt so geschaut wie Beregi sie darstellte? Diesen Zug sicherlich nicht, daß der Jüngling überbraust, weil er die eigene Tiefe noch nicht fand. Dazu war Schiller zu jung, als er das Stück schrieb. Auf diesem Zuge beruhte der Zauber der Darstellung! — Und dennoch war es ganz Karl Moor und ganz Schiller. Denn der geniale Darsteller griff, aus einem reiferen (persönlichen oder Zeit-) Bewußtsein hinter die Intentionen des Dichters, doch durch das Stück hindurch, in das Leben selbst hinein. Das Leben ist so, wie er es darstellte. Jeder überreiche Jüngling von dieser Art ist so. Schiller selber war so, als er das Stück schrieb. Der Darsteller vertiefte gegenüber der Dichtung des Jünglings. Aber weil er in der rechten Linie vertiefte, so tat er der Dichtung keinen Zwang an, sondern brachte ihr ihre Erfüllung.

Hier feierte die moderne Interpretierung klassischer Dichtung ihren Triumph. Es war ein großer glücklicher Wurf, der freilich so nur selten gelingen wird, der aber Eins als ganz bestimmte Voraussetzung hat: Ehrfurcht des Darstellers vor dem Dichter und seinem Werk, und vor den Lebensgesetzen der künstlerischen Aufgabe, die er sich übernommen.

Als Gegenstück dazu hatte man immer vor Augen die Darstellung des Franz Moor.

Schon Kainz hatte aus dieser Rolle selbstherrlich eine Glanzleistung aus Funkelpointen gemacht, weniger zum Ruhme Schillers als zum eigenen. Aber es war doch immer ein gewisses Pathos gewahrt, ohne das Schiller nun einmal nicht denkbar ist. Und es war die reine künstlerische Linie gewahrt. Man hatte das Gefühl, daß Schillers Geist, zuschauend, staunte, — aber gestattete. Nicht gerade dankte, aber lächelnd gestattete.

Nun aber findet der moderne Schauspieler die Rolle des Franz deswegen so interessant, weil sie alle Wurzeln der Psychologie des Bösen bloß zu legen scheint. Die Reinhardtbühne aber sieht das Böse in der Nuance des Perversen. Ach und es ist ihr in dieser Nüance so teuer! Das Perverse ist gewissen Strömungen unserer Zeit so teuer! Der Darsteller des Franz schwelgte. Und die Regie unterstrich die Franzscenen viel zu stark. Eine Glanzleistung zerfasernder Psychologie, sicherlich, waren sie. Schiller aber waren sie ganz fremd. Hier hatte man ein Beispiel von der anderen Seite jenes Verhältnisses der modernen Schauspielkunst zu klassischen Stücken: weil sie ein Kunstwerk in riesengroßen Dimensionen sehen in dem nach ihrem Begriff verhältnismäßig wenig ausgeführt wurde, tragen die Darsteller das Ihre hinein. Sie lassen sich verführen, die Dichtung wie einen großen Rahmen anzusehen, für die eigentliche Schöpfung: ihre Schöpfung.

Und das Schiller so fremde Element des Perversen (denn der Jüngling hat einen naiven Bösewicht geschaffen) wuchs und wurde beherrschend. Man sah, wie all das echte Schöne, das diese unvergleichliche Regiekunst sonst aus der Dichtung herauszuholen wußte, sich empörte; und man schaute Schillers Geist, wie er riesengroß über der Bühne emporstieg, zürnend. Aber die Atmosphäre des Perversen wuchs und wuchs, und es kam die Todesscene, und wir sahen den Schauspieler schwelgen in Krämpfen der Gewissensnot und Zuckungen der Höllenangst und plötzlich geschah es, daß sich in mir etwas zuklappte, und ich betraf mich dabei, daß ich, anstatt weiter zuzuschauen und auf mich wirken zu lassen, interessierte Betrachtungen darüber anstellte, wo doch die Grenze sei zwischen dem ästhetischen „Vergnügen an tragischen Gegenständen“ und einer Lust am Schauen des Gräßlichen, gegen die der gesunde Mensch sich wehrt, — weil es Sadismus wäre, hier noch zu genießen!

Die eigentliche Sensation der Reinhardtbühnen bilden aber nicht schauspielerische Einzelleistungen, mögen sie noch so glänzend sein, sondern die Regiekunst ihres Leiters. Die Räuberaufführung brachte Bühnenbilder von geradezu überwältigender Wirkung. Pointen waren die Räuberscenen im Walde. Einmal schien, natürlich, der blauen Stunde magisches Licht durch die Stämme, erhöht durch ein rötliches Lagerfeuer, hoch auf dem Felsen, während eine Lichtung steil herunter sich die Räuberhorde wälzt, in naturalistisch zerlumpten, malerischen Kostümen, ein einziges Fluten, Toben, Tosen, Lachen, Durcheinanderschreien, das sich erst allmählich zur deutlich erkennbaren Rede gliedert, und zur Handlung zuspitzt. Ein ander-

mal galt es, den nächtlichen Sang der Räuber: „Ein freies Leben führen wir" zur Wirkung zu bringen. Das war kein wohleinstudierter Chorgesang, wie man ihn sonst wohl hört. In Gruppen an Feuern saßen, lagen sie beisammen, sangen es halb vor sich hin, würfelnd, trinkend, halb schon bezecht, halb schon eingeschlafen; jetzt war es ein wildes Brausen, ineinanderklingend, jetzt auseinandergeratend eine Disharmonie, zuletzt ein einzelnes Johlen, ein einzelnes Gähnen. Das war unglaublich naturwahr. Man dachte: Ja, so machen sie's. Und was war es interessant und vergnüglich! Aber zugleich empörte man sich: Viel zu nahe gerückt! Hätte Schiller es so gesehen, hätte er ein ganz anderes Stück geschrieben. Das Stück paßt nicht zu dieser Scene!

Und immer stärker wurde der Eindruck: Dies Aufzeigen aller Wirkungen durch die Lupe, das ist ja unerträglich. Waren denn die Räuber noch nicht stark genug? Wird nicht durch solches Vergrößern der Dimensionen eine Ungeheuerlichkeit aus der Dichtung?

Und trotz des edlen Schlusses durch Beregis Karl — als um Mitternacht die Vorstellung beendet war (sie hatte um 7 Uhr angefangen), und ich hinaustrat in die Winternacht, und es fiel der Schnee in großen, dichten Flocken, still und feierlich, schwebte um die hohen, klaren Lampenlichter auf den stillen Plätzen um das Brandenburger Tor, fiel so dicht, daß man nichts sah, als dieses selige Schweben formenreiner kleiner Welten — wie flüchtete sich mein Gefühl zu der Vorstellung dieser Reinheit! Wie ein Kranker zur Heilung sich flüchtet; denn durch diese überstarken Eindrücke der Aufführung war das ganze Innere erschüttert, gelöst, aber nicht, wie sonst durch reine künstlerische Gebilde geschieht, zu Harmonie wieder neu geordnet.

Und ich spürte, daß, wo Kunst geschaffen werden soll, immer erst Eins notwendig ist: Ehrfurcht und Gehorsam vor des Daseins reinen Gesetzen! Und erkannte das Zeichen, unter dem alle Kunst steht, die heute nicht — geschaffen wird, sondern die Aufmerksamkeit an sich reißt, und darum zu weitester Wirkung kommt. Es fehlt ihr die Ehrfurcht, und die Unterordnung unter reine Gesetze. Sie hat etwas Ungermanisches. Es fehlt das Selbstverlieren, — das „Stirb und Werde". Reinhardt, Moissi und Paul Wegener, die Schiller spielen wollen, sind gar zu trübe Gäste auf der dunklen Erde. Sie können viel; Reinhardt ist einer der genialsten Menschen, die unsere Zeit hat. Wie schade, wie schade! Er wird immer nur ein Könner sein, glänzende Einzelheiten schaffen, die wohl entzücken, und auch erschüttern, aber nicht bauen und nicht erlösen. Reinhardt kennt nicht das interesselose Interesse. Er haftet an der Erde und meint seinen Ruhm und kann den Weg zu jenen inneren Höhen nicht finden, aus denen die Kunst, das himmelsreine Formgebilde, still und selig niederschwebt.

Gertrud Prellwitz.

Der Hamlet der französischen Gesellschaft unter Mounet-Sully im Königlichen Operntheater.

Der Künstler, welcher in dem Helden der gewaltigsten Tragödie nicht das zarte Gefäß sieht, zu schwach für den Eichbaum, den das Schicksal aus Versehen hineinpflanzt, nicht den weibischen Flenner, nicht den willenskranken, auf der Höhe des Lebens unreifen Mann, sondern den Jüngling von königlicher Natur, von tiefem, leidenschaftlichem Gefühl und feurigem Wollen, er sei in Deutschland als Hamlet-Darsteller gegrüßt. Schade, daß er nicht schon vor vierzig Jahren zu uns gekommen ist, als seine wunderbare Persönlichkeit selbst noch in der vollen Blüte der Jugend stand: er hätte seine deutschen Genossen zwar nicht das Hamlet-Spiel, aber die Hamlet-Auffassung lehren können.

Mounet-Sully ist für die Darstellung menschlicher Größe von der Natur glänzend ausgestattet; unter einer Menge von Menschen würde das kraftvoll entwickelte, bedeutende Haupt dieser nur mittelgroßen Gestalt unsere Aufmerksamkeit fesseln. Jeder Zug daran ist groß: eine Stirn, nicht breiter als das edle Oval des Gesichts, aber hoch und nach oben sich kräftig ausladend; starke, normal gewölbte Augenbrauen über tief hinabhängenden Wimpern, die, voll aufgeschlagen, zwei mächtige dunkle Augen enthüllen, sprühend von Geist, Empfindung und Temperament: eine nicht zu ausgiebige Adlernase mit breitem Rücken und weiten, leicht beweglichen Nüstern: ein schmaler Mund mit großen, sinnlichen, aber schön geschnittenen Lippen, die den Ausdruckswechsel der Augen mit ihren Bewegungen ständig begleiten. Zu dieser seltenen Schauspielerphysiognomie kommt nun eine Stimme von phänomenaler Ausdehnung und Modulationsfähigkeit, die in der Tiefe voll und in der Höhe wie Trompetenschall klingt, und ein Gebärdenspiel von vornehmer, maßvoller Schönheit, dessen Wirkung auch in den Augenblicken höchster Leidenschaft, ja, selbst wenn der Wahnsinn Hamlets in seltsamen Bewegungen oder gellendem Lachen markiert wird, niemals verletzend ist. Wenn wir das Spiel der reichen inneren Kräfte Mounet-Sullys auf dem vielseitigen Instrument solcher Körperlichkeit und die erstaunliche Frische und Elastizität des fast Siebzigjährigen eine halbe Stunde lang verfolgen, dann können wir glauben, was uns aus Frankreich berichtet wird: daß er noch heute dort für den größten der jetzt lebenden Schauspieler gilt. Seine Kunst ist in der Tat eine nicht zu überbietende — im französischen Sinne.

Daß der alte Mann in seiner Erscheinung den Jüngling nicht verkörpern konnte, den er darstellte, braucht nicht gesagt zu werden. Immerhin aber war seine Maske so geschickt gemacht, daß er viel jünger wie z. B. Matkowski, etwa wie ein mittlerer Dreißiger aussah.

Das Hauptverdienst seiner Hamlet-Gestaltung war, daß er uns von Anfang bis zu Ende eine großartige Persönlichkeit von vollendetem Seelenadel vorführte: einen idealen Hamlet im deutschen Sinne konnte er uns nicht geben: daran hinderten ihn seine persönliche nationale Umschränktheit

und die Einflüsse seiner nationalen Kunst, unter denen er als Künstler herangewachsen ist.

Shaksperes Verse, in denen die feinste Seelenmalerei nicht bloß durch die geniale Prägnanz des Ausdrucks, durch die Wahl der stimmungsvollen Worte, durch die Klangfarbe der Vokale, sondern vor allem durch die zartesten Schwingungen der Rhythmik gegeben wird, verlangen von dem Darsteller ein intuitives Verständnis für die in ihnen geborgene Musik: ohne eine solche musikalische Gabe kann der Deklamator die Absichten des Dichters nicht zur Anschauung bringen. Regeln gibt es dafür nicht, sie könnten nur an Aeußerlichkeiten haften. Der germanische Künstler muß fühlen, in welchem Tempo er die verschiedenen Verse zu sprechen, wo er mitten im Satze eine Pause zu machen, wie er die Betonung der einzelnen Worte eines Verses abzustufen hat; bekanntlich kann bei uns der Hauptton an jeder Stelle des Satzes, mitunter auf einem sonst so bedeutungslosen Wort wie ein Hilfsverb ruhen. Diese feine Nüanzierung der Deklamation kann eine Sprachweise nicht erreichen, die, wie die französische, alle Wörter eines Satzes schnell und tonlos hintereinander her und nur das letzte stärker und höher spricht. Die Melodie der gesprochenen französischen Verse ist außerordentlich einförmig, und selbst in leidenschaftlicher Rede ermüdet es unser Ohr, nach einer Reihe ganz gleichmäßig gesprochener Silben immer nur die eine Abwechslung des einen hohen Tones am Satzende zu haben.

Noch schwerwiegender ist eine andere Verschiedenheit der dramatischen Vortragskunst. Als ich vor Jahren das Théatre Français sah, wurde ich abgestoßen durch die unnatürliche Theatralik, mit der die sogenannten klassischen Tragödien gegeben wurden. Der unnatürliche Ton, vermittels dessen Corneille und Voltaire die griechischen Dramatiker erreichen zu können glaubten, konnte allerdings nur durch eine unnatürliche Vortragsart wiedergegeben werden; der Kothurn, welcher die Alten von schnellen Bewegungen abhielt und zu plastischen Stellungen zwang, war zwar für die geringen Dimensionen der französischen Theater unverwendbar, in der Phantasie der Künstler aber wurde er beibehalten. Indem der Ton der Deklamation weit über das Maß der menschlichen Durchschnittsrede erhöht und Gemessenheit der Bewegungen, wie Schönheit der Einzel- und Gruppenbilder gefordert wurde, erstand eine besondere und besonders zu erlernende theatralische Kunst, welche von der in Prosadramen geübten wesentlich verschieden ist — eine Erscheinung, die um so verwunderlicher ist, als die Franzosen gerade in der realistischen Darstellung des Lebens unübertroffene Meister sind.

Dieses wohlüberlegte, verstandesmäßig erkünstelte Spiel, welches der unbefangenen, unmittelbaren Aeußerung des künstlerischen Temperaments immerfort Schranken auferlegt, trat auch in den ernsten und pathetischen Szenen des Mounet-Sullyschen Hamlet zutage und verletzte unsern in diesem Punkte jedenfalls gereifteren Geschmack. Wir verlangen von unsern

Schauspielern, daß sie auch im Vortrage von Gedanken und Empfindungen, die hoch über der Alltäglichkeit stehen, „die Bescheidenheit der Natur“ bewahren. So empfanden wir gleich die erste Stellung, die Mounet-Sully in seiner Rede zu der Königin annahm, indem er nur mit einem Fuß von der Estrade, auf der er saß, hinuntertrat, den andern weit wegsetzte, gesucht. Was Hamlet über seinen Schmerz um des Vaters Tod sagte, kann nicht einfach und ehrlich genug und muß in anspruchsloser Haltung gesprochen werden. Als Mounet-Sullys Hamlet von der Erscheinung seines Vaters hört, hebt er die gekrümmten Arme zu halber Höhe und verharrt längere Zeit in dieser Stellung — eine ungemein sprechende Gebärde des schreckensvollen Staunens: es ist wie der ängstliche Flügelschlag eines Vogels, der sich im nächsten Augenblick vor einem nahenden Unheil in die Lüfte erheben will. Natürlich aber ist die Gebärde nicht, sie ist überlegt, einem Bilde abgesehen, auf dem man so wohl die Situation kennzeichnen könnte; in Wirklichkeit faßt Hamlet vielleicht den Arm des Freundes, der ihm das Furchtbare kündet; wahrscheinlich macht er gar keine Bewegung, sondern steht erstarrt, und die tötliche Spannung malt sich nur in den Mienen. In der übrigens sehr lebhaft gespielten und sonst nachahmenswerten Szene mit dem Geiste malt Mounet-Sully körperlich, wie die entsetzliche Enthüllung ihn mehr und mehr überwältigt. Zuerst beugt er sich über sein Schwert, dann sinkt er ins Knie, als der Geist das Wort „Mord“ ausspricht, wiederholt er es schreiend und wirft sich der Länge nach über die zwei Stufen, welche zu der erhöhten Hinterbühne emporführen; als der Geist verschwindet, verlassen ihn die Sinne, er wälzt sich auf den Rücken und rollt dabei mit vollendeter Eleganz die beiden Stufen hinab. Wundervoll — — eingeübt!

Glücklicherweise gibt es nun im Hamlet eine Reihe von realistischen und leidenschaftlichen Szenen, in denen man mit der plastischen Schauspielkunst nichts anfangen kann, und diese wurden mit der ganzen Gewandtheit, der exakten Seelenmalerei, dem Feuer gespielt, deren die Franzosen fähig sind: so die Szenen mit Polonius und den falschen Freunden. Meisterhaft, unübertrefflich wurde von beiden Seiten die Szene zwischen Hamlet und Ophelia gespielt. Der plötzliche Uebergang Hamlets von der Zärtlichkeit zum Zorne wurde verständigerweise motiviert durch das neugierige Hervorlugen des Polonius aus seinem Versteck; ich habe nun in den vielen Hamletvorstellungen, die ich gesehen, niemals beobachtet, daß auch aus Hamlets Zorn der Geliebten gegenüber, die er mit seinen Feinden für verbündet hält, der Grundton der leidenschaftlichen Liebe so mächtig hervorgeklungen, daß der Eindruck der tragischen Zerschmetterung des sich in seinen heiligsten Gefühlen verraten glaubenden, vereinsamten Jünglings so vollkommen gewesen wäre, wie bei dem letzten „Au couvent!“, mit dem Mounet-Sully die Bühne verließ. Freilich gehört zu solchen seelischen Wirkungen das wundervolle Organ, über welches der große Künstler verfügt.

Ganz dasselbe ist über die Darstellung der Szene zwischen Mutter

und Sohn zu sagen, die sich, besonders was die Königin betrifft, unsere Bühne zum Muster nehmen könnte. Mme. Jane Méa ist eine junge, schöne, stattliche Frau, genau so, wie Hamlets Mutter sein muß: sie 36, Hamlet 18. Man denke sich ihr beiderseitiges Verhältnis: Hamlet hat sie geliebt und verehrt als das Ideal weiblicher Schönheit, Güte und Reinheit, ihr stolzer Sohn ist ihr Abgott gewesen und ist es noch; und nun tritt dieser Liebling ihrer Seele vor sie hin, reißt schonungslos den Schleier von ihrem schuldvollen Geheimnis und vernichtet ihre weibliche, ihre mütterliche Würde. Jedes seiner Worte muß sie als einen Dolchstoß mitten ins Herz empfinden. So war es hier: man sah, wie es zerfleischt wurde. Der Schmerz, die Verzweiflung dieser Frau, das vergebliche Ringen nach Fassung war so erschütternd, daß die Schuldige mehr Mitleid erregte, als ihr beleidigter Sohn. Die Situation war bis zu einem Punkte gediehen, über den es nicht mehr hinausging, es mußte Hilfe kommen für die Gefolterte. — So hat es Shakspere gewollt; und sie kommt, woher man sie am wenigsten erwarten darf: aus der andern Welt, in der Gestalt ihres durch ihre Schuld um Reich und Leben gebrachten einstigen Gemahls — ein feiner Zug von Shaksperes großer, überzarter Menschlichkeit. Plötzlich schweigt der „Donner des Verkündens", Hamlet steht erstarrt, er spricht zu einem, der nicht da ist, erst leise klagend, dann immer inbrünstiger, und schließlich bewegt er sich laut jammernd nach einer Stelle des Gemachs, an der nichts ist. Nun bemächtigt sich der schwachen, auch verstandesschwachen Frau eine tötliche Angst; was sie so gern nicht geglaubt hätte, ist doch wahr: ihr Hamlet ist wahnsinnig und sie jetzt in seiner Gewalt; was wird er ihr antun? In diesem Augenblick ist die Königin dem Wahnsinn näher als ihr Sohn. Und als er sich dann, ganz entgegen ihrer Befürchtung, in ruhigen, liebevollen Worten an sie wendet, da löst sich die unerträgliche Spannung ihrer Seele in Tränen und überschwänglicher Zärtlichkeit. So hat es Shakspere gewollt, so muß es sein. Und doch habe ich diese Szene noch niemals so spielen sehen. Freilich, wie könnten die behäbigen Großmütter, welche bei uns die Königin zu spielen pflegen, in der Gemächlichkeit ihres Alters ein derartiges Temperament entwickeln! Erst bei solcher Darstellung wird uns die ungeheure dramatische Kraft dieser Szene klar, wie die Lächerlichkeit der Vorstellung, daß der Held dieser Szene ein Schwächling sei.

Die gewaltige Wirkung der echten und großen Kunst, welche die französischen Schauspieler in diesen Szenen entfalten, wurde freilich durchweg nicht erreicht, weil immer und immer wieder im Spiele Mounet-Sullys das verstimmend Absichtliche hervortrat, ein Etwas, das um eines schönen Eindrucks, eines Effektes willen erdacht war, aber mit der inneren Wahrheit nichts zu tun hatte und der Charakterzeichnung das feste Gefüge, die Konsequenz nahm. So wirkte es störend, wenn er den Anwesenden den Wahnsinn vortäuschen wollte, was Hamlet eigentlich nie tut: oder wenn er einen komischen Effekt erregen wollte, indem er drohend auf den

beschränkten Polonius einschritt und dieser ängstlich zurückwich. Ganz so kindlich ist eben Polonius nicht; er ist zwar ein Dummkopf, aber doch ein solcher, der gern ein feiner Kopf sein möchte. Aus der Darstellung des Herrn Perrin, der schwächsten Leistung des Abends, trat nur das erstere hervor. So kann man von Mounet-Sullys Hamlet, wenn man das Ganze der Gestaltung mit ihren vielen Abweichungen von der geraden Linie der Shakspereschen Charakterführung, ihren Effekt-Extravaganzen, ihren Mätzchen überschaut, nicht sagen, daß er uns Shakspeares Geschöpf vorgeführt hätte. Er gab vielmehr das Bild eines bei seiner überreichen Begabung unberechenbaren, impulsiven Jünglings, der freilich Leidenschaft und Energie genug zu kraftvollen, aber vielleicht auch unüberlegten Taten besitzt. Man hätte sich nicht gewundert, wenn dieser Hamlet das Sinnlose getan, was so viele Kritiker von dem Shakspeares verlangen, und den König kurzerhand niedergestochen hätte.

Was Mounet-Sully uns vorführte, war eine schnell aufflammende und leicht in verhängnisvollen Taten sich entladende, romanische Leidenschaft, nicht eine germanische. Diese beruht auf der verhaltenen tiefen Empfindung und dem zähen, unerschütterlichen Willen; sie kann Hand in Hand gehen mit ruhiger, scharfer Ueberlegung, sie braucht die gewohnte Tätigkeit des Lebens nicht zu stören, bis endlich die Gelegenheit da ist, wo sie ihre Befriedigung erreichen kann. So ist es mit Hamlet: das Gefühl des furchtbaren Unrechts, das seinem Vater geschehen, der feste Willen, es zu rächen, verlassen ihn nie: dabei treibt er seine Lektüre, bringt den verächtlichen Höflingen seines Onkels mit aller Feinheit seines Witzes und seiner Satire zum Bewußtsein, was für Geschöpfe sie sind, belehrt die Schauspieler über die wahren Grundsätze ihrer Kunst und fügt mit ruhiger Ueberlegung ihrer Wirkung die Verse in den Text ihres Dramas, die den Mörder treffen sollen. So lebt er Monate dahin, ehe sich die Gelegenheit zum folgenschweren Ausbruch seiner Leidenschaft findet.

Mitunter, ja man darf sagen, oft macht der Vortrag der französischen Künstler den Eindruck, als ob sie den Gefühlsgehalt, welchen der Dichter in die poetisch gehobenen Stellen gelegt hat, nicht erkennen und ausschöpfen könnten. Geradezu auffallend trat dieser Mangel zutage in jener berühmten und besonders charakteristischen Stelle, in welcher Hamlet seine Seelenverfassung schildert:

> Es steht in der Tat so übel um meine Gemütslage, daß die Erde, dieser treffliche Bau, mir nur ein kahles Vorgebirge scheint; seht ihr, dieser herrliche Baldachin, die Luft, dies stolze umwölbende Firmament, dies majestätische Dach, mit goldenem Feuer geschmückt, kommt es mir doch nicht anders vor als ein fauler, verpesteter Haufe von Dünsten usw.

Wenn wir die herrliche Rede richtig gesprochen hören, packt uns der ganze Jammer dieser Jüglingsseele, der die Schönheit ihrer einstigen Welt unwiederbringlich zerstört ist. Mounet-Sully sprach sie, wie andre interessante Beobachtungen, die Hamlet sonst macht. Der berühmte Monolog

ging sowohl in seinem geistigen Gehalt wie in seinem persönlichen Pathos verloren.

Ob es französische Ophelien geben kann, war mir nach meinen vor langer Zeit gemachten Beobachtungen in Frankreich von vornherein zweifelhaft: der helle Verstand, der jenseits des Rheines herrscht, ist mit den dunklen Tiefen der gebundenen Empfindung schwer vereinbar. Freilich werden auch bei uns die Muster für jene wunderbaren Mädchenknospen, die Shakspere allein zu zeichnen weiß, nicht mehr lange zu finden sein: die Schlammflut der Unterhaltungslektüre, welche unser Familienleben jetzt seit zwanzig Jahren besudelt, und die rohe geschlechtliche Aufklärung werden dafür sorgen. Gewiß ist, daß wir in der französischen Gesellschaft nur eine fertige Ophelia sahen; ihr Wahnsinn wurde geschickt und interessant dargestellt, tragisch überwältigend nicht.

Schon bei diesen Rollen zweiter Ordnung in solchen kleinen zufällig zusammengestellten Gastspiel-Gesellschaften wird strenge Kritik zur Unbill. So war Herr J.-L. Teste seiner künstlerischen Individualität nach eine unglückliche Königs-Figur; in einem reichbesetzten Ensemble würde er niemals zu ihrer Verkörperung ausersehen worden sein. Seine kleine, bewegliche Gestalt paßte nicht zu der stattlichen Königin, sein nervöses Gesicht mit dem lebhaften Augenspiel hatte nichts Majestätisches, den Kothurn-Ton, der in der ersten Rede des königlichen Schauspielers so wirksam hätte verwandt werden können, beherrschte er nicht: er ist offenbar ein Vertreter des modernen Realismus, und als solcher vielleicht ausgezeichnet; denn was er in dieser seiner Natur widerstrebenden Rolle gab, war alles wohlüberlegt und sicher und geschickt durchgeführt. Die hohe dramatische Kunst zu modernisieren, ist ein vergebliches Beginnen, das auch in Berlin in einem bekannten Falle mit traurigem Mißerfolg geendet hat; die „moderne" Kunst ist eben zu klein, zu unbedeutend, um das Maß für wirkliche Menschengröße in sich zu tragen; ihre Vertreter sind menschlich zu minderwertig, um sich als Helden fühlen zu können. Etwa dasselbe läßt sich von dem Laertes des Herrn Volny vom Théatre Français sagen, obgleich dieser junge Künstler die jugendlichen Helden der französischen Tragödie, wie Britannicus, spielt: die kraftvollen lebenstrotzenden Gestalten Shaksperes lassen sich weder von der einen noch von der andern Kunst zu vollem Leben erwecken.

Die französische Bearbeitung von Al. Dumas und P. Maurice hat mir nicht vorgelegen; aber an den szenischen Verschiebungen, an den Auslassungen großer Szenenteile und der mitleidslosen Kürzung der bedeutsamsten Reden konnte man erkennen, daß sie mit geringem Verständnis für die Tiefe dieser dichterischen Gefühls- und Gedankenwelt und oft genug mit dreister Pietätlosigkeit hergestellt ist. —r—

Politische Korrespondenz.

Sensations-Prozesse. Fürst Eulenburg.

In der guten alten Zeit des Polizeistaats und Gerichts hinter verschlossenen Türen wurden die sittlichen Skandale, die das gesellschaftliche Dasein mit Verseuchung bedrohten, unterdrückt oder auf möglichst kleine Kreise eingeschränkt. Aber der Klatsch wucherte unter dieser Decke der Heimlichkeit nur um so mehr — Zeugnis dessen war bis in unsre Tage Rußland — und mit der Einführung der Öffentlichkeit und der freien Presse glaubte man daher nicht bloß einen großen politischen, sondern auch sittlichen Fortschritt zu erreichen. Wenn Klage und Verteidigung, Rede und Widerrede rückhaltlos aller Öffentlichkeit unterbreitet würden, meinte man, müsse die Wahrheit an den Tag kommen, und mit der Wahrheit sei auch allen andern idealen Zwecken der beste Dienst erwiesen. Es wird schließlich auch so sein, aber daß dem Menschen nichts vollkommenes wird, und daß auch diese Errungenschaft nur einen relativen Wert hat und mit den unangenehmsten Übeln verquickt ist, das haben uns die letzten Wochen gelehrt. Hat der in vollster Öffentlichkeit geführte Prozeß Hau Fräulein Olga Molitor, nachdem sie erst erleben mußte, daß ihre Mutter an ihrer Seite ermordet wurde, davor schützen können, daß sie von der Volksmenge verfolgt und beschimpft und in den Zeitungen des Muttermordes und des Meineides bezichtigt wurde? Hat diese junge Dame, auf der auch nicht der leiseste Schatten eines Vorwurfs haftet, nicht in den 12 Tagen des jüngsten Prozesses Folterqualen aushalten müssen, gegen die die Strafe ihres Beleidigers immer als etwas mildes und gelindes erscheinen wird? Und weshalb hat ein so erheblicher Teil der öffentlichen Meinung für den grauenhaften, verurteilten Mörder Hau, über dessen Schuld nicht der allerleiseste Zweifel herrschen konnte, gegen die Unschuld Partei ergriffen? Ziehen wir die jüdischen Ritualmordprozesse zum Vergleich heran, in denen auch so oft der wilde Fanatismus der Menge Unschuldige zu Tode gehetzt und zu Tode gefoltert hat (noch heute sitzt im österreichischen Zuchthaus der unschuldig verurteilte Hilsner), so liegt hier doch wenigstens Fanatismus zugrunde, der, so schrecklich er ist, in tieferen Volksgegensätzen wurzelt, aber was ist das volkspsychologische Motiv für die falsche Parteinahme in dem Fall Hau-Molitor? Hat die Justiz in der Prozeßführung einen Fehler

begangen? Ich vermag keinen zu entdecken. Auch daß in der jüngsten Prozeßverhandlung die Frage zwei Wochen lang durch alle Winkel hindurch verfolgt worden ist, so qualvoll die Zeit für Fräulein Molitor gewesen sein muß, war unzweifelhaft richtig. Die Gefolgschaft Hau's war nicht anders niederzukämpfen, denn sie wurzelt in dem unstillbaren Durst der Menschen nach Sensation. Sensationssucht produziert die Zeugen, die heute gesehen haben wollen, wie zwei sich im Garten geküßt haben, und morgen wissen, daß ein Richter mit einem Brillantring bestochen worden ist, Sensation aber ist vor allem die Nahrung, bei der das Presse-Geschäft am besten gedeiht und die goldensten Früchte trägt. Ein freies Volk kann nicht leben ohne freie Presse, aber, oh wenn doch, wird mancher wackre Mann in Deutschland in diesen Wochen geseufzt haben, das Ideal des Herrn von Thadden-Triglaff erfüllbar wäre, „die freie Presse mit dem Galgen daneben"! Freie Presse, Sensation, Gestank, dreieinig sind sie, nicht zu trennen. Das ist in England, in Amerika, in Frankreich nicht besser als bei uns, sogar noch schlimmer. Das einzige Gegenmittel, was in diesen Ländern, namentlich in Amerika, die Zeit emporgebracht hat gegen den Skandal, ist die Übersättigung an Skandalen. Die Feinfühligkeit des Kulturmenschen, die der alte absolute Staat in Europa herangezüchtet hat, muß wieder einer gewissen Dickhäutigkeit Platz machen.

Fällt in dem Hau-Prozeß und seinen Nachkömmlingen die Schuld für die Widerwärtigkeiten ausschließlich auf die öffentliche Meinung und die Presse, während die Justiz sich im wesentlichen gut gehalten hat, so kann man das von dem zweiten, noch viel größeren und schlimmeren Skandal, der Affäre Harden-Moltke-Eulenburg nicht sagen. Hier ist das Üble, daß ein Sensationsschriftsteller an einem vornehmen Mann etwas Häßliches herausgestöbert hatte und daraus Dukaten münzte, unermeßlich vergrößert worden durch die immer neuen Unbegreiflichkeiten, in die die Justiz bei der Behandlung der Sache verfallen ist. Ein Fehler erzeugte immer den nächsten noch größeren. Als der Generalleutnant Moltke bei der Staatsanwaltschaft den Antrag stellte, im öffentlichen Interesse die Klage gegen Herrn Harden wegen der gegen ihn gerichteten Verleumdung zu erheben, wurde dieser Antrag in allen Instanzen abgelehnt. Aus welchem Grunde, ist niemals ausgesprochen worden, aber es scheint kaum ein anderer Grund denkbar, als daß man sich gesagt hat, daß, wenn man wegen des Grafen Moltke öffentliche Anklage erhebe, man sie auch wegen des Fürsten Eulenburg erheben müsse, und daß man sie bei diesem nicht durchführen könne. Ist das der Grund gewesen, so wird man ihn gelten lassen müssen. Nun erhob Graf Moltke Privatklage. Sie kam an ein Schöffengericht, das der Sache und Herrn Harden nicht gewachsen war, wie das schon vielen Richtern vorher mit Herrn Harden gegangen ist. Sowohl der Gang des Prozesses wie das Urteil bewegten sich in so bösen Irrgängen, verletzten die Rechtsempfindung so tief, daß der Staatsanwaltschaft nun doch nichts anderes übrig blieb, als einzugreifen. Ob sie den

richtigen Modus des Eingreifens gefunden hat, darüber sind die Juristen uneinig, es ist auch eine bloße Formalfrage, trägt für die Sache nichts aus, und das nachträgliche Eingreifen selbst ist auch noch ganz gut motiviert, eben dadurch, daß die Verhandlung vor dem Schöffengericht so offensichtlich fehlgegangen war. Jetzt aber kommt das Unbegreifliche. In diesem zweiten Prozeß Moltke erschien der Fürst Eulenburg, leistete als Zeuge für sich einen Reinigungseid und erhielt vom Oberstaatsanwalt Isenbiel daraufhin ein glänzendes und uneingeschränktes Ehrenzeugnis. Warum, wenn die Staatsanwaltschaft vom Fürsten Eulenburg diese Ansicht hatte, hatte sie sie sich nicht schon früher verschafft und den Prozeß von Anfang an in die Hand genommen? Die ganze entsetzliche Folterung des Grafen Moltke im Schöffenprozeß wäre dann ja vermieden worden. Der innere Widerspruch in der Haltung der Staatsanwaltschaft blieb unaufgeklärt und erregte Mißtrauen. Dieses Mißtrauen werden wir in Rechnung setzen müssen, um den nächsten Akt zu erklären. Mit großer Geschicklichkeit nahm Herr Harden die Gelegenheit wahr, daß ein bayerisches Blatt davon gesprochen hatte, er habe wohl Schweigegeld empfangen, in München einen Beleidigungsprozeß anzustrengen und hier Zeugen heranzubringen, deren Aussage den Eid des Fürsten Eulenburg als einen Meineid dartat. Wie konnte der bayerische Richter es zulassen, daß ein solches Verhör angestellt, solche Beschuldigungen erhoben wurden, ohne daß der Beschuldigte zur Stelle war und sich verteidigen konnte? Für den Prozeß, den er zu entscheiden hatte, waren diesen Zeugen vollkommen gleichgiltig, denn daß Herr Harden kein Schweigegeld empfangen hatte, unterlag von vornherein keinem Zweifel und wurde auch von dem Angeklagten nicht einmal behauptet. Der ganze Prozeß wurde offensichtlich nur geführt, um die Hardenschen Zeugen aussagen lassen zu können. Wie konnte der bayerische Richter das begünstigen? Die psychologische Erklärung wird nicht zu gewagt sein, daß es eine Reaktion auf das Verhalten des Oberstaatsanwalts Isenbiel in Berlin war: der bayerische Richter wird die Empfindung gehabt haben, daß es etwas gegeben habe, was wieder ins Gleichgewicht gebracht werden müsse.

Wie die Dinge jetzt liegen, scheint Fürst Eulenburg ein verlorener Mann. Aber wie ist es möglich, daß ein Mann von dieser Stellung, der nächste Vertraute des Kaisers, kein Cyniker, sondern im Gegenteil eine künstlerisch, ästhetisch, mystisch empfindende Natur, so tief sinken kann? Grobe, gröbste Verirrungen auf geschlechtlichem Gebiet sind auch anderen sonst geistig hochstehenden Männern nachgesagt und nachgewiesen worden, und gerade auch bei mystisch angelegten Naturen. England hat zu unserer Zeit den Zusammenbruch seines Dichters Wilde erlebt. Aber wie konnte Fürst Eulenburg so weit sinken, auch noch den Meineid hinzuzufügen? Wie konnte dieser in den Ehrbegriffen unsrer gebildeten Gesellschaft lebende Mann moralisch so tief sinken und wie konnte dieser kluge und erfahrene Diplomat so unklug sein? Er hätte sich der Eidesleistung entziehen

können, und er mußte auf jeden Fall wissen, daß, wenn der Eid falsch war, Zeugen lebten, die das dartun konnten, und daß sein Gegner nicht ruhen und rasten würde, bis er diese Zeugen zum Sprechen gebracht.

Sollte der Fürst doch noch unschuldig sein? Sollte bloß die Autosuggestion, wie sie in der aufgeregten und aufgehetzten Menge wuchert und eben in dem Molitor-Prozeß die wildesten Aussagen zutage gefördert hat, auch diese Aussagen erzeugt haben? Es scheint ganz unglaublich, denn wenn bei dem Zeugen Riedel auch dergleichen vielleicht angenommen werden könnte, der Zeuge Ernst, dem der bayerische Richter nur mit Mühe und Not sein Zeugnis herausgepreßt hat, scheint unangreifbar.

Freilich, noch steht Eid gegen Eid, und ob, wenn nicht noch andere Beweise beigebracht werden, daraufhin eine Verurteilung erfolgen kann, erscheint fraglich.

Es sind aber auch noch einige andere Erscheinungen da, die die Lage dunkler machen und wo vielleicht die psychologische Erklärung für das Verhalten des Fürsten Eulenburg zu suchen ist.

Einige Wochen vor dem Münchener Prozeß erschien eine Broschüre aus dem Harden-Lager „Harden im Recht?". Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp*), worin der Autor ausführt und hinzufügt, daß er von einem praktischen Juristen darauf aufmerksam gemacht worden sei, daß nach wiederholten Entscheidungen des Reichsgerichts die Aeußerungen des Fürsten Eulenburg, die mit den Münchener Zeugenaussagen in Widerspruch stehen, gar nicht unter seinen Eid gefallen, sondern danebenher gehende unverbindliche Erklärungen gewesen seien. Der Verfasser legt eingehend dar, welch ein listiger Trick des Fürsten es gewesen sei, vor der Oeffentlichkeit etwas, was Harden widerlegen sollte, als beeidigt erscheinen zu lassen, was er in der Tat gar nicht beschworen habe. Das ist doch ein erstaunlicher Wechsel der Taktik. Damals sollte die Aussage des Fürsten Eulenburg nichts gegen Harden beweisen, weil sie nicht beeidigt gewesen sei; heute, wo sie als falsch nachgewiesen erscheint, wird sie umgekehrt unter den Eid gebracht, um darauf die Anklage wegen Meineids zu begründen! So merkwürdig das ist, so mag es doch nur dem Uebereifer eines Harden-Verehrers entsprungen sein und nicht zur Sache treffen, denn, und nun kommt ein zweiter Umstand, der Wortlaut der Verhandlung und des Eides wird in dieser Broschüre ganz anders angegeben, als er sonst in den Zeitungen berichtet ist. Nach diesen Zeitungsberichten nämlich ist die fragliche Aeußerung zweifellos in der Eidesform gemacht worden, aber der Eid lautete: „Ich habe mir niemals Handlungen, die gegen den Paragraphen 175 verstoßen, zuschulden kommen lassen. Zwar bin ich in meiner Jugend ein enthusiastischer Freund meiner Freunde gewesen, zwar habe ich Briefe ge-

*) Berlin, Hermann Walther, G. m. b. H. 1908.

schrieben in überschwänglich freundschaftlicher Empfindung. Etwas Böses, etwas Schlechtes, etwas Schmutziges hat aber nie dahinter gelegen".

Sieht man diesen Wortlaut genauer an, so kann man kaum zweifeln, daß er nicht nur Hintertüren bietet, sondern daß sie auch absichtlich darin vorgesehen worden sind. Was steht in diesem Eide, was den Aussagen der beiden Fischerknechte Riedel und Ernst widerspräche? Fürst Eulenburg hat sich den Eid selber formuliert. Wer in moralische Bedrängnis gerät, greift zu Jesuitismen. Das ist eine alte Erfahrung. Sollte der Fürst sein Gewissen bei der Ableistung dieses Eides und bei der Behauptung, die er auch heute noch aufrecht erhält, daß er richtig sei, damit beruhigt haben, daß der Wortlaut doch wirklich zutreffe? Wie aber steht es damit juristisch? Ein Eid, wie ihn der Fürst geleistet hat, ist der Sache nach ein Reinigungseid. Ein Reinigungseid muß strikte interpretiert werden. Nur das, was er ganz positiv und unzweifelhaft, in der engsten Begrenzung des Wortlautes sagt, kann als beschworen gelten — juristisch.

Wie auch der Prozeß schließlich ausgehe, über Eines gibt sich die öffentliche Meinung glücklicherweise keiner Täuschung hin: Das Urteil über Herrn Harden wird dadurch in keinem Fall modifiziert.

Man mag es als einen Gewinn ansehen, daß einige vornehme Herren Strafen erlitten haben und dadurch in diesen Kreisen eine abschreckende und heilsame Furcht erzeugt worden ist. Man könnte auch vielleicht von einer Genugtuung für das allgemeine Rechtsbewußtsein sprechen, obschon das nicht gerade weit reicht, da man ja von den Untaten nichts wußte und das allgemeine Rechtsbewußtsein also auch noch nicht verletzt war. Die allerwenigsten Verletzungen des Rechts werden schließlich wirklich gerichtlich geahndet. Wie hoch man nun aber auch diese Erfolge des Hardenschen Feldzuges anschlagen mag, sie kommen kaum in Betracht gegen die grauenhafte moralische Verwüstung, die in der deutschen Volksseele angerichtet worden ist, indem der ganze Komplex der ekelhaftesten Vorstellungen wochenlang und immer von neuem an ihr vorübergeführt, in sie hineingedrängt wurde. Hunderttausende und Millionen, die von alledem bis dahin kaum etwas geahnt, die jugendlichen Gemüter, die nun auch doch schon bei uns Zeitungen lesen, sind durch die von Herrn Harden in die Oeffentlichkeit gezerrten Schmutzgeschichten vergiftet worden. Und das Motiv für diese Schändlichkeit? Herr Harden behauptet nach wie vor, er habe Personen von solchen Neigungen aus der Umgebung des Kaisers verdrängen wollen. Das Motiv wäre sehr schön, aber es ist nachweislich unwahr. Herr Harden hat, bis er diesen Feldzug begann, selber immer wieder den Standpunkt vertreten, daß perverse geschlechtliche Neigungen den Menschen nicht im ganzen herabsetzen oder ihn zu höheren geistigen Leistungen untauglich machen. Herr Harden hat immer wieder erklärt, das Verhalten in diesem Punkt ginge die übrigen Menschen nichts an. Herr Harden hat, als von anderer Seite Krupp ähnlich beschuldigt wurde,

das für eine Infamie erklärt. Herr Harden hat weiter zugestanden, daß er die Geschichten über den Fürsten Eulenburg schon seit fünf Jahren gewußt habe. Ein Ehrenmann, der es für seine Aufgabe hielt, dieserwegen den Fürsten Eulenburg vom Kaiser zu entfernen, hätte das tun müssen, ohne die Oeffentlichkeit mit dem Schmutz zu befassen: es gab dazu Wege genug. Herr Harden hat es nicht getan. Herr Harden ist auf die Idee, den Fürsten Eulenburg mit seiner angeblichen Kamarilla vom Kaiser zu entfernen, erst gekommen, als die Entfremdung zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Eulenburg bereits eingetreten war. Er ist erst darauf gekommen, als er mit einem verabschiedeten hohen Beamten in Verbindung getreten war, der seine Verabschiedung auf den Fürsten Eulenburg zurückführte. Zu gute mag man Herrn Harden halten, daß er nicht von Anbeginn an sich klar gemacht und gewußt hat, zu welchen Greueln dieser journalistische Feldzug führen würde. Aber die Dinge haben ihre Konsequenz in sich, und wer als Journalist dem Kitzel der Sensation und des Eingeweihtseins nachgibt, auf den fällt die Verantwortung für das, was danach kommt. Die deutsche Volksseele wird an dieser Infektion noch lange kranken. Fürst Eulenburg mag ein großer Sünder und vielleicht jetzt ein schwerer Verbrecher sein, aber er mag sich immer noch sagen, daß alles, was er begangen, doch nur ein kleines Wölkchen ist, verglichen mit dem Pesthauch, den der Herausgeber der „Zukunft" über alle deutschen Lande hat hingehen lassen.

20. 5. 08. D.

Nachtrag.

Seitdem das Vorstehende geschrieben wurde, ist der Redakteur Herzog, der Beleidiger des Fräulein Molitor, zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr verurteilt worden. Da Herr Herzog allgemein für einen respektablen Mann gälte und nicht wider besseres Wissen gehandelt habe, so wollen viele Zeitungen die Strafe zu hart finden. Sie erscheint in der Tat hoch, wenn man vergleicht, daß Herr Harden, dessen Verschulden subjektiv wie objektiv noch so außerordentlich viel größer ist, wegen seiner Beleidigung des Grafen Moltke mit vier Monaten Gefängnis davongekommen ist. Herr Herzog hat Fräulein Molitor verleumdet, um Hau, an dessen Unschuld er glaubte, zu retten. Herr Harden hat den edlen Zweck, um dessentwillen er handelte, vorgeschützt und aus Pikanterie den Schmutz aufgerührt. Aber Strafabmessungen sind ja schließlich durchaus subjektiv und hängen im höchsten Maße von dem Temperament und den Gewohnheiten der Richter ab, denen der blinde Zufall die Entscheidung zugewiesen hat, und in diesem Augenblick kommt die Nachricht, daß das Reichsgericht die Verurteilung Hardens überhaupt aufgehoben und Zurückverweisung an das Landgericht verfügt hat. Wir werden also den ganzen Strom des Unrats noch einmal über uns ergehen lassen müssen — eines sachlich ganz gleichgiltigen Formfehlers in der ersten Verhandlung wegen. Gibt es keine Rettung aus solchem Greuel? Es gibt keine. Die Justiz kann ohne feste Formen

nicht bestehen. Die alte patriarchale Kabinetts-Justiz konnte Recht sprechen und Unrecht sühnen ohne Einhaltung von Formen, nur nach sachlicher Erwägung, auch unter Berücksichtigung moralischer Gründe, nicht bloß juristischer. Aber die Möglichkeit des Mißbrauchs solcher diskretionären Themis ist zu groß: so haben wir heute die Justiz der unverbrüchlichen Form und mit ihr den Grundsatz: fiat justitia, pereat mundus. Deutschland ersticke in der Kloake, aber dem Fürsten Eulenburg und Herrn Maximilian Harden muß ihr Recht werden.

23. 5. 08. D.

Die deutsch-ungarische Frage. — Magyarische Realpolitik. — Oesterreichische Aufgaben.

Die Aeußerungen der deutschen Presse über die ungarische Nationalitätenfrage werden von Pest aus mit zunehmender Aufmerksamkeit verfolgt. Man war dort gewohnt, die Information des Auslandes als unbestrittene Domäne der mehr oder weniger amtlichen Preßorgane zu betrachten, und empfindet es daher jetzt als unbefugte Einmischung in die Angelegenheiten Ungarns, wenn in Deutschland selbständige Urteile über die dortige Politik laut werden. In einer Reihe von Artikeln haben sich die führenden magyarischen Blätter auch mit den „Preußischen Jahrbüchern" befaßt, deren Herausgeber in einem der letzten Hefte zu der Sache Stellung genommen hatte. Es wurden aus diesem Anlaß die drolligsten Vorwürfe gegen ihn erhoben: er nehme Partei für die „ungarländischen Hakatisten" — das heißt der Deutschen, die den Schutz der ungarischen Gesetze auch für sich in Anspruch nehmen! — und er mache Propaganda für „Groß-Oesterreich", um auf diesem Wege eine preußische Annexion vorzubereiten. Die ängstlichen Patrioten glauben natürlich an solche Scherze selber am allerwenigsten, aber sie wollen ihr Publikum amüsieren und wissen, daß es in diesem Punkte recht viel verträgt. Auch die geistige Speise muß eben in Ungarn immer gehörig papriziert sein, wenn der Kostgänger sie schmackhaft finden soll.

Ernster zu nehmen sind schon die Besorgnisse, die in gewissen siebenbürgisch-sächsischen Kreisen erweckt wurden durch die abfällige Kritik an der Haltung der sächsischen Abgeordneten. Man fürchtet dort in der Tat, daß die reichsdeutschen Sympathien für das Deutschtum in Siebenbürgen leiden könnten; und deshalb sah sich der Redakteur des „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatts", Emil Neugeboren, im Einverständnis mit den gegenwärtigen Vertretern der offiziellen sächsischen Politik, veranlaßt, in den letzten drei Wochen eine Rundreise durch Deutschland zu machen, um hier durch Vorträge vor Mitgliedern des „Allgemeinen Deutschen Schulvereins" und des „Alldeutschen Verbandes" dem Verständnis für diese Politik nachzuhelfen. Die Anschauungen Neugeborens sind den Lesern der „Preußischen Jahrbücher" aus dessen Aufsatz im Januarhefte dieses Jahres bekannt. Sie

gipfeln in der These, daß die Sachsen sich politisch an das Magyarentum anlehnen müssen, wenn sie „Störungen ihres Volks- und Kulturlebens nach Möglichkeit fernhalten" wollen. Die Vortragsreise hat nach dieser Richtung ihren Zweck kaum erfüllt; überall, wo genaue Kenner der ungarischen Verhältnisse dem Redner entgegentreten konnten, vermochte er seine Hörer von der Richtigkeit und Notwendigkeit jener Taktik nicht zu überzeugen, so lebhaft sich auch überall die natürliche Teilnahme an dem Schicksal des zäh an seiner Eigenart haltenden siebenbürgisch-deutschen Volksstammes bekundete. Ist es doch nur in letzter Zeit bekannt geworden, daß das berüchtigte ungarische Volksschulgesetz gerade auch in Anwendung auf die sächsischen Schulen mit größerer Härte durchgeführt wird, als es der Buchstabe des Gesetzes ohnehin verlangt. Obendrein ist ein neues Magyarisierungsgesetz in der Mache, wodurch das gewerbliche Lehrlings- und Fortbildungsschulwesen magyarisiert und allgemein die Anbringung magyarischer Firmenschilder gefordert werden soll. Und dieser Entwurf stammt vom politischen Staatssekretär des Handelsministeriums, der in einem sächsischen Wahlkreis zum Abgeordneten des ungarischen Reichstags gewählt worden ist! Wenn also behauptet wird, „das Magyarentum in seinen leitenden Kreisen erkenne immer deutlicher, daß alle Versuche, die Siebenbürger Sachsen zu magyarisieren, vergeblich, zwecklos und ihm selbst schädlich wären" und daß „die Erhaltung der Siebenbürger Sachsen auch im magyarischen Interesse liege", so befinden sich die Verteidiger dieses Satzes in einem Irrtum, den als solchen klarzustellen die ungarische Regierung durch ihre berufensten Organe sich sozusagen tagtäglich in erster Linie bemüht. Man begreift es deshalb, warum unter den Siebenbürger Sachsen gerade in letzter Zeit eine Gegenströmung gegen die Politik ihrer Abgeordneten immer merklicher hervortritt. Die Erkenntnis muß doch endlich zum Durchbruch kommen, daß angesichts der immer skrupelloseren Magyarisierungsarbeit die Erhaltung jeglichen Deutschtums in Ungarn für absehbare Zeiten nur durch festen Zusammenschluß aller Deutschen im Lande möglich ist. Die Zugehörigkeit der sächsischen Abgeordneten zur Regierungspartei hat diese von weiteren Vorstößen auch gegen das Deutschtum nicht abgehalten. Oder sollte es ein bloßer Zufall sein, daß während der letzten 15 Jahre die beiden Gesetze, die das Volk der Siebenbürger Sachsen am empfindlichsten trafen, — das Ortsnamen- und das Volksschulgesetz, — just dann geschaffen wurden, wenn die sächsischen Abgeordneten Mitglieder der Regierungspartei waren? Und warum mußte sich denn die evangelische Landeskirche in Siebenbürgen ausgerechnet in dem Zeitpunkt, wo die sächsisch-magyarische Interessengemeinschaft ihre beredtesten Fürsprecher fand, genötigt sehen, die Verpflichtung ihrer Lehramtskandidaten, drei Jahre an deutschen Universitäten zuzubringen, aufzuheben und sich mit der Herabsetzung auf zwei Jahre abzufinden? Schwer genug ist der Landeskirche dieser Entschluß geworden, aber wenn er unvermeidlich war, so beweist das nur, daß es um jene Erkenntnis in den leitenden Kreisen des Magyarentums,

wonach „die Erhaltung der Siebenbürger Sachsen auch im magyarischen Interesse liegt", nie so schlimm stand wie heute.

An dem Willen des sächsischen Volkes in seiner Gesamtheit, seinen ganzen Lebenszuschnitt auf die Erhaltung seines Volkstums einzurichten, kann niemand zweifeln, der dies Volk aus unmittelbarer Nähe auch nur oberflächlich kennt, und auch seine jetzigen Führer sind von der Heiligkeit dieser Lebensaufgabe durchdrungen. Aber es zeigt sich ebenso deutlich bei diesen eine recht bedauerliche Verwirrung der politischen Begriffe im engeren Sinne des Wortes. Wie wäre es sonst möglich, daß einer von ihnen für die jüngst durchgeführte Revision der Hausordnung des Abgeordnetenhauses, von der Kossuth selbst behauptete, sie sei geeignet, die Feinde des gegenwärtigen Regimes niederzuringen, damit argumentierte, es müsse das „parlamentarische Prinzip" zur Geltung gebracht werden, weil sonst „die eigentliche Herrschaft im Parlamente an die Minderheit übergehe" und „der Gang der ganzen parlamentarischen Maschine zum Stillstand gebracht würde"! Es gehört doch viel Selbstverleugnung dazu, wenn man eine zum Gebrauch am eignen Leib bestimmte Maschine ölen hilft, die mit einer Guillotine so verzweifelte Aehnlichkeit hat. . . .

Die öffentliche Meinung würde sich wahrscheinlich mit der Politik der Siebenbürger Sachsen nicht so oft und eingehend beschäftigen, wenn diese losgelöst werden könnte aus dem Komplex der ungarischen Nationalitätenfrage als eines Ganzen. Loslösen möchte sie wohl die ungarische Regierung, fernhalten will sie die Sachsen von den andern Deutschen und diese von den Nichtmagyaren. Der Innerminister Graf Andrassy hat sich neulich über diesen Punkt im Klub der Unabhängigkeitspartei sehr freimütig ausgedrückt, indem er sagte: „Es wäre weder politisch noch klug, die Deutschen feindselig zu stimmen, wo wir mit den Rumänen und den Slowaken ohnehin genug zu tun haben. Wir dürfen nicht eine Nationalitätenfrage auf der ganzen Linie aufrollen und nach allen Seiten gleichzeitig kämpfen." Tatsächlich geschieht auch jetzt schon gerade genug, um die Deutschen „feindselig zu stimmen", und es ist daher nicht abzusehen, warum die ungarländischen Deutschen dem Minister und seinem Anhang die gewünschte Möglichkeit bieten sollen, daß er die Nationalitätenfrage in seinem Sinne etappenweise zum Ende führe. Da schon der Minister behauptet, daß es für sein System günstiger sei, wenn dafür nicht gleichzeitig nach allen Seiten gekämpft werde, so gibt er selbst den Deutschen die zuverlässigste Anleitung zu recht naheliegenden Schlüssen in Betreff ihrer politischen Taktik.

* * *

Die südungarischen Deutschen sind in ihrer politischen Organisation über die ersten unbeholfenen Kinderschritte schon hinaus. Eine Reihe ihrer Gemeinden haben sich im vorigen Monat offen der Nationalitätenpartei angeschlossen, und es wird gleichzeitig erfolgreich weitergeworben für die Ungarländische Deutsche Volkspartei. Auch aus Westungarn kommt gute Kunde;

so haben die Oedenburger es durchgesetzt, daß in ihrer Stadtvertretung die Beamten Berichte auch in deutscher Sprache erstatten; das wurde wohl auch bisher so gehalten, aber es war jetzt der Versuch gemacht worden, dies Recht außer Kraft zu setzen. Früher hätte man gegen solchen Versuch von seiten der Deutschen keinen Widerstand gewagt. Und wieder in der Stadt Neusatz, wo das Deutschtum bis zur Stunde auch ein absolutes Dornröschendasein führte, wehrt man sich gegen die Anbringung einer magyarischen Aufschrift an der deutschen Schule Solche Einzelfälle sind symptomatisch. Jedenfalls wirkt auch das Beispiel der anderen Nichtmagyaren anfeuernd. So werden diese Deutschen alle ruhig ihres Weges gehen; aus sich heraus muß die Bewegung wachsen, und endlich werden sich ihr gewiß auch die Siebenbürger Volksgenossen anschließen, der Erwägung folgend, daß sie durch zu langes Zögern der moralischen Anwartschaft auf die Führerrolle verlustig gehen könnten. Der Entschluß dazu wird ihnen wesentlich erleichtert werden, sobald einmal das allgemeine Wahlrecht eingeführt ist; denn dann muß sich das Bild im Parlament, wenn es nach dem Willen des Kaisers geht, stark verschieben. Es ist das Verdienst des früheren Innerministers v. Kristoffy, daß die große Oeffentlichkeit Kenntnis davon erhalten hat, wie der Monarch selber sich das neue Wahlrecht vorstellt; Kristoffy hat den bezüglichen Punkt in dem zwischen der Krone und der Koalitionsregierung bei deren Berufung abgeschlossenen „Pakt“ wortgetreu bekannt gegeben. Er lautet: „Aufgabe dieser Regierung wird die Verwirklichung der in sämtlichen vorstehenden Punkten festgestellten Agenden bilden und außer diesen als letzte Agende die Durchführung der Reform des Wahlrechtes zumindest auf so breiter Grundlage, wie es im Entwurf der heutigen Regierung (Fejervary-Kristoffy) enthalten ist.“ Nach diesem Entwurf aber ist das Wahlrecht, wie ebenfalls Kristoffy verraten hat, allgemein, geheim und gemeindeweise auszuüben. Um diese Bedingungen will sich die Koalitionsregierung drücken, und Herr v. Kristoffy hat ihr einen unerwarteten Strich durch die Rechnung gemacht, indem er verriet, unter welchen Bedingungen dies Kabinett zur Herrschaft gelangte. Er bediente sich dazu des Resonanzbodens der „Radikalen Landespartei“, die in Westungarn eine große Anhängerschaft hat. Diese Partei verlangt in ihrem Programm u. a. „gewissenhafte Durchführung des Nationalitätengesetzes“. Das ist aber nicht mehr und nicht weniger als das Maß der Forderungen aller Nichtmagyaren. Indem sich also Kristoffy als Magyare auf diese Basis stellt, erkennt er die Berechtigung der sogenannten Nationalitätenbewegung in Bausch und Bogen an. Und er handelt damit richtig als Magyare. Denn es ist ganz klar, daß die Nichtmagyaren, wenn ihnen das im Gesetz festgelegte Mindestmaß national-kultureller Bewegungsfreiheit nicht gewährt wird, künstlich dem ungarischen Staate entfremdet und dem bisher nur als Schreckgespenst existierenden Irredentismus in die Arme getrieben werden. Die Deutschen allein sind — zufolge ihrer geographischen Lage und ihres konservativen Sinnes — frei von der Versuchung zum Gravitieren nach

außen, aber sie allein werden nicht imstande sein, das Magyarentum zu retten, wenn einmal alles aus den Fugen zu gehen droht, weil man es nicht verstanden hat, die Anziehungskraft dieses komplizierten Staatswesens lebendig zu erhalten.

* * *

Für das allgemeine Wahlrecht wird jetzt auch von sozialdemokratischer Seite mit Hochdruck gearbeitet. Wenn die Vorlage bis 29. Juni dieses Jahres nicht dem Parlament zugeht, wird ein politischer Massenstreik der gewerblichen und landwirtschaftlichen Arbeiterschaft in Aussicht gestellt. Dabei begnügt man sich nicht mit dem öffentlich geübten Pluralwahlrecht, das die ungarische Regierung substituieren möchte, sondern fordert unbedingt das allgemeine, geheime, direkte Wahlrecht mit gemeindeweiser Abstimmung.

Man mag über die Sozialdemokratie und ebenso über das allgemeine Wahlrecht grundsätzlich denken wie man will, für die spezifischen Leiden der habsburgischen Monarchie ist das allgemeine Wahlrecht ohne Zweifel ein Remedium sonder Gleichen, und es wird darum nicht schlechter, weil es gerade von sozialdemokratischer Seite so warm befürwortet wird. Es wirkt hier offenkundig als Gegenmittel gegen den krankhaft erregten Nationalismus. Das wird auch von urteilsfähigen deutschen Vertretern des scharf ausgeprägten nationalen Gedankens unbedenklich zugegeben. So schrieb noch letzthin Professor Samassa in den „Alldeutschen Blättern", „das österreichische Deutschtum könne (auf dem Wege zur Einigkeit in nationalen Fragen) die Christlichsozialen so wenig entbehren, wie die Sozialdemokraten". Und weiter: „Der Kampf um Weltanschauungsfragen mag auch unter den Deutschen Oesterreichs weitergehen, er wird nicht in Jahren und Jahrzehnten entschieden werden; aber das brennt den Deutschen nicht auf den Nägeln; heute handelt es sich um Sein und Nichtsein, um einen Kampf ums tägliche Brot. Daß das allgemeine Wahlrecht diesen Zusammenschluß, der freilich früher oder später doch kommen mußte, sehr beschleunigt hat, steht ganz außer Zweifel; und wenn es nur diese eine Wirkung gehabt hätte, so rechtfertigt es jedenfalls die pessimistischen Erwartungen nicht, die man teilweise in deutschnationalen Kreisen in Oesterreich und im Reich an seine Einführung geknüpft hat."

Neuerdings haben sich nun die „Weltanschauungsfragen" unter den Deutschen Oesterreichs, zum Teil in recht burlesker Form, doch in den Vordergrund gedrängt. Die von beiden Parteien nicht grade sehr geschmackvoll in Szene gesetzten Universitätskrawalle zwischen den christlichsozialen Studenten und ihren Gegnern haben kein erbauliches Schauspiel deutscher Einigkeit gegeben, und die älteren und ruhigeren Elemente unter den Deutschen werden Mühe haben, die rein politischen Berührungspunkte untereinander wiederzufinden. Nebenbei hat sich ja wohl bei dieser Gelegenheit gezeigt, daß auch Deutsche und Slawen — in beiden Lagern — in ihrer Differenzierung als verschiedene, national nicht einheitliche Kultureinheiten gemeinsame

Interessen haben. Vorläufig würde aber doch die Fortsetzung eines solchen „Kulturkampfes" als parteibildender Kraft einen politischen Anachronismus bedeuten. Die Studentenunruhen in Prag, Innsbruck und Wien werden darum doch nur eine Episode in der gärenden Uebergangszeit bilden, die Oesterreichs Nationen jetzt durchleben. Das allgemeine Wahlrecht und der neue soziale Aufbau im Staatsbetrieb hat diesen Völkern wesentlich andere Aufgaben gestellt. Die Emotion der Studenten wird hier der begonnenen geschichtlichen Entwickelung nicht dauernd andere Wege weisen.

23. 4. Lutz Korodi.

Marokko.

Für die internationale Stellung Marokkos bildet seit dem April 1906 die Rechtsgrundlage die Algesiras-Akte, die einen Ausgleich zwischen Frankreichs und Deutschlands Ansprüchen gefunden hatte. Frankreich, das seit dem Abkommen mit England (8. April 1904) ziemlich unverhüllt das Protektorat über Marokko angestrebt hatte, erhielt durch das Abkommen in der Leitung der Polizei und der Bank so viel Einfluß eingeräumt, daß es als vorwaltende Macht in Marokko erschien und ohne Gefährdung seiner Ehre und Sicherheit jenen weitgehenden Anspruch aufgeben konnte. Deutschland setzte durch, daß die übrigen Mächte sich zur Wahrung der Unabhängigkeit Marokkos an der inneren Verwaltung des Landes beteiligten und daß keiner Macht ein kommerzielles Vorzugsrecht eingeräumt werden sollte. In beiden Nationen fand das Abkommen recht geteilte Aufnahme. In Frankreich war ein großer Teil der Nation froh, einem Bruch mit Deutschland entgangen zu sein und wünschte dringend Einschränkung der Marokkopolitik, um nicht die Gefahr aufs neue heraufzubeschwören. Andere Stimmen dagegen zürnten, daß man aus Furcht vor Deutschland das Protektorat über Marokko preisgegeben habe; man solle nun wenigstens retten, was noch zu retten sei, man solle bei den unausbleiblichen Unruhen in Marokko und den damit verbundenen Schädigungen französischen Eigentums nachdrücklich einschreiten und so trotz der Algesiras-Akte Marokko ganz oder teilweise unterwerfen: Deutschland werde dann keinen Rechtsgrund zur Intervention finden. Ganz ähnlich wie diese Vertreter einer französischen Aktionspolitik urteilten in Deutschland alldeutsche Politiker und andere Heißsporne: sie grollten, daß Deutschland versäumt habe, einen marokkanischen Hafen zu besetzen, um von hier aus seinen politischen und kommerziellen Einfluß zu begründen, und daß es keinen unmittelbaren Anteil an der Polizei erlangt habe. So werde Deutschland entweder mit verschränkten Armen zusehen müssen, wie Frankreich allmählich auf Umwegen die „Tunifikation" Marokkos durchsetze, oder es werde, wenn es sie verhindern wolle, den Kampf unter ungünstigeren Verhältnissen aufnehmen müssen. Hierauf ist erwidert worden (u. a. an dieser Stelle Bd. 124), daß die Okkupation eines Hafens dem deutschen Handel mehr geschadet als genützt haben würde, da eine

solche Beraubung den Deutschen die Sympathie der Marokkaner, vermutlich der Muhamedaner überhaupt, entziehen müßte, und die Bundesgenossenschaft des Islam könne den Deutschen bei einem großen Weltkonflikt von ungeheurem Nutzen sein. Auch die Ueberlassung der Polizei an Frankreich und Spanien sei keine Niederlage für Deutschland, da die internationale Kontrolle Frankreich so starke Fesseln auflege, daß es unmöglich, ohne sich mit Deutschland zu verständigen, seine Stellung in Marokko einseitig zu ungunsten Deutschlands verstärken könne. Auch eine Eroberung Marokkos durch Frankreich, die allerdings die Algesiras-Akte aufheben würde, sei nicht zu fürchten, da hierzu eine Armee von 200 000 Mann nötig sei: und Frankreich werde große Bedenken tragen, eine solche Macht in Afrika zu engagieren und sich damit für etwaige europäische Verwicklungen zu schwächen. Beide Auffassungen in Deutschland kamen also darin überein, daß es von Frankreich abhinge, ob die politische Lage sich noch einmal Marokkos wegen zuspitzen werde. Seit dieser Diskussion sind etwa zwei Jahre verflossen, und es fragt sich, welcher Auffassung die Ereignisse Recht gegeben haben.

Zunächst nach dem Abschluß der Konferenz neigte sich die französische Regierung ohne Zweifel einer friedlichen Politik zu.*) Als am Schluß des Jahres 1906 der Insurgentenchef Raisuli Tanger bedrohte, fühlte sich Frankreich mit Spanien berufen, Maßregeln zum Schutze der Europäer in Tanger durch Entsendung von Kriegsschiffen zu treffen, da beiden Mächten nach den Beschlüssen der Algesiraskonferenz die Organisation der marokkanischen Polizei und damit der Schutz der Fremden obliege, aber beide trugen Sorge, durch feierliche Versicherungen den Mächten jede Besorgnis vor einer dauernden Festsetzung oder tieferem Eindringen in Marokko zu benehmen. (Europ. Geschichtskal. 1906, S 327.) In der Tat sind die Schiffe, nachdem Raisuli durch Truppen des Sultans vorläufig unschädlich gemacht worden war, wieder zurückgezogen worden, ohne eine Landung unternommen zu haben. (Januar 1907.) Bald traten neue Verwicklungen ein, die Frankreich zwangen, aus seiner Zurückhaltung hervorzutreten. Ein französischer Arzt in Marrakesch, Dr. Mauchamp, nach französischen Angaben ein Menschenfreund von großer Hingabe, nach deutschen Berichten ein Mann von provokatorischem Auftreten gegen die Mohammedaner, wurde vom Pöbel ermordet (17. März), weil, wie es heißt, das von den Behörden aufgereizte Volk annahm, auf seinem Hause solle eine französische Funkenstation errichtet werden. Frankreich mußte hierfür Genugtuung fordern, und es beschloß bei dieser Gelegenheit, zugleich alle sonstigen Beschwerden, zu denen Marokko Anlaß gegeben hatte — Verletzung mehrerer

*) Das folgende im Anschluß an die Uebersicht in dem von mir herausgegebenen Schultheß. Europ. Geschichtskalender für 1907 (München, Beck 1908). Seit dem Erscheinen des Geschichtskalenders hat das Deutsche Weißbuch über Marokko einige Einzelheiten noch mehr aufgehellt, die Grundanschauung aber nicht verschoben.

Verträge aus den Jahren 1901 und 1902 (vgl. „Staatsarchiv" Bd. 73), Mißhandlungen französischer Untertanen u. dgl. (Geschichtskal. 1907, S. 261) — zu erledigen. Da vorauszusehen war, daß bei der Machtlosigkeit und dem Uebelwollen des Maghzen eine schleunige Genugtuung ausbleiben würde, so besetzten französische Truppen Udjda an der algerischen Grenze (südwestlich von Oran), um auf die marokkanische Regierung hierdurch einen Druck auszuüben. Auch in diesem Falle versicherte die französische Regierung, daß sie nicht an dauernde Erwerbung und an Umstoßung der Algesirasakte denke, und da es sich um legale Ansprüche handelte, fand sie nirgends Widerspruch. (März, April.) Ebensowenig fanden die französischen Truppen in Udjda Widerstand, aber die Genugtuung für die erlittene Unbill blieb nach wie vor aus: Der Sultan war gegen die Stämme im Innern ohnmächtig, und diese ließen sich natürlich nicht durch die Besetzung der entfernten Grenzstadt einschüchtern. Erst nach zwei Monaten erwiderte der Maghzen, daß der Sultan zur Genugtuung bereit sei, aber die Verhandlungen über die Einzelheiten wurden abermals langwierig (Geschichtskal. 1907, S. 264), und vor ihrem Abschluß wurde durch neue Ereignisse eine neue Situation geschaffen. — Zunächst verminderte sich die schwache Autorität des Sultans Abdul Aziz noch mehr durch die Erhebung seines Bruders Muley Hafid, der von den fanatischen christenfeindlichen Stämmen des Südens zum Sultan proklamiert wurde und bald großen Anhang fand. (Juni.) Die Macht des Sultans Abdul Aziz wurde beschränkt auf Fez und Umgebung; bald vermochte er sich auch da nicht mehr zu halten, sondern ging nach Rabatt, offenbar, um sich hier im Notfalle unter europäischen Schutz flüchten zu können. (September.) Im Innern herrschten Bürgerkrieg und Anarchie; auch Raisuli erschien wieder im Felde, nahm Mac Lean, einen General des Sultans englischer Herkunft, gefangen und drohte ihn zu töten, wenn der Sultan oder England Repressalien gegen ihn ergriffe. Alle diese Ereignisse fachten den Fanatismus auch in den Hafenstädten an. In Casablanca, wo eine starke europäische Kolonie existiert, wurden mehrere Franzosen und Spanier vom Pöbel erschlagen (31. Juli), und der Pascha weigerte sich aus Böswilligkeit oder Ohnmacht, etwas zum Schutz der übrigen Europäer zu unternehmen.

Diese Unruhen gedachte offenbar die französische Regierung zu benutzen, um die Unterwerfung Marokkos trotz der Algesiras-Akte vorzubereiten. Sogleich ging von Tanger ein Kriegsschiff (der „Galilée") nach Casablanca ab, und der französische Konsul in Casablanca verkündete seinen Kollegen die Absicht, zum Schutze der Fremden eine Abteilung Marinesoldaten landen zu lassen. (1. August 1907.) Mit Mühe brachten ihn die andern Konsuln davon ab, weil die schwache Truppenmacht, die der „Galilée" allein stellen könne, den Fanatismus der Muhamedaner aufs neue entfachen werde, anstatt ihn einzuschüchtern. Indessen entwarf gleichzeitig die französische Regierung in Paris einen Plan von größeren Dimensionen: sie beschloß, von Algier aus so viel Truppen nach Casablanca

überzuführen, daß man Casablanca und Umgebung stark besetzen und so einen wirksamen Schutz der Europäer durchführen könne. (3. August.) Spanien, die andere Kontrollmacht, wurde aufgefordert, sich an der Expedition zu beteiligen, und sprach sogleich sein Einverständnis aus. So mochte die französische Regierung hoffen, durch die Entfaltung großer Machtmittel jeden neuen Ausbruch des Fanatismus zu verhüten, als starke Schützerin der Europäer aufzutreten und so Europa wie Marokko daran zu gewöhnen, Frankreich als natürliche Vormacht in Marokko zu betrachten.

Aber ehe diese Truppen landen konnten, war in Casablanca eine neue Veränderung eingetreten: Der französische Konsul war infolge einer neuen wirklichen oder angeblichen Bedrohung des Konsulats auf seine erste Idee zurückgekommen und hatte eine Matrosenabteilung von etwa 75 Mann ans Land setzen lassen (5. August). Sogleich traf die Voraussage der Konsuln ein: die Marokkaner rotteten sich angesichts der Invasion zusammen, und es begann ein Kampf, dessen Ursprung noch dunkel ist: nach französischen Berichten ist das Feuer von dem marokkanischen Pöbel, nach deutschen von den Franzosen eröffnet worden. Natürlich war die schwache französische Truppe unfähig, die Ordnung in der ganzen Stadt aufrecht zu erhalten; vor dem marokkanischen Pöbel mußten die Europäer in ihre Konsulate flüchten und ihre Besitzungen der Plünderung preisgeben. Erst als die aus Algier beorderte Truppe eintraf (8. August), konnte die Stadt nach scharfem Kampf beruhigt werden. An 1000 Marokkaner, darunter viele Frauen und Kinder, waren dabei umgekommen.

Diese Entwicklung entzog den Franzosen die Möglichkeit, durch Verhinderung jeglicher Unruhen nach beiden Seiten zu imponieren. Die Landung hatte vielmehr eine Schädigung der europäischen Interessen herbeigeführt und die Marokkaner trotz der endlichen Besetzung Casablancas nicht etwa abgeschreckt, sondern ihren Fremdenhaß angefeuert: fast täglich hatten die französischen Truppen in den nächsten Wochen in der Umgebung des Hafens kleine Scharmützel zu bestehen. Den Vorwurf, die Europäer in Gefahr gebracht zu haben, suchte die französische Regierung von sich abzuwälzen: die Landung am 5. August, ließ sie damals und später durch das offizielle Gelbbuch verbreiten, sei geschehen auf den Wunsch des Pascha von Casablanca, der allein das Gesindel nicht habe zügeln können und deshalb am 4. französische Unterstützung erbeten habe; überdies hätten sämtliche Fremde in der Energie Frankreichs ihre einzige Rettung gesehen. Wir können diese Darstellung kurzer Hand als tendenziöse Zurechtstutzung beiseite schieben: wie oben erwähnt, waren die Konsuln gegen eine solche Landung, und nach dem Bericht des deutschen Geschäftsträgers herrschte speziell unter den Deutschen Casablancas die Ansicht, „daß die französischen Befehlshaber mit der Landung bis zum Eintreffen größerer Streitkräfte ohne Gefahr für die Europäer hätten warten können, wodurch die Plünderung der Stadt sich hätte vermeiden lassen.“ Auch die Be-

rufung auf den Pascha ist hinfällig, da die Neigung zum Einschreiten, wie oben dargelegt, schon vor dem 4. August bestand, und es erscheint recht zweifelhaft, daß der Pascha, der nicht in guten Beziehungen zum französischen Konsul stand, französische Hilfe verlangt haben soll.

Mochte nun die französische Regierung Anlaß zur Unzufriedenheit mit dem raschen Vorgehen des Konsuls haben, sie war doch entschlossen, die Besetzung Casablancas aufrecht zu erhalten und sich im Anschluß an die Unruhen einen dauernden Einfluß über die Algesiras-Akte hinaus zu verschaffen. Sie stellte den Mächten vor, daß zur Aufrechterhaltung der Ruhe in Casablanca und den übrigen Häfen schleunigst die in Algesiras beschlossene Polizei unter französischer Leitung eingerichtet werden müsse, aber bei der fremdenfeindlichen Gesinnung der Marokkaner sei augenblicklich eine zuverlässige Polizei nicht zu bilden. „Die gegenwärtigen Zustände in Marokko, sagt eine französische Note (2. September), machen indes die Maßregeln, welche bestimmt sind, die Sicherheit in den Häfen, wo die marokkanische Polizei organisiert werden sollte, aufrecht zu erhalten, nötiger als zu irgend einem andern Zeitpunkte. Infolgedessen liegt es in der Absicht der Regierung der Republik, gemeinschaftlich mit der spanischen Regierung in denjenigen Häfen, in denen diese Maßnahme als notwendig erkannt werden wird, mit eigenen Mitteln eine provisorische Polizei einzurichten, welche es ermöglichen soll, die Ordnung aufrecht zu erhalten, und durch die die Bildung der durch die Algesirasakte vorgesehenen marokkanischen Polizeitruppe erleichtert werden wird".

Vermutlich war es die Absicht der französischen Regierung, diese Polizei mit französisch-spanischen Mannschaften dauernd zu machen und so unter der Form eines europäischen Mandats die Häfen in französischen Besitz zu bringen. Durch Spaniens Beteiligung verdeckte man einstweilen diese Absicht; später ließ es sich gewiß durch eine Konzession abfinden. Dem französischen Vorschlage stimmten die meisten Mächte, voran England, zu, Deutschland aber machte Schwierigkeiten. Es erkannte zwar das Einschreiten in Casablanca als gerechtfertigt an wegen der Ermordung französischer Untertanen, es erhob auch keinen grundsätzlichen Widerspruch gegen die Einrichtung der französisch-spanischen Polizei, aber die deutsche Regierung nahm als selbstverständlich an, „daß die in Aussicht genommenen Maßnahmen provisorischen Charakters sein und den Bestimmungen der Akte von Algesiras nicht präjudizieren werden". Ferner machte sie auf die Schädigung aufmerksam die die deutschen Geschäftsleute in Casablanca durch die Unruhen erlitten hätten, und wies mit Nachdruck darauf hin, daß die Einrichtung der französisch-spanischen Polizei in allen Häfen ähnliche üble Folge haben dürfte (8. Sept.). Für die französische Regierung war nach dieser Note kein Zweifel, daß Deutschland für den Ausbruch weiterer Unruhen Frankreich moralisch verantwortlich mache, und daß es sich vorbehalte, in Zukunft den Abzug der französisch-spanischen Polizei zu fordern. Diese Andeutung genügte, um die französische Regierung zum

Rückzug zu bringen: Frankreich habe nicht die Absicht gehabt, ließ Pichon am 11. September und 2. Oktober erklären, die Polizei sogleich zu errichten, sondern nur, wenn eine unvermeidliche Notwendigkeit dazu zwänge. Die französische Regierung sei froh, jetzt durch die Ereignisse nicht zu dieser Maßregel gezwungen zu sein; sie werde darauf zurückkommen, wenn die Situation es verlange. So fiel der französische Plan zu Boden: „aus dem Plan ist nichts geworden", bemerkt die „Nordd. Allg. Ztg." lakonisch in ihrem Referat über das Weißbuch, aber wir haben keinen Grund, zu verhüllen, daß Frankreich beim ersten Versuch, sich über die Algesiras-Akte hinwegzusetzen, vor Deutschland zurückgewichen ist, und daß die Darstellung der französischen Politik in der Rückzugsnote vom 2. Oktober weder in Sinn noch Wortlaut mit der vom 2. September übereinstimmt.

Für Frankreich blieb somit, da eine Umdeutung der Bestimmungen von Algesiras unmöglich wurde, nur die Möglichkeit, seinen Einfluß auf dem Wege tatsächlicher Okkupation unter dem Vorwande von Strafexpeditionen auszudehnen. In der Tat hat die französische Regierung die Truppen in Casablanca und Umgebung bis auf etwa 14 000 Mann (bis April 1908) vermehrt und unter fortwährenden Gefechten die nächste Umgebung Casablancas besetzt. Ebenso sind von Udjda aus einige benachbarte Stämme unterworfen worden, und im Süden hat der Ueberfall eines französischen Postens durch eine Marokkanerbande (Mitte April) zu einem Vorstoß nach der Oase Tafilelt Anlaß gegeben. So scheint es, als ob Frankreich von drei Seiten her eine systematische Eroberung Marokkos vorzunehmen beabsichtige. Aber alle diese Expeditionen bedeuten für eine wirkliche Unterjochung noch wenig. Denn die besetzten Gebiete sind doch nur recht dürftige Strecken im Verhältnis zum ganzen Land, und die bisherigen Kämpfe, die teils recht verlustreich waren, haben gezeigt, welche Opfer eine wirkliche Ueberwältigung erfordern würde. Und die widerstrebenden Momente sind nicht geringer geworden. Zunächst hat es Spanien abgelehnt, sich an größeren Expeditionen in das Land hinein zu beteiligen, so daß auch aus diesem Grunde die Berufung auf die Algesiras-Akte unmöglich geworden ist und Frankreich mit der Eifersucht seines bisherigen Helfers wird rechnen müssen; sodann hat die Opposition in der Kammer sich nicht für eine große Aktionspolitik gewinnen lassen. Ihr hat die Regierung wiederholt die Erklärung abgeben müssen, die Truppen zurückziehen zu wollen, sobald der Zweck der Expeditionen erreicht sei: Bestrafung für die Ermordung von Europäern und Sicherung der Entschädigung für das in den Unruhen zerstörte europäische Eigentum. Endlich hat Deutschland nicht versäumt, der französischen Regierung die in Algesiras gewährleistete Integrität Marokkos in Erinnerung zu bringen (Januar 1908, Weißbuch S. 48 ff) und ihr dabei noch bindendere Erklärungen abzunötigen. Frankreich wünsche sehnlich seine Truppen aus Marokko herauszuziehen, sagte der Minister des Auswärtigen Pichon dem deutschen Botschafter (22. Januar), und bedauere sehr, durch die in Algesiras

nicht vorhergesehenen Ereignisse zu diesen Maßregeln gezwungen zu sein, aber es werde stets nach dem Sinn der Algesiras=Akte handeln. „Nous n'irons ni à Marakesch, ni à Fez; je vous assure formellement que nous ne voulons pas de protectorat.“ Es wird schwer sein, diesen feierlichen Versicherungen entgegen, eine Eroberung Marokkos durchzusetzen. Auch daß in den letzten Wochen in Tanger eine marokkanische Miliz unter französisch=spanischer Leitung als Polizeitruppe errichtet worden ist, ist französischen Eroberungsabsichten schwerlich günstig. Sobald diese von der Konferenz vorgeschriebene Maßregel sich hier bewährt hat, wird die Forderung, sie auch an anderen Stellen einzuführen, mehr Gewicht erhalten, und damit sind französische Sonderabsichten nicht verträglich.

Man kann zweifeln, ob die französische Regierung angesichts aller dieser Schwierigkeiten wirklich die Protektoratsidee aufgegeben hat, oder ob alle diese Versicherungen nur bestimmt sind, die innere und äußere Opposition zu beschwichtigen, um unterdessen die Eroberung im Stillen zu betreiben, ein fait accompli zu schaffen und so alle Widersacher zum Schweigen zu bringen. Die Durchführbarkeit einer solchen Politik hängt vornehmlich ab von dem Widerstand, den die Marokkaner selbst den französischen Absichten entgegenstellen. Und dieser hat sich im letzten Jahr außerordentlich verstärkt.

Wie schon erwähnt, hat der den Franzosen feindliche Gegensultan seinen Bruder Abdul Aziz auf Rabatt beschränkt; heute steht Muley Hafid dicht vor Fez, um sich hier zum Sultan ausrufen zu lassen. Seine Gesandten besuchen bereits die europäischen Hauptstädte, um die internationale Anerkennung zu erlangen. Auch in dieser Angelegenheit haben Deutschland und Frankreich eine verschiedene Politik befolgt. Deutschland hat — entsprechend dem in Algesiras ausgesprochenen Grundsatz, daß Marokko ein unabhängiges Reich sei — peinlich vermieden, in den Streit einzugreifen, nur den Inhaber der wirklichen Gewalt wollte es als Herrscher anerkennen. Daher sind die Gesandten Muley Hafids im vorigen Jahre, als er nicht mehr als einer der vielen unbotmäßigen Häuptlinge war, in Berlin nicht angenommen worden; in diesem Jahre sind sie angehört worden. Deutschland hat sich so die Möglichkeit gewahrt, ohne Verleugnung seiner bisherigen Politik auch mit dem Vertreter einer national=marokkanischen Richtung eine Verständigung zu finden. Frankreich hat dagegen von Anfang an offenkundig Abdul Aziz unterstützt in der deutlichen Absicht, sich in dem persönlich unbedeutenden Manne einen ergebenen Schützling und bequemes Werkzeug zur „Tunifikation“ zu erziehen. Muley Hafids Erfolg hat diese Absicht gründlich vereitelt und die französischen Verlegenheiten vermehrt. Denn einerseits hat die Erhebung Muley Hafids der antifranzösischen Partei einen Mittelpunkt gegeben, die gewaltsame Unterwerfung erschwert und so alle oben angeführten Gründe hiergegen verstärkt. Insbesondere ist eine Verhüllung der französischen Absichten völlig unmöglich geworden: die zur Niederwerfung Muley Hafids notwendige Kraftanstrengung würde das Ziel sogleich verraten. Andererseits ist es jetzt schwieriger geworden,

auf alle Protektoratsabsichten zu verzichten, die einmal eingenommenen Positionen zu räumen und sich mit der in Algesiras fixierten Rolle zu begnügen. Denn bei dem durch die Vorgänge der letzten Jahre gesteigerten Haß gegen die Franzosen würde die Zurückziehung der Truppen die Sicherheit aller Franzosen in diesen Gebieten außerordentlich gefährden und überdies eine politische Niederlage, ein Zurückweichen vor einer franzosen-feindlichen Bewegung, bedeuten. Unausgesetzte Angriffe auf die algerische Grenze würden hierdurch provoziert werden. Es ist daher kein Zweifel, daß Frankreich diesen Rückzug nicht antreten wird, daß es vielmehr, selbst wenn es das Protektorat als auf lange hinaus nicht durchführbar anerkannt hat, doch die bisherigen Positionen vorläufig noch zu behaupten suchen muß. Auch diese beschränkte Politik wird seit der Steigerung des marokkanischen Fanatismus noch große Opfer erfordern und bedeutet eine gewisse Schwächung Frankreichs für andere Konflikte. Hieraus ergiebt sich, daß eine schnelle Aenderung der Lage in Marokko unwahrscheinlich ist: Frankreichs Expansion ist gehemmt, aber dem neuen Sultan wird es selbstverständlich ebenfalls nicht möglich sein, die Franzosen aus ihrer Stellung zu vertreiben. Es steht dahin, ob Frankreich versuchen wird, wie einige Nachrichten behaupten, sich mit Muley Hafid zu verständigen, aber es leuchtet ein, daß auch diese Wendung sich nur langsam vollziehen und daß sie gewiß nicht die Vorbereitung des Protektorats erleichtern wird.

Angesichts dieser schwierigen Stellung Frankreichs ergiebt sich die Rolle Deutschlands von selbst. Es hat keinen Anlaß, eine Veränderung der Lage zu betreiben, es hat einstweilen nur Frankreichs Schritte zu beobachten, jede mißbräuchliche Benutzung der Algesiras-Akte zu verhüten und zu hindern, daß aus der Bestrafung einiger räuberischer Stämme eine Eroberung des Gesamtreiches wird. Die Vorgänge von Casablanca haben gezeigt, daß die deutsche Regierung die erste Aufgabe erfüllt hat, und nach den Erklärungen im Januar darf man annehmen, daß sie auch die zweite nicht aus dem Auge verloren hat. In den letzten Tagen hat ein Artikel der „Köln. Ztg." viel Beachtung gefunden, der die französischen Expeditionen in Marokko scharf kritisierte; man hat darin eine Wendung der deutschen Politik erkennen wollen, die das französische Vordringen jetzt schärfer als früher beobachten wolle: man muß darin wohl besser die Fortsetzung der früheren Politik sehen, eine neue Mahnung an Frankreich, die älteren Versprechen nicht zu vergessen. Somit erzwingen die Umstände, da Frankreich weder recht vor noch zurück kann, eine langsame Entwicklung der Dinge, und in dieser Langsamkeit liegt der beste Schutz gegen eine neue europäische Verwicklung aus Anlaß der marokkanischen Frage wie vor der Algesiras-Konferenz. Denn da Frankreich vor der Hand nicht in der Lage ist, eine etwaige Protektoratsabsicht auszuführen und den deutschen Handel und Einfluß wirksam zu bekämpfen, so hat Deutschland keinen Grund, den Franzosen mit solcher Wucht wie 1905 entgegenzutreten: mögen auch die Interessen und Wünsche beider Mächte inbezug auf Marokko auseinandergehen,

die nationale Ehre kommt, wie die Dinge liegen, jetzt nicht in Frage und damit ist die Möglichkeit einer ruhigen Betrachtung und Verständigung geschaffen. Je länger der augenblickliche Zustand, der für beide Teile erträglich ist — für Deutschland noch leichter als für Frankreich — dauert, desto mehr wächst auf beiden Seiten die Neigung zu einem Kompromiß. Schon manche europäische Streitfrage hat an Schärfe dadurch verloren, daß ihre Lösung aufgeschoben worden ist. Man braucht nur an die orientalische Frage zu denken, deren Gefahr für den europäischen Frieden sich im letzten Menschenalter beträchtlich vermindert hat.

G. Roloff.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Kretzer, Max. — Das Hinterzimmer. Roman. M. 4,— Jauer u. Leipzig, Oskar Hellmann

Krieg, A. — Zur Charakteristik Johann Sleidans. Ein Beitrag zur Geschichte des elsässischen Humanismus. (Beilage zum 10. Jahresbericht des Gymnasiums zu Zehlendorf) Ostern 1907.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. — Herausgegeben vom Grossen Generalstabe Kriegsgeschichtliche Abteilung II. Heft 10 v. Clausewitz. Nachrichten über Preussen in seiner grossen Katastrophe. Zweite verbesserte Auflage mit 2 Karten in Steindruck. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Meinhold, J. — Die Weisheit Israels. Leipzig, Quelle & Meyer.

Meyer, Dr. M. Wilh. Der neue Stern. Eine Novelle in Gesprächen. („Naturwissenschaftliche Novellen" Bd. II.) In farbigem Umschlag mit Illustrationen. M 1,—, fein geb. M 2,—. Stuttgart, Verlag des „Kosmos", Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung).

Mitteilungen aus der livländischen Geschichte. 20. Band I. Heft. Riga 1907, Nicolai Kymmel.

Ohlert, Arnold. — Abbruch und Aufbau des Unterrichtssystems. Hannover, List, und Berlin, Carl Meyer, Gustav Prior.

Platon. — Der Staat. Deutsch von A. Horneffer. (Antike Kultur Bd. I.) Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.

Schiemann, Theodor. — Geschichte Russlands. Band II. Brosch. M. 12,—, geb. M. 14,—. Berlin, Georg Reimer.

Sonnenschein, Dr. Carl. — Kann der moderne Student sozial arbeiten? 50 Pf. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.

Soziale Kultur. — Der Zeitschrift Arbeiterwohl und der Christlich-sozialen Blätter neue Folge. Redigiert von Prof. Dr. Fr. Hitze, Münster, und Dr. W. Hohn, M.-Gladbach. Januar- und Februarheft 1908. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.

Staub, Dr. K. J. — Graf L. N. Tolstois Leben und Werke. M 4,50, geb. M. 5,50. Kempten, Jos. Kösel.

Strählin, Dr. Karl. — Das äussere und das innere Problem im heutigen Britisch-Indien. M. 1,—. Heidelberg, Carl Winter.

Stutz, Dr. Ulrich. — Kirchenrechtliche Abhandlungen. 48 Heft: Preussen und Rom an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts. M. 7,20. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Unger, A. W. — Wie ein Buch entsteht (Aus Natur und Geisteswelt, 175. Bd.). M. 1.—, geb M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Vorländer, Karl. — Geschichte der Philosophie. Bd. 1, M. 8,60, Bd 2, M. 4,50. 2. Aufl. (Philosophische Bibliothek Bd. 105 und 106.) Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

Waddington, Richard. — La Guerre De Sept Ans. Histoire Diplomatique et Militaire Tome IV Torgau-Pacte De Famille. Paris, Firmin-Didot & Cie.

Walzel, Dr. Oskar F. — Die Wirklichkeitsfreude der neuen schweizer. Dichtung. Antrittsvorlesung. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Wedderkopp, Frank. — Harden im Recht? 50 Pf. Berlin, Hermann Walther.

Wehberg, Hans. — Wir beide. Eine Dichtung. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Witasek, Dr. Stephan. — Grundlinien der Psychologie. Mit 15 Figuren im Text. (Philosophische Bibliothek Bd. 115.) M. 8,—. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

Wolff, Theodor. — Pariser Tagebuch. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—. München, Alb. Langen.

Zeitschrift für Politik. — Herausgegeben von Dr. Rich. Schmidt, Freiburg i. B., und Dr. Adolf Grabowsky, Berlin. 1 Band. Heft 2. Jährlich erscheint ein Band in vier Heften zum Preise von M. 16,—. Berlin, Carl Heymann.

Zimmermann, Adolf. — Mit Dernburg nach Ostafrika. M. 2,50, geb. M. 3,—. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.

Zur Strassen, Otto. — Die neuere Tierpsychologie. M. 2,—. Leipzig, B. G. Teubner.

Verantwortlicher Redakteur: In Vertr.: Dr. Gustav Roloff, Berlin-Charlottenburg, Königsweg 8.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

i 1908. Einhundertzweiunddreißigster Band. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt:

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1908.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie. Direktor Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Berlin: [illegible] Weltanschauung des Marxismus. (S. [illegible].) — B. E. Engel, Schiller als [illegible] (S. [illegible].)

Literatur. Professor Dr. Adolf Metz, Hamburg: A. Biese, Deutsche Literaturgeschichte. — E. Engel, Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. (S. 521.)

Kolonialpolitik. Professor Dr. Adolf Matthaei, Kuxhaven: [illegible] Verwaltung [illegible] im Togo-Lande. (S. [illegible].)

Theater-Korrespondenz.

Gertrud Prellwitz: Königl. Schauspielhaus. Die Braut von Messina. — Deutsches Theater. Die Räuber (S. [illegible].)

—[illegible]—: Königl. Opernhaus. Der Hamlet der Französischen Gesellschaft Mounet-Sully. (S. [illegible].)

Politische Korrespondenz.

[illegible] Prozesse. — Fürst Eulenburg. (S. 547.)

[illegible]: Die deutsch-ungarische Frage. — Magyarische Realpolitik. — [illegible] Aufgaben. (S. [illegible].)

G. [illegible]: Marokko (S. 558.)



Brennabor
Das Meisterwerk der Fahrrad-Technik!
Brennabor behauptet in seiner hohen Vollendung den bisherigen ersten Platz und wetteifert nicht im Preise mit minderwertigen Fabrikaten.
Schneidige Form. Bestes Material. Prima Pneumatiks.
Brennabor-Werke Brandenburg a. d. H.

